32101 064469453

Library of

Princeton University.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

herausgegeben

von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

---

19. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1860.

Register.

Jahrgang 1860. Erstes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Die Hoffähigkeit. S. 1.

Briefe des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels aus der Campagne von 1793. S. 27. 57.

Von der preußischen Grenze. S. 38. 76. 113. 151. 275. 361. 436.

Zur kurhessischen Verfassungsfrage. S. 41.

Die Schweiz und der neutralisirte Theil von Savoyen. S. 81.

Die Ereignisse in Mittelitalien seit dem Frieden von Villafranca S. 86. 137. 224.

Der Streit um das Dappenthal. S. 161.

Die Reformen in Oestreich. S. 169.

Katholicismus und Ultramontanismus. S. 172.

Württembergische Zustände. S. 187.

Die Schwefelbande. S. 199.

Die Constituirung Deutschlands. S. 201.

Beseler über die schleswig-holsteinische Frage. S. 219.

Napoleon und Victor Emanuel. S. 241.

Die Zustände im Kirchenstaat. S. 281. 331.

Die Freiheit der Kirche. S. 316.

Zwei Noten. S. 321.

Der Bundestag und Kurhessen. S. 347.

Das tiroler Landesstatut. S. 353.

Die streitigen Grenzen in Schleswig-Holstein. S. 371.

Das englische Blaubuch über Italien. S. 401.

Die Lage des preußischen Ministeriums. S. S. 441.

Die freie Presse in Tirol. S. 455.

Die diplomatische Komödie. S. 465.

Die Elbzölle. S. 474.

Preußen und die auswärtige Politik. S. 481.

Parlamentarisch schicklich. S. 519.

(RECAP)

390.7
.H27
v.19-22
pt.1-2
(1860)

65886

Bilder und Schilderungen.

Ein Beſuch bei Radetzki. S. 48.

Sachſens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutſchen Sprache. S. 99.

Aus dem Leben Annette's v. Droſte. S. 193.

Die Deutſchen in Neuyork. S. 375.

Eine Bergfahrt in den Pyrenäen. S. 382.

Aktiengeſellſchaften im Alterthum. S. 387.

Gottſched und Friedrich der Große. S. 396.

Czechiſche Tänze, Sagen und Volkslieder. S. 419.

Neuruſſiſche Städte. 1. Nicolajeff. S. 458.

Der Mond im Aberglauben. S. 489.

Militäriſche Tagesfragen.

Zur Geſchichte des preußiſchen Heeres. S. 206. 263.

Die Scharfſchützenbewegung in England. S. 254.

Die Küſtenbefeſtigungen an der Nord- und Oſtſee. S. 309.

Literatur und Kunſt.

Die Glaubensphiloſophie. S. 9.

Literariſche Streifzüge. 1. Macaulay, W. Irving, Prescott, Ritter, Grimm, Tempeltey, Dora d'Iſtria, G. Struve. S. 69.

2. Stolte, Mayer, Cerri, Ring, Träger, Lübbert, Ruppius, Ziegler, Riehl, Ehlert, v. Ehrenſtein, Helfferich, H. Grimm. S. 268.

3. Schillerfeſtſchriften, Arndts Gedichte, Brinkmann, Vincke, Fernan Caballeros, F. Lewald, E. Polko, Briefe Humboldts an Varnhagen. S. 410.

4. Dickens und Thackeray. 468.

5. Koch, Reuter. S. 514.

Engliſche Geſchichte von Ranke. S. 121.

Feldmarſchall Fürſt v. Ligne. S. 179.

Wilhelmine Schröder-Devrient. S. 238.

Eine neue Philoſophie der Geſchichte. S. 297.

Leſſing und Göze. S. 447.

Neue Geſchichtſchreibung. S. 507.

Kürzere Beſprechungen literariſcher Erſcheinungen.

Literaturgeſchichte. Düntzer. S. 118.

Politik. Lucq. S. 119. Welckers Staatslexikon. S. 160.

Kirche. Allgem. kirchliche Zeitſchrift. S. 119. Mathieu. S. 119. Proteſt. Kirchenzeitung. S. 159. Myſtagogos. S. 200. Volkmar. S. 200.

Naturwiſſenſchaft. Pöſche. S. 120. Friedreich. S. 120.

Geſchichte. Biographien zu Schillers Wallenſtein. S. 159. v. Waſſewitz. S. 518. Stephan. S. 513. Brialmont. S. 513. W. Irving. S. 513. Schmidt. S. 518. Natorp. S. 518. Bürger. S. 518. Andrä. S. 518. Nitzſch. S. 518. Brandes. S. 519. Wolf. S. 519. v. Sybel. S. 519.

Kunſt. Weingärtner. S. 159. Sloman. S. 200.

Reiſeliteratur. S. 357.

Notizen. Aufruf an das deutſche Volk. S. 359.

Die Hoffähigkeit.

Wie der Einzelne beim Beginn des neuen Jahres die Fortschritte seines innern Lebens mustert und den Vorsatz faßt, Mängel seiner Bildung und Sittlichkeit zu bessern, so werden auch die Millionen Menschen, welche zusammen das deutsche Volk bilden, Ursache haben, jetzt beim Aufgehen einer neuen *Entwickelungsperiode* ein Urtheil über den politischen Standpunkt zu gewinnen, den sie in der Gegenwart einnehmen.

Wenn hier zu solcher Selbsterkenntniß ein kleiner Beitrag gegeben wird, so erhebt der Verfasser nicht den Anspruch, Unbekanntes zu berichten. Im Gegentheil ist er sicher, daß die besten des deutschen Adels die hier ausgesprochne Ueberzeugung ebenso theilen, wie das gesammte Bürgerthum Deutschlands.

Wer über die deutsche Hoffähigkeit und ihren Einfluß auf Souveräne und Adel spricht, von dem wird vor Allem Unbefangenheit und außerdem einige Rücksicht zarter Natur gefordert werden. Denn was im alten Herkommen von Uebel sein sollte, ist nicht durch menschliches Verschulden in unser Leben getragen. Es ist allerdings Ueberrest abgelebter Bildung, Ueberlieferung aus einer oft herben und wilden Vergangenheit. Aber innig ist der alte Brauch mit den gemüthlichen Neigungen der deutschen Souveräne verbunden, er gilt Tausenden einflußreicher Staatsangehörigen für einen werthvollen Besitz, auf dem ein großer Theil ihrer Selbstachtung beruht. Und doch setzt die Tradition der Höfe die höchsten Repräsentanten deutschen Lebens in Gefahr, auf ihrer Höhe zu vereinsamen und in unlösbare Conflicte zu kommen mit der höchsten Bildung ihrer Zeit. Dieselbe Tradition vermehrt auch dem deutschen Adel die Gefahr, in den Sonderinteressen einer privilegirten Kaste zu verkümmern. Aus diesem Grunde muß gerade der loyalste Staatsbürger am lebhaftesten eine Besserung des Unzuträglichen wünschen.

Ueberall, wo sich die Würde einer hohen Ehrenstellung äußerlich offenbart, regelt auch Ceremoniell und eigenthümlicher gesellschaftlicher Brauch die Beziehungen der Menschen, welche dem Vertreter irdischer Hoheit zu persönlichem Verkehr nahen. Unter allen Verhältnissen hat sich das eingeführt, nicht

aus Zufall, ſondern durch innere Nothwendigkeit. Ceremoniell und Etiquette ſind nicht den Monarchien allein eigen, obgleich ſie hier vorzugsweiſe feſte und ſorgfältige Ausbildung erlangt haben. Es gehört zu den Pflichten des höchſten Erdenamtes, edel, ſtattlich, würdevoll zu repräſentiren, die erhabene Stellung auch durch äußern Glanz zu ſchmücken. Die Zeiten ſind für Deutſchland längſt vorbei, wo der wüſte Luxus eines zügelloſen Hofes die Geldkraft des Volkes vorzugsweiſe für ſich in Anſpruch nahm. Seitdem die höhere Cultur des modernen Staates geſetzlich geregelt hat, welcher Theil der Staatseinnahmen den Regierenden ſelbſt und ihrem Hofhalt zu gute kommen ſoll, vermag auch der beſcheidene Bürger mit Behagen auf die erleuchteten Fenſter des Fürſtenſchloſſes zu ſehen, und mit Selbſtgefühl lieſt er von glänzenden Feſten, in denen ſein Souverän einen fremden Herrſcher oder ſeine Geladenen ſtattlich bewirthet hat, ſich ſelbſt zur Freude, den Andern zur Ehre.

Auch darüber wird kein Streit ſein dürfen, daß im Allgemeinen die Staatsangehörigen, mit denen ſich ein Souverän umgibt, oder die er für geſellſchaftlichen Verkehr zu ſich fordert, aus den höchſten Kreiſen zu wählen ſind, welche die Organiſation des Staates, die nationale Bildung emporgehoben hat. Wie weit der Blick eines regierenden Fürſten reiche, er kann doch nur einen ſehr kleinen Theil ſeiner Millionen perſönlich kennen, zunächſt Solche, welche ihm ſein Privatleben menſchlich nahe gebracht hat, dann die Vielen, welche die höchſten Intereſſen des Staates vertreten, die erſten Beamten in Civil und Militär, große Grundbeſitzer, dazu die ſtändigen Gäſte jedes Hofes, die Diplomatie der befreundeten Regierungen, u. ſ. w. Ja noch mehr. Der Fürſt kann bei größeren Feſten nur ausnahmsweiſe die Einzelnen auswählen, welche er bei ſich ſehen will; denn da einer großen Zahl von Menſchen als Vorzug gilt, in ſeine Nähe zu kommen, ſo würden die widerwärtigſten Empfindungen aufgeregt werden und kleinliche Kritik den Regenten ſelbſt berühren, wenn nicht auch im Allgemeinen die Kategorien der Einzuladenden nach gewiſſen verſtändigen Geſichtspunkten vorher feſtgeſtellt wären. Auch hier wird der äußere Rang immer noch den ſicherſten Anhalt geben. Ohne ſolche gemeingültige Regeln wäre kaum ein Hoflager in Ordnung zu erhalten.

Wenn es aber nothwendig iſt, daß der Verkehr ſowohl der Staatsangehörigen als aller Fremden unter den Augen des Souveräns durch angemeſſenes Ceremoniell und feſte Convenienz beſtimmt wird, ſo iſt andererſeits eben ſo vernunftgemäß, daß dem Souverän frei ſtehen muß, vor ſein Angeſicht zu laden, wen er will, und eben ſo vernunftgemäß iſt, daß es ein Ehrenrecht jedes unbeſcholtenen Mannes ſein muß, am Hoflager ſeines Souveräns zugelaſſen zu werden, wenn er die humane und geſellſchaftliche Bildung beſitzt, welche gegenwärtig in der ganzen Welt zu dem macht, was wir Deutſche mit fremdem Wort einen Gentleman nennen.

Dieſes natürliche Verhältniß zwiſchen Herrſcher und Volk iſt in Deutſchland durch einen Ueberreſt feudaler Sitte ſehr verſchoben. Der Souverän iſt gegenwärtig thatſächlich in der Wahl ſeiner Umgebung unfrei, das Ehrenrecht des außergeſchäftlichen Verkehrs mit dem Landesherrn iſt noch faſt ausſchließlich Privilegium einer beſtimmten Claſſe von Staatsangehörigen. Ueberall in Deutſchland hat der alte Adel das Vorrecht der Hoffähigkeit.

Es gab eine Zeit, welche etwa drei Generationen abliegt, wo der Souverän an vielen deutſchen Höfen zu ſeinem Hoflager überhaupt keinen Nichtadeligen laden durfte. Er konnte ihn gleichſam als Privatmann in Geſchäften ſprechen; ſo oft er als Fürſt repräſentirte, ſtand er mit ehernen Banden in den Kreis ſeines Adels gebannt. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden allmälig Conceſſionen gemacht. Dieſe Conceſſionen, an den einzelnen Höfen ſehr verſchieden, ſind im Allgemeinen, daß das geſammte Officiercorps, die höheren Rangclaſſen der Beamten, während der Landtage die Mitglieder beider Kammern, außerdem zuweilen Deputationen einflußreicher Körperſchaften, renommirte Fremde u. ſ. w. die Hoffähigkeit erhalten. Sie kann einzelnen Individuen durch beſondere Prädikate ertheilt werden; ſie wird an manchen Höfen durch Ertheilung eines Ordens erlangt. Aber alle dieſe Ausdehnungen der Hoffähigkeit beruhen nur auf der Annahme, daß es zweckmäßig geworden ſei, die Vorrechte des Adels wenigſtens für Stunden auch auf Andere auszudehnen. Auch dem Adel hat man an den meiſten Höfen entſprechende Conceſſionen gemacht, wenigſtens den Männern wird nur noch ausnahmsweiſe nachgerechnet, ob ſie von altem Adel ſind, oder ob ihre Familien ſeit drei oder vier Generationen eine Mesalliance vermieden haben.*)

So iſt zunächſt Recht des deutſchen Edelmanns, wenn er dem Hoflager ſeines Souveräns naht, in der vorgeſchriebenen Weiſe ſeine Ankunft zu melden, worauf er nach Umſtänden bei der Cour empfangen, zur Tafel geladen wird u. ſ. w. Dies an ſich wenig bedenkliche Vorrecht iſt aber Grundlage für die geſammte Organiſation des Hofes und die Wahl der perſönlichen Umgebung des Regenten geworden. An allen deutſchen Höfen iſt der höhere Dienſt mit Ausnahme einiger ſubalterner Beamten und der Dienerſchaft in den Händen des Adels. Die „Chargen“, an allen Höfen in der Hauptſache gleich, nach dem Range wieder in drei Claſſen getheilt, umgeben den Landesherrn in ihren verſchiedenen Functionen vom Morgen bis zum Abend. Außer den regelmäßig Beſchäftigten hat faſt jeder Hof eine Anzahl Kammerherren, mehrere Höfe auch Kammerjunker, welche, im Lande zerſtreut, vielleicht bei beſondern Gelegenheiten einberufen werden. Ja auch die nächſte militäriſche Umgebung des

*) Acht Ahnen genügen jetzt wol überall in Deutſchland zum alten Adel; in Wien ſind bei einzelnen Hoffeſten noch ſechzehn nöthig.

Regenten, die Adjutantur, wird faſt überall nach demſelben Geſichtspunkt ausgewählt. Schon der junge Prinz erhält vielleicht einen nichtadeligen Erzieher, in jedem Fall einen adeligen Gouverneur. Von Klein auf wird er in der Anſicht erzogen, daß nur der Adelige zum geſelligen und gemüthlichen Verkehr mit ihm geeignet ſei. Als ein Prinz, an deſſen erlauchtem Hauſe beſonders volksthümliche Erinnerungen hängen, in fremdem Kriegsdienſt ſeine militäriſche Schule durchmachen ſollte, wurde ſorglich ein Regiment ausgewählt, in welchem kein bürgerlicher Officier war. Es erſchien unthunlich, daß der junge Fürſt ſelbſt in der Fremde mit einem Nichtadeligen kamradſchaftlich verkehren ſollte. — So entſteht an allen Höfen eine eigenthümliche ſociale Atmoſphäre, welche das ganze Leben des Herrſchers umgibt und eine unſichtbare Schranke zwiſchen dem Hofe und der Nation bildet.

Vieles Seltſame iſt dadurch zunächſt in das deutſche Hofceremoniell gekommen. Der deutſche Landjunker und ſeine Frau, dieſe letztere, wenn ihre Familie in drei Generationen keine Mesalliance erduldet hat, ſind als Geladne des Hofes auch vor mehrern Claſſen der höhern Staatsbeamten bevorzugt. Die Frauen der letztern haben als „Bürgerliche“ oft lange noch nicht die Hoffähigkeit, welche den Männern vergönnt iſt. Aber auch unter den Hoffähigen ſind noch zahlreiche Abſtufungen des Ranges und der geſellſchaftlichen Privilegien, einige nothwendig, die meiſten abenteuerlich, mehrere wie dem Hofe von Byzanz nachgebildet. Nicht jedem Geladenen gönnt der Souverän die Anſprache; auch dieſer Vorzug geht an manchen Höfen nur herab bis auf die Räthe irgend einer hohen Claſſe, die Officiere eines gewiſſen Grades, die Diplomaten eines diſtinguirten Ranges. Ein Legationsſecretair ſieht wohl Jahrelang den Herrſcher, bei welchem ſein Geſandter akkreditirt iſt, an ſich vorübergehen, ohne daß der hohe Herr ihn kennt. Iſt einmal ſein Chef verreiſt und er Stellvertreter deſſelben, dann redet ihn vielleicht der wohlwollende Monarch wie einen alten Bekannten an; kehrt aber der Geſandte zurück, dann ſchwindet der Bevorzugte wieder in ſtummes Nichts. Einſt war einem würdigen Officier, der nach Hofetiquette zwar von ſeinem Souverän geſehen, aber nicht angeredet werden durfte, der Sohn gefährlich erkrankt, welcher früher einmal Gelegenheit gehabt hatte, dem Regenten einen perſönlichen Dienſt zu leiſten. Als der Fürſt ſich der Stelle näherte, an welcher der Vater aufgeſtellt war, hielt er einen Augenblick zögernd und ſah ſeinen Officier traurig an, dann ſchlich der arme Herr weiter. Die Fürſtin, welche ihm folgte, und ſeine Empfindungen verſtand, konnte ſich ſchon eher etwas vergeben, ſie blieb vor dem Officier ſtehen und erkundigte ſich huldvoll nach dem Befinden des Sohnes. Sogleich ſtand auch der Fürſt ſtill und lauſchte auf die Antwort des Gefragten. Aber nicht immer löſen ſich die Schwierigkeiten der Etiquette ſo harmlos. Als in der Provinz eines größern Staats vom Regenten ein Manöver abgehalten wurde, war das Gut eines

nichtadeligen Gutsbesitzers, der eine höhere Beamtenstelle in seinem Departement bekleidete, zum Hauptquartier des Landesherrn auserwählt. Als der adelige Chef des durch sein Amt hoffähigen Gutsbesitzers ihm dies eröffnete, fühlte er sich verpflichtet, schonend zu bemerken, daß die Frau des Ausgewählten doch als Nichtadelige dem Regenten die Honneurs des Hauses nicht werde machen können. Die Hausfrau nicht in ihrem eigenen Hause! — — Es ist nicht erfreulich, bei solchen Einzelheiten zu verweilen.

Daß zu Wien am Kaiserhofe die Gesetze der Hofetiquette am strengsten sind, wird man voraussetzen. Unter den mittleren deutschen Höfen sind einige, an denen besonders scrupulös auf dieselbe romanische Etiquette gehalten wird. Freilich haben zuweilen die geistigen und gemüthlichen Bedürfnisse der Souveräne nach Auskunftsmitteln gesucht: an mehreren Höfen ist eine besondere Form für den Verkehr mit Gelehrten und Künstlern gefunden; aber solche Privatabende der höchsten Herrschaften stehen ganz außerhalb des Hoflebens, sie werden betrachtet wie ein kurzes Incognito, welches sich der Souverän wohl zuweilen gestattet. Es kann vorkommen, daß ein Fürst Solche, die ihm an solchen Abenden persönlich nahegetreten sind, niemals vor sich laden kann, wenn bei einem Hoffeste die Kronleuchter seines Schlosses angezündet werden. Nur einer von den kleinern Fürstenhöfen Deutschlands hat die alterthümliche Etiquette fast ganz beseitigt und das feudale Hoflager in einen Hofhalt verwandelt, der nach dem Muster des französischen Hofes unter Louis Philipp organisirt ist. Es ist uns nicht bekannt geworden, daß diese gewaltthätige Reform Ansehen, Behagen und Popularität des Fürsten verringert hätte. Es ist lehrreich, daß in jenem Lande, von welchem die Deutschen den größten Theil ihres höfischen Brauches angenommen haben, schon längst das alte Ceremoniell geschwunden ist. Die Hofordnung, wie sie Louis Philipp eingerichtet hatte, ist mit einer Anzahl Aenderungen, welche vom Kaiserreich hergenommen sind, auch durch Kaiser Napoleon III. adoptirt worden, und nur gelegentlich werde hier bemerkt, daß der Kaiser einen nicht geringen Theil der widerwilligen Achtung, welche er den Franzosen abgerungen hat, dem Umstande verdankt, daß das Princip seines Hofes wie seiner Regierung das ist, keinen gesellschaftlich privilegirten Stand zu dulden. Er hat alte Adelstitel aufgefrischt, aber er sorgt dafür, daß sie bei ihm nur wesenlose Titel bleiben. Der letzte Grundsatz seiner Regierung, den er auch im persönlichen Verkehr geltend macht, ist, jedes Interesse gleichmäßig unter seinen Willen zu beugen. Und der Bürger von Paris empfindet darin nach Weise des Franzosen mit stiller Befriedigung einen demokratischen Zug, der ihn mit vielem Harten versöhnt.

Der deutsche Bürger aber sieht mit kaltem Lächeln auf die Exclusivität der deutschen Höfe. Er weiß wohl, daß das Bürgerthum der Hauptträger

der deutſchen Tüchtigkeit und Bildung iſt. Er ſieht mit Stolz, daß in keinem Kreiſe deutſchen Lebens, weder bei Fürſten noch beim Adel, die Sittlichkeit reiner, die Bildung humaner, der Sinn für das Schöne und Große entwickelter, das Familienleben gemüthvoller iſt, als in den gebildeten Familien, welche ſtolz darauf ſind, bürgerlich zu heißen. Der deutſche Bürger weiß wol, daß der Adel dem Bürgerſtand ſeit Jahrhunderten faſt Alles verdankt, was ihn aus der Unbehülflichkeit des Mittelalters herausgehoben und den Junker in einen nützlichen Staatsbürger verwandelt hat. Er weiß, daß die Humboldte nur durch den Verkehr mit dem Philologen Wolf, den Dichtern Schiller und Goethe zu der Cultur gekommen ſind, welche ſie zu Zierden ihres Standes macht. Er weiß recht gut, daß aus den Landedelleuten der Mark und Pommerns, welche in Oppoſition gegen die humane bürgerliche Bildung der Gegenwart treten, niemals ein Humboldt herauswachſen wird, wol aber moderne Don Quixotes, nicht ſo harmlos und weniger liebenswerth, als der arme ſpaniſche Hidalgo. Und feſt überzeugt iſt der Bürger, daß er nicht mehr Glied eines Standes, welcher zwiſchen Edelmann und Bauer geſetzt iſt, ſondern in freieſter Stellung ein Theil der Volkskraft, daß vorzugsweiſe er Repräſentant auch des edelen Lebens der Nation iſt, und daß hoher und niedrer Adel ſich nur dann erhalten können, wenn ſie in geiſtiger und materieller Beziehung ſeiner Führung folgen.

Es gibt natürlich auch Nichtadelige, welche noch mit Groll und Neid auf die geſellſchaftlichen Hofprivilegien des feudalen Adels blicken, und die es für ein beſonderes Glück halten, derſelben in irgend einer Weiſe theilhaftig zu werden. Es iſt zu bedauern, daß die Fürſten und ihre Umgebung vorzugsweiſe nach ſolchen Einzelnen ihre Anſicht über ihr eignes Verhältniß zu den Beſten der Nation bilden. Denn nicht nach den Schwachen iſt die Stimmung der geiſtigen Führer des Volkes zu meſſen, und mit Stolz darf man auch in dieſer Hinſicht auf die deutſche Art hinweiſen. Trotz der vielen Höfe und der zahlloſen Fäden, welche durch den Einfluß der vielen Regierenden gezogen werden, und trotz des unerhörten Druckes, unter dem das deutſche Volk in den letzten Jahrhunderten ſeiner geſchichtlichen Entwickelung heraufgewachſen iſt, iſt doch ſehr allgemein ein männlicher gleichmäßiger Sinn, der den Höherſtehenden Achtung, den Regierenden ehrliche Loyalität bewahrt, aber ebenſo entſchieden mit Stolz das eigene friſche Leben der künſtlichen Luft der Höfe gegenüberſtellt.

In dem Gefühl ſeiner Kraft kann der deutſche Bürger lächelnd den perſönlichen Verkehr mit ſeinem Fürſten und das Leben am Hofe entbehren. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß Viele die Ehre dieſes Verkehrs nicht ſo hoch ſchätzen werden, als den bequemeren Umgang mit ſolchen, welche der Methode ihrer eigenen Bildung näher ſtehen. Aber bedenklich iſt der andere Umſtand: die

Fürſten ſelbſt können den Verkehr mit dem Bürgerthum nicht mehr entbehren, außer zum eigenen größten Schaden.

Zwar für ihre geiſtigen Bedürfniſſe, ſoweit dieſelben ſich lebendig regen, vermögen ſie wol jetzt zu ſorgen. Profeſſoren halten auch bei Hof Vorträge, Künſtler ſprechen über ihre Kunſt, auch kleine Privatzirkel laufen neben dem Hofleben, in denen die Anmuth einer anregenden geſelligen Unterhaltung geſucht wird. Aber ſehr gefährlich iſt dem Regenten, zumal eines größeren Staates, die politiſche Iſolirung, in welcher ihn die Luft ſeines Hofes erhält.

Denn es iſt für die Leitung des Staates keine gleichgiltige Sache, daß der Souverän des Landes von Jugend auf in der Atmoſphäre eines beſtimmten Standes erzogen wird. Groß iſt die Zahl gebildeter und liebenswerther Männer im deutſchen Adel; aber es ſcheint, nur wenige der Stärkſten vermögen ſich in politiſchen und ſocialen Fragen über die Intereſſen ihres Standes zu einer freien Auffaſſung des modernen Staates zu erheben. Was ihren Geſichtskreis beſchränkt, ſie noch heut wie einen Sonderbund der Nation gegenüberſtellt, das iſt gerade der Umſtand, daß ſie thatſächlich noch Privilegien haben, welche ſie gegen die Forderungen der Zeit zu vertheidigen ſuchen. Sie waren vor Jahrhunderten ein unnützer, ja ſchädlicher Beſtandtheil der bürgerlichen Geſellſchaft, ſo lange ſie nur in dieſen Privilegien athmeten. Genau in dem Maße, in welchem ſie von ihren alten Vorrechten verloren, wurden ſie ſelbſt kräftiger, männlicher, patriotiſcher; ſie würden jetzt zu dem beſten Theil der Volkskraft gehören, wenn ſie nicht immer noch in einem hoffnungsloſen Kampf um die Reſte ihrer Vorrechte begriffen wären. Gerade dieſe Anſprüche bilden neben Gutem und Geſundem noch ein krankes Moment in dem Idealismus der Mehrzahl. Und mit ihren Vorurtheilen verwächſt die Seele der Fürſten von Jugend auf. Auch ſie gewöhnen ſich, ihr Volk, das Leben der Gegenwart mit den Augen ihres Hofadels zu betrachten. Wie kräftig die Natur, wie wohlwollend das Gemüth des Fürſten ſei, ſeine Bildung hat faſt immer etwas ſpecifiſch Ariſtokratiſches, was dem Volk nicht heimiſch wird. Auch die politiſchen Intelligenzen gehören nicht mehr vorzugsweiſe dem Adel an. Und dieſe freie Intelligenz des Bürgerthums bleibt, außer bei einzelnen Solennitäten, dem Throne ganz fremd.

Ja noch mehr. Es iſt natürlich, wenn der Fürſt ſich nicht vorzugsweiſe die kräftigen Charaktere aus ſeinem Landadel in ſein Gefolge wählt. Auch ein verſtändiger und maßvoller Sinn des Herrn wird am liebſten gut geartete, nicht ſtark hervortretende Männer von vermittelndem Weſen zu Vertrauten der vorübergehenden Tagesſtimmungen ausſuchen. Er wird es vielleicht für einen Vorzug halten, wenn ſie keine ſelbſtſtändige politiſche Meinung vertreten. Es ſcheint uns, daß eine ſolche Methode keinen Schutz gewährt gegen das unabläſſige ſtille Einwirken ariſtokratiſcher Stimmungen auf die Seele des Fürſten,

Leicht ſteht hinter dem gefügigen Hofmann ein heftiger Vetter als ſtiller Lenker. Und auch wo dies nicht der Fall iſt, nimmt der Fürſt leicht von den Cavalieren ſeiner Umgebung eine Methode an, ernſte Geſchäfte auf eine Weiſe zu behandeln, die mehr cavaliérement, als gründlich iſt.

So ſind, es wäre vergebens, das zu beſchönigen, die deutſchen Höfe gegenwärtig nicht in normaler Stellung zu den Bedürfniſſen des modernen Staats. Und um es kurz zu ſagen: ſie drohen die Fürſten von dem Verſtändniß der Zeit ſo abzuſchließen, daß zuletzt eine Verſtändigung zwiſchen den Herrſchern und der Nation überhaupt unmöglich wird. Die letzten Folgen ſolches Gegenſatzes werden einſt von beiden Theilen als furchtbare Calamität empfunden.

Aber vielleicht iſt auch hier unſere Zeit behender, die Uebelſtände zu fühlen, als zu beſſern.

Allerdings gibt es eine gründliche Heilung, die conſequente Ausführung deſſen, was in der Theorie längſt Recht iſt: Gleichberechtigung der Staatsangehörigen nicht nur vor dem Geſetz, auch vor dem Hüter des Geſetzes, dem Landesherrn. Es naht die Zeit, wo wenigſtens in Preußen die unſelige Thätigkeit der Kreuzzeitung und ihrer Partei das Volk zu einem politiſchen Kampf gegen die Anſprüche des Junkerthums erbittern wird. Der ſchwächliche Uebermuth dieſer Genoſſenſchaft, die vielmehr eine ſociale, als eine politiſche Partei bildet, beginnt den Preußen bereits unerträglich zu werden. Der letzte Ausgang dieſes Streites kann nicht zweifelhaft ſein. Sicher aber wird die geſchlagene Minorität ſich grollend immer mehr von der Bildung der Zeit löſen und immer weniger brauchbares Material für den Staat, zuletzt auch für den Hof des Landesherrn abgeben. So läßt ſich annehmen, daß auch den Regierenden die Empfindung kommen wird, wie die Zeiten längſt vorbei ſind, in denen die Ehre des Edelmanns einem König von Preußen mehr werth ſein durfte, als die des Bürgers.

Doch wird es rathſam ſein, wenn die Freunde der Krone nicht bis zu ſolcher Selbſtverbrennung des Junkerthums müßig zuſehen. Wir meinen, es liegt im höchſten Intereſſe der Fürſten und des Staats, das alte Ceremoniell des Hofes einer gründlichen Reviſion zu unterwerfen und ohne Rückſicht auf Tradition das herrſchende Princip der Hoffähigkeit gänzlich und für immer aufzuheben.

Möge man dem Kaiſerhofe zu Wien den Vorzug laſſen, auch dieſes Unhaltbare mit höchſter Sorgfalt zu conſerviren. In Deutſchland aber wird der Landesherr eines größeren Staates, welcher zuerſt den Muth und die Weisheit hat, den Bann ſeines Hofes zu brechen, und ſich aus einem Lehnsherrn mittelalterlicher Vaſallen in den erſten Gentleman ſeines Landes zu verwandeln, eine Eroberung in den Herzen der Nation machen, welche der Politik ſeines Hauſes ungleich größern Segen bringen wird, als zahlreiche diplomatiſche Verhandlungen und Rüſtungen. ♀

Die Glaubensphilosophie.

1.

Im Katechismus bei weitem mehr bewandert als unsre Großväter, fassen wir in der Regel das Glaubenssystem unsrer großen Dichter und Philosophen schärfer ins Auge, als es im goldnen Zeitalter geschah: wir entdecken bei Goethe, bei Lessing, bei Kant, auch bei Schiller in dieser Beziehung ziemlich bedeutende Blößen; und wenn wir auch nur selten so weit gehen, wegen starker Aeußerungen gegen das Christenthum den Werth dieser Männer geringer anzuschlagen, so gilt es doch für ein historisches Moment, das bei ihrer Schätzung in Betracht kommt, das, je nachdem wir uns selbst gegen die Kirche stellen, mit Tadel, Bedauern oder Beifall angemerkt wird. Ihnen gegenüber findet sich dann eine ganze Reihe von Schriftstellern, gewöhnlich die Glaubensphilosophen genannt, die sich des Christenthums gegen sie annahmen und die man daher unbesehens zu Freunden und Vorläufern unserer heutigen Rechtgläubigkeit stempeln möchte. Gereicht ihnen das bei frommen Seelen zum Ruhm, so hat es bei den Fortschrittsmännern großes Aergerniß gegeben, und man hat Jacobi, Lavater, Hamann, Schlosser, Claudius, Stilling, Stolberg u. s. w., ohne zwischen ihnen einen großen Unterschied zu machen, als Obscuranten, als Feinde der Freiheit und Aufklärung geächtet. Auf dieses Urtheil hat besonders Heine einen großen Einfluß gehabt, dessen Bilder und Vergleiche sich dem Gedächtniß rasch einprägen. Bei näherm Zusehen findet man, daß es sich hier um äußerst verschiedene Physiognomien handelt und daß der Contrast zwischen ihnen und den heidnischen Pantheisten nicht so groß ist, als es zuerst scheinen will. Beide gingen keineswegs von einem fertigen Glaubenssystem aus, sie suchten und forschten mit Ernst und Anstrengung, und wenn ihre Forschung sie auch auf sehr abweichende Wege lenkte, so kreuzten sich diese doch oft genug, und es fand mitunter ein seltsamer Umtausch der Rollen statt. So hält sich Herder im ganzen als Pantheist und Naturgläubiger zu Goethe und kämpft mit ihm gemeinsam gegen Jacobi, der von dem Gott Spinozas nichts wissen will; dann aber regt sich in ihm zuweilen der an der Bibel aufgewachsene und an Salbung gewöhnte Pfarrer, und er spricht sich bei weitem positiver aus als Jacobi, dessen Sehnsucht nach dem Glauben ungleich stärker ist als sein wirklicher Glaube.

Es war mit dem Heidenthum Goethes und Schillers, es war mit dem Christenthum Lavaters, Jacobis und Hamans nicht so bedenklich. Jeder von ihnen hat sehr verschiedene Stadien durchgemacht und man kann den Lauf ihres Denkens mit einer mehr oder minder excentrischen Ellipse vergleichen,

von der Christenthum und Naturkultus die beiden Brennpunkte bilden. Goethe fing mit der Bibel und dem Verkehr mit den Frommen an, bis seine Wahrheitsliebe ihn von den alten Freunden entfernte; die Physik und die Antike gaben ihm eine künstlerische Religion und machten ihn, da er vom Christenthum nur die Ideen Lavaters, des Fräuleins von Klettenberg u. s. w. im Auge hatte, zu einem Feinde des Christenthums, bis er im Alter für alle Dinge eine symbolische Anschauung fand und so auch dem christlichen System eine ganz artige Auslegung gab. Bei den Andern tritt dieses Schwanken noch hastiger, unruhiger, leidenschaftlicher hervor. Wer darüber ungehalten ist, der möge daran denken, daß in jener des Katechismus weniger kundigen Periode das religiöse Gefühl, d. h. die Sehnsucht nach Religion, sich viel unruhiger, hastiger und leidenschaftlicher aussprechen mußte, weil ihm in den positiven Zuständen, in dem wirklichen Leben des Volks ein viel schwächerer Widerhalt geboten war. Man hat es gern, wenn der Schriftsteller vom Beginn bis zum Schluß seiner Wirksamkeit eine gewisse Stetigkeit seiner Ansichten entwickelt, wenn er wenigstens immer zum Bessern fortschreitet; jede Abweichung von der graden Linie, jeden Rückfall empfindet man mit Verdruß; und so sind namentlich unsre Classiker übel daran, deren Briefe bis auf den kleinsten Fetzen veröffentlicht werden. Was wird in diesen Briefen nicht Alles behauptet und widerrufen! Es ist als ob sie gar nicht die nöthige Rücksicht auf die Nachwelt genommen hätten und auf das wohlbegründete Bedürfniß derselben, von ihnen ein einheitliches, harmonisches Bild zu haben! Am empfindlichsten scheint das in religiösen Dingen: in der Politik ist man schon nachsichtiger, da hier die Umstände einem augenscheinlichen Wechsel ausgesetzt sind, während Gott immer in der Mitte stehen bleibt. Wer aber über die religiöse Inconsequenz zu streng urtheilen wollte, der möge folgendes erwägen.

Es gibt in Bezug auf religiöse Dinge eine zwiefache Resignation. Die Einen schneiden alle Zweifel und quälenden Fragen des Herzens durch die sehr verständige Betrachtung ab, daß man darüber doch nichts gründliches erfahren könne, daß kein Mensch im Stande sei, sich den Gesetzen der Natur zu entziehn, und daß Fragen, bei denen man auf keine Antwort, Ahnungen und Wünsche, bei denen man auf keine Erledigung rechnen könne, ein todtes Kapital seien. Der Mensch habe für seine irdischen Bedürfnisse genug zu thun, über die himmlischen könne er nur grübeln, und das könne er ebenso gut unterlassen. — Die andern unterwerfen sich dem Katechismus einer beliebigen Kirche, und da hier in der Form von Frage und Antwort alle möglichen Dinge erörtert sind, so glauben sie damit ihrer Pflicht völlig Genüge gethan zu haben. Die Anhänger einer dogmatischen Philosophie machen es nicht viel anders als die Theologen, und es ist noch gar nicht so lange her, daß

die Hegelianer so gut als die Katholiken und Lutheraner einen ehrlichen Menschen in Verzweiflung setzten, wenn sie ihm über Dinge, über die er trotz ernsten Forschens keine Klarheit gewonnen, den bündigsten Bescheid ertheilten.

Solche Resignation ist nicht zu tadeln, sie befördert wesentlich die Zufriedenheit des Menschen, und es ist auch für den Charakter vortheilhaft, wenn man bei einem bestimmten Lebensabschnitt unter seine Untersuchungen einen Strich machen kann, um davon nicht weiter gestört zu werden. Wer aber die Qual solcher Fragen niemals empfunden, wen es niemals schmerzlich ergriffen und im innersten erschüttert hat, den Freiheitstrieb mit dem Naturgesetz, die Macht des Gefühls mit der Wirklichkeit, die Sehnsucht nach dem Vollendeten mit den Schranken des Endlichen, den Willen des Lebens mit der Nothwendigkeit des Todes in Widerspruch zu sehen; wer diese Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen entweder nie gefühlt, oder sie durch die Artikel einer bestimmten Confession völlig befriedigt hat: der ist im Ganzen mehr zu beneiden als nachzuahmen, denn es verräth eine gewisse Schwäche der Empfindung. Daß uns Neuern die Qual solcher Gedanken viel weniger empfindlich wird, ist mehr Glück als Verdienst; denn unser Leben ist besser und gesunder, als das Leben, aus welchem vor einem Jahrhundert so beklommne Seufzer zum Himmel aufstiegen.

Wenn man in der Glaubensphilosophie eine religiöse Reaktion finden will, so darf man sie wenigstens nicht mit der alten Orthodoxie in Verbindung setzen. Die Glaubensphilosophie entsprang aus einem freilich unklaren Freiheitstrieb, während die Rechtgläubigkeit aller Freiheit Feind war; sie ging aus einer starken umfassenden Bildung hervor, während jene sich in die borniertesten Vorurtheile verrannt hatte; sie quoll über vor Liebe und Empfindung, während die alten Zeloten kein anderes Gefühl kannten, als Haß gegen die Andersgläubigen. Wenn man z. B. in den Briefen zwischen Hamann und Jakobi liest, wie verächtlich sie sich über den Hamburger „Oelzötzen" aussprechen und wie sehr sie geneigt waren, für Lessing Partei zu nehmen, so wird man ihnen nicht die Schmach anthun, sie mit jenem in eine Klasse zu werfen. Es gibt von der damaligen Orthodoxie kein ansprechenderes Bild, als Gellerts Erzählung: Die Bauern und der Amtmann. Wenn die Bauern sagen, der verstorbene Herr Pfarrer, das war ein andrer Mann, er hat fleißig die Ketzer abgekanzelt, die Kirchenväter griechisch und lateinisch citirt „und stets so fein schematisiret, daß er der Bauern Herz gerühret": so ist das ebenso charakteristisch für die Haltung dieser Pastoren, als der Ausgang der Fabel für die Wurzeln, die sie im Lande geschlagen hatten. „Ihr Ochsen, die ihr alle seid! euch Flegeln geb ich den Bescheid, ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarr' behalten. Sagt, wollt ihr oder nicht?" Womit denn die christliche Gemeinde vollkommen einverstanden ist. Donnerworte gegen die Ketzer,

Unterthänigkeit gegen den Herrn Amtmann: dieſe Art von Kirchenthum zurückzuführen, lag nicht in der Abſicht der Glaubensphiloſophen.

Kräftig hatte der neuen Lehre der Pietismus vorgearbeitet. Der Pietismus ging von dem Gefühl der Liebe und der thätigen Frömmigkeit aus; er hat Werke der Barmherzigkeit gegründet, die dieſem ſo vielfach gemißbrauchten Namen immer Ehre machen werden; er hat die engherzigen dogmatiſchen Controverſen und den todten Buchſtabenglauben verdrängt und war inſofern, wenn er von der alten Orthodoxie verketzert wurde, ein Moment des Fortſchritts. Aber zugleich nährte er die Grübelei, das Wühlen im eignen Innern: er entfremdete den Menſchen völlig dem wirklichen Leben und verkümmerte ihm alle unſchuldigen Freuden, ſo daß es aus Trotz gegen die pietiſtiſchen Ketzer in manchen Städten, namentlich in Leipzig und Dresden, für ein Zeichen der Orthodoxie galt, wenn man tapfer zu Tanz und in die Komödie ging. Der Pietismus artete bald in Kopfhängerei aus, und da er in den ſtillen Gemeinden, namentlich in den Erziehungsinſtituten eine ziemlich bedeutende Propaganda machte, ſo zeigten ſich in dem Leben vieler Schriftſteller, noch bis zu Schleiermacher hin, mächtige Spuren ſeiner Einwirkung. Wir haben bei frühern Gelegenheiten, z. B. bei Moritz, bei Stilling u. ſ. w., dieſe Spuren analyſirt. So lange das Gefühl und die Anſchauung naiv bleibt, wie in „Stillings Jugend," hat ſie etwas außerordentlich Reizendes, namentlich wenn man eine gelind humoriſtiſche Färbung hinzuthut; ſobald ſie aber die Amtsmiene aufſetzt und vom Standpunkt der Doctrin gegen alle Bildung und Vernunft zu Felde zieht, wie in Stillings ſpätern Jahren, kann ſie nur Ekel erregen. Uebrigens war die geiſtige Richtung, die dem Pietismus zum Grunde lag, bei weitem umfaſſender als ſeine Erſcheinung: z. B. Gellert einen Pietiſten im ſtrengern Sinn zu nennen, wäre unſtatthaft; und doch iſt er ein verwandter Geiſt: ſeine Fabel vom Helden und vom Reitknecht iſt vollſtändig im Geiſt Speners und Zinzendorfs, und was Goethe von der Kopfhängerei und dem weinerlichen Weſen ſeines Alters berichtet, macht die Verwandtſchaft noch größer. — Auch dieſer Pietismus war nicht das Ideal der Glaubensphiloſophen, die durchweg keine Kopfhänger waren, die zum Theil, wie z. B. Hamann, ſehr humoriſtiſch ſein konnten und die durchweg eine gründliche klaſſiſche Bildung durchgemacht hatten. Die Lectüre des Homer verträgt ſich auf die Länge mit der Betſtube nicht.

Indeſſen hatte der Pietismus auf andre Weiſe, mittelbar, den Glaubensphiloſophen vorgearbeitet, indem er die Frauen emancipirte. Die Orthodoxen hatten ſtrenge darauf gehalten, daß das Weib in der Kirche nicht mitreden dürfe, während der Pietismus die Frauen nicht blos für gleichberechtigt, ſondern auch gewiſſermaßen für beſonders berufen erklärte, am Werk des Herrn ſich zu betheiligen. Die verſchiedenen frommen Mütterchen, welche die Conventikel beſuchten,

haben freilich den Gang der deutſchen Literatur nicht beſonders verändert; ganz anders aber wurde es, als hochgebildete Damen aus höhern Ständen ſich der neuen Richtung zuneigten. Tagebücher zu führen über die geheime Geſchichte ihres Innern, Menſchenliebe im Allgemeinen und im Beſondern zu pflegen, auf Erweckungen zu warten, ſie zu fördern und zu beobachten, und ſo den Roman in die Proſa des gemeinen Lebens einzuführen, das iſt ſo recht die Virtuoſität der Frauen. Unter dieſen ſchönen Seelen treten drei in der Geſchichte unſrer Literatur beſonders hervor: das Fräulein von Klettenberg, von der Goethe im Wilhelm Meiſter ein ſo reizendes Bild gegeben hat; die Fürſtin Gallizin, deren Haus der eigentliche Fokus der Glaubensphiloſophie wurde, und ſpäter Frau von Krüdener, deren Leben über die Periode, die wir hier ausſchließlich im Auge halten, bereits hinausgeht. Die Geſchichte der ſchönen Seele im Wilhelm Meiſter läßt ſich bis zu einer gewiſſen Grenze auf alle drei anwenden: ſie gingen alle drei von der weltlichen, der adligen Bildung aus und waren auch gar nicht gemeint, bei ihrer neugewonnenen Frömmigkeit die Anſprüche derſelben aufzugeben. Frau von Gallizin war ſchon längſt eine ſchöne Seele, als ſie noch in den Banden der pantheiſtiſchen Philoſophie war und vom Chriſtenthum Nichts wiſſen wollte; ſie ſcheint damals noch weit liebenswürdiger geweſen zu ſein, als ſpäter, obgleich ſie immer liebenswürdig blieb und auf den Heiden Goethe noch als eifrige Katholikin einen ſehr wohlthuenden Eindruck machte. Frau von Krüdener war in ihrer Jugend die Modeſchönheit von Paris, ſie hatte zahlreiche berühmte Liebſchaften und ſchrieb einen ziemlich ſinnlichen Roman. Gut und verſtändig waren alle drei, namentlich die beiden erſten; wenn aber Fräulein von Klettenberg nach ihrer Bekehrung ſich damit begnügte, in der ſtillen Gemeinde ihre Andacht zu üben und ſtrebſame junge Leute wie Goethe dazu aufzumuntern, ohne ihnen läſtig zu fallen, ſo regte ſich in der Fürſtin Gallizin, die durch ihre Geburt der katholiſchen Confeſſion angehörte, gleich nach ihrer Erweckung der Bekehrungseifer, und ſie hat darin wirklich ſehr große Dinge geleiſtet. Frau von Krüdener zog gar als Prophetin in vollſtändig theatraliſchem Aufzuge durch die Lande, im Anfang von den größten Monarchen begünſtigt, bis ſie endlich mit der Polizei in Conflict gerieth.

Es iſt bei dieſen Frauen noch auf einen Umſtand aufmerkſam zu machen, der manche Eigenthümlichkeit unſrer jungen Literatur erklärt. Sie gingen von der franzöſiſchen Bildung aus; nicht von der rohen, ungeſchlachten und ganz unreifen deutſchen Literatur, die ihrem Geiſte Nichts bieten konnte, ſondern von einer Literatur, die auf der Höhe der Bildung ſtand und bereits ins Raffinirte überging. Die Fürſtin Gallizin hatte Diderot, Voltaire und Hemſterhuis ſtudirt, ehe ſie Hamann und die Bibel entdeckte; ſie war in der Analyſe geübt, ſie hatte das Gefühl zerſetzen gelernt, bevor ſie das Gefühl als eine weltbewegende

Macht aussprach. So feindlich damals die französische Literatur dem Christenthum gegenübertrat, so war doch manches in ihr, was mit der gleichzeitigen pietistischen Bewegung in Deutschland correspondirte, und die Virtuosität, mit der z. B. Rousseau sein Inneres zersetzt und immer neue Entdeckungen darin macht, hätte ein Herrnhuter beneiden können. Die Glaubensphilosophie, wie später die Romantik, waren antifranzösisch, aber ihre Waffen hatten sie in Frankreich zugespitzt. Vergleicht man z. B. die Briefe von Caroline Flachsland an ihren Bräutigam Herder mit den Briefen des Rahelschen Kreises, so versteht man den grellen Contrast nur aus den eingeschobenen französischen Briefen des letztern. Freilich hatte in den 20 bis 30 Jahren, die dazwischen lagen, auch Deutschland eine ganz neue Sprache gefunden. — Was den Reiz dieser Briefe, wenn sie nicht ins Barocke und Ueberspannte übergehen, so sehr erhöht, ist die eigenthümliche Mischung von anmuthiger Frivolität und dem, was die Franzosen Tristesse und Ennui nennen, wofür wir eigentlich kein Wort haben, denn Traurigkeit und Langeweile sagen durchaus nicht dasselbe. Diese Mischung findet sich schon in der älteren Literatur in einigen glänzenden Beispielen, namentlich in Pascal, den daher unsre Glaubensphilosophen auch gern citiren. Die Sehnsucht nach der Natur im Gegensatz gegen die Convenienz, durch Rousseau mit großer Kraft ausgesprochen, wurden freilich noch mehr durch das Vorbild der Engländer bei uns eingeführt, und die echte Empfindsamkeit, d. h. das gemüthliche Behagen an Dingen, die eigentlich unangenehm sein sollten, kann man specifisch deutsch nennen.

Die Empfindung als Macht tritt erst dann in die Literatur ein, als ihr Klopstock eine poetische Sprache schuf. Die Wichtigkeit des Messias für jene Zeit vermögen wir kaum mehr zu beurtheilen, wenn wir nicht die Zeugnisse jener Periode zur Hand nehmen, hauptsächlich die Bodmerschen Briefe. Bodmer war von vornherein weder Schwärmer noch orthodox, er war nur ein Anempfinder, der vielseitig darüber gegrübelt hatte, wie man der Poesie wieder aufhelfen könne, und nun durch die Entdeckung Klopstocks wie von einem Blitzstrahl getroffen wurde. Sein Brief an Fanny, worin er ihr dringend ans Herz legt, im Interesse des Vaterlandes und der Menschheit den Sänger des Messias zu lieben und ihm große Gedanken ins Herz zu flößen, ist eben so rührend als komisch. Die Hauptsache im Messias war der stolze Strom der Empfindung. Bisher hatte sich das Gefühl nur verschämt, weinerlich, in herrnhutischer Manier geäußert, nun durfte es mit dem ganzen Stolz jener Muse auftreten, die Homer und David begeistert. Der Stoff hob die Form und die Form den Stoff. Der Dichter war nicht mehr blos ein Schöngeist, ein geschickter Künstler, er war der Genius, der Offenbarer höherer Geheimnisse, und seine ganze Person wurde von einem heiligen Nimbus umgeben. Klopstock hatte sich bemüht, so orthodox als möglich zu sein, aber wenn er die

Unterredungen zwiſchen den Perſonen der heiligen Dreifaltigkeit berichtete, ſo mußte der wahrhaft Rechtgläubige doch ſtutzig werden; denn wo hatte der Quedlinburger dieſe Nachrichten her? Das Mißfallen ſtieg, als Klopſtock den gefühlvollen Frauen ſeiner Bekanntſchaft zu Liebe einen Verdammten erlöſte; denn wo blieb nun das Dogma von den ewigen Höllenſtrafen? Indeß fanden dieſe Anklagen der ſtrengern Orthodoxie kein Gehör, und man hatte nun gelernt, der Religion durch Dichtung, auch wol durch Erdichtung zu Hilfe zu kommen. Nicht blos Bodmer ging auf dem betretenen Pfade weiter, auch Wieland in ſeiner erſten Periode, und es ſah eine Zeitlang aus, als ob der Hexameter mit zu den Kennzeichen einer gemäßigten Rechtgläubigkeit gehörte. War freilich die erſte Freude über die Macht des chriſtlichen Gefühls vorüber, ſo mußte man wahrnehmen, daß der Stoff des neuen Teſtaments für epiſche, d. h. ſinnliche, Darſtellungen nicht ſehr ausgiebig ſei, und ſo iſt denn der Verſuch begreiflich, ſich an das einzige Buch zu halten, das ſtarke, ja grelle Farben und Umriſſe gibt, ſo wenig man es auch verſteht, an die Offenbarung Johannis. Lavater machte dieſen Verſuch, er iſt in neuſter Zeit durch einen großen Künſtler auf dem Gebiet der Malerei erneuert worden.

Unabhängig von dieſen poetiſchen Beſtrebungen durchzuckt die ganze Zeit die Sehnſucht, ſich dem Ueberirdiſchen auf unmittelbare Weiſe zu nähern. Man hat im vorigen Jahrhundert mit dem Freimaurerorden die verſchiedenartigſten Tendenzen verknüpft: man hat durch ihn den Gegenſatz der Nationen ausgleichen wollen, man hat ihn mit dem politiſchen Fortſchritt in Verbindung gebracht, auch die Jeſuiten und Ariſtokraten ſuchten ihn auszubeuten, da im Dunkeln ſich jeder beliebige Wunſch geltend machen kann. Was aber die Menge zu ihm zog, war doch dieſelbe Sehnſucht, welche die pietiſtiſchen Betſtuben öffnete, die Sehnſucht, das Göttliche zu ſchauen. In den Betſtuben wollte man Gott durch die Macht des Glaubens herabzwingen, hier hoffte man es bequemer zu haben, ſein Anblick ſollte dem Wiſſenden geradezu geſchenkt werden. Noch leichter machten es die zahlreichen Wunderthäter jener Zeit den Menſchen, und wenn die meiſten von ihnen gemeine Betrüger waren, ſo ſpielt, wie in der Zeit der Hexenproceſſe, in ihrem eigenen Denken die Illuſion eine große Rolle, und es iſt nicht immer mit Sicherheit feſtzuſtellen, wo die Selbſttäuſchung in die Lüge übergeht. Merkwürdig iſt eine ſeltſame Miſchung von chriſtlichem Glauben und Hexerei: der wahre Glaube wirkt freilich nur durch das Wort, aber man konnte ihm durch Geheimmittel der Phyſik, durch verborgne Kräfte der Natur zu Hülfe kommen. Daher das große Intereſſe am thieriſchen Magnetismus und an ähnlichen Dingen, denen gegenüber wir Tiſchrücker und Geiſterklopfer des neunzehnten Jahrhunderts uns nicht eine gar zu vornehme Miene geben ſollten.

Dieſe Wunderthäter, dieſe dämoniſchen Menſchen, gegen welche keine

Willenskraft hilft, haben Goethe sehr vielfach beschäftigt. Einige untergeordnete von ihnen hat er in seinen Fastnachtsspielen, z. B. im Satyros, geschildert; über Cagliostro machte er auf der italienischen Reise sehr gründliche Studien; in Wahrheit und Dichtung kommt er auf den Begriff des Dämonischen fortwährend zurück. Mit einem derselben hat er sogar lange Zeit ein ganz inniges Freundschaftsbündniß gehabt, und selbst der Haß, mit dem er ihn später betrachtete, verräth, wie nahe sie sich gestanden hatten. Lavater's Wirken scheint so sehr aus allen Grenzen des gesunden Menschenverstandes herauszutreten, daß wir dies Verhältniß zu Goethe und anderen gebildeten Menschen nicht begreifen würden, wenn wir über die Natur des religiösen Begriffs nicht weiter ausholten.

Jede Religion gründet sich auf Wunder: Wunder haben ihren Ursprung legitimirt, Wunder sind ihre Verheißungen. Das Christenthum gibt darin den andern Religionen nichts nach, ja es stellt den Begriff des Wunders auf die Spitze, indem es das anscheinend Wirkliche als das Nichtige, das Unbegreifliche als das allein Wahre offenbart. Alle übrigen Religionen gestehen dem Naturgesetz eine gewisse Unantastbarkeit zu, das Christenthum, in seinem tiefsten Sinn gefaßt, leugnet es durchaus. Der große Sinn, mit welchem es die Erde und ihre Kräfte als ein bloßes Traumbild betrachtet, dieses universelle Wunder seiner Erlösung und seines Gottesreiches erleichtert es seinen Bekennern, sich der partikulären Wunder zu überheben; aber ganz kann es das Bedürfniß, Gott in unmittelbarer Thätigkeit zu sehen, bei seinen Gläubigen nicht ersticken. Daher hat denn auch die katholische Kirche für beständige Fortsetzung der Wunderkraft Sorge getragen. Der Umstand, daß Gott in früherer Zeit Wunder gethan, ist doch nur durch Erzählungen verstorbener Männer beglaubigt; ein unmittelbares Zeugniß der Sinne würde viel schlagender wirken. Aber selbst wenn man davon absehen wollte, so gehört dies Wunder nicht bloß zu den Beweisgründen der Religion, sondern auch zu ihren Zwecken. Es liegt im Interesse der Religion, sich Gott nicht bloß als frei und allmächtig, sondern auch als eindrucksfähig und bestimmbar zu denken. So finster man ihn sich in einzelnen Kirchen ausmalt, als den König schrecklicher Majestät, der nur durch Gnadenwahl sich bestimmen ließe: irgend etwas muß der Mensch doch in Händen haben, um sich ihm fühlbar zu machen, sei es auch nur das Mittel grenzenloser Demüthigung. Die ganze Macht der Religion koncentrirt sich im Gebet, und wenn man jedes Gebet mit den Worten schließt: nicht mein, sondern dein Wille geschehe! so kann das freilich das Uebergewicht des Verstandes oder der Frömmigkeit über den Willen, es kann aber auch Schwäche der Willenskraft verrathen. Denn daß in letzter Instanz nur Gottes Wille geschieht, versteht sich von selbst, das darf man nicht erst hinzusetzen; wenn man es aber wirklich während des Gebets fühlt, so ist eine

überwältigende Kraft und Inbrunst desselben unmöglich. Bei einfältigen Kindernaturen wie Stilling, die in jedem gleichgültigen Umstand den Finger Gottes sehen, der nur für ihr Wohl beschäftigt sei, macht sich das freilich leichter: sie sehen, was sie sehen wollen, und sind glücklich dabei.

Nehmen wir aber einen Mann von starker, ja dämonischer Willenskraft, von einer Kraft, die er Andern gegenüber nicht selten erprobt hat; einen Mann zugleich von scharfem Blick, der in der Exaltation vielleicht sich täuscht, in ruhiger Stimmung aber die Gebilde seines Innern von der objectiven Wirklichkeit sehr wohl zu unterscheiden weiß; lassen wir diesen Mann seine ganze mächtige Willenskraft im Gebet concentriren, in dem glühenden Drang, der ihn im Grunde allein bestimmt, Gott unmittelbar zu vernehmen, wie ihn Abraham, wie ihn Moses, wie ihn Christus vernommen haben. Die Wirkung bleibt aus, er kann nur annehmen, daß ihm noch der rechte Glaube fehlt. Da seine Willenskraft zugleich zäh und ausdauernd ist, so richtet sich nun sein ganzes Trachten danach, diesen Glauben zu erobern. Dazu bedarf er eines Mittlers, er sucht den Messias, nicht den todten, dessen blasses Abbild wir in den heiligen Büchern haben, sondern den lebendigen, und da er noch den Weg zu ihm nicht kennt, so fragt er überall herum, wer ihm etwa denselben weisen könne.

Die Farbe dieses Suchens gibt nun die Zeit. Die Jugend der sechziger und siebziger Jahre betrachtete mit großem Interesse alle Erscheinungen des individuellen Lebens, sie war zu zärtlichen Freundschaftsbündnissen, zu einem Cultus der Persönlichkeiten geneigt, der auch die gleichgültigen Außenseiten umfaßte. Jeder Freund schickte dem andern sein Portrait oder wenigstens seine Silhouette, und diese Portraits bildeten in jedem Hause, das der Poesie ergeben war, eine Art von Heiligencapelle. Lavater, mit einem großen physiognomischen Sinn ausgestattet und unter bedeutenden Künstlern aufgewachsen, trieb dies Streben ins Große. Er suchte die Chiffern der Physiognomik durch eine Kunst oder Wissenschaft zu lösen, die Seele als den wahren Inhalt der körperlichen Schale herauszufinden. — Eine damals gewissermaßen neu entdeckte Kraft war der schaffende Genius, das endliche Abbild des Schöpfers aller Welten. Bei jeder Physiognomie nun suchte Lavater zu enträthseln, wie viel vom Genius, d. h. vom ewigen Leben, in ihm war; als letzten Zweck dabei hatte er im Auge den universalen Genius, die Erscheinung des Höchsten in der Endlichkeit, den Gottmenschen sich zu vergegenwärtigen. Er sammelte unzählige Christusbilder, deren keines ihm genugthat. Aber vielleicht konnte es ihm helfen, auf die Spur des Sendboten zu kommen. Eine Menge Wunderthäter gingen auf Erden umher, man schrieb ihnen jene unmittelbare Wirkung auf Gott zu, die sich ihm selber entzog. Er wollte nicht voreilig glauben, zunächst kam es ihm nur darauf an, unbe-

fangen zu prüfen, ob er einen wirklichen Apoſtel vor ſich habe; hütet ſich ja auch der Naturforſcher, wenn man ihm ein neues ſeltſames Geſetz verkündet, daſſelbe ungeprüft zu verwerfen. So wendet er ſich nun an Caglioſtro, an Gaßner u. ſ. w., ſie geben ihm zuweilen die abſurdeſten Antworten, keiner befriedigt ihn vollſtändig, aber auch keiner läßt ihn ganz ohne Eindruck. Damit nicht zufrieden, fragt er beim Publikum an, ob nicht einer unmittelbare Wirkungen des Gebets an ſich erfahren habe; vielleicht läßt ſich aus ſolchen Erfahrungen doch etwas Ganzes machen. — Dabei verſäumt er ſein eignes Innere keineswegs; er führt ein geheimes Tagebuch ſeiner ſelbſt (was er freilich dann drucken läßt), wodurch er ſich zwingt jeden Tag auf die bekannten Gnadenmittel ſorgfältig zu achten: was heute nicht gelang, gelingt vielleicht morgen. — Der Gemeinde gegenüber hat er als Geiſtlicher die Pflicht der Salbung, dem ungläubigen Zeitalter gegenüber als Freund des Evangeliums eine heilige Miſſion: noch hat er ſelber zwar nicht die Macht des wahren Glaubens, aber der Herrlichkeit dieſes Glaubens, an den er glaubt, muß er ſeine Beredtſamkeit leihen, er muß die Verächter deſſelben mit ihren eignen Waffen ſchlagen; nicht blos die Beredtſamkeit, ſondern wo es darauf ankommt auch die Poeſie ruft er zur Hülfe. Da er kein eigentlicher Schwärmer iſt, da in ſeiner Seele wirklich ein mächtiger Trieb der Liebe lebt, da er ſich rein hält von Haß, Neid und Verfolgung: ſo weiß er ſich bis zu einem gewiſſen Grad Allem zu accommodiren. Mit Ausnahme der Berliner Aufklärer, die im Intereſſe des Vernunftglaubens ihn aufs Eifrigſte verfolgen, läßt man ihn auch da gelten, wo man ſein Treiben nicht billigt; ſelbſt Verſtandesmenſchen, wie Baſedow, Merck u. ſ. w. intereſſiren ſich für ihn. Goethes innige Freundſchaft in der Jugend begreift ſich, da er die Richtung ſelbſt aus ſeinem Verkehr mit Fräulein von Klettenberg kannte und ihr im Ganzen auch nahe ſteht. „Wehe uns, ſchreibt er 1773, daß unſre Geiſtlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wiſſen!“ Sie fühlen ähnlich, aber freilich tritt der Unterſchied ſchon damals hervor, Goethe der Realiſt läßt ſich an dem Gefühl genügen. „Lieber, ſchreibt er 1774 an einen Anhänger Lavaters, du redeſt mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der nicht erfahren hat. Und von all dem iſt gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Bin ich nicht reſignirter im Begreifen als ihr, hab ich nicht eben das erfahren als ihr? . . . . Und daß du mich immer mit Zeugniſſen packen willſt! wozu die? brauch' ich Zeugniß, daß ich bin, Zeugniß, daß ich fühle? Nur ſo ſchätz', lieb', bet' ich die Zeugniſſe an, die mir darlegen, wie tauſende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und ſtärkt. Und ſo iſt das Wort der Menſchen im Wort Gottes, es mögens Pfaffen oder Huren geſammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingeſtellt haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals: Moſes!

Prophet! Spinoza oder Machiavell! — Darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund! geht dirs doch wie mir; im einzelnen sentirst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen." — Wie verwandt und doch wie auseinandergehend sind diese Wege! Beiden kommt es auf Stärke, Wahrheit und Tiefe des Gefühls an; aber der Dichter ist unmittelbar darüber im Reinen, welche Empfindung seines Innern göttlich sei, welche Wunder thut; der Theolog sucht ängstlich nach einer äußern Autorität.

„Was ich mache? schreibt Lavater 19. März 1781 an Jacobi. Ich bin unbeschreiblich beschäftigt, trolle als Prediger meinen Gang ziemlich mechanisch und geistlos fort — als Mensch genieß' ich tausend genossene und ungenossene Freuden ... als Christ sehn' ich mich immer, erwarte und ahnde Handauflegung eines Mannes, dem ich den Schuhriemen zu lösen nicht werth bin, den ich noch nicht kenne, den nur Gott kennt. Ich ruf' ihn nicht herbei, geh' ihm nicht entgegen, aber er wird mir erscheinen, und bis er kommt, bin ich nichts als ein armer Tagelöhner. Aber was in mir ist, ist größer als was in der Welt ist; wenn das kein θεῖον ist, so gibts überall nichts Göttliches, das heißt nichts Ewiges, oder, welches eins ist, nichts wahrhaft Existirendes ... O könnt' ich ein einziges Wort sagen, das ewig und unwandelbar ist! Ein solches Wort ist Pfand der Unsterblichkeit, und welchem Sterblichen wäre nie ein solch Wort auf die Zunge gekommen!" — Er war aber ein unfertiger Dichter, und da ihm seine Vision keine Freiheit, keinen Frieden gab, glaubte er auch nur halb daran. Die Schwäche seines wunderthätigen Glaubens war eine Schwäche der schöpferischen Kraft. Dieses Mangels war er sich mit vollkommener Klarheit bewußt. — „Bis wir da sind, schreibt er 30. Juni 1785 an Jacobi, zu wissen, daß jedes lebende Wesen durch das, was ihm am ähnlichsten und unähnlichsten ist, sich am besten erkennen kann (Gott sich am gekreuzigten Christus, der Allmächtige in dem machtlosen, von Ihm verlassenen Sohne), sollten wir von keinem εὕρηκα der Philosophie sprechen.... Daß ein Wesen von der Art wie Christus, heiß es nun wie es wolle, der Menschheit so unentbehrlich ist als der Compaß dem Seefahrer, davon bin ich so gewiß, wie ich von dem Vorhandensein irgend eines physischen Bedürfnisses und von der Schicklichkeit irgend eines sich darauf beziehenden Objekts gewiß sein kann. Daß es ewiges Leben sein muß, Gott durch ein solch Medium zu erkennen, daran kann ich nicht zweifeln. Die Schwierigkeit liegt nicht in dem Mittel, sondern in dem Mittel zum Mittel. Dies hab ich noch nicht gefunden — heilig und selig, der es findet und mir erlaubt, mich unter seine Ferse zu setzen, wenn er mich lehren will, wie ich es suchen soll." — „Es müssen Christen in der Welt sein, so gewiß ein Christus im Himmel ist, apostolische Christen, Initiirte durch Handauflegung... Uns fehlt die

naturbezwingende Kraft. . . Es muß Menſchen geben, königliche, prieſterliche, prophetiſche Seelen; Chriſten, die das haben, was uns des Morgens beim Erwachen und Abends beim Einſchlafen fehlt und deſſen Mangel uns in ſchlafloſen Nächten mit glühenden Peitſchen quält. Solche Menſchen müſſen zu uns kommen, uns in ihre Schule nehmen; ſie müſſen uns mit dem Herrn menſchlich ſprechen lehren. . . Dieſen unbekannten, in der Welt zerſtreuten Auserwählten, die höchſt vermuthlich ein ebenſo dringendes Bedürfniß haben, ihre ſo tief individuellen Erfahrungen mitzutheilen . . . wird, wenn unſere Stunde gekommen, d. h. unſer Bedürfniß unüberſpannbar geſpannt iſt, unſer Verlangen nach dem Einen Nothwendigen auf irgend eine Weiſe offenbar werden. . . Ein Zug des Vaters wird ſie zu uns ziehen . . . und ſie werden den Gebeugten ſagen: ſehet! da iſt euer Gott. — Sende mir einen Ueberzeugten! iſt mein tägliches und gewiß nicht vergebliches Gebet, meine Hoffnung, Ahndung, Religion." — „Die Gnade des Einzignothwendigen ſei mit uns."

21. April 1787. „Gewiß ſcheint mir, wir haben in uns eine Kraft, die ich anders nicht als magiſch nennen kann. Alle Magie ſchafft, wie ſie meint*), aus nichts, ſie realiſirt Ideen zu Geſtalten, gibt dieſen Geſtalten Solidität und Leben. Würdeſt du dich entſetzen, wenn ich das eigentliche Weſen der Religion, inſofern ſie von Moral verſchieden iſt, dieſe Götterzauberei, Engelerſchaffung, Gottesrealiſirung, dieſe Hypoſtaſis in uns Magie nennen würde? . . . Der Glaube, den Chriſtus erregen will, was iſt er anders als Magie? . . Er verträgt nichts Unſolides, Halbes, Schwankendes; er macht alles ſich ſelbſt gleich in Anſehung der Gewißheit und Realität." — 19. Mai. — „Die Kraft des Menſchen, ſich die Geiſterwelt ſo exiſtent zu machen wie die Körperwelt, heiße ich Magie und Religion: Kraft, ungemeine Wahrnehmungen hervorzubringen." — 5. September. — „Religion iſt die Ahnung eines Verhältniſſes zu etwas mir Analogem, von mir Verſchiedenem Kraftreicherem, ohne welche Ahnung mir alles zerſtückt, zerrüttet, widerſprechend, ungenießbar wird, durch welche ſich mir alles harmoniſirt. . . Betracht ich die Welt blos als Zuſchauer, nicht als determinirte bedürfnißvolle Perſon, ſo ſcheint ſie mir ein ewiges nothwendiges Syſtem unwillkürlicher Kräfte zu ſein. . . Kurz, ich ſeh' ein regelmäßig gebärendes und wieder verzehrendes Ungeheuer. — Nun, möcht ich ſagen, hatte dies Ungeheuer die Mepriſe gemacht und die ungeheure Etourderie begangen, mich ſo zu organiſiren, daß ich kein immer gebärendes allverzehrendes Ungeheuer ertragen kann. — Ich Perſon muß alles perſonificiren . . . meine Natur bringt das mit ſich; der deci-

*) „Mir iſt nicht bekannt, antwortet Jacobi 3. Mai, daß die Magie irgendwo ſich dergleichen angemaßt habe; ſie gibt nur an, zu verborgenen Kräften geheime Mittel des Zugangs zu haben. . . Ich wüßte nicht, warum wir uns des Wortes magiſch bedienen ſollten, da es etwas bezeichnet, wovon wir keinen Begriff haben."

dirteste Atheist personificirt alle Augenblicke seine Welt und sein Schicksal; so wenig kann die menschliche Natur Persönlichkeit entbehren. Wir abstrahiren alles von uns; wir selbst sind der Maßstab aller Dinge. — In meiner Natur seh' ich ganz klar zwei Naturen in unaufhörlicher Harmonie: im vegetirenden Menschen die Gottwelt des Spinoza, im freithätigen den Gottmensch Christus. . . Wir treten aus unserer Natur heraus, wenn wir uns einen blos willkürlichen, durch keinen Weltmechanismus gebundenen Gott denken; wir treten aus unserer Natur heraus, wenn wir uns einen blos mechanischen Gott denken. — So vereinig' ich Spinozismus und Christenthum, das sich wie Ja und Nein aufzuheben scheint, aber sich nicht mehr aufhebt, als der Mechanismus und die Freithätigkeit unserer Natur. Beides coexistirt in und neben einander in uns, keins hebt das andere wirklich auf." — „Wie jeder sich ansieht, sieht er das Universum an . . . der menschlichste Mensch hat den menschlichsten Gott, der freieste den freien. . . Wem es scheint, daß er actionum in distans fähig sei, dessen Gott ist magisch, freischöpferisch, wunderthätig. Was allen meinen Bedürfnissen genug thut, das ist mein Gott." — „Indeß da alles dies nur ein Abstractum unserer Individualität ist, dem wir durch die magische Kraft unserer Natur die völlige Solidität und Realität unserer eigenen Existenz geben, den wir mit einer Persönlichkeit, der unsrigen völlig egal, bekleiden, so hat der Atheist und Spinozist recht, wenn er eine Demonstration Gottes als eines außerweltlichen Wesens als unmöglich verwirft: denn mein Gott, wie frei er sei, ist doch nur ein Abstractum meiner Individualität. Religion ist ein innerer Sinn, der sich Götter schafft, die wahre Magie der menschlichen Natur; die Schöpfungskraft eines nahen, möglichst verschiedenen Universalmediums des frohesten Selbstgenusses." — 13. December 1787: „Bis ich einen persönlichen Gott habe, mit dem ich wenigstens so vertraulich correspondiren kann wie mit dir, der mir so determinirt antwortet wie du — hab' ich keinen! — Mein tägliches Gebet ist: zeige dich, Abrahams Gott! Gott Isaaks, zeige dich!"

Schlagender wird der Unterschied der Glaubensphilosophie von dem rechtgläubigen Christenthum bei Jacobi hervortreten, aber auch hier springt er deutlich genug in die Augen: es ist nicht Sicherheit des Glaubens, sondern Sehnsucht nach dem Glauben; nicht aufopfernde Frömmigkeit, sondern der ungestüme Drang, die Fülle der eignen Persönlichkeit durch eine höhere Macht zu kräftigen. Feuerbach hat sein bekanntes Buch gewiß nicht zur Verherrlichung des Christenthums geschrieben: aber man wird von seinen so paradox klingenden Sätzen nur wenige finden, die nicht schon Lavater in vollstem Ernst aufgestellt hätte. Auch in seinen polemischen Schriften gegen die Unchristen ist vieles blos Controvers (z. B. die Vertheidigung der Apokalypse gegen Herder), vieles gegen die eignen Zweifel gerichtet. Seine Sehnsucht wendet

ſich nicht blos den wahren Apoſteln zu, ſondern jedem Menſchen von ſtarker Willenskraft; ſelbſt für den Stifter der Illuminaten empfindet er einige Sympathie. Stolberg war darin viel vorſichtiger. „Die Feinde des Chriſtenthums“, ſchreibt er 24 Apr. 1788 an Jacobi, „wünſchen nichts mehr, als daß die Sache der Religion mit der ſchändlichen Sache unſerer Thaumaturgen und Magier verwechſelt werde. Unſers lieben und dreimal lieben Lavaters Schwächen haben ſie dazu gereizt.“ —

Als vorübergehendes Entwickelungsmoment in der Seele eines bedeutend angelegten Menſchen, deſſen Imagination ſtärker iſt als der Verſtand, kann man ſich ſolche Zuſtände ſchon denken. Die Aehnlichkeit (poſitive und negative) mit Don Quixote iſt augenſcheinlich; Hippel hat ſie in den „Kreuz- und Querzügen“ freilich ohne viel Humor ausgebeutet. Das Merkwürdige war, daß bei Lavater dieſe Unruhe, dieſer fieberhafte Drang das ganze Leben durch währte. Ja er zehrte ſich darüber auf, ſoviel ſanguiniſche Heiterkeit auch urſprünglich in ſeinem Temperament lag. Als ihn Stolberg auf ſeiner italieniſchen Reiſe (Aug. 91) beſuchte, berichtet er an Jacobi: „Sein Anſehen hat ſchrecklich gealtert. Ob er auf etwas ſteht, was auch andere tragen kann? Der heilige Boden, auf dem er ſteht, kann und will uns alle tragen; aber wenn Gott ihn nicht hielte und halten müßte, ſo fiele er von dem Gerüſt, das er ſich auf dieſem Boden erbaut hat, und bräche den Hals. Er ſtrengt ſeine innere Sehe fürchterlich an, um in unſerer Mondſcheinnacht andere als reflectirte Sonnenſtrahlen zu ſehen; das iſts, was ihm das Geſicht ſo durchfurcht.“ — Aber die Einwirkung dieſer beſtändigen Aufregung war noch ſchlimmer: da er nicht blos Suchender, ſondern nach der andern Seite auch Lehrer der chriſtlichen Religion war, ſo mußte er äußerlich und innerlich eine doppelte Rolle ſpielen: er mußte, wo er Glauben bei Andern erwecken wollte, die Miene eines Befriedigten annehmen. Goethe's bekanntes Epigramm: „kreuzigt den Schwärmer im dreißigſten Jahr, denn ſonſt wird der Betrogne zum Schelm!“ gewinnt durch dieſe an dem alten Freunde gemachte Erfahrung und durch den Haß gegen denſelben ſeinen vollen Sinn.

Im innerſten Grund waren dieſe religiöſen Viſionen eine überſteigerte poetiſche Anſchauung, die, weil ſie nicht geſättigt genug war, ſich ſelbſt zu genügen, ihm eine Qual bereitete, deren er ſich durch jedes Mittel entledigen mußte. Das iſt der große Unterſchied gegen den Dichter des Fauſt, der ihm 4. Nov. 1782 ſchrieb: „Ich bin geneigter als Jemand, noch eine Welt außer der ſichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, ſogar mein eigenes beſchränktes Selbſt zu einem Swedenborgiſchen Geiſteruniverſum erweitert zu fühlen. Alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menſchlicher Excremente durch eine feine Gährung abgeſondert und der reinlichſte Zuſtand, in den wir verſetzt werden können, empfunden werde.“ Die

ſeine Gährung, welche die Excremente des Aberglaubens ausſcheidet, iſt eben die Poeſie, die wahre Magie der Individualiſirung, welche durch keine andre Kraft zu erſetzen iſt. — Wenn Lavater, um ſich Gott nicht als eine leere Abſtraction zu denken, um in ihm eine Perſon zu finden, den Wahlſpruch aufſtellt: Chriſt oder Atheiſt! wenn er (ſchon 1774) ſagt: „Ich rufe die Luft an, wenn ich Gott außer Chriſto anrufe; ich liebe ein Ideal, wenn ich Gott außer dem Menſchen und dem menſchlichſten Menſchen, außer Chriſto, liebe;“ wenn er im „Pontius Pilatus“ ſeine Begierde, berühmte Menſchen aufzuſuchen, aus der geheimen Ahnung erklärt, „daß die Gottheit oder irgend ein höheres Weſen denjenigen umſchwebt, deren Namen viel tauſend Zungen der Sterblichen in Bewegung ſetzt:“ — ſo iſt das alles nur ein Ausweg, auf den der Mangel an ſchöpferiſcher Kraft verfällt, ſtatt der poetiſchen Hypoſtaſis die äußere Inſpiration zu ſuchen.

Dabei war die Ueberzeugung von der Perſönlichkeit des Realen bei ihm keineswegs ſo groß, um als unbedigt zu gelten. In dem ſchon erwähnten Brief an Jacobi (13. Dec. 87) ſagt er ausdrücklich: „Der perſönliche Gott iſt nur eine Silhouette Gottes, des unanſchaubaren, Weltentragenden; nur ein relativer Gott, ein Gott für Perſonen“; anders (nicht perſönlich) organiſirten Weſen offenbare er ſich anders. — So ſucht er auch hier Chriſtenthum und Spinozismus zu verbinden, und hinter dem Gottmenſchen die dunkle, nur in Abſtractionen zu faſſende „Subſtanz“; wie denn überhaupt jede Phyſiognomik halb und halb auf dem Boden der Naturphiloſophie oder des Pantheismus ſteht. Denn ob vom vergeiſtigten Körper oder vom verkörperten Geiſt die Rede iſt: die Idee einer nothwendigen Verbindung zwiſchen beiden ſchränkt die Idee der Freiheit ein.

Es iſt falſch, in dem Pantheismus nur ein metaphyſiſches Glaubensſyſtem zu ſuchen: er iſt eine eigenthümliche Anſchauungs- und Sinnesart. Es iſt nicht gleichgültig für das ganze Lebensprinzip eines Menſchen, ob er mit Spinoza ſagt: die Subſtanz (das Leben) iſt Gott, oder mit Fichte: die moraliſche Weltordnung iſt Gott. Kehren wir die beiden Sätze um, ſo heißt der eine: Gott iſt die Quelle und das Maximum alles Lebens; der andere: Gott iſt der Richter über die Lebendigen und die Todten. Es kommt hier gar nicht darauf an, wie man ſich metaphyſiſch dieſe Sätze zurecht legt, ſondern nur auf die Geſinnung, die darin ausgeſprochen wird. Während der letzte Satz den Unterſchied des Guten vom Böſen, die Pflicht des Menſchen zwiſchen beiden zu wählen und folglich die Idee der menſchlichen Freiheit ſcharf betont, hebt der erſte, wenigſtens annäherungsweiſe, dieſe Ideen auf. Annäherungsweiſe: denn zu unbedingter Conſequenz kann keins dieſer beiden Syſteme getrieben werden, wenn man nicht als einſamer Metaphyſikus vom wirklichen Leben ganz abſtrahirt; ſchon darum nicht, weil die Coexiſtenz bei-

der Prinzipien, der Nothwendigkeit in der Natur und der Freiheit im Menſchen, ſich jeden Augenblick handgreiflich geltend macht. Es kommt alſo viel weniger darauf an, wie man wiſſenſchaftlich dieſe Coexiſtenz erklärt, als welcher der beiden Seiten man die ganze Energie ſeiner Seele zuwendet. Wenn Goethe, Herder, Schelling die eine, Kant, Jacobi, Fichte die andre Seite ausſchließlich hervorhoben, ſo war es nicht ein bloßer Kampf um Schatten, obgleich alle dieſe Männer ſich nicht immer klar machten, was das letzte Ziel ihrer Gedanken war. Es war ferner ſehr begreiflich, daß die erſte Reihe ſich im Ganzen mehr gegen das Chriſtenthum, die letzte dafür erklärte, weil in dieſer Religion das Hauptgewicht auf Chriſtus, den Richter im jüngſten Gericht, gelegt wird. Freilich hat das Chriſtenthum noch andre Seiten, und daraus begreift ſich, daß von Zeit zu Zeit die Rollen wechſelten.

Der Werth, den man damals auf den Begriff des Genies zu legen anfing, war ebenſo geeignet, dieſe erſte aller Lebensfragen in ein beſtimmtes Licht zu ſetzen, als ſie zu verwirren. Denn mit dem Genie iſt nothwendig die Vorſtellung einer gewiſſen Souveränetät verknüpft, einer Herrſchaft über die Naturbedingungen und damit ſcheint die Idee der perſönlichen Freiheit ſich glänzender auf dem dunkeln Grunde der Natur hervorzuheben. Zugleich aber wollte man die Entdeckung gemacht haben, daß die Hauptſache des Genies eine bewußtlos, rein ſubſtanziell wirkende Kraft ſei; ja, Goethe ging zuletzt ſo weit zu behaupten, daß Alles, was das Genie als ſolches thue, bewußtlos geſchähe und daß der bewußte Wille ſich nur in Nebenſachen äußern könne. Schiller, gegen den er dies äußerte, war damals von der mächtigen Perſönlichkeit ſeines Freundes ſo hingeriſſen, daß er auf alle ſeine Ideen einging; in ruhigen Augenblicken aber mußte ſeine eigne Erfahrung ihn lehren, daß der Künſtler ſeiner Freiheit gar viel und nicht das Unweſentliche verdanke. In der Moral verhielt es ſich ganz ähnlich, wie in der Kunſt: auch hier verfocht Goethe, in ſeiner Jugend mit heftigem Ungeſtüm, in ſeinem Alter mit gelaſſner Milde, die pantheiſtiſche Idee von der Allgewalt der Naturkräfte; am entſchiedenſten in der erſten Ausgabe ſeiner Stella, deren ſeltſamer Ausgang ſeinen bisherigen Freund Jacobi zu den Allwill-Papieren veranlaßte, einer glänzenden Satyre gegen die Souveränetät des Genies in moraliſchen Dingen, die vielleicht ebenſo ſehr, als die ſpätere Kreuzeserhöhung des Woldemar, den Bruch zwiſchen den beiden Freunden beſchleunigte. Im Ardinghello erkannte Goethe ſelbſt, was für böſe Früchte aus ſeiner Saat hervorgingen.

Auch Goethe blieb in ſeinem Syſtem nicht immer feſt; aus ſeinen Knabenjahren erzählt er in Wahrheit und Dichtung den Verſuch, einen Naturgott ſymboliſch zu empfinden. Im Fauſt iſt es anders. Dieſes Werk, das von ſeinem Ringen nach Gott, nach den verſchiedenen Stadien, die es durchlief,

das glänzendste Zeugniß ablegt, ist in seiner ersten Anlage ein Pendant zu Lavater's Versuchen, die Religion durch Magie zu ersetzen. Faust beschwört das Göttliche zuerst in der Gestalt des Makrokosmus oder der spinozistischen Substanz, findet darin aber keineswegs Befriedigung: „Welch Schauspiel! aber ach, ein Schauspiel nur!“ u. s. w. Näher steht seinem Herzen die zweite Erscheinung des Göttlichen, der Erdgeist, der in der Menschheit sich offenbarende Gott; aber auch diesen vermag er nicht ganz zu fassen, weil sich die Fülle der Menschheit nur in dem breiten Strom der gesammten Geschichte entfaltet, während er alle Kräfte der Menschheit in seinem eignen Selbst concentriren will. Daß der Erdgeist die Andeutung macht, ein solches Streben arbeite dem Mephistopheles in die Hände, ist vielleicht mehr Inspiration als bewußter Gedanke. In der späteren Unterredung mit Grethchen wird das Göttliche im überquellenden Gefühl gesucht, wo denn freilich die Wendung nahe lag, im Besitz eines solchen Gefühls sich einer höhern Quelle desselben zu überheben. Der Prometheus, der ungefähr gleichzeitig mit der ersten Anlage des Faust fällt, ist freilich nicht als geschlossenes Glaubenssystem, sondern nur als der Ausdruck einer momentanen, heftig erregten Stimmung zu nehmen, als die Reaktion des Unmuths gegen das vergebliche Suchen nach Gott, aber in dieser Stimmung ist Prometheus der Dichter selbst.

Das eifrige Studium der Natur und ihrer Gesetze eröffnete ihm tiefe Blicke in die Ordnung des Weltalls, durch die er das Gefühl des Göttlichen in seinem Innern und die Offenbarung des Göttlichen durch die Kunst, gleichsam ergänzen konnte. Die Bekanntschaft mit Herder kam dazu und so traf Spinoza einen wohl vorbereiteten Schüler. Die Achtung vor dem Christenthum, durch eine eifrige Lectüre der Bibel, durch die Abneigung gegen alle Verallgemeinerungen, durch den geistigen Verkehr mit Hamann genährt, blieb dabei bestehen, und so konnte er in jener Periode noch mit Recht sagen, er verstehe Lavater vollkommen, um seine Ideen in sein umfassenderes System aufzunehmen.

Noch im Juni 1781 schreibt er an ihn: er habe seinen Christus noch niemals so gern angesehen, als in seinen Briefen. „Es giebt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit deinem eignen hochrothen Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinaufsteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne dir gern dieses Glück, denn du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuum Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und in ihm dich bespiegeln, dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und

einen Raub nennen, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken; dieses ist was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wol, daß du dich darin nicht verändern kannst, doch finde ich nöthig, da du deinen Glauben wiederholend predigest, dir auch den unsern als einen ehernen Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könne."

Von diesem damaligen Glaubensbekenntniß Goethe's würden wir eine genauere Vorstellung haben, wenn er sein Gedicht: die Geheimnisse vollendet hätte. Er wollte die Offenbarung Gottes als eine vielfache, durch die verschiedenen Religionen der Menschheit vermittelte, darstellen, ungefähr nach Art der Freimaurer; doch versteht sich von selbst, daß er dabei wiederum die Exkremente durch eine feine Gährung abgesondert, d. h. die Religion in Poesie verwandelt, dachte. So schreibt er für die von Gott eingesetzte Aristokratie gegen Lavater, der für das Einreich Christi schreibt; er läßt das Poetische seiner Anschauungen gelten, empört sich aber, sobald sie das Gesetz des wirklichen Lebens verleugnen wollen. „Du hältst das Evangelium wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur." Bei diesem Gegensatz mußte die Entfremdung zwischen den beiden Männern bei fortschreitendem Alter sich immer vergrößern; „denn aus Verbindungen, die nicht bis in's Innerste der Existenz gehen, kann nichts Kluges werden."

Was hier gewissermaßen nur als Gegensatz der Empfindung zwischen zwei verwandten und doch wieder so ganz anders organisirten Naturen sich herausstellte, der Gegensatz zwischen Pantheismus und Monotheismus, bildete zugleich den Mittelpunkt aller Streitigkeiten, in welchen die Glaubensphilosophie wirkte und lebte. Von dieser Seite werden wir sie in einer folgenden Abhandlung betrachten. J. S.

Briefe des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels aus der Campagne von 1793.

1.

„Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmale, die der einzelne Mensch hinterlassen kann."

Goethe.

Die hier nachfolgenden Briefe des Herzogs, die dem Einsender im Original vorliegen, fanden sich unter den hinterlassenen Papieren des bekannten Braunschweig'schen General-Lieutenants von Riedesel, der im Jahr 1800 als Stadt-Commandant von Braunschweig starb.

So rühmlich und populär auch der Name des fürstlichen Helden in ganz Deutschland und noch weit über dessen Grenzen hinaus geworden ist, so oft und gerne man auch noch jetzt von seinen kühnen Thaten spricht, so kennt man doch mehr den reifern Mann, weniger dessen Jugend und das Betreten seiner kriegerischen Laufbahn, auf der er später so fest und rasch hinschritt. Sein Name glänzt eigentlich erst von dem für Deutschland so schwer wiegenden Jahre 1809 an, in welchem er seine schwarze Schaar in Böhmen sammelte und sich Oestreichs Heer anschloß; was weiter zurückliegt, ist weniger bekannt. Die vorliegenden Briefe breiten nicht nur über Denken und Handeln des kriegerischen Fürsten ein helleres Licht, sondern wir ersehen daraus seine damalige Stellung als Militär und Sohn zum Vater, der für einen der ersten Generale seiner Zeit galt.

Dabei finden wir noch Persönlichkeiten und Vorgänge berührt, die in die Geschichte jener Zeit eingreifen. So dürfen diese Schriftstücke, die so lange im Verborgenen lagen, wohl Manchem willkommen sein. Ehe wir diese jedoch hier wiedergeben, wollen wir zum bessern Verständniß derselben Folgendes vorausgehen lassen.

Prinz Wilhelm war 22 Jahre alt, als er den Feldzug 1793 mitmachte. Der Vater hatte ihn als drittgebornen Sohn für die militairische Laufbahn bestimmt und darnach seine Erziehung in der strengen und pedantischen Weise seiner Zeit geordnet. Trotzdem der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand als Regent, Staatsmann und General vielseitig beschäftigt war, wollte er doch die Erziehung seiner Prinzen selbst leiten, und in Allem den unbedingtesten Gehorsam fordernd, erwartete er diesen namentlich zunächst von seinen Kindern, Temperament und Neigungen weniger beachtend.

Obgleich der Prinz für den preußischen Dienst bestimmt war, mußte er seine erste Schule doch unter den braunschweig'schen Truppen durchmachen,

die damals nach den preußischen und hessischen als die besten galten. Er wurde als Stabscapitain dem Infantrieregiment zugetheilt, dessen Chef der General von Riedesel war und dem auch hierbei die sonstige Aufsicht über den Prinzen mit übertragen war. Der Herzog hegte damals zu den militärischen Fähigkeiten des Prinzen kein besonderes Vertrauen; denn in einem Briefe an Riedesel, datirt aus Halberstadt im Jahr 1787 heißt es unter Anderem: „Wegen meinem Sohn Wilhelm bin ich Ew. Hochwohlgeboren unendlich verbunden, ich wünsche, daß er durch Dero Anleitung etwas männlicher werden möge, welches um so mehr zu wünschen stehet, da Alles sonst scheint übereinzustimmen, aus ihm einen feigen Buben zu machen. Dieselben werden von mir wohl glauben, daß ich das Geschwätz wegen der großen Fatiguen gar nicht mal beachte. Wenn er dienen will, so muß er jung sich gewöhnen, seine Kräfte anzustrengen, sonsten wird aus dem Jungen nichts werden."

In Prinz Wilhelm glühte eine Feuerseele, die sich dem väterlichen Zwang nur schwer fügte. Schon jetzt durchbrach das jugendliche Ungestüm zuweilen die ihm gezogenen Schranken, wodurch nicht selten heftige Scenen zwischen Vater und Sohn herbeigeführt wurden. Letzterer sah im Herzog weniger den Vater, als den strengen rücksichtslosen Vorgesetzten, und Jener im Sohne mehr den Trotzigen, Unbeugsamen. Das Verhältniß zwischen beiden gestaltete sich immer schroffer.

Was der Vater dem Sohne versagte, sollte diesem zum Theil ein älterer Freund ersetzen: er schenkte dem wackern General Riedesel, der sich wohl nicht immer allzustreng an des Herzogs Ordere binden zu müssen glaubte, mehr und mehr sein Vertrauen. Der General, noch aus der Schule des berühmten Herzogs Ferdinand war zwar ein überaus pünklicher und strenger Vorgesetzter, aber dabei ein humaner, rechtlicher und gebildeter Mann. Auch in dessen liebenswürdiger Familie befand sich der Prinz wohler als im väterlichen Schlosse, weßhalb er diese so häufig als möglich aufsuchte. Schon damals wußte der Prinz den Werth dieser Freundschaft und des Wohlwollens zu schätzen; denn er schrieb im Herbst 1787, als er seine erste größere Reise nach Italien machen wollte, von Lausanne aus an den General: „Mit wahrem Danke ergreife ich die Feder, um Ew. Excellenz noch vielmals für die ausnehmende Mühe zu danken, die Sie während der Exercierzeit sich mit mir geben wollen, da ich aber leider noch nicht im Stande bin meine Dankbarkeit anders als durch Worte auszudrücken, so habe ich es meiner Schuldigkeit gemäß geachtet, Sie wenigstens eines guten Willens zu versichern."

Der Herzog ließ bekanntlich den Prinzen wegen der in Frankreich zunehmenden Gährung nach Braunschweig zurückrufen. Bald nach der Rückkehr trat der Prinz nach dem Willen des Vaters in das zu Magdeburg gar-

Digitized by Google

nisonirende Infantrie-Regiment v. Lengefeld, früher von Saldern, als Stabscapitain ein. Im Mai 1791 avancirte er zum Major, den schwarzen Adlerorden hatte er schon früher von dem ihm persönlich wohlwollenden König erhalten.

Prinz Wilhelm wohnte im Jahr 1792 dem ersten Feldzug unter den Augen des Vaters bei und zeigte hier schon rühmliche Proben seines ihm angeborenen Muthes. Er wurde am 27. November beim Dorfe Etsch im Nassauischen verwundet und blieb in Folge dessen längere Zeit dienstunfähig. Als er den zweiten Feldzug mitmachte, stand er als Major wahrscheinlich beim ersten Bataillon des Regiments v. Kalkstein. Auch jetzt, wo er bereits sein einundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte und eine mehr selbstständige Stellung einnehmen sollte, durfte er sich doch noch nicht frei bewegen und wurde von dem strengen Herzog und seinen ihm ergebenen Creaturen, die sich eine Freude daraus machten, dem Vaterauch das Kleinste zu hinterbringen, nach wie vor beaufsichtigt. Der Prinz kannte seine Leute und rächte sich an ihnen gewöhnlich mit Verachtung, Witz und Spott. Hier im freieren Feldleben und vom Vater häufig entfernt, fand er unter munterer Gesellschaft Gelegenheit, zuweilen den lästigen Zwang abzuschütteln, wobei nicht selten das rechte Maaß überschritten wurde. Das mühsam zurückgehaltene Jugendfeuer brach plötzlich ungestüm hervor und loderte nun in hellen Flammen auf, die der erschreckte und argwöhnische Herzog gerade jetzt um so energischer dämpfen zu müssen glaubte und hierbei nicht selten mit Härte und Heftigkeit verfuhr. Arreststrafen waren das Gewöhnliche. Er forderte von der Jugend dieselbe Nüchternheit, wie solche ihm, dem ältern Manne, eigen war. Daher war der Prinz auch in seinen Geldmitteln sehr beschränkt, und befand sich oft in derselben Geldnoth, wie der ärmste verschuldete Lieutenant. Der Prinz war allerdings in seiner Gesellschaft nicht immer sehr wählerisch, er nahm sie wie er sie fand und wie sie zu seinem Alter und seinen Neigungen paßte. Es gab zuweilen Spiel- und Trinkgelage, wie solches ja im Feldleben häufig vorkommt; von beiden aber war der Herzog ein abgesagter Feind. Dabei war der Prinz von Spähern umgeben, seine Briefe wurden sogar eröffnet. Dieses empörte ihn aufs Höchste, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Kluft zwischen Vater und Sohn mehr und mehr erweiterte. Der Herzog zeigte sich kälter und abstoßender, der Prinz zurückhaltender und verschlossener. Die einzige Mittelsperson bleibt auch hier der General von Riedesel, der mit Klugheit und Takt sich zwischen Vater und Sohn zu halten wußte. Seiner Zusprache gelang es mehr denn einmal, den jugendlichen aufbrausenden Prinzen vor Schritten zu bewahren, die er später tief hätte bereuen müssen, und bei dem aufgebrachten Herzog legte er manches Fürwort mit Erfolg ein. Da des eigenwilligen Herzogs Umgebung diesem meist nach dem

Munde sprach, so hatte der Prinz eine große und für ihn gefährliche Clique gegen sich, zu der auch der damalige einflußreiche Minister Feronce v. Rotenkreuz zählte. Der grade General übernahm es, auch diesen entgegenzutreten, wenn dem Prinzen zuviel geschah, und ihm ist das Verdienst nicht abzusprechen, Vater und Sohn noch in diesem Jahre näher gebracht und endlich ausgesöhnt zu haben.

Wir finden hier in der Jugendzeit des Prinzen manches Aehnliche mit der Friedrich's des Großen. Beide Fürsten mußten eine harte Schule der Prüfung durchmachen, die sie zwar für eine große Zukunft vorbereitete und stählte, in beiden aber auch jenes bittere Gefühl und Mißtrauen gegen die Menschheit erzeugte, das ihnen bis zum Tode anhing, und woraus, bei allen guten Eigenschaften des Herzens, manche Unbill und Härte hervorging.

Das Regiment von Kalkstein gehörte bekanntlich zum Knobeldorf'schen Corps, das zu Anfang des Jahres 1793 bei Wesel zusammengezogen wurde und auf den rechten Flügel der Alliirten operirte. Als Prinz Wilhelm bei diesem eintraf, stand es bereits mit euen östreichischen Corps in den Lagern bei Busieux und Cysoing in Flandern. In letzterem Orte hatte der General-Lieutenant v. Knobelsdorf sein Hauptquartier genommen. Der Herzog stand mit Wurmser bei Landau.

Der General v. Riedesel befand sich zu jener Zeit mit einem 3000 Mann starken Hilfscorps das der Statthalter der Niederlande vom Herzog von Braunschweig in Sold genommen hatte, in der niederländischen Festung Mastricht.

Es war bereits im Jahr 1788 dahin abmarschirt und kam erst 1794 wieder in's Land zurück.

Dem Prinzen war noch der Brigademajor v. Langwerth beigegeben, den er, wie es scheint, seines ganzen Vertrauens würdigte. Den Briefen an Riedesel legte der Prinz gewöhnlich die Stücke des Journals vom Knobelsdorf'schen Corps bei, soweit solches eben im Hauptquartier geführt wurde. Auch dieses findet sich, bis auf wenige Lücken, noch vor. Es ist hie und da vom Prinzen selbst abgeschrieben. Auch von Langwerth sind noch Briefe vorhanden, die manches Intressante über den Herzog, den Prinzen und die damaligen Ereignisse enthalten.

Die nun folgenden Briefe des Prinzen Wilhelm sind ganz treu nach dem Original wieder gegeben, deshalb sind auch die hie und da vorkommenden Verstöße gegen Orthographie und Stil beibehalten worden.

praes: d. 27. Mai 1793.

Hochwohlgeborner,

Hochzuverehrender Herr General-Lieutenant.

1. Ew. Excellenz ersuche ich ganz gehorsamst, meinen Leuten eine Marschrouthe nach Brüssel und wo möglich bis zur nächsten Stadt oder Flecken zum

Regimente von Kalkſtein zu geben: auch habe ich ihnen befohlen, im Fall, daß die Truppen zum retiriren gezwungen wären, auf denſelben Weg, bis ſie ſich in Sicherheit glauben, zurückzukehren. Sollten meine Leute*) mit den 50 Louisdors nicht reichen, ſo erſuche ich Ew. Excellenz ihnen eine Summe, die ſie bedürfen werden, auszahlen zu laſſen. Meinerſeits kann ich noch nicht mit Gewißheit den Tag meiner Ankunft bei Ihnen beſtimmen, da ich die Abſicht habe, ſo geſchwind als möglich von hier ab zum Regimente zu gehen.

Mit den Geſinnungen der größten Hochachtung und Ergebenheit habe ich die Ehre zu ſein

Braunſchweig den 12. Mai 1793. Ew. Excellenz.

ganz gehorſamſter Diener
Wilhelm Pr. v. Braunſchweig.

Im Lager bei Ciſſoins den 6. Juni 1793.

2. Den Tag nach meiner Ankunft war eine Affaire bei Ottonge wo wir 10 Offiziere gefangen gemacht, die Franzoſen wollten uns mit einem kleinen Corps überfallen, allein hauptſächlich das Hauptquartier: dies ging ſehr leicht an, da die Holländer unter dem Commando des älteſten Prinzen von Oranien weder Feldwacht, noch irgend ein Piquet zur Sicherheit des Lagers ausgeſetzt und daher Ottonge nach Tournay zu von gar nichts gedeckt war, zu unſerm Glück wollten wir eine ſehr ſtarke Patrouille von den Franzoſen, die täglich bis eine kleine Viertelmeile vom Hauptquartier kam aufheben: unſere Leute lagen im Freien auf dem Felde dicht an einem Kornfelde, ein Spion hatte dennoch uns verrathen, zum Glück aber im Dorfe geſucht, daher machten unſere Leute von dem erſten Schrecken den ſie bekamen, Gebrauch, fielen mit Heftigkeit über ſie her und ſchlugen ſie zurück. Welches unerklärbare Glück, mit einer Hand voll Leute ein Corps von 4000 Mann zurückgeſchlagen.

Die Holländer ſtehen zwiſchen Tournay und Courtrai, die Oeſtreicher bei Wallencienne und wir bei Ciſſoin, in wenig Tagen werden Engländer und Oeſtreicher zu uns ſtoßen und die braunſchweigſchen Truppen, ſo daß wir 17,000 Mann ausmachen. Dies ſoll dann unter dem Commando von Knobelsdorf ſtehen.

So eben höre ich heftig ſchießen, ich endige, um zu wiſſen wo es iſt.

Wilhelm Pr. v. Braunſchweig.

praes: d. 29. Juny 1793. Im Lager bei Ciſoint d. 26. Juni 1793.

3. Hierbei erfolgt das Journal, zwar würde ich ſchon auch was neues von den Holländern und Oeſtreichern ſagen; allein von beiden Armeen empfängt man nichts mit Gewißheit, als das was Knobelsdorfen zufällig ge-

*) Unter des Prinzen Leute iſt hier deſſen Dienerſchaft gemeint, die mit dem Gepäck vorausging.

schrieben wird. Der Dauphin soll zum König in Paris ausgerufen seyn viele Jacobiner geflüchtet und die Partbei der Aristokraten stündlich wachsen Dennoch sollen die wenigsten Waffen haben und da sie sich nicht vertheidigen können, viele eingezogen seyn. Endlich haben die Holländer Tourcoin weg genommen, jedoch sind es Bundesgenossen, die von keiner geschwinden Hilf sind; Sie werden auf der Karte sehen, daß dies ein Hauptpunkt ist, unsern rechten Flügel zu decken und es unverzeihlich war, daß sie so lange gezaudert. Von dieser Seite bis Ostände ist nichts zu befürchten, Ypern soll sehr gut fortificirt sein und die Engländer in der Gegend der erstgenannten Stadt eine sehr gute Position haben.

Ihnen gestehe ich es frei, daß unsere Vorposten nicht nur sehr schlecht ausgesetzt, und daher wenn sie auf irgend einem Fleck mit Ernst angegriffen, keinen Widerstand leisten können; sondern, wir sogar unsere Communication mit dem dritten Flügel der über Orschin*) geht, hätten gänzlich verlieren können; hierzu sagt niemand nichts, und es ist ein wunderbares Glück, daß wir bis jetzt noch keine übeln Folgen von unserer Nachläßigkeit gehabt. Jetzt stehen 2 Bataillone zu Orschin von den unsrigen, und 300 Pferde, die alle zwei Tage abgelöst werden; diese müssen die Chaine bis hier ziehen; ich bin der Meinung, daß ähnliche Commandos nie müssen abgelöst werden, es sey denn, es ermüde die Leute zu sehr; denn es bleibt ausgemacht, daß jeder neue dortige Commandeur, das so sehr coupirte Terrain nicht kennt, und wenn er attaquirt wird, sich nicht so vertheidigen kann, als wenn er die Gegend kennt.

Das was Sie von Gustins,**) Unternehmen sagen, schien mir äußerst wahrscheinlich, jedoch soll er einen lebhaften Streit mit den Commandanten zu Lille über die Kanons gehabt haben, die er dort hat abholen lassen um sie zu seinen Unternehmungen zu gebrauchen.

Es thut mir wehe, daß mein Alter unmöglich Vertrauen von älteren verdient, und ich daher wieder zusehen muß, ohne wagen zu dürfen, meine Meinung frei zu gestehen; recht herzlich wünsche ich, daß Sie mich besuchen, ich werde in jeder Rücksicht Ihnen zu dienen mich bemühen. In 14 Tagen soll Valencienne unser seyn, doch glaube ich, daß Gustine gewiß die Oestreicher angreift.

W. P. v. B.

praes: d. 7. Juli 93.

Im Lager bei Cisoint den 29. Juni 1793.

4., Es würde mir leid seyn, wenn Sie von irgend jemand anders als von mir sichere Nachrichten erhielten, und dennoch muß ich es befürchten, da ich erfahren, daß unsere Feldpost alle Briefe über Brüssel und Wesel schickt:

---

*) Orchins.

**) Cüstine (?)

ich versuche es daher heute zum letzten mal, ob unsere Post die Briefe solchen Umweg machen läßt: in diesem Falle werde ich mich bemühen, einen sichern und bessern Weg zu entdecken.

So eben komme ich von mein gethanes erstes Piquet zurück, die Franzosen haben heute so wie alle Tage eine Stunde nach Tages Anbruch unsere Posten allarmirt; doch glaube ich, daß der Feind uns bald das Flachland einräumen wird, welches wenigstens der Plan von Gustine sein soll.

Knobelsdorf soll noch immer die Absicht haben, Lille zu belagern oder wenigstens zu bloquiren, dennoch soll dieses nicht eher geschehen, als bis Valencienne weggenommen, und ein Corps der Alliirten zu uns gestoßen sein wird: da alsdann die Oestreicher ungehindert weiter vorgehen können, und sich vielleicht Dünkergen bemächtigen können. Diß soll der geheime Plan sein; ich habe bis jetzt den Prinzen von Cobourg noch nicht meine Aufwartung gemacht; so wenig als den anderen Fürstlichkeiten, da wir zehn Stunden von ihnen entfernt stehen. Empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Töchter: Könnten Sie mir nicht vielleicht einige holländische Deserteurs verschaffen? Die Sache hat gewiß keinen Anstand, sobald Sie es nur dem Prinzen von Hessen vorstellen.

Mit der größten Hochachtung und Ergebenheit bin ich

F. W. P. v. B.

5. Seid mehr als 8 Tage habe ich gehofft, von Ihnen einige Zeilen zu erhalten, allein es würde mir sehr leid seyn, wenn ich die unschuldige Ursach dises Stockens: beinahe mit jeder Post schreibe ich Ihnen, und werden sie aus der richtigen Folge des Journals die Wahrheit davon erfahren: dennoch ist es möglich, daß Sie meine Briefe nicht erhalten; allein wie kann ich hinter die Wahrheit kommen, wenn Sie mir solches nicht wissen lassen. Mein letzter Brief endhält das Journal und einen kleinen Plan.

So eben erfahre ich, daß Sie von selbst die Güthe gehabt haben, dem Regimente einen Deserteur mit nahmen Hartenstein, den ich damalen zu Mastricht sahe, anzubieten: Sie können nicht glauben, in welcher Rücksicht wir Ihnen alle dafür danken und wie sehr wir wünschen, Ihnen ähnliche Gefälligkeiten erzeigen zu können. Dennoch ist es mir leid, da dieß mich mit Recht vermuthen läßt, daß sie unter der Hand Anstalten machen, außer Dienst zu gehen: Unter uns gesagt, bin ich es im höchsten Grad überdrüssig, und wenn es gänzlich von mir abhinge, würde ich mich gewiß bestens empfehlen: allein es treten zu viel Umstände ein, die mich nöthigen zu schweigen.*)

Der Adjudant von La Mailliere hat uns gestern sagen lassen, sie hätten die gemässensten Befehle, uns heute den 6. oder 7. anzugreifen; wir sind des-

*) Der General Riedesel mußte im Herbst Krankheits halber seine Truppen in Mastricht verlassen.

wegen vorige Nacht unter dem Gewehr geweſen, auch ſollen wir dieſe Nacht wieder ſo zubringen: es hat zwar weniges wahrſcheinliches, doch iſt diſe Vorſicht nothwendig; ſollte was vorfallen, ſo werde ich es Ihnen ſogleich anzeigen: ich verlaſſe mich gänzlich auf Ihnen, daß Sie von dem, was ich Ihnen ſchreibe, keinen Gebrauch machen.

Au camp von Cyſoing den 6. July 1793. F. Wilhelm Pr. v. Braunſchweig.

pres: d. 5 Aug. 1793. Im Lager bei Cisoint den 28. July 1793.

6) So eben erhalten wir vom Prinzen Coburg die gewiſſe Nachricht, daß Valencienne ſich auf Discretion ergeben, nachdem der Feind verhindert wurde eine Hauptmine ſprängen zu laſſen, wodurch wenn es ſtatt gehabt hätte 16 Vierundzwanzigpfünder und viele Oeſterreicher ihr Leben eingebüßt hätten. Der Sturm auf das Hornwerk ſoll heftig geweſen ſeyn und die Franzoſen ſollen durch eine Fladermine die ſie ſprengen ließen, ſelbſt Breſche gemacht haben: ich eile jetzt ſelbſt dorthin und denke mit dem Frühſten dort zu ſeyn. Wir ſind unſererſeits beſchäftigt Brücken zu ſchlagen um wahrſcheinlich uns zwiſchen Douai und Lille zu lagern oder um wenigſtens die Communication unſicher zu machen; vorgeſtern hatten wir ein Gefecht bei Louwiun, wobei wir Gefangene machten, und nur einen ſchwer Bleſſirten unſerer Seits hatten. Wilhelm Pr. v. Br.

pres: d. 1 Sept. 93. Im Cantonnement zu Lesselle bei St. Amad*) den 25. Auguſt 1793.

7) Eine Urſach, auf die Sie ſchwerlich kommen würden, um den Grund meines ſo langen Stillſchweigens zu errathen, iſt eine Erfahrung die ich gemacht, die mir aber nothwendig war, um von einem ſchrecklichen Uebel auf immer geheilt zu werden: nehmlich lange Weile, Mangel an Beſchäftigung und Gott weis was ſonſt noch daran Schuld war, machten, daß ich anfing zu ſpielen ich verlor 84 Ducaten nach und nach; allein immer die Hoffnung das verlohrne wieder zu bekommen enfielirte mich dergeſtalt, daß ich vorgeſtern Abend 84 Louisd'ors verlohr, ich leuchne nicht, daß die Empfindung erſt reich und auf ein Mahl beinahe alles verlohren zu haben mir äußerſt ſonderbahr war: dennoch war ich bei mehrem kalten Bluthe gänzlich zufrieden, daß Fortuna mir übel gewohlt, weil ich mir ſchmeichle dadurch auf ein Mahl gänzlich von der Spielſucht geheilt zu ſeyn.

Der Prinz v. Heſſen, Gouverneur v. Maſtricht, iſt im engliſchen Haupt-Quartier ſehr kalt aufgenommen worden, mehrere machten ſich die Freude ihn aufzuziehn, und in der That er verdiente das Schickſaal, denn er ſucht ſich dort ſo wie überall an jedem zu reiben: mein Vetter Ernſt hat ihm auch über

*) St. Amand.

vieles düchtig die Wahrheit gesagt, und es freute mich doppelt da er seine Pike für die Preußen durchaus nicht unterdrücken konnte; er sagte, er liebe und schätze die kaiserlichen äußerst und ginge gerne in ihre Dienste wenn es das Schicksaal gestatten wollte. Dagegen habe ich ihn unaufhörlich nach der 3. Collonne gefragt; wenn solche marschiere und alle und jedem an ihn abgeschickt der ihn eben das fragen mußte. Mehrere Scenen, die zwischen den kaiserlichen und unsern Truppen vorgefallen sind, machen, daß ich mich sehr freue, daß wir abmarschirt sind. Aus der Marschroute werden Sie erfahren, daß wir in der Gegend von Spaa durchkommen, ich denke dort hin zu gehen von Ouoxs oder Namur aus mit doppelter Freude, würde ich diese Reise machen, wenn ich hoffen könnte Sie dort anzutreffen. In Rücksicht meines Vaters ist es mir nicht lieb wenn ich wieder in seine Nähe komme, Sie kennen seinen Caracter und wissen daher auch was er in der Hitze zu thun im Stande ist.

Empfehlen Sie mich doch Bestens Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Töchter.

Wilhelm Pr. v. Braunschweig.

pres: d. 25 Sept: 1793.

Cassel den 20: Sept: 1793
bei Trier.

8) Von Luxembnrg aus konnte ich Ihnen nicht schreiben, da wir nur wenige Tage dort lagen, und die kurze Zeit immer sehr unruhig lebten; es ist mir daher leid, daß ich mein Versprechen nicht eher habe erfüllen können und Ihnen daher so spät für Ihre gütige Aufnahme und Bewärtung danken kann, es geschieht gewiß jetzt aber mit derselben Freude; doch muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß es mir sehr leid war Sie so bald verlassen zu müssen: meine übrige Reise war sehr vergnügt, allein Spaa hat keinem in dem Grad gefallen als wir es geglaubt hatten. Unser geschwinder Abmarsch von Luxemburg hat jeden verwundert, und noch mehr unser Marsch nach St. Wendel wo wir wie es heißt uns mit den Wurmserischen Corps vereinigen werden um Straßburg und Landau zu belagern, dies scheinen mir aber doch noch alles Vermuthungen zu sein da die Jahreszeit zu spädt ist: allein eine Sache ist mir sehr aufgefallen daß das Magazin zu Trier verkauft wird.

Mein Vater hat bei Pirmasens die Franzosen sehr geschlagen und ihnen 27 Kanonen abgenommen, ein solcher Vorfall war nothwendig um die Mäuler so vieler Menschen zu stopfen. Leben Sie wohl, für heute kann ich nichts weiter schreiben. Ihr Freund und Diener. W.

Erzeigen Sie mir doch die Freundschaft und empfehlen mich auf's Beste Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Töchtern sowie dem Lieutenant Fleischer und bitten ihn doch in meinem Nahmen das kleine Paquet mit dem Briefe an meine Schwägerin der hier liegt mit abzuschicken.

pres: d. 11. Oct: 1793. Im Lager bei Doutweiler den 3. Oct. 1793

9. Vor wenig Tagen habe ich durch einen Zufall erfahren, daß meine Briefe meist immer aufgebrochen wurden: ich wundere mich daher gar nicht, daß Sie meine Nachrichten nicht erhalten, oder es wenigstens sehr spät ist, wenn Sie solche bekommen: vielleicht bekommen Sie diese da meine Absicht ist, ihn an Millekopfen zu schicken, ich werde gewiß nicht unterlassen aufs strengste hinter die Wahrheit zu kommen, und dann wehe dem, der daran Schuld ist.

Der Vorfall bei Pirmasens, wo der Herzog die Franzosen zurückgeschlagen wird Ihnen bekannt seyn, dennoch füge ich es hier bei: so wie das wichtigste was unserm Corps begegnet ist: ich suche Ihnen die Wahrheit, so viel ich sie selber weiß mitzutheilen.

Die Gründe weswegen ich schon längst Ursache habe äußerst mißvergnügt zu seyn, werden Ihnen bekannt seyn, dennoch kommt beinahe täglich noch dazu, so daß ich ohne Ihren Rath und der Gewißheit Ihrer Freundschaft mich sehr unglücklich fielen würde: ich weiß daß ich dem preußischen Hause vielen Dank, ja selber mein künftiges Glück zu danken habe, durch diese wesentlichen Gründe angefeiert, habe ich gewiß keine Gelegenheit vorbeigehen lassen in dem kleinen Cirkel wo ich lebe und diene so viel Gutes als möglich zu stiften: allein demohnerachtet sehe ich nicht den Grund ein, weswegen ich Zurücksetzung und sogar wohl zuweilen Erniedrigungen mir muß gefallen lassen: mein Vater ist mir nicht gut; er bemüht sich Gründe zum Klagen über mich zu finden; handelt dabei nicht aufrichtig, sondern sucht ganz fremde Leute auf die mit mir sprechen und sein Misvergnügen mir sollen zu erkennen geben: mein glückliches Temperament jede Sache so zu nehmen wie sie ist, und nicht wie sein soll macht daß ich mich leicht über alles dergleichen wegsetze und daher lerne, daß Menschen, ja selbst die, welche Verstand haben, oft in ihren Handlungen Zweideutigkeit äußern. Der Haß, den der Herzog mir jetzt unschuldiger Weise nach drägt, macht daß ich auf den Posten stehen bleibe, den ich seid mehreren Jahren schon bekleidet; ich habe nichts gethan weswegen ich auf irgend eine Art, verdiene belohnt zu werden; dennoch muß es mir kränkend seyn, daß andere, die auch aus naseweißheit bleffirt wurden, Danksagungen, Lobeserhebungen erhalten, und zuletzt alle andern an Avancements vorgezogen würden: der König ist Herr und Meister und wir müssen gehorchen und mit allen zufrieden seyn; allein das Misvergnügen wenn man ohne Grund in diesen Punkten zurückgesetzt wird, scheint mir aber so ausgemacht, als ich wünsche Ihnen meinen weitern Plahn bekannt zu machen.

Meine Vettern die alle in englischen Dienst sind, haben mir oft gesagt

ich ſolle zu ihnen kommen, allein ich habe dieß jedes Mahl abzulehnen geſucht, ob daß zwar meine letzte Retraitte ſeyn würde: ſo leugne ich Ihnen dennoch nicht, daß mein Hauptwunſch iſt auf einige Zeit an einen Ort zu gehen um meine Geſundheit einigermaßen herzuſtellen und um unter dieſem Vorwand mich dem blauen Rock zu empfehlen: daß ich gerne Soldat bin wiſſen Sie und blos die Wahrſcheinlichkeit dann mehr von meinem Vater abzuhangen iſt das was mich unſchlüſſig macht. Fürſtenburg, dem ich ſehr gut bin, weil er wirklich ein braver und guter Mann iſt, hat der König blos um meinem Vater einen Gefallen zu erweiſen zum Oberſtlieutenant gemacht, er hat nichts gethan wodurch er Dieß verdiente; allein auffallent ja ſonderbahr muß es mir ſcheinen, daß der Herzog ſich mehr für ihn als für ſeine eigene Sache intereſſirt. Dies iſt das Letzte von den vielen Beweiſen der größten Gleichgültigkeit die er mir gegeben und nun rathen Sie mir als Freund, was ich bei ſolchen Umſtänden thun ſoll: geſtern kam der Herzog hierher er war ſehr kalt und ich bemerkte deutlich, daß alles promeditirt war; er beſahe unſere Poſition und da er bemerkte, daß mein Bataillon weit vorſtand, ſo ſagte er, er hoffe wir wären alle Nächte angezogen, in der That kommen die franzöſiſchen Scharfſchützen bis unter den Kanonen des Bataillons und wir ſchießen uns den ganzen Tag mit ihnen herum. Um wieder auf obiges zu kommen, hielt ich fürs rathſamſte eben ſo ernſthaft und gleichgültig zu ſeyn und ſo gingen wir auseinander nachdem er mich gefragt wie es mir ginge; die natürliche Antwort war, ſehr gut: um aber doch auf etwas anders zu kommen; ſo habe ich ernſtlich für gewiß gehört, daß Biſchoffswerder ſich gänzlich retiriren würde 2, daß nur ein Contingent hier bleibe und alles übrige nach Hauſe gehe 3, der Herzog wolle vor dem Winter noch die Armee verlaſſen, und der Prinz von Hohenlohe würde gänzlich das Commando übernehmen. Dies iſt das meiſte was ich weiß; dennoch bitte ich Sie inſtändigſt nicht darauf nachzuſagen. Was meine Lage alſo betrifft, bin ich äußerſt unſchlüſſig und allein die Gewißheit Ihnen aufrichtig ſchreiben zu dürfen iſt es die mich ſo glücklich macht: empfehlen ſie mich gütigſt Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Töchter und ſeyn ganz von meiner Freundſchaft und Hochachtung verſichert. W.

Von der preußischen Grenze.

Auch in diesem Neujahr hat Paris für eine Ueberraschung Europas gesorgt. Wenn auch die neue Flugschrift des Staatsrath Laguerroniere an Wichtigkeit der ältern nicht gleichkommt, derjenigen, in welcher zuerst das gründliche Studium der italienischen Frage dem Publicum angezeigt wurde, so ist doch eine gewisse Parallele zwischen beiden nicht zu verkennen. Beide Broschüren hatten nicht eigentlich die Absicht, mit einem fertigen Programm hervorzutreten: sie wollten die öffentliche Meinung nur sondiren und vorbereiten. Von wem in letzter Instanz diese Gedanken ausgehen, darüber ist wol kein Zweifel, wenn es auch höchst gewagt sein würde, aus einer von beiden den vollständigen Ideengang des räthselhaften Mannes zu analysiren, der jetzt der einflußreichste Mann Europas ist, weil er den stärksten Willen hat. Ueberhaupt ist es wol ein Irrthum, aus dem Umstand, daß Napoleon einen Plan, der ihm einmal vollständig klar geworden, mit eiserner Entschlossenheit und mit der Schnelligkeit des Blitzes durchführt, schließen zu wollen, derselbe habe von Anfang an bei ihm festgestanden; so gut auch Napoleon zu rechnen versteht, er ist doch kein bloßer Rechenmeister; die Eingebungen des Augenblicks tragen sehr viel zu seinen Entschlüssen bei und seine für bedeutende Momente so bewundernswerthe Thatkraft scheint zuweilen einer gewissen Abspannung zu bedürfen, um sich wieder zu sammeln. Da seine Kundgebungen stets mit einer gewissen Heftigkeit auftreten, so ergeben sich beim ersten Zusehen eine Menge von Widersprüchen; überblickt man aber einen längern Zeitraum, so entdeckt man doch, daß eine allgemeine und bleibende Ueberzeugung zum Grunde liegt, die von jenem Wechsel der momentanen Stimmungen nicht berührt wird.

So ist auch in den verschiedenen Manifesten über Italien, trotz aller Abwechselung im Einzelnen, eine gewisse Conformität. Man erinnere sich nur: zuerst Anzeige des italienischen Studiums im Allgemeinen, Nachweis der zahlreichen Uebelstände, Appellation an die Menschenliebe aller Regierungen, diesen Uebelständen abzuhelfen. Als auf diese Anzeige ein allgemeines Kriegsgeschrei erfolgt, großes Erstaunen des Moniteur, Versicherung, man sei so friedliebend als möglich. Auch das war kein unbedingter Widerspruch; denn man wollte zunächst den Krieg keineswegs, sondern einen europäischen Congreß. Dann, in Folge der östreichischen Kriegserklärung an Sardinien das Manifest: da Oestreich die Alternative stellte, entweder ganz Italien zu erobern, oder ganz aus Italien hinausgeworfen zu werden, so solle das letztere geschehen. Nach zwei großen Siegen der Friede von Villafranca und die nachträgliche Erklärung, es sei zwar sehr zu bedauern, daß Venedig den Oestreichern bleibe, aber da Preußen und der deutsche Bund mit Krieg gedroht, habe dieser Krieg zu große Dimensionen angenommen, und es sei wenigstens so viel erreicht, daß Venedig ein italienisches Bundesland würde. Die Restauration der vertriebenen Herzöge wurde vorbehalten, doch mit Ausschluß der bewaffneten Einmischung.

Nun werden die Ereignisse eine Zeitlang ihrer eignen Schwere überlassen. Mittelitalien constituirt sich immer fester, während in Zürich die Friedensunterhand-

Digitized by Google

lungen fortgehen. Endlich der berühmte Brief an den König Victor Emanuel, der Ton ziemlich aufgeregt, faſt drohend, doch der Inhalt dieſer Drohung ſehr wenig formulirt. Im Frieden zu Villafranca habe der Kaiſer von Frankreich ſich verpflichtet die Reſtauration der Herzöge im Prinzip anzuerkennen; dadurch ſei ſeine Haltung auf dem bevorſtehenden Congreß vorgezeichnet; von den andern Mächten aber habe Sardinien Nichts zu hoffen. Sardinien wird mit der Ausſicht auf einen italieniſchen Bundestag und auf die italieniſche Verwaltung Venedigs getröſtet. Indeſſen wird es mit dem Prinzip der Legitimität nicht gar zu ſtreng genommen: Parma ſoll aus ſtrategiſchen Gründen an Sardinien, Modena aus Gründen perſönlichen Wohlwollens an Parma fallen, Toskana ſoll vergrößert werden — doch wohl mit einer Provinz des Kirchenſtaats. Vom Papſt wird durchweg mit großer Ehrerbietung geſprochen, wie es dem älteſten Sohn der Kirche ziemt, doch darf ein Günſtling des Hofes es wagen, gleichſam unter den Augen des Kaiſers, die ärgſten Invektiven gegen das geiſtliche Regiment zu ſchreiben.

Was nun die neue Flugſchrift betrifft, ſo erklärt ſie, in Bezug auf die Reſtauration der Herzöge: Frankreich habe ſich die größte Mühe gegeben, gemäß den Beſtimmungen des Friedens von Villafranca, die Gemüther der Italiener dafür zu ſtimmen, aber dieſe ſeien zu ſtarrköpfig, es werde wohl nicht gehen. Zu bedauern ſei das ebenſo, wie die Fortdauer der öſtreichiſchen Herrſchaft in Venedig, aber wer vermöge etwas gegen die Nothwendigkeit? Von der Einverleibung dieſer Gebiete in Sardinien in Gemäßheit des in Frankreich zu Recht beſtehenden Prinzips der Volksſouverainetät, wird Nichts geſagt; es wird weder dafür, noch dawider geſprochen.

Nun ſtehen die Sachen ſo: für die Reſtauration der Herzöge, nach dem Prinzip der Legitimität, wären vielleicht, mit Ausnahme von England, alle Großmächte, gegen die Einſetzung eines neuen, womöglich bonapartiſchen, Königs von Mittelitalien müßten nicht blos ſämmtliche Großmächte ſein, da das nichts Anderes hieße, als Italien unter franzöſiſche Hegemonie zu ſtellen, ſondern am Entſchiedenſten die Italiener ſelbſt. Das allgemeine Vorurtheil von der Kirchthurmspolitik der Italiener hat ſich nicht bewährt; ſie haben ſich einmüthig zu der richtigen Anſicht bekannt, daß nur in einem großen Staat, nur in einem Einheitsſtaat die Kraft einer Nation ſich entwickeln könne. Daß Frankreich dieſem Einheitsſtaat abhold iſt, kann bei der traditionellen Einrichtung dieſes Staats nicht befremden; wir glauben aber in dieſem beſtimmten Fall, daß die Wahl nur zwiſchen der Reſtauration oder der Annexation, nur zwiſchen der Legitimität oder der Nationalſouverainetät ſein kann. Wir wünſchen herzlich, daß ſich Preußen auf dem Congreß zu dieſer Politik erheben möge.

Vielleicht geſchieht es, um die Aufmerkſamkeit von dieſer Seite abzulenken, daß die neue Flugſchrift ihre ganze Energie der römiſchen Frage zuwendet. Bündiger kann man ſich kaum darüber ausſprechen, daß das Erbtheil des heiligen Petrus, wenigſtens in ſeinem gegenwärtigen Umfang, nicht zu den nothwendigen Attributen des Oberhaupts der katholiſchen Kirche gehört; entſchiedener kann man gegen Oeſtreich nicht Front machen, als es in dieſer Flugſchrift geſchieht. Denn wenn die Romagna nicht etwa an Oeſtreich fallen ſoll, ſo iſt durch die Iſolirung des Kirchenſtaats von den Beſitzungen Oeſtreichs die Hegemonie des letzteren über Italien für ewige Zeiten gebrochen.

Von der unabsehbaren Bedeutung dieser Frage erwähnen wir heute nur dasjenige, was uns zunächst angeht. — Die preußischen Bischöfe haben sich gemüßigt gesehen, in einer Denkschrift den Prinzregenten aufzufordern, für die Integrität des Kirchenstaats einzutreten. Dagegen wäre an sich Nichts zu sagen; aber sie sprechen diese Forderung zugleich im Namen von sieben Millionen preußischer Katholiken aus, wozu sie unbedingt nicht das Recht haben, und sie stellen die Integrität des Kirchenstaats als ein Dogma der allein seligmachenden Kirche auf. Wenn dem so ist, und wenn man den Anspruch macht, die Politik Preußens nach den Dogmen der römisch-katholischen Kirche zu lenken, dann ist es Zeit auch für den Protestantismus, seine Stimme zu erheben. Das preußische Königshaus ist ein protestantisches; seine ganze Geschichte, seine ganze Bedeutung basirt auf dem Protestantismus, und es gäbe sich selbst auf, wenn es seine heiligsten Traditionen aufgäbe. Wir wahrlich werden die alten, confessionellen Streitigkeiten nicht wieder anschüren, die Deutschland so viel Unheil gebracht haben, aber das Uebel ist bereits geschehen, es ist bereits in Deutschland eingedrungen, wo ein Concordat nach dem andern abgeschlossen, ein Spielraum nach dem andern dem Einfluß der römischen Hierarchie eröffnet wird; und wenn die Gegner vorwitzig und herausfordernd ihr Banner aufpflanzen, so soll auch das unsrige mit den alten Zeichen siegesfroh im Winde flattern. † †

Und nun noch ein Wort, ein herzliches Wort des Glückwunsches an den edlen, theuern deutschen Mann, der vor einigen Tagen seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert, an Vater Arndt! Ganz Deutschland, jung und alt, ruft dem herrlichen Greise zu, dessen Alter noch „so frisch perlt, wie greisender Wein"; ganz Deutschland ruft dem Sänger des Vaterlandes zu, daß seine Lehren, seine flammenden, nicht vergessen sein werden, so lange es noch einen Ort gibt, wo die deutsche Zunge klingt. Seine deutschen Worte: „Der Gott der Eisen wachsen läßt" und wie es sonst lautet, dürfen nicht erst in Erinnerung gerufen werden; wohl aber ist manches von seinen prosaischen Schriften vergessen. Wir rufen ein Wort über Napoleon (1805) zurück: „Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten thun, in Haß oder Liebe: die Natur, die ihn geschaffen, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein Anderer so thun kann . . . Gehe nach Italien, schlage den Livius auf, versetze die alten Römergeschichten mit neuer Geistigkeit, mit größerm Prunk der Worte, mit etwas politischer Sentimentalität; so findest du, was der Mann ist. Die ernste Haltung, des Südens tief verstecktes Feuer, das erbarmungslose Gemüth des Corsen, mit Hinterlist gemischt, eisernen Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, einen tiefen Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eigenen Brust; der große Aberglaube des großen Menschen an sein Glück — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit und vom Glück emporgehalten, wie müssen sie siegen!"

† †

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. C. Elbert in Leipzig.

Zur kurheſſiſchen Verfaſſungsfrage.

Es iſt immer gefährlich, den Weg des Rechtes zu verlaſſen, es iſt ſchwer, ſich von den Irrgängen ableitender Anſichten wieder auf jenen Weg zu finden. Dafür liefert einen Beweis die jetzige Stellung der Bundesverſammlung zur kurheſſiſchen Verfaſſungsfrage, und zwar eben ſo die Stellung der einzelnen Regierungen in der Verſammlung als die Stellung dieſer in ihrer Geſammtheit. Denn es gibt wohl einige Regierungen, die ohne Scrupel das Begonnene fortſetzen, andere, die es gewiſſenhaft aufgeben wollen; aber die meiſten ſuchen doch nach einer Vermittelung, und daraus entſpringt eine ſolche Verſchiedenheit der Anſichten, daß man kaum noch ſieht, wie ſie ſich zu einer gemeinſamen vereinigen ſollen, es wäre denn etwa dazu, Regierung und Stände von Kurheſſen ihren Streit für ſich ausſpinnen zu laſſen. Freilich liegt der Grund dieſes Auseinandergehens zugleich in der Beſchaffenheit des Bundesbeſchluſſes von 1852. Denn die Energie der Reaction, die ſich darin ausſprach, konnte nicht verhindern, war vielmehr die Urſache, daß er offenbare Widerſprüche in ſich vereinigte. Die Verfaſſung von 1831 nebſt den 1848 und 1849 dazu gegebenen Erläuterungen und Veränderungen wird in ihrem weſentlichen, jedoch von dem übrigen nicht wohl zu trennenden Inhalte für unvereinbar mit den Grundgeſetzen des Bundes erklärt und außer Wirkſamkeit geſetzt, eine „revidirte“ andere Verfaſſung, der jedoch ausdrücklich nur im Allgemeinen, nicht in allen einzelnen Punkten, zugeſtimmt wird, an ihre Stelle geſetzt, und, nach Vernehmung mit den darnach einberufenen Stände, der Bundesverſammlung die weitere Beſchlußfaſſung über „eine definitive beruhigende Erledigung der Verfaſſungsangelegenheit“ vorbehalten. Alſo alle einzelnen Beſtimmungen der Verfaſſung von 1831 werden für untrennbar zuſammenhängend erklärt und deßhalb wird die ganze Verfaſſung „außer Wirkſamkeit geſetzt.“ „Außer Wirkſamkeit ſetzen“ heißt ſonſt nur ſo viel wie: thatſächlich und zeitweilig nicht mehr wirken laſſen, nicht aber dem Rechtsbeſtand nach aufheben; hier, wo die Verfaſſung dem Bundesrecht widerſtreiten ſoll, konnte es nur das Letztere bedeuten. Und dennoch ſoll eine „revidirte“ Verfaſſung an die Stelle treten! Alſo in einem Athem erklärt man, daß die Verfaſſung

von 1831 trotz des angeblichen untrennbaren Zusammenhangs revidirt werden, und daß Einzelnes, vielleicht Vieles daraus beibehalten werden kann! Man setzt ferner eine andere Verfassung an ihre Stelle *ohne sie zu genehmigen* und läßt nach *dieser* Verfassung die Stände wählen, die sich darüber erklären sollen. Und doch sollen diese Stände nicht etwa das Recht der Ablehnung haben, wenigstens wird ihnen dieß nicht zugesprochen, was sollen sie eigentlich? Die Bundesversammlung behält sich endlich die letzte Entscheidung vor, ohne irgend eine Schranke. Sie kann also auch die Verfassung von 1851 wieder herstellen? oder nur Einiges wieder herausnehmen? oder nach seinem Belieben und nach jenen Grundsätzen des höheren Rechts, die den Bundestag auszeichnen, eine neue Verfassung construiren?

Die Widersprüche und Dunkelheiten dieses Beschlusses waren die nothwendige Folge der Abwerfung der Fesseln des wirklichen Rechtes; man betrat noch obendrein, auf den morschen Stab der mangelhaftesten Gutachten gestützt, einen Weg, von dem man kein Ende und kein Ziel sah. Eine weitere Folge ist die oben angedeutete.

Allerdings lassen sich die Stimmen der Bundesregierungen hauptsächlich in die drei Gruppen theilen, die sich durch die bekannten Denkschriften von Preußen, Oestreich und Kurhessen charakterisiren. Am Weitesten vorgeschritten ist Kurhessen, es vertheidigt noch jetzt die Reaction um ihrer selbst willen, es steht noch völlig auf dem erhabenen Standpunkt jener Gutachten, die zum Bundesbeschluß von 1852 geführt haben. Für Oestreich ist dieser Beschluß mehr nur ein fait accompli. Preußen erachtet sich dadurch nicht gebunden. Aber mit diesen Gruppen sind die einzelnen Ansichten keineswegs erschöpft: wir finden die zahlreichsten Nüancen.

Bei der Abstimmung zollte *Oestreich* dem „sachgemäßen und gründlichen Gutachten des Ausschusses" — war dieß Lob etwa nur der diplomatische Zucker auf die Pille? — die vollste Anerkennung, erklärte sich aber, lediglich mit Rücksicht auf die seit Erstattung des Gutachtens zwischen den Regierungen gepflogenen Verhandlungen und namentlich „wegen des zu Oestreichs Kenntniß gekommenen Umstandes, daß die kurhessische Regierung neue Erklärungen an die B.-V. zu richten beabsichtige," vorerst für Zurückverweisung an den Ausschuß. Darnach *scheint* das Ausschußgutachten gebilligt und nur auf weitere Mittheilungen der kurhessischen Regierung Rücksicht genommen zu werden, und damit wäre man freilich sehr schnell am Ziele.

Mit Oestreich gehen *Hannover*, das *Großherzogthum Hessen* und *Nassau*.

Baden, das bei seinem Votum im Jahre 1852 dem „Außer-Wirksamkeit-Setzen" der Verfassung beigestimmt, aber dabei, deutlicher ausgedrückt, gewünscht hatte, daß die den Bundesgrundgesetzen nicht widerstreitenden Be-

ſtimmungen als nur einſtweilen unanwendbar betrachtet würden, geht davon aus, daß es damals überſtimmt worden ſei, indem nach dem Wortlaut und der Intention der B.-V. die Verfaſſung von 1831 definitiv aufgehoben ſein ſolle — eine Auslegung, die offenbar der früheren Anſicht Badens widerſpricht, da es damals nur deutlicher ausgedrückt wiſſen wollte, daß die zuläſſigen Verfaſſungsbeſtimmungen als nur einſtweilen unanwendbar betrachtet würden, dieß folglich nicht als durch die „Außer-Wirkſamkeit-Setzung" der Verfaſſung ausgeſchloſſen anſah, — und daß der Bundesbeſchluß von 1852 „formelles Recht" geworden und jetzt als ſolches feſtzuhalten ſei; — das iſt doch der Gipfel des Bundesrechts, daß jeder Beſchluß des Bundestags formelles Recht wird, das nicht einmal der Bundestag ſelbſt anfechten darf! — Indem ſich aber, meint Baden, die B.-V. die weitere Beſchlußnahme behufs einer beruhigenden definitiven Erledigung vorbehalten habe, ſei die Abſicht unverkennbar dahin gegangen, entweder der mit den Ständen vereinbarten Verfaſſung die Garantie zu ertheilen oder, wenn eine Verſtändigung überhaupt oder in einzelnen Punkten nicht erzielt würde, auf eine ſolche und damit auf eine definitive Erledigung hinzuwirken. Dieſer Abſicht entſpreche der vom Ausſchuß betretene Weg. Wenn der Kurfürſt nach den Bemerkungen deſſelben die Verfaſſung von 1852 einer Reviſion unterzöge, ſo würde ſich damit ein großer Theil der obwaltenden Differenzen erledigen — aber wollen die Stände nicht ihre theils zuſtimmende, theils ablehnende Erklärung als ein Ganzes betrachtet wiſſen? — hinſichtlich der noch verbleibenden Differenzen dürfe man von nochmaliger Verhandlung der Regierung mit den Ständen — freilich werden dieſe vielleicht doch endlich mürbe! — eine befriedigende Ausgleichung erwarten. So werde durch Vereinbarung über die Verfaſſung ein feſter Rechtszuſtand begründet werden — war nicht auch die Verfaſſung von 1831 eine vereinbarte? — und für den Fall, daß eine Verſtändigung in allen Stücken auch jetzt nicht gelingen ſollte, werde der Bund ſich weitere der Sachlage entſprechende Entſchließung vorzubehalten haben. Der Geſandte — es war der Berichterſtatter des Ausſchuſſes — würde deshalb für die Ausſchußanträge zu ſtimmen gehabt haben, trete jedoch, da der öſtreichiſche Präſidialgeſandte die Rückweiſung an den Ausſchuß beantragt habe und eine gründliche Prüfung obwaltender Bedenken immer wünſchenswerth ſei, dieſem Antrage bei.

In ähnlicher Weiſe, weil die Verfaſſung von 1831 bundesverfaſſungsmäßig definitiv außer Wirkſamkeit, die von 1852 an ihre Stelle geſetzt worden und deshalb bei der Behandlung der Angelegenheit ſtets die letztere zum Ausgangspunkt zu nehmen ſei, ſtimmt Mecklenburg-Schwerin und Strelitz zunächſt für die Ausſchußanträge, ſchließt ſich aber dem Antrag Oeſtreichs an.

Kurheſſen tritt zwar der Zurückweiſung nicht entgegen, verwahrt ſich aber dagegen, als bezweifele es, daß die Verfaſſung von 1831 nicht definitiv als bundeswidrig aufgehoben und eine Rückkehr zu ihr möglich ſei, und überläßt ſich der Ueberzeugung, daß dieſes Reſultat bei der im Ausſchuß zu eröffnenden Verhandlung an den Tag treten werde. — Iſt es nicht geradezu unbegreiflich, wenn auch bundesrechtlich, daß eine Regierung in ihrer eigenen Sache beim Bundestag ſtimmen kann?

Etwas anders als dieſe Heißſporne der res judicata des Bundestags ſtellt ſich das Königreich Sachſen zu unſerer Frage, wiewohl man ihm natürlich nicht im Mindeſten eine principielle Gegnerſchaft zutrauen darf. Die Regierung iſt überzeugt, daß die „Wiederaufrichtung" des öffentlichen Rechtszuſtands in Kurheſſen in einer dauerhaften und gegen neue Conflicte geſicherten Weiſe nur „mit gewiſſenhafter Innehaltung des bundesverfaſſungsmäßigen Weges und unter thunlichſter Würdigung inmitten liegender wohlerworbener Rechte" zu erreichen ſei. Um zu dieſem Ziele in verſöhnlichem Geiſte zu gelangen, könne man nur wünſchen, daß vor dem definitiven Ausſpruch des Bundes noch eine anderweite Prüfung beſchloſſen werde, und eine ſolche erſcheine in folgender Richtung nothwendig. Durch den Beſchluß von 1852 ſei die Verfaſſung von 1831 nebſt den in Geſetzesform dazu gegebenen Erläuterungen und dem Wahlgeſetze von 1849 in ihrem weſentlichen, jedoch von dem übrigen nicht wohl zu trennenden Inhalte als mit den Grundgeſetzen des Bundes, insbeſondre Art. 54, 57 und 58 der Wiener Schlußacte unvereinbar erklärt und daher außer Wirkſamkeit geſetzt, dabei aber zugleich als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt worden, daß über die nicht bundeswidrigen Beſtimmungen dieſer Verfaſſung von Bundeswegen nicht abgeſprochen werde, und letztere daher inſoweit noch immer Geltung zu beanſpruchen habe, was auch der Ausſchußbericht ausdrücklich anerkenne. — (Baden hat alſo Unrecht?) — Folgerecht ſei der im Entwurf vorgelegten neuen Verfaſſung nur im Allgemeinen von der Bundesverſammlung zugeſtimmt, und der letzteren Behufs einer definitiven beruhigenden Erledigung der kurheſſiſchen Verfaſſungsangelegenheit die weitere Beſchlußnahme vorbehalten worden. Darnach möchten für dieſe Beſchlußnahme die nicht bundeswidrigen Beſtimmungen der Verfaſſung von 1831, ſoweit deren Aufrechthaltung von der kurfürſtlichen Regierung oder den dermaligen Ständen in Anſpruch genommen werde, als ſolche hervorzuheben ſein, deren Wiedereinſtellung in die kraft Bundesbeſchluſſes von 1852 in's Leben zu rufende Verfaſſung keinem Anſtande unterliegen könne. Hiernächſt würden die in der revidirten Verfaſſung enthaltenen neueren Beſtimmungen, über welche zwiſchen Regierung und Ständen Einverſtändniß obwalte, als endgiltig feſtſtehend zu bezeichnen, der ganze übrige nicht bundeswidrige Inhalt der Verfaſſung von 1852 aber, ſoweit darüber Differenzen obſchweben, ledig-

lich dem Spielraum weiterer zwischen Regierung und Ständen zu pflegender Vereinbarung, unter nachdrücklicher Empfehlung der gutachtlichen Vorschläge des Ausschusses, zu überlassen sein. Bei Einwendungen der Stände gegen neue Vorschläge der Regierung dürfte „der Widerspruch diesfällig besondere Beachtung verdienen." Nun sei im Ausschußbericht, der die einzelnen Differenzpunkte aus Gründen sowol des Rechts als der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit „in höchst anerkennenswerther Weise" beleuchte, zwar mehrfach auf die Verfassung von 1831 Bezug genommen, aber in der angedeuteten Richtung kein consequentes Verfahren eingehalten worden, vielmehr vorzugsweise nur die Räthlichkeit und Zweckmäßigkeit der in Frage stehenden Bestimmungen zur Geltung gekommen. Dem Bunde sei zwar das Recht und die Füglichkeit unbestritten zu wahren, auch in dieser Richtung dem in dem Beschluß von 1852 gemachten Vorbehalte Folge zu geben, derselbe betrete aber doch damit ein Gebiet, das außerhalb des eigentlichen Zweckes seiner Dazwischenkunft liege und auf welchem die Möglichkeit sehr weit aus einander gehender Ansichten eine rasche Erledigung nicht in nahe Aussicht stelle, während der Bund, wenn er den eben entwickelten Gang einschlage, einen sicheren Anhalt für die Entscheidung gewinne, indem er lediglich eine authentische Interpretation seines Beschlusses von 1852 und zwar eine solche voranstelle, welche ihre Begründung in den demselben vorangehenden und folgenden Verhandlungen am Bundestag finde. — Wann würde wol nach diesem Votum die neue Verfassung feststehen? Bleibt einstweilen und bis die Vereinbarungen zwischen Regierung und Ständen zu Stande gekommen, die Verfassung von 1852 in Kraft? Wären damit nicht die Begehren der Kammern ad graecas kalendas vertagt? Und warum sind diejenigen Bestimmungen, über welche zwischen Regierung und Ständen Einverständniß herrscht, endgiltig festgestellt, da doch diesen Ständen ein Recht der Zustimmung ebensowenig vom Bundestag zugesprochen werden kann als ein Recht der Ablehnung, und da die Erklärung der Stände als ein Ganzes aufgefaßt sein soll, und folglich über keinen Punkt wirklich Einverständniß herrscht?

Auch Sachsen-Meiningen und Altenburg betrachten den Beschluß von 1852, obwol für sich nicht daran betheiligt, als Grundlage für die weitere Behandlung der Angelegenheit, suchen aber die Aufgabe der B.-V. mehr allgemein in der Vermittlung einer Einigung zwischen der Regierung und der nach der Verfassung von 1852 berufenen Stände, und schlagen zu dem Zwecke Abordnung eines Commissärs mit der Anweisung vor, der Regierung hinsichtlich der noch vorhandenen Differenzen „möglichstes Entgegenkommen anzuempfehlen". Nach der Ansicht dieser Regierungen würde, so lange die landständische Erklärung mit dem Zusatz abgegeben sei, daß sie als ein Ganzes und nur als ein Ganzes aufgefaßt werden solle, ein bindender Ausspruch der

B.-V. über die einzelnen ſtreitigen Paragraphen der Verfaſſung, wenn er nicht der ſtändiſchen Erklärung ganz beiſtimme, die Einigung kaum näher rücken und eine Vermittlung eher erſchweren als erleichtern.

Die Regierung von Baiern, Würtemberg, Lichtenſtein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe, Waldeck, Heſſen-Homburg ſtimmten ohne nähere Angabe der Gründe einfach für die Zurückverweiſung an den Ausſchuß, und zwar Baiern mit dem etwas orakelhaften Motiv: „nachdem tief eingreifende Einwendungen gegen die Anträge des Ausſchuſſes erhoben worden“ ſeien. Der Geſandte der Niederlande war noch nicht inſtruirt. Von Dänemark wollen wir zuletzt ſprechen.

Preußen hat in der Mittheilung der kurheſſiſchen Regierung nicht die Bürgſchaften für eine beruhigende definitive Erledigung der Verfaſſungsangelegenheit finden können, die der Bundesbeſchluß von 1852 vorausſetze, und glaubt nicht, daß die vom Ausſchuß vorgeſchlagenen einzelnen Modificationen die tiefern und grundgeſetzlichen Bedenken beſeitigen können, welche gegen die bundesrechtlichen Grundlagen der bisherigen Behandlung der Frage entſtanden ſind. Durch wiederholte Prüfung und die in den letzten ſieben Jahren über die Entwicklung der Angelegenheit gewonnenen Erfahrung iſt die preußiſche Regierung zu der Anſicht gelangt, daß der Zweck der Intervention des Bundes durch die 1852 publicirte Verfaſſung nicht erreicht werden könne. Sie findet den nur proviſoriſchen Zuſtand der durch den Bundesbeſchluß von 1852 geſchaffenen Zuſtände, auch abgeſehen von der principiellen Frage, ſchon durch die nur vorläufig und im Allgemeinen ertheilte Billigung und die Forderung der ſpätern Wiedervorlegung der revidirten Verfaſſung bezeichnet, und ſieht deßhalb die 1852 außer Wirkſamkeit geſetzte, in ihrem rechtlichen Beſtand aber nicht definitiv aufgehobene Verfaſſung von 1831 als die rechtliche Grundlage der weiteren Entwicklung an, erachtet es nicht für unmöglich, einzelne den Bundesgrundgeſetzen widerſprechende Beſtimmungen in derſelben zu bezeichnen und vom übrigen Inhalt zu trennen, und hält es demnach für den allein zu jener definitiven Beruhigung führenden Weg, daß der proviſoriſche Zwiſchenzuſtand auf ordnungsmäßige Weiſe wieder aufgehoben und die Verfaſſung von 1831 wieder in Wirkſamkeit geſetzt, gleichzeitig aber die bundeswidrigen Beſtimmungen derſelben auf einem der Verfaſſung wie dem Bundesrecht entſprechenden Weg aus ihr entfernt werden.

Mit Preußen ſtimmen im Weſentlichen überein Sachſen-Weimar-Eiſenach, Sachſen-Coburg-Gotha und die freien Städte, indem die beiden erſten noch ſchärfer ausſprechen, daß die Verfaſſung von 1852 nicht auf verfaſſungsmäßige Weiſe entſtanden, die von 1831 nebſt den Geſetzen, welche auf dem durch dieſe Verfaſſung vorgezeichneten Wege „unzweifelhaft rechtsgiltig“ entſtanden ſeien, wieder in Wirkſamkeit zu ſetzen ſei, und der Ausſchuß diejenigen

Bestimmungen in der Verfassung von 1831 bezeichnen möge, die etwa nicht mit den Bundesgesetzen vereinbar wären, damit die Bundesversammlung darüber Beschluß fassen und die kurhessische Regierung auffordern könne, die Abänderung solcher Bestimmungen auf dem Wege der Verfassung von 1831 herbeizuführen, für den Fall aber, daß dieß nicht zum Ziele führe, anderweite Fürsorge treffe.

Nicht ganz so bestimmt erklärten sich Braunschweig, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg. Die drei letztgenannten erachten es nur der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Lage der Umstände angemessen, das neuerdings vielfach kund gegebene Verlangen nach einem Zurückgreifen auf die Verfassung von 1831 einer besonderen Prüfung zu unterziehen, wobei es sich von selbst verstehe, daß von einem unbedingten Zurückgreifen nicht die Rede sein könne, sondern nur von einem solchen mit Ausscheidung der den Bundesgrundgesetzen widerstreitenden Bestimmungen. Braunschweig will nach seiner Erklärung im Jahre 1852, daß bei Differenzen zwischen Regierung und Ständen über die Gesetze von 1852, wenn diese Punkte beträfen, die bereits in der älteren Verfassung geordnet waren und mit dem Bundesrecht nicht in Widerspruch standen, auf diese älteren Bestimmungen recurrirt werde, enthält sich des Eingehens auf die Bemerkungen des Ausschusses und stimmt dessen Anträgen nicht bei, weil er nicht untersucht habe, ob und wie die bestrittenen Bestimmungen in der ältern Verfassung bereits geordnet waren, sodaß auf diese früheren Normen zurückgegangen werden könnte.

Die Abstimmung von Dänemark für Holstein und Lauenburg haben wir uns als einen Leckerbissen zum Nachtisch aufgehoben. Sie geht dahin:

Der Ausschuß habe die Voraussetzungen dargelegt, unter denen eine definitive Erledigung der Angelegenheit unter gleichmäßiger Berücksichtigung der Bundesgrundgesetze und der Rechte landesfürstlicher Hoheit, wie auch wohlbegründeter ständischer Gerechtsame dem Ausschuß rechtlich und praktisch ausführbar erscheine. Die dänische Regierung könne zwar für die einzelnen, zwischen der Landesregierung und den Landständen in Erörterung gestandenen Verfassungsbestimmungen „ihrerseits eine Prüfung nicht beanspruchen oder deren Ausgleichung in irgend einer Weise vorgegriffen wünschen“ — das könnte freilich einmal auf Dänemark applicirt werden! — sei jedoch des Dafürhaltens, daß zunächst auf Grundlage des maßgebenden Bundesbeschlusses und „unter Wahrung der jedem Bundsgliede für innere Landesangelegenheiten verbürgten Selbstständigkeit“ auf die angegebene Weise „eine Verständigung zwischen Regierung und Ständen und damit die Lösung der der Bundesversammlung überkommenen Aufgabe nunmehr erreichbar sei“. Der Gesandte sei demnach ermächtigt, den Ausschußanträgen „in diesem Sinne“ beizustimmen, nehme aber „im Hinblick auf die Sachlage sowie auf die von den Höfen von Oest-

reich und Preußen abgegebenen Erklärungen“ keinen Anſtand, für jetzt auch für die Zurückweiſung zu ſtimmen.

Das iſt doch ein Muſter von Diplomatenſprache! der Ausſchuß hat geprüft und Anträge geſtellt, die däniſche Regierung ſtimmt ihm bei, ohne die Prüfung zu der ihrigen zu machen, ſtimmt bei in einem anderen Sinne, iſt für keine Ausgleichung und will doch eine, wahrt die Landeshoheit und iſt doch für Bundesvermittlung und zuletzt iſt der Geſandte ebenſo obligat gegen Oeſtreich wie gegen Preußen, obgleich Beide das Verſchiedenſte wollen. Bei Goethe heißt es:

Fauſt.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber.
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch. . . .
Mein Freund, die Kunſt iſt alt und neu. . . . . .
Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen.

Ein Beſuch bei Radetzki.

Der 19. Juli 1851 bleibt mir unvergeſſen: ich lernte an ihm den Feldmarſchall Radetzki kennen. Um 11 Uhr fuhr ich auf der Eiſenbahn von Mailand nach Monza; in einer halben Stunde erreicht man die ehemalige Reſidenz der Lombardenkönige, welche eine Stunde nördlich von Mailand nach Como hin liegt. Ein Tunnel geht unter der alterthümlichen Stadt hindurch, die jetzt nur noch ſechstauſend Einwohner hat; ſie iſt das Modica der Römer in Inſubrien.

Prachtvolle Alleen führen zum Schloß, das wohl auf der Stelle des Palatium liegt, welches der Oſtgothenherrſcher Theodorich erbaute; jenes war Lieblingsaufenthalt der Vicekönige Eugen Beauharnais und Erzherzog Rayner. Wunderſchöne Grenadiere eines ſteyriſchen Regiments hatten die Wache. Aus dem überaus freundlichen Empfang des Generalleutnants vom Generalſtabe, Ritter von L . . . . . , erkannte ich, wie wohlwollend mich die Kiſſinger Freunde empfohlen hatten. Wir kamen ins Plaudern, und ſo wurde es zwei Uhr bis ich gemeldet wurde.

Der Marſchall kam mir mit beiden Händen entgegen: „Nun, das iſt

ſchön, Baron H . . . . . daß Sie uns nicht ſeind vorübergegangen. Kommen Sie, wir wollen miteinander plaudern!“ Ich folgte ihm durch einen mit vielen Offizieren gefüllten Salon in einen zweiten, wo ich in der lebhafteſten Unterhaltung wohl drei Viertelſtunden mit ihm auf und abging. Der Marſchall war faſt unter Mittelgröße, am ähnlichſten dem ſchönen Bilde von Adam; er trug den Feldmarſchall-Waffenrock mit dem Stern der Maria Thereſia gerne offen, Weſte und Beinkleider, wie hier alle Offiziere, von einem gelbgrauen Sommerzeug.

Eine wunderbare Erſcheinung dieſer ſechsundachtzigjährige Greis, an dem auch nicht eine Spur körperlicher, noch weniger geiſtiger Schwäche wahrnehmbar war! Man erkannte in ſeinen Zügen nicht den Feldherrn, den Staatsmann, nicht den Allgewaltigen, der Oberitalien faſt unumſchränkt beherrſchte, in deſſen Hand das Geſchick von Millionen lag; aber in ſeinem Geſicht waltete eine Klarheit, etwas ſo völlig mit ſich Einiges, daß man ſofort durchdrungen wurde, wie hoch er über den Verhältniſſen ſtand. Man bedurfte nur eines Blickes in dieſes milde, ſo unendlich liebreiche Auge, um zu erkennen, wie weit hier der Menſch den Feldherrn überragte; daß es Humanität war, in echt-eigentlicher Bedeutung, die hier den ſchönſten Triumph feierte. Willig huldigte man da, unwillkürlich wendete ſich das Herz dem ſo liebevollen, ſo geiſtesfriſchen Greis zu, und man begriff den Einfluß, den der Marſchall ſo mächtig auf die Armee ausübte und zwar vom Höchſten bis herab zum Niedrigſten. Im J. 1849 überbrachte eine Deputation das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien. Während der Anweſenheit derſelben ließen ſich mehrere Generale melden, welche den Marſchall von Vigevano und Novara nicht geſehen hatten. Sie flogen ihm in die Arme, faſt zu Füßen, küßten ihm die Hände, die dann der greiſe Feldherr wie ſegnend auf die Häupter der Angekommenen legte. Das iſt gewiß gegen das Militär-Reglement, gegen alle Etiquette, und bleibt doch ein ſchönes, ein bezeichnendes Bild. Graf B . . . ., dem ich dieſe Mittheilung verdanke, erzählte noch Manches von der Gemüthlichkeit, welche im Hauptquartier gewaltet habe. Feldmarſchalllieutnant Heß habe den Thee gekocht, und der alte Marſchall ſei wie eine beſorgte Hausfrau umhergegangen, daß auch der jüngſte Offizier gehörig bedient werde. Von einer andern curſirenden Geſchichte wollten aber die Herrn vom Stabe hier nichts wiſſen, daß nämlich Radetzki eben bei einem ſolchen Thee den Operationsplan für 1849 dem Chef des Generalſtabes in ein Paar genialen Zügen zu weiterer Ausführung angedeutet habe. Es waren für dieſe Campagne mehrere Pläne ausgearbeitet, und es bleibt dem Marſchall das große Verdienſt, den kühnen angenommen zu haben, daß man den König von Sardinien den Ticino bei Buffalora überſchreiten ließ, während die Oeſtreicher bei Pavia überſetzten. Die Herrn der Umgebung erzählten,

es grenze an das Wunderbare, mit welcher Sicherheit Radetzki die Punkte angegeben habe, wo man die Piemonteſen treffen und ſchlagen werde.

Bevor ich meine Unterredung mit dem Marſchall aufzeichne, will ich bemerken, daß er den öſtreichiſchen Dialekt nur wenig hören ließ. Ueberhaupt iſt man jetzt hier ſichtlich beſtrebt, das Deutſch zu ſprechen, wie man es auf den guten Bühne hört. Sprachen doch früher viele vornehme Oeſtreicher, namentlich die Damen, Franzöſiſch, um nicht ihr Deutſch hören zu laſſen. Dem Norddeutſchen, namentlich dem ſpecifiſchen Preußen, iſt die Sprache dem Süddeutſchen gegenüber ein Geheimniß des Vertrautwerdens: man hält jene für geziert. Auch den kleinſten Zug zur Charakteriſtik des Marſchalls möchte ich nicht unangemerkt laſſen. Als ich ihm bei dem Auf- und Niedergehen im Salon, wie bei uns üblich, ſtets die Ehrenſeite ließ, zupfte er mich am Aermel und ſagte: „Laſſens gut ſein, ſo was kennen wir hier nicht.“

Zunächſt wurden die politiſchen Verhältniſſe der Gegenwart verhandelt. Daß ſich der Marſchall mir gegenüber, dem Fremden, und es muß hervorgehoben werden, dem Preußen, ſo rückhaltslos ausſprach, ſo ohne jeden Schimmer des Abſichtlichen, das war geeignet, mich recht an meine eigene unbedeutende Stellung zu erinnern. Es waltete aber dabei eine ſo liebenswürdige Vertraulichkeit, eine ſo heitere Laune, daß man den ehrwürdigen Herrn nur noch höher ſtehend, auf einem erhabenen Standpunkte erkannte, von wo er auch ſelbſt auf dieſe Verhältniſſe herab blickt. Dabei war er aber mit der regſten Theilnahme bei der Sache und lebte noch in der Zukunft. Ein Generalſtabsoffizier verſicherte mir, daß er ſich eben jetzt mit der Ausarbeitung eines großen Operationsplanes gegen Frankreich beſchäftige.

Der Marſchall hielt die Ruhe in der Lombardei, noch mehr im Venetianiſchen, für geſichert. Der Bauernſtand, ſtets von guter Geſinnung, erkenne dankbar die Wiederherſtellung von Ruhe und Sicherheit an; dagegen ſei der Geiſtlichkeit durchaus nicht zu trauen. Die revolutionäre Partei in den Städten beſtehe aus nachgeborenen Edelleuten, die ohne beſtimmte Beſchäftigung, aus Advokaten und Aerzten. Sie ſei in der entſchiedenſten Minorität; allein aus Furcht vor einem Dolchſtich wagen die Gutgeſinnten nicht ſich auszuſprechen, und das neuliche Attentat in Mailand habe unberechenbaren Nachtheil. In Toskana, im Kirchenſtaate, ſehe es aber ſehr bös aus, und die Piemonteſen müßten, trotz der beiden Lektionen, noch einmal abgeſtraft werden. „Sehen Sie, lieber Baron, ich habe 88,000 Mann und 300 Kanonen. Toskana bedarf 10,000 Mann, eben ſoviel der Kirchenſtaat, 20,000 Mann muß ich hier in den Garniſonen laſſen; aber mit 48,000 Mann und 150 Kanonen ſtehe ich in acht Tagen am Ticino, und das iſt halt genug. Nach der Affaire von Verona, da braucht' ich nur vorwärts zu marſchiren, ſo hatt' ich die ganze Geſellſchaft; ſie ſaßen feſt am Gebirge, nicht eine einzige Kanone entkam.

Da kommt der Prinz — ich hab' ihn so lieb gehabt — und verschwört sich hier in meine Hand, er wolle nun mit uns gehen und das dumme Zeug sein lassen. Aber hat er es wol gethan?!" Hier nahm er mich bei der Hand und führte mich in seiner Lebendigkeit in eine Ecke des Saals. Ganz leise, als wenn wir Zeugen gehabt hätten, sagte er: „So ganz müssen Sie das aber auch nicht glauben. Meinen Sie, wir hätten uns damals die Franzosen auf den Hals laden wollen, denen sich die allzusehr gehetzten Piemontesen in die Arme werfen mußten? Jene lauerten nur darauf, sich Savoyen zuzueignen."

Als ich Veranlassung nahm der Anerkennung zu gedenken, welche die vortreffliche italienische Armee überall, vorzüglich bei uns, gefunden, da faltete er die Hände, blickte nach Oben und sagte: „Ja, ja, sie sind gut, meine Soldaten; da hätten Sie sehen sollen, wie sich die gerauft haben." Ich muß bemerken, daß hier überall raufen für schlagen gebraucht wird.

Auf die Engländer, namentlich auf Lord Palmerston, war der Marschall sehr übel zu sprechen. Wo man in Italien die revolutionären Fäden verfolge, da finde man sicher im Centrum des Netzes einen englischen Agenten. Kürzlich habe man aber einige dieser „Cujons" bei den Ohren gekriegt, und er habe sich gar nicht genirt, sie tüchtig unter die Presse bringen zu lassen, so daß man jetzt durchaus über alle diese Umtriebe au fait sei. In dem Munde des Marschalls, der die Milde selbst war, will das „unter die Presse bringen" freilich nicht viel bedeuten.

Dann ging er die übrigen Großmächte durch, was durchaus den Charakter eines lauten Denkens hatte: „Mit den Franzosen geht es allernächst wieder los, England kennt nichts als sein Handelsinteresse, und die Russen, nun ja, das sind unsere theueren Freunde; aber, hören Sie mal, lieben thun wir uns untereinander gar nicht. Unsere wahren Alliirten sind die Preußen, wir haben ja einen Beruf, eine Pflicht, Ordnung zu erhalten, das Gesetz zu wahren, die Throne unserer Herrscher zu stützen. Und das sage ich Ihnen, wenn wir uns im vorigen Herbst, zum besonderen Vergnügen der Demokraten, bei den Ohren gekriegt hätten, es wäre der Nagel zu meinem Sarge gewesen."

Als ich erwiderte, daß wir sehr wohl wüßten, und es dankbar anerkennten, wie der Marschall in Wien gesprochen, da nahm mich der liebe alte Herr, mit Thränen im Auge, beim Kopfe und küßte mich. Ob wohl meine Augen trocken blieben?! — „Aber Excellenz! ich meine, es wäre ein tüchtiger Kampf geworden, nicht um Union oder Bundestag, aber um das Höchste, für das Vaterland und die Soldatenehre!"

Die östreichischen Kameraden aus des Marschalls Umgebung in Kissingen hatten mich versichert, wie entschieden gut der Marschall für Preußen gesinnt sei, und daß ich lediglich als Preuße die beste Aufnahme finden werde. Es

mag dieſes ſchon aus den Freiheitskriegen ſtammen, wo Radetzki Chef des Generalſtabs des Fürſten Schwarzenberg war. Vorzüglich hat aber dazu die Addreſſe unſeres Garde-Corps beigetragen. Oeſtreichiſche Offiziere erzählten mir, ſie ſelbſt ſeien über das 1848 Geleiſtete höchſt zweifelhaft geweſen. Die Anerkennung von uns Preußen habe daher eine unbeſchreibliche Wirkung gehabt, eine grenzenloſe Freude hervorgerufen. Offiziercorps wanderten nach Verona, um ſich das Original zu betrachten, das dort in einem großen Glaskaſten die Oberſtelle einnehme vor allen Crachats, Marſchallſtäben, Ehrendegen.

Vom General v. Wrangel hatte ich in Kiſſingen Empfehlungen aufgetragen erhalten, die ebenſo freundlich entgegen genommen wurden, als der Wunſch, einmal wieder zu den Concentrirungen in Oberitalien kommen zu dürfen.

Nun lud mich der Marſchall zum Diner um 4 Uhr, trug aber dem Oberſtlieutenant von L..... auf, Sorge zu tragen, daß ich mich bis dahin nicht langweile. Es wurde ein Guide als Führer commandirt und der Schloßkaplan beordert, mir den Dom von Monza zu zeigen. Da aber der freundliche behäbige Mann weder Deutſch noch Franzöſiſch verſtand, und ich mich in eine italieniſche Converſation nicht einlaſſen kann, ſo wurde auf lateiniſche Reminiscenzen aus der um vierzig Jahre zurückliegenden Kloſterſchule recurrirt.

Der Dom iſt romaniſchen Styls; einzelne Theile gehören dem ſechſten Jahrhunderte an, das Ganze dem vierzehnten. Daß Marco da Campione auch dieſe Kathedrale baute, gibt mir den erneuten Beweis, wie die Italiener die Gothik nimmer faſſen konnten. Die Giebelfaçade iſt ebenſo corrumpirt als die des mailänder Doms. Das Innere iſt ſehr bunt, mit Verzierungen überladen; ich fand nur ein gutes Bild, von Bernardo Luini, aber trotz Glas und Rahmen gänzlich verdorben.

In der Schatzkammer zeigte ein Geiſtlicher allerhand Curioſitäten, denen ich ſonſt gern entfliehe. Kronen der Lombardenköniginnen ergaben eine coloſſale Tragfähigkeit von hochdero Schädel; ſo waren die zum Schmuck getragenen Kreuze enorm ſchwer, der Becher, aus dem der Gekrönte trank, beſteht aus einem Saphir, deſſen Echtheit mir höchſt zweifelhaft iſt. Künſtleriſchen Werth haben die reizend geſchnitzten altrömiſchen Schreibtafeln.

Sehr gern hätte ich mich mit der Betrachtung der Nachbildung der eiſernen Krone begnügt; das Vorzeigen des Originals war aber vom Schloſſe aus befohlen. Nun erſchien ein Domherr im prieſterlichen Ornat, ebenſo coſtümirte ſich der Geiſtliche, welcher den Schatz gezeigt hatte, und unter dem Vortritt eines Kirchendieners und zweier Chorknaben, ging es in Proceſſion nach einem Seitenſchiff der Kirche. Nachdem die Lichter auf einem Nebenaltar angezündet waren und gewaltige Weihrauchwolken empordampften, erſtiegen der

Geiſtliche und der Kirchner jenen mittelſt einer Leiter. Die hölzernen Thüren eines Schrankes wurden geöffnet, dann metallene, ein Vorhang von Goldſtoff zurückgeſchlagen und von der Conſole an einem prachtvollen Kreuz die rieſige Monſtranz herabgenommen, in der ſich die eiſerne Krone befand. Es iſt ein mit vielen Edelſteinen beſetzter goldener Reif mit Zacken, in deſſen Innerm ein ſchmaler eiſerner Draht mit Goldſpangen befeſtigt iſt. Da aber der letztere aus einem Nagel vom Kreuze Chriſti geſchmiedet iſt, ſo genießt die Krone die höchſte Verehrung. Deshalb knieten auch Alle nieder, als ſie vorgezeigt wurde, und, allein aufrecht, die proteſtantiſche Hauptperſon zu ſein, das hat mir mehr Vergnügen gemacht als das Betrachten ſelbſt. Man wollte die Krone herausnehmen; ich leiſtete aber darauf Verzicht. Unmöglich kann man es aber unterlaſſen, die Köpfe Revue paſſiren zu laſſen, welche jene trugen. Für Agilolf, den Lombardenkönig, ließ ſie 593 die Gemahlin Theodolinde anfertigen, wonach ſich das Geſchenk Gregor des Großen, welcher 590 den päpſtlichen Stuhl beſtieg, wol nur auf den heiligen Nagel reducirt. Dann haben die Krone getragen Karl der Große, Napoleon, Ferdinand I. Ob ſich Franz Joſeph, nach Herſtellung einer Geſammtmonarchie hier krönen laſſen werde, wurde allgemein bezweifelt. Hübſch iſt die Deviſe des gleichnamigen Ordens: Dieu me l'a donné, gare à qui y touchera. Die Krönung fand übrigens nicht in Monza, ſondern in Mailand ſtatt, auch, ſo viel ich weiß, nicht im Dom, ſondern in St. Ambrogio.

Als die Ceremonie zu Ende war, gab ich dem Geiſtlichen einen Kronthaler, den er in conspectu omnium ſehr unbefangen einſteckte; dagegen lehnte der Guide, den ich ſpäter ebenfalls belohnen wollte, dieſes auf das Entſchiedenſte ab, und das Wort onore bedeutete mich, daß ihm an der Ehre mich geführt zu haben, genügte. Allgemein bedauerte man, daß das Corps de Stabswache, zu Fuß und zu Pferd, aufgelöſt werden ſollte: es beſtand nur aus Italienern, denen man bei der größten Brauchbarkeit volles Vertrauen hatte ſchenken können. Daſſelbe galt von der lediglich aus Eingeborenen beſtehenden wunderſchönen Gendarmerie.

Der liebenswürdige Schloßkaplan führte mich nun in die ausgezeichneten Treibhäuſer; dann durchſtrichen wir die nächſten Partien des Parks. Vor der Trennung überraſchte ich ihn mit der Frage: „Glauben Sie, mein Herr, daß die Geſtorbenen ſehen und hören, was hier auf der Erde vorgeht?“ Er wich einer Antwort mit einer ſüßlichen Miene und leichtem Heben der Schultern aus. Ich fuhr fort: „Ich glaube es nicht; denn wenn Cicero, dem ſie zwar den Himmel verſchließen, aber doch eine Stelle im limbo patrum einräumen, wenn Marcus Tullius unſere lateiniſche Converſation gehört hätte, ſo läge er jetzt in Krämpfen.“ Der gute geiſtliche Herr lachte, daß ihm ſein dickes Bäuchlein ſchütterte.

Bei der Tafel hatte ich den Platz zur Linken des Marſchalls, dem eine Gräfin Lamberg, die Gattin eines Flügeladjutanten, zur Rechten ſaß. Gegenüber, der Gräfin Radetzki zur Rechten, ſaß der Feldzeugmeiſter Giulai, damals Commandirender in der Lombardei, zur Linken ein Original, ein ſehr reicher „Privatier" aus Wien, im ſchlichteſten bürgerlichen Anzuge: Herr Parkfrieder ſollte vom Patriotismus kait machen und mit der Freundſchaft des Feldmarſchalls Luxus treiben, er war ſo etwas wie Armeelieferant und hat ſpäter den Marſchall auf ſeinem Gut begraben. Eine andere noch jugendliche Dame war eine Enkelin des Marſchalls, eine Gräfin Horvath. Die Gräfin Radetzki iſt verhältnißmäßig noch jung, d. h. zwiſchen 50 und 60; ſie iſt eine Schweſter des Civilgouverneurs Grafen Straſoldo und hat feine kalt-italieniſche Züge. Nächſtdem ſpeiſten noch an dreißig Offiziere mit. Unter dieſen fiel mir ein Hauptmann auf, der kaum in die Zwanziger getreten war. Ich frug meinen Nachbar zur Linken, den ſtellvertretenden Chef des Generalſtabs, nach dem Verdienſt des jungen Mannes. „Nun der, der iſt ein Kiebitz; wir nennen diejenigen ſo, die immer von einem Regimente zum andern flattern; er iſt der Neffe und auch der Schwager vom Heß, und das hat ihm halt gar keinen Schaden gethan."

Die Tafel war ungemein einfach beſetzt, aber Alles vortrefflich. Kein Deſert, nur einerlei Wein, aber ein ſehr guter Medoc, eine wahre Wohlthat nach all den Weinen, womit in Italien und der Schweiz der Gaumen mißhandelt wird. Dieſes Einfache gefiel mir ungemein; es ſtand ſo durchaus im Einklang mit dem Familienartigen, welches in der maison militaire des Marſchalls waltete. Er hatte in Italien vier kaiſerliche Schlöſſer zur Dispoſition, zu Mailand, Monza, Verona und Venedig. In Verona war das Hauptquartier, Monza der gewöhnliche Sommeraufenthalt. Dahin gingen aber nicht allein ſämmtliche Offiziere und die zahlloſen Beamten des Generalkommandos, ſondern auch deren Frauen und Kinder, welche gleichfalls auf dem Schloſſe wohnten. Wie Mittags 4 Uhr, ſo war auch zum Frühſtück für Alle gedeckt; wer aber vorzog, auf ſeiner Stube zu bleiben, der wurde dort ſervirt. Sah man nun den ehrwürdigen Marſchall in dieſem großen Kreiſe ſo liebevoll walten, ſo blieb nur die Bezeichnung Militärpatriarch.

An der Tafel war es Anfangs ſehr ſtill, der Marſchall offenbar verſtimmt. Vom Park aus hatte ich geſehen, wie er im lebhafteſten Geſpräch auf einem Altane mit Graf Giulai ſtand. Der letztere war in jeder Weiſe ſein Gegenſatz und trat dem milden Verfahren entgegen, womit Radetzki die Italiener wieder zu gewinnen ſuchte; die Offiziere, bei denen Graf Giulai höchſt unbeliebt war, gaben ihm Schuld, daß er den Marſchall aus deſſen Stellung zu eigenen Gunſten zu verdrängen ſtrebe.

Abſichtlich begann ich mit meinem Nachbar zur linken von der Befeſti-

gung Veronas zu reden, weil ich wußte, daß diese eine Lieblingsschöpfung Radetzkis war. Er ging sofort darauf ein, wurde lebhaft, wieder ganz munter, befahl auch nach Verona zu schreiben, daß mir bei meinem Eintreffen dort Alles gezeigt werde. Schon in Kissingen hatte ich mit Oberstlieutenant von Puyrette viel über Verona und seinen strategischen Werth gesprochen, aber auch über die unausbleiblichen Mängel, wenn man aus Oeconomie eine passagere Befestigung einer permanenten zum Grunde legt, und wenn eine Eisenbahn ohne die entfernteste Rücksicht auf das Fortifikatorische angelegt wird. Wiederholt hatte der Marschall in Wien auf die Bedeutung von Verona hingewiesen, man meinte dort: es sei nur ein place du moment.

Nach Tisch trat man auf den großen Altan hinaus. Der Marschall unterhielt sich nur mit mir und theilte das Interessanteste mit über den colossalen Reichthum der Lombardei und deren anderweitige Verhältnisse. „Alle Jahre verfüge ich über 50 Millionen." — „Zwanziger?" — fiel ich ein. — „Ei, beileibe; Gulden." (Was mir sauve le plus profond respect, denn doch etwas viel vorkommen will.) „Sie gönnen mir's halt in Wien schon lange nicht mehr!" Auch von anderer Seite her hörte ich, daß man in jeder Weise manövrire, um die völlig unabhängige Stellung Radetzkis einzuschränken.

Plötzlich fuhr der liebenswürdige Greis auf: „Aber, Baron H....., sie rauchen am Ende Tabak?" Trotz allen Deprecirens mußte ich die rasch herbeigeholte Cigarre annehmen, obgleich der Marschall selbst nicht rauchte, ihm auch der Rauch an den Augen empfindlich war. Er litt nämlich an nach Innen gewachsenen Wimpern und dadurch an steter Entzündung. Dieses wurde endlich so schlimm, daß hochgelehrte Aerzte von Krebs sprachen und die nothwendige Operation für lebensgefährlich erklärten. Ein Regimentsarzt aber erkannte das Uebel richtig und heilte ihn.

Nachdem der Marschall freundlichen Abschied genommen und sich zurückgezogen hatte, unterhielt ich mich noch lange mit den anwesenden Herrn.

Es wurde viel erzählt von der grenzenlosen Thätigkeit des Marschalls, wie ihm nichts rasch genug gehe, von seiner Rüstigkeit, dem stupenden Gedächtnisse, der in allen Richtungen ins Detail gehenden Kenntniß. Einmal kam man Morgens Ein Uhr von Verona an, und das sind 20 Meilen Chaussee. Die Adjutanten warfen sich todtmüde in die Betten. Der Marschall arbeitet drei Stunden und reitet dann noch ein Paar im Park spazieren. Ein anderes mal soll eine Reise angetreten werden; Alles ist bereit, der Wagen vorgefahren, nur der Marschall fehlt, den man vergeblich überall sucht im Schloß, im Park. Zufällig schaut Jemand in die Chaise, und da war der alte Herr in seiner Hast noch eher eingestiegen, als man angespannt hatte und eingeschlafen. Leider ist mir so mancher kleine, aber ernst charakteristische Zug entfallen, der vor Allem dieses unbegrenzte Wohlwollen kund

gab. So kam es oft vor, daß er eine Schildwache mit dem strengsten Ernst vom Kopf bis zum Fuß musterte, von Vorne und Hinten — lediglich um einen Zwanziger in die Tasche des Soldaten gelangen zu lassen.

Sämmtliche Offiziere sprachen, wie mir schien aufrichtig, die Freude aus, daß es im letztverwichenen Herbst in Deutschland nicht zum Losschlagen gekommen sei. Oberst Graf H..., Chef des Generalstabs vom 7. Corps in Verona, welcher jetzt den General Benedeck vertritt, bot mir eine bittere Pille trotz aller Uebergoldung: daß die brave, vortreffliche preußische Armee für ein revolutionäres Prinzip habe fechten sollen; denn sie, die Oestreicher, hätten ja die gute Sache vertreten. Man war der Meinung, man würde trotz der sechs nach Deutschland entsendeten Brigaden (im Sommer 1850, als wir handeln mußten, standen nicht 30,000 M. in Böhmen!) Italien haben im Zaum halten können, was ich entschieden bezweifle. Es hieß, der sardinische Kriegsminister Della Marmora erstrebe zwar Kriegsruhm, allein die Savoyarden hätten keine Lust ferner für Piemont zu fechten und wünschten eine Vereinigung mit dem sprachverwandten Frankreich.

Der erste Generaladjutant — ich erinnere mich seines Namens nicht mehr — sprach auch viel von der Sympathie der östreichischen Armee für die preußische. Ich versicherte, das werde erwidert: allein anders stehe es mit Oestreichs Politik. Die Note des Fürsten Schwarzenberg an die kaiserlichen Gesandtschaften mit der Bemerkung: Es habe Oestreich die überwiegenden Vortheile seiner Situation nicht zur Demüthigung Preußens benutzen wollen, sei nicht desavouirt worden. Das könne vielleicht eine folgende Generation vergessen; die gegenwärtige müsse — und die Herrn seien zu sehr Soldaten, um das nicht gerecht zu finden — die Satisfaktion des Schlachtfeldes ersehnen.

Bis zum Abgang des Bahnzuges fuhr mich Graf L..... im Park spazieren. Die Anlage ist großartig. Villen, Landgüter, Bauernhöfe wechseln mit kleinen Waldungen, verbunden durch Alleen seltener Baumarten, überall strömt das klarste Wasser, überall bieten sich köstliche Durchblicke nach den Alpen, wo hoch über Wolken der Monte Rosa in Abendbeleuchtung glühte.

Digitized by Google

Briefe des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels aus der Campagne von 1793.

2.

Durchlauchtigster Printz, Gnädigster Fürst!

Gestern erhalte Dero gnädiges Schreiben vom 3. October, wofür ich so wohl als für das excellente Tage Buch bis zu den 3. unterthänigst danke. Was für Veränderungen, von der Marque unweit Lille, an der Saar unweit Lothringen! Anstatt Ihren Diener in Cysoing bey Sich zu sehen, Ihren herr Vetter als Befehlshaber aufzuwarten, anstatt sich bey Bouvignes herum zu placken die Canonen Kugeln von Saarbrück pfeiffen zu hören! So veränderlich sind die Auftritte in dieser Welt, die würcklich Ew. Hochfürstl. Durchl. Vergnügen machen müssen, zumahl bey einer solchen guten Gesundheit wie hoch Dieselbe genieſſen, wovon ich eine lange Dauer wünschen will.

Just zur rechten oder vielmehr zur höchsten Unzeit verliesen Dieselben die hiesigen Gegenden. Die manquirte Expedition auf Dünkirchen die viele Menschen ohne Nutzen gekostet hat und bey welcher Gelegenheit die Troupen Wunder gethan haben, die unerwartete Deroute und Flucht der Holländer, dreheten das Blatt unsers Glückes auf einmahl um, jedoch durch die Klugheit des Printzen von Coburg, und die Arretirung des Gen.-Houchard, welches ein stocken in den französischen Bewegungen machte, ist das Übel en gros gehoben; Maubeuge ist eingeschlossen, die wieder versamleten Holländer sind zur Belagerungs Armée gestossen, und stündlich erwarte ich die Nachricht daß die Tranchées vor Maubeuge eröfnet sind. Nehmen wir diesen Ort noch ein, so bleibt diese Campagne noch immer herrlich, und Nutzenvoll für die Zukunfft. Die Hessen stehen von Furnes bis Fort Knocke, die Engländer und Oestreicher bey Menin, und die Hannoveraner unter General Walmoden zu Cysoing, Printz v. Coburg mit der Observations Armée zu Pont au Sambre, Gen.-Colloredo und die Holländer das Gantze unter Ordre des Erbprinzen von Oranien ist destinirt, die Belagerung von Maubeuge zu machen.

Die Bewegung des Hertzogs den Feind von der Blies und von Bitsch zu vertreiben muß seine Ursache haben, entweder um die Weissenburger Linie zu tourniren oder gegen Saar-Louis zu marschiren, und dieses muß sich nun bald ausweisen, denn unmöglich kan das Knobelsdorfsche Corps welches den Preußischen rechten Flügel ausmacht, lange in der Position von Dutweiler stehen bleiben, denn der Feind kan solches auf der rechten Flanke tourniren, bey Saar-Louis die Saar passiren, und Streifereyen bis an die Blies ja bis zu unsern Magazins im Rücken, ohne Gefahr und Schwürigkeiten unter-

nehmen. enfin, ich bin überzeugt daß anitzo ſchon des Hertzogs Plan ausgeführet iſt, und daß dieſe Bewegungen einen heilſamen Entzweck gehabt und glücklich ausgeführt ſind.

Nunmehro komme auf den Haupt Punkt, nemlich Dero Unzufriedenheit über Ihre Lage, Dero Wunſch aus ſelbiger zu kommen, allerhand Pläne, die Sie deshalb entworfen und worüber Sie meine Gedancken zu wiſſen wünſchen. So delicat die Lage auch iſt, ſo bin ich doch Dero Gnade ſchuldig, offenhertzig wie ein ehrlicher Mann meine Meynung hierüber zu ſagen.

Gnädiger Herr! Ihre Geburt als Printz erlaubt Ihnen kein anderes Metier als das eines Soldaten, als Souverain und als Vater, bleibt der Hertzog der eintzige der Ihr Schickſal dirigiren kan, blinde Unterwerfung Seines Willens iſt Ihre Obliegenheit; Der Durchl. Hertzog liebt Ihnen, ja ich darf ſagen Sie ſind Seine eintzige Hofnung; Aber Dero Herr Vater hält Sie für flüchtig, hitzig und auf Ihren Kopf beſtehende. Er glaubt daß alles dieſes Ihnen an der fonctieren Application in Ihren Dienſt und an der stricten Subordination gegen Ihre Höhern abhielte. Seine Abſicht iſt Ihnen zu beugen durch mortifications, unangenehme Lage und das monotoniſche in Linien Dienſt weich zu machen, und wenn Er Seinen Entzweck erreicht hat, als dann Ihnen wieder doppelt von neuen empfinden zu laſſen das Angenehme, welches aus Seiner Gnade entſprieſſen muß; Vielleicht ſoll Ihre jetzige Lage auch eine Strafe ſeyn für verſchiedene Auftritte die in vorigen Jahr ſich leider ereignet haben. Ich bin überzeugt, daß der Herr Vater weis alles was Sie unternehmen, und in der proportion wie Sie Freunde oder Feinde haben werden dieſe Rapports gut oder nachtheilig ſeyn. Dieſe ob zwar harte quarantaine müſſen Sie aushalten, erſtlich weil Sie den kürzeſten ziehen wenn Sie gegen Ihres Herrn Vaters Willen agiren; Zweitens weil kein anderer Dienſt ſich für Ihnen ſchicket, und drittens, weil Sie ohne Ihres Herrn Vaters Willen in keinen Dienſt Ihr Glück machen. Werden Sie alſo Sich völlig willig Ihren Schickſal unterwerfen, das ausführen was Ihnen von Ihren Oberen befohlen wird, die müſſigen Stunden zum Nachdenken und an das ſtudiren Ihres Metier anwenden, hauptſächlich aber die Liebe und das Vertrauen Ihrer Oberen erwerben (und dieſe Gabe beſitzen Sie complet wenn Sie wollen) werden Sie wieder gewinnen des Hertzogs Freunde in Braunſchweig wovon F:*) à la tête iſt, wie ich Ihnen ſo inſtändig bat als Sie letzthin hier waren, ſo wird der Hertzog von allen Seiten gute Raports auf Ihr Sujet erhalten. Er wird Sich ſchmeicheln daß die ausgedachte quarantaine geholfen hat. Er wird glauben Sie wären genug geſtraft, zeigen Sie Ihm alsdann ein bisgen Attention und Attachement, laſſen die Braunſchweiger Freunde abſonderlich F ... für ſich ſprechen, das weiche

*) Iſt hier der braunſchweigſche Geheimrath v. Ferrure gemeint.

Vaterherz wird alsdann wieder kommen, und hundertfältig kan und wird Er Ihnen wieder erſetzen was Sie glauben anitzo durch Seine ſcheinbare Härte und Ungnade, verlohren zu haben. Sie, gnädiger Herr! ſcheinen jaloux zu ſeyn auf einen andern Obriſt Lieutenant. Der Fall iſt gantz verſchieden, dieſſen muß man in der erſten Jugend poussiren, weil er nachmals nach ſeiner Tour lange genug warten muß bis Er zu einen soliden établissement kommen thut. Alles dieſes iſt der Fall nicht bey Ew. Hochfürſtl. Durchl. einmahl ernſtlich ausgeſöhnet mit Ihren Herrn Vater, Er, überzeugt, daß Sie ihn in allen willig folgen und in allen Gelegenheiten zuverläſſig ſind, ſo überſpringen Sie bald alle die momentane Nachſetzung, ein Regiment und General machen alles dies gut was Sie nunmehr glauben verlohren zu haben.

Dieſes ſind die Gedancken eines wahren Freundes der nicht ſchmeichelt, der es aber gut mit Ihnen meynet, im Anfang werden Sie böſe ſeyn, Sie werden ſagen der alte Schulmeiſter will mich zu einer Schlaf Mütze machen. Aber nein, Gnädigſter Herr, folgen Sie mir, Sie werden Sich gut dabey ſtehen und mir einſtmahl dancken für den Rath den ich Ihnen den 12. October gegeben habe, und mit welchen ich ſterbe

Ew. Hochfürſtl. Durchl. ꝛc.

Maſtricht, den 12. Oct. 1793. Riedeſel.

pres: d. 20. Oct. 1793. Im Lager bei Doudweiler den (?) Oct. 1793.*)

10) Dieſen Brief empfangen Sie lieber Freund aus meinem Arreſt den ich ſeid den 12. October morgens ſchon habe; eine unſchuldige Sache und ein wahrſcheinlich falſcher Rapport ſind Urſach davon: mit wenig Worten iſt dieß die Sache, nemlich Knobelsdorf wollte in der Nacht vom 9. zum 10. Oct. St. Imbert angreifen und ließ uns davon benachrichtigen zwar allert aber nicht beſorgt zu ſeyn; gegen Morgen geſchahen in der That einige Kanonenſchüſſe und ich ritte daher zu der ſächſiſchen Cavalerie-Feldwacht, ſo einen Cartetſchen Schuß von meinem Bataillon entfernt iſt, dort erfuhr ich daß der Obriſt von Secouli*) durch ſein beſtiges Rufen, es dahin gebracht, daß der Feind nicht mehr ſchöſſe und er jetzt Willens ſei mit dem franzöſiſchen Officier ſo den Vorpoſten commandire zu ſprechen; ſobald der Obriſt mich ſahe bath er mich bei ihm zu bleiben und da er kein franzöſiſch könne möchte ich mit dem Feinde reden: ein franzöſiſcher Chasseur der durch die Verſicherung es würde ihm auf Ehre nichts geſchehen dreiſt gemacht war, kam endlich und hörte mit Vergnügen die Vorſtellung: daß doch alles unnütze blänkern ein-

*) Die Zahl des Datums iſt an dieſem Briefe ausgeriſſen; es ſoll wahrſcheinlich heißen am 14. October.

*) Szukuly.

gestellt werden mögte; besonders da es so manchen Mann zum Dienste untauglich machte; so sehr zufrieden er daran war, so sagte er doch müßte er es dem Officier melden, dieser kam und so angenehm es ihm auch war, verlangte er dennoch seinem General Vinzent solches zu melden. In wenig Augenblicken kam dieser; ich war allein beim Obristen und er sagte ich werde Sie für meinen Adjudanten ausgeben, er trug mir hierauf auf dem General seine Vorstellung mitzutheilen, der es sich aber schriftlich ausbath, Secouli dictirte mir hierauf auf deutsch oben gesagtes und mit dem Zusatz, daß seine Patrouillen weder die Saar noch Blies passiren sollten. Diese Sache war ausgemacht; dies übersetzte ich ins französische und da Kalkreuth kam bemerkte ich, daß der Oberist den General von der Sache keine Lust hatte zu unterrichten; ich hielt es daher für meine Pflicht, dieser wunderte sich sehr bis Secouli solches bestätigte: das Papier wurde zurückgegeben und Kalkreuth machte hierauf seinen Rapport an den Herzog als wenn ich alles eigenmächtig gethan. Die Folgen waren mein Arrest, jetzt beschäftige ich mich den Herzog und das Corps von meiner Unschuld zu überführen; alle meine hierin gemachten Demarschen werde ich schon mittheilen, doch muß erst alles geendigt sein. Die Weißenburger Linien haben abermals gestern am 13. October von Wurmser attaquirt werden sollen, und der Herzog ist deswegen etwas vorgerückt, gestern haben wir kein Schießen gehört, doch heute desto mehr. Jetzt kann ich es Ihnen mit aller Gewißheit sagen, daß wir in 8 Tagen unsere ersten Cantonnirungsquartiere beziehen werden, und dann der größte Theil der Regimenter nach Hause gehen werden, indem man es gänzlich den Österreichern überlassen wird fernere Eroberungen zu machen. Der Kaiser soll noch nicht die Besitznehmung von Pohlen permittirt haben und da man weiß daß er mit Pohlen unter einer Decke steckt sind dieß die Folgen der genommenen Masregeln. Man spricht sehr vom Kriege mit Österreich und jeder Preuscher Freud sich auf diese Epoque. Empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Töchter und sein Sie überzeugt daß sobald meine Sache entschieden ich Ihnen ausführlich die Sache mittheilen werde: mit den Gesinnungen der größten Hochachtung und Freundschaft, verharre ich lieber Freund

W.

pres: 8. Nov: 1793. Im Lager bei Doudweiler den Oct: 1793.

11) Nichts ist weniger meinem Caracter angemessen, als zu kriechen oder mich um die Freundschaft von Leuten zu bewerben, die mir zwar dienen können, aber zu viel Ehrgeiz oder Stolz besitzen: um aus eigener Überzeugung fremder zu dienen. Dies scheint mir die Lage zwischen Feronce*) und mir zu seyn; mit ihm ging ich sonst eben so wie mit jedem um, den ich Dank

*) Braunschweig'scher Minister.

und Hochachtung in Rückſicht meines Vaters ſchuldig war; allein eine gewiſſe unanſtändige Aufführung ſeinerſeits: entweder aus Langerweile oder aus Vorwitz ſich um jeder meiner Handlungen zu bekümmern und mir in Anſehung meines Geldes unangenehme Auftritte zu machen, gaben nathürlich meinerſeits zu Entfernung von ihm Anlaß: ich weiß ſehr guth das Verhältniß, daß ſich zwiſchen ihm und mir ſetzen kann, und daher werde ich mir nie Vorwürfe über irgend einen gethanen Schritt machen: ſondern ſo handeln, daß es an ihm iſt, das Vergangene vergeſſen zu machen und ich verſichere Ihnen, daß wenn er nur ein Wort gegen mir fallen läßt: ich gleich wieder eben ſo werde, als wenn nie was vorgefallen: ich gebrauche ihn nicht und er mich nicht, Geld kann ich ſo viel ich will bekommen und wenn mein Vater mich durch keinen andern als Feronces Vorwort will kennen lernen, ſo bin ich feſt verſichert, daß es nie geſchehen wird. So denke ich, allein ich weiß auch ſchon, daß Sie ſchwerlich damit zufrieden ſein werden: dennoch hoffe ich von Ihrer Güthe, daß ſie mich in vieler Rückſicht entſchuldigen werden und gewiß nicht verlangen werden, mich gegen ihn irgend etwas zu vergeben. Ihr güthiger Rath wird mir gewiß bei allen Gelegenheiten willkommen ſeyn, allein vorzüglich bei Handlungen die einen Einfluß auf meine künftige Lebenszeit haben. Meinen Onkel in Öls zum Freunde zu haben, ſcheint für die Zukunft von Wichtigkeit, daher unterrichte ich ihn von Zeit zu Zeit von denen Sachen, die mich betreffen; dazu gehört denn auch mein gehabter Arreſt, von dem ich Ihnen durch meinen letzten Brief ſchon unterrichtet habe: ich hoffe mich dadurch immer in einer gewiſſen Verbindung zu erhalten, und daß er in ſeinem Lande keine Haupt Veränderungen vornehmen wird, ohne mir ſolches wiſſen zu laſſen.

Nun genug mit denen Sachen, welche nur mich betreffen, in meinem letzten Briefe ſchrieb ich Ihnen, daß die Weißenburger Linien angegriffen werden ſollten, dies iſt denn auch geſchehen; allein ohne daß es den Öſterreichern nur einen Mann gekoſtet und nehmlich iſt es ihnen dadurch geglückt, daß 15 Reuter geſchloſſen, den Säbel in die Scheide und die Piſtohlen im Halfter, im ſtärkſten Galopp auf das Verſchantzungszeug losgejagt ſind, wie die Haupt-Attaque hat geſchehen ſollen; dort gaben ſie ſich für Deſerteurs aus und indem viele Franzoſen um ſie ſtanden und ſie bewunderten und ausfragten: hatten die Öſterreicher ſich ſo heranzuſchleichen gewußt, daß ſie den Augenblick benutzen konnten, und dadurch den Feind gänzlich aus ſeiner Poſition verdrenkten; die Bloquirung von Landau war die Folge dieſer glücklichen Expedition, ſolche geſchieht gänzlich von preuſche Truppen unter dem Commando unſers Kronprinzen; allein man will behaupten, daß er ſolches nur ſo lange behalten würde, bis die feſtgeſetzte Anzahl von Schüſſen nehmlich

15,000 Bomben hereingeworfen sein, dann würden halb Österreicher halb Preußen, solches fortsetzen.*)

So eben höre ich daß heute das Bombardement seinen Anfang nimmt so wie das von Straßburg von den Österreichern; zu Landau soll der dortige Commandant befohlen haben, daß alle Weiber und Kinder aus der Stadt gebracht werden sollten; allein das Volk und die Garnison haben durchaus verlangt, seine Familie solle den Anfang machen; man weis noch nicht, wie es ausgefallen.

Kellermann heißt es würde das Commando der hiesigen Armee bekommen und wir daher noch lange in dieser Position stehen bleiben und mit Gewißheit nicht eher weggehen, als bis der Kronprinz das Commando verließe. So eben bekommen wir wieder den Avis attaquirt zu werden, allein hier sieht man recht was Gewohnheit thut, seid vier Wochen ist nun unaufhörlich theils mit kleinen Gewehr oder Kanonen geschossen worden; so daß wir uns alle daraus nichts mehr machen: der Major Marschall ist krank und ich stehe ganz allein mit meinem Bataillon hier auf dem Fischberg; sein Sie ohne Sorgen die Franzosen sollen mich gewiß nicht durch ihre falschen Allarms einschlefern, und ich wünschte nur sie so oft beunruhigen zu können als ich gern wollte.

Sie werden nie von einer Antipatie unserer Generale unter einander gehört haben, und doch ist solche zu einem Grade gestiegen, daß man mit Recht Ursach hat, sich zu wundern, daß bei gemeinschaftlichen Angriffen alles noch so gut abgelaufen: so geht es uns zwischen Knobelsdorf und Kalkreuth diesem wieder mit dem Pr. v. Hohenlohe und alle endlich fürchten den Herzog ohne in irgend einer Sache weder strikte zu gehorchen, noch ihm da, wo es die Umstände wirklich verlangen, hilfreiche Hand zu bieten. Diese Lage muß dem Herzog gewiß unangenehm sein, allein ich kann auch nichts anderm den Grund zuschreiben, daß er dieß erträgt, als er gewiß die Absicht hat, seinen Abschied zu nehmen.

In den Zeitungen hat vor einigen Tagen gestanden, daß der G. v. K.*) uns den Angriff bei St. Imbert dadurch sehr erleichtert, daß er den Sächsischen Gen: Lindt den Feind bei oben genannten Orte im Rücken detaschirt und dieser solchen braff (brav) mit Kanonen begrüßt: da dies nun wirklich nicht wahr ist, so hat Knobelsdorf jedem ins besondere befohlen; hierüber seinen Attest zu geben; alle sind dafür ausgefallen, daß keiner ein Kanoniren v. G. v. Kalkreuth gehört noch auch etwas anderes als sächsische einzelne Husaren gesehen. Da ich mit meinem Bataillon den ganzen linken Flügel gehabt nnd nachher zur Unterstützung der Husaren vordetaschirt wurde, habe

*) Vergl. Erinnerungen eines alten Preuß. Offiziers. S. 41.

*) General von Kalkreuth.

ich noch hinzugesetzt, daß unsere Husaren schwerlich so viel würden verlohren haben in der Defilee v. Rentrisch, wenn der Feind wirklich im Rücken genommen sei.

Brumpt, ein Ort der Darmstädtisch ist, wurde vor wenig Tagen von den Oesterreichern bloquirt und aufgefordert, die Franzosen ergaben sich; und nachdem die Oestreicher mit einer Besatzung von 300 Mann einmarschirt waren, lebten diese im größten Ueberfluß: allein kaum that der Rausch seine Wirkung bei den Leuten, als die Bürger alle versteckten Franzosen herausließen, die nun nathürlich mit aller möglicher Wuth über die Oesterreicher herfielen und beinahe alles niedermachten: G. Wurmser rückte aber den folgenden Tag vor die Stadt, ließ sie einäschern und alles niederhauen.

Von unsern rechten Flügel, oder vielmehr von unsern äußersten Posten rechter Hand welcher in Neuhaus und Alt-Peterhäuschen steht haben wir 2 Stunden bis zu den ersten kaiserlichen Posten: diese Gegend wird zwar fleißig patrouillirt; allein da das Kellerthal so sehr schwach besetzt ist, so glaube ich, daß wenn die Franzosen irgend etwas unternehmen wollten; sie dort am besten durchkommen könnten, sie würden ohne Frage uns und die Oesterreicher zum Rückzug nöthigen und könnten tief ins Land Streifereien machen. Ein Corps von ohngefähr 6—7000 Mann deckt von hier aus Trier, den Hundsrück und Luxemburg, auf der andern Seite steht eben ein solches Corps, daß viel schwächer ist und dennoch die Position bei Arlons besetzt hat. Ueberhaupt stehen die Oesterreicher so weitläuftig, daß es ein Wunder ist, daß sie weder attaquirt noch auch die Dreistigkeit haben, ihre Leute so zu avanturiren. Leben Sie wohl und sein stets von meiner Liebe, Freundschaft und Hochachtung versichert

Wilhelm Pr. v. Braunschweig.

Im Lager bei Doudweiler d. 10. Nov. 1793.

12. Mit wahrer Freude kann ich Ihnen heute schreiben, da mein Vater, ohne daß ich mich bei ihm entschuldigt, erfahren hat, daß die Sache worüber ich Arrest bekahm ihm falsch berichtet war: am 7. d. M. erhielt ich Befehl nach Schweigen ins Haupt-Quartier zu kommen, allein meine Aufnahme hielt mich gänzlich schadlos für die unangenehme Zeit, die ich im Arrest zugebracht, und in sehr vieler Rücksicht wahr der Befehl zu meinem Vater zu kommen mir angenehm, besonders um durch Unterredung jeden Misverstand oder jede meiner Handlungen zu erklähren. Allein lieber Freund ich würde ganz die Freundschaft des Herzogs gewonnen haben, hätte ich über einen Gegenstand in seinen Plan gewilligt, Sie werden leicht errathen, was es betraff und doch that ich es hauptsächlich deswegen nicht, da der Schritt, welcher von mir verlangt wurde, meinem ganzen Schicksaal eine andere Richtung geben würde und ich überhaupt noch zu jung bin irgend einen Schritt zu thun, dessen Folgen unabsehbar sind. Jetzt erst kenne ich, was der Herzog in der

Armee gilt, und wie sehr seine Art zu denken aufs ganze Einfluß hat. Mein Bruder wird den Winter in Holland zubringen und wo uns das Schicksaal hinbringen wird, ist uns noch gänzlich unbekannt, diese Gegend, wo wir bis jetzt gestanden, ist gänzlich ausgehungert und werden wir daher schwerlich noch 10 Tage diese Position behaupten können; selbst um Winter-Quartiere zu nehmen, wird sich wahrscheinlich das ganze Corps dem Rhein nähern: allein so traurig wie es auf der einen Seite währe, alles dieses eroberte Land dem Feinde wieder zu überlassen, so bin ich dennoch überzeugt, daß die Noth uns zwingen wird, rückwärts zu gehn; Sie müßten unsere Position sehen, um von der unangenehmen Lage im Fall eines Rückzugs zu urtheilen, denn wir stehen so nahe, daß der Feind jede unserer Bewegungen beurtheilen kann, und im Fall solcher den Abzug merkt, sind wir verlohren, da beinahe das ganze Corps den Weg durch eine sehr enge Gorge nehmen muß. Mein Bataillon wird die Ariergarde machen. Ueberhaupt sind alle unsere Gedanken gespannt, da man nichts mit Bestimmtheit über unser Schicksaal weiß. So eben erfahren wir die neuen schändlichen Handlungen, so den unglücklichen Dofing (Dauphin) dessen Tante und Schwester betroffen, wie äußerst niederschlagend ist es nicht daß keine Macht im Stande ist deren Grausamkeiten Einhalt zu thun, und ich gestehe, daß es äußerst traurig wäre, wenn der Krieg blos wegen persönlicher Interesse geendigt werden sollte. Mein Onkel soll sich mit dem Könige zu Breslau ausgesöhnt haben und dieser würde daher nach Berlin zurückkehren, auch habe Brenkenhof ein Exilium abeundi bekommen; wahrscheinlich hat dazu das gedruckte Blatt Gelegenheit gegeben, wen kann man nicht zum Feldmarschall machen? diese Nachricht habe ich von Langwerdten und halte sie daher für wahr. Die üble Witterung hat so zugenommen, daß man im Lager bis an die Knöchel in Dreck fällt auch sind alle Wege beinahe impracticable; und sinken die Kanonen so tief ein, daß es Mühe kostet, sie vom Fleck zu bringen. Hierbei folgt das gewöhnliche Journal, welches Ihnen interressanter sein würde, dürfte man jede lächerliche Anectode unserer beiden commandireuden Generals wesentlich des Kalkreuth und Knobelsdorf bemerken, Leben Sie wohl, und machen Sie ja meine besten Empfehlungen an Dero Familie: mit den Gesinnungen der größten Freundschaft verharre ich stets unveränderlich

Wilhelm Pr. v. Braunschweig.

Hochspeier 5. December
1793.

13. Welches Wunder daß ohnerachtet so vieler gehabten Affairen und Strapatzen der größte Theil unsers braven Regiments noch gesund ist. Sie werden Sich erinnern, daß ich Ihnen in einem meiner Briefe schon vor einigen Wochen bemerkte, daß wir zurückgehen würden um unsere Cantonnirungen zu beziehen. Der 17. November wurde daher zu diesem allgemeinen

Rückzuge bestimmt, doch sollte noch vorhero in eben dieser Nacht Bitsch mit Sturm weggenommen werden; in der That sollen alle Aussichten zu einem glücklichen Erfolg da gewesen seyn, obgleich der Herzog nie zu dieser Unternehmung sein Wort hat geben wollen, und stets öffentlich gesagt, er überließe dieses ganz dem Prinzen von Hohenlohe. Ein junger Mensch ein Emigrirter so bei uns Ingenieur ist, machte den Plahn des Angriffs und der Sohn des Bürgermeisters aus eben dem Orte war der Führer; in der Nacht gelang es unsern Leuten die Thore zu sprengen allein als sie vor das vierte kahmen, war solches so mit Eisen zugemacht, daß alle Bregstangen die man im Ueberfluß hatte theils abbrachen andern Theils wurden die Arbeiter von den Steinen und großen Balken so von der Mauer geworfen wurden alle todt geschmißen. Der Feind hatte seine vertheidigungs Anstalten so gut gemacht, daß gewißlich es uns aber so viel Menschen gekostet haben würde wäre der Führer nicht todt geschossen worden. Die besten und ausgesuchtesten Leute und Officiere waren bei diesem Angriff gewesen, und die ganze Armee bedauert deren Verlust.

Doch nun muß ich auch auf uns zurückkommen die wir unter dessen unsere Retraite bis St. Imbert gemacht hatten. Der Feind ließ uns ruhig stehen und wir glaubten allgemein, daß unser Looß das glücklichste sey: allein wir bemerkten gegen Morgen die gewöhnlichen Blänker wieder uns, und nachdem wir solche zurückgeworfen, und an 60 Gefangene gemacht glaubten wir, der Feind würde sich damit begnügen, allein kaum waren wir zurück, so bekahmen wir einen solchen Regen von Kanonen-Kugeln, daß wir deutlich merkten der Feind habe noch etwas starkes hinter sich, in der That wurde auch das kleine Gewehr-Feuer immer hestiger und es setzte unser zweites Bataillon doppelt in Verlegenheit da Knobelsdorf durchaus keine Secours schicken wollte: unsere Leute hielten dennoch dieses Feuer bis gegen Abend aus, und dann zogen sich die Compagnien echequin ab, bis hinter St. Imbert auf einer sehr dominirenden Anhöhe wo über dieß das ganze Corps stand, bis auf 3 Grenadier Bataillon so auf unserer rechten Flanke über Sultzbach nehmlich auf der Bilstocker Höhe standen. Der Zurückzug dieses Bataillons war vorher schon sobald es nicht hinlänglich unterstützt war und es ist nun Schade um die vielen Leute und braven Officiere die es uns kostet. Kalkreuth wurde auch schon sehr ernsthaft angegriffen, wobei das Regiment Krousatz sich vorzüglich ausgezeichnet, indem die Cavallerie einhaute und das 2. Glied von selber kehrt machte und den Feind mit dem bajonett niederstieß.

Von 17.—18. in der Nacht machte ich die Arriergarde mit einem Bataillon und marschierte dann nach Altstadt wo wir Cantoniren sollen; allein kaum waren wir eingerückt so mußten unsere 3 Bataillons die Höhen von Altstadt besetzen: die folgenden Tage bis zum 27. haben wir täglich mit klei-

nen Affairen zugebracht: allein im Lager bei Ollerberg mußten wir schleunigst aufbrechen um nach Hochspeier zu marschieren, dort erfuhren wir, wir seien nur dazu bestimmt um an dem Fleck wo der Feind durchbrechen wollte das erste beste Loch zuzumachen. Kaum waren wir hier, so mußte unser ganzes Regiment aufs schleunigste nach Mohrleutern gehn um dort die schon längst festgesetzte Position zu nehmen. Bald nach unserer Ankunft sahen wir die französischen Feuer und nachdem ich unsere Chaine beritten so bloß aus unsern Schützen bestand, erfuhr ich, daß sie in einem Busche jenseits der Lauter eine sehr starke Patrouille befunden. Das war der 27. Nov. auch engagirte sich an diesem Nachmittag eine ernsthafte Affaire bei der jedoch nur unser Regiment sich befand, solche war bei Fölnbach, wir hatten an diesem Tage innerhalb einer Stunde gegen 70 Blessirte und Todte einen Officier Todt geschossen und 5 schwer blessirt. Ihnen lieber Freund wage ich es aufrichtig zu gestehen, daß die, welche diesen Angriff geführt äußerst gefehlt haben, wir mußten gerade zu auf einen kleinen Busch der noch diesseits des oben benannten Dorfes lag avancieren, und niemand wußte, daß es vom Feinde besetzt sey; ein Kugelregen empfing uns, und erst nachdem wir viele gute und brave Menschen verlohren hatten, kam man auf den Einfall mit Kartätschen unter sie zu schießen, sobald dieß geschehen können Sie leicht denken, daß alles kleine Gewehrfeuer aufhörte und nun endigte sich diese Affaire.

Den folgenden Tag fing der Tanz an eben dem Orte wieder an, allein wir bemerkten bald, daß dieß nur bloß geschehe, um ihren Aufmarsch zu decken, den sie in einem Thale welches sehr für ihren Nutzen war, machten: wir zogen uns hierauf in unsere Position zurück, und kaum waren wir da, so wurden wir auch schon aufs heftigste mit Kanonenschüssen begrüßt; dieses dauerte bis gegen Drei Uhr, da wir alsdann den Feind mit Musik und Trommelschlag auf uns zukommen hörten; sogleich wurde das Gewehr aufgenommen und wir sahen, daß die Attaque die Redoute, worin unsere Grenadiere standen, und mein Bataillon betroffen, ich ließ tüchtig schießen, jedoch rief ich oft den Leuten zu, sie möchten sich Zeit nehmen; dies kleine Gewehrfeuer dauerte eine halbe Stunde, und als es aufhörte, sahen wir eine Menge Blessirte und Todte vor uns liegen, viele hatten Aekste (Aexte) Spiese und die wenigsten hatten nur Gewehre; allein wie vergnügt war nicht jeder als wir den Feind zurückgeschlagen und überdies, dieser Angriff von der äußersten Wichtigkeit war: hiermit beschloß sich für heute dieser Vorfall, allein am folgenden Tag mit Anbruch solchem fing der Angriff von Neuem an und schien es als würde es ungleich lebhafter werden; jedoch war in dieser Nacht die Verfügung getroffen worden, daß von Lautereck wo seid unsern Marsch nach Hochspeier der Gen: v. Kospot mit den beiden übrigen Regimentern gestanden er sich vorwerts bewegen sollte um den Feind mit aller Stärke so zu Föln-

bach ſtand in den Rücken zu gehen. Dies geſchahe und ob zwar er zu ſchwach war, um mit Ernſt irgend etwas unternehmen zu können; ſo gelang es dennoch in der Rückſicht, daß der Feind aufmerkſam wurde, überdies hatten wir das Glück gehabt, ihnen viele Pferde und Menſchen gänzlich untauglich zu machen, ſo daß ihnen die Bedienung der Kanonen und deren Fortbringen ſehr ſchwehr viel.

Alſo haben wir nach einem dreitägigen Gefechte wobei nur unſer Regiment und Knobelsdorf geweſen der Feind den an 40000 Mann geſchetzt wird zurückgeworfen: in der That ſcheint das ſonderbahr allein unſere Poſition iſt ſo vortheilhaft, daß wir mit einer kleinen Macht vieles abhalten konten.

Den 4. Dec: haben wir denn endlich hier die Quantonirungen bezogen: daß dieſes ſaure Tage geweſen können Sie leicht daher nehmen, daß wir ſeit den 17 Nov: bis den 4 Dec: ſimmer biwaquirt haben, an Lebensmittel hat es ſehr gefehlt, dennoch kann ich nicht genug unſere Leute loben die nie Unzufrieden oder auf irgend einer Art misvergnügt geweſen ſind: nun komme ich auf andere Gegenſtände, und da ich weiß daß Sie einigen Antheil an meinem Schickſaal nehmen, ſo zeige ich Ihnen ſolches an. Seid dem nehmlich unſer Corps in nähere Verbindung mit dem Herzog gekommen, habe ich kleines Invidium auch dabei gewonnen, indem nehmlich ohne daß es mir Mühe gemacht der Vater mit dem Sohne ausgeſöhnt iſt, hierbei ſind keine Explications vorgefallen, die ich, wie Sie leicht denken können ſorgfältig vermieden habe: allein es bleibt ausgemacht daß ich ſehr dabei gewinne indem je nachdem ich von ihm behandelt werde, alle die um ihn ſind mich entweder conſideriren oder wie jeden andern gleichgültig behandeln: Sie können leicht denken daß ich gerne jetzt jede Gelegenheit benutze um mich genau von der Lage der Sachen zu unterrichten, welches für mich in meiner jetzigen Lage das angenehmſte iſt.

Wahrſcheinlich wird Ihnen mein Brief zu Lauterbach antreffen, und ſobald ich dies mit Gewißheit weiß werde ich nie ermangeln Ihnen öfter es zu ſchreiben. Heute haben wir ſchon den 17 Dec: und ich habe meinen Brief noch nicht geändigt; allein Sie werden weniger Urſach ſich zu wundern haben, wenn Sie erfahren, daß ich Ihnen dieſes von Bachingen ſchreibe: wir erhielten nehmlich in der Nacht vom 15. Ordre Hochſpeier aufs ſchleunigſte zu verlaſſen um nach Neuſtadt zu marſchiren, wir kahmen hier nach einem ſehr beſchwerlichen Marſch an und freuten uns über unſere guten Quartiere, allein dies wurde uns ſehr bald vereitelt indem wir nach zwei Stunden Ordre erhielten, nach Bachingen zu marſchiren um dort das Regiment Tadden (Thadden) abzulöſen: unſere Leute wahren ſehr ermüdet da dies ein Marſch von 12 Stunden geweſen war; wir dienen alſo nun ſeid zwei Tagen zur Bloquade von Landau, und alle die andern Regimenter ſo von uns und Heinrich ab-

gelöst sind, marschierten sogleich nach Bergzabern zum Pr. v. Hohenlohe: seid unserer Bataille zu Kaiserslautern war der Feind im Anfang ruhig, allein man wußte bald mit Gewißheit daß sich nach Pirmasens eine Verstärkung von 30,000 Mann gezogen, die also wahrscheinlich dazu bestimmt sey, die Oesterreicher oder den Prinz von Hohenlohe anzugreifen. In der That scheind es mir unverzeilich daß der General Wurmser keiner Vorstellung gehör geben will sich in den Hagenauer Wald zu postiren indem man mit ganzer Gewißheit weiß daß er ungattakabel: seid mehreren Tagen kann ich Ihnen jetzt mit Gewißheit sagen, haben die Franzosen theils die Oesterreicher und den Prinzen von Hohenlohe angegriffen und heute hat sie Courbiere angegriffen der Erfolg scheind glücklich gewesen zu sein, da alles Schießen nachgelassen und ich hoffe daß wir nun endlich in Rücksicht unserer Leute in Ruhe kommen. Leben Sie wohl recht bald werde ich Ihnen ein mehreres schreiben.

W.

Die letzten Zeilen des Prinzen finden sich vom 25. Februar 1794 aus Frankfurt vor, wohin er erkrankt am 25. Februar geschafft worden, indem er zum dritten Male an einem Gallenfieber erkrankt war, das damals arg unter den preußischen Truppen grassirte.

Der Prinz wollte nach dem Feldzuge den General Riedesel auf seiner Besitzung Lauterbach besuchen, er wurde aber in Folge dieser Krankheit daran verhindert. Er schreibt unter Anderem:

„— Aus folgenden kleinen Detaille werden Sie sehen wie epidemisch diese Krankheit zu Ober Ulm wo ich mit dem ersten Bataillon stand auftrat, indem das ganze Bataillon alles in allem gerechnet kaum 80 Mann ausmacht; wie traurig dies ist so viele gute und brave Kerls für alle ihre gehabte Bemühungen und Beweise von Bravour zur Belohnung entweder sterben, einen siechen Körper davon zu tragen oder wohl gar endlich aus Desperation sich selber das Leben nehmen zu sehen. Waß soll dies für neue Hoffnung zur kräftigen Campagne machen; seit gestern Abend bin ich hierher gebracht, und ich hoffe daß die Veränderung von Luft gute Wirkung für meinen Körper thun wird. „— —

Der Prinz hatte in Frankfurt sein Quartier beim Hofrath Reits in der Fahrgasse. Er hatte hier gute Pflege und in Folge seiner kräftigen Constitution genas er bald wieder.

M. v. E.

Literariſche Streifzüge.

1.

Unter allen Todesfällen des vergangenen Jahres wird vielleicht keiner von der großen Menge ſo ſchmerzlich empfunden werden, als der des Lord Macaulay. Seit 1848 gehört er zu den populärſten Schriftſtellern Europas, oder, man kann wol ſagen, der geſammten Erde. Der Erfolg eines hiſtoriſchen Buchs, welches eine zwar intereſſante aber keineswegs heroiſche Zeit behandelt, in einer Ausführlichkeit, wie man es ſonſt nur bei Monographien oder hiſtoriſchen Romanen gewöhnt iſt, legt ein ſehr bedeutendes Zeugniß für den allgemein erwachten politiſchen Sinn der Völker ab. Denn es iſt nicht das novelliſtiſche, das epiſche oder pſychologiſche Intereſſe, was uns jenen Stoff nahe bringt, ſondern lediglich der politiſche Verſtand. Freilich hat die Hauptſache das große Talent des Geſchichtſchreibers gethan; man kann ohne Uebertreibung ſagen, er hat das Intereſſe der Welt im Sturm erobert. Wenn wir von der Erweiterung der politiſchen Intereſſen mit Recht den weſentlichſten Fortſchritt der Cultur erwarten, ſo haben es hauptſächlich die Geſchichtſchreiber in der Hand, dieſes Intereſſe zu wecken. Die Kunſt im eigentlichen Verſtande des Worts ſcheint in dieſem Augenblick keinen günſtigen Boden zu finden; productiv poetiſche Kräfte ſind ſelten, und auch dieſe durchweg im zweiten Rang. Dagegen fangen die Geſchichtſchreiber an, auch ihren Beruf mit den Augen des Künſtlers aufzufaſſen. Macaulay war ein Künſtler im ſchönſten Sinne des Worts; die andere Seite ſeines Berufs, die wiſſenſchaftliche, hat er, ſo tief und umfaſſend ſeine Studien auch waren, doch nicht vollſtändig zur Geltung gebracht. Witz und Phantaſie ſind köſtliche Gaben für den Hiſtoriker, aber ſie müſſen ſeinen höhern Zwecken dienen: bei Macaulay übernehmen ſie zuweilen die Führung. Die in Deutſchland erſt ſeit kurzer Zeit veröffentlichte Abhandlung über Friedrich den Großen, hat dieſen Umſtand allgemeiner bekannt gemacht; dem aufmerkſamen Leſer war er ſchon früher nicht entgangen. — Daß nun das große Werk ein Torſo bleibt, iſt ewig zu beklagen. In dieſer Breite die ganze engliſche Geſchichte zu behandeln, war freilich unmöglich; aber man hatte gehofft, er werde wenigſtens bis zu der Zeit kommen, wo Lord Mahon beginnt, bis zum Frieden von Utrecht. Wie viel er von ſeiner Fortſetzung zum Druck vorbereitet hat, wird wol in den nächſten Tagen bekannt werden. Macaulay iſt nur 59 Jahr alt geworden, ſeine erſte bedeutendere Abhandlung über Milton erſchien 1825.

Außer Macaulay hat die engliſche Literatur noch zwei bedeutende Geſchichtſchreiber verloren, die zwar ihrer Geburt nach Amerika angehören, aber ihrer vortrefflichen Schreibart wegen zu den engliſchen Klaſſikern gerechnet werden.

Washington Irving war 1783 geboren; bereits 1804 besuchte er auf längere Zeit Europa. Als Schriftsteller begann er mit Satiren: „Knickerbockers Geschichte von New-York vom Anfang der Welt bis zum Ausgang der holländischen Dynastie“ 1809 hat ihm in seinem Vaterlande einen guten Namen gemacht; in Europa wurde er zuerst durch sein Skizzenbuch 1820 bekannt: gemüthliche Bilder der sittlichen Zustände Englands mit kleinen Novelletten, Sagen u. dgl. durchwebt, denen später noch mehrere Ergänzungen folgten. Die Virtuosität des gemüthlichen Humors hat seit der Zeit unglaubliche Fortschritte gemacht; doch sind diese Skizzen gerade ihrer plastischen Einfachheit wegen noch immer ein Lieblingsbuch Englands und Deutschlands. — Seine historischen Schriften Columbus, Mahomed und seine Nachfolger und Washington sind mehr durch strenge Einfachheit der Darstellung, durch eine vollkommen sachgemäße Haltung, als durch poetischen Schmuck ausgezeichnet.

Der dritte Historiker ist Prescott, vier Jahr älter als Macaulay. Seine Geschichte Ferdinands und Isabellas 1838, der Eroberung von Mexiko 1843, von Peru 1847 und Philipps II. die erst vor wenigen Jahren vollendet wurde, gehören, was Quellenforschung und gründliche Bearbeitung des Stoffs betrifft, zu den Meisterwerken der historischen Literatur. In Bezug auf den Stil sind sie mit den Werken der beiden andern nicht zu vergleichen: er ist oft bis zur Trockenheit einförmig, und um diese Einförmigkeit zu unterbrechen, nimmt der Geschichtschreiber wol auch mitunter zu äußerlichen Mitteln seine Zuflucht.

Deutschland hat drei schwere Verluste zu beklagen. Alexander v. Humboldt, Carl Ritter und Wilhelm Grimm; der eine 90, der andere 80, der dritte 73 Jahre alt; alle drei schöpferische Geister in Bezug auf ihre Wissenschaft und Gründer einer Schule, die sich über ganz Europa ausdehnt. Humboldt, der älteste unter ihnen, war der letzte große Zögling unserer classischen Periode. Sein Streben war ganz im griechischen Sinn, die Wissenschaft als Totalität zu behandeln, zunächst die Naturwissenschaft in dem ungeheuern Umfang, den ganz zu umfassen heute kaum noch ein Menschenleben ausreicht; aber auch sie nur als Bildungsmoment zur Humanität. Er setzte durch, was Goethe nur anstrebte ohne es zu erreichen, weil man diese völlige Durchgeistigung der Natur nicht blos in den Nebenstunden betreiben darf. Er führte in klaren, wissenschaftlich fest begründeten Umrissen aus, was der Naturphilosophie dunkel und verworren vorschwebte. So viel ihm die Wissenschaft an Detailforschungen verdankt, die Hauptsache seines Wirkens bleibt immer, daß er das Detail zur Totalität zusammenzufassen, daß er aus der Analyse, Zerlegung, Abstraction u. s. w. sich wieder zur concreten lebendigen Anschauung durchzuarbeiten wußte. Durch seine Reisen von unerhörter Ausdehnung, durch seinen universellen Verkehr mit allen Größen der gelehrten Welt, selbst durch sein schriftstellerisches Wirken, da er französisch fast besser und

lieber schrieb als deutsch, war er Kosmopolit; sein gemüthliches Leben aber wurzelt ganz auf deutschem Boden, er gehört seiner Bildung nach unserer wichtigsten Culturepoche an und er ist mit seinen Tugenden wie mit seinen Schwächen — wenn man dieses letzte Wort auf Alexander v. Humboldt anwenden darf — ein Deutscher im vollsten Sinne des Worts.

Ritter gehört einer etwas späteren Periode an. Schon hatte die Naturphilosophie das empirische Material durchgeistigt, und, was ihr wohl am allgemeinsten angerechnet werden muß, auf den innern Zusammenhang zwischen den Sprach- und Naturwissenschaften, sowie auf ihre Beziehung zur Geschichte der Kunst und Religion aufmerksam gemacht; schon hatte ihre Anmaßung eine allgemeine Reaction hervorgerufen; schon war man allgemein von der Nothwendigkeit überzeugt, an Stelle der Ahnungen, Eingebungen, Anregungen ein streng umrissenes wissenschaftliches System eintreten zu lassen; schon war Schelling durch Hegel abgelöst, welcher den Synkretismus der verschiedenen wissenschaftlichen Methoden, der Physik, Linguistik und Theologie, auf dem Boden eines speculativen Systems durchzuführen versuchte: ein glänzendes und stattliches Gebäude, das freilich, wie sich später ergeben hat, auf Sand aufgeführt war. Wie sehr Ritter in dem Boden seiner Voraussetzungen wurzelte, zeigt sein zweites Werk „die Vorhalle europäischer Völkergeschichten" 1820; wie sehr er sich aber durch seine streng wissenschaftliche Natur über diese Voraussetzung erhob, sieht man bereits aus dem ersten Entwurf seiner Erdkunde 1817. Auch hier finden wir wieder, wenn auch in einem engern Kreis, das Streben Humboldts, aus der Analyse und Abstraction zum vollen concreten Leben zurückzukehren. Ritter ist ein Sammler im größten Stil, aber sein Sammeln wird durch einen schöpferischen Gedanken getragen: die Geographie ist nicht blos aus einer Reihe von Notizen über die Oberfläche der Erde zusammengesetzt, sie hat ein inneres organisches Leben. Die Erde ist nicht blos ein Niederschlag vorsündfluthlicher Geschichte, von Revolutionen, die in ihrem Innern vorgegangen sind: sie ist vielmehr ein Individuum mit fortgehender Geschichte, zu dem sowohl das ganze physikalische Gesetz, das Sternen- und Sonnensystem, als auch die Menschheit mit ihrer sprachlichen und sittlichen Entwickelung gehört. Auch der Mensch, auch die Nationen und Staaten gehören zum gesetzlichen Leben und zur Entwickelung des Erdballs. Geistvolle Winke waren darüber bereits von Kant und Herder gegeben, aber es gehörte eine mächtige Willenskraft dazu, in dieser Weise das ungeheure Material zu vergeistigen, ja im gewissen Sinn das Material aus der Idee wieder neu herauszuschöpfen. Was in verhältnißmäßig kurzer Zeit diese neue Wissenschaft, geschult und disciplinirt wie keine andere, geleistet hat, wird die Nachwelt in Erstaunen setzen. Vielleicht wird die Zeit bald gekommen sein, eine Geschichte derselben zu schreiben: diese Geschichte wird aber daran

erinnern müſſen, daß dieſer großartige Organismus im Keim bereits in jenem erſten Entwurf von 1817 enthalten war.

Eine ganz ähnliche Aufgabe haben ſich auf dem Gebiet der Sprache die Gebrüder Grimm geſtellt. Mehr noch als ſein älterer Bruder ging Wilhelm in ſeiner Bildung von der Romantik aus. Aber es war nicht mehr jene Romantik von 1796, die im Dienſt der claſſiſchen Schule, im Intereſſe der kosmopolitiſchen Bildung, die bisher nur einſeitig dem griechiſchen und römiſchen Alterthum entlehnten Muſter durch Muſter aus der romaniſchen Literatur und aus der Renaiſſance, ergänzte; die innerlich von allen Banden der Autorität gelöſt, aus äſthetiſchen Gründen die alten Säulen der Religion, welche den großen Tempel der Kunſt getragen, zu ſtützen oder wenigſtens neu aufzuputzen unternahm: ſondern jene bekehrte Romantik, die ſich von dem aufgeklärten Zeitalter in ihr eigenes Innere zurückwandte, die im eigenen Glauben zu erwecken ſuchte, was ſie bisher nur äußerlich gepredigt. Was uns ſchon in den erſten Schriften der Gebrüder Grimm, namentlich Wilhelms auffällt, iſt die ſinnliche Kraft und Beſtimmtheit, die alles Abſtracte bei ihm gewinnt: ſelbſt die Worte finden Farbe und Individualität, worüber ſich A. W. Schlegel, der Romantiker aus der claſſiſchen Schule, in den Heidelberger Jahrbüchern ſehr luſtig machte; ſo iſts mit den Rechtsformeln, den Weisthümern, den Sprichwörtern, den Notizen aus der Sagenwelt u. ſ. w. Wenn wir von Ritter ſagten, daß ſein Sammelgeiſt von einem ſchöpferiſchen Gedanken getragen war, ſo gilt das bei Grimm in einem ungleich höheren Grade, wobei man freilich in Anſchlag bringen muß, daß ſich hier zwei verwandte, eng befreundete und doch verſchiedene Geiſter ſehr glücklich ergänzten. Dieſe nervöſe Reizbarkeit, welcher die Worte und Formeln gewiſſermaßen in individueller Macht entgegentreten, dieſe Unfähigkeit, ſich etwas anderes zu denken, als was in lebendiger Fülle vorgeſtellt werden kann, dieſe, wenn man den Ausdruck hinnehmen will, Gebundenheit der Einbildungskraft, hat für die Sprachwiſſenſchaft ein Geſetz und eine Methode gefunden, von der man früher geradewegs keine Ahnung hatte. Wenn uns in manchen Schriften Wilhelm Grimms, z. B. auch in manchen Artikeln des Wörterbuchs, die Abweſenheit jenes äußerlichen Ordnungsſinnes, den man gemeine Logik nennt, beſchwerlich fällt, ſo dürfen wir darüber nicht vergeſſen, daß gerade jenes Bedürfniß, eine Erſcheinung von allen Seiten zugleich zu ſehen, das freilich manches Verwirrende nach ſich zieht, dennoch allein fähig war, das poſitive Leben in der Vergangenheit zu entdecken und nachzufühlen, das den Hiſtorikern aus der alten Schule entging. Hiſtoriſchen Sinn in der ſtrengen Bedeutung wird man Wilhelm Grimm kaum zuſchreiben, da es ihm nie Bedürfniß war, ſich vom ſittlichen zum politiſchen, vom Naturwuchs des menſchlichen Geiſtes zum planmäßigen Wirken der Freiheit zu erheben; aber um das

für die Geschichte zu entdecken, was er entdeckt hat, mußte er gerade so und nicht anders organisirt sein. —

Wir fühlen lebhaft das dürftige dieser Bemerkungen; allein bei der Betrachtung so mächtiger und umfassender Geister hat jeder Einzelne den Trieb sich über diejenigen Seiten ihres Wesens auszusprechen, die ihm grade zufällig nahe liegen. — Wir wenden uns zu einigen neuen poetischen Erscheinungen.

Eduard Tempelty hat vor einigen Jahren durch seine Klytämnestra (Berlin, Schröder) an mehreren Theatern einen günstigen Eindruck gemacht; im Lauf dieses Jahrs hat er ein neues diesmal vaterländisches Drama „Hie Welf, hie Waiblingen!“ und einen Liederkranz „Mariengarn“ (Leipzig, Herbig) darauf folgen lassen. Der erste Einblick in seine Schriften lehrt, daß sein eigentliches ursprüngliches Talent ein lyrisches ist. Im Mariengarn zeigt sich zwar nirgends die Spur einer großen überwältigenden Leidenschaft, eines mächtig ergreifenden Gedankens, aber überall ein zartes inniges Gemüth und, was hauptsächlich den Lyriker macht, ein Sinn für Wohlklang, Rhythmus und Melodie, der sich fast in keiner Zeile verleugnet. Wir können nicht voraussehen, ob der junge Dichter sich einen Beifall erwerben wird wie Emanuel Geibel, da in solchen Dingen der Zufall eine große Rolle spielt; aber mit ihm stellen wir ihn ungefähr auf eine Reihe und möchten sogar, was den Wohlklang der Sprache und den Rhythmus der Empfindungen betrifft, dem jüngern Dichter den Vorzug geben. — Als Dramatiker haben wir über ihn noch kein rechtes Urtheil; zwar zeigt er in beiden Stücken Sinn für scenische Ordnung und Wirksamkeit und den lobenswerthen Eifer, bei starken Conflicten die Seelenbewegungen der Betheiligten im Detail zu verfolgen. So ist z. B. im zweiten Stück, das schon darum ungleich schwächer ist als das erste, weil es unnöthig in die Breite geht und in der Composition des Ganzen nicht die geringste Nothwendigkeit entwickelt, die Art und Weise, wie Heinrich der Löwe seinen Abfall vor sich selbst zu motiviren sucht, eine sehr interessante psychologische Studie, die eine einsichtsvolle Lectüre Shakespeares verräth. Doch zeigt sich in beiden Stücken noch zu sehr der Lyriker, der über die Figuren reflectirt, statt sie in lebendiger Wirklichkeit einzuführen, und die dramatische Empfindung wird nicht selten in Sentimentalität erstickt. Der junge Dichter ist um so mehr zu warnen, da er es bei seinem großen Formtalent in dieser Gattung leicht zur Virtuosität bringen könnte, wo dann die Umkehr immer schwerer wird. Wenn er im Drama etwas leisten will, so muß er damit anfangen, einen Stoff zu bearbeiten, der wirklich in seinem Innern lebt, er muß Realist sein, bevor er idealisirt. Die Klytämnestra ist in vieler Beziehung ein merkwürdiges Stück; gar nicht ungeschickt gemacht, reich an poetischen Stellen, auch mit einigen wirksamen Scenen ausgestattet; aber wenn Klytämnestra gleich im ersten Auftritt sagt:

„O wie euch alte Liebe überkommt
Bei der Erinnrung längſt entſchwundener Zeit
Aus Liebe und Haß iſt Wehmuth aufgegangen;“

wenn ſie fortfährt ſich in dieſer mondſcheinartigen Weiſe auszudrücken, wenn ſie z. B. die Bemerkung macht, daß ein Frauenherz leichter bricht als Stein, weil es von zarterem Stoff gemacht iſt; wenn Agamemnon ihr in dieſer Weiſe treulich zur Seite ſteht und auch Kaſſandra ſie unterſtützt: ſo begreift man nicht, wie der Dichter zu jenem wilden entſetzlichen Stoff gekommen iſt, der ſich aus Aeſchylus in blutigen unauslöſchlichen Zügen in unſere Phantaſie eingegraben hat. Zu ſolchen Fabeln gehören in der That Herzen von der Stärke, wenn auch nicht von der Unbeweglichkeit eines Steins. Der Dichter hat denn auch die Fabel in manchen weſentlichen Punkten verändert. Klytämneſtra iſt dem Agamemnon nicht eigentlich untreu geweſen, ſie hat ſich mit Aegiſt erſt verheirathet, nachdem ihr die von dem letztern fälſchlich ausgeſprengte Nachricht von dem Tode Agamemnons zugekommen war. Da ſie alſo ihren Gemahl gar nicht haßt, iſt unter den verſchiedenen Motiven ihrer Unthat die Furcht vor der Entdeckung das einzige Poſitive. Noch ſeltſamer iſt die Wendung des Schluſſes, welcher die moraliſche Ausgleichung enthalten ſoll. Klytämneſtra erfährt nämlich, daß Aegiſt ſie nicht aus Liebe, ſondern aus Haß gegen Agamemnon geheirathet hat. Dieſe echt moderne Wendung müßte den Griechen, denen es nur auf die Sache ankam, nicht auf die Motive, unverſtändlich ſein.

Daß unſere Dichter zu den antiken Stoffen zurückgreifen, iſt ſehr natürlich, denn dieſe Stoffe ſind meiſtens für die dramatiſche Bearbeitung beſſer vorbereitet und nicht ſo durch eine wüſte Maſſe von Nebenſachen verkümmert wie die mittelalterlichen Stoffe und namentlich wie die Geſchichte der Hohenſtaufen; aber es iſt ſehr ſchwer ſich in den Geiſt jener Stoffe zu verſetzen und dabei doch diejenige Seite herauszufinden, die mit unſerm eigenen Gefühl correſpondirt. Wenn Goethe den nämlichen Stoff durch die moderne chriſtlich-deutſche Gefühlsweiſe abrundete, ſo konnte er es darum, weil er ſich auf die Sühne beſchränkte, während die wilde Unthat ſelbſt ganz im Hintergrunde bleibt. Die Sühne hat er als chriſtlicher Dichter beſſer gefunden als Aeſchylus, bei dem der Ausgang der Tragödie nicht nur in religiöſer, ſondern auch in künſtleriſcher Beziehung als verfehlt erſcheint. Aber um das Verbrechen zu ſchildern ohne es zu einer gemeinen Criminalgeſchichte herabſinken zu laſſen, dazu gehören die alten Stahlnerven der Griechen.

Noch einmal alſo, wenn der junge Dichter ſein Talent zu einer wirklichen Kunſtleiſtung entwickeln will, ſo darf er ſich nicht auf moderniſirte Reproductionen früherer Dichterwerke einlaſſen, ſondern er muß einen Stoff auffinden, der ſein eigenes ganzes Leben bewegt und erſchüttert.

Ein nicht gemeines Intereſſe erregt das neue Werk der Gräfin Dora d'Iſtria: Les femmes en Orient, 2. Bd. (Zürich, Meyer und Zeller), ſchon wegen der Perſönlichkeit der Verfaſſerin (geb. Prinzeſſin Helene Ghika). Eine Dame von ſtarken geiſtigen Anlagen, unternehmend bis zur Verwegenheit (ihre Beſteigung des Mönch iſt bekannt), auf ihren Reiſen im lebendigſten Verkehr mit den bedeutendſten Menſchen, verbindet ſie mit den auserleſenſten Kenntniſſen, die in den Rayon einer Dame von Welt fallen, ſehr ernſte, ja gelehrte Studien, wie ſie ſonſt nur Männer treiben. Ihre früheren Werke La vie monastique dans l'Eglise orientale 1855 und La Suisse allemande 1857 haben ſich bereits in Frankreich, Deutſchland und der Schweiz, ſelbſt in England Bahn gebrochen; kleinere Abhandlungen, hauptſächlich in der Revue de deux mondes, ſind: Les îles Ioniennes 1858; les héros de la Roumainie 1857; les Roumains et la Papauté 1856, Paysages de la Suisse italienne 1857, auch eine kleine Novelle: Eléonora de Haltinger. Der erſte Band des vorliegenden Werks beſpricht die Frauen der Rumänen, Bulgaren, Serben, Albaneſen, Griechen und Türken; der zweite Band die Ruſſen. In die aus unmittelbarſter Anſchauung hervorgehenden Schilderungen ſind ſtets bedeutende hiſtoriſche Skizzen verwebt; das Ganze hat durchweg die Form der Erzählung mit Epiſoden. Die Farben ſind deutlich, oft glänzend; für uns Mitteleuropäer geht eine ganz neue Welt der Vorſtellungen darin auf. Einen Fehler hat die Verfaſſerin: ſie läßt ſich durch ihre natürliche Wärme, durch ihre Begeiſterung für die Sache ihres Vaterlandes zuweilen zu einem Ton der Deklamation verleiten, wo die einfache objective Form eine ungleich größere Wirkung hervorbringen würde.

Mit einer gewiſſen Neugier haben wir Guſtav Struve's „Revolutionszeitalter" (bis jetzt 7 Hefte; das Ganze ſoll 12 Hefte ſtark werden) durchblättert. Man erwarte keinen blutrothen Republicaner; der ehemalige Freiſchaarenführer urtheilt über viele Begebenheiten der Revolutionsgeſchichte wie jeder vernünftige Menſch; er verdammt Robespierre und das Schreckensregiment ſo entſchieden als möglich: — aber er begeht den großen Fehler, als blos accidentell zu betrachten, was in der Natur der Sache liegt. Bei jeder Gelegenheit, wo die Regierung nach ſeiner Meinung irgend einen Verrath begeht, ruft er aus: jetzt hätten die guten Bürger offne Revolution machen ſollen! Aber der Uebelſtand iſt eben, daß die guten Bürger oder die guten Leute u. ſ. w. keine Revolution durchführen — (nur der Fall ausgenommen, wo der Apfel reif genug iſt, allenfalls von ſelbſt vom Baum zu fallen), ſie müſſen dazu die Hefe der Geſellſchaft aufbieten, und dieſe nach gethaner Arbeit nach Hauſe ſchicken, iſt, abgeſehen von der Undankbarkeit, die darin liegt, immer ein ſehr mißlicher Verſuch. Zuletzt wird doch immer eine Art von Napoleon nöthig. — Es ſei erlaubt, ein Wort des Grafen Schlaberndorf über Napoleon

mitzutheilen, das dieſer 1801 an F. H. Jacobi richtete. „Es war acht Jahre lang hier alles drunter und drüber gegangen wie in einer Bauernſchenke, einem Saufgelage, wo einer den andern überſchreit, eine Prügelei die andere ablöſt. Da trat Bonaparte mit ſeinem Hollah auf. Holla! rief er, und nur ein Holla machte er. Sein erſtes war, alle Lichter auszublaſen. Er brachte keine Entſcheidung, ſondern nur ein Ende aller Fragen. Gleichviel, ſchrie er, Freiheit oder keine Freiheit! Religion oder keine Religion! Moral oder keine Moral! es iſt alles einerlei; liberté égalité! Dabei bleibt es, und daß jetzt nur keiner mehr das Maul darüber aufthue und ſich anders rühre, als man ihn heißt; denn wie es nun iſt, ſo ſollte es werden und ſo muß es bleiben!“ — So iſt es immer geweſen, ſo wird es immer ſein; darum iſt es zweckmäßiger, nicht gleich zu dem verzweifelten Mittel der Revolution zu greifen, damit es den „guten Bürgern“ nicht wie Göethes Zauberlehrling gehe, der den Beſen nicht wieder los werden kann. — J. S.

Von der preußiſchen Grenze.

„Ein ganzes Jahr lang waren Winde und Wolken gekommen und gegangen das unaufhörliche Wirken der Zeit war in Sturm und Sonnenſchein ſichtbar geweſen. Ein ganzes Jahr lang hatte die Fluth irdiſchen Wechſels die vorgeſchriebene Richtung verfolgt. Ein ganzes Jahr lang hatte das berühmte Haus Dombey u. Sohn um ſein Beſtehen gekämpft gegen widrige Zufälle, böſe Gerüchte, erfolgloſe Speculationen, ſchlechte Zeiten und hauptſächlich gegen die Verblendung ſeines Haupts, das die Unternehmungen nicht um ein Haar breit einſchränken, auf kein Wort der Warnung hören wollte, daß das Schiff, mit dem es dem Sturm trotzte, gebrechlich ſei.“

„Das Jahr war vorüber und das große Haus war gefallen. An einem Sommernachmittag ſteckten die Leute auf der Börſe die Köpfe zuſammen und ſprachen von einem großen Bankerott.“ —

Wie kommt dieſes Citat aus einem Roman von Dickens in eine politiſche Betrachtung? —

Vor einem Jahr hatte der nun verſtorbene Freiherr von Andrian eine Denkſchrift über die Verfaſſungs- und Verwaltungsfrage in Oeſtreich verfaßt, die nun aus ſeinem Nachlaß abgedruckt worden iſt (Leipzig, Häſſel). Die Schrift wendet ſehr ſtarke Farben an, aber ſie gibt viel zu denken. Andrian beſchreibt die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, auf dem am 14. März 1849 eingeſchlagenen Wege zu regieren. „Erſt wenn alle dieſe Schwierigkeiten überwunden ſind, wird an die Löſung der Finanzfrage gedacht werden können, mag dieſe auch noch ſo dringend, noch ſo unaufſchiebbar ſein. Bis dahin iſt alles, was von der Regierung zu dieſem Ende

geſchehen mag, nur Palliative oder gut gemeinte Comödie zur Beruhigung ſchwachherziger Seelen. Keine Finanzcommiſſion, keine financielle Capacität wird Ordnung in unſern Staatshaushalt bringen können, ehe ſie weiß, ob das Verwaltungsſyſtem, welches die Regierung adoptiren wird, das Staatsbudget mit Hunderten von Millionen oder nur mit dem zehnten Theil davon belaſten werde; ehe ſie weiß, ob die Regierung entſchloſſen ſei, zwei Drittel der Monarchie noch durch ein Menſchenalter in Belagerungszuſtand zu erhalten, um ihr Syſtem bureaukratiſcher Centraliſation durchzuführen" u. ſ. w. —

In dieſen Worten liegt der Kern der großen Frage. Es iſt gut, wenn man decretirt, im nächſten Jahre ſolle kein Deficit vorkommen; es iſt gut, wenn man über die Art und Weiſe, wie dies ins Werk zu ſetzen ſei, wohlmeinende Sachverſtändige zu Rathe zieht: — aber dieſe werden ſo lange außer Stande ſein, befriedigenden Rath zu ertheilen, als ſie nicht wiſſen, was der Staat im nächſten Jahr koſten ſoll. Oeſtreich iſt ein vornehmes, ein ſtolzes, ein noch ſehr mächtiges Haus, aber es hat ſeine Kräfte über Gebühr angeſpannt; und wenn es fortfahren will, die Hegemonie in Italien, in der Türkei und in Deutſchland zu beanſpruchen, und ſich dadurch Frankreich, Rußland und Preußen zu verfeinden; wenn es fortfahren will Ungarn als eine eroberte Provinz zu behandeln, nach deren Willen nicht gefragt wird; wenn es fortfahren will, ſeine loyalſten Unterthanen in Deutſchland im Geiſt des ultramontanen Syſtems wider ihren Willen zur Seligkeit zu führen: ſo erinnert es allerdings nur zu ſehr an den Chef jener berühmten Firma, der ſich gerade da in die weit ausſehendſten Unternehmungen einließ, als ein Capital nach dem andern ihm unter den Händen entſchwand.

Andrians Schrift iſt zunächſt gegen das Syſtem von 1849 gerichtet, welches „das Mißtrauen gegen das Wollen des Regenten zur Staatsmaxime erhob und in der phyſiſchen Gewalt eine Waffe gegen dieſes Mißtrauen ſuchte;" welches „mit dem Schwamm über acht Jahrhunderte wegfuhr und einſeitig ein ganz neues Oeſtreich ſich zu ſchaffen beſtrebte." — „Seitdem wird nun organiſirt, reorganiſirt, desorganiſirt, mit der liebenswürdigſten Sorgloſigkeit, als hätten wir volle Muße Experimente über la meilleure des republiques anzuſtellen, als ſtänden wir nicht im Angeſicht des Feindes . . . . Die innere Organiſation iſt das vollendetſte Chaos, das die Welt geſehen hat; keine einzige der neuen adminiſtrativen Behörden hat ihren begrenzten Wirkungskreis; der Bezirkshauptmann wendet ſich an den Statthalter mit Uebergehung ſeines Kreispräſidenten, dieſer ebenſo an den Miniſter mit Uebergehung des Statthalters; ſie wiſſen ſich ſämmtlich, aus Mangel an genügenden Inſtructionen, oft in den einfachſten Fällen nicht zu helfen. Durch den Umſturz aller alther beſtandenen Einrichtungen und Eintheilungen, durch die Größe ihrer Bezirke, durch die Trennung der verſchiedenen Geſchäfte, welche früher wenigſtens in der unterſten Inſtanz in einer Hand zuſammen kamen, haben dieſe Behörden jenen Einfluß auf das Volk verloren, welchen die alten Ortsbehörden trotz ihrer Mängel unleugbar beſaßen . . . . Die hiſtoriſchen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der Theile zum Ganzen hat man mit dem Schwert gelöſt, und muß nun jeden einzelnen dieſer Theile mit dem Schwert niederhalten . . . . Gewalt und immer nur Gewalt kann unter dieſen Umſtänden die einzige Regierungspolitik im Innern ſein — eine

Politik, welche die ganzen Kräfte des Staats im Innern vergeudet und daher diesen nach Außen abhängig macht."

„Auf Preußen können wir im Fall einer deutschen Conflagration nicht zählen. Abgesehen davon, daß wir es auf das empfindlichste verletzt haben, ist Preußen, so lange es nicht befriedigt ist und seine naturgemäße Entwickelung erhalten hat, ein Element der Revolution und nicht der Stabilität im europäischen Staatensystem. Ihm gegenüber gibt es für uns nur eine zweifache Politik: es zertrümmern oder befriedigen. Man hat keins von beiden thun wollen — oder können."

Andrian kommt darauf auf die italienische Frage zu sprechen, und charakterisirt dieselbe wenigstens in einem Punkt noch zu günstig für das heutige Verhältniß: er betrachtet nämlich Rußland als den Alliirten Oestreichs. Oestreich steht heute in Europa völlig isolirt.

In Bezug auf die Reformen, die er vorschlägt, kommt er im Wesentlichen auf dasselbe hinaus, was der Verfasser der „Garantien" angeregt hat: Autonomie der einzelnen Kronlande in der Verwaltung, ständische Verfassung derselben, für die allgemeinen Angelegenheiten des Staats eine erbliche Pairie und eine von den Landtagen der einzelnen Kronlande gewählte Deputirtenkammer.

Gleichfalls hauptsächlich auf die Aristokratie stützt sich der Verfasser einer zweiten Schrift: „Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oestreich." (Leipzig, Brockhaus.) Die Autonomie der einzelnen Kronlande soll durch die Landtage und die Landesregierungen ausgeübt werden. Die etwaigen Sonderbestrebungen werden durch eine starke Centralgewalt balancirt, welche durch ein Parlament verstärkt wird. Freiheit der Presse, des Bekenntnisses, der Gewerbe, Oeffentlichkeit aller Verhandlungen. — Der Verfasser sieht die Zustände viel günstiger an als Andrian, und doch kommen, wie man sieht, seine Vorschläge im Ganzen auf dasselbe heraus.

„Zur ungarischen Frage, eine Denkschrift von einem ungarischen Patrioten." (Leipzig, Steinacker). Wiederum genau dieselben Forderungen, nur dies mal von einem specifischen Landesinteresse aus: Wiederherstellung der Verfassung von 1847 mit liberalen Reformen. Der Verfasser constatirt, daß es in Ungarn keine politischen Parteien mehr gibt, daß der Wille, an dem Pactum Conventum festzuhalten, der Wille der gesammten Nation ist, der sich über kurz oder lang durchsetzen muß. — Eingehender wird die Sache in einer Broschüre besprochen, die aus der Revue Contemporaine vom 30. Nov. 1859 abgedruckt ist: La Hongrie et l'Autriche de 1848 à 1859 par J. E. Horn (Paris, Dabuisson). Der Verfasser beginnt mit dem Rath an Oestreich, Venedig an Piemont zu verkaufen, da es dasselbe im Lauf der Zeit doch verlieren müsse. Oestreich's Wirksamkeit werde in Italien wie in Deutschland nicht blos durch Sardinien und Preußen, sondern durch den gesammten Geist der nationalen Bewegung gehemmt; sein wahrer Beruf liege im Orient und um diesen durchzuführen müsse es sich hauptsächlich auf Ungarn stützen. Der Frieden von Villafranca sei ihm durch die Furcht abgenöthigt worden, daß Ungarn den günstigen Augenblick zu einer allgemeinen Bewegung benutzen werde.

Man stelle die Erhebung Ungarns von 1848 als eine Revolution dar, das sie aber nicht gewesen, sondern nur der Kampf für die historischen Rechte des Staats und deren natürliche Entwickelung. Diese natürlichen Rechte waren vom Kaiser

Leopold II. durch den Landtagsabſchied von 1791 beſtätigt worden: Hungaria nihilominus cum partibus adnexis sit regnum liberum et relate ad totam legalem regiminis formam independens, i. e. nulli alteri regno aut populo obnoxium, sed propriam habens consistentiam et constitutionem, proinde a legitime coronato haereditario rege suo, adeoque etiam a sua Majestate sacratissima, successoribusque ejus Hungariae regibus, propriis legibus et consuetudinibus, non vero ad normam aliarum provinciarum regendum et gubernandum. Damals ſei dieſe magna carta der Krone durch die Ariſtokratie abgetrotzt, ſeit 1825 aber ſei die Bewegung eine nationale geworden; mehr noch gegen den Slavismus gerichtet, der ſich zuerſt in Collar's ſlaviſcher Jungfrau 1824 ausſprach, als gegen den Germanismus. Die Kraft der Nationalität erwies ſich 1848 in Oeſtreich als eine desorganiſirende, weil man nicht verſtand, ſie für das Geſammtreich zu benutzen. Nach dem Tage von Villagos hat man Ungarn ganz als eine eroberte Provinz centraliſirt. Ein Verſuch der Annäherung fand erſt neuerdings in der Unterredung zu Tot-Megyer ſtatt. Die altconſervative Partei erklärte dem Baron Hübner einmüthig, daß ohne das Aufgeben des Schwarzenberg'ſchen Centraliſationsſyſtems an eine Befriedigung Ungarns nicht zu denken ſei; als Hübner dafür wirken wollte, wurde er entlaſſen. — Auch der Conflict der proteſtantiſchen Kirchen mit der Regierung ſei nichts anders, als die Wahrung alt hergebrachter Rechte. Der Proteſtantismus war urſprünglich in Ungarn ſo populär, daß er die ungariſche Religion (magyar Vallás) genannt wurde: ſeine Freiheit und Selbſtregierung beruht auf den Verträgen von Wien 1606, von Linz 1645 (garantirt durch England und Holland), beſtätigt 1791 und erſt durch Haynau aufgehoben. Nach der alten Verfaſſung hatten die Proteſtanten das abſolute Recht ſich in öffentlichen Verſammlungen zu vereinigen; die neue Verordnung beſchränkt dieſes Recht, macht die Vorſteher von der Regierung abhängig, behält ſich die Ueberwachung aller ihrer Beſchlüſſe vor und regulirt die proteſtantiſchen Schulen bis ins kleinſte Detail nach den Vorſchriften des Wiener Cultus-Miniſteriums. Der Widerſtand gegen dieſe Verordnungen ſei dagegen ganz legitim. Wenn Deutſchland in ſeinem Schillerfeſt noch etwas mehr gewollt habe als eine Anerkennung der poetiſchen Verdienſte dieſes Dichters, ſo habe auch Ungarn im Oct. 1859 ein ähnliches Feſt gefeiert: Franz Kazinczy war zwar kein Schiller, aber die Nation ehrt ihn als den Sänger der Freiheitslieder, in denen ſie ihr höchſtes Leben ausgeſprochen findet.

Wir haben uns bis jetzt ausſchließlich mit der öſtreichiſchen Frage beſchäftigt, während die öffentliche Aufmerkſamkeit ſich zunächſt auf die italieniſche richtet. Daß aber beide zuſammenfallen wird den Kundigen nicht entgehn. — Es liegen uns einige Schriften vor, die zum Theil ſchon der erſten Hälfte des abgelaufenen Jahres angehören; aber dennoch auch jetzt bei der neuen Wendung der Dinge wieder Intereſſe erregen müſſen. — Ein leidenſchaftlicher Anhänger Oeſtreichs, Obriſt Catinelli, der ſchon in der anglo-ſicilianiſchen Armee unter Lord Bentinck gedient, hat Studien über die italieniſche Frage geſchrieben, die Dr. Schiel in Wien franzöſiſch herausgegeben hat (Brüſſel, Flatau). Sein Hauptargument iſt folgendes: Europa geht einer furchtbaren Kriſis entgegen, die ihm von Rußland droht, in 20 Jahren wird Rußland durch das Wachsthum ſeiner Bevölkerung und durch die Vermehrung ſeiner Communications-Mittel ſo erſtarkt ſein, daß nur eine allgemeine europäiſche

Coalition ihm wird Widerstand leisten können. Den Mittelpunkt dieser Coalition muß aber Oestreich bilden. Oestreich wird aber in all seinem Thun durch die unruhigen Nationalitätsgelüste der Italiener gehemmt und es liegt im allgemeinen Interesse Europa's diese Gelüste um jeden Preis und unbedingt niederzuschlagen. — Der Verfasser hätte noch weiter gehn können. Die Nationalitätsgelüste Deutschlands hemmen Oestreich nicht weniger als die Italiens und die Existenz Preußens ist ihm, wie Andrian ganz richtig zeigt, wenigstens ebenso gefährlich als die Existenz Sardiniens. Wollte daher Europa consequent sein, so müßte es ganz Deutschland wie ganz Italien dem östreichischen System unterwerfen, um in der Stunde der Krisis mit Erfolg dem russischen Anprall Widerstand leisten zu können. Aber der Weg wäre nicht blos sehr weitläufig, er würde auch nicht zum Ziel führen; denn der so zu Stande gebrachte Coloß würde kein inneres Leben haben und der erste Stoß von außen würde ihn über den Haufen werfen. Einfacher und zweckmäßiger wäre es, wenn Oestreich seine Ansprüche nach den Zeitumständen einschränkte, wenn es seine alte Devise: Austriae Est Imperare Orbi Universo, als unhaltbar aufgäbe und sich so einrichtete, daß Deutschland und Italien, daß Preußen und Sardinien mit ihm gute Nachbarschaft halten könnten. Ein enges Bündniß mit diesen beiden auf die Nationalität gegründeten Mächten würde es gegen alle Gefahren sichern, die ihm von Osten oder von Westen drohen können. Es würde ihm zugleich die Möglichkeit geben, seine Ansprüche nach innen hin zu mäßigen und eine wahrhaft populäre Regierung zu schaffen.

Es ist vollkommen richtig, daß Preußen, daß Deutschland, daß alle Welt ein Interesse hat an der Fortdauer Oestreichs; denn sollte dieser Staat einmal aufhören, so wäre es schwer zu sagen, was man in jenen Gegenden eigentlich an die Stelle setzen sollte, ohne der ärgsten Anarchie Raum zu geben. Aber mehr als alle andern ist doch Oestreich selbst an seiner Fortdauer betheiligt, und das Geringste, was die Nachbarn fordern können, ist, daß es wenigstens sie in ihrer eignen Entwickelung nicht stört, wenn es selbst ihnen darin nicht folgen kann. Das vergangene Jahr hat eine ernste Lehre gegeben, möge sie nicht vergessen sein. Oestreich kann ein mächtiger und ein glücklicher Staat neben seinen freien Nachbarn bleiben; will es über sie gebieten, ihnen überall Hemmnisse in den Weg legen, im alten Metternichschen Sinn ihnen zurufen: bleibt auch ihr im Dunkel, weil mir das Licht schädlich ist! — dann wird das allgemeine europäische Bedürfniß es nicht schützen, und die Nachbarn werden nur die eine Pflicht gegen sich selbst haben: zuzusehen, daß der Einsturz des alten, stolzen, fremden Hauses, das aus den Fugen weicht, nicht auch sie in dem furchtbaren Schutt begräbt. † †

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Schweiz und der neutraliſirte Theil von Savoyen.

Eine der intereſſanteſten völkerſchaftlichen Stipulationen, welche den Befreiungskriegen und dem pariſer Frieden ihre Geltung verdankt, wurde im Anfange des Jahres 1859 Gegenſtand diplomatiſcher Verhandlungen und mehrfacher Beſprechungen der Preſſe. Dies iſt das militäriſche Verhältniß, in welchem ein Theil der Provinz Savoyen zu der Schweiz ſteht. Seit Jahrhunderten iſt in internationalen Verträgen mehrfach das Recht eines Staates, an gewiſſen Punkten innerhalb ſeiner Grenzen Feſtungen anzulegen, beſchränkt worden; aber der vorliegende Fall ſteht in der Staatenfamilie Europas einzig da. Hier iſt ein nicht unbeträchtlicher Gebietstheil des ſouveränen Staates Sardinien, ein Territorium, welches keineswegs eine geſonderte adminiſtrative Einheit bildet, für militäriſche Zwecke der freien Verfügung dieſes Staates entzogen und auf alle Zeit für neutral erklärt, und es iſt einem fremden Staate das Recht, aber nicht die Pflicht aufgelegt, bei drohender oder ausgebrochener Kriegsgefahr dieſes neutraliſirte Land militäriſch zu beſetzen. Dann haben die ſardiniſchen Truppen ſich zurückzuziehen, die einrückenden Schweizertruppen das Recht, ohne vorherige Verſtändigung mit Savoyen jede militäriſche Dispoſition zur Sicherung der Neutralität in dem beſetzten Territorium zu treffen.

Die Vorausſetzung dieſes Vertrages iſt die durch den pariſer Frieden ſanctionirte immerwährende Neutralität der Schweiz. Zweck dieſer Stipulation war damals, einen Landſtrich, welcher von Sardinien nicht bequem vertheidigt werden konnte, gegen eine franzöſiſche Invaſion zu ſchützen.

Es iſt bekannt, daß die Schweiz noch vor Ausbruch des letzten Krieges unter dem 14. März 1859 eine Circularnote an die Unterzeichner der Verträge von 1815, ſo wie an ihre Nachbarſtaaten erließ, worin ſie das Recht ihrer Neutralität und ihre Pflicht, dieſelbe nöthigenfalls mit den Waffen zu vertheidigen, kräftig betonte und ganz beſonders ihr Beſetzungsrecht auf die neutraliſirten Gebietstheile Savoyens hervorhob. Während zwiſchen der Schweiz und Sardinien noch über die nähern Modalitäten der Beſetzung verhandelt wurde, kam der unerwartete Friede.

Der ſchweizer Bundesrath hat ſeitdem eine Darſtellung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe und der Verträge, welche ihnen zu Grunde liegen, in einer Denkſchrift der europäiſchen Diplomatie unterbreitet, wie ſich annehmen läßt, mit beſtimmter Rückſicht auf den bevorſtehenden pariſer Congreß und die neue Regulirung der italieniſchen Frage. Wir ſind in der Lage, aus dieſem diplomatiſchen Actenſtück, deſſen gewiſſenhafte und lichtvolle Abfaſſung beſonderes Lob verdient, die Hauptſache mitzutheilen.

Zunächſt muß der wenig gewürdigte Umſtand hevorgehoben werden, daß der neutraliſirte Theil des Herzogthums Savoyen keineswegs eine kleine Parcelle iſt; er umfaßt die ſardiniſchen Provinzen Chablais, Faucigny und Genevois, außerdem Ugine und Theile von Faverges und dem eigentlichen Savoyen, zuſammen 337,000 Seelen auf 270 Quadratſtunden, die Hälfte des geſammten Savoyens. Das neutraliſirte Territorium, ein hohes Gebirgsland, grenzt auf einer Strecke von 34 ſchweizer Stunden an die Schweiz, im Norden an Genf und dem Genfer See, im Oſten an Wallis, im Südoſten an die Gebirgskette des Montblanc, welche hier acht Wegſtunden lang einen unüberſteiglichen Wall bildet. — Im Oſten ſcheidet die Rhone daſſelbe auf 16 Stunden Länge von Frankreich.

Die Flüſſe und Thäler dieſes Territoriums öffnen ſich zum Theil auf die Schweiz; und zwar das Waſſergebiet der Dranſe und Arve, 145 Quadratſtunden mit 160,000 Seelen. — Der Abſatz aller Producte dieſes Gebietes, d. h. des ganzen Chablais, Faucigny und eines Theils von Genevois geht nach dem großen Waſſerbecken des Genfer Sees, nach Genf und den Städten und Rebgeländen der Waadt; und die Bevölkerung dieſes ſchweizer Gebietes iſt für ihre Nahrungsbedürfniſſe weſentlich auf jene ſavoyer Provinzen angewieſen, welche ihrerſeits von Wallis und dem ſavoyer Hinterland durch hohe Gebirgsketten getrennt ſind. So iſt Genf der große Markt für dieſen Theil des neutraliſirten Savoyens. In Genf machen ſeine Bewohner ihre Einkäufe, dort ſuchen ſie den Bankier oder ausleihenden Capitaliſten; an 10,000 Savoyarden finden dort Arbeit und Verdienſt; die Induſtrie Genfs beſchäftigt die Gebirgsbewohner bis in die höchſten Alpenthäler hinauf. So iſt der größere Theil dieſes Territoriums allerdings auch volkswirthſchaftlich eine Appertinenz des genfer Gebietes. Dagegen öffnen ſich die Gebiete der Gebirgsbäche Duſſes und Fier nach Weſten, auf Annecy und Chambéry, und die Beziehungen, welche dieſer neutraliſirte Theil zur Schweiz hat, ſind ſchwächer.

Die Lage der Schweiz inmitten mächtiger Militärſtaaten gibt derſelben bei allen Kämpfen, welche zwiſchen dieſen ausbrechen, eine große ſtrategiſche Bedeutung. Sie beherrſcht in der Centralalpenkette auf eine Länge von 80 Stunden die Päſſe nach Italien und außerdem die Quellenregionen der drei wichtigen Stromgebiete des Rheines, des Inns, beziehungsweiſe der Donau, und der Rhone.

Diejenige Kriegsmacht, welche sich in der Schweiz festsetzt, müßte demnach gegen ihren Feind einen großen strategischen Vorsprung gewinnen. Die Kriegsereignisse gerade derjenigen Epoche, welche durch die funfzehner Verträge geschlossen wurde, bestätigen die militärische Bedeutung des Schweizergebiets. Im Jahre 1798 setzten sich die französischen Kriegsheere darin fest; im folgenden Jahre kämpften die Franzosen, Oestreicher und Russen um den Besitz des obern Rheinthales und der Alpenpässe von Bündten bis Wallis; 1800 führte Napoleon seine Armee über Schweizerboden, den großen St. Bernhard und den Gotthard den in Piemont stehenden Oestreichern in Flanke und Rücken; 1813 setzte eine Armee der Alliirten bei Basel über den Rhein, um über Schweizergebiet die französische Grenze zu erreichen. Zu gleichem Zwecke ging ein östreichisches Heer über den Simplon in das Rhonethal. Das Gleiche wiederholte sich nach der Wiedererscheinung Napoleons in Frankreich im Jahre 1815. — Diese Thatsachen und Betrachtungen mußten genügen, um die Mächte zu der Anerkennung und Gewährleistung der Neutralität der Schweiz zu vermögen und dabei feierlich auszusprechen, daß dieselbe dem wahren Interesse aller europäischen Staaten entspreche.

Um der im Interesse liegenden Neutralität und Unverletzbarkeit des schweizerischen Gebietes einen sicherern Haltepunkt zu geben, mußte es im Bestreben der nämlichen Mächte liegen, der Schweiz eine möglichst sichere militärische Grenze zu verschaffen. Dies geschah theils durch Rückerstattung der von ihr abgerissenen Gebietstheile, wie des Wallis, Genfs, des Dappenthals, theils auch durch Einverleibung eines Theiles von Savoyen in das schweizerische Neutralitätssystem. Hierbei waltete noch der specielle Gedanke vor, die unter Napoleon gebaute Militärstraße über den Simplon, die in den neuesten Kriegen eine so erhebliche Rolle gespielt hatte, vollständig zu neutralisiren, und den Zugang zu derselben auch durch Hineinziehung Savoyens in das schweizerische Vertheidigungssystem zu erschweren. In diesen Anschauungen liegt der eine Beweggrund der Neutralisirung Savoyens.

Neben dieser europäischen Bedeutung der Frage lag es zugleich im Interesse des Königs von Sardinien, die nach der Schweiz zu liegenden Theile Savoyens unter den Schutz der schweizerischen Neutralität zu stellen. Die Lage eines Theiles von Savoyen ist von der Art, daß an eine wirksame directe Vertheidigung desselben durch Piemont nicht zu denken ist. Ein Verbindung mit Piemont ist nämlich nur über den Mont-Cenis und den kleinen Bernhard gegeben; die Wiedervereinigung des Wallis mit der Schweiz schnitt dagegen die Straße über den großen Bernhard und den Simplon ab. Ein feindliches Heer, das im untern Theile von Savoyen durch die Thäler der Isère oder des Fier eindringt, kann demnach mit Leichtigkeit allen weiter nördlich stehenden piemontesischen Truppen den Rückzug über den Mont-Cenis und den kleinen

Bernhard abſchneiden. Zudem erſcheint es für Piemont überhaupt als eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, die dieſſeits der Alpen gelegenen, gegen einen mächtigen Militärſtaat hin durchaus offenen, ſavoyiſchen Provinzen im Falle eines Angriffes ernſtlich zu vertheidigen. Noch jedesmal, wenn die Geſchichte Frankreich und das Haus Savoyen im Kampfe ſah, bildete Savoyen das erſte Kriegsobject. Aus dieſen Gründen nahm Sardinien ein weſentliches Intereſſe daran, die an die Schweiz grenzenden Provinzen Savoyens unter den Schutz einer europäiſch anerkannten und gewährleiſteten Neutralität geſtellt und bei einer allfälligen Abſchneidung ſeinen Truppen den Rückzug durch das Wallis geſichert zu ſehen. Hierin liegt der zweite Beweggrund der Neutraliſirung Savoyens.

Die Schweiz ſelbſt mußte hohen Werth darauf ſetzen, zum Zwecke der Vertheidigung ihres eigenen Gebietes und der Aufrechterhaltung ihrer eigenen Neutralität beſonders im Weſten ſich eine möglichſt günſtige Militärgrenze zu verſchaffen. Das Gebirge von Waadt und Genf reckt wie eine ſchmale Landzunge zwiſchen die Grenzen Frankreichs und Savoyens hinein. Wäre die Schweiz auf dieſer Seite für ihre militäriſchen Aufſtellungen auf ihre eigene Grenze beſchränkt, ſo hätte ſie vom Mont-Dolent in Wallis bis an die äußerſte Genfergrenze eine Linie von mehr als 50 Stunden zu beſetzen, die zudem faſt keine natürlichen Vertheidigungsſtellen darbietet, gegen Savoyen hin ſo wenig wie gegen das am diesſeitigen Fuße des Jura liegende Pays de Gex. Dieſe Linie wäre bei einem erheblichen feindlichen Andrange unmöglich zu halten, und es müßte die ſchweizeriſche Armee, um nicht Gefahr zu laufen, von der eigenen Rückzugslinie abgeſchnitten zu werden, auf die Vertheidigung von Genf und der weſtlichen Theile von Waadt von vornherein verzichten. Weſentlich günſtiger geſtalten ſich dagegen die Verhältniſſe, wenn das ſchweizeriſche Vertheidigungsſyſtem auf die angrenzenden ſavoyiſchen Provinzen ausgedehnt wird. Die Vertheidigungsgrenze zur Deckung des Wallis und der ganzen ſüdlichen Grenze der Waadt und Genfs reducirt ſich alsdann auf die Linie vom Col du Bonhomme bis an die Rhone bei dem Mont Vuache oder dem Bach des Ouſſes mit einer Länge von nur 20 Stunden, und dieſelbe iſt überdies ſo beſchaffen, daß kaum ein Dritttheil davon einer wirklichen Bewachung und Beſetzung bedarf und überall günſtige militäriſche Poſitionen ſich bieten. Durch dieſe Linie wird Genf indirect auch gegen ſeine weſtliche Grenze und des Pays de Gex gedeckt; denn wenn eine ſchweizeriſche Armee den Mont Vuache und den Salève beſetzt hält, ſo iſt für eine feindliche Armee das Vorrücken auf Genf vom Weſten oder Nordweſten her bereits viel gefährlicher und eine unmittelbare Vertheidigung Genfs dann um ſo mehr möglich, als die Eidgenoſſen nicht blos an die Rückzugslinie über Verſoix gebunden ſind, ſondern ihnen auch diejenige durch das Chablais offen ſteht. Die unmittelbare Vertheidigung des Wallis und des Simplonpaſſes gegen einen vom

Westen kommenden Feind kann auch weit erfolgreicher auf savoyischem Boden als an der Wallisergrenze geführt werden; denn die am leichtesten zu vertheidigenden Defileen der dem Genfersee entlang führenden Simplonstraße finden sich über der Schweizergrenze hinaus bei Meillerie, und das Aehnliche ist der Fall mit den Pässen und Saumpfaden, die vom Chamounythal und dem Gebiete der Drause nach Wallis hinüberführen; auch diese Pässe können durch Aufstellungen auf der savoyischen Seite viel wirksamer vertheidigt werden. In diesen schweizerischen Sicherheits- und Vertheidigungs-Interessen liegt der dritte Beweggrund der Neutralisirung Savoyens.

Wenn über die Beweggründe, welche die Neutralisirung Savoyens veranlaßten, kein Zweifel waltet, so fragt es sich, ob dieselben unter den heutigen Verhältnissen noch ihre Geltung haben? Diese Frage muß unbedingt bejaht werden. Für Europa zunächst ist die Neutralität der Schweiz und damit auch der angrenzenden Provinzen Savoyens heute noch von ganz gleicher Bedeutung wie im Jahre 1815. Durch die Führung der Eisenbahn an den Fuß des Mont-Cenis auf beiden Seiten der Alpen hat zwar die Simplonstraße als Militärstraße ihre frühere Bedeutung scheinbar nicht mehr; allein nur scheinbar, denn es hängt rein davon ab, welche Staaten sich jeweilen gegenüber stehen. Geschieht es wie im neuesten italienischen Kriege, wo Sardinien der Verbündete Frankreichs, und für die Alliirten das Meer offen war, so fällt der Simplonpaß weniger in Betracht, obschon bei einem siegreichen Vorrücken der Oestreicher auf Turin einer französischen Armee die Versuchung hätte nahe liegen können, über den Simplon ihnen in Flanke und Rücken zu fallen, ähnlich wie Bonaparte im Jahr 1800 es that. Sollte aber in einem neuen Kriege Sardinien Gegner Frankreichs und durch eine Theilnahme Englands am Kriege die Communication zur See unsicher sein, so wäre die Bedeutung des Simplonpasses wieder vollständig da, und zwar um so mehr, als auch hier in nicht ferner Zeit die Eisenbahnen auf beiden Seiten der Alpen bis nahe an deren Fuß vorgerückt sein werden. (Arona und Sitten).

Für Sardinien liegt die Frage heute ebenfalls noch gleich wie im Jahre 1815. So lange es mit Frankreich verbündet ist, bedarf es freilich für seine savoyischen Provinzen den Schutz der europäisch garantirten Neutralität nicht; allein wenn die Allianzverhältnisse sich ändern sollten, so steht Sardinien wieder in der frühern Lage. Seine Vergrößerung jenseits der Alpen ist wohl geeignet, ihm eine größere Machtstellung in Italien zu geben; aber sie setzt es nicht in den Stand, seine diesseits der Alpen liegenden savoyischen Provinzen wirksamer zu vertheidigen, als bis anhin. Und da in Folge der neuen Gestaltungen in Italien der sardinische Staat, so wie die italienische Nation voraussichtlich in direktere und einflußreichere Beziehungen zum europäischen

Staatensystem überhaupt treten werden, so sind Verwickelungen nach Westen wie nach Osten um so eher möglich. Und bei dieser Voraussicht wird für Sardinien die savoyische Neutralität um so gewichtiger.

Am allerwenigsten hat die savoyische Neutralität mit Bezug auf die Schweiz irgend an Bedeutung verloren. Zum militärischen Schutze ihrer westlichen Grenze ist sie heute noch so wichtig wie im Jahr 1815; ohne die Neutralität Savoyens ständen die Westkantone Genf, Waadt und Wallis viel weniger vertheidungsfähig da. Diese Neutralität gibt der Schweiz zudem die politische Berechtigung, zu einer etwaigen Veränderung in den Souveränetätsverhältnissen Savoyens ihr Wort mitzusprechen, eine Berechtigung, die schon in den alten Verträgen ausdrücklich festgestellt wurde. An diese Verhältnisse knüpfen sich die volkswirthschaftlichen und commerciellen Interessen, die heute viel größer sind als früher, und so vielseitig und enge in einander gehen, daß jede Schmälerung oder Entfremdung in den wechselseitigen politischen und militärischen Beziehungen nur die nachtheiligsten Rückwirkungen äußern könnte.

Der Schluß der Denkschrift geht also dahin, daß die Schweiz und die übrigen bei den europäischen Verträgen betheiligten Mächte sehr hohen Werth darauf setzen müssen, die bestehenden Rechte und Beziehungen zwischen der Schweiz und Savoyen sorgfältig aufrecht zu erhalten und darüber zu wachen, daß sie in keiner Weise eine Schmälerung oder Gefährdung erleiden. Zuletzt sei noch bemerkt, daß Artikel 23 des Turiner Vertrages zwischen Sardinien und der Schweiz vom 16 März 1816 die alten Tractate vom 3 Juni 1754, resp. von 1564 und 1603 neu bestätigt, nach welchen die Schweiz nicht die Waadt, das Haus Savoyen nicht die Provinzen Chablais, Faucigny und Genevois an einen dritten Herrn abtreten oder veräußern darf, „damit gute Nachbarschaft erhalten werde."

Die Ereignisse in Mittelitalien seit dem Frieden von Villafranca.

1.

Das Ziel, welches Graf Cavour, dem sardinischen Minister, vorschwebte, als die Piemontesen im Mai an der Seite des französischen Heeres in

den Streit zogen, den er durch seine Verbindungen in ganz Italien vorbereitet hatte, war eine Vergrößerung Piemonts durch Lombardo-Venetien, Parma und Piacenza, durch Toscana, Modena und den größten Theil des Kirchenstaates. Der Papst sollte auf das Gebiet der ewigen Stadt beschränkt, also im wesentlichen seiner weltlichen Herrschaft entkleidet werden. Nach Vertreibung der Oestreicher war dann Italien eigentlich in zwei große Hälften getheilt: Norditalien gehörte der Dynastie von Savoyen, Süditalien machte das Königreich beider Sicilien aus und schließlich kam es nur noch auf den Sieg in einem Kampfe zwischen diesen beiden italienischen Reichen an, um die vollständige Einigung der Halbinsel unter Einem Scepter zu erreichen. Dieser Kampf konnte hinausgeschoben werden; wenn er aber begann, so war der Sieg kaum zweifelhaft: er mußte Norditalien und der savoyischen Dynastie zufallen. Allerdings ist es wahr, daß wenige Tage vor dem Ausbruche des Krieges, am 24. April, der sardinische Gesandte zu Florenz, Boncompagni, den Großherzog Leopold von Toscana aufforderte, mit Piemont gemeinsame Sache gegen Oestreich zu machen, und man könnte daraus schließen, daß wenigstens Piemont nicht darauf gerechnet habe, sich durch Toscana zu vergrößern. Allein, darf man dagegen fragen, war Piemont nicht ziemlich seiner Sache sicher, wenn es voraussetzte, daß Leopold sich niemals von dem östreichischen Interesse lossagen werde? Der Kaiser Napoleon, war hingegen, als er für Italien zu den Waffen griff, mit Cavour darin einig, daß die Oestreicher gänzlich aus der Halbinsel vertrieben werden müßten. Aber er wollte seinen Einfluß an die Stelle des östreichischen setzen. Deshalb konnte es ihm durchaus nicht darum zu thun sein, ein mächtiges Reich in Italien zu schaffen; die Zertrennung in mehrere kleine Staaten mußte ihm vielmehr genehmer erscheinen. Zwei Punkte waren es zunächst, an welche er seine Hebel anzusetzen gedachte. Sein Vetter, der Prinz Napoleon sollte irgend einen Staat (vor allen Dingen hatte man dabei Toscana im Auge) auf der Halbinsel erhalten. Ein andrer Napoleonide, der junge Prinz Lucian von Canino, jetzt Kämmerer und Secretär Pius des Neunten, war des letztern designirter Nachfolger in der Statthalterschaft Christi. Dem Kaiser Napoleon konnte, so schien es, bei dieser Aussicht an der Zerstückung des Kirchenstaates nichts liegen. Noch ehe der Krieg eigentlich ausgebrochen war, wurden der Großherzog von Toscana, der Herzog von Modena und die Herzogin von Parma durch Aufstände veranlaßt, ihre Staaten zu verlassen; die beiden letzteren wurden allerdings durch die östreichischen Truppen bald wieder zurückgeführt; aber nach der Schlacht von Magenta mußten sie aufs neue fliehen, und als nun die Oestreicher nördlich des Po das Land bis zum Mincio und das Land südlich des Po vollständig räumten, so waren die Bevölkerungen Parmas, Toscanas, Modenas und der Romagna vollständig sich selbst

überlaſſen. In dem, was ſie auch ohnedies wohl gethan hätten, beſtärkte ſie der Aufruf des Kaiſer Napoleon am 8. Juni von Mailand. Dieſer Aufruf war an die Italiener insgeſammt gerichtet: ſie ſollten ſich zur Befreiung dieſes Landes bewaffnen; für heute nur Soldaten ſein, um morgen die Bürger eines freien großen Landes zu werden. Napoleon ſagte, er ſei nicht gekommen, um den Italienern ihre künftige politiſche Organiſation vorzuſchreiben, er werde dem Ausdruck ihrer legitimen Wünſche keine Hinderniſſe in den Weg legen. Toscana, Modena, Parma und die Romagna antworteten auf dieſe Proclamation mit dem Rufe: Anſchluß an Piemont! Dies war nicht ganz, was der Kaiſer Napoleon wollte. Indeſſen noch unſicher über den weitern Gang der Dinge, ließ er die Sache gehen. Bald darauf gewann er den Sieg von Solferino und ſchloß nun den Waffenſtillſtand und dann den Frieden von Villafranca. Dieſer Friede ließ zunächſt Venetien mit den Feſtungen am Mincio und an der Etſch in den Händen Oeſtreichs, er gab den offenen weſtlichen Theil der Lombardei an Piemont, er ſtipulirte den Vorbehalt der Rückkehr des Großherzogs von Toscana und des Herzogs von Modena in ihre Staaten, er ließ die Frage der Romagna und Parmas offen. Von den Romagnolen ward, wie es ſchien, ſtillſchweigend angenommen, daß ſie dem Papſte verblieben. Sie konnten, wie man annehmen mußte, höchſtens hoffen, daß die Reformen, welche die Kaiſer von Frankreich und Oeſtreich vom Papſte fordern wollten, ihnen inſofern zu Gute kommen würden, als ſie ihnen ein weltliches Vicekönigthum oder eine weltliche Statthalterſchaft gäben.

Die nächſte Folge des Friedens war eine allgemeine Unzufriedenheit; in Piemont trat Graf Cavour ſofort aus dem Miniſterium, zuerſt ſollte ihn ein Cabinet unter Graf Areſe, einem Freunde Napoleons, erſetzen. Es kam nicht zu Stande, weil das Mißtrauen gegen Areſe zu groß war; man ſprach offen davon, daß er mit Napoleon einen Staatsſtreich gegen die ſardiniſche Verfaſſung verabredet habe, und war darüber einig, daß er ſich abſolut von Napoleon werde leiten laſſen. Dies aber wollten die Italiener nicht, weder in Piemont und der Lombardei, noch in den Herzogthümern und der Romagna. Es kam am 20. Juli dann ein Miniſterium Ratazzi zu Stande, welches verſprach, die bisherige Politik, alſo die Cavours, fortzuführen, zugleich aber für heilſame Reformen im Innern bezüglich der Freiheit der Gemeinden und Provinzen zu ſorgen. Doch mußte das Miniſterium Ratazzi ſeine äußere Thätigkeit damit eröffnen, daß es die Commiſſäre, welche Sardinien während des Kriegs als vorläufige Spitzen der Verwaltung in die Herzogthümer und die Romagna geſendet hatte, zurückrief. Dies war nicht zu umgehen, nachdem der Kriegszuſtand ein Ende gefunden hatte und der Friede über dieſe Länder nicht zu Gunſten Piemonts verfügt hatte.

Die Herzogthümer wie die Romagna blieben einſtweilen ſich ſelbſt über-

laſſen. Sie waren indeſſen ebenſowenig als das Miniſterium Ratazzi geneigt, von dem Gange der Cavourſchen Politik und dem Anſchluſſe an Piemont abzuſtehn. Dieſer Wunſch des Anſchluſſes an Piemont hatte ſich während des Krieges nur tumultuariſch oder nur durch einzelne Stadtbehörden und Körperſchaften ausſprechen laſſen. Es ſollte jetzt ſeinem Ausdrucke eine legitimere Form gegeben werden. In allen vier Ländern geſchah dies auf ganz gleiche Weiſe. Es wurden Repräſentantenverſammlungen berufen, ſelbſtſtändige Regierungen conſtituirt und von den erſteren die Entfernung der alten Herrſcherhäuſer vom Throne und der Anſchluß an Piemont beſchloſſen; dann gingen Deputationen ſowohl an Victor Emanuel als an Napoleon ab, um denſelben von den Volkswünſchen und Beſchlüſſen Kunde zu geben. Im weiteren ward der definitive Anſchluß an Piemont durch Einführung ſardiniſcher Inſtitutionen, des ſardiniſchen Geldes, Maaßes und Gewichtes vorbereitet. Endlich, um das Werk zu krönen, dachten die Herzogthümer an die Aufrichtung eines Bundes zur Vertheidigung der von ihnen ausgeſprochnen Wünſche gegen alle Angriffe. Dieſer Bund hatte alſo zunächſt eine militäriſche Grundlage: die Truppen der vier Länder ſollten in eine Bundesarmee vereinigt werden. Später dachte man auch, irgend eine Perſon als Reichsverweſer, aufzuſtellen, falls der definitive Anſchluß an Piemont ſich in die Länge zöge.

Wir wollen nun dieſe Ereigniſſe im einzelnen betrachten und mit Toscana beginnen. Hier hatte ſchon der Waffenſtillſtand die Gemüther aufs höchſte erregt, noch ſtärker aber erregte ſie der Abſchluß des Friedens. Sobald derſelbe zu Florenz bekannt geworden war, erließ die proviſoriſche Regierung (am 13. Juli) eine Proclamation, unterzeichnet von dem ſardiniſchen Commiſſar Boncompagni und ſämmtlichen Miniſtern, Ricaſoli an der Spitze, in welcher ſie gegen die Beſtimmungen des Friedens von Villafranca proteſtirte; eine Deputation an König Victor Emanuel verſicherte und ſprach die beſtimmte Erwartung aus, Toscana werde nicht wider ſeinen Willen und ſeine Rechte von neuem dem Joche Oeſtreichs unterworfen werden. Am 30. Juli mußte der abberufene ſardiniſche Commiſſar Boncompagni Florenz verlaſſen und ſtatt ſeiner trat jetzt Ricaſoli an die Spitze der proviſoriſchen Regierung. Derſelbe ordnete ſofort die Wahlen zu einer Repräſentantenverſammlung und zwar nach dem alten verfaſſungsmäßigen Wahlgeſetze an. Am 11. Auguſt trat dieſe Verſammlung zu Florenz zuſammen und verificirte die Wahlen. Sie war höchſt conſervativ zuſammengeſetzt; als einen Beweis dafür gibt man an, daß ihren Mitgliedern mehr als ein Drittel des Geſammtgebiets von Toscana gehöre. Am 13. Auguſt ſtellte in dieſer Verſammlung der Marcheſe Vinori Lisci, der bis zuletzt ſich in der Nähe des Großherzogs Leopold befunden und ihm gerathen hatte, den Volkswünſchen zu entſprechen und mit Piemont zu gehn, den Antrag, das Haus Lothringen für des Thrones ver-

luſtig zu erklären. Der Berichterſtatter über dieſen Antrag, Advocat Ferdina Andrenucci motivirte denſelben damit, daß der Großherzog 1849 gegen Verfaſſung die Oeſtreicher ins Land gerufen, daß er die Verfaſſung geſchafft, ſich geweigert habe, mit ſeinem Volke den Nationalen Krieg führen und endlich in das Lager der Feinde Italiens übergegangen Der Antrag ward darauf am 16. von der Verſammlung einſtimmig genommen, ihm folgte auf dem Fuße der zweite, der auf Anſchluß Toscanas Piemont, der ſofort für erheblich erklärt und am 20. Auguſt zum Beſchl erhoben ward. Am 22. Auguſt gab darauf die Regierung durch ein Circul ſchreiben allen weltlichen, geiſtlichen, politiſchen und militäriſchen Behörden v dieſen wichtigen Beſchlüſſen Kunde; die Wappen des Großherzogs wurden sogl von allen öffentlichen Gebäuden entfernt, und am 25. verließ eine Deputation v 5 Männern, aus den Repräſentanten der wichtigſten Landesſtädte zuſammengeſ den Fürſten Strozzi an ihrer Spitze, Florenz, um ſich nach Turin zu begel und hier dem König Victor Emanuel den Bericht über die Beſchlüſſe vom 16. 20. Auguſt zu überbringen. Die Deputation von Toscana, welche über vorno und Genua, an welchem letzteren Orte ſie jubelnd empfangen wa nach Turin ging, traf hier am 3. September ein und begab ſich am ſell Tage zum König Victor Emanuel. In ſeiner ziemlich vorſichtig gehalte Antwort verſprach dieſer, bei den ſtatifindenden Congreßverhandlungen Wünſche Toscanas kräftig vertreten zu wollen, und äußerte die ſichre Hoffnu daß Europa denſelben Gerechtigkeit wiederfahren laſſen werde. In Fo dieſer Antwort ward von der Regierung Toscanas der Anſchluß an Piem als eine abgemachte Sache angenommen; an den Paläſten der früheren Gr herzöge ward unverweilt das Wappen von Savoyen angebracht, und da gearbeitet, durch die Einführung des piemonteſiſchen Münzfußes, wichts und Maßes, durch die Erleichterung der Communication zwiſchen beiden Ländern die Schwierigkeiten der definitiven Vereinigung zu beſeitig Durch eine Proclamation vom 30. September zeigte die Regierung an, von jetzt ab die öffentliche Gewalt im Namen des erwählten Königs Vic Emanuel gehandhabt werde, und durch eine zweite verkündete ſie die E führung der piemonteſiſchen Münze mit dem Bilde des Königs. Es w alsbald mit der Umprägung des alten toscaniſchen Geldes in piemonteſiſ der Anfang gemacht. Als charakteriſtiſch müſſen wir hierbei erwähnen, ſpäter die Volksſchullehrer in allen Gemeinden Toscanas den Auftrag erhielt an den Sonntagen und an zwei Abenden jeder Woche vom 15. November auf ſechs Monate den Erwachſenen Unterricht über das neue Decimalſyſt zu ertheilen, welches mit dieſem Beſchluſſe im Lande eingeführt ward. Ne dieſen Maßregeln hatte die Regierung ſchon am 24. Auguſt ein Memoran an alle europäiſchen Regierungen erlaſſen, in welchem ſie die Unmöglich

oder gänzliche Unzukömmlichkeit einer Restauration des Hauses Lothringen nachwies. Würde diese Restauration durchgesetzt, so hieß es in diesem Memorandum, dann können nur Haß und Mißtrauen von beiden Seiten fortan in Toscana regieren; Ruhe sei nicht möglich, beständiger Unfrieden werde das Land durchwühlen; die Armee, welche sonst in Ländern, wo revolutionäre Bewegungen zu fürchten seien, der natürliche Wächter der öffentlichen Ruhe, der natürliche Vertheidiger der Regierung sei, könne in Toscana diese Rolle nicht übernehmen, sie grade sei gegenüber der alten Regierung am meisten compromittirt, am entschiedensten gegen diese aufgetreten. Also nur auf fremde Intervention, auf fremde Truppen würde die Restauration des Hauses Lothringen sich stützen können. Und was sei Gutes in diesem Falle zu erwarten? Man solle auch nicht übersehen, daß Oestreich nur widerwillig den Frieden von Villafranca angenommen habe, und jede Gelegenheit, welche die Lage Europas biete, benutzen werde, um sich wieder in den Besitz der Lombardei zu setzen. Würde nun das Haus Lothringen in Toscana restaurirt, so würde dieses Land in jedem solchen Falle genau wieder in dieselbe Lage kommen, wie im Jahre 1859. Könne Europa einen Zustand verewigen wollen, bei welchem Toscana fortwährend gezwungen sei, all sein Glück auf eine Revolution zu setzen, um es schließlich wieder an die Restauration zu verlieren? Der Großherzog hatte schon Ende Juli zu Gunsten seines 1835 gebornen Sohnes Ferdinand dem Throne von Toscana entsagt, und diese Thronentsagung gegen Mitte August dem Kaiser Napoleon angezeigt. Dieser Anzeige folgte der junge Großherzog persönlich auf dem Fuße. Schon am 16. August traf er in Paris ein, um hier selbst seine Sache bei Napoleon zu vertreten. Oestreich, welches über das bekannte Auftreten der mittelitalienischen Bevölkerungen im beständigen Einklang mit Piemont von Anbeginn nicht wenig betroffen war, hatte alsbald den Fürsten Richard Metternich nach Paris gesendet, um sich wenigstens dessen zu versichern, daß der Kaiser Napoleon an den Bedingungen des Friedens von Villafranca, also an der Restauration, festhalte, und womöglich denselben zu einem kräftigen Einschreiten behufs dieser Restauration zu bestimmen; Oestreich hatte dann auch wohl dem Großherzog Leopold die Thronentsagung zu Gunsten seines Sohnes angerathen. Während das Volk in Florenz die Nachricht von dieser Thronentsagung mit Spottliedern auf den Erbgroßherzog Ferdinand begrüßte, in welchen ihm vorgeworfen ward, er habe Florenz wollen bombardiren lassen, drückt sich das Memorandum der Regierung von Toscana über diesen Act etwa folgendermaßen aus: Die Regierung von Toscana begreife recht wohl, daß andere Mächte geneigt sein möchten, dem Act der Thronentsagung, namentlich, wenn der Erzherzog Ferdinand ihr ein constitutionelles und liberales Programm folgen ließe, ein großes Gewicht beizulegen; dies

gehe auch ſchon aus dem Rathe einer befreundeten Macht (nämlich der Kai
Napoleon), die vertriebene Dynaſtie wieder aufzunehmen, hervor. Aber
Regierung von Toscana wiſſe, was ſie von dergleichen Verſprechungen
halten habe. Im Juni ſei der Erbgroßherzog in Modena geweſen, um, fa
die Schlacht von Magenta von den Oeſtreichern gewonnen würde, an
Spitze der letztern oder geführt von ihnen, wieder in Toscana einzuzieh
und bei Solferino habe er in den Reihen der Feinde Italiens gekämp
Dies ließe ſich durch keine Verſprechungen verwiſchen; das Haus Lothring
ſei eben durchaus an das Intereſſe Oeſtreichs, nicht an das Italiens geknü
Von einer bewaffneten Intervention, fährt die Regierung fort, habe ſie
nicht geſprochen. Nach den Vorgängern der letzten Monate ſei eine ſol
eine Ungeheuerlichkeit, eine Unmöglichkeit. Freilich werde von mancher Se
die Behauptung ausgeſprochen, daß die Mächte Europas ſtatt der bewaffne
Intervention dadurch den Zweck erreichen werden, daß ſie die Abſtimmung T
canas über die Thronentſetzung des Hauſes Lothringen und den Anſchluß
Piemont nicht anerkennen, daß ſie das Land dadurch in einen Zuſtand
Unruhe und des Wirrſals ſtürzen, der es endlich beſtimmen würde, die F
ſten des Hauſes Lothringen ſelbſt zurückzurufen. Die Regierung von Tosca
könne nicht glauben, daß wohlgeordnete Staaten ſo förmlich auf
Anarchie in einem andern ihre Rechnung gründen ſollten, auf eine Anarch
die dann ſelbſt nur wieder durch einen unhaltbaren Zuſtand würde abge
werden. Indem die Repräſentantenverſammlung die Vereinigung Toscan
mit Piemont beſchloſſen, habe ſie nun ferner zunächſt nur den allgemein
Willen des Volks ausgedrückt; aber abgeſehen davon, ſtütze ſich ihr Verfahr
auf Gründe der Vernunft. Wäre das urſprüngliche Programm des Krieg
durchgeführt und Oeſtreich ganz aus Italien vertrieben worden, ſo möchte
weniger nothwendig geweſen ſein, ein ſtarkes rein italieniſches Reich in No
italien zu gründen. Da aber der Frieden von Villafranca Venetien
den Händen Oeſtreichs gelaſſen habe, ſo ſei die Aufrichtung eines ſolch
Reiches, um Oeſtreich die Wage zu halten, eine abſolute Nothwendigkeit u
nur die Romagna und die Herzogthümer könnten jetzt Piemont in dieſ
Sinne paſſend vergrößern. Der Freiheit und Selbſtſtändigkeit Italiens brächt
die Toscaner die eigne Selbſtſtändigkeit zum Opfer. Diejenigen aber, wel
ihnen jetzt daraus einen Vorwurf machen wollten, würden auch die erſten
weſen ſein, ihnen bei anderem Verfahren vorzuwerfen, daß ſie aus ihrem alt
Gemeindehader nicht herauskämen, um daraus zu ſchließen, daß die Italien
überhaupt unfähig ſeien, eine Nation zu bilden. Nicht blos das Gleichgewi
gegen Oeſtreich auch das gegen den Papſt und Neapel mache ein ſtarkes P
mont zu einer europäiſchen Nothwendigkeit. Toscana ſelbſt der Vortheile
rauben zu wollen, welche den Anſchluß an ein größeres Staatsweſen gi

würde unbillig sein. Toscana habe genug für die Civilisation, für deren Fortschritt gethan, um sich den Anspruch auf Mitgenuß an deren Früchten zu erwerben; aber nur in einem größeren Verbande könne im 19. Jahrhundert ein Volk sich moralisch und materiell entwickeln. So vertrauen die Toscaner auf den König Victor Emanuel, der sie nicht zurückweisen werde, sie vertrauen auf die Gerechtigkeit und die Weisheit Frankreichs, Englands, Preußens und Rußlands. Sollte aber ihr Vertrauen sie täuschen, sollte die menschliche Gerechtigkeit sich ihrer nicht annehmen, so würden sie mit allen Mitteln ihre Rechte und die Ehre ihres Landes wahren. Unterlägen sie dann auch, so würde ihnen sicher der Trost bleiben, daß sie ihre Pflicht gethan hätten, ohne Kleinmuth wie ohne Uebermuth. Die öffentliche Meinung und die Geschichte würden dann entscheiden, auf welcher Seite Recht, Bürgersinn, Mäßigung, auf welcher Unrecht, Verblendung und Gewaltthat gewesen seien.

Da wir Gelegenheit haben werden, auf die Stellung der Mächte zu der Frage Mittelitaliens und namentlich die Stellung des Kaiser Napoleon des weiteren zu kommen, verlassen wir hier einstweilen die Toscaner und wollen nun von Modena reden. Die Modenesen beschlossen unmittelbar nach dem Frieden von Villafranca eine Deputation an die Höfe von Turin, Paris und London zu senden, um dort ihre mit denen Toscanas gleichlautenden Wünsche und Hoffnungen auszusprechen. Ende Juli gab der sardinische Commissar für Modena, Farini, abberufen seine Gewalt in die Hände des Gemeinderathes zurück. Dieser aber sprach sich nun sofort für den Anschluß an Piemont aus, übertrug Farini die Regentschaft und beschloß außerdem eine Repräsentantenversammlung zu berufen. Farini nahm die ihm übertragene neue Stellung an. Auf Vorwürfe, die deshalb dem König Victor Emanuel von Paris her gemacht wurden, konnte dieser antworten, daß Farini nicht mehr in sardinischen Diensten sei. In der Proclamation, durch welche Farini den Modenesen bekannt machte, daß er die zeitweilige Dictatur annehme, zeigte er zugleich an, daß er sofort die Wahlversammlungen berufen werde, „denen es zustehe, die Gewalt auf jene gesetzliche Grundlage des Nationalwillens zu stellen, auf welche sich das mächtige und glorreiche französische Kaiserreich, die Regierung des stolzen und freien England und anderer civilisirter Länder der Neuzeit gründen.“ Er versprach, die Ordnung mit Strenge aufrecht zu halten und die Rüstungen fortzusetzen. Eine äußere Intervention werde Europa nicht zugeben. Sollten die Diener des Fürsten sich regen, so würde er diesen mit allen Mitteln begegnen. Am 15. August fanden die Wahlen statt; unter den Gewählten war auch der piemontesische General Fanti. Am 16. August trat die Repräsentantenversammlung zusammen und constituirte sich. Farini eröffnete die Versammlung mit einer Anrede, in welcher er die Vergehen der Fürsten des Hauses Este aufzählte, und zeigte, wie diese Fürsten

niemals Modena glücklich machen könnten. Franz der Fünfte sei auf die erst Kunde vom Sieg der Franzosen bei Magenta geflohen, getrieben von seinem bösen Gewissen. Trotz seiner Eile habe er doch noch Zeit gehabt, nicht blos einen guten Theil der Kassen, Kronkleinodien, kostbare Manuscripte und Kunstsachen aus den Museen, sondern auch achtzig politische Gefangene in das östreichische Lager mitzuschleppen, Gefangene, welche von Militärcommissionen verurtheilt waren, die während seiner Regierung nicht weniger als 443 ähnliche Verurtheilungen ausgesprochen hatten. Farini legte hierauf seine Gewalt in die Hände der Repräsentantenversammlung wieder nieder. Diese indessen, welche zu ihrem Präsidenten den Ingenieur Campi erwählte, übertrug Farini die Regierungsgewalt von Neuem. Sie beschloß darauf eine Adresse an Napoleon den Dritten, in welchem sie diesen ihren Dank für die Italien gewährte Hülfe und zugleich ihre Hoffnung auf fernern Beistand aussprach. Am 18. August kam der Antrag, das Haus Este des Thrones verlustig zu erklären, an die Reihe, er ward für erheblich erklärt und am 20. von allen anwesenden Mitgliedern der Versammlung, 72, — nur Fanti, im Dienste abwesend, fehlte — zum Beschlusse erhoben. Am 21. ward dann zu dem Antrage auf Anschluß an Piemont übergegangen. Nachdem auch dieser zum Beschluß erhoben war, erhielt am 23. noch Farini die Vollmacht, eine Anleihe von 5 Millionen Franken zu erheben, und den Auftrag, sich bei den Mächten für die Rückgabe der vom Herzog Franz mitgeschleppten politischen Gefangenen aus den östreichischen Kerkern zu verwenden. Endlich sprach die Versammlung den Freiwilligen, welche sich unter die modenesischen Fahnen gestellt hatten, ihren Dank aus und beschloß dann die Errichtung eines Monumentes zum Andenken an ihre wichtigen bisherigen Beschlüsse, worauf sie sich vertagte. Am 29. August machte sich die Deputation, welche dem Kaiser Napoleon die Adresse der Repräsentantenversammlung überbringen sollte, bestehend aus dem Commandeur Malmusi, Marchese Fontanelli und Grafen Anvini, nach Paris auf den Weg.

Unterdessen war Farini von Modena, sobald er dort die Repräsentantenversammlung eröffnet hatte, nach Parma geeilt. In Parma wurde am spätesten der gleiche Weg, wie in den andern Herzogthümern eingeschlagen. Da dieses Herzogthum in den Bestimmungen der Präliminarien von Villafranca nicht erwähnt war, so ward es anfangs als selbverständlich angenommen, daß es zu Piemont geschlagen sei; und in einem Decret des Gouverneurs von Mailand, Vigliani, aus dem Ende des Juli ist z. B. Parma geradezu als zum sardinischen Zollgebiet gehörig erwähnt. Allein die Schritte, welche die Herzogin von Parma für ihren Sohn, namentlich beim Kaiser Napoleon, that, an welchen sie den Marchese Pallavicini mit Vorstellungen entsendete (während sie zu gleicher Zeit beim eidgenössischen Schützenfest in Zürich in einer

Weiſe auftrat, als könne ſie ſich kein ſchöneres Loos als dieſes denken, ferner als gute Republikanerin zu leben und zu ſterben), brachten ſowol die Parmeſaner als die Regierung von Sardinien auf andre Gedanken. Es ward nun in Parma das gleiche Verfahren eingeſchlagen, wie in den andern Herzogthümern. Freilich übergab der abberufene ſardiniſche Commiſſar die Gewalt zunächſt an ſeinen bisherigen Generalſecretär Manfredi; dieſer aber ſetzte nun ſogleich in den Gemeinden Liſten in Umlauf, und Unterſchriften gegen die Reſtauration der bourboniſchen Dynaſtie und für den Anſchluß an Piemont zu ſammeln. In der Stadt Parma, die 40000 Einwohner hat, fanden dieſe Liſten in wenigen Tagen 17000 Unterſchriften, in Piacenza mit 30000 Einwohnern 7150 Unterſchriften. Man berechnete, daß im Herzogthum $^{6}/_{7}$ aller Perſonen, welche die edle Schreibekunſt ungefähr verſtehen, unterſchrieben hatten. Mit dieſen Beſchlüſſen ging Graf Linati, Podeſtà der Stadt Parma, ohne Säumen nach Paris, um ſie dem Kaiſer Napoleon kundzuthun. Er ward Ende Auguſt von Napoleon freundlich empfangen, welcher ihm verſicherte, daß franzöſiſche Waffen niemals dem Volke von Parma Gewalt anthun würden, daß der Kaiſer auch ein bewaffnetes Einſchreiten anderer Mächte nicht zulaſſen werde. Dieſe Antwort ward ſämmtlichen Italienern durch eine Proclamation mitgetheilt. Farini, der ſchon am 17. Auguſt von Modena nach Parma hinübergegangen war, wurde hier enthuſiaſtiſch als Dictator begrüßt; die Gemeinderäthe des Landes boten ihm die Dictatur an. Er antwortete darauf in einer Proclamation vom 18. Auguſt an die Völker von Parma und Piacenza. Er nehme, ſagte er, die Dictatur an, um die Wahlverſammlungen zu berufen. Noch immer aber gebe es für die Italiener keinen beſſeren Rath als den Napoleons: Jeder von euch ſei heute Soldat, damit ihr morgen alle freie Bürger werdet. Farini, als Dictator Modenas und Parmas, war auf dieſe Weiſe eine Art italieniſcher Fürſt Cuſa. Vom 4. bis zum 6. September fanden die Wahlen im Herzogthum Parma ſtatt; auf 8000 Seelen ward ein Deputirter gewählt; am 7. trat die Repräſentantenverſammlung zuſammen. Farini eröffnete ſie mit einem hiſtoriſchen Ueberblick über die Herrſchaft der Bourbonen in Parma, aus dem ſich ergab, daß dieſe Herrſchaft mit den Intereſſen des Landes unverträglich ſei. Die Verſammlung beſchloß hierauf wie jene von Modena eine Adreſſe an den Kaiſer Napoleon, ſie ſprach am 11. einſtimmig die Thronentſetzung der Bourbonen und am 12. den Anſchluß an Piemont aus. Sie beſchloß außerdem Farinis Vollmachten zu beſtätigen, die ſardiniſche Verfaſſung verkünden zu laſſen, für den Loskauf Venedigs zu wirken und eine Anleihe zu machen.

Es gingen nun ſofort Deputationen von Modena und Parma nach Turin, um dem König Victor Emanuel die Kunde von den beiden Hauptbeſchlüſſen der Repräſentantenverſammlung zu überbringen. Am 15. September

wurden dieſelben vom Könige empfangen. Er antwortete ihnen ungefähr wie den Toscanern. Er dankte für dieſe Beſchlüſſe und fügte hinzu, daß die Bevölkerungen von Parma und Modena begreifen würden, in welcher Weiſe er ihren Wünſchen nachkommen würde. Er werde dieſelben, geſtützt auf die Rechte, welche ihm die Beſchlüſſe der Repäſentantenverſammlungen gäben, bei den Großmächten kräftig unterſtützen. Der König fügte hinzu, die Modeneſen und Parmeſaner ſollten auf Europa vertrauen, welches ihren Wünſchen ohne Zweifel werde Gerechtigkeit angedeihen laſſen. Er wolle ſie nicht beſonders auffordern, auf dem einmal eingeſchlagenen Wege auszuharren. Was bis jetzt in Parma und Modena geſchehen ſei, bürge dafür, daß dies ſich von ſelbſt verſtehe. Bei der Rückkehr der Deputation ordnete Farini ſofort an, daß in Parma und Modena nunmehr alle notariellen Acte und ähnlichen Documente im Kopf die Formel tragen ſollten: Unter der Regierung ſeiner Majeſtät des Königs Victor Emanuel II. Die Zehn-Millionen-Anleihe, welche von den Repräſentantenverſammlungen von Modena und von Parma beſchloſſen war, wurde hier wie dort in wenigen Wochen gezeichnet. Auch von Parma ſollte endlich eine Deputation an den Kaiſer Napoleon entſendet werden. Der wirkliche Abgang derſelben verzögerte ſich indeß, da Napoleon eben im Bade Biarriz war, bis gegen die Mitte des October.

Von dem Kirchenſtaate hatte ſich ſeit Mitte Juni nicht blos die Romagna, das heißt die vier nordöſtlichen Legationen Ferrara, Bologna, Ravenna und Forli für die nationale Sache erhoben, auch weiter ſüdwärts über Urbino, Perugia, die Mark Ancona breitete die Inſurrection ſich aus. Aber im Süden ward von den päpſtlichen Truppen die Ordnung noch im Laufe des Juni wieder hergeſtellt. In den Norden, wohin Piemont einen Commiſſar ſendete, drangen die Päpſtlichen nicht hinauf. Thatſächlich ſonderten ſich die Romagnolen auf dieſe Weiſe von dem übrigen Körper des Kirchenſtaates ab und forderten Vereinigung mit Piemont. Der heilige Vater, obwohl er gegen alle dieſe Dinge proteſtirte und die Häupter der Bewegung in der Romagna mit dem Kirchenbann belegte, fühlte doch ſo lebhaft das weltliche Bedürfniß einer Steuererhebung an der Grenze ſeiner Staaten, daß ihn dieſes zu der Inconſequenz verführte, die Unabhängigkeit der Romagna inſofern anzuerkennen, als er eine neue Zollinie längs der Südgrenze der Provinz Forli von Cattolica gegen Mercato-Seraceno herſtellen ließ. Peſaro ward die Hauptgrenzſtadt des Papſtes gegen die Romagna. Nach dem Frieden von Villafranca ward, wie aus den Herzogthümern, ſo auch aus der Romagna der ſardiniſche Commiſſar abberufen. Die Romagnolen waren alſo auf ſich geſtellt und gehorchten für jetzt der in Bologna zuſammengetretenen proviſoriſchen Regierung; dieſe erließ alsbald eine Proclamation, durch welche die Einſetzung des Oberſten Cipriani zum Chef der Regierung und die Einberuf-

ung einer conſtituirenden Verſammlung verkündet wurde. Am 30. Auguſt waren die Wahlen beendet, und am 1. September ward die Verſammlung von Cipriani eröffnet, der ſie aufforderte, den wahren Willen der Romagnolen unverhohlen und ohne irgend eine Rückſicht auszuſprechen. Am 3. September erklärte die Verſammlung die Abſchaffung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes für erheblich und beſchloß ſie darauf am 6. September. Weitere Beſchlüſſe in den nachfolgenden Tagen betrafen den Anſchluß an Piemont, dann Adreſſen an Napoleon III. und Victor Emanuel zu Gunſten der Marken, Umbriens und Venedigs. Zur Darbringung von Geldopfern behufs des Loskaufes Venetiens von Oeſtreich erklärten die Romagnolen ſich bereit. Eine Anleihe von 6 Millionen für die militäriſchen Bedürfniſſe der Romagna war ſchon vor dem Zuſammentritt der Verſammlung aufgebracht worden. Der Beſchluß, die weltliche Herrſchaft des Papſtes abzuſchaffen, ward damit motivirt, daß die beiden Romagnas in früheren Zeiten unter eignen Verfaſſungen und Geſetzen geſtanden, Theile eines weltlichen Reiches geweſen und erſt 1815 gegen ihren Willen unter die weltliche Herrſchaft des Papſtes gekommen ſeien. Die päpſtliche Regierung habe weit entfernt, den Romagnas ihre alten Freiheiten zu erneuern, vielmehr die guten Einrichtungen des Königreiches Italien abgeſchafft und das drückende Syſtem ihrer Mißverwaltung auch auf dieſe Provinzen übertragen. So ſei deren Geſchichte ein jammervoller Wechſel von Revolution und Reaction, und Ausnahmsgeſetze und Belagerungszuſtände ſeien die Regel ihrer Regierung geworden; das allgemeine Wohl habe darunter gelitten, das Volk ſei zum Nachtheil der Ruhe und Ordnung in Italien und in ganz Europa dadurch demoraliſirt worden, alle Reformverſuche ſeien vergeblich, alle Bitten des Volkes, alle Rathſchläge der europäiſchen Mächte umſonſt geweſen, gegebne Verſprechungen niemals gehalten worden. Die päpſtliche Regierung habe ſich unvereinbar gezeigt mit Erhaltung der italieniſchen Nationalität, mit der Gleichheit der Bürger vor dem Geſetz, mit der politiſchen Freiheit; nicht einmal Leben und Eigenthum ihrer Bürger zu ſchützen ſei ſie im Stande geweſen. Außerdem habe ſie ſich factiſch ihrer Souveränetät begeben. Sie habe die höchſten Prärogative der Krone an öſtreichiſche Generale abgetreten, die Jahre lang zum Verderben der Romagna nicht blos die Militär-, ſondern auch die Civilgewalt willkürlich gehandhabt hätten. Da nicht mit eignen Kräften, ſondern nur mittelſt fremder Söldner die päpſtliche Regierung ſich zu behaupten und geltend zu machen vermöge, könne ſie die öffentliche Ruhe und eine dauerhafte Ordnung durchaus nicht erhalten. Dem geiſtlichen Regimente der Kirche würden die Romagnolen immer achtungsvoll zugethan bleiben, aber mit der weltlichen Herrſchaft dürfte dieſes nach allen angeführten Gründen nichts zu thun haben. Der Bericht über den Anſchluß der Romagna an Piemont ward von einem — ungerathenen — Bet-

ter des Kaisers Napoleon, Graf Joachim Rasponi erstattet. Die Motive des Antrages waren der Wunsch der Bevölkerung nach einer starken Regierung, welche bürgerliche Gleichheit, Freiheit und Unabhängigkeit zu schützen und dadurch die Aera der Revolution für Italien im Allgemeinen, die Romagna insbesondere zu schließen vermöge; dann die Einsicht, daß in Italien die sardinische Regierung die einzige sei, welche nach ihrer Kraft, ihren Ueberlieferungen und ihren Institutionen dies könne. Der Antrag ward von sämmtlichen anwesenden Repräsentanten, 120, einstimmig am 7. September zum Beschluß erhoben. Eine Deputation der Repräsentantenversammlung, bestehend aus Graf Bentivoglio, Graf Cazzadini, Marchese Panari, Graf Salvoni, den Vicepräsidenten Ladeschi, Scarabelli, dem Secretär der Versammlung, und Marescotti sollte dem König Victor Emanuel die Kunde von den gefaßten Beschlüssen überbringen. Sie fand denselben, welcher eben auf einer Reise durch die Lombardei begriffen war, am 24. September zu Monza. In seiner Antwort sagte der König, daß er als katholischer Fürst fortwährend in tiefer und unerschütterlicher Verehrung für das Oberhaupt der Kirche verharren werde, als italienischer Fürst müsse er Europa daran erinnern, daß er Pflichten gegen die Romagna zu erfüllen habe, deren Zustand schnelle und wirksame Maßregeln erheische; er nehme die Wünsche der Romagna an und kraft der Ansprüche, welche ihm daraus erwüchsen, würde er ihre Sache bei den Großmächten kräftig unterstützen. Er forderte die Romagnolen zum Vertrauen in die Großmächte und in den Kaiser Napoleon auf und sprach ihnen seinen Dank für die Mäßigung aus, welche sie unter den schwierigsten Umständen bewiesen hatten. In Folge dieser Antwort beschloß nun am 2. October auch die Regierung der Romagna, daß fortan alle öffentlichen Actenstücke im Namen Victor Emanuels ergehen und diesem der Eid geleistet werden solle. An den öffentlichen Gebäuden wurden unverweilt die savoyischen Wappen angebracht. Schon am 1. October zeigte der Minister des Innern, Montanari, den Romagnolen durch eine Proclamation den factischen Anschluß an Piemont an. Der päpstliche Münzfuß ward nunmehr abgeschafft, der sardinische eingeführt. Bis auf Weiteres sollte ein Doppelbajocco für 10 Centesimi (Centimes), ein Bajocco für 5 Centesimi, ein halber Bajocco für 3, ein Quattrino (¹/₄ Bajocco) für 1 Centesimo angenommen werden, was — ausgenommen den halben Bajocco — mit dem wirklichen Geldwerthe genau stimmt. Am 5. October hoben die Romagnolen ihre Zollinie gegen Toscana und Modena auf und führten den piemontesischen Zolltarif ein. Zu derselben Zeit ging ein vom 3. October datirtes, vom Gouverneur Cipriani unterzeichnetes Memorandum über die beiden Hauptbeschlüsse der Repräsentantenversammlung — Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstes und Anschluß an Piemont — an die europäischen Mächte ab. Der Inhalt dieses

Memorandums ſtimmt im Weſentlichen überein mit den von uns angegebenen Motiven der Beſchlüſſe. Mit beſonderem Nachdruck iſt darin hervorgehoben, daß der Papſt, inſofern er ſich als weltlicher Herrſcher gerire, ebenſowohl Veränderungen, Beſchneidungen ſeines Gebietes unterworfen ſein müſſe, als jeder andere weltliche Herrſcher. Während des Mittelalters heißt es, haben die Päpſte keine Souveränetät über die Romagna ausgeübt, dieſe war bis zum 15. Jahrhundert wie das übrige Italien in Republiken oder kleine Fürſtenthümer getheilt. In dieſer Zeit vertrieb Cäſar Borgia, Sohn Alexanders VI. die Herrſcher von Rimini, Forli, Imola und Faenza, und letztere wurden ſolcher Geſtalt durch völlig weltliche Mittel zum Kirchenſtaat geſchlagen. Bologna nahm Julius der II. der Familie Bentivoglio ab und Ferrara etwas ſpäter Clemens VIII. der Familie Eſte, welche vier Jahrhunderte über dieſes Gebiet regiert hatte. Zu Ende des 18. Jahrhunderts trat der Papſt im Vertrag von Tolentina die Legationen und die Marken ab und dieſe Landestheile gehörten von da ab bis 1814 zur cisalpiniſchen Republik und zum Königreich Italien. Nachdem wir nun die politiſche Thätigkeit in jedem einzelnen der vier Länder bis zum Anfange des Octobers verfolgt haben, wollen wir weiter zunächſt einen Blick auf die Schritte werfen, welche gethan wurden, um die Vereinigung der Länder unter ſich zu erzielen.

Sachſens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutſchen Sprache.

Es iſt ein wunderbarer Weg, auf dem Deutſchland in der neuern Geſchichte ſeine Entwicklung vollbracht hat: es tritt in die neuere Zeit ein, wie ein verfallendes Gebäude, deſſen Fugen allenthalben ſich lockern, Zerbröckelung und Abfall nach außen, vorſchreitender Zerfall im Innern ſind die Merkmale unſerer Geſchichte ſchon im erſten Jahrhundert der neuern Zeit, und ſchon im 16. Jahrhundert prophezeien Patrioten den Untergang des Vaterlandes. Und doch, in eben dem Maße, wie ſeine äußere Einheit ſich zerſetzte, hat es ſich, ſtatt unterzugehen, eine innere Einheit aufgebaut, wie ſie es vorher nie beſeſſen, ein geiſtiges Vaterland, deſſen Vollendung, Größe und Hoheit in ihrer neulichen ſchönſten Offenbarung die Verwunderung und das Staunen, ja den Neid des Auslandes erregt hat: das iſt wol ein wunderbarer Weg der Entwicklung, das iſt die Arbeit einer eingebornen Kraft, welche zu den höchſten Leiſtungen berufen iſt. Den Fortſchritt und das Gelingen dieſer Arbeit ſtellt am deutlich-

ſten die Entwicklung der neuhochdeutſchen Sprache vor Augen, und es iſt wirklich gleich bewundernswerth, wie unſre Sprache aus ihrem Zerfall am Schluß des Mittelalters ſich emporgearbeitet hat zu dem, was ſie jetzt iſt, in der Form die ſichtbarſte Darſtellung der Einheit und Größe unſres Vaterlandes, im Inhalt die Trägerin, das Gefäß der bis jetzt höchſten rein menſchlichen Bildung, deren irgend ein Volk der Gegenwart ſich rühmen kann, ſo daß ſchon Goethe ausſprechen konnte, ſie ſei beſtimmt für dieſe höhere Bildung die Weltſprache zu werden (Recenſ. der Volkslieder der Serben überſ. v. Jakob).

Man muß fragen, wie iſt es möglich geworden, dieſe Spracheinheit ins Werk zu ſetzen, ohne eine umſchließende äußere Einheit, ja unter dem Zerfall derſelben, und ohne einen maßgebenden politiſchen Mittelpunkt? Denn die deutſchen Völker reden von Haus aus mehrere beſondere Sprachen, die bei aller urſprünglichen Einheit doch im Beginn unſrer Geſchichte weit genug auseinandergingen, und die ſich im Lauf der Jahrhunderte an und für ſich noch weiter getrennt und zerſplittert haben. Zwar einmal ſchon in der blühendſten Zeit des Mittelalters, unter den hohenſtaufiſchen Kaiſern, war es gelungen, eine von den verſchiedenen Mundarten zu einer Geſamtſprache der Gebildeten und der Schrift über die andern zu erheben, die ſchwäbiſche, die wir in dieſem Sinn mittelhochdeutſch nennen; und doch reichte die damit erzielte Einigung kaum halb ſo weit, als die wir heute beſitzen. Allerdings hat man an der neuhochdeutſchen Einigung drei ganze Jahrhunderte gearbeitet; denn erſt gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war ſie in der Hauptſache vollendet, kurz vor der Zeit, als die erſten von den großen Denkern und Dichtern auftraten, die ſie zum Werkzeug ihrer Heldenarbeit brauchten, mit der ſie dem deutſchen Volke gleichſam ein neues geiſtiges Vaterland ſchufen.

Woher ſtammt nun dieſe einheitliche Sprachſchöpfung für ſo viele Millionen mit ſo zahlreichen verſchiedenen Mundarten, die unter unſern äußeren nationalen Beſitzthümern als das wahre Kleinod gelten muß? Sie iſt zum Theil und im Kern ein Erbe aus der mittelhochdeutſchen Zeit, zum Theil die ſaure und treue Arbeit der Gelehrten, Schriftſteller und Grammatiker vergangener Jahrhunderte; aber ſie hat auch in Form und Stoff der Sprache eine beſtimmte landſchaftliche Heimat: was für das gebildete Deutſch des Mittelalters Schwaben war, das wurde für die neuere Zeit das öſtliche Mitteldeutſchland, namentlich Sachſen. Es iſt hier nicht der Ort, das in wiſſenſchaftlicher Betrachtung an der Sprache ſelbſt zu zeigen; es ſollen dafür Zeugniſſe beigebracht werden, die den Satz als geſchichtliche Thatſache belegen.

Der Erſte, der ihn mit einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Begründung ausſprach, war Adelung; er kommt in allen ſeinen ſprachlichen Schriften mit Vorliebe darauf zurück, am eingehendſten im Magazin für die deutſche Sprache in den Jahren 1781 und 82; er faßt ihn da u. a. bündig ſo zuſammen:

„Diejenige Sprache oder Mundart, deren ſich ein Volk in Schriften bedienet, iſt weder ihrem Urſprunge noch ihrer Ausbildung nach ein Werk der Schriftſteller, ſondern ſie iſt allemal die geſellſchaftliche Sprache der obern Claſſen der ausgebildetſten Provinz. In Deutſchland iſt es die geſellſchaftliche Sprache des ſüdlichen Sachſens.“ An einer andern Stelle heißt es: „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben ſollten, daß unſere höhere Schrift- und Geſellſchaftsſprache in dem ſüdlichen Kurſachſen einheimiſch iſt, der komme und überzeuge ſich durch den Augenſchein. In keiner Provinz Deutſchlands wird ſie ſo allgemein und in den Städten ſelbſt in den unterſten Claſſen geſprochen, daher ſie hier wol nicht ein Fremdling ſein kann. Man kann ohne Bedenken hinzu ſetzen, daß ſie auch in keiner Provinz, im Ganzen genommen, ſo rein und ſo richtig geſprochen wird, als eben hier: beides, weil der gute Geſchmack in keiner Provinz ſo allgemein verbreitet iſt, als in dieſer.“ Und vorher: „Das neuere Hochdeutſch dürfte ſich des ihm zuweilen auch beigelegten Namens Oberſächſiſch eben ſo wenig ſchämen, als ſich die ehemalige verfeinerte griechiſche Mundart des Namens der Attiſchen ſchämen durfte, oder ſich die ausgebildetſte italieniſche Mundart des Namens der Toscaniſchen und Florentiniſchen ſchämen darf.“ Von ſeiner Begründung der Sache nur eine Probe: „Man weiß, daß die in Oberſachſen bewirkte Aufklärung des Verſtandes, des Geſchmackes und der Sitten ſich von hier über alle deutſche Provinzen verbreitete, die derſelben nur fähig waren, und nach dem Maße, als ſie derſelben fähig waren. Mit ihr verbreitete ſich auch die hier verfeinerte Sprache und mußte ſich verbreiten, weil ſie eben ſo ſehr ein Werk des guten Geſchmackes war, als alles übrige.“ Es iſt hier nicht möglich, dieſe Behauptungen in ihrer geſchichtlichen Wahrheit zu prüfen, nur das ſei bemerkt, daß man den Oberſachſen den Vorzug des guten Geſchmacks und der geſellſchaftlichen Bildung damals ziemlich allgemein in Deutſchland zugeſtand. Uebrigens fand Adelungs Behauptung in Bezug auf die Sprache viel gleichzeitigen Widerſpruch, ſelbſt heftigen, ja leidenſchaftlichen, theils aus heimatlichem Selbſtgefühl von oberdeutſcher wie von niederdeutſcher Seite, wo man ſich gegen die gewollte Hegemonie der Oberſachſen mehrfach auflehnte und dieſen *ihre* Sprachfehler vorrückte, theils zugleich aus wiſſenſchaftlichen Gründen von ſolchen, die in der Schriftſprache eine Vereinigung des Beſten aus allen Mundarten erkennen wollten, oder von ſolchen, die ſie hauptſächlich als ein Werk der Schriftſteller anſahen. Ja ein Ungenannter erhob als ſelbſt Kurſachſe Widerſpruch dagegen; Adelung hielt ihm ein, wie unverfänglich ſein Zeugniß erſcheinen müſſe, da er ja ſelbſt eben *kein* Kurſachſe ſei. Die großen Schriftſteller der ſchon angebrochnen neuen Zeit ſcheinen den Streit überſehen zu haben, ſie verhielten ſich überhaupt gleichgiltig, wo nicht feindlich gegen Adelung, wie dieſer gegen ſie. Schiller verſpottet einmal, i. J.

1797, Adelungs Satz, er läßt in der Epigrammenreihe „Die Flüsse“ die Elbe sich rühmen:

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur deutsch.

Schärfer Jean Paul, in der Vorschule der Aesthetik v. J. 1804, da er von Bildung neuer Wörter spricht: „Adelung selber hingegen, so wie den Meißner Classen — als den Kreisausschreibenden Sprachmächten und Reichsvikarien und Reichsoberhäuptern des Deutschen — will das Einführen und Vorstellen von Neulingen weniger gelingen; fast leichter bringt ein Wort sie als sie dieses in Gang. Adelung hatte z. B. einiges Verlangen geäußert, das neue Wort Gemüthsstellung statt Stimmung — das er folglich höhern Orts her hatte, weil seines Wissens nur die höhern Meißner Classen die Sprache bilden — etwan gemein in den tiefern Classen, nämlich unter den Autoren, und dadurch allgemein zu machen; noch liegt das Wort bei ihm und wird nicht gangbar.“ Goethe spricht sich in dem späten Bericht von seiner Studienzeit in Leipzig, aus d. J. 1810, über Meißens Anspruch als über etwas Abgethanes aus: „Jede Provinz, sagt er, liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt, ist jedermann bekannt.‘ Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt.“ Doch darf wol dem gegenüber nicht unerinnert bleiben, wie von den großen Anführern der neuen Sprachperiode einer selbst ein Sachse war, Lessing, wie mehrere von ihnen, Lessing, Klopstock, Goethe und Jean Paul, selbst in Obersachsen ihre Universitätsbildung erhalten hatten, und wie die bedeutendsten in einer Stadt des sächsischen Thüringens ihren eigentlich entscheidenden Wirkungskreis fanden; Goethe gerade hat ja als Student in Leipzig die Schule des feinern obersächsischen Geschmacks an sich durchmachen müssen, wie er selbst berichtet, und Schiller hat für seine Schriften längere Zeit einen Sachsen mannigfach zum Nachbesserer gehabt auch in sprachlichen Dingen, seinen Freund Körner. Auch ist bekannt, wie Adelungs sprachwissenschaftliche Schriften, die durchaus auf seinen Grundsatz aufgebaut waren, eine breite Geltung als maßgebend gewannen wie keine vorher, ja sie theilweise noch heute haben.

Aber er hatte seinen Satz von dem Werthe des meißnischen Deutsch nicht erfunden, er fand ihn vor. Ein ziemlich gleichzeitiger deutscher Sprachforscher, J. Fr. Heynatz, handelt in einem Buche von 1771: „Briefe die deutsche Sprache betreffend,“ einleitend u. a. von der Frage, ob ein Märker eine deutsche Grammatik schreiben könne, wie er selbst, ein Märker, Prof. in Frankfurt a. O., gethan hatte; ein Freund hatte ihm diese Frage entgegengehalten,

weil ja „die Meißner, die Leipziger und Hallenser nach der gemeinen Meinung in dem Besitz der besten Aussprache wären." Er selbst spottet zwar über diese „bescheidne Meinung einiger Meißner und ihrer Schmeichler," und kommt zu dem Schluß, „daß die Gelehrten in der Mark im Durchschnitt genommen weniger Provinzialfehler haben als die Sachsen;" zuletzt aber stellt er doch beide gleich: „Da Sachsen und die in Ansehung der Sprache zur Mark Brandenburg gehörenden Länder die meisten und ersten guten Schriften in deutscher Sprache geliefert haben: so haben sie beide ein nahes Recht, über die Streitigkeiten der übrigen Provinzen zu urtheilen. Gibt es indessen eine allgemeine hochdeutsche Sprache, so muß entweder die sächsische oder die märkische Mundart den Ausschlag geben, wenn die andern Mundarten streitig sind." Lichtenberg spricht einmal von einer gewünschten ausreichenden Uebersetzung Shakespeares, und welche mühsame Vorbereitung dazu nöthig wäre: „So wünschte ich wohl, daß ein Deutscher, der seine Nation und die englische gut kennt, uns ein Werkchen über Shakespears Flüche gäbe, und sie uns durch ähnliche, z. E. für Obersachsen, übersetzte — denn für Deutschland überhaupt müssen wir nicht rechnen, weil wir kein London oder Paris haben."

In einem seiner Zeit vielgelesenen Roman: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", v. J. 1770, läßt der Verf. Hermes, ein Pommer von Geburt, eine gebildete Gesellschaft im Postwagen von dem raschen Aufschwung der deutschen Literatur reden, und auch die Sprachfrage wird dabei verhandelt; die Heldin des Romans, Sophie, spricht sich aus: „Sachsen gab, wie ich glaube, die Reinigkeit, Berlin und Braunschweig den galanten, und Göttingen den gelehrten Reichthum der Sprache." Weiterhin wird gefragt: Wär es aber nicht gut, wenn man auf die Vollkommenheit einer Sprachlehre mehr dächte? „Ich glaube nicht, daß das nöthig ist, erwidert eins. Wer bedachtsam liefet, der schreibt wie man in denjenigen Städten schreibt, die einmal im Besitz sind, richtig zu schreiben, und spricht wie man in Meißen spricht..... Ich glaube, wer kein Sachse ist, muß sich bemühen so sprechen zu lernen, daß man wenigstens seine Landsmannschaft nicht errathe. Wollte man übrigens in Sachsen das Gute aus Westphalen, Braunschweig und Pommern annehmen: so hätte man die einzige reine Sprache, die gleich geschrieben und gesprochen wird." Der Verfasser selbst bringt freilich spälerhin eine Verspottung der Leipziger Mundart nach.

In den Briefen die neueste Literatur betreffend wird im 7. Bande v. J. 1760 das Werk eines Franzosen Premontval besprochen, das vom Verfall der franz. Sprache handelt; derselbe kommt dabei auch auf die Ausbildung der deutschen Sprache zu reden, er vermißt für sie eine Reichshauptstadt als Mittelpunkt und äußert: „Sollte es der Dresdner Hof sein, wie man sagt? Aber ich finde nicht, daß man dieses in Berlin zugibt, zu geschweigen daß

ſelbſt am Dresdniſchen Hofe die ſo hoch gerühmte ſächſiſche Sprache der Italieniſchen und dem Franzöſiſchen hat weichen müſſen. Ich zweifle gleichfalls ſehr, daß man zu Wien, München oder Mannheim ſich verbunden glaubt, Sächſiſch zu reden, wann man Deutſch reden will: und wie? hat ſich der größte Dichter Deutſchlands, hat ſich Haller wohl gefürchtet ſeine Muſe ſchweizeriſch reden zu laſſen?" Darauf erwidert denn der Recenſent, nicht Leſſing, ſondern Reſewitz wie es ſcheint: „Man ſiehet wohl, daß der Herr von Premontval nicht Kenntniß genug von unſerer Sprache hat... Haller hat ſich allerdings ſo ſehr gefürchtet ſeine Muſe Schweizeriſch reden zu laſſen, daß er alle Spuren davon aufs ſorgfältigſte wegzuwiſchen geſucht hat, ſobald er bei ſeinem Aufenthalte in Deutſchland das deutſche Ohr erhielt, welches man nothwendig haben muß, um ſolche Fehler zu empfinden. Er hat dieſem ſächſiſchen Wohlklange einige ſeiner vortrefflichſten Gedanken aufgeopfert und muß ſich wegen einiger wenigen Spuren der ſchweizeriſchen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den ſächſiſchen Puriſten grob genug anklagen laſſen. Einige Kunſtrichter, die nie die Schweiz verlaſſen haben, haben ſich vergebens bemühet die Eitelkeit des ſächſiſchen Wohlklanges durch Gründe zu beweiſen; man hat ſie ausgelacht, und ſie ſind endlich ſelber gezwungen worden, ſich der ſächſiſchen Schreibart zu nähern. Die beſten Schriftſteller in der Schweiz, Geßner und Zimmermann, ereifern ſich, es zu einem hohen Grade der Zierlichkeit in der ſächſiſchen oder in der eigentlichen hochdeutſchen Sprache zu bringen. Die größte Anzahl der beſten Köpfe Deutſchlands haben aus Sachſen und Brandenburg und den angränzenden Ländern ihren Urſprung genommen. In Sachſen und Brandenburg, und beſonders in den Hauptſtädten Dresden und Berlin iſt ein Zuſammenfluß von Gelehrten und insbeſondere von Leuten, die ſich auf die Vollkommenheit der deutſchen Sprache befleißigen. Den Sachſen hat man die erſte deutſche Geſellſchaft und viele andere Bemühungen zur Verbeſſerung unſerer Sprache zu danken. Zu Berlin war ſchon beim Anfange dieſes Jahrhunderts in der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften eine Claſſe zur Beförderung der deutſchen Sprache..... welch ein Wunder alſo, daß ſich die wahre hochdeutſche Sprache blos nach der ſächſiſchen und hernach nach der brandenburgiſchen Mundart richtet. Wer in Wien, München und Mannheim reden will, iſt freilich nicht verbunden Sächſiſch zu reden... aber wehe dem Schriftſteller, der ein ganz Buch Oeſterreichiſch, Bayriſch oder Pfälziſch ſchreiben wollte. Alle Schriften werden in der ſächſiſchen Mundart geſchrieben."

Die ſchweizeriſchen Kunſtrichter, d. i. Kritiker, von denen der Recenſent ſpricht, ſind Bodmer und Breitinger. Beide erklären ſich über die Frage in Breitingers Fortſetzung der Critiſchen Dichtkunſt v. J. 1740; im erſten Abſchnitt handelt Letzterer von der Quelle der ſchönen Sprache und äußert:

„Unter den vielen Provinzen Deutschlands hat Sachsen sich den Ruhm der wohlgesittetsten, insonderheit seit der prächtigen Regierung ihres königlichen Kurfürstens Friedrich Augusts, erworben; ihre Sorgfalt für das Ergötzen der Sinne ist am weitesten gegangen, und hat sich auch auf das Gehör erstrecket; dadurch hat ihre Sprache, die in dem Reichthum und Deutlichkeit der Wörter mit andern Mundarten schon längst geeifert hat, zum wenigsten in dem Wohlklang den Vorzug über alle andern Aussprachen in Deutschland behauptet." Sehr angelegentlich spricht sich Bodmer darüber aus in der Vorrede zu Breitingers Buche, offenbar in der Absicht den schwebenden Streit gütlich beizulegen; er ist dabei beflissen, zugleich den „Provinzen" nachdrücklich ihr Recht zu bewahren und zugleich die Sachsen über ihren Anspruch völlig zu beruhigen, es ist merkwürdig, mit welcher fast ängstlicher Ergebenheit gegen diese. Er beweist ausführlich das Recht aller Provinzen zu einem eignen Urtheil: „Hat der Gebrauch, heißt es, nicht seinen tiefen Grund in der Natur und Vernunft, seh ich nicht warum eine Provinz nicht mit demselben Recht, wie eine andere, ihren eigenen Gebrauch dem andern, der eben so mangelhaft ist, vorziehen dürfte." Darauf aber: „So viel mir bekannt ist, hat Meissen das beste Recht von andern Provinzen Deutschlands zu fodern, daß sie ihre eigene Aussprache und Mundart für die seinige verlassen; allermaßen es darinnen wahre Vorzüge vor allen andern aufweisen kan, die in der Natur und der Absicht der Sprache gegründet sind. Ich glaube auch nicht, daß irgend eine Provinz des deutschen Reichs mit Gedanken umgehe, mit ihm um dieses Recht zu streiten, oder wenn es einer oder der andern in den Sinn kommen sollte, daß solche zu ihrem Behuf bündigern Titel anziehen könnte." Dies das Zugeständniß, darauf die bescheidnen Einschränkungen und Bedingungen: „Dennoch wird man den Kunstlehrern anderer Provinzen vergönnen, die Vortheile zu untersuchen, welche solche Provinzen, über die Meissen keine angebohrne Herrschaft hat, vermögen sollen, ihre Aussprache und Mundart der Meißnischen unterwürfig zu machen. Es wird keinen so blinden Gehorsam von Jemanden fodern, daß er solche auf sein bloßes Wort glauben solle, ohne daß er sie einsehe ... am wenigsten wird es denjenigen das Recht dieser Untersuchung sperren, welche es aufrichtig meinen und das Herz haben, ihre eigene ihnen angewöhnte Mundart gegen einer bessern zu verlassen .... Die eigene Ehre und die Liebe zu ihrer Sprache erfodern, daß die Sachsen diese Untersuchung den Sprachlehrern anderer deutschen Provinzen vielmehr erleichtern als sperren .... Je mehr die Gelehrten anderer Provinzen die wirklichen Vorrechte der Meißnischen Mundart einsehen werden, desto mehr Eifer werden sie bekommen, dieselbe an ihrem Orte auszubreiten." ... „Zudem ist das Naturell, das zum Aufnehmen einer Mundart und Aussprache nothwendig ist, nicht so lediglich an das sächsische Clima gebunden." .... „Wiewohl die Mundart

an manchem Orte sehr verderbt ist, ... das Verderben besteht meistentheils in der Aussprache, welche unsren Worten öfters durch ihren Uebelklang eine Härtigkeit mittheilet, daran sie keine Schuld haben, und die sich in eine sanfte Lieblichkeit verwandelt, wenn dieselben durch die zarten Organa eines Meißners sublimiert werden." Zum Schluß: „Mit allen diesen Anmerkungen aber suche ich nichts weiteres, als gegenwärtiger Schrift ... ein aufmerksames Gehör bei denjenigen zu erwerben, welche sie aus dem Hauptgrunde verwerfen möchten, daß der Verfasser kein Meißner, und was noch schlimmer ist, daß er ein Schweizer ist. Ob er zwar ein Schweizer ist, so hat er doch als ein Mensch geschrieben." Die Schärfe darin ist wesentlich gegen Gottsched gerichtet; Bodmer selbst aber hatte z. B. seine Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies einem Obersachsen zur sprachlichen Durchsicht zugeschickt.

Gottsched weiter nahm ziemlich genau den Standpunkt Adelungs ein; wie dieser war er selbst kein Sachse, sondern ein Norddeutscher von den Gestaden der Ostsee, vertrat aber von Sachsen aus dessen Vorrang als Mittelpunkt der deutschen Sprache. Er sagt in der Deutschen Sprachkunst: „Ganz Deutschland ist schon längst stillschweigend darüber eins geworden, ganz Ober- und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan: daß das mittelländische oder obersächsische Deutsch die beste hochdeutsche Mundart sei: indem es dasselbe überall, von Bern in der Schweiz bis nach Reval in Liefland, und von Schleswig bis nach Trident in Tyrol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen suchet." Doch bestimmt er vorher genauer: „Was ich hier von der obersächsischen Aussprache sage, will ich keinesweges auf das einzige Meißen gedeutet haben, wie ein gelehrter Mann zu Göttingen [Michaelis i. J. 1750 in einer lateinischen Rede de ea Germaniae dialecto qua in scribendis libris utimur] unlängst dafür gehalten hat, der dieser Landschaft die Grenzen zwischen der Elbe und Saale angewiesen ... Wir können sicher auch das ganze Voigtland, Thüringen, Mansfeld und Anhalt nebst der Lausitz und Niederschlesien dazu rechnen. In allen diesen Landschaften wird in Städten, unter vornehmen, gelehrten und gesitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutsch gesprochen: welches man a potiori, nach dem Sitze des vornehmsten Hofes, das Obersächsische zu nennen pflegt." In der Erklärung dieser Erscheinung sagt er u. a.: „Der Sitz der deutschen Gelehrsamkeit ist, seit der Glaubensreinigung, ... nach Obersachsen gewandert. Sonderlich ist er durch die neugestifteten hohen Schulen zu Wittenberg, Jena und Halle gleichsam in Meißen befestigt worden. Nicht wenig hat auch der aus Frankfurt am Main größtentheils nach Leipzig gezogene Bücherhandel dazu beigetragen. Weil auch durch die fruchtbringende Gesellschaft in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedrucket worden: so hat die hiesige Mundart unvermerkt in ganz Deutschland die

Oberhand bekommen." Seine Grammatik war für die Verbreitung des obersächsischen Deutsch von nicht geringem Einfluß; wie sie in Straßburg für den Gebrauch der Franzosen ins Französische übersetzt wurde unter seiner eignen Durchsicht, so gewann sie auch in Süddeutschland Geltung, selbst in Oestreich, wo man doch um dieselbe Zeit noch Versuche machte, von Wien aus ein „Kaiserliches Deutsch" zu begründen. Von Hrn. v. Antesperg erschien 1747 eine „kayserliche deutsche Grammatik", worin er auch ein kaiserliches deutsches Dictionarium verspricht. Ein anderer Oestreicher aber, H. von Scheyb, selbst Verfasser eines Epos, der Theresiade, der mit Gottsched in Briefwechsel stand, meldet diesem aus Wien 1749 (Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 293 ff.), „daß dero Grammatik hausenweis abgehe" und knüpft daran die Hoffnung „daß das Deutsche dort nunmehr auch sich bessern werde;" von seiner eignen Bildung schreibt derf. an Gottsched: „So lernte ich ein wenig Deutsch, ein wenig Lateinisch bei den Canonicis in Münchrath, ein wenig Englisch zu Neapel, Griechisch zu Leyden u. s. w., Sächsisch, so viel ich weiß, durch Gottscheds Sprachlehre." Man ging damals in Wien mit dem Plane um, eine Professur für deutsche Sprache zu stiften, ein rein Hochdeutscher sollte sie erhalten, d. h. ein Sachse, ja man dachte höhern Orts daran, Gottsched selbst zu berufen, „um durch Sie, wie Scheyb an ihn meldet, den Grund zu Verbesserung der deutschen Sprache allhier zu legen."

Nur noch zwei frühere Zeugnisse aus dem 18. Jh. In der Vorrede zu Weichmanns Poesie der Niedersachsen v. 1725 spricht der Herausgeber, ein Norddeutscher, gegen den Franzosen Bouhours, der die deutsche Sprache plump und bäurisch gefunden hatte, er meint dabei: „So viel aus seinen Urtheilen zu schließen ist, hat er sie weder gehöret noch gelesen, oder wenigstens nicht Gelegenheit gehabt von der reinen Meißnischen Sprache das geringste zu vernehmen; von Schweizern, Schwaben oder Oestreichern mag er etwas haben sprechen hören." Ebenda bespricht der Hamburger Dichter Brockes die Frage, „ob die von allen Deutschen für die beste und zierlichste gehaltene Obersächsische Sprache der Vollkommenheit so nahe sei, daß keine andre Nation, am wenigsten aber die Niedersachsen, selbige zu tadeln sich mit Recht unterstehen können?" Er verneint das und streitet für ein gewisses Recht der Kritik auf Seiten der Norddeutschen, zumal ja eben dieselben ihre hochdeutsche Sprache und Cultur aus Obersachsen erhalten hätten; zum Schluß aber heißt es: „Ich erkläre mich hiemit nochmals feierlich, daß ich diese Untersuchung ... nicht aus einer Geringschätzung der Obersächsischen Mundart unternommen. Vielmehr bin ich allerdings der Meinung, daß, wie die Herren Obersachsen im Besitz der schönsten und zierlichsten Mundart sind, und man durchgehends nur dasjenige was ihnen am nächsten kommt, für das Beste hält, daß, sage ich, wir so wol als alle andere, z. B. Schlesier, Franken, Oestreicher ꝛc. verbunden sind, ohne

wichtige Gründe nicht von ihnen abzuweichen, sondern vielmehr den hiewieder bei uns eingeschlichenen Gebrauch als einen Mißbrauch anzusehen haben."

Dieselbe Anerkennung genoß aber die meißnische Sprache schon im 17. Jahrhundert, obwol ebenfalls nicht ohne Streit. Der Rector des Cölnischen Gymnasiums in Berlin Joh. Bödiker gab im J. 1690 eine deutsche Schulgrammatik heraus; die Frage nach dem Hochdeutsch entscheidet er schon so, daß er dasselbe den Mundarten gegenüberstellt, fügt aber hinzu: „nur daß ihr (der hochd. Spr.) die Meißner und Obersachsen am nächsten mit reinlicher Aussprache kommen." Im Jahre 1691 erschien zu Nürnberg ein umfängliches deutsches Wörterbuch von Caspar von Stieler, einem Erfurter; er widmete es dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg dem Dritten, als welcher der Widmung am würdigsten wäre, „da Sie, heißt es, ein Herrscher über solche Städte und Festungen sein, worinnen die hochdeutsche Sprache glücklich geboren, glücklicher erzogen, und aufs glücklichste ausgezieret und geschmücket worden, auch noch täglich einen erneuerten und mehr lieblichen Glanz empfähet. Ich meine das prächtige Dresden, das heilige Wittenberg, und das Süßeste aller Städte, Leipzig, welches auch von seinem Sprachenzucker dem sonst salzichten Halle solch eine milde Beisteuer verehret, daß es sich seiner Lehrlingschaft zu schämen nimmermehr Ursach finden wird." ... „Diese treffliche Städte nun, heißt es weiterhin, sind die Richtschnur der hochdeutschen Sprache." Morhof, ein Mecklenburger, äußert in seinem Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie aus d. J. 1682: „Es ist auch ein großer Unterscheid unter den Dialectis und Mundarten .... Der Meißner Ausrede ist die zierlichste;" weiterhin, „wer nun ein reinliches deutsches Carmen schreiben will, der muß den lieblichsten Dialectum, wie der Meißnische ist, ihm vorsetzen." In der Vorrede der 2. Ausg., die sein Sohn besorgte, meldet dieser, die Orthographie sei nun durchaus in die meißnische umgewandelt worden: „Zwar ist es eine Sache, worinnen man sich leichte verstoßen kann, indeme die Meißner selbst, welche doch sehr darüber halten, in vielen Dingen bei sich nicht einig sind;" nachher: „Der aus seinen geistreichen Schriften gnugsam bekannte Christ. Scriver, dessen wir uns billig rühmen können, hat das Lob erlanget, daß in der Reinlichkeit der deutschen Sprache es ihm keiner, auch von denen Meißnern selbst ... zuvor gethan habe, welches um so viel mehr, weil er ein Holsteiner von Geburt ist, zu verwundern; doch würde er es nicht so weit gebracht haben, wenn er nicht eine geraume Zeit sich in Meißen aufgehalten hätte."

Schottel, ein Braunschweiger, handelt in seinem großen Sprachwerke, Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubtsprache, aus d. J. 1663, mehrfach von der Dialectfrage; in einer vorgesetzten Lobrede von der Teutschen Haubtsprache äußert der Verf. tadelnd: „Es ist sonst fast lächerlich, daß ein und

ander, sonderlich aus Meißen, ihnen einbilden dürfen, der Hochteutschen Sprache ihrer Mundart halber Richter und Schlichter zu sein." gleich darauf aber gibt er zu: „Die rechte meißnische Ausrede, wie sie zu Leipzig, Merseburg, Wittenberg, Dresden üblich, ist lieblich und wolläutend, und es hat in vielen Wörtern das Hochteutsche sich wol darauf gezogen; wie breit und verzogen aber der meißnische Dialectus auf dem Lande und unter den Bauren sei, ist nicht unbewußt." Im Werke selbst handelt gleich der Eingang vom Begriff des hochdeutschen, nach einer Erörterung vom Verhältniß der Mundarten und der Schriftsprache, mit Beispielen aus dem Alterthum, heißt es da: „Es ist gleichfalls die Teutsche Sprache getheilt in unterschiedene Mundarten, als in die Meißnische, Niedersächsische, Niederländische, Schwäbische, Schweizerische .... Es hat aber die Teutsche Sprache ihre Hauptzier .. und höchste Lieblichkeit dem hochteutschen vorbehalten, welche Hochteutsche Mundart gleichsam allein den Namen der Teutschen Sprache überkommen, wie vormals die Attische in Griechenland, die Römische in Welschland, noch heute die Persische in Asien, die Toscanische in Italien, die Castilianische in Spanien." Daß er mit dieser hochdeutschen Mundart im wesentlichen die meißnische meint, die er ja bei der Aufzählung zuerst stellt, ergibt sich aus dem gleich Folgenden: „Gleich wie aber nicht alle Wörter und Redensarten aus Jonischer, Colischer und Donischer Mundart in Griechischer Sprache verwerflich waren ... also wird man gleichfalls zulassen müssen, daß auch außer der Meißnischen Mundart viele Wörter vorhanden sein, welche bei etwa einer Verfertigung eines völligen Wörterbuches nicht müssen übergangen werden." Er beruft sich auf einen Ausspruch von dem Nürnberger Harsdörfer im Specimen philologiae Germanicae v. J. 1646, des Inhalts, die Meißner dürften aber nicht meinen, daß die deutsche Sprache entweder vollständig oder völlig rein in ihrer Mundart immer und allein enthalten sei; gerade diese Warnung läßt durchblicken, wie gesichert schon damals der Vorrang des meißnischen Deutsch in Bezug auf das Wesentliche war.

Im J. 1645 verfaßte Hanmann seine Anmerkungen zu Opitzens Poeterei; er kommt da auf die Frage, „woher man doch die Hochdeutsche Sprache, deren Herr Opitz gedenket, lernen soll." „Viel geben vor, als wann sie zu Leipzig und Halle rein sollte geredet werden: Und es ist nicht ohne, wenn ichs in Vergleichung gegen die andere Oerter schätze. Aber daß daselbst in gemeiner Rede auch viel Falschheit mit unterlaufe, kann ich selbst bezeugen;" er war nämlich ein Leipziger von Geburt; weiterhin heißt es aber bestimmt: „Zu der Zierlichkeit gehört auch, daß man sich guter Meißnischer und itziger Zeit üblicher Wörter und Arten im Reden, welche bei verständigen und vornehmen Leuten im Schwange, sich gebrauche."

Unsicherer lautet die Anweisung Philipps von Zesen, aus Anhalt ge-

bürtig, im Deutſchen Helicon von 1640: „Wer einen guten Reim will machen, der muß vor allen Dingen die Mundart deſſen Landes, wo er iſt, in Acht nehmen. Iſt er in Meißen, ſo braucht er die Meißniſche, iſt er in Schleſien, ſo braucht er die Schleſiſche Mundart; doch gehet die Meißniſche, welche die rechte Hochdeutſche, allen andern vor und wird in andern Landen ohne Bedenken gebraucht.“ In ſeinem Roſenmund, Hamburg 1651, findet ſich die Aeußerung, man pflege insgemein zu ſagen, daß man von dem vornehmen Frauenzimmer zu Leipzig das beſte Hochdeutſch lernen könne. „So hat man zu Athen das zierlichſte Griechiſch, zu Rom das zierlichſte Latein geredet. So redet man auch in Oberſachſen und Meißen das zierlichſte Hochdeutſch, das man im Schreiben brauchet.“

Das Zeugniß eines Pfälzers von 1626, Scioppius in einer Schrift Consultationes de scholarum et studiorum ratione, lautet ſo: die Meißner gebrauchten die beſten und bewährteſten Worte und Redensarten, obwol ſie in der Ausſprache ſich lächerliche Fehler zu Schulden kommen ließen; er unterſcheidet ſchon ſcharf die Gemeinſprache, communis dialectus, von den Mundarten, unter denen er den meißniſchen mit aufzählt, gibt aber an, jene, die Gemeinſprache, wie ſie am kaiſerlichen Hofe und beim Kammergericht zu Speier gelte, ſtamme aus Meißen; und die meißniſche Mundart ſei für die Deutſchen das, was für die Griechen die attiſche, für die Italiener die florentiniſche, für die Spanier die toledaniſche.

Aber auch das 17. Jahrhundert erhielt dies Anſehen des Oberſächſiſchen ſchon aus dem vorhergehenden überliefert. Am Ende des 16. Jahrhunderts ſpricht es ein Spanier Laurentius Villavincentius aus in einer lateiniſchen Schrift de formando studio theologico. Die reine Landesſprache, äußert er, müſſe man aus dem Umgang mit den Gebildeten ſchöpfen, oder aus den Büchern, die in der angeſehenſten Mundart verfaßt ſeien, wofür in Deutſchland nach vieler Urtheil der meißniſche Dialect gelte. Rühmend nennt Juſtus Joſeph Scaliger die hieſige Landesſprache als eine hervorſtechende Ehre Leipzigs in einem Gedichte, worin der Glanz der Leipziger Meſſe geſchildert wird.

Im Jahr 1561 erſchien das eigentlich erſte deutſche Wörterbuch, verfaßt von einem Schweizer Joſua Maaler oder Pictorius aus Zürich, gedruckt in Zürich bei Froſchauer; es wurde eingeführt durch eine empfehlende Vorrede des gelehrten Conrad Gesner, gleichfalls eines Zürichers. Er handelt darin beſonders von dem Umfang und den mannigfachen Dialecten der germaniſchen Sprache und äußert: „Darunter halten einige die Mundart, deren ſich die Oberdeutſchen bedienen, für die beſte und vorzüglichſte und am wenigſten verderbte; Andere geben der Gegend um Leipzig den Preis der gebildeteren Sprache, in der auch Luther ſeine Bücher verfaßt habe; noch andere ſprechen denſelben vielmehr den Augsburgern zu, oder ziehn von gewiſſen Seiten die Sprache

der Baſeler vor.“ Daß hier wiederum gerade Leipzig genannt wird, mag neben der Univerſität namentlich der Meſſe zuzuſchreiben ſein, die ja jährlich Tauſende aus allen Landſchaften hier zuſammenführte und die auch damals ſchon nächſt Frankfurt den wichtigſten Büchermarkt darſtellte; ein wirklicher Vorzug Leipzigs mag aber daraus doch auch zu entnehmen ſein. Uebrigens gewährt Gesners Angabe ein richtiges Bild von dem damaligen Stand der Einigungsfrage. Das Schrifthochdeutſch, „unſere gemeine deutſche Sprache“, wie es die Zeitgenoſſen mit Selbſtgefühl nennen, war noch in viele Spielarten zerfallen, unter denen hauptſächlich drei hervortreten, nach der Bezeichnung von Seb. Helber im Sylbenbuechlein von 1593 die mitteldeutſche, die auch er ſchon zuerſt ſtellt, die donauiſche und die oberrheiniſche; Gesners Eintheilung iſt dieſelbe, er nennt nur drei der bekannteſten und im Bücherdruck thätigſten Städte, Leipzig, Augsburg, Baſel. Daß unter dieſen drei Spielarten die mitteldeutſche und gerade in der Form der meißniſchen den Sieg davon tragen ſollte, daran hat Luthers Wirken einen ſehr großen Antheil, und durch ſeinen Einfluß beſonders geſchah es, daß das oberſächſiſche Sprachgebiet ſich früh durch den Zutritt von Niederdeutſchland verſtärkte. Denn nach dem Norden hin entſchied ſich der Sieg des Meißniſchen im Princip ſchon im Lauf des 16. Jahrhunderts. Das läßt ſich, um kurz zu verfahren, in zwei kleinen Vorgängen aus dem Privatleben zeigen. Im J. 1584 war in Nordheim bei Hildesheim ein Streit im Gange zwiſchen dem dortigen und einem benachbarten Pfarrer über die Wahl des Niederdeutſchen oder Hochdeutſchen zur Kanzelſprache (ſ. Hormayrs Taſchenb. für die vaterl. Geſch. 1840 S. 390); der Nordheimer Pfarrer wird vom Gegner u. a. mit den Worten angegriffen: „Du biſt ein großer Fürſtenprediger geweſen, führeſt hoche meißniſche Sprache, biſt freilich woll in Meißen nie geweſen, ſondern haſt die ſprache etwan aus einer Poſtille gefaſſet.“ — Der Angriff alſo geſchieht ſelbſt auch hochdeutſch. Man ging nämlich vom Norden nach Meißen, um hier an Ort und Stelle Hochdeutſch zu lernen. So ließ im J. 1572 ein Maler aus Mecklenburg, Erhard Gaukrap, der bei Lucas Cranach in Wittenberg gelernt hatte, ſeinen Bruder Lucas von der ſchweriner Schule zu ſich nach Meißen kommen, damit er beſſer die meißniſche Sprache erlerne (Liſch, über den Maler Erhard Gaukrap, in den Jahrb. des Vereins für meckl. Geſch. 21, 304); man wird annehmen dürfen, daß das ein Gewinn war für das Fortkommen des jungen Mecklenburgers, und daß dieſer Fall nicht der einzige und wol nicht der erſte war.

Zu dieſem Stand der Dinge ſtimmt es denn auch, daß die erſte wirkliche Grammatik der deutſchen Sprache aus Oberſachſen hervorging; ſie erſchien zu Leipzig i. J. 1578, in lateiniſcher Sprache, unter dem Titel: Grammatica Germanicae Linguae, ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta. Der Verfaſſer Johann Clajus war ein Oberſachſe, gebürtig aus Herz-

berg, gebildet in Grimma und Leipzig. Sie erwarb sich große Geltung und Anerkennung, erfuhr noch i. J. 1720 eine Auflage, die eilfte, und ward schon im 16. Jahrh. selbst im katholischen Süden von Jesuiten gebraucht, trotz der Belegstellen aus Luther, die im protestantischen Sinn gewählt sind (s. Rammler der Unterricht im Deutschen S. 26).

Wie Clajus seine Grammatik auf Luthers Deutsch baute, so erkennen es schon die gleichgesinnten Zeitgenossen des Reformators aus Sachsen als das rechte Muster der deutschen Rede. Der Historiker Sleidanus rühmt ihm im Jahr 1556 nach, er habe die Muttersprache am meisten ausgebildet und bereichert und behaupte in ihr den ersten Ruhm; ja schon i. J. 1531 nennt der Grammatiker Fabian Frangk als Richtschnur der deutschen Sprache neben der kaiserlichen Kanzlei Dr. Luthers Schreiben. Sein Deutsch nun ist im Grunde und im sprachlichen Stoff eben das gebildete Obersächsisch. Joh. Mathesius spricht das i. J. 1570 in seinen Predigten über das Leben Luthers aus: „Meichsner, sagen auch die auslender, wenn sie untern leuten gewesen und ires landsmanns vergessen, reden ein gut deutsch. Darumb erwecket der Sone Gottes ein deutschen Sachsen, der gewandert war und die Biblien Gottes in Meichsnische zung brachte.“ Luther selbst drückt sich in den Tischreden darüber aus: „Ich habe kein sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederlender verstehen mögen. Ich rede nach der Sechsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige im Deutschland. Alle Reichstedte, Fürstenhöfe schreiben nach der Sechsischen und unsers Fürsten Cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Churfürst Friderich, Hertzog zu Sachsen haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“ So lehnt er bestimmt die Ehre ab, der Schöpfer einer neuen Sprache zu sein, er verweist auf eine Spracheinigung, die er schon vorfand und die er als ein Werk der kaiserlichen und der sächsischen Behörden, hauptsächlich aber der letztern bezeichnet. Es ist natürlich, daß diese Behörden, wie sehr sie auch auf die Gemeinverständlichkeit ihrer Schriften Rücksicht nehmen mochten, den Sprachstoff in der Hauptsache aus ihrer angebornen Mundart schöpften. Und wirklich ist die rühmliche Geltung des meißnischen Deutsch, die wir so durch drei Jahrhunderte verfolgt haben, noch älter als Luther oder Friedrichs des Weisen Canzlei; denn schon in einer Priamel aus dem 16. Jahrhundert wird unter andern unzweifelhaften Sätzen mit angeführt (Wackernagels Literaturgesch. S. 375):

In Meißen teutsche Sprach gar gut;

ja schon aus dem Anfang des 14. Jahrh. ist uns im Renner „Hugos“ von Trimberg, eines Franken, eine Bezeichnung der meißnischen Mundart erhalten (V. 22226), die man nur als das Lob einer sorgfältigen vollen

Aussprache verstehn kann, mitten unter verschiednem Tadel der Aussprache andrer Landschaften.

Das meißnische Deutsch löste seit dem 15. Jahrh. das schwäbische des Mittelalters als Schwerpunkt für die Spracheinigung ab, an deren Herstellung die ganze künftige Entwicklung der deutschen Nation hing; und es war, wenn man das Ganze überblickt, eine fast wunderbar glückliche Fügung, daß es so kam, denn der schwäbischen oder der bairischen oder einer andern süddeutschen Sprache wäre es sicher viel später oder vielleicht nie gelungen, das große niederdeutsche Gebiet für sich zu gewinnen: dazu war eine Mundart nöthig, die in ihrem Wesen wie im Raum die Mitte einnahm zwischen beiden so verschiednen Sprachkörpern, um beide anziehn und versöhnen zu können, eine mitteldeutsche. Daß aber gerade das Meißnische dazu berufen war, dem Vaterlande diesen unschätzbaren Dienst zu leisten, dazu mag irgendwie gleich im ersten Auftreten der Cultur in dem den Slaven neu abgewonnenen Meißner Lande der Keim gelegt worden sein; daß der Keim aber so gedieh und zum Ziele erwuchs, das ist außer günstigen äußern Verhältnissen hauptsächlich der gewaltigen Persönlichkeit Luthers zu verdanken, die auch hierin mit weitgreifender und nachhaltiger Wirkung der Bewegung den durchschlagenden Anstoß gab.

Von der preußischen Grenze.

Schon während des italienischen Kriegs war das Verhalten Oestreichs gegen Preußen keineswegs von der Art, wie es unter engen Bundesgenossen, die gemeinschaftliche Gefahren bestehen und daher auch über die zu fassenden Entschlüsse gemeinschaftlich Rath halten, zu sein pflegt. In hochfahrender Weise faßte Oestreich seine entscheidenden Entschlüsse, nicht nur ohne den Rath des Bundesgenossen zu hören, sondern ohne ihm sein Vorhaben auch nur mitzutheilen. Obgleich es sich um keine Bundessache handelte, obgleich Oestreich Zwecke verfolgte, die weit über die Sachlage hinausgingen, betrachtete es die von Preußen erwartete Hilfe als eine einfache Pflicht, zu welcher Preußen durch die Majorität des Bundestages gezwungen werden und für die es nicht den mindesten Dank beanspruchen sollte. Die damalige preußische Politik zu vertreten ist nicht unsre Sache; sie hätte beinahe dahin geführt, daß Preußen für eine ihm fremde Sache in einen höchst unpopulären Krieg verwickelt und der Gefahr ausgesetzt worden wäre, diesen Krieg am Ende allein

zu führen und die Koſten allein zu zahlen. Der Tag von Villafranca rettete es aus dieſer Verwickelung.

Seit dieſer Zeit iſt die Haltung Oeſtreichs immer feindſeliger geworden. Nicht blos in der Oeſtreich angehörenden Preſſe, ſondern in officiellen Aktenſtücken wurde das Verhalten Preußens in einer Weiſe erörtert, für welche die Diplomatie kein Beiſpiel kennt. Ein großer Theil der übrigen deutſchen Regierungen ſchloß ſich Oeſtreich inſofern an, als ſie Preußen in jedem Augenblick fühlbar machten, daß ſeine Stellung zum Bunde jede ſelbſtſtändige Politik ausſchlöſſe; daß Oeſtreich zwar das Recht habe, ſeine auswärtige Politik in ſouveräner Weiſe zu leiten, ohne Anfrage beim deutſchen Bund, Preußen aber nicht; daß vielmehr Preußens auswärtige Politik durch die Majorität des Bundestages geregelt werden ſolle: durch eine Majorität, welche, wenn nicht entſchieden gegen Preußen gerichtet, doch wenigſtens von Preußen ganz unabhängig war. Dieſes Spiel der Diplomatie dauert noch bis jetzt fort; noch in der erſten Sitzung dieſes Jahres hat man Preußen überſtimmt, zwar in Nebendingen, aber doch in der ſichtbaren Abſicht, ihm das wahre Sachverhältniß wiederum fühlbar zu machen.

In demſelben Ton wiederholte die großdeutſche Preſſe die alten Anklagen gegen Preußen und kam wieder auf das Argument zurück, welches ſich im letzten Semeſter oft genug geltend gemacht. Dadurch nämlich, daß Preußen zögerte, in einer Sache, die nicht Bundesſache war, auf das erſte Aufgebot Oeſtreichs ſeine Truppen gegen Frankreich marſchiren zu laſſen, habe es den Schutz des mächtigen Oeſtreich verwirkt, habe es Oeſtreich ſeiner Bundespflichten entbunden; und wenn der Kaiſer Napoleon das in Preußens Beſitz befindliche deutſche Bundesland angriffe, ſo würde Oeſtreich ſo lange zuſehen, bis man ſeine Hilfe durch gewiſſe, nicht näher angegebene Zugeſtändniſſe erkaufe. Dieſes Argument iſt noch in den letzten Tagen mit rühmlicher Offenheit von einem öſtreichiſchen Blatt angebracht worden.

Die ſtille Vorausſetzung war, daß die Erklärung des Kaiſers: Frankreich kämpfe für Ideen, nur eine leere Redensart ſein könne; daß ſeine Abſicht, als er die italieniſche Frage anregte, keine andere war, als Preußen zu iſoliren; daß es ihm lediglich auf die Eroberung der Rheingrenze ankomme, daß jetzt die Freundſchaft mit Oeſtreich ſo warm als möglich ſei, daß er, wenn Oeſtreich ihm die Rheinprovinz abtrete, ihm zur Entſchädigung gern Schleſien abtreten und daß auch für andere gute Freunde in der reichen Beute ſich Vorrath genug vorfinden werde. Daß ſolche Gedanken mehr oder minder offen ausgeſprochen wurden, iſt freilich neu; daß man ſie hegte, war Keinem unbekannt, der in menſchlichen Dingen an einen Cauſalnexus glaubt.

Die letzten Ereigniſſe haben gezeigt, daß wenigſtens vorläufig die Rechnung ohne den Wirth gemacht war. Walewskis Entlaſſung und Thouvenels Ernennung zeigen deutlicher noch als die vielbeſprochene Broſchüre, daß Kaiſer Napoleon noch nicht die Abſicht hat, da in Gemeinſchaft mit Oeſtreich eine Execution auszuführen, wo er unter dem Namen eines Befreiers aufgetreten war. Sonderbarerweiſe hat dieſe Wendung ſo überraſcht, daß noch nirgends ein feſter Entſchluß gefaßt zu ſein ſcheint, daß der europäiſche Congreß ſich wieder vertagt. Wiederum iſt Preußen in eine ſehr günſtige Lage verſetzt, ohne ſein Zuthun, lediglich durch die natürliche Schwere der Dinge. Suchen wir uns ſeine Aufgabe unter dieſen Umſtänden deutlich zu machen.

Die Oſtdeutſche Poſt hat in einem ſehr witzigen Artikel über die preußiſche Politik geſpöttelt. ſie ſei nicht fähig in einem beſtimmten Fall Ja oder Nein zu ſagen; dieſe Vorwürfe ſind keineswegs ganz unbegründet, aber ſie verlieren an Gewicht, wenn man bedenkt, daß das unmittelbare Intereſſe, welches doch am ſchwerſten ins Gewicht fällt, für Preußen in all dieſen brennenden Fragen nicht klar genug iſt, und daß der Staat nicht Kräfte genug beſitzt, um ſeine Mannſchaft für Ideen ins Feld zu ſchicken. Wenn wir daher mit den jetzigen und früheren Leitern der Politik darin einverſtanden ſind, daß Preußen ſeine Betheiligung an den europäiſchen Händen zunächſt nicht nach den europäiſchen, ſondern nach ſeinen eignen Intereſſen einzurichten habe, ſo möchten wir doch dieſen Satz durch einen zweiten ergänzen. Wenn nämlich ſein eignes Intereſſe nicht laut genug ſpricht, ſo hat es ſeine Handlungsweiſe nach dem europäiſchen Intereſſe abzumeſſen, welches in letzter Inſtanz doch wieder das ſeinige iſt. Das europäiſche Intereſſe bei der italieniſchen Frage iſt ſehr klar.

Die italieniſche Frage ſtört die Ruhe Europas auf eine zwiefache Art. Einmal iſt die nationale Kraft, die ſich gegen die Herrſchaft der Fremden empört und der Nation eine ſtaatliche Form geben möchte, bis jetzt zwar noch nicht im Stande geweſen, dies Ziel zu erreichen; ſie hat aber, trotz aller fremden Intervention, ſeit vierzig Jahren eine Gährung unterhalten, die jeden Augenblick in eine Revolution auszubrechen und dies Ungeheuer auch in anderen Ländern wach zu rufen droht. Zweitens iſt Italien, ſo lange es in der alten Hülfloſigkeit bleibt, ein beſtändiger Tummelplatz für die ehrgeizigen Leidenſchaften Frankreichs und Oeſtreichs, mit andern Worten, die ſtete Gelegenheit zu einem europäiſchen Kriege.

Das gegenwärtige Sachverhältniß iſt nun folgendes: Oeſtreich hat die Lombardei an Sardinien verkauft, aus Toskana, Modena, Parma und den Legationen ſind die bisherigen Herrſcher vertrieben und die Bevölkerung hat einmüthig den Willen ausgeſprochen, in Sardinien aufzugehen. Nur die offene Gewalt könnte ſie ihren alten Beherrſchern wieder unterwerfen. Dieſe Gewalt anzuwenden iſt aber nicht bloß dem nationalen Willen Italiens, ſondern auch dem europäiſchen Intereſſe entgegen, welches letztere diesmal mit dem Willen der Bevölkerung vollkommen identiſch iſt.

Die Oſtdeutſche Poſt bemerkt in dem angeführten Artikel: wenn Preußen conſequent wäre, ſo müßte es das Aufgehen von ganz Italien in Sardinien verlangen. Wir erlauben uns die entgegengeſetzte Behauptung: wenn Preußen conſequent iſt, muß es nicht für Großitalien, ſondern für Kleinitalien eintreten.

Wir halten auf das Nationalitäts-Prinzip große Stücke, ja wir ſind feſt überzeugt, daß bei dem jetzigen Fortſchritt der Politik nur diejenigen Staaten Ausſicht auf Dauer und Gedeihen haben, die auf einer nationalen Baſis ruhen. Damit wollen wir eben ſo wenig ſagen, daß alle Menſchen, die eine Sprache reden, auch einen Staat bilden ſollen, als daß in jedem Staat nur eine Sprache geredet werden ſoll. Die Nationalität ſoll nicht die Grenze des Staats beſtimmen, ſondern ſie ſoll die Baſis deſſelben bilden; denn der Souverain des Landes kann nur dann die Kräfte deſſelben zur vollen Geltung bringen, wenn er mit ſammt ſeiner Souveränetät der Träger eines ſittlich gegliederten, organiſchen Ganzen iſt, der Träger einer Nation. So iſt Rußland unzweifelhaft ein nationaler Staat, obgleich es

viele fremde Völker unterworfen hat, ebenso Frankreich, obgleich es über manche deutsche Bezirke herrscht, während manche französische Bezirke ihm fehlen.

Wir legen, wie gesagt, bei der Staatenbildung auf das Prinzip der Nationalität einen großen Werth; allein wir können ihm selbst in dem Fall nicht ausschließlich die Führung überlassen, wenn es die territoriale Möglichkeit besitzt. Die Nationen beruhen nicht bloß in der Masse von Individuen, die eine Sprache sprechen, sondern in ihrer sittlichen Gliederung; geht diese verloren, so ist auch auf den neu entstandenen Nationalstaat wenig Hoffnung zu setzen. So waren, z. B. die nordamerikanischen Colonien in ihrer Organisation ziemlich fertig, als sie den Faden zerschnitten, der sie an das Mutterland knüpfte. Dazu kam noch der glückliche Umstand, daß zwischen beiden das Weltmeer lag. So hatte Griechenland, als es sich von der Botmäßigkeit der Pforte losriß, seit Jahrhunderten eine munizipale Selbstregierung gehabt. Der Versuch Deutschlands, sich 1848 staatlich zu konstituiren, mußte scheitern, weil ihm die politische, die historische Basis fehlte. Seine historische Basis war das Territorialfürstenthum, und dieses hätte von einem idealen Mittelpunkt aus nur durch eine Revolution erschüttert werden können, die kein andrer als ein Feind des Menschengeschlechts uns wünschen möchte.

Zur Staatenbildung gehört, außer der nationalen und der geographischen Basis, noch eine politisch-historische Basis. Der italienischen Demagogie hat diese Basis gefehlt, und selbst wenn es ihr gelungen wäre, einige Jahre hindurch die fremde Intervention zu vermeiden, so wäre die Folge einer glücklichen mazzinistischen Erhebung doch nur eine unabsehbare Anarchie gewesen.

Diese Basis ist jetzt gefunden. Wie sehr das Haus Savoyen schon in der Periode, wo es noch in eine unpopuläre, reaktionäre Politik verstrickt war, das Prinzip der Nationalität und den Gegensatz gegen Oestreich im Auge hatte, zeigt uns eine sehr interessante Schrift, auf die wir hier verweisen, obgleich sie schon ein Jahr alt ist: Mémoire sur les affaires d'Italie, adressé a la diplomatie Européenne (Brüssel, Flatau). Allmälige Vergrößerung in Oberitalien ist der consequente Gedanke dieses Hauses gewesen, ein Gedanke, an welchem selbst ein so ultramontaner Politiker wie der Graf de Maistre mit der Zähigkeit eines starken Willens festhielt. Diese Politik hat ihre feste Haltung aber erst seit 1849, seit der Thronbesteigung des Königs Victor Emanuel gefunden. Der König hat begriffen, daß der Ehrgeiz seines Hauses nur befriedigt werden könne, wenn er neben der Fahne der Nationalität auch die des Liberalismus aufpflanzte, wenn er den Italienern die Aussicht eröffnete, sich innerhalb seiner Staaten durch Freiheit und Selbstregierung zum Wohlstand und zur nationalen Volkraft zu entwickeln. Diese Sympathien waren dem Staat Sardinien erworben, ehe es zum Kriege kam: und nun zeigte Victor Emanuel, worauf es allerdings auch sehr wesentlich ankommt: daß er für seine Idee im Stande sei, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Mit der Verwegenheit eines Zuaven hat er sich ins Schlachtgewühl gestürzt; aber kaum war dieses beendigt, so hat er mit der vollen Kälte eines italienischen Politikers seine weiteren Maaßregeln ins Werk gesetzt.

Sollte nun ein Moralist auftreten und die Bemerkung machen, ein solcher Ehrgeiz sei doch etwas sehr Unmoralisches u. s. w., so freuen wir uns zwar sehr über diesen Schatz von politischer Moral, der in unsern Zuständen herrscht, müssen aber

doch erwidern, daß dieſe Bemerkung nicht zur Sache gehört, daß es nur darauf ankommt, wie weit der Ehrgeiz des Hauſes Savoyen mit dem wahren Wohl Italiens und Europas in Einklang zu bringen iſt.

Die zweite Eventualität, von der man viel redet, die Errichtung eines zweiten, mittelitalieniſchen Königreichs, hat gar keinen Sinn, und wir ſind vollſtändig Ricaſolis Anſicht, der die Feſthaltung der bisherigen Territorialgrenzen einem Dualismus vorzieht, welcher der alten Rivalität zwiſchen Oeſtreich und Frankreich nur ein neues Leben geben würde.

Das Königreich Sardinien iſt bei ſeiner gegenwärtigen Entwicklung und bei der Perſönlichkeit ſeines Königs im Stande, ſich die angrenzenden Provinzen zu aſſimiliren. Wenn man mit verzweifelnder Schadenfreude auf die Rivalität hinweiſt, die zwiſchen Turin, Florenz nnd Mailand ausbrechen werde, ſo ſetzt man dabei immer voraus, Victor Emanuel werde in franzöſiſcher Weiſe centraliſiren wollen. Er wird aber wol einſehn — denn die Verhältniſſe ſprechen zu deutlich dafür — daß der neue Staat nur durch eine ausgedehnte Municipalfreiheit, durch eine ausgedehnte provinzielle Autonomie gedeihen kann. Zudem iſt Turin nicht ſo groß, um Mailand und Florenz zu abſorbiren; wenn auch das Parlament ſich in Turin verſammelt, ſo hat der ehrgeizige Mailänder und Florentiner viel mehr Gelegenheit, ſich hier geltend zu machen, als bei der Fortdauer der alten Zuſtände in ſeiner Vaterſtadt. Die Hofjuweliere und Hofſeifenſieder in Toscana werden freilich ein großes Geſchrei erheben; aber in dieſen liegt keine Gefahr, und die öſtreichiſche Armee ſcheint in Mailand nicht populär genug geweſen zu ſein, um die Sehnſucht nach der Wiederkehr des Generalcommandos zu erwecken.

Das Königreich Sardinien hat Lebenskraft genug, ſich die benachbarten Provinzen, auch die Legationen, zu aſſimiliren. Die Erwerbung der leztern iſt ſchon darum nothwendig, um das venetianiſche Gebiet vom Kirchenſtaat zu trennen. Aber die Lebenskraft eines jeden Staats hat ein beſtimmtes Maß. Ob der neue Staat in ferner Zukunft dazu beſtimmt iſt, ganz Italien zu vereinigen, darüber könnte nur ein Prophet ſich ausſprechen: für jetzt würde jeder Verſuch, über die natürlichen Grenzen hinauszugehen, nur zu einer völligen Auflöſung des beſtehenden ſtaatlichen Organismus führen. Sardinien innerhalb dieſer natürlichen Grenzen iſt ein ſtarker Staat, aber ſchon die Aufnahme Roms würde in dieſen Organismus den Keim einer anſteckenden Krankheit übertragen, die mit ſeiner Auflöſung endigen müßte. —

Wenn alſo Preußen conſequent iſt, ſo wird es für Kleinitalien, nicht für Großitalien ſein.

Dies iſt die unbefangne Anſicht über die Sachlage. Von der Idee der Legitimität bei den italieniſchen Fürſtenthümern zu ſprechen, muß für einen, der auch nur oberflächlich mit der Geſchichte bekannt iſt, als eine Entweihung dieſer hohen Idee gelten; und die Nothwendigkeit, die deutſche Hegemonie über Italien fortzuführen, kann nur derjenige behaupten, der ganz vergißt, was uns dieſe angebliche Hegemonie gekoſtet hat. Man blicke in das Buch der deutſchen Geſchichte von 1818—1848 und man wird keine weitern Argumente bedürfen.

Wenn aber Preußen die Einſicht gewinnt, daß eine Befriedigung der Wünſche der Italiener zugleich im europäiſchen Intereſſe liegt, ſo hat es darum doch nicht die Aufgabe, für dieſe Befriedigung in die Schranken zu treten; es genügt, wenn es

dieſe Anſicht den übrigen Großmächten deutlich macht und ſich ſehr entſchieden darüber ausſpricht, daß derjenige, der mit Gewalt dagegen auftreten wollte, es auf ſeine Gefahr thun müſſe. Wie die Sachen jetzt ſtehen, würde eine ſolche Erklärung ausreichen, den europäiſchen Frieden zu ſichern, und Preußens Stellung in Deutſchland würde dadurch nicht geſchmälert, ſondern befeſtigt werden. Preußen hat aber auch noch einen andern Grund zu ſolchem Auftreten. Es iſt nach der modernen Theorie ein paritätiſcher Staat, d. h. in ihm hat die katholiſche Kirche mit der evangeliſchen gleiche Berechtigung; wenn aber die katholiſche Kirche ſich vermißt, mit ihren Dogmen den Staat regieren zu wollen, ſo muß ſich Preußen daran erinnern, daß ſein hiſtoriſcher Kern, ja daß ſein Lebensnerv der Proteſtantismus iſt, daß es mit dem Proteſtantismus, auf den es gebaut iſt, ſiegt oder untergeht, daß zwiſchen ihm und dem Papſtthum nur gegenſeitige Duldung herrſcht und daß der Papſt nicht verfehlen würde, den Degen eines neuen Daun zu weihen. † †

Literatur.

Berichtigungen zu Schillers und Goethes Briefwechſel. — Es iſt zu beklagen, daß die 1856 erſchienene zweite Ausgabe des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe, obwol ſie außer den Ergänzungen manche Berichtigungen in der Stellung einzelner Briefe enthielt, dennoch viele übergangen hatte, die ſelbſt dem nur aufmerkſamen Leſer, geſchweige dem Forſcher, ſich aufdrängen. Daher hat Düntzer in ſeiner neueſten Schrift: „Schiller und Goethe, Ueberſichten und Erläuterungen zum Briefwechſel ꝛc.“ eine reiche Nachleſe mit Berichtigungen halten können; aber auch dieſer treufleißige Goethekenner hat doch noch Mehreres überſehen, wie folgende Nachträge zeigen mögen, welche noch immer nicht reines Feld zu machen ſich vermeſſen.

Brief 127 der zweiten (hier allein anzuziehenden) Ausgabe gehört nach Boas richtiger Beſtimmung (Schillers und Goethes Xenienmanuſcript S. 74) vor Brief 124, welcher die Antwort auf jenen iſt.

Bei Brief 138 iſt, wie Boas bemerkt (Xenienmanuſcr. S. 50), das Datum verdruckt: es muß „den 26. December“ heißen.

Brief 145 muß nach der Berichtigung von Boas (Xenienman. S. 106) auf Brief 149 folgen.

Nach Brief 562 fehlt das ſcherzhafte Executionsſchreiben von Goethe und Kirms an den mit Herausgabe des Manuſcripts von Wallenſteins Lager fort und fort zaudernden Schiller, vom 27. December 1798 (Weimars Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerk. S. 141.)

Brief 831 ist nicht, wie Düntzer berichtigt, vom 2., sondern vom 1. Januar. Aus Brief 830 geht hervor, daß es die Sylvesterfeier war, bei welcher Schiller fehlte und Goethe ihn „gestern" vermißte.

Brief 921 ist vom 2. October 1803. (Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel, S. 46.)

Brief 985 ist zwischen dem 24. Januar — dem Datum des nächstvorhergehenden Briefs 983 — und dem 30. — dem Tag der Aufführung des Phädra — geschrieben.

Brief 988 ist die Antwort hierauf und also zurückzuversetzen.

Die „Erläuterungen," welche Düntzer giebt, sind mit einer, bei ihm besonders mit Dank anzuerkennenden Kürze abgefaßt. Ohne daß man bis jetzt versucht hat, hier Lücken aufzusuchen, mag nur erwähnt werden, daß ihm der in Brief 756 gedachten „Braut in Trauer" vielleicht Congreves Mourning Bride vorschwebte, die Joh. El. Schlegel unter dem Titel „Die Braut in Trauer" zu bearbeiten unternahm. Die Heldin des Stücks findet ihren todt geglaubten Geliebten, mit dem sie insgeheim vermählt ist, Nachts in einer Gruft, so daß sie ihn für dessen Geist hält. Dies führte möglicherweise zur Vermuthung einer „Höllenbraut".

Düntzers „Uebersichten" endlich geben einen Ueberblick über den Inhalt des Briefwechsels ähnlich wie Riemer in seinen „Mittheilungen", (II. 366 ff.) unter ausgedehnterer Benutzung anderweiter Quellen, die zum Theil erst neuerlich aufgeschlossen wurden. Sie sind mehr für das größere Publicum, die „Erläuterungen" mehr für den Goetheforscher. W. Frh. v. Biedermann.

Catèchisme constitutionnel belge, par Victor Lucq, avocat près la Cour d'Appel de Bruxelles. — Brüssel, Flatau. — Es ist zwar ein Vorurtheil, daß die constitutionelle Gesinnung mehr als eine andere politische von einem fixen System fertiger Glaubensartikel ausgeht; aber über gewisse Grundsätze ist man in der That einverstanden, und darum ist es vom größten Interesse, die Verfassung eines hochgebildeten und wirklich freien Staats zu erwägen, in welchem die Idee des Vertrags zugleich die Grundlage des wirklichen Staatsrechts ist. Das Königreich Belgien wurde historisch begründet durch einen Vertrag der Krone mit dem Volk, der Vertrag ist von beiden Seiten gewissenhaft gewahrt, und alle Theile haben sich dabei wohl befunden. Wenn man auch hier die Bezeichnung „von Gottes Gnaden" anwenden will, so ist das eben nur ein Ausdruck dafür, daß jedes tüchtige Menschenwerk sich der göttlichen Gnade erfreut. —

Allgemeine kirchliche Zeitschrift. Ein Organ für die evangelische Geistlichkeit und Gemeinde. Unter Mitwirkung von Dr. Baur in Gießen, Dr. Heppe in Marburg, Lic. Holtzmann in Heidelberg, Dr. Jacobi in Halle, Superintendent Neuenhaus in Halle, Dr. Steitz in Frankfurt u. s. w. herausgegeben vom Kirchenrath Schenkel in Heidelberg. — Elberfeld, Friderichs. — Charakter: streng wissenschaftlich historische Haltung; gemäßigt freisinnige Tendenzen. — Als Probe der Darstellung möchten wir hauptsächlich auf die „Streiflichter" des 1. Hefts aufmerksam machen, die u. a. eine sehr geistvolle Kritik der „Theologia naturalis" von Zöckler enthalten. — Hier sei zugleich einer neuen Uebersetzung Calvin's vom Pfarrer Mathieu erwähnt (Pasewalk, Braune): de coena Domini u. s. w. —

Liederbuch für Turner von Timm; mit Singweisen von Stechert. 5. Aufl., Wismar, Hinstorff. — Eine vortreffliche Sammlung. — Eine gleiche Empfehlung verdient das deutsche Volksbuch von Mettler (Hamburg, Cettler): der Ausdruck, nützliches Allerlei, ist hier mit vollem Recht anzuwenden. —

Naturwissenschaft.

Einen wie großen Umfang innerhalb der populären Literatur die Naturwissenschaft einnimmt, ist bekannt; da unsere eigentliche Aufgabe nach einer andern Richtung liegt, haben wir dieser Seite unsers nationalen Denkens und Empfindens weniger Aufmerksamkeit zuwenden können. — Mit einem Buch sei uns gestattet eine Ausnahme zu machen, das uns ebenso durch seine Behandlung als durch seinen Stoff angezogen hat: „Das Leben der Natur im Kreislauf des Jahres. Seine heimischen Erscheinungen im harmonischen Zusammenhang dargestellt von Herman Pösche" (Braunschweig, Westermann.) — Der Verfasser stellt, nach den vier Jahreszeiten abgetheilt, die astronomischen und physikalischen Zustände der Erde und das Leben der drei Naturreiche, auf streng wissenschaftlicher Basis, und doch so sinnig und anschaulich dar, daß man das ganze Buch mit dem größten Interesse wie einen Roman durchlesen kann. Es hätte der poetischen Zuthaten, mit denen er seine Darstellung ausschmückt, gar nicht bedurft; der ganze Gedanke ist poetisch: die ganze Natur in ein beständiges Leben aufzulösen. Mit dem Begriff des Pantheismus ist viel Mißbrauch getrieben, hier kommt er zu einer positiven Geltung. — Nur theilweise der Naturwissenschaft gehört ein zweites Buch an: „Die Symbolik und Mythologie der Natur, von J. B. Friedreich" (Würzburg, Stahel). — Die gesammten Naturreiche werden durchgenommen, und alles aufgespeichert, was sich in Sage, Mythus, Religion an die einzelnen Gegenstände der Natur bedeutsames anknüpfte, und zwar in sämmtlichen Religionen der Welt. Da man längst zu der Einsicht gekommen ist, den Aberglauben des Volks als ein psychologisch und historisch wichtiges Phänomen zergliedern zu müssen, so ist die Gelehrsamkeit, mit welcher der Verfasser diesen ungeheuren Stoff wissenschaftlich und zugleich bequem für den Handgebrauch zu ordnen gesucht hat, nicht verschwendet; für manche gewagte Hypothese möchten wir natürlich nicht eintreten. Die Darstellung könnte mitunter einfacher sein, obgleich wir zugeben, daß der Stoff die poetisirende Behandlung sehr nahe legt. — Uebrigens zeigt sich auch darin ein erfreulicher Fortschritt gegen die Symbolik zu Anfang des Jahrhunderts, daß die objective Darstellung wenigstens überall der Auslegung vorangeht. — Von Oersted's „Geist in der Natur" ist bereits die vierte Auflage erschienen (Leipzig, Lorck.) —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Verantwortlicher Redacteur: Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig

Druck von C. E. Elbert in Leipzig

Engliſche Geſchichte

vornehmlich im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, von Leopold Ranke. 1. Bd. Berlin, Dunker und Humblot. 1859. —

Profeſſor Ranke nimmt eine ſo hohe Stellung unter den Hiſtorikern unſerer Zeit ein, daß, wenn er ein Buch ſchreibt, die gebildete Welt es mit Spannung erwartet. Wir dürfen von ihm nur etwas Vorzügliches erwarten, zumal da er weiß, daß etwas Mittelmäßiges ihm wenigſtens einen Theil ſeines Ruhmes koſten würde. Für die erſten fünfzehn Jahrhunderte ſeiner engliſchen Geſchichte hat er freilich wenig Raum. Aber gerade ſolche gedrängte Darſtellungen gewähren beſonders intereſſante Ueberblicke, wenn ſie mit ſicherer Hand gezeichnet ſind. Halten doch viele die Einleitung von Machiavelli zu ſeiner florentiniſchen Geſchichte für das Beſte, was dieſer große Meiſter geſchrieben hat. Von Profeſſor Ranke können wir indeſſen nicht daſſelbe rühmen. Er iſt ein gebildeter Mann. Eine Maſſe von Ideen, in denen die Gegenwart lebt, ſind ihm vollkommen geläufig. Der Leſer iſt erfreut, ſie, in das Gewand von Geſchichte gekleidet, bei ihm wiederzufinden. Und doch iſt nur das Gewand hiſtoriſch. Sobald der Verfaſſer von der Höhe ſeines gezimmerten Syſtems herabſteigt, um auf engliſche Geſchichte einzugehen, zeigt er zwar das volle Selbſtvertrauen eines Mannes, der zu leiten gewohnt, zugleich aber auch die Hilfloſigkeit eines Führers, der des Landes unkundig iſt. Sein Grundfehler iſt, daß er für das Wachsthum und die allmälige Entwicklung des Landes kein Auge hat. Er ſieht jezt England groß und reich und civiliſirt und kann ſich nicht zur Vorſtellung bequemen, daß es früher anders als groß und reich und civiliſirt geweſen ſei. „ . . Die ſüdlichen Küſten galten ſchon in den früheſten Zeiten für reich und gebildet. Sie ſtanden inmitten der Weltverhältniſſe“ (S. 6). An dem bekannten römiſchen Adlerträger, der ins Waſſer ſpringt, erkennen wir, daß Profeſſor R. Julius Cäſar meint. Wahrlich kein ſchlechter Gewährsmann. Was war nach Cäſar aber die Weltſtellung der Briten? Sie ſtanden außer allem Weltverkehr, da ſie ſogar auf der ihnen zunächſt liegenden galliſchen Küſte faſt unbekannt waren, ... genus hominum ... loca, portus, aditus ... quae omnia fere Gallis erant incognita (de b. G. IV.

20). Die Erzählung bei Strabo (III., 5), wie die Phönicier die Zinninseln lange ganz verheimlichen konnten, ist bekannt genug. Die Weltstellung der Briten ist indessen nicht mehr unhistorisch, als ihr Reichthum und ihre Bildung. Zur Zeit von Strabo wurde an den Südküsten von Britannien, wie jetzt an den Küsten von Afrika, Tauschhandel getrieben. Die Briten gaben Thierfelle, Hunde und Sklaven gegen Kleinigkeiten aus Elfenbein, Glas und andere werthlose Waaren. Es lohnt nicht, meint der alte Geograph, die Insel zu erobern, da man sie doch mit einer Legion besetzen müßte und das Volk zu arm ist, dieselben nebst den dazu gehörigen Pferden zu ernähren (Str. IV., 5). „Nulla praeda", schreibt Cicero an Atticus (IV. 7). Wenn Britannien später überhaupt jemals die Kosten der römischen Verwaltung aufgebracht hat, so war das wenigstens bis zur Zeit von Antoninus Pius nicht der Fall, wie wir es von Appianus, seinem Schatzmeister erfahren (App. in praef.). Britannien war den Römern in mancher Beziehung, was jetzt Indien den Engländern ist. Der Staat verlor daran Geld und Kräfte. Die Regierung indessen gewann eine Zahl einträglicher Stellen, mit denen sie ihre Anhänger belohnen und ihre Gegner bestechen konnte. Die bei weitem gebildetsten Briten, die Bewohner von Kent, waren, statt ordentlich bekleidet, mit Waid dunkelblau angestrichen und an allen Stellen, wo Haare wachsen, rasirt, mit Ausnahme des Schädels und der Oberlippe. Väter und Söhne, Brüder und Brüder hatten ihre Frauen in Gemeinschaft. Die Opfer bei feierlichen Gelegenheiten bestanden darin, daß Männer, Weiber, Kinder, Ochsen, Hunde, Hühner u. s. w. auf ungeheuern Scheiterhaufen unter unaussprechlichem Geheul und Gestank verbrannt wurden (Cäsar IV., 14, Strabo IV. 4, Diodorus V. 31, vergleiche auch Eusebius und St. Hieronymus adversus Jovinianum). Wenn Professor R. solche Zustände Reichthum und Bildung nennt, so haben wir nichts darauf zu erwidern. Wir glauben nur, daß sich seine Leser etwas ganz anderes darunter gedacht haben.

Denselben Fehler der Vergrößerung wiederholt Professor R. bei den Angel-Sachsen. Nach vielfachen Zeugnissen, besonders aber nach Sidonius Apollinaris, dem gebildetsten Schriftsteller seiner Zeit, und nach Gildas, der als Brite die germanischen Eroberer Englands am besten kennen mußte, waren diese kaum mehr gebildet als die Briten vor der römischen Herrschaft. Man bekehrte sie zum Christenthum und lehrte ihnen menschliche Sitten (rectum vivendi ordinem). Besonders Theodor v. Tarsus, der 668 Erzbischof von Canterbury wurde, und sein Freund und Nachfolger, Hadrian v. Rom, haben mit unermüdlichem Eifer dahin gearbeitet, das Volk aus seiner Ignoranz und Roheit zu ziehen. Aus ihrer Schule ist Beda hervorgegangen, der erste Germane, der nicht allein ein Gelehrter im heutigen Sinne des Wortes war, sondern der auch der Wissenschaft als solcher bei seinen Stammgenossen im

In- und Auslande Achtung verschaffte. Er, der einfache Gelehrte, der bis zu seinem Tode Mönch in seinem Kloster blieb, ist in den kurzen Chroniken, welche die ersten Bände bei Pertz füllen, dreißig Mal genannt, während Könige und Kaiser oft keinen Platz darin finden. Als nach Hadrians Tode Angelsachsen Bischöfe und Erzbischöfe wurden, verfiel die eben angeführte Bildung in England. Alcuin zog das Leben in Frankreich dem Aufenthalte unter seinen wahren Stammgenossen vor (epist. ad Offam regem XLIII.) und Bonifacius wurde Bischof von Mainz. Alles das hält Professor R. kaum eines Wortes werth, während er uns auffordert, die Größe König Edgars zu bewundern, der die Kühnheit hatte, die für ihn leeren Titel von Basileus und Imperator neben seinen Namen zu schreiben. Wäre unter den angelsächsischen Königen nicht ein Mann gewesen, der sich um die Erziehung des Volkes verdient gemacht, so, fürchten wir, hätten wir wenig von den Culturbestrebungen dieser Periode erfahren. Zu welchen historischen Excessen läßt sich unser Verfasser aber hinreißen, wenn er von dem königlichen Autor spricht! „Dieser König (Alfred d. G.) führte den germanischen Geist mit seiner Gelehrsamkeit und Reflexion in die Literatur der Welt ein. Er steht an der Spitze der Prosaschriftsteller und Historiker deutscher Zunge." Was war damals aber die Gelehrsamkeit und Reflexion der Germanen? Wir wollen Alfred selbst hören. Im ganzen Königreiche der Westsachsen war kein Mensch, der geläufig lesen konnte. „Es war das größte Unglück meines Lebens," klagte Alfred oft seinem Freunde und Biographen Assa, „daß, als ich jung war und die Fähigkeit zum Lernen hatte, keine Lehrer zu finden waren." Lehrer, und unter ihnen Assa, wurden vom Auslande herbeigeschafft. Alfred lernte Lateinisch und Griechisch und übersetzte Werke vom heiligen Gregorius von Boethius, die Fabeln des Aesop, Psalmen Davids und die Geschichtswerke von Orosius und Beda ins Angelsächsische, damit, wie er sagte, sich sein Volk daran bilden könne, was, beiläufig bemerkt, nicht geschah. Wir wissen nichts, das würdiger eines großen Königs von einem rohen und unwissenden Volke wäre. Heißt das aber „deutsche Gelehrsamkeit und Reflexion" in die Literatur der Welt einführen, oder im Gegentheile etwas von der Literatur der Welt den Germanen zugänglich machen? Und ist ein bloßer Uebersetzer darum der erste Historiker?

Ein Geograph, der die Themse nur bei London als großen Strom gesehen und daraus schließen wollte, daß sie, derselbe Fluß, auch bei Thame, wo sich zwei Bäche vereinigen, breit und tief genug für große Seeschiffe sein müsse, würde, wenn er den Lauf derselben beschriebe, aus einem Fehler in den andern fallen. Dem Historiker gehts nicht anders, wenn er sich ähnlichen Illusionen hingibt. Dagegen gibts nur ein sicheres Mittel, das ist, wenn der Geograph den Lauf des Stromes und der Historiker den Lauf der Geschichte selbst erforscht und sich nicht mit Hörensagen begnügt. Um zu sehen, wie sehr Professor R.

das Erſtere unterlaſſen und das Letztere gethan, müſſen wir eine Stelle wenigſtens genauer unterſuchen. Wir bitten den Leſer, uns zu entſchuldigen, daß wir ihn mit Details beläſtigen. Wir glauben es Profeſſor R. ſchuldig zu ſein. Wir geben einen Abſchnitt auf Seite 94 vor vielen ähnlichen Stellen den Vorzug, weil der Gegenſtand von größter Wichtigkeit iſt und die Darſtellung den Anſchein beſonderer Gründlichkeit hat. Es handelt ſich nämlich um die Frage, ob die Kronen von England und Frankreich auf einem Haupte vereinigt werden ſollten. England hatte lange darunter gelitten, daß ſeine Könige im franzöſiſchen Vaſallen-Verbande ſtanden und dadurch in die kontinentale Politik verwickelt wurden. Als daher Eduard der Dritte Kronprätendent von Frankreich wurde, war das der großen Mehrheit der Nation keineswegs erwünſcht. Das Parlament von 1331 bat ihn einſtimmig, wegen ſeines Anſpruches keinen Krieg zu beginnen, d. h. mit andern Worten ihn aufzugeben (Rolls of Parliament II. 61 a). Als deſſen ungeachtet der Krieg begonnen hatte, forderte das Parlament von dem Könige die Erklärung, daß ſie, die Barone und Gemeinen, ihm als König von Frankreich keinen Gehorſam ſchuldig ſeien, auch England nicht Frankreich unterthan gemacht werden ſolle (R. of P. II. 212, 213). Davon finden wir nichts bei Prof. R.. Statt deſſen erzählt er uns: „Im Jahre 1337 billigte das Parlament das Vorhaben des Königs, das Recht, das er durch ſeine Mutter auf den Thron von Frankreich habe, auszuführen, und bewilligte ihm Geldunterſtützung.“ Wenn wir die Parlaments-Rollen von 1337 einſehen, ſo finden wir des Rechtes auf die Krone von Frankreich mit keinem Worte erwähnt und keine Geldbewilligung verzeichnet. Es iſt aber eben ſo wahrſcheinlich, daß Shylock den Verfalltag des Wechſels von Antonio gemüthlich verträumt, als daß Eduard und ſein Kanzler es unterlaſſen hätten, eine gemachte Geldbewilligung gehörig zu Buch zu bringen. In der Parlamentsrolle ſind nur vier unbedeutende Privatgeſchichten verzeichnet, und darum wurde ein Parlament zuſammenberufen? Das iſt unwahrſcheinlich. Knyghton löſet das Räthſel: „Celebratoque apud Londonios parliamento, aliisque negotiis dispositis, rex instruxit Angligenis tributum etc.“ Alſo nachdem die Parlaments-Geſchäfte abgemacht waren, legte der König, nicht das Parlament, den Engländern einen Tribut auf. Es wird jetzt klar, warum das Parlament verſammelt wurde und warum keine Geldbewilligung verzeichnet iſt. Adam v. Murimuth, Knyghton und Wellington führen bittere Klage über das Verfahren des Königs. Nachdem indeſſen die Kriege längſt vorüber waren und die Nationaleitelkeit ein ſteigendes Gefallen an ihnen fand, nahm der unerfreuliche Vorgang, namentlich ſeit der Revolution im 17. Jahrhunderte, in den Erzählungen der Geſchichtſchreiber immer angenehmere Formen an, bis Cobbet in ſeiner Parlaments Geſchichte uns verſichert, daß das Parlament mit „freudiger Hin-

gebung und aufs Bereitwilligſte" die Abgaben votirte und den König zum Kriege aufforderte. Profeſſor R. hat direkt oder indirekt aus dieſer letztern Quelle ohne eigne Prüfung geſchöpft und nur, wie er es oft thut, die Ausdrücke gemildert. Mit einem ſolchen Fehler in Einem Abſchnitte hat ſich Prof. R. aber nicht begnügt. Er fährt fort: „Im Jahre 1348 haben die Peers, jeder in ſeinem Namen, den König aufgefordert, über die See zu gehen ... die Großen mit ihren Knappen und Reiſigen folgten, ohne der alten Einreden zu gedenken, in Perſon." Von den alten Einreden, dem König nicht nach Frankreich folgen zu dürfen, konnte unter Eduard dem Dritten füglich nicht die Rede ſein. Die Ritterdienſte in Perſon mit Knappen und Reiſigen waren damals bereits ſeit faſt 200 Jahren in Geldabgaben verwandelt worden, gewöhnlich 40 Schillinge für ein Ritterlehn. (Maddox History of the Exchequer I, 684, Cont upon Sittleton. etc.) Für das Inland diente das Posse Comitatus oder Grafſchafts-Miliz, für kontinentalen Krieg Soldheere. Eine beträchtliche Zahl von Soldrechnungen ſind noch vorhanden. Mit dieſem zweiten Fehler haben wir indeſſen die Maſſe der Irrthümer in zehn Zeilen noch nicht erſchöpft. Das Jahr 1348 iſt nämlich das unglücklichſte, auf das Prof. R. hat verfallen können. Es iſt das Jahr, in welchem die große Peſt, die dem Dekameron zum Grunde liegt, nach England kam. Alle Geſchäfte ruhten. Kein Parlament wurde gehalten, kein Heer gebildet. „Pluviae et pestilentia" iſt Alles, was wir in den Chroniken der Zeit finden. In den folgenden Zeilen von Profeſſor R. leſen wir, daß auf die vom Verfaſſer beſchriebene Weiſe das „ſtattliche Heer" zu Stande kam, welches den Sieg von Crecy gewann. Da die Schlacht von Crecy am 26. April 1346 geſchlagen wurde, ſo kann ſich das Heer, welches erſt zwei Jahre ſpäter gebildet ſein ſoll, wohl ſchwerlich daran betheiligt haben. Nach den amtlichen Urkunden war der Vorgang folgender: Eduard berief 1344, nicht 1348, ein Parlament nach Weſtminſter. Da man wußte, daß der König Geld zum Kriege fordern würde, blieben die Prälaten und Barone aus. Der König ließ darauf jedem Einzelnen mit ſeinem vollen Zorne drohen. Da er es in ſeiner Gewalt hatte, jeden Unterthan, hoch oder niedrig, durch einfache Polizeiſtrafen (amerciaments) an den Bettelſtab zu bringen, ſo verſammelte ſich das Parlament.

Der König fuhr darauf in ſeinen Drohungen fort, bis die Großen eine Deputation an ihn ſchickten, die ihm vorſtellte, daß ſie die Laſten des Krieges nicht ferner ertragen könnten, und daß er demſelben ein Ende machen möge, ſei es durch eine Schlacht oder durch Friedensſchluß (qu'il vousist faire fyn a reste guerre ou p Bataylls ou p Pees). Der König wählte natürlich Bataylls und eine Abgabe wurde für Anwerbung des Heeres bewilligt (R. of P. II, 148 ff.). Das Heer, das ſo zuſammengebracht werden konnte, war aber nur klein.

Nachdem der König bereits auf der See gewesen war, kehrte er darum noch ein mal ans Land zurück und hielt mit seinen Kriegsgefährten und „einigen Andern“ am 3. August 1345 eine deliberatio plenior, wie er sie nannte, eine ganz unconstitutionelle Versammlung, in der beschlossen wurde, die Großen zur Kriegsfolge zu zwingen. Einige Furchtsame und Schwache mögen sich losgekauft haben. Ein Heer konnte indessen nicht zusammengebracht werden, bis endlich der König am 5. März 1346 unter dem Versprechen, es nie wieder zu thun, einen eigenmächtigen Befehl an seine Amtsvögte erließ, Rekruten zu pressen. Auf diese Weise kam „das stattliche Heer“ zusammen, das den Sieg bei Crecy erfocht, und es mögen dabei manche Scenen vorgekommen sein, wie wir sie aus Shakespears Heinrich des Vierten kennen. (Urkunden Sammlung von Ryma IV. 184 f. 193 f.)

Die halbe Seite, die wir eben einer näheren Untersuchung unterworfen haben, macht keine Ausnahme. Der ganze erste Theil des vorliegenden Bandes ist mit ähnlicher Ungenauigkeit und Gleichgültigkeit gegen die wirkliche Geschichte Englands geschrieben. Jeder Fehler nimmt freilich nur einen kleinen Raum ein, einen Satz, eine Zeile, zuweilen ist es ein einziges Wort: das kann in einer gedrängten Darstellung nicht anders sein. Dem Inhalte nach sind die Fehler aber groß. Und selbst wenn sie an sich weniger bedeutend wären, so macht doch am Ende die Summe der einzelnen Striche und Züge das Bild, und wo das Detail falsch ist, kann das Ganze nicht richtig sein.

Die fünf Regierungen aus dem Hause Tudor füllen etwas mehr als das sechzehnte Jahrhundert aus. Der Verfasser ist hier also bei der Periode angekommen, die er so oft behandelt hat. Die Geschichte des Hauses Tudor ist einer der interessantesten, zugleich aber auch schwierigsten Gegenstände, die sich ein Historiker wählen kann. Nichts ist freilich leichter, als eine Lobschrift auf Heinrich und Elisabeth abzufassen, wenn man, wie das so oft geschehen, von dem praktisch-orthodoxen Grundsatze ausgeht, daß, wer gegen den Papst ist, darum für Gott sein müsse und kein Unrecht thun könne. Aber auch von der andern Seite ist es wahrlich nicht schwer, ein Gemälde in den schwärzesten Farben zu produciren, wenn man sich an die Schriftsteller der entgegengesetzten Schule hält. Geschichtsschreiber, die sich der Unparteilichkeit befliſſen, haben es wohl auch versucht, etwas von der einen und von der andern Seite zu entnehmen. Aus diesem widersprechenden Material haben sie ein buntes Bild zusammengesetzt, das durch nichts als die größere oder geringere Kunst der Darstellung zusammengehalten wird. Es leuchtet von selbst ein, daß diese Methode ganz unzulänglich ist. Die Folge der mangelhaften Behandlung ist, daß jetzt nach dreihundert Jahren und nachdem ganze Bibliotheken darüber zusammengeschrieben sind, der Gegenstand nicht mehr aufgeklärt ist als damals, wo die Leidenschaft so blind machte, daß man von der einen und von

der andern Seite das Verbannen und Hängen Andersdenkender für verdienſtlich hielt. Nur derjenige Hiſtoriker kann der Geſchichte dieſer Zeit einen weſentlichen Dienſt leiſten, welcher überall auf die erſten Quellen zurückgeht und außerdem ſeine Studien auf die breiteſten Grundlagen ausdehnt. Denn wenn man z. B. auch alle einzelnen Handlungen von Heinrich dem Achten richtig erzählen wollte, ſo würden ſie, die oft mehr gegen die menſchliche Natur zu verſtoßen ſcheinen, als die Extravaganzen vom König Blaubart und von halbdämoniſchen Zwergen, doch unverſtändlich bleiben, wenn nicht der moraliſche und intellektuelle Zuſtand des Volkes erſt klar gemacht wäre. Es iſt nicht ſo wichtig, zu beſchreiben, wer Heinrich und wer Eliſabeth war, als zu zeigen, wie ein Heinrich und eine Eliſabeth in England möglich wurden. Wir ſchreiben nicht Geſchichte, ſondern ſind bloß ein Leſer der Geſchichte von Pr. R.. Wir wollen indeſſen doch eine an ſich ganz unbedeutende Thatſache kurz anführen. In ihrer Vereinzelung, wie wir ſie hier geben, kann ſie nichts Weſentliches zur Erklärung jener Zuſtände beitragen. Sie läßt uns aber doch einen flüchtigen Blick auf das Treiben jener Tage werfen. Drei Prälaten der neuen Kirche, nämlich Erzbiſchof Cranmer und die Biſchöfe von Worceſter und Salisbury diſputirten in vollem Ernſte zwei Wochen lang mit dem Doktor der Theologie Croukhorn, der behauptete, im Himmel geweſen zu ſein, wo ihn die Jungfrau Maria bei der Hand gefaßt und ihm die heilige Dreieinigkeit gezeigt habe, die, in einen großen blauen Mantel gekleidet, von der Mitte des Körpers aufwärts drei Leiber und drei Köpfe gehabt und nach unten nur in Einen Unterleib und zwei Beine ausgelaufen ſei. Die Biſchöfe mögen im Stillen darüber gelächelt haben. Ihre ernſte Behandlung der Sache zeigt aber, wie ſtark ſolche Verirrungen im Volke vertreten waren. Das iſt ein Beiſpiel von hunderten. Zugleich predigte ein Mann wie Biſchof Latimer Kapuzinaden auf dem öffentlichen Platze bei St. Pauls Croß, in denen er unter Anderem ſagte, daß der König nicht genug thun würde, wenn er alle Biſchöfe, Aebte u. ſ. w., alle Herzöge, Lords u. ſ. w. hängen ließe. In einer Zeit und bei einem Volke, das zu keinem geringen Theile aus ſolchen Elementen zuſammengeſetzt war, war beinahe Alles möglich.

Nach den vorſtehenden Bemerkungen darüber, was der Hiſtoriker der Tudor zu thun hat, müſſen die Leiſtungen von Pr. R. klein erſcheinen. Bei ſeinen früheren Arbeiten iſt er oft der engliſchen Politik und den engliſchen Staatsmännern begegnet. Der Platz, den England in der allgemeinen europäiſchen Politik einnahm, hat ſich in ſeiner Vorſtellung genau abgegrenzt. Was war daher natürlicher, als daß er ihn auszufüllen und dadurch ſeine hiſtoriſchen Arbeiten mehr abzuſchließen trachtete? Hätte er das nach gründlichen Studien gethan, ſo würde er gewiß etwas Vortreffliches geleiſtet haben. Er hat ſich aber mit wenig mehr begnügt, als England aus den Erzählungen

ſeiner proteſtantiſchen Freunde kennen zu lernen. Die Folge davon iſt, daß ſein Buch Material von ſehr verſchiedenem Werthe enthält. Die Wechſelwirkungen zwiſchen England und dem Kontinent, die Profeſſor R. ſelbſt durchforſcht hat, ſind im Ganzen vortrefflich erzählt. So iſt z. B. der Einfluß des Kampfes zwiſchen Carl dem Fünften und Franz dem Erſten auf den Papſt, durch den Papſt auf die Entſcheidungsfrage und durch dieſe auf die engliſche Reformation mit großer Klarheit auseinandergeſetzt. Wenn der Verf. aber auf die eignen Zuſtände von England eingeht, wird ſeine Erzählung beſchränkt und einſeitig.

Er verſucht es erſt, die Familie Tudor ihrer Abſtammung nach als vornehm und legitim darzuſtellen, geräth dadurch aber unſerer Anſicht nach in eine Reihe von Irrthümern. Owen Tudor heirathete Katharina, die Wittwe Heinrich des Fünften, „wie ſich denn Verbindungen fürſtlicher Damen mit angeſehenen Edelleuten damals nicht ſelten finden.“ Owen war nun aber kein angeſehner Edelmann, überhaupt kein Edelmann und nicht einmal Sir Owen, d. h. nicht einmal Ritter, wie Prof. R. das aus jeder genealogiſchen Tafel erſehen kann. Da zur Zeit Owen's Jeder, der 40 Pfund jährlichen Einkommens aus Ländereien hatte, Ritter werden mußte, ſo hat er vor der Verheirathung wohl in beſchränkten Verhältniſſen gelebt. In der That ſagt das Cronycle of Englande soyth the Irnyt of Tyms ganz unverholen von ihm: „Ein gewiſſer Owen, ein Squire aus Wales und ein Mann von niedriger Geburt,“ der darum nach dem Tode von Katharina auch nicht in den Tower, ſondern in Newgate mit gemeinen Verbrechern eingeſperrt wurde. Von mütterlicher Seite ſtammte Heinrich der Siebente von Johan v. Gant, und zwar, wie Prof. R. verſichert „aus zweiter Ehe“ mit Katharina Swynford, ab. Johan v. Gant oder Gaunt war nun aber in erſter Ehe an Blanche v. Lancaſter und in zweiter Ehe an Conſtance v. Caſtilien verheirathet. Während dieſe lebte, erzeugte er mit Katharina Kent aus Hennegau und Wittwe von Sir Th. Swynford, alſo vollſtändig außer der Ehe, vier Kinder, darunter Johan, von dem Margaret, die Mutter von Heinrich dem Siebenten, abſtammte. Später, als die Kinder erwachſen waren, heirathete Johan v. Gaunt ſeine bisherige Maitreſſe. Da nach engliſchem Rechte eine nachfolgende Ehe die vorher gebornen Kinder nicht legitimirt, ſo fand man es für nöthig, die Kinder von Katharina Kent durch ein Patent von dem Makel unehelicher Geburt zu befreien. Die Stelle in der Legitimations-Urkunde, welche die Würden aufzählt, zu welchen ſie befähigt ſein ſollten, iſt auf der Rolle der Patente wie folgt geſchrieben: .. Honores Dignitates excepta Dignitate Regali Prae-eminentias etc. Profeſſor R. hält es für erwieſen, daß die zwiſchen die Zeilen geſchriebenen (geſperrten) Worte ein ſpäterer Zuſatz von Heinrich dem Siebenten ſind, der das einmal verliehene Recht nicht habe wieder nehmen können. Wir glauben, daß der Verf. ſich trotz ſeines

im Ganzen guten Gewährsmannes irrt. Denn ähnliche Correkturen und Zusätze kommen fast bei jeder Urkunde auf den Rollen vor. Sind sie darum allegeändert? Niemand hat das noch behauptet. Es giebt aber eine andere Abschrift der Urkunde, sagt Prof. R., hierin Sir H. Nicolas folgend (nicht Ausfertigung), die auf den Rollen des Parlaments steht und den einschränkenden Zusatz nicht enthält. Das ist nicht genau; denn es ist keine Abschrift der Urkunde, sondern die eines Entwurfes dazu, der immerhin vor der Ausfertigung geändert werden konnte. Daß dies hier der Fall gewesen, ist um so wahrscheinlicher, als, wie Dr. Lingard richtig bemerkt, auch der Entwurf die Krone unter den Würden nicht aufzählt und darum die Kinder Kent keineswegs für thronfähig erklärt. Der Zusatz in der Abschrift des Patentes ist daher ganz im Sinne des Entwurfes auf den Parlamentsrollen, nur bestimmter.

Unserer Ansicht nach hätte Professor R. besser gethan, seinem Buche eine Reihe von Unrichtigkeiten zu ersparen, zumal da die Tudors, selbst wenn sie legitimer und vornehmer gewesen wären, kaum etwas in unserer Achtung gewonnen hätten. Wir hätten auf die ganze Herleitung ihres Ursprunges wenig Gewicht gelegt, wenn sie nicht dem falschen Tone gliche, mit dem ein schlechter Sänger zuweilen einsetzt, und der dem ganzen Vortrage bis zum Ende hin eine zu große Höhe gibt. Das zeigt sich im Größten und im Kleinsten. Vom Kleinsten ein Beispiel aus vielen. Die Charakteristik von Heinrich dem Siebenten bei unserm Verfasser ist nichts, als eine freie Uebersetzung von Lord Bacon. Wenn der Letztere indessen sagt, daß dieser König etwas einem Geistlichen geglichen (a little like a churchman), so ist die Bemerkung des englischen Hofmannes dem deutschen Professor nicht ehrerbietig genug. Er muß aus dem Geistlichen einen „hohen" Geistlichen machen.

Im Großen zeigt sich der falsche Ton zuförderst in der ganzen Auffassung von Heinrich dem Achten, von diesem Könige mit „praktischer Intelligenz ohne Gleichen," der „die Beweglichkeit der Absichten mit einem jeder Zeit festen Willen verband", und dem „die Menschen nur Werkzeuge waren, die er braucht und wieder zerbricht." Homer spricht ungefähr so von Zeus dem Olympier. Er hatte auch seine Launen, unter denen die Menschen schwer litten. Er zog auch zuweilen ein anderes Weib seiner Juno vor. Aber wehe dem Sterblichen, der anders, als mit Ehrfurcht zu ihm hinaufgeblickt hätte. So weit wir Heinrich den Achten kennen, war er indessen sehr verschieden von den ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες. Als Kind und so lange sein älterer Bruder Arthur lebte, war er bestimmt, einst Erzbischof von Canterbury zu werden. Das gab ihm einen theologischen Anstrich für sein ganzes Leben. Wie die meisten Tudors war er der Schmeichelei besonders zugänglich und die wurde ihm im vollsten Maße zu Theil. An seinem Hofe versammelten sich erst falsche Spieler und Abenteurer aus ganz Europa, die sich für Geld zu Allem hergaben. Wenn sie ihre

Gemeinheiten zu weit trieben, wurden sie wol gelegentlich auch der Polizei Preis gegeben, wie wir es bei Hall lesen. Aber diese gemeinen Schmeichler waren nicht die einzigen. Männer der Wissenschaft und Fürsten der größten Reiche gesellten sich zu ihnen. Die Bemerkung, die Hallam über Erasmus macht, daß er auf dem Continent ein Demagog und in England servil war, scheint auf den ersten Anblick hart zu sein, ist aber wahr. Ferdinand v. Aragon sein Schwiegervater, wußte die Eitelkeit Heinrichs vortrefflich zu benutzen. Nachdem er ihn veranlaßt hatte, ein Heer nach Nordspanien zu schicken, um von da aus die alten Besitzungen in Frankreich wieder zu gewinnen, gebrauchte er die Engländer, um für sich Navarra zu erobern und schickte sie dann schimpflich nach Hause. Maximilian trieb es noch schlimmer mit dem jungen König und nahm ihm auch außerdem baares Geld ab. Als Heinrich unter die geistige Herrschaft von Wolsey gekommen war, verschwanden die kleinen Gauner vom Hofe. Wolsey war aber nicht weniger eitel als sein König. Papstthum, Kaiserthum, allgemeine Weltherrschaft, mit solchen Vorspiegelungen ließen sich beide immer und immer von Neuem ködern. Der Cardinal war dabei der Leitende, der König der Folgende. Die Stellung des Ersteren war so groß, daß Staatssekretäre, die mit dem Könige arbeiteten, an ihn, wie an einen unabhängigen Fürsten schrieben. So schreibt z. B. Bryan Tuke noch im Jahre 1528 aus dem königlichen Palaste an Wolsey, daß er seine Aufträge an den König so ausgerichtet, wie es „der Mittelsperson zwischen zwei Fürsten" zukomme. Heinrich blieb in der unselbstständigen Stellung, bis er über 35 Jahre alt war. Da vermaß es sich Wolsey, über die Person des Königs so viel zu verfügen, daß er ihn von seiner Gemahlin trennen und an eine französische Prinzessin verheirathen — da er Geld nahm, kann man fast sagen, verkaufen — wollte. Die Trennung, die dem König genehm war, stieß auf Schwierigkeiten. Die beabsichtigte Verheirathung mit der französischen Prinzessin, die der König nicht mochte, verminderte den Einfluß von Wolsey und erhöhte den der Partei von Anna Boleyn. Der König brach hierauf mit den Personen, die bis dahin den größten Einfluß auf ihn ausgeübt hatten, d. i. mit dem Cardinal und mit dem Papst. Als er sah, daß dessen ungeachtet nicht gleich alles um ihn her in Trümmer fiel, wurde, wie das bei schwachen Naturen nicht selten vorkommt, sein Selbstgefühl unverhältnißmäßig gesteigert. Aber eine hohe Meinung von sich selbst gibt noch keine Selbstständigkeit, und Heinrich erlangte sie auch jetzt nicht. Eine Partei nach der andern gewann einen entscheidenden Einfluß auf ihn und jede neue Partei oder Clique gab ihm eine neue Königin. Seine letzte Gemahlin Katharina Parr macht davon vielleicht eine Ausnahme. Der Unterschied zwischen der Zeit Wolseys und der späteren Periode besteht nur darin, daß früher der König von seinem Günstling und den von ihm verwendeten Dienern eine übermäßig hohe Meinung hatte, während er nachher

allen Glauben an die Einsicht und Redlichkeit der Menschen verlor. Aber ein selbstherrschender König wurde er doch nicht, schon darum nicht, weil in seiner Natur nicht einmal so viel Hingebung lag, als zur regelmäßigen Leitung von Geschäften nothwendig ist. So ließ er sich von Cromwell an Anna von Cleve verheirathen. Der Minister mußte aber die unelegante Gestalt und das nicht hübsche Gesicht derselben mit seinem Kopfe bezahlen. Die Thatsachen, auf welche wir unsere Ansichten stützen, treten uns in solcher Fülle entgegen, daß uns der Reichthum derselben die Wahl schwer macht. Wir wollen nur an einen ziemlich bekannten Vorgang aus der letzten Lebensperiode dieses Königs erinnern, der für seine Sinnesweise nach mehr als einer Richtung hin bezeichnend ist. Heinrich, der durch körperliche Leiden früh unförmlich und hinfällig geworden war, heirathete in seinem 47. Jahre Katharina Parr, die, obgleich zweimal Wittwe geworden, noch jung war, wol hauptsächlich nur, um eine Krankenpflegerin um sich zu haben. Er behandelte sie wie eine Magd. So mußte sie, wenn er Minister anhörte, oder Gesandten empfing, neben ihm sitzen und sein geschwollenes Bein auf ihrem Schooße halten. Sie war Protestantin und die Partei Gardiner und Wriotheslay sahen sie daher ungern. Als sie sich eines Tages unterfangen hatte, mit dem König über religiöse Gegenstände zu disputiren, benutzten ihre Gegner seinen Aerger über die Anmaßung, die Erlaubniß zur Verhaftung der Königin von ihm zu erwirken, die ebenso viel als ein Todesurtheil war. Die Königin erfuhr das sogleich. Sie begab sich in das Nebenzimmer, wo sie so fürchterlich zu weinen, zu schluchzen und zu heulen anfing, daß es dem König unerträglich wurde. Sein geschwollenes Bein, das ihm jede Bewegung schmerzlich machte, hinderte ihn daran sich fortzubegeben. Von der andern Seite ließ sich die Königin nicht beschwichtigen und konnte nicht, ohne die Scene zum Aeußersten zu treiben, entfernt werden. Um sich einen ruhigen Abend zu verschaffen, gab der König nach. Eine Aussöhnung kam zu Stande und als Wriotheslay am andern Tage mit dem Verhaftsbefehle kam, mußte er sich glücklich preisen, nur schimpflich aus dem Palaste gejagt, nicht selbst aufs Blutgerüst geschickt zu werden.

Es fällt uns nicht ein, zu glauben, daß dies hinreichte, ein vollständiges Bild vom Charakter Heinrichs des Achten zu geben. Es zeigt unseres Erachtens aber doch, von welchen kleinen Einflüssen, „sein jeder Zeit fester Wille" abhängig war, und daß die Parteien sich bis in seine unmittelbarste Umgebung wagten. Er war oft der Spielball der Intriguen. Nur war er aller Zeit bereit, auf den blutigsten Rath zu hören.

In der That gehört nur eine mäßige Kenntniß der englischen Geschichtsliteratur dazu, um zu sehen, von wem Prof. R. sich zur Bewunderung der fast übermenschlichen Herrschertalente Heinrichs des Achten verleiten läßt. Die Grundlage seiner Darstellung bildet die Geschichte der Reformation von Bi-

ſchof Burnet. Burnet hat ſich als eifriger Parteimann große Verdienſte um die proteſtantiſche Sache erworben. Er iſt aber eben darum ein ſchlechter Hiſtoriker. Und wie hat er geſchrieben? Neben ſeinen andern zahlreichen Geſchichten hat er nicht weniger, als die faſt fabelhafte Summe von 145 größeren und kleineren Werken verfaßt. Wie iſts da möglich, daß er die Wahrheit gründlich abgewogen? Eine moderne Literaturgeſchichte nennt ihn den penny-a-liner im Großen. Wir glauben, das iſt nicht richtig; denn der penny-a-liner iſt nur unbekümmert um die Wahrheit deſſen, was er berichtet, während Biſchof Burnet ſie nicht nur ſelbſt im Intereſſe ſeiner Partei abſichtlich unterdrückte, ſondern auch andere zu verhindern ſuchte, nach ihrer Ueberzeugung zu ſchreiben. Prof. R. wird uns das ſelbſt bezeugen, da er jedenfalls das Geſpräch in der pariſer Bibliothek und die darauf folgenden Intriguen kennt, deren Le Grand im Anfange ſeiner Histoire du divorce erwähnt. Ein anderer Schriftſteller hat aber einen noch gefährlicheren Einfluß auf Prof. R. gewonnen. Wahrſcheinlich hatte dieſer ſein Werk bis zum Ende der Eheſcheidung geſchrieben, als Fronds History of England erſchien. Von da ab wenigſtens iſt Froud deutlich bei Prof. R. zu erkennen. Froud iſt ein merkwürdiger Mann. Er hat ein entſchiedenes Darſtellungstalent. Aus einer gewiſſen Schule in Oxford hervorgegangen, gehört er aber mehr in das ſechzehnte als in das neunzehnte Jahrhundert. Er könnte mit beſtem Gewiſſen gleich um die Gunſt von Heinrich buhlen, um durch deſſen Arm ſeine Feinde zu zerſchlagen. Sein moraliſches Unterſcheidungsvermögen gehört ſo ſehr einer andern Zeit an, daß er vieles erzählt, was ſelbſt liberale Geſchichtsſchreiber, die aus Heinrich keinen großen Mann machen, zur Ehre des Landes verſchweigen. Prof. R. hätte nun leicht nach der eignen Darſtellung von Frond deſſen falſches Urtheil berichtigen können. Er hat aber den andern Weg gewählt. Er iſt dem Urtheile gefolgt und hat die Thatſachen unterdrückt.

Wir fragen Profeſſor R.: iſt es wahr oder nicht, daß Heinrich der Achte die Finanzen des Staates im blühendſten Zuſtande überkam und in bettelhafter Verfaſſung hinterlaſſen hat? Iſt es wahr oder nicht, daß ſein Vater die drückenden Geſetze gegen die Freiheit der Gewerbe und der Arbeiter milderte und nach dieſer Verbeſſerung ſogar die Strafen herabſetzen konnte, während er den alten Zwang wiederherſtellte und die Verſchlechterung der Geſetzgebung durch Vermehrung der Galgen gut zu machen ſuchte? Iſt es wahr oder nicht, daß ſein Vater ſich große Verdienſte um die Sicherheit des Handels erworben, den er wieder gänzlich vernachläſſigt hat? Iſt es wahr oder nicht, daß er die Regierung in Frieden mit aller Welt überkam und in dem tödtlichſten Haſſe mit der mächtigſten Dynaſtie Europas hinterließ? Iſt es wahr oder nicht, daß er deſſen ungeachtet zwar eine in Gold und Silber gekleidete Leibgarde einrichtete (die jedoch wegen Mangels an Geld bald wieder auseinander ging),

die Vertheidigung des Landes aber verfallen ließ? Er fand eine unbestrittne Thronfolge. Und wie hinterließ er sie? Zwei seiner Kinder hatten er und sein Parlament nicht nur für illegitim erklärt, sondern er hatte auch durch die höchsten Autoritäten und in allen Formen Rechtens feststellen lassen, daß sie in Blutschande erzeugt waren. Dennoch waren sie zur Thronfolge bestimmt. Maria mußte in Elisabeth die Frucht eines unerlaubten Umganges sehen, dem sie und ihre Mutter geopfert waren, und Elisabeth konnte in Eduard nur den Sohn der Nebenbuhlerin erblicken, für die ihre Mutter unter der schimpflichsten Anklage auf dem Blutgerüste gestorben war. Und wenn, wie wir glauben, Prof. R. das Alles zugestehen muß, was hat er dem entgegenzusetzen? England sagte sich von dem Gehorsam gegen den Papst los. Hat uns aber Prof. R. nicht selbst erzählt, wie lange und mit welcher Zähigkeit sich der König an den Papst geklammert und daß ihn nur eine Neigung, die auch unser Verf. nicht zu vertheidigen wagt, und der Drang der Umstände vom päpstlichen Stuhle getrennt haben? Wenn es Verdienst war, so war es also nicht sein Verdienst. Wir sagen, wenn es Verdienst war, weil wir den neuen Zustand auch im protestantischen Sinne für schlechter als den alten halten. Nach einigen vorübergehenden Schwankungen wurde nämlich im Jahre 1539 durch das Statut der sechs Artikel, damals gewöhnlich das Blut-Statut genannt, verordnet, daß Jeder den Tod am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen sterben sollte, der sich durch Schrift oder Wort folgender Verbrechen schuldig machte:

1. die Transsubstantiation zu leugnen, 2. die Communion unter beiderlei Gestalten zu vertheidigen, 3. zu behaupten, daß Priester heirathen dürfen, 4. daß man die Gelübde der Keuschheit brechen dürfte, 5. daß Privat-Messen überflüssig sind, 6. daß Ohrenbeichte nicht nöthig sei. Und solch ein Statut kam in einer Zeit, in der wenigstens der höchste Gerichtshof des Landes es nicht für nöthig hielt, den Angeklagten zu hören. Ist Torquemada weiter gegangen? Für England wurde die grausame Herabwürdigung dadurch noch größer, daß, während die Protestanten sich nach ihrem Gewissen dem Statut nicht unterwerfen konnten, die Katholiken den gräßlichen Tod der Hochverräther sterben mußten, wenn sie die katholische Religion auf das katholische Oberhaupt zurückführten. Und war das ein Vortheil, daß jetzt weltliche und geistliche Tyrannei in einer Person vereinigt wurden, der nicht ein Mal die alte Tradition zur Seite stand und deren Leben wahrlich keine Achtung einflößen konnte?.

Wir würden glauben, daß es in einer so gebildeten Geschichte, wie der unsers Verfassers, gegen den Anstand ist, von gemeinen Hinrichtungen zu sprechen, hätte Professor R. nicht selbst seine Entrüstung über die Executionen unter Maria zu erkennen gegeben, die, wie er dabei bemerkt, halb spanischer

Abkunft war und nach ſpaniſchen Beiſpielen handelte. Auf dieſes Letztere legen wir wenig Gewicht, während wir im Uebrigen vollkommen mit dem Verf. übereinſtimmen, daß die Königin für ſolche Akte ihrer Regierung perſönlich verantwortlich war. Wir gehen nur einen Schritt weiter und meſſen Heinrich mit demſelben Maaßſtabe. Wir entnehmen die folgende Aufzählung von Lord Herbert, ſeinem erſten Biographen und ſeinem Vertheidiger. Heinrich ließ zum Tode verurtheilen: „zwei Königinnen, 2 Cardinäle, (Wolſey und Pole), 12 Herzöge, Marquis, Earls und Söhne von Earls, 18 Barone und Ritter, 77 Aebte, Priore u. ſ. w. und von mehr gewöhnlichem Volke der einen und der andern Religion ungeheuere Maſſen". Nicht von katholiſcher Seite, ſondern von proteſtantiſcher erfahren wir, daß dieſe „ungeheuren Maſſen" in der That nicht weniger als 72,000 Hinrichtungen begriffen, in einer Bevölkerung, die nicht mehr als 4 Millionen betrug.

Wir haben den Raum, der uns zu Gebote ſteht, beinahe erſchöpft. Da der Verfaſſer die Geſchichte der Stuarts erſt begonnen hat, ſo können wir unſere Bemerkungen über dieſelben bis dahin aufſparen, wenn ſie beendet ſein wird. Die wenigen Zeilen, die uns noch übrig bleiben, werden wir daher am beſten zu einigen flüchtigen Bemerkungen über Eliſabeth verwenden. Die zwei Hauptpunkte in ihrer Regierung, um die ſich die übrigen Ereigniſſe drehen, ſind die Feſtſtellung der Thronfolge und das Verhältniß zu den Proteſtanten auf dem Kontinent. Profeſſor R. behandelt Maria Stuart, als ob ihre Anſprüche als Thronfolgerin beachtet zu werden aller Begründung entbehrten. Wer war dann aber der präſumtive Thronerbe, wenn nicht Maria Stuart? Das Parlament hatte Heinrich den Achten ermächtigt, die Thronfolge in ſeinem Teſtamente zu beſtimmen, und das war in folgender Weiſe geſchehen. Erſt ſollten Eduard und ſeine etwaigen Nachkommen, dann Maria, und wenn ſie ohne Erben ſtürbe, Eliſabeth folgen. Nächſt dieſer directen Deſcendenz wurden die Nachkommen der jüngern Schweſter des Königs, Maria, die an den Herzog von Suffolk verheirathet war, zur Thronfolge berufen. Die Abkömmlinge ſeiner älteren Schweſter Margaretha, der Großmutter v. Maria Stuart, waren übergangen. Wenn alſo die teſtamentariſchen Beſtimmungen aufrecht erhalten wurden, ſo ging die jüngere und proteſtantiſche Linie Suffolk der ältern und katholiſchen Linie Stuart vor. Eliſabeth machte aber ſelbſt und abſichtlich die Ausführung des Teſtaments ihres Vaters unmöglich. Die Repräſentanten der Linie Suffolk waren drei Schweſtern Jane, Katharina und Maria Gray. Das Ende von Jane Gray iſt bekannt genug. Katharina wurde daher nach dem Tode derſelben die nächſte zum Throne. Und was that Eliſabeth. Als Katharina Gray ſich mit dem Grafen von Herford vermählte, erklärte ſie unter keinem andern Vorwande, als daß ſie nicht einwilligte, die Ehe für nichtig, ließ der armen Frau einen Proceß als gemeine Hure

machen, trennte sie von ihrem Manne und von ihren Kindern, hielt sie in enger Gefangenschaft und ruhte nicht eher, als bis sie dieselbe durch Leiden und Schimpf ins Grab gebracht hatte. Die jüngste Schwester wurde dadurch beseitigt, daß sie an einen ganz niedern Mann, einen gewissen Henry Keys, verheirathet wurde, der Portier war. Dies Benehmen von Elisabeth, das mit seltener Roheit und Grausamkeit Jahre lang fortgesetzt wurde, ist einer der häßlichsten Flecken in ihrem Charakter. Kennt Prof. R. diesen Umsturz der ganzen Erbfolge nicht? Wir können es nicht verlangen, daß er die Urkunden selbst eingesehen. Er hätte aber wenigstens die Constitutional History of England von Hallam lesen sollen. Nachdem nun die Linie Suffolk beseitigt und die Ausführung des Testaments unmöglich gemacht war, was Anderes konnte geschehen, als auf die natürliche Erbfolge zurückzugehen? Und danach war Maria Stuart die Erbin, wie denn auch trotz ihrer Hinrichtung ihr Sohn auf den Thron gekommen ist.

Was nun den zweiten Punkt, nämlich die Hilfe, betrifft, die Elisabeth den Protestanten auf dem Kontinente gewährt, so stellt Professor R. sie wie eine Beschirmerin der Reformation dar. Daß sie Hilfe geleistet, ist gewiß. Aber in welcher Weise und in welchem Umfange? Sie lieh den Hugenotten einige Male unbeträchtliche Summen, wofür ihr Coligny den Schmuck der Königin von Navarra verpfänden mußte. Im Jahre 1561 besetzte sie Dieppe und Havre, das sie aber 1563 wieder aufgab. Außerdem sandte sie in den Jahren 1589 und 1591 noch unbeträchtliche Hilfe für Heinrich den Vierten; für die Niederländer, deren Aufstand ihr so sehr zu Statten kam, hatte sie lange nichts als Predigten darüber, was Unterthanen ihrem Könige schuldig sind. Endlich als die Revolution besseren Fortgang hatte, schickte sie 1585 ihren Grafen Leicester mit einigen Hilfstruppen hinüber. Leicester zeigte sich indessen so untüchtig, daß die Niederländer, die wahrlich nicht in der Lage waren, brauchbare Hilfe zu verschmähen, um seine Abberufung baten. Und doch hat Elisabeth *wesentlich* den Abfall der Niederlande befördert und zwar in einer Weise, die charakteristisch ist. Ludwig von Oranien hatte bereits den Sieg bei Gröningen erfochten. Wilhelm von Oranien war mit einem bedeutenden Heere bis nach Lüttich und St. Truden vorgedrungen. Egmont und Hoorn waren hingerichtet. Die Masse des Volks regte sich aber nicht. Unterdessen waren Schiffe, die dem Herzog Alba 400,000 Scudi nach Antwerpen bringen sollten, durch einen Sturm gezwungen worden, in England anzulegen. Die Königin, die auch ihre Freunde, wie Drake und Raleigh auszuplündern wußte, bemächtigte sich sogleich des Geldes und behielt es unter verschiedenen Vorwänden zurück. Die Folge davon war eine große Geldverlegenheit von Alba, die ihn veranlaßte trotz der Abmahnung von Viglio, der die Folgen voraussah, harte Abgaben auszuschreiben. Diese Abgaben, die allerdings

den Handel gänzlich zu Grunde gerichtet hätten, brachten den Aufstand zur Reife.

Der Beschreibung der Armada werden die Leser mit Interesse gefolgt sein. Sie ist gut, obgleich wir nicht wissen, warum der Verfasser Corunña und nicht Lissabon als den Ausgangspunkt angibt. In Corunña lief die Flotte auf ihrem Wege nur ein, weil sie durch einen Sturm bei Cap Finisterre zerstreut war. Wir wissen auch nicht, warum der Verfasser Tassis als seine einzige Autorität anführt. Er hat seine Beschreibung nicht von Tassis, der über die Armada nur einige confuse Notizen gibt, so unbrauchbar, daß der Herausgeber selbst am Rande bemerkt: „narratio imperfecta minimeque accurata." Ist es um Tassis zu corrigiren, der sagt, daß die Armada landen sollte in: „Morgat, qui est prope Dormiram"? Die Correktur von Professor R., der Dormiram in Doveram verwandelt, ist nicht einmal glücklich. Margat lag und liegt noch jetzt nicht bei Dover, namentlich von der See aus, sondern bei der Stadt, die Ptolemäus *Δαροβέρνον* nennt, die im Lateinischen Darernum, Doroernum und in ähnlicher Weise geschrieben wird und im Englischen Canterbury heißt. Die Quellen für den Zug der Armada sind von der einen Seite Strada, der nach den Papieren des Herzogs von Parma gearbeitet hat, und Cardinal Bentivoglio, der Legat in Belgien zu einer Zeit war, als viele der handelnden Personen noch lebten. Von der andern Seite sind die zugänglichsten Quellen in den Papieren von Lord Burleigh und von Lord Hardwick enthalten. Professor R. nimmt seine Erzählung, direkt oder aus zweiter Hand, das können wir nicht erkennen, von Cardinal Bentivoglio. Die Warwicke Papers hätten dazu aber eine gute Ergänzung gebildet, indem sie am besten zeigen, was unterdessen in England vorging. Hätte Prof. Ranke sie eingesehen, so würde er sich überzeugt haben, daß Elisabeth, die mit geschminkten Wangen sich zu Pferde dem Volke und den zusammengebrachten Haufen bei Tilbury als Amazone zeigte, ihre Regentenpflichten in einer so ernsten Zeit schlecht erfüllte. Sie hatte Flotte und Landheer unfähigen Günstlingen anvertraut. Aber das Schlimmste war, daß gar kein ernstes Landheer gebildet war. Sieben oder acht tausend rohe Rekruten scheinen Alles zu sein, was man zusammen gebracht hatte. Zwischen dem 1. und 3. August wurde die Landung erwartet und noch am 27. Juli schreibt Leicester selbst an die Königin: „Es ist nun doch endlich Zeit, eine Armee zu bilden . . ., denn es ist keine Zeit für Tändeleien (for there is no dalliance at such a time)." Er sagt der Königin unverholen, daß sie durch ihr Betragen ihre Ehre, ihre Person und ihr Land aufs Spiel setzt (you shall hazard your own honour, beside your person and country). Dieser Brief ist einer der wenigen anständigen Handlungen von Leicester, die wir ken-

nen. Wie ist aber die Elisabeth, die wir hier sehen, von der verschieden, die uns Prof. Ranke malt!

Wir müssen hier abbrechen. Der Leser wird wahrscheinlich glauben, daß wir Professor R. großer Parteilichkeit beschuldigen. Wir thun das nicht Wir glauben überhaupt nicht so leicht an Parteilichkeit der Historiker. Wer eine Wahrheit gefunden hat, in welcher Wissenschaft es auch sei, hat eine solche Freude daran, daß es mehr als menschliche Selbstüberwindung wäre, wenn er sie wieder zerstörte. Was Parteilichkeit genannt wird, ist gewöhnlich unvollkommnes Wissen. Seine frühern Studien befähigten den Verfasser mit wenig frischer Mühe eine interessante und höchst lehrreiche historische Skizze über die Verhältnisse Englands zu den kontinentalen Staaten zu schreiben. Statt dessen hat er eine englische Geschichte verfaßt, wozu er erst nach langjährigen, sehr ernsten Studien befähigt sein würde.

„En luy et en tous autres princes, que j'ay connu et servy, ay connu du bien et du mal: car ils sont hommes comme nous.“ Das schrieb Commines von seinen Prinzen, eben weil er sie gekannt und weil er ihnen gedient hatte. Prof. R. hat aus den Tudors kolossalere Gestalten als Menschen gemacht, weil er sie nicht gekannt und weil er ihnen nicht gedient hat.

G. Bergenroth.

Die Ereignisse in Mittelitalien seit dem Frieden von Villafranca.

2.

Mittelitalien, nach dem Frieden von Villafranca sich vorläufig mindestens äußerlich selbst überlassen und ungewiß, ob es nicht seine zufällig, ohne großes Zuthun seinerseits errungene Unabhängigkeit bald würde mit Waffengewalt zu vertheidigen haben, fühlte vor allen Dingen das Bedürfniß einer militärischen Einigung. Von woher sollte der Angriff kommen, wenn die Mittelitaliener ihn nicht selbst begannen? Die Ueberzeugung schien sich immer fester zu stellen, daß Napoleon keine bewaffnete Intervention unternehmen werde, um die Fürsten zurückzuführen, die vor ihm selbst geflohen waren, und die Italiener zu entwaffnen, die sich eben auf seinen Ruf gewaffnet hatten;

ja es schien auch ausgemacht, daß er vorläufig nicht den Papst unterstützen werde. Nach der Schlacht von Solferino hatte er einen Brief an seinen Gesandten zu Rom Herzog von Grammont geschrieben, in welchem er ihn aufforderte, die Bewohner des Kirchenstaats über seine Ansichten und Absichten zu unterrichten. Dem Kaiser, so sollte den Römern gesagt werden, liege die Unabhängigkeit Italiens, aber nicht minder die Souveränetät des Papstes am Herzen, er werde für jetzt nichts gegen die Romagna thun, die sich der Herrschaft des Papstes entzogen hätte. Ueberschritte indessen die Insurrection die Apeninnen, so müßte die französische Occupationsdivision sich ihr entgegenstellen. Die Bewohner der Legationen mögen bedenken, daß Napoleon nicht ganz allein aus Italien eine Nation zu machen vermöge; daß Europa darüber einig sein müsse, wenn die Sache Bestand haben solle, daß aber die Bevölkerung der Legationen bei einem Congresse auf die wärmste Fürsprache Napoleons rechnen könne. — In ganz ähnlicher Weise äußerte er sich auch später nach dem Abschlusse des Präliminarfriedens von Villafranca.

Wenn Napoleon nicht einschritt, so durfte es jetzt auch Oestreich nicht. Es war gebunden mindestens so lange bis die Friedensverhandlungen, welche am 9. August zwischen Frankreich und Oestreich und dann mit Piemont zu Zürich eröffnet waren, zu einem Abschlusse gediehen. Nicht gesagt aber war damit, daß die aus den Herzogthümern vertriebenen Fürsten nichts unternehmen dürften, um auf eigne Faust sich wieder in den Besitz der verlornen Herrschaften zu setzen, vielleicht unterstützt von dem König von Neapel. Augenscheinlich konnte diese Fürsten nur die entschiedene Furcht vor Napoleon, wenn nicht der Mangel an Mitteln, von einem bewaffneten Einschreiten zurückhalten. Aber, wenn sich alsbald nach dem Frieden von Villafranca und nach der Abberufung der sardinischen Commissare in den vier Ländern der Wille des Volkes mit der größten Entschiedenheit gegen die Rückführung der Fürsten — also in einem den Stipulationen des Friedens von Villafranca ganz entgegengesetzten Sinne — dann noch mehr für den Anschluß an Piemont aussprach; wenn alles irgend Mögliche geschah, um während der Verhandlungen der drei Mächte Frankreich, Oestreich und Piemont diesen Anschluß zu einer vollendeten Thatsache zu machen; wenn Napoleon nicht dagegen einschritt oder dieses Gebahren nicht zu hindern vermochte: fiel dann nicht für den Papst und die vertriebenen Fürsten aller Grund weg, länger abzuwarten? und verlor nicht Napoleon das Recht, den Papst und die vertriebenen Fürsten jetzt schon an der Wiedereroberung der verlornen Länder zu hindern? Oestreich sendete alsbald den Fürsten Richard Metternich nach Paris, um bei Napoleon auf strenge Einhaltung der Bedingungen des Friedens von Villafranca zu dringen, ihn zu vermögen, daß er dem Vorgreifen in den mittelitalienischen Ländern Einhalt thue. Napoleon selbst mußte dies wünschen, aber aus andern

Gründen als Oeſtreich, und dann konnte er nach der Stellung, die er während des Krieges zu den inſurgirten Landſchaften eingenommen hatte, denſelben nicht zu ſtarke Zumuthungen machen. Oeſtreich hatte den Frieden von Villafranka mit dem Kaiſer Napoleon zum Theil deshalb ſo eilig abgeſchloſſen, weil es dem ihm verhaßten europäiſchen Congreß aus dem Wege gehen wollte. Napoleon hatte auch dem Kaiſer Franz Joſeph dieſe Vermeidung des Congreſſes in ſeiner Unterredung zu Villafranca nicht blos als Möglichkeit, ſondern als etwas Ausgemachtes vorgeſchlagen. Aber er ſelbſt hatte die Idee eines europäiſchen Congreſſes, welcher, indem er über Italiens Neugeſtaltung beſtimmte, zugleich einen Strich durch das Staatsrecht Europa machen ſollte, niemals aufgegeben. Er rechnete darauf, daß die Schwierigkeiten, welche ſich bei den Zürcher Conferenzen herausſtellen würden, Oeſtreich zwingen müßten, auf den Congreß einzugehen, und er wußte, daß nach dem Frieden von Villafranca Oeſtreich ganz gewiß viel iſolirter, folglich viel ſchwächer daſtand, als vorher. Sollte ein Congreß endlich das Loos Italiens entſcheiden, ſo war das Vorgreifen der Italiener in einer beſtimmten Richtung auch für Napoleon nicht wünſchenswerth. Graf Reizet, der im Auguſt an den Hof von Turin und dann in die Herzogthümer geſendet ward und erſt am 12. September aus Italien nach Paris zurückkehrte, hatte insbeſondre den Auftrag, dieſem Vorgreifen der Italiener vorzubeugen. Daſſelbe mußte Napoleon noch unangenehmer ſein, da ihm gar nichts daran lag, daß auch Toscana und die Romagna Piemont einverleibt würden, und da er insbeſondre darauf rechnete, Toscana für ſeinen Vetter zu erbeuten und dem Prinzen von Canino als künftigen Papſt den Kirchenſtaat unberührt zu erhalten. Die Sendung des Grafen Paniatowski nach Toscana, „um dort die öffentliche Meinung zu ſondiren", ward mit dieſen Anſichten in Verbindung gebracht. Er ſollte den Auftrag gehabt haben, möglichſt andere Wünſche der Toscaner als die von der Repräſentantenverſammlug ausgeſprochnen herauszufinden, und die Toscaner warfen ihm vor, daß er ſich zu dieſem Behufe mit dem gemeinſten Pöbel von Florenz in die intimſte Verbindung geſetzt habe. Endlich konnte Napoleon nicht mit der Entſchiedenheit gegen die vier Länder auftreten, wie Oeſtreich es wünſchte. Er konnte unmöglich von deren Bevölkerung, welche er während des Krieges ſelbſt zu den Waffen gerufen hatte, verlangen, daß ſie die Waffen niederlegten; er konnte ihnen, nachdem er ſie ſelbſt aufgefordert hatte, ihre Wünſche auszuſprechen, nicht verbieten, dies zu thun; er konnte ihnen nicht rathen, den Status quo aufrecht zu erhalten, welcher nach Abberufung der ſardiniſchen Commiſſare die abſoluteſte Anarchie geweſen wäre. Oeſtreich konnte allerdings nichts ſehnlicher als dieſe wünſchen; Napoleon, wenn auch er ſie wünſchte, konnte wenigſtens das Mittel nicht anwenden, welches allein zu ihr führte. Die Führer in den mittelitalieniſchen Ländern, im Ganzen in

vollem Einverständniß mit dem piemonteſiſchen Miniſterium, waren entſchloſſen, alle Rathſchläge, welche ihnen von Napoleon ertheilt werden möchten, höflich und dankbar anzunehmen, aber nicht zu befolgen, im Uebrigen vollendete Thatſachen in ihrem Sinne zu machen, ſoviel Leute als irgend möglich in den Ländern für die Inſurrection zu compromittiren und ſich am allerwenigſten der Gefahr auszuſetzen, daß die päpſtlichen Truppen und die Truppen der Herzöge ſie wehrlos überfielen. Dem heiligen Vater war die Schmälerung ſeiner Gewalt und ſeiner Einkünfte durch den Abfall der Romagna unzweifelhaft ſehr verdrießlich. Wie bereits erwähnt, hatte der Papſt ſchon im Juni die Führer der Inſurrection in der Romagna in den kirchlichen Verruf erklärt. Am 15. Juli erließ er eine Bekanntmachung an die Biſchöfe: die Gebete um Frieden ſeien jetzt erhört; es ſolle Gott gedankt werden für den Frieden, aber noch ſei es nicht Zeit mit Beten aufzuhören, noch herrſche in den Legationen die Umſturzpartei und ſei hinwegzubeten. Mit Vertrauen aber ſehe der heilige Vater dem entgegen, was aus dieſem Frieden entſpringen werde, was immer es ſein möge. Nun ſchien er ſich freilich mit dem bloßen Beten nicht begnügen zu wollen. Die Schlüſſelſoldaten wurden im Auguſt, ſoweit die Kräfte reichen wollten, vermehrt. Einige Gelegenheit dazu gab die Meuterei der neapolitaniſchen Schweizerregimenter am 7. Juli, welche deren vollſtändige Auflöſung wenigſtens vorläufig zur Folge hatte. Der Papſt ließ von den heimziehenden Schweizern ſchon unterwegs Viele anwerben; andere, die wirklich in ihre Heimat zurückkehrten und ſich dort vielleicht über die Aufnahme, welche ſie erwartet haben mochten, getäuſcht ſahen, ſtoben in Kurzem wieder in alle Weltgegenden, um fremde Dienſte zu nehmen, auseinander. Auch der heilige Vater erhielt ſein Contingent davon. Viel helfen wollte das nicht. Man behauptete, daß die neuen Anwerbungen etwa hinreichten, den Abgang durch Deſertion nach der Romagna und Toscana zu decken. Strafen und Belohnungen wurden dagegen vergebens angewendet, die erſteren natürlich in größerem Umfange als die letzteren. Für den ſchmählichen Sieg von Perugia erhielten hundert Schweizerſoldaten ſilberne Medaillen mit einem „Benemerito“ darauf. Viel mehr an Prügeln aber erhielten diejenigen, welche auf Deſertionsgelüſten ertappt waren. Und mit demſelben geiſtlichen und geiſtigen Zuchtmittel bedrohte General Kalbermatten zu Ancona ſchon Ende Juli auch die Civilperſonen, welche zur Deſertion verleiteten oder dabei behülflich wären. Es fehlt nicht an Exempeln der Anwendung dieſes Mittels. Dagegen wurden allen Deſerteuren aus den Reihen der Romagnolen die ſämmtlichen Belohnungen des Himmels für ihre verdienſtvolle That in Ausſicht geſtellt. Die Soldzahlung in der päpſtlichen Armee erfolgte um ſo weniger regelmäßig, als durch den Abfall der Romagna, des betreibſamſten und wohlhabendſten Theiles des Kirchenſtaates, dem heiligen Vater viele Hilfsquellen verloren gingen.

Das Ausbleiben des Soldes hatte dann nicht selten Unruhe und Meuterei in einzelnen Garnisonen zur Folge. Von einer eigentlichen Vermehrung der päpstlichen Streitkräfte war so nicht die Rede; der Stand derselben schwankte hin und her und nahm trotz aller Mittel, die angewendet wurden, eher ab als zu. Mitte Septembers ging ein Bruder des Generals Kalbermatten über Triest nach Wien, um in Oestreich zu werben d. h. eben entlassene Soldaten, die nichts Besseres zu thun hatten, für den Papst mit Beschlag zu belegen und für dieses Geschäft die Hilfe der östreichischen Regierung in Anspruch zu nehmen. Man weiß, daß Oestreich diese Unterstützung gewährte, daß Abtheilungen in Oestreich geworbener Soldaten fortwährend von Triest nach Ancona herüber geschafft wurden und dieß sogar Piemont die Veranlassung gab, bei den Mächten gegen diese geheime Unterstützung des Papstes Protest einzulegen. Im Laufe der Zeit, im October, schwang sich der Papst sogar zu einer beträchtlichen Erhöhung des Handgeldes auf. Das gewöhnliche Handgeld von 20 Scudi (ein Scudo 1 Thaler 13 Sgl.) ward auf 24 Scudi bei Verpflichtung zu vierjähriger Dienstzeit, auf 36 Scudi bei Verpflichtung zu sechsjähriger Dienstzeit erhöht. Außerdem sollte der Werber für jeden angeworbenen Recruten zwei Scudi erhalten. Die Sehnsucht des Papstes, seine Armee auf einen achtunggebietenden Stand zu bringen, wuchs in dem Maaße, als die Romagnolen auf dem von ihnen betretenen Wege fortschritten. Wenn der Papst nichts gegen sie unternahm, lag dies vielleicht ebensosehr an den mangelnden Kräften, als an den Verboten des Kaisers Napoleon. Ueber letztere hätte er sich am Ende, vertrauend auf die Macht des Clerus, wohl hinweggesetzt, wenn er einen militärischen Erfolg mit einiger Sicherheit hätte voraussehen können. Ursprünglich erwartete man den Angriff des Papstes auf die Romagna gegen Ende August. Zu dieser Zeit wurden die bei Pesaro concentrirten, für das freie Feld verfügbaren päpstlichen Truppen auf 10000 Mann mit 12 Geschützen veranschlagt. Mitte September sank die Schätzung schon auf 8000 Mann herab. Dagegen wurden nun alsbald die Mittel der Herzöge, welche sich mit denen des Papstes verbinden konnten, und diejenigen Neapels in Betracht gezogen. Der Herzog von Modena hatte einige Tausend Mann seiner Armee mit sich auf östreichisches Gebiet geführt, als er sein Land räumte; mit Hilfe der Geldmittel, die er gleichfalls mitgenommen, warb er dazu in Oestreich. Das Gleiche that der Großherzog von Toscana. Anfangs October wollte man berechnen, daß der letztere 5000 Mann, der Herzog von Modena 10000 Mann zusammen habe. Dies waren aber wol eher die Zahlen, welche man zusammenzubringen wünschte, als die, welche man zusammengebracht hatte. Die Anzahl der nationalmodenesischen Truppen des Herzogs schmolz durch Desertion von Tage zu Tage zusammen. In kurzer Zeit waren ihrer nicht mehr als 2000 beieinander. Nur die estensischen Officiere harrten größ-

tentheils bei Franz dem Fünften aus und erklärten in Adressen, die ungemeine Aehnlichkeit in Stil und Inhalt mit demjenigen hatten, was man in dieser Art 1848 in Deutschland sah, ihre unbeschreibliche Loyalität und ihre unbeschreibliche Neigung, bald einmal mit den „Rothen" in Modena anbinden zu können.

In Neapel war während des Krieges, am 23. Mai, der König Ferdinand verblichen und sein Sohn Franz der Zweite ihm auf dem Thron gefolgt. Die hoffnungsvollen Leute, welche in jedem Kronprinzen einen Heiland sehen, schwärmten natürlich auch für das Paradies, das der Königssohn hier bringen sollte. Ihre Schwärmerei nahm indeß sehr bald ein Ende. Sobald Franz der Zweite sich etwas orientirt hatte, traf er auch Anstalten zur Unterstützung des heiligen Vaters. Die neapolitanische Armee wird auf dem Kriegsfuße gewöhnlich zu 100000 Mann, auf dem Friedensfuß etwa halb so stark angeschlagen, und bringt man nur dies Zahlenverhältniß in Anschlag, so könnte sie ein ganz ansehnliches Gewicht in die Wagschale werfen. Indessen abgesehen davon, daß der Kriegsfuß bei den mancherlei herrschenden Mißbräuchen nur schwer erreicht wird und daß bei dem neapolitanischen Regierungssystem stets bedeutende Kräfte erforderlich sind, um die Ruhe im Innern zu erhalten, besonders auf der Insel Sicilien und in Calabrien, gelten auch die Neapolitaner mit gutem Rechte für ziemlich miserable Soldaten. Die Hauptstütze der Regierung waren immer die sogenannten Schweizer oder Fremden, 4 Regimenter Infanterie, 1 Bataillon Jäger und eine Batterie, etwas über 10000 Mann stark. Diese Kerntruppen kamen nun in Folge der Meuterei vom 7. Juli zunächst in Abgang. Allerdings traf die neapolitanische Regierung sofort, schon im September Anstalten, dieselben durch neue Organisationen zu ersetzen. Sie gab Befehl zur Errichtung von zwei neuen einheimischen Regimentern zu 12 Compagnien Gensdarmerie und versuchte auch neue Fremdenregimenter oder Bataillone zu bilden. Die einheimischen Truppen indessen konnten keinen Ersatz für die Fremden bieten und alle diese neuen Organisationen insgesammt konnten fürs erste nicht den Werth der vernichteten alten erlangen. Man rechnet sicherlich hoch, wenn man die Truppen, welche Neapel zur Unterstützung des Papstes an die Grenze stellen könnte, auf 30,000 Mann anschlägt. Bald nach dem Frieden von Villafranca und nachdem die Angelegenheit der Schweizer einigermaßen geordnet war, hatte der König von Neapel eine Aufstellung an der Nordgrenze angeordnet. Allmälig wurde dieses Observationscorps verstärkt, und Ende September schlug man es auf 15,000 Mann an. Es erhielt nun den Namen „Armee der Abruzzen" und als seine nächste Bestimmung bezeichnete man, daß es, sobald die Päpstlichen von Pesaro und Perugia aus in die Romagna eindringen würden, in die Marken als Reserve einrücken werde, um dort die Ruhe zu erhalten. Anfangs October

ſtand dieſe Armee mit ihrer Avantgarde — unter General Pinelli — dicht an der Grenze des Kirchenſtaates am Tronto gegen Aſcoli hin, während ihre Arrieregarde ſich in der Gegend des Garigliano bei St. Germano befand. Es ward um dieſe Zeit beſchloſſen, die „Armee der Abruzzen“ auf 30,000 Mann zu verſtärken; wahrſcheinlich in Folge der Ermordung Anvitis zu Parma, von welcher wir ſpäter ausführlicher ſprechen werden, und der Hoffnung, welche dadurch bei den italieniſchen Fürſten angeregt ward, daß Napoleon ein Einſchreiten in Mittelitalien, wenn er ſich auch nicht ſelbſt daran betheiligen würde, geſtatten möchte. Bei der verhältnißmäßigen Schwäche und der eigenthümlichen Lage der italieniſchen contrerevolutionären Verbündeten, Papſt, vertriebene Herzöge und Neapel, bei ihrer Erbitterung gegen Alles, was in Nord- und Mittelitalien ſich begab, und gegen Napoleon, den ſie doch wieder fürchteten, konnte man mit ziemlicher Sicherheit vorausſetzen, daß ſie keinen feſten Plan verfolgen, nicht mit Entſchiedenheit auf ein feſtes Ziel losgehen würden, daß ſich Schwanken in ihren Maßregeln zeigen, daß ſie bei jedem auch dem unbedeutendſten neuen Ereigniß, von Furcht oder Hoffnung bewegt, zu den verſchiedenartigſten und widerſprechendſten Entſchlüſſen hingezogen werden würden. Das ſicherſte Ziel und die geringſte Furcht hatte die päpſtliche Regierung. Einerſeits hatte ſie noch den Fuß auf eignem Boden, wie die vertriebnen Herzöge nicht, deren Mitwirkung ſie allein die Baſis geben konnte; andererſeits hatte ſie ein Terrain verloren, zu deſſen Wiedereroberung ihr auch von Napoleons Standpunkt aus nicht wohl das Recht abgeſtritten werden konnte, drittens baute ſie auf die Macht und Arbeit des katholiſchen Clerus in der ganzen Welt und dachte kaum an die Gefahr, daß irgend eine Macht den Vorſchlag wagen würde, ihr die Romagna abzunehmen.

Als Ende Auguſt der Plan zur directen Wiedereroberung der Romagna vorläufig aufgegeben oder aufgeſchoben ward, ſprach ſich bei der päpſtlichen Regierung unverkennbar der Wunſch aus, die Romagnolen, die Mittelitaliener überhaupt möchten ihrerſeits zum Angriffe auf das noch päpſtliche Gebiet des Kirchenſtaates ſchreiten und dadurch Anlaß und Vorwand zur Mitwirkung Neapels auf päpſtlicher Seite geben, und es fehlte von päpſtlicher Seite nicht an Neckereien, die etwas der Art herbeiführen ſollten. Irren wir nicht, ſo war auch die Errichtung der ſogenannten Guardia villica oder Ausiliari der gleichen Abſicht nicht fremd. Es war dies eine Art Bauernbewaffnung, welche theils vom Clerus, theils von den Ortſchaften gegen ihnen dafür gewährte Gemeindeprivilegien unterhalten wurde und ganz und gar unter der Leitung der Prieſter ſtand; es ward darauf gerechnet, daß dieſes Inſtitut ſich auch nach der Romagna verbreiten, dort dte proviſoriſche Regierung zum Einſchreiten bewegen und die Romagnolen nun in Verfolgung ihres Zieles über die Grenze ziehen würde. In der Romagna fand indeſſen die Sache wenig Anklang; die Prieſter

wagten nicht recht, ſich an die Spitze zu ſtellen; höchſtens brachte hie und da Einer im Süden, in der Gegend von Rimini namentlich, einen Haufen fanatiſirter Bauern zuſammen, welche aber von dem einſchreitenden Militär alsbald zerſtreut wurden, ohne daß dieſes ſich zu einer Verfolgung auf das päpſtliche Gebiet fortreißen ließ. Ihre Rüſtungen konnten die Mittelitaliener bei dem Reichthum des Landes bald in den Stand ſetzen, es mit den Truppen des Papſtes, denen ſich jene der Herzöge anſchloſſen, allein aufzunehmen, um ſo mehr, als es in dem ganzen päpſtlichen Gebiete für die italieniſche Sache, d. h. im Weſentlichen für den Anſchluß an Piemont, gährte. Wie wenig Pius IX. ſich auf die Neigung der Bevölkerung zu ihm und ſeiner Sache verlaſſen konnte, das zu ſehen und zu erfahren hatte er manche Gelegenheit. Die ganze Sonderbarkeit der beſtehenden Verhältniſſe malt ſich außer in vielen andern Vorfällen unſeres Erachtens mit großer Deutlichkeit in einem Vorfalle zu Rom, in der Hauptſtadt des Papſtes ſelbſt. Am 30. Juli nämlich hielten die Römer einen Trauergottesdienſt zu Ehren der im beendeten Kriege gefallenen franzöſiſchen Soldaten. Sie richteten dabei auch eine Adreſſe an die Truppen der franzöſiſchen Occupationsdiviſion zu Rom, in welcher ſie es beklagten, daß ihnen der freie Ausſpruch ihrer Meinung nicht geſtattet ſei, daß ſie nicht einmal für ihre gefallenen Landsleute beten dürfen, daß ſie, um ihrem Bedürfniſſe zu genügen, den Ausweg wählen müßten, ihre Thränen mit denen der Franzoſen zu vermiſchen. Früher oder ſpäter aber, ſo hoffen ſie, werde der natürliche Bund der italieniſchen Völker (worunter ſicherlich nicht der unter dem Ehrenpräſidium des Papſtes verſtanden war), der vom Kaiſer Napoleon anerkannt, durch ſo viel koſtbares Blut gefeſtigt ſei, ſicher die ganze Unabhängigkeit Italiens herbeiführen. Ende Auguſt hatte der Papſt das bewaffnete Einſchreiten gegen die Romagna vorläufig aufgegeben; dagegen verſammelte er ſchon am 2. September eine Cardinalscongregation, um mit ihr über die Anwendung der höchſten geiſtlichen Zuchtmittel gegen die Romagna, deren Zuläſſigkeit und Nutzbarkeit zu berathen. Als dann die Romagnolen ihre Beſchlüſſe über die Abſchaffung der weltlichen Gewalt des Papſtes und den Anſchluß an Piemont gefaßt hatten, als namentlich Victor Emanuel die Deputation der Romagnolen in Monza empfangen und verſprochen hatte, für ihre Wünſche kräftig aufzutreten, indem er aus jenen Beſchlüſſen Anſprüche und Rechte für ſich herleitete; da wurden vom Papſte nicht blos die militäriſchen Maßregeln zur Vorbereitung eines bewaffneten Angriffes auf die Romagna mit neuem Eifer wieder aufgenommen, ſondern auch die geiſtlichen Waffen wurden jetzt an alter Welt Enden geſchliffen. Das ſichtbare Signal dazu war die Allocution, welche Pius IX. am 26. September im geheimen Conſiſtorium hielt. Die Hoffnung, welche er in der Allocution vom Juni gehegt habe, daß die Romagnolen reumüthig zu ihm zurückkehren würden, ſagte er, ſei bitter

getäuſcht worden. Unterſtützt von außen her hätten die Führer der Romagnolen ſich nicht blos die weltliche Gewalt angemaßt, ſie hätten ſogar ſich nicht geſcheut, auch die geiſtliche zu uſurpiren, indem ſie Spitäler, Waiſenhäuſer, fromme Stiftungen u. ſ. w. neuen Geſetzen unterwarfen. Sie hätten dann eine ſogenannte Nationalverſammlung nach Bologna berufen und dieſe, angeblich auf den einſtimmigen Willen der Bevölkerung geſtützt, den Abfall der Romagna von der päpſtlichen Herrſchaft und — „nach der jetzt herrſchenden Mode“ — den Anſchluß an Piemont decretiren laſſen. In der Romagna herrſche die höchſte Sittenloſigkeit; alles Heilige, Papſt, Religionsübungen, die heilige Jungfrau, die Prieſter würden durch die Preſſe und auf der Schaubühne verſpottet. So handelten Menſchen, welche ſich Katholiken nennten und fortwährend von ihrer Achtung und Verehrung für die ſouveräne Macht und geiſtliche Gewalt des Papſtes ſprächen. Er, der Papſt, ſei äußerſt betrübt, zumal er wiſſe, daß weitaus der größte Theil der Bevölkerung der Romagna ſich mit Schmerzen unter die Herrſchaft des heiligen Vaters zurückſehne. Da er nun die Pflicht habe, furchtlos die Sache der Religion zu vertheidigen, muthvoll jeden Angriff gegen die Rechte und Beſitzungen der römiſchen Kirche abzuwehren, ohne Unterlaß ſeine und des römiſchen Stuhles Souveränetät zu wahren und ſie unverkümmert als das Patrimonium Petri ſeinem Nachfolger zu überliefern, ſo müſſe er aufs neue ſeine Stimme erheben. Er verurtheile demnach alle Acte der Rebellion, die er erwähnt, welchen Namen ſie haben möchten, die gegen die Macht und Immunität der Kirche, gegen die päpſtliche Oberhoheit, gegen die weltliche Herrſchaft, Souveränetät, Gewalt und Jurisdiction des heiligen Stuhles gerichtet ſeien, und erkläre ſie für null und nichtig. Alle Rebellen der Romagna hätten ſich die Acht und Strafen der Kirche zugezogen, wie ſchon im Juni verkündet worden. Die Allocution war, wie ſchon geſagt, das Signal zu einem großartigen Klagelied des ganzen katholiſchen Clerus in allen Landen der Welt, in Italien, Frankreich, Belgien, der Schweiz, Deutſchland. Täglich verkündeten nun die ultramontanen Zeitungen neue Schandthaten, welche angeblich in der Romagna begangen ſein ſollten. Bald war da ein Nonnenkloſter erbrochen und die jüngeren Nonnen geſchändet, bald Biſchöfe und andere Geiſtliche mißhandelt, arretirt und natürlich ganz unſchuldig. Der Monitore di Bologna hatte alle Hände voll zu thun, um die Erfindungen, welche ſolcher Geſtalt verbreitet wurden, als ſolche zu bezeichnen und durch authentiſche Actenſtücke zu erweiſen, daß entweder dieſe Dinge vollſtändig erlogen ſeien, oder daß ſich die Mißhandlungen von Geiſtlichen auf einfache Verhaftungen reducirten, welche von dieſen Herrn durch ihre Einmiſchung in ſehr weltliche Dinge abſolut nothwendig gemacht waren. Neben den Erzählungen von Schandthaten, die rein aus der Luft gegriffen waren, hagelte es in den clericalen Organen vom Anfang des October ab

von Hirtenbriefen der Erzbischöfe und Bischöfe von ganz Europa, sogenannten Protestationen gegen das „Attentat“ auf den Papst und den heiligen Stuhl. Die giftigsten Anklagen gegen die Romagnolen, die Leiter der Bewegung in Mittelitalien, gegen Victor Emanuel und verblümt selbst gegen Napoleon III. waren darin mit den gewagtesten und einfältigsten Behauptungen vermischt. Der Bischof von Poitiers hatte die Stirne zu behaupten, daß der Kirchenstaat das bestregierte Land in Europa sei. Die schweizerische Kirchenzeitung war unseres Wissens das erste Blatt, welches mit besonderem Nachdruck hervorhob, daß der Kirchenstaat nicht blos seinen Bewohnern, sondern der ganzen katholischen Christenheit gehöre und diese gegen jede Theilung auch ein Wort mitzureden habe, — eine Meinung, welche allerdings von den Romagnolen in ihren Staatsschriften bereits gründlich und für jeden richtig beschaffenen Verstand siegreich widerlegt war, aber insbesondere von den Piusvereinen, die sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, einen neuen Religionskrieg in Europa zu schüren, mit Eifer ergriffen und als Standarte ihrer Wühlereien aufgepflanzt wurde. Als Napoleon am 11. October auf der Rückreise von Biarriz nach Paris Bordeaux passirte, fiel ihn der Erzbischof dieser Diöceſe mit einer Rede im Sinne der Hirtenbriefswühlereien an. Er erinnerte den Kaiser daran, daß derselbe 1849 den päpstlichen Stuhl wieder aufgerichtet und sich dadurch den Dank der gesammten katholischen Christenheit verdient habe; welche jetzt bete, daß er, nach Gott die nächste Hoffnung der katholischen Welt, auch in demselben Sinne handle, welcher ihm früher die Worte eingegeben habe: „die weltliche Herrschaft des ehrwürdigen Oberhauptes der Kirche ist mit dem Glanze des Katholicismus, wie mit der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens eng verknüpft. Napoleon antwortete darauf in einer Art, als ob er nicht ganz recht gehört habe. Er legte dem Erzbischof in seiner Antwort die Absicht unter, als habe dieser sagen wollen, daß er die Schwierigkeiten wohl erkenne, mit denen der Kaiser in der italienischen Frage zu kämpfen habe, als wolle der Erzbischof nicht wühlen, sondern beruhigen. Der Kaiser fuhr dann fort: er könne hier nicht die ganze Frage entwickeln; seine Regierung könne dem Papst nur Rathschläge in dessen eignem Interesse geben. Sie sei aber nicht ohne Grund über den Tag in Unruhe, der doch einmal kommen müsse, an welchem die französische Besatzung Rom verlassen werde. Was werde diese Besatzung dann hinter sich lassen: die Anarchie? den Terrorismus? oder den Frieden? Das sei sehr schwer in günstigem Sinne zu beantworten. Man müsse in dieser Zeit nicht die Leidenschaften wachrufen, sondern die Wahrheit mit Ruhe aufsuchen und die Vorsehung bitten, daß sie Völker und Fürsten über die weise Ausübung ihrer Rechte, wie über den Anfang ihrer Pflichten erleuchte. Man sieht, daß Napoleon in dieser Antwort nichts versprach, dagegen sehr deutlich zu verstehen gab, daß der heilige Vater einer Erleuchtung über seine Pflichten

und Rechte dringend bedürfe. Napoleon hatte so lange das Getöse seiner Bischöfe und der clericalen Blätter mit angehört, daß der Verdacht nahe lag, er wolle sich daraus eine Waffe machen, um auf Piemont in der Weise zu drücken, daß dieses sich seinen Ansichten über die Ordnung der italienischen Angelegenheiten williger füge, indem er die Ansicht der Bischöfe und der clericalen Partei gewissermaßen als die Ansicht des französischen Volkes hinstellen ließ. Wie dem immer sein möge, bald wurde ihm die Sache zu bunt und er verbot den Blättern des Ultramontanismus ihr Aufbegehren und die Veröffentlichung der erzbischöflichen und bischöflichen Hirtenbriefe. Bei der guten Dressur, die Napoleon eingeführt hat, wirkte das Verbot augenblicklich, und der Ultramontanismus, dem es in Frankreich versagt war, laut zu schreien, mußte sich mit seinem Lärmen wenigstens in andere Gebiete flüchten, was er denn auch redlich that. Außerordentlich erzürnt war der heilige Vater über den König Victor Emanuel wegen der Antwort, die er am 24. September der Romagnolendeputation zu Monza ertheilt hatte. Er gab dem sardinischen Gesandten della Minerva sogleich seine Pässe; am 7. October verreiste er darauf nach seinem Landsitze Castel Gandolfo. Kaum war er fort, als sich zehntausend Römer der angesehensten Classen zu dem Hotel des Gesandten della Minerva drängten, um ihre Karten abzugeben. Nach dieser sehr beredten, wenn auch nicht sehr loyalen Demonstration verließ della Minerva am 8. October Rom, die diplomatischen Beziehungen zwischen Sardinien und dem Papste waren damit abgebrochen.

Aus demjenigen, was wir über die Dinge gesagt haben, die sich rings um die Länder Mittelitaliens zutrugen und die sich vorzugsweise gegen die Romagna kehrten, ergibt sich, daß die Mittelitaliener wohl Ursache hatten, an einen engen Zusammenschluß, besonders in militärischer Beziehung, zu denken, sobald der Friede von Villafranca geschlossen war. Einen Mann an die Spitze der mittelitalienischen Truppen zu stellen, der fähig wäre, sie ins Feld zu führen, mußte die erste Sorge sein. Aller Augen wendeten sich auf Garibaldi den Nationalhelden. Garibaldi stand mit seinen Alpenjägern zur Zeit des Friedens von Villafranca gegen die Pässe von Südtyrol und hatte sein Hauptquartier zu Lovere am Iseo-See. Da er die allgemeine Unzufriedenheit Italiens mit dem Frieden von Villafranca theilte, so legte man ihm die Absicht unter, mit seinen Alpenjägern nach Mittelitalien marschiren und von dort aus, durch die daselbst organisirten Truppen verstärkt, den Kirchenstaat und das Neapolitanische insurgiren zu wollen. Seine Freiwilligen hatten indessen nach abgeschlossenem Frieden die größte Lust, in die Heimat zurückzukehren, und schon am 19. Juli sah er sich durch diese Neigung veranlaßt, ihr in einem Tagesbefehl entgegenzutreten und zum Ausharren unter den Waffen für alle Wechselfälle, die noch zu erwarten ständen, aufzufordern. In der

Meinung, daß Garibaldi wirklich die Absicht habe, den Krieg auf eigne Faust fortzuführen und eine Insurrection ganz Italiens zu Wege zu bringen, konnte man durch eine Proclamation bestärkt werden, welche er am 23. Juli an die Völker Mittelitaliens richtete: Vor allem aber vergeßt nicht — hieß es am Schlusse dieser Proclamation, — daß wir, was auch die Diplomatie über uns beschließen möge, nie dem Rufe untreu werden wollen: Italien und Victor Emanuel! Anfangs August ward Garibaldi zunächst aufgefordert, in den Dienst Toscanas zu treten. Er nahm seinen Abschied aus piemontesischem Dienste und zeigte dies durch Tagesbefehl, datirt von Bergamo den 11. August, seinen Truppen an, die zu dieser Zeit durch Entlassungen auf den Stand einer Brigade zusammengeschmolzen waren und auch den Titel einer solchen führten, mit dem Zufügen, daß General Pomaretto den Oberbefehl dieser Brigade übernähme. Garibaldi begab sich darauf nach Livorno, wo er am 15. August ankam, von da ging er am 18. nach Florenz, am 22. nach Modena; im September in die Romagna, wo er den Befehl über die früher vom General Ulloa commandirte toscanische Division übernahm, welche dann als die 11. Division der Armee von Italien figurirte, wobei, wie es scheint, zuerst die fünf nach dem Frieden von Villafranca in Italien zurückgebliebenen französischen Infanteriedivisionen, dann die fünf der piemontesischen Armee gezählt waren.

Schon am 19. August hatte zu Florenz eine Zusammenkunft von Abgeordneten aller vier Länder, auch der Romagna, statt, um sich über die Errichtung eines militärischen Bundes (Liga) zu verabreden. Am 3. September war dieser Bund für Toscana, Parma und Modena ratificirt, die Romagna schloß sich förmlich erst später an, nachdem sie sich vollständig staatlich constituirt hatte. Unterdessen war, wie wir gesehen haben, in Modena auch der piemontesische General Fanti zum Deputirten erwählt worden. Er nahm an, und ihm ward nun das Obercommando über die Truppen des mittelitalienischen Bundes übertragen. Durch Tagesbefehl vom 24. September trat General Manfredo Fanti das Obercommando der Truppen des Bundes an. Zu seinem Generalstabschef ward Oberstlieutnant Carl Mezzacapo ernannt. Zunächst bestand jetzt die Armee der Liga aus drei Divisionen, nämlich einer toscanischen unter Mezzacapo und einer von Parma und Modena; die zwei letztgenannten Divisionen gedachte man im Laufe der Zeit jede auf 12000 Mann zu bringen, während in Toscana noch eine zweite Division errichtet werden sollte. Die beiden toscanischen Divisionen wurden auf einen Stand von zusammen 22000 Mann veranschlagt, so daß das ganze Bundesheer dann auf etwa 46000 Mann kam. Für die beabsichtigte Vermehrung rechnete man auch auf die Freiwilligen der vier Länder, welche während des Krieges unter piemontesischen Fahnen gedient hatten und nun entlassen in die Heimat zurückkehrten. Fanti forderte sie auf, sich in die Truppenkörper Mittelitaliens einreihen zu lassen.

Einen andern Zuschuß gaben die zahlreichen Auswanderungen junger Leute aus dem östreichisch gebliebenen Venetien, welche sich seit dem Frieden von Villafranca — vorläufig wenigstens — stets mehrten. Aber man griff noch weiter über Italien hinaus. Auch auf die ungarischen Soldaten, welche während des Krieges aus dem östreichischen Heere desertirt waren und die verheißene allgemeine Amnestie nicht für völlig stichfest halten mochten, ward gerechnet. So ward in Parma die Errichtung eines Regimentes Husaren von Piacenza von acht Escadrons, also ganz nach östreichischer Schablone, beschlossen und dessen Formation dem Oberst Graf Gregor Bethlen übertragen. Auch das Commando der Artillerie und des Genies der Truppen von Parma erhielt ein Ungar, Joseph Krivacsy. Berechnet man die Bevölkerung der vier Länder, welche den mittelitalienischen Bund bilden, so ergeben sich etwa folgende Zahlen: für Toscana 1,794,000, für Parma 500,000, für Modena 604,000, für die Romagna 1,000,000, also im Ganzen 3,898,000. Nun sind 46,000 Mann wenig mehr als ein Procent der Bevölkerung. Man kann nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß, wenn unter solchen Umständen sich dennoch das Bedürfniß so fühlbar macht, sich nach allerlei fremden Kräften umzusehen, dies wol auf eine ziemlich bedeutende Abneigung der Mittelitaliener gegen den Militärdienst schließen lassen dürfte; soviel auch in anderm Sinne erzählt werden mag, die Zahlen sprechen zu deutlich. Natürlich wird es niemals zu vermeiden sein, daß man bei einer, militärischer Zucht durchaus entwöhnten Bevölkerung, die nun plötzlich einen militärischen Aufschwung nimmt, fremde Kräfte suchen müsse. Aber insbesondere wird dies nur für die höhern Führerstellen, für die Organisation, um die Sache in Gang zu bringen, nothwendig sein; nicht um die Cadres zu füllen, wenn überhaupt militärischer Sinn im Volke lebt. Wenn man annehmen wollte, daß die mittelitalienischen Staaten es der Schweiz gleich thun wollten, so könnten sie auf den Kriegsfuß gegen 170,000 Mann aufbringen, ganz abgesehen von Landwehr und Landsturm. Es scheint, daß die Leiter der Bewegung es nicht recht gewagt haben, die Conscription in aller Strenge durchzuführen, obgleich sie sich im Uebrigen bei der Formation der Truppen wesentlich dem piemontesischen Modell anschlossen. Allerdings existirte sowohl in Toscana, als in Parma und Modena unter den Herzögen die Conscription; indessen da diese Staaten auf Oestreich gestützt sich begnügten, nur so viele Truppen zu unterhalten, als sie für genügend zur Aufrechthaltung dessen erachteten, was sie „Ordnung" nannten, so wollte dies wenig sagen. Im Kirchenstaat gab es normaler Weise keine Conscription, sondern nur freie Werbung. Wir glauben darauf aufmerksam machen zu müssen, daß es kein einziges Volk gibt, bei welchem so sehr als bei den Italienern die Machthaber, welche sie im Lauf der Zeit nacheinander für sich zu gewinnen trachteten, dies durch das

Verſprechen der Aufhebung der Conſcription zu erzielen gedachten. Insbeſondere wurde dies Mittel von Oeſtreich 1813 angewendet. Zu ganz ähnlichen Betrachtungen wie die kleine und mühevoll zuſammengebrachte Armee zwingen den unparteiiſchen Beobachter die ſparſamen Anleihen, welche Mittelitalien machte. Rechnet man alles zuſammen, ſo kommen etwa 25 Millionen Franken heraus. Was iſt damit anzufangen? Nach den Erfahrungen der letzten Zeit koſtet jetzt die Erhaltung eines Soldaten in Kriegszeiten im Durchſchnitt — die höhern Gehalte und Equipirungskoſten der Officiere, die Beſchaffung der Artillerie und der gemeinſamen Ausrüſtung mitgerechnet — bei der allergrößten Sparſamkeit doch nicht weniger als tauſend Franken, mit 25 Millionen ſind alſo 25000 Mann ungefähr ein Jahr und 50000 Mann ein halbes Jahr zu unterhalten. Noch übler ſtellt ſich das Verhältniß heraus, wenn es ſich um ganz neue Organiſationen handelt, bei denen außerdem auf eine ganz ruhige regelmäßige Verwaltung nicht zu rechnen iſt. Und was ſoll man nun dazu ſagen, daß in den mittelitalieniſchen Ländern überall ausposaunt ward, Piemont werde mit Geld und Waffen helfen. In der That, ſollte es nöthig ſein, daß das arme Piemont, welches ſchon von allen Enden her belaſtet iſt und ſo zu ſagen von Freund und Feind wie ein Schlauch ausgepreßt wird, noch die mittelitalieniſchen Länder mit ihren wenn auch reichen, ſo doch nicht genügend ausgebeuteten und in verhältnißmäßig wenigen Händen befindlichen Hülfsquellen unterſtützte, ſo würde die italieniſche Bewegung ſich von vornherein als eine Seifenblaſe ohne den geringſten Inhalt herausſtellen. Garibaldi hat für Italien eine Million Feuergewehre verlangt und zu Subſcriptionen zu dieſem Zwecke aufgefordert, die wirklich in ganz Italien vor ſich gingen und bis zur Mitte des Novembers ſich auf etwa ſechs-Millionen Franken belaufen mochten, eine Summe, die ungefähr zur Beſchaffung von 100,000 gezogenen Gewehren — etwa einem Zehntel der verlangten Summe, — hinreichen mag. Wozu aber die Million Gewehre für Italien, wenn die mittelitalieniſchen Länder, welche höchſtens $^1/_7$ der ganzen italieniſchen Bevölkerung enthalten, mit Noth und Mühe darauf rechnen, 46,000 Mann zuſammenzubringen, und wenn die Zahl der in Italien in den Händen der Truppen und in den Zeughäuſern vorhandenen Gewehre mindeſtens 400000 beträgt? In Lüttich wurden im September große Beſtellungen von Gewehren gemacht. Die Lütticher Fabriken lehnten ſie ab, wie man ſagt, wegen der geſtellten kurzen Lieferungsfriſt. Wir wiſſen nicht, ob dies der wahre Grund geweſen iſt; doch wiſſen wir, daß die Lütticher Fabriken, wenigſtens was Maſſenleiſtungen betrifft, die erſten der Welt ſind. Jedenfalls wird ſich aus unſern Zuſammenſtellungen, bei denen wir freilich nicht auf Details eingegangen ſind, die ſich aber auf ganz zuverläſſige Berichte ſtützen, das ergeben, daß die Italiener bei ihren militäriſchen An-

stalten den Mund etwas vollnehmen und daß die Thatsachen den hochtrabenden Worten nicht entsprechen.

Wir wollen diese militärischen Angelegenheiten hier vorläufig bei Seite lassen und zum Schlusse dieses Artikels nur noch des weitern diplomatischen Schrittes gedenken, welchen die vier Länder Anfangs October thaten, um ihre Vereinigung in beständigem Hinblick auf den Anschluß an Piemont zu vollenden. Um diese Zeit traten Farini für Parma und Modena, Ricasoli für Toscana, Cipriani und Minghetti für die Romagna zusammen, um sich über die besten Wege zu dem vollen Anschluß an Piemont zu besprechen. Hier ward ausgemacht, daß man eine gemeinsame Regentschaft über die vier Länder aufrichten und dieselbe dem Vetter des Königs Victor Emanuel, dem Prinzen von Carignan, Eugen von Savoyen antragen wolle. Dieser Beschluß schließt eine Krisis in der italienischen Angelegenheit in sich, und wir werden daher späterhin, in der Zeit, da er zur Ausführung kommen sollte, noch manches von ihm zu reden haben. Für jetzt begnügen wir uns, ihn zu erwähnen. Im nächsten Artikel werden wir zuvörderst einige Blicke auf die inneren Angelegenheiten der vier Länder werfen.

W. Rüstow.

Von der preußischen Grenze.

Wenn man diesmal der Session des preußischen Landtags mit größerer Spannung entgegensieht als je, so liegt der Grund zum Theil in dem dunklen aber allgemeinen Gefühl, daß die deutschen Zustände aus dem Dämmerleben, in welchem sie sich mehr als ein Menschenleben bewegt haben, heraustreten und immer schneller einer Entscheidung zueilen. Immer lauter wird die Ueberzeugung bei Freunden wie bei Gegnern, daß die bisherige Stellung Preußens zum übrigen Deutschland nicht mehr haltbar, und daß nach der einen oder anderen Seite hin eine entscheidende Veränderung eintreten muß.

Als Friedrich der Große 1740 den alten Reichskörper zu zertrümmern anfing, betrachtete man es von östreichischer Seite zwar als eine Rebellion, im deutschen Volk dagegen wurde der Name des großen Königs, namentlich nach den Thaten des siebenjährigen Kriegs das Stichwort für den deutschen Nationalruhm. Nach dem Frieden von Hubertsburg begann Oestreich im Wesentlichen denselben Weg einzu-

ſchlagen, der im Grunde ſeit der goldenen Bulle der hiſtoriſche Weg des deutſchen Fürſtenthums und nur durch einige Epiſoden, namentlich durch die Regierungen Carl des Fünften und Ferdinand des Zweiten unterbrochen war. Die Stellung der beiden Höfe wurde nun ſo, daß einer den andern in ſeiner Arrondirungspolitik möglichſt zu hindern ſuchte, daß er aber, wo dies nicht anging, für jedes Wachsthum ſeines Rivalen ſeinerſeits eine Entſchädigung verlangte, um das ſogenannte Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Der dritte im Bunde und der am meiſten gewann, war Rußland. Dieſe Politik dauerte von 1763—1790; wenn man ſie zuweilen hinter patriotiſche Formeln zu verſtecken ſuchte, ſo war die Abſicht dabei nicht etwa, irgendwen zu täuſchen.

Mit der Entfernung Herzbergs und der Regierung der Geiſterſeher erfolgt in der preußiſchen Politik ein großer Umſchlag. Nicht als ob man die alten Ideen ganz aufgegeben hätte; aber es ſpielen dazwiſchen auch andere Motive mit, die alle Conſequenz aufheben. Mit dem Frieden von Baſel kehrt Preußen wieder zu ſeiner frühern Rolle zurück.

Man hat die preußiſche Politik von 1795—1805 hart verurtheilt, und der Erfolg gibt dieſem Urtheil recht, denn ſie iſt zum Verderben Preußens und Deutſchlands ausgeſchlagen. Der Grund davon liegt aber nicht in dem Princip ſelbſt, ſondern theils darin, daß ihre Führung ganz unfähigen Perſonen anheimfiel, theils darin, daß ſie im Lande unpopulär war. Zuletzt hatte man alle Haltung verloren; man ließ ſich von der zufälligen Empfindung des Augenblicks beſtimmen, und da man einen eiſernen Willen ſich gegenüber hatte, ſo war die natürliche Folge, daß der Staat zuſammenbrach. Die Rheinbund-Fürſten, die ſolche Bedenken nicht kannten, denen der Gedanke, Deutſchland dem Ausland gegenüber zu vertreten, gar nicht einfiel, ſtanden ſich beſſer bei der nämlichen Politik.

Preußens Wiedergeburt erfolgte durch die Erweckung des deutſchen nationalen Geiſtes, und indem Preußen die erſte Rolle in dem Freiheitskampf ſpielte, indem es die gewaltigſten Opfer dafür brachte, machte es den Schaden wieder gut, den es durch ſeine frühere Schwäche und Haltloſigkeit Deutſchland zugefügt hatte. Denn über dieſen Punkt wird wohl alle Welt einig ſein: *die altpreußiſche Politik kann nur dann durch den Erfolg gerechtfertigt werden, wenn dieſer Erfolg nicht blos Preußen, ſondern auch Deutſchland zu gute kommt*; wenn mit dem Wachsthum und dem Fortſchritt Preußens auch das Wachsthum und der Fortſchritt Deutſchlands verbunden iſt.

Obgleich 1814 und 1815 Preußen nicht unerheblich vergrößert wurde, hatte doch in dieſen Jahren die altöſtreichiſche Politik über die altpreußiſche einen entſcheidenden Sieg davongetragen. Ein Blick auf die Karte genügt, dies zu erweiſen: Oeſtreich ging aus den Unruhen als ein wohl abgerundeter ſtrategiſch geſchloſſener und erweiterungsfähiger Staat hervor, deſſen Machtentwickelung in Italien und in der Türkei noch eine reiche Beute bevorſtand, Preußen als ein zerſtückelter, zerfaſerter Organismus, der um ſeines Fortbeſtehens willen gewiſſermaßen von dem guten Willen der kleinen Nachbarn und Enclaven abhängig war und dem das nun geheiligte Recht der Bundesacte jede Erweiterung abſchnitt. Oeſtreich feierte noch einen zweiten Sieg: durch das Geſpenſt der Revolution verſtrickte es Preußen in eine reactionäre Politik, die gerade dasjenige erſtickte, wodurch Preußen groß geworden

war und allein groß werden konnte, die Entwickelung der nationalen Kraft. In dem Kampf gegen die Revolution, d. h. gegen die Freiheit, mit Preußen vollkommen einig, erfreute sich Oestreich einer mächtigen Stellung nach außen, wie sie kaum das alte Kaiserthum besessen, und überließ dem gebundenen Rivalen das unschuldige Vergnügen, kleine Intriguen anzuzetteln und am Bundestag gemeinschaftlich mit Oestreich, was Oestreich wollte, herrisch zu decretiren. Denn nach den andern Bundesfürsten wurde gar nicht gefragt, und als der Stoß von 1830 an einigen Orten Deutschlands ein zwar enges aber doch unbequemes Verfassungsleben hervorrief, sprach sich Metternich diesen Fürsten gegenüber zuweilen sogar als ein sehr ungnädiger Gebieter aus, auch darin des preußischen Beifalls gewiß.

Nur in einem Punkt hatte sich Metternich verrechnet: seine europäische Machtstellung war im eigenen Lande durch die Niederhaltung aller Cultur und durch den wirthschaftlichen Ruin erkauft, und den Werth dieser Kräfte für die Macht des Staatslebens richtig anzuschlagen, hatte er vergessen. Preußen behielt zunächst seine gesunde wirthschaftliche Basis und benutzte dieselbe zum Zollverein, der ihm wenigstens scheinbar die Hegemonie über den größeren Theil von Deutschland gab, wenn er auch in der That seine freie Bewegung noch mehr einengte; und wenn für das geistige Leben im Großen nichts geschah, so wurde es doch wenigstens nicht systematisch unterdrückt und lebte daher selbstständig fort.

Mit der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten begann Preußen eine neue Bahn einzuschlagen. Die Presse erhielt eine freiere Bewegung, man nahm die ständischen Verhältnisse wieder ernsthafter vor, und trotz des beständigen Schwankens, des Mißtrauens gegen den Volksgeist und der gelegentlichen Rückschritte kam es doch 1847 zum vereinigten Landtage: ein Ereigniß von ungeheuerer Wichtigkeit, da dem preußischen Volk dadurch das Mittel gegeben war, sich selbst als Nation zu fühlen und sich mit dem übrigen Deutschland in Verbindung zu setzen. Denn als letztes Resultat des Verfassungslebens in den kleinen Staaten hatte sich die Ueberzeugung herausgestellt, daß ein wahres Verfassungsleben sich nur in einem größeren Staat entwickeln könne. Und so war der Gedanke, aus denjenigen Ländern Deutschlands, die eine Verfassung hatten, ein gemeinsames Parlament und also einen gemeinsamen Bundesstaat herzustellen, der logische Abschluß der ganzen früheren Bewegung. Dieser Abschluß wurde durch die Reichsverfassung vom 28. März 1849 formulirt, und die Weidenbuschpartei, welche dieselbe zu Stande gebracht, glaubte um so mehr in ihrem Recht zu sein, als sich Oestreich kurz vorher gleichfalls als constitutioneller Einheitsstaat constituirt hatte. Die Idee war also: auf der einen Seite ein aus verschiedenen Nationen zusammengesetzter mit Provincial- und Reichsverfassung ausgestatteter Kaiserstaat, auf der anderen ein Bundesstaat unter preußischem Directorium mit Beibehaltung der alten Fürstenthümer und der alten Landesverfassungen, doch so, daß die allgemeinen Angelegenheiten vor ein deutsches Parlament kamen; beide Gruppen durch ein ewiges Friedensbündniß miteinander verknüpft.

Im Allgemeinen stimmte diese Idee ganz mit dem überein, was Friedrich Wilhelm sich vorgesetzt hatte. War ihm auch der revolutionäre Ursprung dieser Verfassung verhaßt und lehnte er deshalb die Kaiserwürde ab, die ihm ohnehin als ein Unrecht gegen Oestreich erschien, so enthielten doch das Dreikönigsbündniß und die Union denselben Gedanken. Daß Baiern sich ausschloß, war ihm vielleicht — ob-

gleich wir darüber durchaus nicht unterrichtet sind — nicht zuwider; vielleicht dachte er sich, daß Oestreich durch eine süddeutsche Union bestimmt werden könnte, die norddeutsche Union gewähren zu lassen. Vielleicht wäre es in der That für Oestreich damals der weiseste Entschluß gewesen.

Statt dessen schlug Oestreich mit russischer Hilfe die Ungarn zu Boden; die Sonderverfassungen der einzelnen Kronlande wurden zu Gunsten der Reichsverfassung aufgehoben; die Reichsverfassung hatte dasselbe Schicksal, der militärische Einheitsstaat wurde errichtet, und mit dieser scheinbar ungeheuren Macht ausgestattet beanspruchte Oestreich nichts weniger als die Gründung eines mitteleuropäischen Reichs, das im Wesentlichen das alte römische Kaiserreich erneuern sollte. Preußen hatte so lange hin und her geschwankt, sich so gründlich mit Allen überworfen, einen kühnen Gedanken so fahrlässig behandelt, daß die Logik von Olmütz eintrat. Daß Herr von Manteuffel in der schleswig-holsteinischen und kurhessischen Frage den guten Namen Preußens einsetzte, darüber mag die Geschichte ihr Urtheil sprechen; so viel ist ihm aber nachzurühmen, daß er nicht völlig die Besinnung verlor, daß in den Dresdner Conferenzen die altpreußische Politik sich sofort wieder geltend machte, daß das mitteleuropäische Kaiserreich nicht zu Stande kam, und daß Preußen, wenn auch mit einem Fleck auf seinem Wappen, doch in der alten Weise fortbestand. Daß es sich dadurch an Oestreich zu rächen suchte, es in der Reaction noch zu überbieten — was ihm theilweise nur zu gut gelang — das gehört nun gleichfalls der Geschichte an.

Der orientalische Krieg gab Oestreich die Gelegenheit zu zeigen, ob es seine neu erworbenen Kräfte auch in einem wirklichen Kampf wagen werde. Der Anfang sah kühn genug aus. Rasch entschlossen wandte es sich gegen Rußland, trat mit den Westmächten in näheres Verhältniß, und da die allgemeine Stimmung in Deutschland für den Krieg war, so schien ihm jetzt bei dem wiederholten Zaudern Preußens die Hegemonie dennoch zufallen zu müssen. Aber es hatte nicht den Muth, eine große Politik groß zu treiben, es wollte einen reichen Gewinn ohne alle Gefahr, und auch hier stellte sich wieder die Logik der Thatsachen ein: nach dem Frieden war es mit allen Großstaaten verfeindet, mit Rußland wegen seines Undanks, mit Preußen wegen seiner Drohungen, mit den Westmächten, weil es sie hatte übervortheilen wollen. Mit dem mitteleuropäischen Kaiserreich war es nun auf immer vorbei, und wenn es sich nicht gewaltsam verblendete, so mußte es schon seit einem Jahr deutlich voraussehen, daß der nächste Sturm von Italien aus ihm gelte.

Diesem Sturm zu begegnen gab es nur ein Mittel, eine enge Allianz mit Preußen. Kein Opfer war für diesen Zweck zu groß. Statt dessen buhlte es erst um die Gunst des Kaiser Napoleon; wandte sich, als hier keine Hoffnung mehr war, an die deutschen Mittelstaaten, um durch sie eine Majorität am Bundestag zu erlangen und Preußen zu einem legitimistischen Kreuzzug gegen den Bonapartismus zu zwingen; es begann den Krieg mit Uebermuth und schloß in dem Augenblick, wo Preußen wirklich entschlossen war, ihm, trotz allem was vorhergegangen, zu Hilfe zu kommen, mit Aufopferung eines Theils seines eigenen Gebiets einen schnellen Frieden, und hoffte nun die Rache an Preußen durch Frankreich in Erfüllung gehen zu sehen. In dieser blinden Ueberzeugung, mit Frankreich auf dem besten Fuße zu stehen, hat es Preußen

seitdem auf jede Weise gereizt, und erst seit dem Brief des Kaiser Napoleon an den Papst scheint ihm allmälig ein Licht darüber aufzugehen, daß nicht Preußen, sondern Oestreich der Betrogene ist.

Was es in dieser neuen Wendung zu thun gedenkt, wollen wir abwarten; ungleich wichtiger ist es, sich die nächste Aufgabe Preußens klar zu machen. Es ist jetzt die Stunde gekommen, wo Preußen sich darüber entscheiden muß, ob die Politik des großen Friedrich noch die seinige sein soll. Die Wahl wird ihm durch die gegenwärtige Sachlage sehr erleichtert. —

Es ist bereits soweit gekommen, daß in allen großen Lebensfragen zwischen Preußen und den übrigen deutschen Staaten ein fundamentaler Gegensatz herrscht: Preußen steht in Deutschland ganz isolirt und kann mit Bestimmtheit voraussehen, jeder von ihm eingebrachte Antrag werde am Bundestag verworfen, jeder von dem Gegner eingebrachte werde angenommen werden. Es wäre ungerecht, die Schuld dieses Verhältnisses Oestreich oder den Mittelstaaten, es wäre aber eben so ungerecht, sie Preußen aufzubürden: die Schuld liegt lediglich in der sinnwidrigen Vertheilung des deutschen Gebiets von 1814 und 1815. In den Zeiten der Stagnation konnten diese Uebelstände versteckt werden, sobald aber eine lebendige Bewegung begann, mußte sie immer unerträglicher hervortreten. Das eben abgelaufene Jahr hat den Gegensatz der Ansichten zum klarsten Ausdruck gebracht.

Die Bundesacte bestimmt, daß ein Krieg, den Oestreich wegen seiner auswärtigen Besitzungen führt, kein Bundeskrieg sei; sie bestimmt aber zugleich, daß dieser eintrete, sobald Gefahr für das Bundesgebiet vorhanden sei, und daß die Mehrheit des Bundestags diese Gefahr zu constatiren habe. Im vorliegenden Fall wandte man diese Bestimmung gegen Preußen an, indem man durch Majorität constatiren wollte, daß Gefahr für das Bundesgebiet vorhanden sei, obgleich Preußen behauptete, es sei keine vorhanden, worin ihm auch der Ausgang Recht gegeben hat. Preußen gebrauchte damals den nicht ganz geschickten Ausdruck: es wolle sich nicht majorisiren lassen; eigentlich aber meinte es nur, es wolle nicht zugeben, daß durch formale Anwendung der Bundesbestimmungen materiell ein ganz neues Bundesrecht geschaffen werde. Denn nach dieser Methode konnte Preußen jedesmal, sobald Oestreich einen beliebigen Krieg anfing, durch die Majorität des Bundestags gezwungen werden, sich an diesem Kriege zu betheiligen. Da nun Oestreich in seinem Souverainetätsrecht, jeden beliebigen Krieg anzufangen, durch den Bundestag nicht im mindesten beschränkt wird, so sieht man, daß die Vertheilung eine sehr ungleiche ist, und daß Preußen alle Ursache hat, auf die genauere Feststellung eines Satzes zu dringen, der in dem jetzt beliebten Sinn aufgefaßt, es zum willenlosen Vasallen Oestreichs macht.

Der zweite Gegensatz bezieht sich auf die Kriegführung des Bundes. Preußen verlangte im entscheidenden Moment, daß die Contingente Norddeutschlands unter preußische Führung kommen, die Contingente Süddeutschlands dagegen unabhängig sein sollten; es würde gegen die Vereinigung der letzteren mit der östreichischen Armee nichts weiter eingewendet haben, wenn nicht in jener kritischen Lage, da Oestreich bereits den Krieg führte, während der Bundeskrieg noch nicht erklärt war, eine solche Vermischung unthunlich gewesen wäre. Preußen bemüht sich jetzt, diese Form der Bundeskriegsverfassung zu einer feststehenden zu machen, d. h. die norddeutsche Armee

unter Preußen, die ſüddeutſche unter Oeſtreich zu ſtellen, wie es in der That nicht blos ſtrategiſch am zweckmäßigſten iſt, ſondern wie es auch geſchichtlich die Regel war. Gegen dieſe Zweckmäßigkeitsgründe erhebt ſich aber der Wortlaut der Bundesacte: der Bundestag ſoll einen Oberfeldherrn ſtellen, der von ihm in Eid und Pflicht genommen wird, und dem die Heere aller deutſchen Staaten untergeben ſind. Dieſe Beſtimmungen haben bekanntlich noch keine Probe ausgehalten. Das factiſche Verhältniß würde ſich jetzt ſo herausſtellen, daß Preußen ſeine Armee einem Bundesfeldherrn unterwerfen ſoll, auf deſſen Ernennung und auf deſſen Controlle es nicht den geringſten Einfluß hat. Wir beſtreiten nicht das formale Recht derjenigen, die dieſe Anſicht verfechten, die ſie ſogar bereits im Frieden auszuführen gedenken; aber hier iſt einmal einer von den Punkten, wo das formale Recht ſo gegen die Thatſachen ſtreitet, daß es zu behaupten ſoviel heißt, als den offenen Bruch herbeiführen.

Ein dritter Punkt liegt noch näher. Allgemein hat ſich das Bedürfniß herausgeſtellt, die Küſten der Oſt- und Nordſee gegen eine feindliche Invaſion zu befeſtigen. Um dies ins Werk zu ſetzen, beruft Preußen eine Conferenz der Staaten, welche die Sache zunächſt angeht. Dagegen bringt die Würzburger Conferenz die Sache an den Bund, und in Folge deſſen ſchließt ſich Hannover von jener Conferenz aus. — Abſtract betrachtet wäre es ganz in der Ordnung, daß die Vertheidigung der deutſchen Küſten vom Bunde ausgehe; denn unter der Wehrloſigkeit derſelben leidet Süddeutſchland ebenſo wie Norddeutſchland. Es iſt billig, daß Süddeutſchland zu den Koſten beiträgt und es iſt ebenſo billig, daß es ſich durch das Organ des Bundes Garantien dafür geben läßt, daß die Befeſtigungen wirklich ausgeführt werden. Wären die Beziehungen zwiſchen den einzelnen Staaten, wie ſie ſein ſollten, ſo würde Preußen nichts dagegen haben können; denn es verſtünde ſich von ſelbſt, daß ihm die Leitung der Oſtſeevertheidigung ausſchließlich, an der Leitung der Nordſeevertheidigung wenigſtens ein weſentlicher Antheil übertragen würde. Bei der gegenwärtigen Geſinnung des Bundestags aber kann ihm Niemand dafür ſtehen, daß man ihm nicht eine öſtreichiſche Beſatzung nach Pommern legt, und es wird ſich um ſo weniger auf die ganzen Verhandlungen einlaſſen können, da Oeſtreich in Bezug auf das adriatiſche Meer ihm ſchwerlich eine Gegenſeitigkeit zugeſtehen würde. Ohnehin iſt der Ausgang der deutſchen Flotte nicht ſehr ermuthigend für dergleichen Unternehmungen von Seiten des Bundes.

Unter dieſen Umſtänden iſt es zu begreifen und zu rechtfertigen, wenn in der preußiſchen Thronrede als das Weſentliche in der Stellung Preußens gegen den deutſchen Bund die Abwehr der Uebergriffe deſſelben angegeben, wenn die Wiederherſtellung der kurheſſiſchen Verfaſſung von 1831 unter dieſelbe Kategorie geſtellt wird. Denn hier lag in der That ein Uebergriff des Bundes vor, an dem Preußen leider mitſchuldig war, und dieſe Mitſchuld mußte es zunächſt von ſich abſchütteln, wenn es gegen den Bund eine Rechtsſtellung einnehmen wollte.

Aber wie wenig ziemt dieſe rein abwehrende, defenſive Stellung gegen den Bund einem Staat, der eigentlich dazu berufen wäre und ſich auch dazu berufen fühlt, die Leitung deſſelben zu übernehmen! Es iſt durchaus nöthig, ſich dies Verhältniß klar zu machen. Preußen iſt nicht der Angreifer, es befindet ſich in dieſem Augenblick im Stande der Nothwehr. — Und warum wird es angegriffen? Etwa wegen der Bewegungen innerhalb der liberalen Partei, die ſich für Preußen günſtig

aussprechen? — Vielmehr weil mit mehr oder minder Klarheit jetzt alle Welt davon überzeugt ist, daß Preußen durch seine geographische Lage *gezwungen* wird, eine Veränderung seines Territorialbestandes, eine Abrundung desselben zu *wünschen*, sie demnächst zu wollen, und, wenn man ihm nicht frühzeitig Hindernisse in den Weg legt, sie auch durchzuführen. Von beiden Seiten scheut man sich es auszusprechen — und wohl uns Deutschen, daß wir diese Scheu noch haben! — man scheut sich auszusprechen auf der einen Seite: Preußen ist zu klein! auf der andern: Preußen ist zu groß für Deutschland! Aber auch diese gerechte und heilige Scheu wird die Thatsache nicht aufheben können, daß Preußen entweder zu groß oder zu klein für Deutschland ist.

Nirgends fühlt man das so lebhaft als in Hannover, und die neuliche höchst unumwundene Andeutung des Ministers *von Borries*: er werde eine Eisenbahn hintertreiben, die Preußen zur Verbindung seiner getrennten Landestheile braucht, eben weil sie Preußen nützlich sei, spricht nur offen aus, was lange gedacht wurde. In dieser Beziehung ist Preußen viel schlimmer daran, als der kleinste deutsche Staat; denn wenn die bisherige mitteldeutsch-östreichische Coalition fortdauert, so kann es leicht dahin kommen, daß man die westlichen Provinzen Preußens von den östlichen factisch völlig losreißt.

Bisher hat man sich immer auf den Zollverein gestützt; aber der Zollverein, auch das muß man sich klar machen, geht seiner Auflösung entgegen. Wenn ihn die übrigen Staaten nicht kündigen, so wird ihn Preußen kündigen müssen; denn es ist nicht möglich, die preußischen Interessen auf die Dauer einem Verein anzuvertrauen, dessen Mitglieder zum Theil ihre Losung in Wien empfangen. Auf den Wunsch derselben aber, Oestreich in den Verein aufzunehmen, kann schon darum nicht eingegangen werden, weil eine gemeinsame Geldwirthschaft mit Oestreich die preußischen Finanzen nicht verbessern würde.

Man klage uns nicht an, daß wir die Sachen schwärzer darstellen als sie sind; es steht in diesem Augenblick so schlimm mit Deutschland, wie es nur je gestanden hat. Zwar wäre die Lösung zu finden, und eine friedliche, gedeihliche Lösung, wenn man sich von allen Seiten ernsthaft darum bemühte, wenn jede einzelne Regierung sich klar machte, daß sie um des Ganzen willen etwas von ihren auch noch so gerechtfertigten Ansprüchen fallen lassen müsse. So lange sich aber noch der Instinct behauptet, jeder Fortschritt Preußens sei ein Nachtheil Deutschlands, so lange werden wir in jedem Augenblick die Gefahr eines Bruchs vor uns haben.

Daß in diesem kritischen Augenblick Preußen seine Heerverfassung reformirt, zeigt augenscheinlich, daß es vorläufig noch an keine Gefahr denkt. Die Nothwendigkeit der Reform hat sich bei der neulichen Mobilmachung klar herausgestellt; ob der Plan des neuen Kriegsministers dem des alten vorzuziehen sei, darüber müssen wir uns für jetzt jedes Urtheils enthalten. — Aber mit der militärischen Umgestaltung allein wird es nicht abgethan sein. Um seine Kräfte zu entfalten, bedarf Preußen einer einheitlichen Regierung, und diese ist gegenwärtig nur sehr theilweise vorhanden. Noch hat das neue Ministerium nichts gethan, die widerstrebende Büreaukratie wirklich unter seine Leitung zu nehmen; über eine Reform der Kreisverfassung, die in ihrem bisherigen Bestand dem allgemeinen Verfassungsleben aufs gründlichste widerspricht, enthält die Thronrede nur eine unbestimmte Andeutung; über die eben so wichtige

Reform der Provinzialverfassung gar keine. Ueber den schwierigsten Punkt, wie es mit dem Herrnhause gehalten sein soll, das entschlossen zu sein scheint, jedes liberale Gesetz zu verwerfen, darüber scheint man noch gar nicht nachgedacht zu haben. Und Preußen, bedroht von allen Seiten, ist gar nicht in der Lage, die Zustände sich selbst entwickeln zu lassen und in stiller Beschaulichkeit die Dinge abzuwarten, die da kommen sollen; der Landtag hat die dringende Aufgabe, die Minister an die Nothwendigkeit eines energischen Handelns zu erinnern. — Es hat uns gefreut, daß, wie sich bei der Präsidentenwahl zeigte, die liberale Partei mit der ultramontanen endlich gebrochen hat, denn wir sahen mit Bestimmtheit voraus, daß in kürzester Frist der Ultramontanismus Preußens größter Feind, der wirksamste Hebel in den Händen seiner Gegner sein wird. Nachdem der Kaiser Napoleon dem Papst offen den Fehdehandschuh hingeworfen, nachdem überall in Deutschland die Leiter der katholischen Kirche die Staaten, zu denen sie gehören, zu einer von den Bestimmungen des tridentinischen Concils abhängigen Politik treiben wollen, kann keine Regierung mehr darauf rechnen, zugleich den Beifall der Liberalen und der Ultramontanen zu erwerben: es muß gewählt werden. Auch dürfte es keineswegs genügen, den ultramontanen Anmaßungen von außen zu begegnen, es kommt vielmehr darauf an, gegen sie den Protestantismus zu neuem Leben aufzurufen. Der Weg, den der preußische Cultusminister bisher eingeschlagen, führt nicht zum Ziel: es kommt z. B. nicht blos darauf an, ob seine Ansichten über das Erziehungswesen abstract genommen die richtigern sind, sondern ob sie Wurzel im Lande haben. Der Protestantismus gedeiht nicht durch büreaukratisches Besserwissen, sondern nur durch Freiheit. Die protestantische Kirche in Ungarn gibt uns davon ein gutes Beispiel.

Vor allem aber thut Preußen eins Noth, wenn es seine Stellung in Deutschland und in Europa wiedergewinnen will: es muß sich in Bezug auf die großen Fragen eine bestimmte Meinung bilden und mit dieser Meinung offen heraustreten. Seine bisherige Methode, sich in tiefes Geheimniß einzuhüllen und abzuwarten, was die Zukunft in ihrem Schooß birgt, hat es nicht gefördert. Alle Angriffe, denen es ausgesetzt war, rühren von dem Glauben an seine Schwäche her: von dem Glauben, daß es überhaupt keine Meinung habe. Diesen Glauben muß es gründlich widerlegen; nur so wird es ihm gelingen, zunächst innerhalb der europäischen Großmächte sich einen Halt zu verschaffen und damit auch seine Stellung in Deutschland aufzuklären. Denn wenn es bisher seine deutsche Stellung hinter seiner europäischen verschanzte, so konnte man ihm von deutscher Seite mit gutem Fug erwidern: die letztere beruhe nur auf der Einbildung; dieser Einwand wird aber wegfallen, sobald Preußen den übrigen Großmächten gegenüber sich bereit zeigt, etwas zu wollen und, was dazu gehört, an diesen Willen etwas zu setzen. ††

Literatur.

Die Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland, herausgegeben von H. Krause, Verlag von G. Reimer in Berlin, liegt uns wieder in einem vollendeten Jahrgang vor, der eine beträchtliche Anzahl lesenswerther Aufsätze enthält. Dahin gehören unter andern die Artikel über die kirchliche Aufgabe in Preußen, über das Interim in Ehesachen, über die Frage, ob Verpflichtung oder Erlaubniß zur Civilehe vorzuziehen, über die Schulregulative, Schleiermachers politische Predigten, die neue ungarische Kirchenverfassung, sowie die treffliche Beleuchtung des badischen Concordats. Neben derartigen ausführlichen Abhandlungen bringt die Protestantische Kirchenzeitung regelmäßig eine Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet der evangelischen und katholischen Kirche, sowie Anzeigen und Beurtheilungen der bedeutenderen Erscheinungen innerhalb der theologischen Literatur. Wir empfehlen diese Zeitschrift als eine von ernster protestantischer Gesinnung getragene Vertreterin der freien Richtung im Bereich der kirchlichen Fragen Allen, die an diesen Fragen noch Interesse nehmen. Sie hat sich, umsichtig geleitet und von Männern, wie der gothaer Schwarz, Weiße, Zittel und Schweizer unterstützt, wesentliche Verdienste um die Beleuchtung und Bekämpfung essen, was in der protestantischen Kirche in den letzten Jahrzehnten Unprotestantisches auftauchte, um die Erhaltung der Union, um die Vertheidigung von Glaubens- und Lehrfreiheit erworben, und dies bereits in einer Zeit, wo die Verhältnisse einer solchen Opposition viel ungünstiger waren als heutzutage. Wir haben in den Jahren von 1850 bis 1858 durch die Erfahrung gelernt, daß bürgerliche und religiöse Freiheit mit einander stehen und fallen, daß die Partei der Kreuzzeitung und die Partei Hengstenbergs Verwandte und Bundesgenossen sind. Die Zeiten haben sich bis zu einem gewissen Grade verändert. Aber noch immer gibt es in der protestantischen Kirche Superintendenten und Pastoren, die keine Geistlichen, sondern Priester sein wollen, noch immer droht uns eine Partei, die an die Stelle des protestantischen Gewissens katholische Magie setzen möchte. — — u —

Biographien und Autographen zu Schillers Wallenstein. Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet und mit Abbildung der Unterschriften versehen. — Jena, Mauke. — Die Beziehung auf das Schillerfest ist mehr zufällig; schon die Auswahl der Figuren geht weit über Schillers Wallenstein hinaus und umfaßt beinahe alle militärischen und politischen Charaktere des dreißigjährigen Krieges. Der Verfasser bemüht sich, in möglichst kurzer und prägnanter Skizze von jedem Einzelnen die wesentlichen Charakterzüge zu geben. Die Darstellung ist streng historisch und verschmäht, um getreu zu sein, selbst die Trockenheit nicht. —

System des christlichen Thurmbaues. Die Doppelkapellen, Thurmkapellen, Todtenleuchten, Kronen, altchristlichen Monasterien, Glocken- und Kirchenthürme in ihrem organischen Zusammenhang und ihrer Entwickelung, von Wilhelm Wein-

gärtner. — Göttigen, Vanderhoeck und Ruprecht. — Der Verfaſſer ſucht folgendes zu erweiſen. Die ſogenannte chriſtliche Kunſt baſirt auf den geiſtigen und formellen Errungenſchaften des Alterthums. Es iſt falſch, den Urſprung der Kirchenthürme mit der Einführung der viel ſpätern Glocken in Zuſammenhang zu bringen. Iſolirt vom Kirchengebäude ſelbſt treten die Thurmbauten auf und iſolirt bleiben ſie auch in ihrem Vaterlande und in den von ihm beeinflußten Ländern. Einzelbauten ſind ſie alſo urſprünglich, Monaſterien im vollen Sinne des Worts. Das Alterthum und deshalb auch die altchriſtliche Zeit ſcheuen ſich das eigentliche Gotteshaus durch die Leichen gewöhnlicher Sterblicher zu entweihen, daher die Einrichtung jener thurmartigen Grabtempel bei den Alten und jener kleinern runden oder polygonalen altchriſtlichen Grabkirchen neben dem oblongen Gotteshaus, aus denen nach dem Erſterben ihrer urſprünglichen Cultbedeutung jene chriſtlichen Glockenträger, die Kirchenthürme ſich entwickeln. —

Das Staats-Lexicon. Encyclopädie der ſämmtlichen Staatswiſſenſchaften für alle Stände. Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Auflage von Carl Welcker. Vollſtändig in 12 Bd. — Leipzig, Brockhaus. — Ueber die politiſche und culturhiſtoriſche Bedeutung dieſes für unſere conſtitutionelle Entwickelung ſo wichtigen Unternehmens haben wir uns ſchon früher ausgeſprochen; wir wollen diesmal auf einige Artikel aufmerkſam machen, die ſich ſpeciell auf neuere Tagesfragen beziehen. — Zunächſt im 26. Heft (38 ſind im Ganzen ausgegeben) der Artikel: Concordate und Kirchenſtreitigkeiten der neueſten Zeit, von Warnkönig, der dieſem Zweige der Geſetzgebung ein beſonderes Studium gewidmet hat (der ältere Artikel war von Rotteck). Wir ſind mit dem Verfaſſer nicht durchweg einverſtanden, und behalten uns vor, ausführlicher darauf einzugehen. — Viele Leſer werden die Abhandlungen über das Conſcriptionsſyſtem von dem ſo eben verſtorbenen Schulz-Bodmer intereſſiren. Das nationalökonomiſche Gebiet iſt am beſten bedacht; die Abhandlungen von Mathy (z. B. Capitalſammlung und Erſatz für vernichtetes Capital), von Rau, Lette u. A. würden allein ſchon ein ſehr ernſtes Studium verdienen. — In den Abhandlungen über Bureaukratie, Centraliſation und Selbſtregierung des Volkes wird man mit Freuden H. v. Gagern begrüßen. Auch das Gebiet des Staatsrechts (Mittermaier u. ſ. w.) und der Jurisprudenz im Allgemeinen iſt von den tüchtigſten Männern behandelt. Ausführliche Artikel über Zeitgeſchichte ſind z. B. Californien, Buenos Ayres, Canada, Braſilien von K. F. Neumann; Braunſchweig von A. Hollandt, Steinacker und Murhard, Baiern von Kolb, Baden von Welcker u. ſ. w. — Unter den jungen Mitarbeitern zeichnet ſich A. v. Rochau aus, hauptſächlich für das hiſtoriſche Fach. — Wir werden von Zeit zu Zeit weiter berichten, und bemerken hier nur noch, daß die politiſche Aufklärung unſerer Tage noch keineswegs ſo geſichert iſt, dieſes Unternehmen überflüſſig zu machen, daß denn doch noch einen dauerndern Zweck verfolgt, als den des unmittelbaren Einfluſſes auf die Tagesfragen.

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Verantwortlicher Redacteur: Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Streit um das Dappenthal.

Die Grenzverhältnisse, welche durch die Verträge von 1815 zwischen der Schweiz, Frankreich und Piemont festgestellt wurden, haben gerade jetzt eine besondere Wichtigkeit erhalten. Wenn in Nr. 3 d. Bl. die ungewöhnliche Stipulation zwischen der Schweiz und Sardinien dargestellt wurde, welche der Schweiz das militärische Besatzungsrecht über die Hälfte des Herzogthums Savoyen, das höchste Gebirgsland Europas, einräumte, so sei hier eine Grenzfrage der Schweiz gegen Frankreich erörtert, welche, wie unbedeutend das fragliche Territortium an sich ist, für uns kaum weniger wichtig werden kann.

Der Staatsbau und das Territorium der Schweiz sind in diesem Augenblick zu betrachten als ein Vorwerk des östlichen Europas an den Quellen des Rheins, wie es Belgien und die Niederlande an den Mündungen desselben Stromes sind, souveräne Festungen, durch welche das vieltheilige Deutschland gegen den starken Expansivdrang des concentrirten Frankreich gedeckt wird. Jede Schmälerung der Rechte und des Territoriums sowol der Schweiz als Belgiens und der Niederlande bedroht auch Deutschland.

Napoleon der Dritte hat nach längerem Schwanken sich entschlossen; er hat eine Politik gewählt, welcher auch seine Gegner, zu denen wir nur soweit gehören, als wir müssen, das Prädicat der Größe nicht versagen werden. Er hat Oestreich aufgegeben, er hat mit dem Papst gebrochen. Die Vereinigung der italienischen Staaten unter einer nationalen Regierung hängt jetzt vorzugsweise von dem italienischen Volke selbst ab. Der große Grundsatz von Freiheit der Nationalitäten, welcher bis dahin nur vorsichtig und energielos von der whigistischen Politik Englands geltend gemacht wurde, er wird jetzt durch die größte Macht des europäischen Festlandes wie etwas Selbstverständliches proclamirt.

Er hat noch mehr gewagt. Seine Opposition gegen das weltliche Mißregiment des Papstes ist zu gleicher Zeit ein Kampf gegen das beschränkte aristokratische System der römischen Hierarchie, welche in den letzten Jahrzehnten mit bleierner Schwere auf den katholischen Völkern Europas lastete und die geistige und materielle Entwicklung der Volkskraft zurückhielt.

Mit wärmſtem Antheil ſehen wir Deutſche auf eine Politik, welche den Italienern eine volksthümliche Entwicklung möglich macht und dem ſchönen Land, welches in der Völkerfamilie Europas ſeit Jahrhunderten faſt wie ein abgeſtorbenes Glied vegetirte, eine neue politiſche Exiſtenz verheißt. Denn wir betrachten ein großes und ſtarkes Sardinien als den natürlichen Verbündeten Preußens und Deutſchlands.

So weit ſympathiſirt der Deutſche in dieſem Augenblick mit der Politik des franzöſiſchen Kaiſers. Und vielleicht wird nirgends unbefangener die Klugheit und Energie ſeiner letzten diplomatiſchen Züge gewürdigt, als bei uns. Aber wir vergeſſen darüber nicht, daß der Kaiſer ein Napoleon und Franzoſe iſt. Noch iſt nichts Zuverläſſiges bekannt über den Preis, den er durch ſolche Politik ſich ſelbſt erwerben will. Nur durch Zeitungsgerücht, dem officielle Beſtätigung zur Zeit noch fehlt, erfahren wir, daß er dem König von Sardinien Mittelitalien mit der Romagna nicht ohne ein Opfer gönnen will: er ſucht für ſich und Frankreich entweder das ganze oder doch einen Theil Savoyens.

Seit Jahrhunderten war Savoyen ein Kampfobject zwiſchen Frankreich und Italien. Es hat für Frankreich nicht geringen ſtrategiſchen Werth, denn es iſt eine dominirende Bergveſte, welche das bequeme Eindringen in italieniſches Gebiet ſichert und dadurch auch ein politiſches Principat über Italien vorbereitet. Es gehört ferner zu den Traditionen ſeiner Familie, zu erobern, und wie vorſichtig der Kaiſer die Fehler ſeines Oheims zu vermeiden ſucht, in dieſem Fall würde die Nationalität des gewonnenen Territoriums kaum irgend welchen Widerſtand leiſten, die ſchwach bevölkerte Landſchaft ſpricht franzöſiſch und iſt zum — kleinen — Theil auch durch ſeine realen Intereſſen mit franzöſiſchem Gebiet verbunden.

Demungeachtet hat, ſo ſcheint uns, zu Zeiten eine verſtändige Erwägung in der Seele des Kaiſers Raum gehabt, was ihm auch dieſe Politik widerrathen ſollte. Es iſt durchaus nicht ſeine Miſſion, für Frankreich zu erobern. Für das wahre Wohl Frankreichs ſind ſolche Annexationen durchaus unweſentlich; ſie mögen der Eitelkeit des Franzoſen ſchmeicheln, aber ſie bedrohen die Machtſtellung Frankreichs in Europa, und was dem Kaiſer nicht weniger gelten wird, ſeine eigne Dynaſtie. Die Machtfülle, welche Frankreich unter ſeinem Regiment nach außen entwickelt, iſt bereits ſo groß, als Europa ſie irgend ertragen kann. Schon jetzt beſtimmt der Wille des Kaiſers mit ſtärkerer Kraft die Geſchicke der übrigen Staaten, als die Nachbarn mit Ruhe anſehen können. Und wenn der Kaiſer dauerhaft für das eigne und Frankreichs Wohl ſorgen will, ſo hat gerade er die Aufgabe: ſich mit Selbſtüberwindung zu begnügen. Der größte Feind ſeines Lebens ſind ſeine eignen Träume von Reviſion der Verträge von 1815, von Ausdehnung der gegenwärtigen Grenzen Frankreichs.

Es ist nicht unmöglich, daß die gegenwärtige Combination dem Kaiser Savoyen verschafft; es ist wahrscheinlich, daß diese friedliche Erwerbung der Anfang von neuen Allianzen gegen Frankreich sein würde. Die erste Quadratmeile Land, welche der Kaiser für sich selbst nimmt, wird alles Mißtrauen der Völker, die geheime Furcht der Cabinette ärger als je gegen ihn empören. Niemand kennt besser die Schwäche der gegenwärtigen Regierungen Europas, als der Kaiser selbst. Aber er sollte sich hüten, die Schwäche der Cabinette auch für eine dauernde politische Schwäche der Nationen zu halten. Mögen die Engländer für sich selbst sprechen; wir Deutschen aber wissen, daß das Verständniß unserer Lage im Volk so weit herausgebildet ist, und daß es bei uns nur einer lange anhaltenden gefährlichen Situation bedarf, um an die Stelle der Unentschlossenheit und Zerfahrenheit feste patriotische Kraft zu setzen. —

Die Vereinigung Savoyens mit Frankreich würde zunächst die Schweiz in eine Lage bringen, deren Gefahren nicht stark genug betont werden können. Das ganze Becken des Genfersees füllt durch solche Einverleibungen die Machtsphäre Frankreichs. Genf wird von da an nur noch eine Schweizer Stadt heißen, nicht mehr sein. Schon jetzt ist der natürliche Druck, welchen Frankreich auf den Bund ausübt, so groß, daß es aller patriotischen Kraft des Bundesraths bedarf, ihm ohne Feindseligkeit zu widerstehen. Fortan wäre die Schweiz ein Vasall Frankreichs.

Und nicht unnütz ist die gemüthliche Frage: wozu das? In der Schweiz, auch in dem französisch redenden Theile der Bevölkerung, hat sich seit Jahrhunderten, die nicht arm an glorreichen Erinnerungen sind, ein selbstständiges, kräftiges Leben, ein Gefühl bürgerlicher Kraft und Tüchtigkeit, ja auch ein eigener Glaube, und aus allem dem eine eigenthümliche Nationalität gebildet, welche das höchste Recht hat, von ihren Nachbarn Achtung und Anerkennung zu fordern. Wie unerfreulich einzelne politische Lebensäußerungen der jüngsten Zeit gerade in diesen Gegenden sein mögen, sie haben dem Auslande nicht geschadet; es ist sicher zu hoffen, daß sie durch Bildung und Volkskraft überwunden werden, wie sie an andern Orten überwunden sind. Welchen wahrhaften Gewinn hat Frankreich, ein nationales Leben zu zerstören, welches in seiner Entwickelung im Ganzen so weit fortgeschritten ist, daß es oft eine Ergänzung und Bereicherung des französischen wurde. Solche Usurpationsgelüste wären ein mittelalterlicher Unsinn und brächten, wenn sie zu Erfolgen führten, nicht Ehre und Gewinn, sondern Schande und sehr reale Verluste mit sich.

Sicher ist, daß die Schweiz Alles anwenden wird, solche erstickende Umarmung von sich abzuhalten. Freilich kann ihr Widerstand zunächst nur ein diplomatischer sein. Aber der Kaiser ist vorsichtig. Er wird sich hüten, laute Klagen der Schweiz zu veranlassen. Schon wissen französische Blätter, daß auch der Schweiz diese Besitzveränderung einen Zuwachs schaffen solle: den

Theil des neutraliſirten Savoyens, welcher ſeine Thäler nach dem Genfer See öffnet, vielleicht noch mehr. Es iſt anzunehmen, daß der Bundesrath ſich kräftig gegen ein ſolches Danaergeſchenk ſträuben wird. Wie hoch die Schweiz die Territorialerwerbung berühmter Gletſcher und Felszacken und die Aufnahme von 100,000 oder mehr Savoyarden in die Eidgenoſſenſchaft anſchlagen wird, wiſſen wir nicht, das aber darf man behaupten, daß jeder ſolche Gebietszuwachs dem Bundesrath als unweſentlicher Vortheil erſcheinen wird gegenüber dem Schickſal, auch gegen Süden Frankreich zum Grenznachbar zu erhalten, und Genf und das Gebiet des Leman von zwei Seiten wie mit eiſerner Zange durch Frankreich feſtgehalten zu ſehen.

Daß der Bundesrath für dringende Pflicht hielt, ſolchem Andringen Frankreichs zu widerſtehen, iſt auch aus der neuen Staatsſchrift deſſelben über das Dappenthal zu erkennen. Auch aus dieſem ſorgfältigen und lichtvollen Bericht ſei hier ein Auszug mitgetheilt.

Seit Jahrhunderten iſt das Dappenthal, eine der Oeffnungen im Wall des Juragebirges, ein ſtreitiges Territorium zwiſchen der beſitzenden Eidgenoſſenſchaft (Waadt) und dem begehrenden Frankreich. Durch Napoleon den Erſten im Jahr 1805 zu Frankreich decretirt, wurde es durch die Verträge von 1815 wieder Schweizergebiet. Aber ſchon 1815 erhob Frankreich lebhaften Einſpruch, zumeiſt im Intereſſe einer von den Landſtraßen, welche durch das Thal läuft, der Straße, welche durch Frankreich gebaut worden war und erhalten wurde. Die alliirten Mächte, ermüdet durch die unabläſſigen Klagen und Querelen der franzöſiſchen Agenten, empfahlen auch damals der Schweiz zu billiger Verſtändigung über die Anſprüche Frankreichs die Hand zu bieten. Seitdem haben die Unterhandlungen keinen Abſchluß genommen, die Unſicherheit und die Grenzcolliſionen haben nicht aufgehört. Auch hier iſt es die militäriſche Seite der Streitfrage, welche den Hintergrund der beiderſeitigen Beſtrebungen bildet.

Das Dappenthal liegt in ſeiner mittleren Erhebung 4197 Fuß über dem Meere; es bildet das Becken von drei Gebirgsſtücken, die es umgeben, nämlich der Dôle, die ſüdöſtlich des Thales liegt, deren Gipfel ſich 5593 Fuß über das Meer erhebt, und der ganzen ſchweizeriſchen Grenze entlang die höchſte Spitze des Juragebirges bildet; ihr Kamm iſt nur von der Seite des Dappenthales zugänglich; dann des Berges des Tuffes, welcher die weſtliche Begrenzung des Thalgrundes bildet und 4880 Fuß hoch iſt; endlich des Berges Arzier, der ein Vorgebirge des 5200 Fuß hohen Noirmont iſt. — Ungefähr in der Mitte dieſer drei Gebirgsſtöcke liegt ein Hügel, zum weſtlichen Abhange der Dôle gehörend, welcher die alte und die neue franzöſiſche Straße von Gex nach les Rouſſes beherrſcht. Ueber den Kamm dieſes Hügels ſoll nach den neuern Vorſchlägen Frankreichs eine Theilungslinie des Thales ſich ziehen.

Zwiſchen den drei Hauptgebirgsſtöcken ziehen ſich eben ſo viele Defilés und Straßen hin, die eine von der franzöſiſchen Grenzfeſtung les Rouſſes nach St. Cergues zwiſchen dem Berg Arzier und der Dôle hindurch; der höchſte Punkt dieſer Straße iſt einige hundert Fuß von der Grenze entfernt auf Schweizergebiet, 4210 Fuß über dem Meere; die zweite von les Rouſſes nach der Faucille mitten durch den Grund des Dappenthales zwiſchen der Dôle und dem Berg des Tuffes hindurch; ſie ſteigt im Dappenthal ſanft aufwärts und zieht ſich von dieſem weg über franzöſiſches Gebiet ziemlich horizontal bis zur Faucille, deren 4410 Fuß hohen Rücken ſie überſchreitet, um in die Ebene des Pays du Gex zu fallen; die dritte endlich vom Vereinigunspunkte der beiden vorhergehenden Straßen in nächſter Nähe der Grenze des Dappenthals bei la Cure nach les Rouſſes zwiſchen den Bergen des Tuffes und Arzier hindurch. Die Straße ſenkt ſich nach les Rouſſes hin, deſſen auf einer Anhöhe befindliche Feſtungswerke etwa 150 Fuß tiefer liegen, als der Grund des Dappenthales bei la Cure.

An Flächeninhalt zählt das unter dem Namen Dappenthal begriffene, zwiſchen die alten Grenzen und diejenigen von 1805 fallende Gebiet 5103 Schweizerjucharten, zum großen Theile in Gebirgen und Waldungen, im Uebrigen in Weideland beſtehend, wovon das meiſte Gemeinden oder Einwohnern des Kantons Waadt zugehört. Nach einer Denkſchrift des Geniekapitains Dufour von 1817 beſtand zu jener Zeit die Produktion des Thales in Gras und Holz, ſein Handel in Holz und Käſe; es beſtanden etwa zwanzig Sennhütten, jede ungefähr ſechzig Kühe nährend, zuſammen 1200; jede Kuh ertrug während der 4—5 Monate Sömmerungszeit rein circa L. 40 alte Währung, macht jährlich zuſammen L. 48,000 oder Fr. 69,565 jetzige Währung. Erhebliche Veränderungen in dieſen Verhältniſſen ſind ſeitdem nicht eingetreten.

Nach der Volkszählung von 1841 betrug die Zahl der Bewohner des Dappenthales 118, nach der von 1858 137 Seelen, beſtehend in 23 Familien; von den Bewohnern ſind 30 Grundeigenthümer, alle gehören der katholiſchen Religion an.

Die Souveränetät im Dappenthal hat ſeit 1815 die Schweiz auch factiſch ausgeübt. Nach officiellen Erklärungen des Staatsrathes von Waadt und den Ermittlungen des Landesraths iſt das Verhältniß folgendes:

Alles, was das Hypothekarſyſtem, die Notariatsacten, den Kataſter, den Stempel, die Steuern und ihre Erhebung betrifft, wird nach den waadtländiſchen Geſetzen regiert. Jedoch konnten mehrere Eigenthümer von Schweizeriſch-Creſſonières, welche die Steuerzahlung verweigerten, wegen des mit Frankreich obwaltenden Conflictes nicht verfolgt werden.

Die Civilſtandsacten der Bewohner des Dappenthales werden in die

Register der Kirchgemeinde St. Cergues (Schweiz) eingetragen. Da aber die Bewohner sich zur katholischen Confession bekennen, so lassen sie ihre Kinder gewöhnlich in den französischen Kirchen von les Rousses oder Premanon taufen; indessen unterlassen sie nicht, deren Geburt in St. Cergues eintragen zu lassen. In gleicher Weise verfahren sie bei den Heiraths- und Sterbefällen: die Heirathen vollziehen sie auch bürgerlich vor dem Friedensrichter des Kreises Gingins (Schweiz).

Im Dappenthale selbst besteht weder Kirche noch Schule; die Einwohner besuchen den öffentlichen Gottesdienst von les Rousses oder Premanon und die Schulen dieser Ortschaften. Die Vormundschaften sind unter die Autorität des Friedensrichters von Gingins gestellt, der die Vormünder ernennt, ihre Rechnungen prüft, die Inventarien aufnehmen läßt und die Testamente homologirt.

Nach allem ist es unzweifelhaft, daß die Souveränetät im Dappenthale factisch durch die Schweiz ausgeübt wird, und davon nur der Unterhalt der Straße von les Rousses nach Gex eine Ausnahme macht, der von Frankreich geleistet wird und den die Schweiz seit 1815 stillschweigend geduldet hat.

In den seit bald fünfzig Jahren dauernden Verhandlungen über das Dappenthal betonten die schweizerischen Behörden die militärische Bedeutung desselben unausgesetzt. Zu wiederholten Malen wurden die Urtheile von Officieren eingeholt, welche, je nach dem ihnen gewordenen Auftrage, ihre Ansichten entweder über die Bedeutung des ganzen Thales, oder aber über die Frage der Theilung desselben äußerten. Oberst Ziegler z. B. beantwortet die Frage, ob durch die projectirte Theilung des Thales die militärischen Interessen der Schweiz verletzt würden, dahin, daß durch jede Abtretung von Land im Dappenthale an Frankreich dies augenscheinlich in hohem Maße der Fall sein würde. Die Vertheidigung der Straße über St. Cergues nach Nyon sei ohnehin schwierig, weil auf der Höhe nur wenige haltbare Punkte vorhanden seien; um so gefährlicher sei jede Annäherung des Nachbars, welcher, sobald er in den Besitz des besprochenen Landestheiles und der Straße durch das Dappenthal gelange, die Befestigungsarbeiten über les Rousses hinaus bis in das Herz des Dappenthales und nach den westlich gelegenen Höhen desselben ausdehnen würde. Andererseits verschaffe der freie Besitz des Dappenthales den Franzosen die Möglichkeit, noch bevor eine Kriegserklärung erfolgt sei, das Dappenthal stark zu besetzen und das Pays de Gex mit Truppen anzufüllen. Die Schweiz werde zwar im Falle eines ernsteren Angriffes das Dappenthal auf die Dauer nicht behaupten können, allein schon das Aufhalten des Feindes um nur wenige Tage oder Stunden sei auf diesem Punkte von großer Bedeutung. Sollte je zu einer Theilung des Thales geschritten werden, so wäre dann jedenfalls nicht die im Projecte liegende

Theilungslinie, welche der Schweiz die im westlichen Abhange der Dôle sich hinziehende Hügelkette entzieht, zu wählen, sondern eine solche Linie zu bestimmen, die der Schweiz eine Beherrschung der Straße von les Rousses nach Gex möglich macht. Die Eisenbahnanlagen in Frankreich und der Schweiz verminderten die Bedeutung des Dappenthales keineswegs, und die Festung les Rousses mache es für die Schweiz um so dringender, nicht dazu beizutragen, daß gegen ihr Gebiet zu die Festungswerke noch ausgedehnter angelegt werden können.

An dieses Urtheil reihen wir ein Resumé der Denkschrift des eidgenössischen Majors Girard an. Herr Girard spricht sich sehr entschieden gegen jede Abtretung irgend eines Theiles des Dappenthales an Frankreich aus; eine solche Abtretung würde Frankreich die Durchbrechung der vordersten Kette des Jura gegen die Schweiz zu auf einem der wichtigsten Punkte sehr erleichtern, so wie auch die weitere Entwicklung der Festung les Rousses.

Ueber diese Festung, deren Bau unter Louis Philipp im Jahr 1841 begonnen ward, bemerkt Herr Girard, daß ihre Anlage wesentlich einen offensiven Charakter habe, indem sie für ein bloßes Vertheidigungswerk gegen eine beabsichtigte Invasion von St. Cergues oder von der Faucille her viel zu ausgedehnt angelegt und ihrer großen Ausdehnung wegen vielmehr darauf berechnet sei, als ein großer Anlehnungspunkt für ein angriffsweises Vorgehen Frankreichs gegen die Alpen und Italien hin zu dienen; in dieser Hinsicht erachte er die Werke und die Lage von les Rousses viel geeigneter, als die von ihm ebenfalls in Augenschein genommenen französischen Festungen von Ecluse, Joux, Besançon und Belfort. Herr Girard schließt seine Denkschrift mit bestimmten Anträgen an die hohe Bundesversammlung, die unter Anderm dahin gehen: Die eidgenössischen Behörden möchten jedes Begehren um Abtretung eines Theiles des Schweizer Gebietes zurückweisen und namentlich möchten sie nicht einen Quadratfuß des Dappenthals an Frankreich überlassen.

Daß die Schweiz bei der Frage im Rechte ist, darüber kann kein Zweifel obwalten, und Frankreich hat dies bei allen früheren Verhandlungen im Ernst auch nie bestreiten können. Das Dappenthal ist altschweizerischer Grund und Boden; dies wird bewiesen durch alle ältere Verträge und Marchberainigungen (Grenzbestimmungen), und namentlich auch durch solche, die von den Königen Frankreichs ratificirt und garantirt wurden. Die Abtretung des Thales an Frankreich von 1805—1814 wurde durch die Wiener Acte rückgängig gemacht, indem das Thal der Schweiz zurückgegeben wurde, und diese Akte steht nicht blos als eine einseitige Verfügung da; Frankreich hat sie mitunterzeichnet und die Schweiz sie mit allem, was für sie Nachtheiliges und Vortheilhaftes darin steht, feierlich angenommen. Sie bildet also für die Schweiz wie für die übrigen Mächte vertragsmäßiges Recht, das einseitig nicht aufgehoben und nicht verändert werden kann.

Die Gründe, welche Frankreich vorbringt, sind nicht der Natur, das Recht der Schweiz in Frage zu stellen; sie beruhen darin, daß Frankreich ein großes Interesse an einer freien Communication mit dem Pays de Gex habe, daß bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens die übrigen Mächte die Ueberlassung des Dappenthales an Frankreich für billig erachtet und zu diesem Zwecke ihre gute Verwendung bei der Schweiz zugesagt hätten, und daß endlich Frankreich andere Abtretungen von erheblichem Belange an die Schweiz gemacht habe.

Das Interesse nun entscheidet nicht über das Recht und im vorliegenden Falle um so weniger, als die Schweiz auch ihrerseits Interesse an dem unverkümmerten Besitze des Dappenthals hat.

Um der guten Beziehungen und der guten Nachbarschaft willen, die mit wenigen Unterbrechungen seit Jahrhunderten zwischen der Schweiz und Frankreich herrschten, wäre es nach der Ansicht des Bundesraths sehr zu wünschen, daß die seit bald fünfzig Jahren hängende Frage endlich erledigt werden könnte.

Wenn in der Angelegenheit nur das Interesse einer freiern und bequemern Handelsverbindung des Pays de Gex mit dem übrigen Frankreich in Frage stünde, so könnte eine Verständigung darüber leicht erzielt werden. Allein wenn Frankreich, wie es allen Anschein hat, dabei auch militärische Zwecke verfolgt, wie die Ausdehnung der Festungswerke von les Rousses und eine möglichst directe Militärstraße zwischen seinen beiden Grenzfestungen les Rousses und Ecluse, so ist vom Standpunkte der Schweiz aus eine Lösung der Frage viel schwieriger.

Die Schweiz ist nämlich ihrer Lage, Größe und innern Constitution nach kein Staat, von dem irgend ein Nachbar, und am allerwenigsten ein großer Militärstaat, ein angriffsweises Vorgehen zu besorgen hat; ihre durch die Geschichte und die europäischen Verträge sanctionirte Bestimmung weist ihr vielmehr nur eine defensive Stellung an, nach der sie die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und der Unverletzbarkeit ihres Gebiets als ihre höchste nationalpolitische und internationale Aufgabe zu betrachten hat. Zu Vertheidigungszwecken gegen die Schweiz bedarf also Frankreich der genannten Verstärkungen seiner Grenze nicht.

Hieran reiht sich noch die weitere Betrachtung, daß die Schweiz im Verhältniß zu ihren Nachbarn eine kleines Land ist. Grade dies zeichnet ihr eine Politik vor, die einerseits sich frei hält von jeder Herausforderung und alle internationale Pflichten getreu und gewissenhaft erfüllt, andererseits aber eben so ängstlich besorgt ist, alle Rechte sorgfältig zu wahren, die dem Lande und der Nation unzweideutig zustehen. Nur so vermag sie die Würde und die Achtung des Auslandes zu bewahren und sich vor unbilligen fremden Zu-

muthungen zu sichern. Zudem sind die bestehenden Grenzen der Schweiz durch Verträge sanctionirt, welche alle Mächte des Wiener Congresses unterzeichnet haben. Durch ein freiwilliges Aufgeben eines einzigen Punktes dieser Grenze verhandelt mit nur einer der Congreßmächte, würde die Schweiz der Stellung, welche ihr diese Verträge gewähren, nicht unwesentlich vergeben. Bietet sie zu Gunsten des einen Nachbars Hand zu einer einseitigen Abänderung der europäischen Tractate, so hat sie keinen festen Standpunkt mehr gegen analoge Zumuthungen von andern Seiten. In den gepflogenen Verhandlungen gab denn auch der Bundesrath bereits zu erkennen, daß ein etwaiger Vergleich mit Frankreich jedenfalls der Sanction aller Mächte unterstellt werden müßte.

Die Reformen in Oestreich.

Aus Tirol. 12. Januar. Oestreich ist in einer eigenthümlichen Lage. Die Zeit fordert von den Lenkern seiner Geschicke eine Reform von Grund aus, Annahme eines völlig neuen Systems. Von oben herab aber kann man sich nur zu Gesetzverbesserungen im Einzelnen entschließen, die, wie liberal sie aussehen, wie willkommen sie im Einzelnen sein mögen, im Großen und Ganzen nichts ändern, und für die man darum der Hand, die sie spendet, wenig Dank weiß. Es scheint, daß man eben nicht anders kann. Mag die allgemeine Zeitung in Augsburg, so oft und eindringlich als sie kann, den Herren in Wien zurufen, daß nur die großen Reformen, welche die Zeit mit brennender Ungeduld verlangt, die vollständige Freiheit der Lehre, des Glaubens und Unterrichts wie der Presse, die entschiedene Parität aller christlichen Kirchen, die Beseitigung aller Sonderconcessionen für einzelne Provinzen Oestreich vom innern Verfall retten; die Antwort, die ihr von der Metropole an der Donau zurückkommt, wird, so lange dort die ultramontane Partei herrscht, genau der letzten Preßverordnung gleichen.

Alles, was uns seit dem italienischen Kriege an Reformen zu theil ward, besteht in halben Maßregeln, wie das Protestantengesetz für Ungarn und seiner Nebenländer, und nur in solchen, die ganz andere Absichten diktirten als die Freiheit. Man hebt die Rekrutenstellung für 1860 auf, ordnet eine Controlle für die Staatsschulden, gibt die Gewerbe frei, aber ja nicht das Wort. Der

Geldmarkt und der Handel fordern dieſe Zugeſtändniſſe für ein neues Anlehen, und man gewährt ſie, um zu zeigen, daß man auch ohne die Zuſtimmung oder Bürgſchaft des Volkes zum Ziele kömmt. Was wir von den Gemeinde- und Landesſtatuten erwarten dürfen, ſagt uns die Auswahl der Vertrauensmänner zu den Entwürfen; einer wahren Volksvertretung ſtehen wir ſo fern, wie nur je. Zur Parität aller chriſtlichen Culte fehlt nicht nur eine für alle Kronländer gültige Anordnung, ſondern zumeiſt und vor allem die Aufhebung des Geſetzes über gemiſchte Ehen und katholiſche Kindererziehung; es iſt, als ob man diesfalls vorerſt in Rom angefragt hätte. Wir achten es nicht hoch, wenn man den Städten und Landgemeinden ein ergötzliches Spiel mit den Angelegenheiten ihres Weichbildes gönnt, dafür aber dem Clerus und Adel das große Wort auf den Landtagen vorbehält. Sind doch dieſe ſelbſt nur ein Mittel, um die Stimmen der Reaction zur Geltung zu bringen und der Berathung großer, das Gemeinwohl entſcheidender Fragen auszuweichen. Volksvertretung iſt der ultramontanen Hofpartei ein Gräuel, ihre Herrſchaft ſteht und fällt mit Knechtung des Geiſtes; mit der Freiheit des Wortes ſchlägt ihre letzte Stunde. Darum wählte man auch zur Berathung der Landesſtatute die reactionärſten Leute, wir haben in Tirol ein ſprechendes Beiſpiel davon.

An die Spitze der Vertrauensmänner für den Entwurf unſres Landesſtatutes wurde der ehemalige Gouverneur Clemens Graf von Brandis geſtellt. Das Miniſterium ſprach im Jahre 1848 deſſen Entſetzung von ſeinem Poſten aus, weil er ohngeachtet der höheren Anordnung über die Aufhebung der Jeſuiten und Redemptoriſten die Ordenshäuſer derſelben in Innsbruck ruhig fortbeſtehen ließ. In der vormärzlichen Zeit trieb er ſeinen Jeſuitismus bis ins Wunderliche, ließ ſich öffentlich in der Pfarrkirche zu Innsbruck in die von einem Jeſuiten geleitete marianiſche Congregation aufnehmen, wobei er eine brennende Kerze haltend mit einem Mäntelchen bekleidet wurde, veröffentlichte ein lateiniſches Gebetbuch mit dem Bilde des h. Aloiſ, verfaßte Stoßgebetlein für Heiligenbilder, unter anderen auch eines für die h. Leinwand Chriſti, wozu er, weil der Cenſor den Druck verbot, ſelbſt die Druckerlaubniß ertheilte. Seine Wirkſamkeit im ſtändiſchen Saale beſprachen dieſe Blätter jüngſt in dem Aufſatz über den tiroler Landtag. Ein anderer der fünf Vertrauensmänner war der Biſchof Gaſſer von Brixen Der rührige Clerus des Landes hatte im Jahre 1848 bloß aus Deutſchtirol nicht weniger als vier geiſtliche Herren und darunter auch Gaſſer in das Parlament nach Frankfurt geſandt; ja es ſchien, als hätten die Deutſchtiroler jene Verſammlung nur deßhalb beſchickt, um ihre „Glaubenseinheit“ zu wahren; denn nur dann, wenn es ſich darum handelte, jeden proteſtantiſchen Gewerbsmann, Anſiedler oder wohl gar den öffentlichen Cultus einer anderen Konfeſſion als der katho-

lischen streng zu halten, überwanden sie die Scheu vor dem Sprechen. Bei der Frage über das Recht jedes Deutschen zur unbeschränkten öffentlichen Uebung seiner Religion hielt Herr Gasser aus Brixen seine Jungfernrede, worin er die Vertreter des deutschen Volkes beschwor, bei der Einführung dieses Gesetzes doch ja auf die eigenthümlichen Verhältnisse Tirols Rücksicht zu nehmen, dies eine bedinge seine Kampfbereitschaft für die deutsche Sache, „den deutschen Sinn seiner Bewohner." Allererst also wären wir Jesuiten, dann Deutsche! Auf dem bevorstehenden Landtage soll die Besitzfähigkeit und Cultusfreiheit der Protestanten zur Sprache kommen; bei dieser und ähnlichen Fragen muß man wol sagen; daß der Clerus stark vertreten sei. Nur einer der fünf zur Wiederherstellung eines Postulatenlandtags auserwählten Männer, Herr Wohlwend, ein Vorarlberger, erhob sich gegen solche Scheinvertretung des Landes; trotz seiner Einsprache ward das Princip der alten Ständeordnung schon in der ersten Sitzung festgestellt. Dem Grundsatz treu, bei allem in das ehrwürdige Zeitalter der Perrücken und noch weiter zurückzugreifen, wollte Graf von Brandis in seinem Entwurfe des Statuts das Recht der Wahl von Abgeordneten sogar den Rentheis der Deutschordensballei an der Etsch, dem Damenstifte in Innsbruck und einigen verrotteten Flecken gewahrt wissen, nur die Zahl der Vertreter im Rath der Alten selbst ermäßigte er bei jedem Stande (Clerus, Adel, Städte, Bauern) von 13 auf 8. Der Wissenschaft gönnte der gelehrte Herr auch nicht eine Stimme, die Intelligenz des Adels bedingte er durch ein jährliches Einkommen von 8000 Fl., die Industrie dachte er dadurch zu heben, daß er auch für die Vertretung von Gevatter Schneider und Schuster durch die Einziehung der kleinsten Städtchen und Märkte unter die 8 Stimmen des Bürgerstandes sorgte, der Bauer bildete ohnehin stets den Schweif des Clerus. Doch was hätte wol auch Intelligenz oder politische Einsicht bei den Berathungen der künftigen Vertrauensmänner von Tirol zu schaffen? Nach den weisen Rathschlägen des Grafen sollen sie nur drei Dinge besprechen dürfen: Petitionen, die Verwaltung des ständischen Vermögens (also wol nur die Verwendung des Approvisionirungsfonds und die Zinszahlung der Schulden) und die Vergebung der ständischen Stiftplätze. Eine solche Vertretung des Landes schien sogar den drei ebenbürtigen Collegen des Grafen Brandis zu beschränkt. Herr Wohlwend hatte nämlich gleich Anfangs erklärt, daß er sich nur als Gast betrachte, wenn er Vorarlberg vertreten sollte, und wirkte dann für die wahren Interessen Tirols, so weit es thunlich war. Graf Wolkenstein, der Präsident unsres Landtags vom Jahre 1848, wollte den Clerus, Freiherr v. Klebelsborg den Adel stärker vertreten haben; um die Zahl der Stimmführer des Letztern zu vermehren, stellte er ihn als „Brücke" zwischen den Städten und Bauern dar. Man einigte sich endlich auf 14 Stimmen aus jedem Stande und glaubte selbst den Berathungen einen weitern Wirkungskreis anweisen zu dürfen. Der

Entwurf soll nun noch jenem verstärkten ständischen Ausschuß zur Prüfung vorgelegt worden, der schon im letzten Sommer Proben seiner Befähigung gab. Was können wir von ihm erwarten, da eben er es war, der um die Wiedereinsetzung der alten Stände bat?

Es lohnte sich wol kaum der Mühe, von allem dem zu reden, wenn man diesen Rathschlägen nicht den Schein gäbe, als gingen sie vom Volke aus, wenn sie nicht auf das Ziel wiesen, wohin man steuert, wenn diese Commissionen in jedem Kronland nicht die Vorläufer ebenso vieler Sonderstatute, die Träger jener reaktionären Elemente wären, welche die Stützen und Pfeiler des Systems sind, wenn alle die Maßnahmen nicht eben das gerade Gegentheil von dem bewirkten, was Oestreich noth thut, Einheit, Stärke und Macht. Das Salz ist bei uns dumm geworden, die Vaterlandsliebe lau, das Vertrauen schwach. Geschenke, die das Volk nicht wünscht, werden jene nicht anfachen, dieses nicht beleben. Es ist kein Bund zu schließen mit den Römlingen und ihren Genossen; sind sie nicht allein Herren im Lande, so drohen sie, ihren Willen „in blutigen Thaten" auszusprechen*); als Feinde kann man sie im Zaume halten, als Freunde nehmen sie sich das Scepter. In Amerika schwärmen sie für die Freiheit, in Europa für die Knechtschaft, immerhin behält aber ihr Rath nur ihre Herrschaft und nie das Wohl des Volkes im Auge. Für Oestreich gibt es nur ein Mittel, um glücklich im Innern und deshalb stark nach außen zu werden, ein Geschenk, um seine Wiedergeburt zu bewirken, und das will ganz, nicht halb gewährt, muthig gespendet, nicht Deut um Deut abgerungen sein — die Freiheit.

Katholicismus und Ultramontanismus.

La Papauté et l'Empire, par F. Laurent, Professeur à l'Université de Gand. Bruxelles, Schnée. —

Dieses geistvolle Werk, das den 6. Bd. der Histoire du droit des gens et des relations internationales bildet, gibt uns willkommene Gelegenheit,

*) „Die katholischen Blätter aus Tirol" warfen jüngst die Frage auf: „Ob die Regierung die Ansässigmachung der Protestanten in Tirol wünschen kann," und erinnerten an die Erhebung gegen das baierische Regiment, einen Kampf „auf Leben und Tod," als dieses ihren Glauben, ihre Religion, ihre Priester und Kirchen, ihre religiösen Uebungen angriff. Nur mit Gewalt werde man den Tiroler zum Gehorsam zwingen können, wenn die Protestanten zum Besitze in Tirol zugelassen werden.

einen Unterschied ins Auge zu fassen, der in den Parteikämpfen des Tages bald von größter Wichtigkeit sein wird.

Seitdem Kaiser Napoleon dem Papst den Handschuh hingeworfen, regt sich in sämmtlichen Ländern die ultramontane Partei, und richtet angeblich im Namen sämmtlicher katholischer Staatsbürger des Landes auch an den protestantischen Staat die Forderung, er solle um der Gewissensfreiheit willen, welche er jenen schuldet, jede Verkleinerung des Kirchenstaats hintertreiben, weil durch dieselbe das Gewissen aller Katholiken verletzt werde. Es ist von hoher Wichtigkeit, diesem Vorgeben von vornherein entgegenzutreten und jener Partei nachzuweisen, daß sie sich irrt, daß sie keineswegs das Recht hat, als Vertreterin der Katholiken aufzutreten, daß zwischen Katholiken und Protestanten vollkommner Friede herrscht, und daß der Ultramontanismus es mit einem Gegner zu thun hat, der außerhalb aller religiösen Beziehungen steht, mit dem Nationalitätsprincip.

Zwischen Katholiken und Protestanten herrscht vollkommner Friede. Der dreifache Gegensatz, der zwischen den beiden Confessionen besteht, in den Dogmen, in den Cultusformen und in den sittlichen Einrichtungen, hat in der Hauptsache nur noch eine historische Bedeutung. Auf den Gegensatz der Dogmatik wird nur noch von denjenigen Gewicht gelegt, welche die Religion zu Zwecken der Herrschaft mißbrauchen möchten; an den Unterschied der Cultusformen hat man sich so gewöhnt, daß sie bei der entgegengesetzten Partei nicht mehr Abscheu, sondern sogar ein gewisses romantisches Interesse erregen. Bedenklicher ist es freilich mit den sittlichen Einrichtungen. Das Cölibat der Priester und das Mönchthum lassen sich schwer mit den Grundsätzen einer verständigen Staatswirthschaft vereinbaren; aber auch hier hat bereits die Vergangenheit gezeigt, daß innerhalb des Katholicismus selbst sehr viel geschehen kann, um zwischen den kirchlichen Traditionen und den Bedürfnissen der Gegenwart eine Ausgleichung stattfinden zu lassen. *Innerhalb der katholischen Kirche selbst steht der Ultramontanismus den Wünschen und Interessen der Bevölkerung aufs schroffste gegenüber.* Einer der wichtigsten Gründe der Unzufriedenheit in Oestreich, welche 1848 zum Ausbruch kam, war das den Ordensgeistlichen in die Hände gegebene Erziehungswesen, einer der wichtigsten Gründe der Unzufriedenheit, die jetzt herrscht, ist das Concordat. Die Katholiken haben viel mehr Veranlassung, den Ultramontanismus zu hassen und zu bekämpfen, als die Protestanten; denn den letztern thut er keinen unmittelbaren Schaden, die erstern werden durch ihn in ihren heiligsten Rechten beeinträchtigt.

Untersuchen wir den tiefsten Kern des Ultramontanismus, so finden wir, daß er mit dem Christenthum nicht das mindeste zu thun hat, sondern eine traurige Hinterlassenschaft des alten heidnischen Rom ist. Rom hatte durch

ſeine Heere die Nationen der drei Welttheile unterjocht; als nun das alte Reich allmälig morſch wurde und die Völker ſich politiſch befreiten, gelang es der auf das römiſche Kaiſerreich aufgebauten Kirche, die Rolle der Cäſaren fortzuſpielen: nicht durch eigene Kraft, ſondern durch ihren Bund mit den deutſchen Fürſten, die ſie mit der eitlen Würde eines römiſchen Kaiſers lockte. Das Bündniß wurde für die letztern ſelbſt verderblich: was Carl der Große und Otto der Große aufgerichtet, führte zum Untergang ihrer Nachfolger, der Hohenſtaufen. Als Hildebrand für die Kirche ein Princip gefunden hatte, und dasſelbe mit der Kraft einer großen Seele durchführte, waren ſeine Gegner, die römiſchen Kaiſer, die ſchwächeren; denn ſie ſtützten ſich auf kein Princip, ihr Anſpruch, die Welt zu beherrſchen, konnte nur durch rohe Gewalt ausgeführt werden. Mit dieſem Anſpruch beleidigten ſie nicht nur die Völker, die außerhalb ihres Gebiets lagen und denen ſie nichts als hohle Anmaßungen entgegenſetzen konnten, ſondern auch ihre eignen Völker. Die Italiener verbanden ſich mit dem Papſt, nicht aus kirchlichen Gründen, ſondern weil der Papſt ihre Nationalität ſchützte, und in Deutſchland ſelbſt gab es eine ſehr ſtarke welfiſche, d. h. nationale, Partei, die einmal ſogar, in Heinrich dem Löwen, einen mächtigen Führer fand, der unter glücklicheren Umſtänden vielleicht ſchon damals hätte durchführen können, was wir heute erſtreben, die Losreißung Deutſchlands vom römiſchen Reich. Heinrich der Löwe wurde gedemüthigt; aber kaum zwei Menſchenalter nach ſeinem Fall ſtürzte auch das römiſche Reich zuſammen, und die Anarchie bemächtigte ſich Deutſchlands; kaum zwei Menſchenalter nach dieſem Ereigniß verfiel auch die Kirche der Anarchie.

Dieſe Begebenheiten philoſophiſch zu beleuchten und in ihrem innern Zuſammenhange darzuſtellen, iſt die Aufgabe, die ſich Profeſſor Laurent geſtellt hat; er ſtützt ſeine Arbeit zugleich auf ein ſehr umfaſſendes und einſichtsvolles Quellenſtudium und weiß ſo gut zu erzählen, daß dem Buch zahlreiche und aufmerkſame Leſer ebenſo zu verſprechen als zu wünſchen ſind.

Die ſittliche Anarchie in der Kirche und im Kaiſerreich dauerte fort bis zu der Periode der Reformation; in dieſer Periode dienten alle Ideen nur als Deckmantel der gemeinſten Selbſtſucht. Daß die Reformation nicht bloß eine religiöſe, ſondern auch eine nationale Bewegung war, daß ſich in ihr namentlich der deutſche Geiſt gegen den römiſchen empörte, iſt ſchon vielfach bemerkt worden. Leider war damals unſer Kaiſer kein Deutſcher, ſondern ein Spanier, der ſich rühmte, daß in ſeinem Reich die Sonne nicht untergehe und der daher unmöglich eine Bewegung begünſtigen konnte, die dazu beſtimmt ſchien, Deutſchland eine ſelbſtſtändige nationale Geſtalt zu geben. Wenn es ihm nur ſehr theilweiſe gelang, die Bewegung einzudämmen, ſo hatten ſeine Nachfolger, die Habsburger, einen größern Erfolg: mit Hilfe der ſpaniſchen Prieſter, der Je-

ſuiten, riß Ferdinand der Zweite wieder einen guten Theil Deutſchlands vom deutſchen Leben los und unterwarf ihn dem Römerthum.

Aber nach dem weſtphäliſchen Frieden hörte auch innerhalb der katholiſchen Kirche der alte Gegenſatz gegen den Ultramontanismus keineswegs auf, er nahm nur eine andere Form an. Den realen Machtverhältniſſen gemäß übernahm diesmal nicht Deutſchland, ſondern Frankreich die Führung; man ſprach nicht mehr von Welfen und Waiblingen, ſondern von Gallicanern und Romaniſten. Aber die gallicaniſche Auffaſſung der Kirche war eine Erſcheinung, die Frankreich nicht ausſchließlich angehörte; überall macht ſich das Nationalitätsprincip gegen die Oberherrſchaft Roms geltend: zuerſt von den Landesbiſchöfen verfochten, dann von den Königen ſelbſt, welche die ausſchließliche Gewalt im Staat erlangt hatten und nun im eignen Intereſſe das nationale Princip, ihren bisherigen Feind, begünſtigten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt dieſer Kampf, der im Bunde mit der Philoſophie der Aufklärung ſich hauptſächlich gegen die Träger des Ultramontanismus, gegen die Jeſuiten richtet, und der endlich ſo viel Gewalt entwickelt, daß ſelbſt der Papſt gezwungen wird, den Orden fallen zu laſſen, der ſeine Hauptſtütze war. Und eine der wichtigſten Stellen in dieſem Kampf nimmt der Erbe Carls des Fünften, Kaiſer Joſeph der Zweite, ein.

Hier beginnt nun eine ſonderbare Wendung in den Gefühlen des Proteſtantismus. Bisher hatten die proteſtantiſchen Schriftſteller in Rom zwar nicht mehr wie die alten lutheriſchen Paſtoren den Antichriſt, aber den Hauptfeind aller freien und vernünftigen Entwickelung angefochten, und namentlich waren die Berliner in dieſem Kampf mit einer Heftigkeit vorangegangen, die zuweilen etwas Komiſches hatte. Jetzt zeigt ſich plötzlich die Neigung, im Papſtthum auch die poſitive, intereſſante Seite hervor zu kehren. Der erſte in der Reihe dieſer Schriftſteller iſt Johannes Müller in den „Reiſen der Päpſte“ 1782. Was bei ſeiner Schrift für kleine endliche Motive mitſpielten, iſt hier nicht nöthig zu unterſuchen; maßgebend war einmal die Furcht vor den Gefahren des weltlichen Despotismus, gegen welchen Müller in dem Papſtthum einen mächtigen Verbündeten gefunden zu haben glaubte; ſodann das Gefühl eines tiefen Kenners der Geſchichte, daß die Aufklärung gegen die hiſtoriſche Erſcheinung des Papſtes ungerecht geweſen ſei, daß ſie in dem Eifer, ſeine Schattenſeiten hervorzuheben, die großen Vorzüge dieſer Inſtitution für ihre Zeit entweder gar nicht bemerkt, oder die Augen gewaltſam davor geſchloſſen habe.*) Es wirkte alſo bei dieſer veränderten hiſtoriſchen Auffaſſung, wenn man von den unreinen Motiven abſieht, einerſeits die Liebe zur Freiheit, andererſeits die Gerechtigkeit mit, und wenn man

*) Aehnlich ſucht eine neu erſchienene Broſchüre: Appel aux Catholiques, exposé des droits de la papauté (Bruxelles, Flatau) die Sache darzuſtellen.

nur in Anſchlag bringt, daß bei jeder neuen Entdeckung der Gegenſatz gegen die alte Auffaſſung auf die Spitze getrieben zu werden pflegt, ſo kann man jenes Buch als eine weſentliche Berichtigung und Bereicherung unſerer Geſchichtsſtudien lobend erwähnen. Von demſelben Gerechtigkeitstriebe ging urſprünglich F. H. Jakobi aus, der in der Schrift: „Etwas das Leſſing geſagt hat" ſich Müllers annahm und deswegen mit den Berlinern in einen leidenſchaftlichen Federkrieg verwickelt wurde, in welchem zuletzt die beiden Parteien nicht mehr ſagen konnten, worüber ſie eigentlich ſtritten. Leider hatten weder Müller noch Jakobi Haltung genug, der Conſequenzmacherei Widerſtand zu leiſten, in die ihre Gegner ſelbſt ſie verwickelten: Müller dachte einen Augenblick ernſthaft daran, in päpſtliche Dienſte zu treten, und Jakobi verband ſich aus Abneigung gegen die Berliner, deren Jeſuitenriecherei ihm äſthetiſch und moraliſch zuwider war, mit allen möglichen Myſtikern und Geiſterbannern, ſo daß ſelbſt Stolbergs Uebertritt ihm die Augen nicht völlig öffnete. Eine beſſere Haltung bewährte ein anderer Hiſtoriker.

Gleichzeitig mit den „Reiſen der Päpſte" (1782) erſchien Spittlers Kirchengeſchichte. Sie ſchließt in Bezug auf den Sturz der Jeſuiten und die Joſephiniſchen Reformen mit der Ausſicht auf eine Zeit, „wo die katholiſche Kirche endlich aufhören werde eine römiſche zu ſein, wo Staat und Kirche ſich ganz in einander fügen, das Volk die ihm von der Kleriſei entriſſenen Rechte zurückerhalten, dieſe ſelbſt ihren Conſociationsgeiſt aufgeben und ein friedliches Zuſammenwohnen des katholiſchen Laien mit dem Proteſtanten möglich machen werde." Auch Spittler hatte, wie Müller, wohl bemerkt, daß die Aufklärung in ihrem Urtheil über das Mittelalter einſeitig zu Werke gehe, er hatte ſchon 1776 darüber eine Abhandlung veröffentlicht, in Bezug auf welche er 25. Dec. 1776 an Meuſel ſchrieb: „Ich habe gar nicht beweiſen wollen, daß an dem Clerus des mittlern Zeitalters gar nichts als Gutes geweſen ſei. Ich kenne die Schurken zu wohl! Aber die Frage war: hat dieſes Otterngezücht gar nichts genützt? und wenns genützt hat, was hat es genützt? So iſt auch die Frage nicht, ob wir uns wieder den Clerus des mittlern Zeitalters wünſchen ſollen, weil er genützt hat. Das wäre ebenſo, als ob man ſich den Informator, der uns das ABC lehrte, zurückwünſchen wollte, weil er gut ABC lehren konnte. Es iſt bei den uneingeſchränkten Declamationen gegen den Clerus viel Verwechſelung unſerer Zeiten mit jenen; und für unſere Zeiten iſt freilich der ganze Unwille gegen den Clerus vollkommen gerecht, ſo wie der Unwille über die Kindesmagd vollkommen gerecht iſt, wenn ſie den Jüngling, den Mann ebenſo behandelt wie das Kind. Jenes mittlere Zeitalter aber war die Zeit der Kindheit und der Bubenſtreiche; folglich mußte auch in jenem Zeitalter das Menſchengeſchlecht eine entſprechende Erziehung genießen."

Dies ist, so deutsch als möglich ausgesprochen, das richtige Sachverhältniß, das jene eifrigen Männer in der Hitze des Gefechts ganz übersahen, obgleich sie bei ruhiger Ueberlegung eben so dachten. Wenn Müller und Jakobi im Interesse der politischen Freiheit und der historischen Gerechtigkeit sich des Papstthums annahmen, so fanden sie bald Verbündete, die von einem ganz andern Standpunkt aus ihnen Vorschub leisteten. Es waren die Romantiker, die, ursprünglich eher revolutionär als conservativ gesinnt, im Interesse der Künste sich der katholischen Kirche zuneigten, weil diese nach ihrer Ansicht der Malerei und der Architektur, der Musik und selbst der Poesie eine bessere Gelegenheit geben sollte, ihre Kräfte zur Geltung zu bringen. Wie sehr sich diese Ansichten innerhalb einer strebsamen aber unklaren Jugend verbreiteten, und wie oft man ähnliche Behauptungen noch heute wiederholen hört, obgleich man den Beweis immer schuldig bleibt, ist bekannt genug. Indessen war hier doch immer nur von Neigungen und individuellen Stimmungen die Rede, und die Argumente der Romantiker konnten nur denjenigen irre führen, in dessen eigenem Gemüth sich ein verwandtes Interesse regte. Eine viel wunderlichere Erscheinung war die namentlich von der Heidelberger Schule aufgestellte Doctrin, der Katholicismus in seiner extremsten Form, d. h. der Ultramontanismus, sei wesentlich nothwendig, um das Christenthum in seiner Totalität zur Erscheinung zu bringen. Diese Männer dachten gar nicht daran, selber katholisch zu werden, sie forderten vielmehr ihre Glaubensgenossen auf, in der Consequenz des protestantischen Princips möglichst streng zu sein; dagegen gaben sie zu verstehen, es sei von den Katholiken schicklich, auf ihrer Seite so weit zu gehen als irgend möglich, um das Gleichgewicht herzustellen. Es sind in Deutschland viel wunderliche Dinge geschehen, aber diese Auffassung von der „Polarität des Christenthums" ist wohl kaum überboten worden.

Handgreiflicher wurde die Sache, als die politische Reaktion sich der religiösen Frage bemächtigte. Müller hatte in der katholischen Kirche einen Verbündeten gegen den militärischen Despotismus gesucht; sein Schüler Haller begrüßte in derselben einen willkommenen Verbündeten gegen die Revolution und den Liberalismus. Es ist nöthig daran zu erinnern, daß Haller diese Ansichten, die freilich erst in der Restaurationszeit populär wurden, bereits 1808 im vollständigen Zusammenhang darstellte, und daß damals sein Buch von Johannes v. Müller sehr gelobt wurde trotz einzelner Ausstellungen.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man dem Einfluß dieser protestantischen Apostaten — Stolberg, Schlegel, Haller, Adam Müller, Jarcke, Phillipps u. s. w. — die Zahl ist ziemlich groß — zum großen Theil den Fortschritt beimißt, den der Ultramontanismus innerhalb der katholischen Kirche gemacht hat. Die materielle Basis war freilich immer vorhanden, aber die Vertreter der alleinseligmachenden Kirche hatten zum großen Theil ihr Selbstgefühl und

die Fähigkeit, andere zu überzeugen, verloren; in beiden Beziehungen ſind ſie bei den Proteſtanten in die Schule gegangen. Es iſt alſo keineswegs unwichtig, daß auch wir Proteſtanten uns über die wahre Stellung der Kirche ſo ins Klare ſetzen, daß keine Irrung darüber mehr möglich iſt.

Der Ultramontanismus tritt zwar auch jetzt nicht ſelten als Anwalt der Freiheit auf; er hat dieſe Rolle in Preußen bei Gelegenheit der Cölner Wirren geſpielt, er hat ſie unter dem vorigen Miniſterium in den Kammern wiederholt. In der That iſt es ihm auch ganz ernſt mit der Forderung, die Kirche ſolle frei ſein, d. h. unabhängig vom Staat; darunter verſteht er aber nichts anderes, als daß die Geiſtlichkeit die Macht haben ſoll, die katholiſche Bevölkerung auf das Unbedingteſte zu beherrſchen. Sein Hauptſtreben iſt freilich dahin gerichtet, auch den Staat in ſeine Gewalt zu bekommen, ihn geſetzlich zu zwingen, alle Beſchlüſſe der Kirche wirklich auszuführen; wo das aber nicht angeht (und in einem proteſtantiſchen Staat wird es doch nur immer theilweiſe durchgeführt werden können), verlangt er wenigſtens die ausſchließliche Autonomie in kirchlichen Angelegenheiten ohne alle Beaufſichtigung des Staats, wobei er den ſtillen Vorbehalt macht, allmälig alle wirklichen Angelegenheiten des Lebens in das kirchliche Gebiet zu übertragen. Das geiſtige Princip, das er ausſchließlich anerkennt, iſt die Theokratie; der Staat als ſolcher iſt ihm nur ein Nothbehelf, und er wendet alle Mittel an, um ſeine Gläubigen ſo gleichgiltig als möglich dafür zu ſtimmen. Wenn der Staat ihm dient, ſo läßt er ihm ſeinen Schutz angedeihen; jeder Verſuch des Staats, unabhängig zu ſein, oder gar in das Gebiet der Kirche ſelbſt überzugreifen, wird ſofort dadurch erwidert, daß man die Bande lockert, die den Katholiken an den Staat binden. Was die Regierungsform betrifft, ſo hat der Ultramontanismus zwar eine ſtille Vorliebe für die Despotie, weil ſie ſeiner eignen Verfaſſung am verwandteſten iſt; doch weiß er ſehr wohl, daß ihm auch die Despotie zuweilen unbequem werden kann, und iſt daher jeden Augenblick bereit, mit den Republikanern und Demokraten ſich einzulaſſen, ſobald ſie für den Augenblick ſeinen Zwecken dienen. Wohlverſtanden, mit derjenigen Art Demokraten, die im vollen Ernſt auf die Herrſchaft der Maſſen ausgeht, weil er ſehr wohl weiß, daß er, was den Einfluß auf die Maſſe betrifft, dieſe Art von Concurrenz nicht zu ſcheuen hat; dagegen iſt diejenige Nuance der Demokraten, die nichts anderes ſagt als Liberalismus, der es nicht auf die Herrſchaft der Maſſe, ſondern auf den geiſtigen Fortſchritt des Volks ankommt, derjenige Feind, mit dem man jenſeits der Berge keinen Waffenſtillſtand eingeht. Dieſe Feindſchaft beſteht jetzt in verdoppelter Stärke, ſeitdem der Liberalismus das Nationalitätsprincip in den Vordergrund ſtellt. Denn das Intereſſe der ultramontanen Partei liegt gerade darin, alles geiſtige Leben der Nation zu erſticken, alle Individualität zu Gunſten einer Abſtraction aufzugeben, die in

letzter Instanz Wiederherstellung des römischen Weltreichs ist. Wo die Nationen ein eignes Leben haben und dieses Lebens sich bewußt sind, verliert der Ultramontanismus alle Macht.

Wenden wir diese Betrachtungen auf die politische Frage an, die uns hier zunächst vorliegt, so finden wir, daß zwei katholische Mächte, ohne dem Princip ihrer Confession das mindeste zu vergeben, den Versuch machen, an die Stelle des ultramontanen Princips das gallicanische, d. h. das nationale, zu setzen. Dieses Streben muß unsere ganze Sympathie haben; denn wird es glücklich durchgeführt, so kann die Rückwirkung auf unsere eigenen Zustände, auf die Trennung des Romanismus vom Katholicismus, nicht ausbleiben. Oestreich hätte jetzt wieder eine sehr günstige Gelegenheit, seine eigne Stelle zu befestigen, wenn es rasch entschlossen alle ultramontanen Beziehungen abwürfe und im Sinne Joseph des Zweiten das kirchliche mit dem bürgerlichen Leben zu versöhnen trachtete; es wird diese Gelegenheit nicht benutzen, und so bleibt uns nichts anderes übrig, als in Gemeinschaft mit dem glaubensverwandten und auch sittlich und national uns nahe stehenden England, was in unsern Kräften steht, anzuwenden, daß jene Wiedergeburt der katholischen Nationen ohne Störung vor sich gehe. Daß die Abtretung der Romagna der katholischen Confession keinen Schaden thun wird, ist eben so klar, als daß sie den ersten Nagel hergibt zum Sarge des Ultramontanismus. ††

Feldmarschall Fürst von Ligne.

Oeuvres du Prince de Ligne, précédées d'une introduction par A. Lacroix. 4. Bd. Bruxelles, Schnée.

Man hat über den Einfluß der französischen Literatur auf die deutsche vielfache Untersuchungen angestellt; man hat namentlich die Nachtheile desselben hervorgehoben, und ein guter Theil unserer Literaturgeschichte sieht fast wie eine Auflehnung gegen die Uebermacht der Franzosen aus. Ueber den vollständigen Umfang dieses Einflusses ist man doch noch nicht recht ins Klare gekommen.

In der Regel hat man nämlich nur zwei Phasen dieser Beziehung im Auge.

Die erste war diejenige, wo das „classische Theater" der Franzosen für

mustergiltig galt, wo man sich aus Boileau und Batteux über die Regeln der Dichtkunst Rath erholte, wo man dem Lafontaine die Kunst ablernte, Fabeln zu machen, wo man in Alexandrinern schrieb und nicht abgeneigt war, die Henriade neben den Homer zu stellen: kurz das Zeitalter Gottsched's und seiner Schule, welches durch Klopstock und Lessing zertrümmert wurde. Daß in dieser Periode von deutscher Poesie nur wenig die Rede sein konnte und daß auch die französischen Muster, nach denen man sich bildete, in der Weltliteratur nur einen sehr bescheidenen Rang beanspruchen dürfen, ist durch jene Männer hinlänglich festgestellt. Neuerdings hat man dann wieder anerkannt, daß in jener Periode, wenn man sie als Uebergang betrachtet, auch manches Gute geleistet wurde; daß es bei der grenzenlosen Verwilderung der zweiten schlesischen Dichterschule und der volksthümlichen Hanswurstspiele sehr nöthig war, an Regel und Gesetz in der Kunst zu erinnern; daß die Regel der Franzosen am nächsten lag, nicht blos weil sie in jener Periode am meisten ausgebildet war, sondern auch weil die vornehme Welt in Deutschland, deren Schutz man zur Förderung der jungen Literatur nicht entbehren konnte, soweit sie überhaupt in dieser Beziehung zurechnungsfähig war, sich nur französisch verständlich zu machen wußte. Gottsched, der beiläufig sehr schlecht französisch schrieb, hatte das ehrliche Bestreben, nach dem Muster der französischen Sprache die deutsche Sprache zu reinigen und zu veredeln, worin ihm bereits Thomasius den Weg gezeigt; wie nöthig eine solche Reinigung war, sieht man unter andern aus seinen eigenen Briefen. Die deutsche Sprache war eine Hanswurstjacke, aus Fetzen aller möglichen Sprachen zusammengesetzt, sie hatte alle organische Gliederung verloren. Der sogenannte Curialstil war ihr angemessenster Ausdruck, und die meisten Schriften jener Periode sehen aus, als wären sie von Fremden geschrieben, die sich des Gesetzes und des Geistes der deutschen Sprache noch nicht bemächtigt hätten. Trotz seiner Schwächen auch in der Grammatik und Stilistik hat Gottsched doch das große Verdienst, mit Hilfe seiner „deutschen Gesellschaften" in diese Verwilderung einige Disciplin gebracht zu haben, welche dann die späteren befähigte, mit Freiheit zu schaffen, ohne dem Geist der deutschen Sprache untreu zu werden.

Die zweite Periode des französischen Einflußes, die man im Auge hat, ist die sogenannte jungdeutsche. Unter dieser Bezeichnung hat man nicht eine gewisse Anzahl von Schriftstellern zu verstehen, die von Menzel als gefährliche Franzosenfreunde gestempelt wurden, sondern ein halbes Menschenalter unserer Literatur, welches noch vor der Julirevolution beginnt und dem sich erst in der Mitte der vierziger Jahre eine siegreiche nationale Reaction entgegenstellt. Auch hier begegnen wir wieder dem Einfluße Voltaires: nur ist es diesmal nicht der Dichter der Henriade, sondern der frivole Spötter, der das Christenthum lächerlich macht und mit seiner boshaften Analyse auch den Glauben

an die ſittlichen Mächte erſchüttert. Neben ihm ſtehen die modernen Romanſchreiber, die St. Simoniſten, die Verkünder einer Religion des Fleiſches u. ſ. w. Der ſchädliche Einfluß dieſer Literatur iſt bereits hinlänglich gewürdigt; im gegenwärtigen Augenblick können wir unbefangen genug ſein, auch ihre poſitiven Seiten anzuerkennen: ſie war nothwendig als Kritik der Reſtaurationsliteratur, die theils in einer hohlen poetiſchen Convenienz, theils in einer ſteifen ſchwerfälligen Schulſprache verſumpfte.

Man ſieht, daß in dieſen beiden Perioden der Einfluß der Franzoſen ein entgegengeſetzter war, daß ſie erſt als Zuchtmeiſter, dann als Aufwiegler auftraten. Unter dieſen beiden Formen pflegt man ſie ſich auch gewöhnlich vorzuſtellen: entweder mit der Allongenperrücke und dem Galanteriedegen, im Tänzerpas den Alexandriner declamirend, oder als Sansculotten, die rothe Mütze auf dem Kopf, im Gefolge tobender Fiſchweiber betrunken die Marſeillaiſe brüllend.

Es liegt aber zwiſchen dieſen beiden Perioden noch eine dritte, deren Einfluß auf unſere Literatur weniger auffällt und doch ſehr hoch anzuſchlagen iſt. Will man ſich dieſen Einfluß ſinnlich vors Auge ſtellen, ſo blättere man in dem Briefwechſel der Rahel. Der Ton dieſes Briefwechſels weicht ſo weſentlich von der Art ab, in der man früher zu ſchreiben pflegte, und ſieht trotz einzelner Schönheiten mitunter ſo gezwungen aus, daß man im erſten Augenblick über ſeinen Urſprung nicht ins Klare kommt: vergleicht man ferner den Ton dieſer Briefe z. B. mit den Aphorismen des Athenäums, die in dieſelbe Zeit fallen, kurz mit den Verſuchen der jungen Dichter und Kritiker, die noch viel lauter und leidenſchaftlicher als Leſſing gegen das Franzoſenthum declamirten, ſo findet man eine ſeltſame Uebereinſtimmung. Man erinnert ſich dann, daß die Schlegel, Tieck, Bernhardi u. ſ. w. viel in den Salons der Rahel und der übrigen geiſtreichen Berliner Jüdinnen verkehrten und daß ihre Richtung hier zuerſt gewürdigt wurde. Die liebenswürdigſte Frau dieſes Kreiſes, Henriette Herz, gibt in ihrer Ehe mit dem Kantianer Markus Herz ein recht auffallendes Beiſpiel, wie hart die alte und neue Zeit an einander ſtoßen, nicht blos in Sprache und Denken, ſondern auch in Sitte und Empfindung.

Wo iſt nun die eigentliche Quelle dieſes veränderten Tons zu ſuchen? Der Einfluß Goethe's iſt es nicht allein; denn zwiſchen Poeſie und Proſa bleibt immer ein gewaltiger Unterſchied, und in Goethe's Proſa, ſo ſchön ſie iſt, wird man ſelten oder nie an die Kühnheiten ſeiner poetiſchen Sprache erinnert: ſie iſt auch darin claſſiſch, daß man aus ihr ſofort die Regel eines guten d. h. ſachgemäßen Stils entnehmen könnte. — Ein Licht geht uns auf, wenn wir in Rahel's Correſpondenz die franzöſiſch geſchriebenen Briefe ins Auge faſſen, darunter die Briefe des Mannes, deſſen geſammelte Werke uns

zu dieſen Bemerkungen veranlaßt haben. Hier iſt genau derſelbe Ton, aber er klingt vollkommen natürlich, man hat das Gefühl, als müßte es ſo ſein. Und ſehen wir uns dann weiter in der Literatur um, ſo entdecken wir, daß dieſer Ton der echt franzöſiſche iſt; vor allem wieder der Ton Voltaire's, aber viel älter als dieſer große Schriftſteller. Wir brauchen gar nicht auf die geiſtreichen Franzöſinnen zurückzugehen, auf die Sévigné und wie ſie alle heißen: wir haben im 17. Jahrhundert Pascal, im 16. Montaigne, und aus dieſen Schriftſtellern könnten wir lange Sätze ins Athenäum aufnehmen, ohne daß man den Unterſchied beſonders merken ſollte. Es mag den Nachkommen der alten Romantik, den leidenſchaftlichen Franzoſenfeinden, ſeltſam genug erſcheinen, wenn man auch ſie mit den Franzoſen in Zuſammenhang bringt, aber die Sache verhält ſich wirklich ſo. Freilich ſind die ſpäteren, die Werner, die Fouqué u. ſ. w. daran nicht ſchuld; es iſt hier nur von den Stiftern der Schule die Rede, die in ihrer guten Zeit auch wohl die Jakobinermütze nicht verſchmähten, und die, als ſie alt geworden waren, zu der ſo ſehr angefochtenen Allongenperrücke zurückkehrten. Man merke dabei noch an, daß der beſte Stiliſt unter ihnen, daß A. W. Schlegel eben ſo gut franzöſiſch als deutſch ſchrieb.

Man muß, um den Einfluß der Franzoſen in ſeinem ganzen Umfang zu würdigen, jene drei Seiten ihres Weſens in Anſchlag bringen: einmal die Fähigkeit zur Disciplin, aus der die Akademie eben ſo hervorgegangen iſt, wie ſie dieſelbe gefördert hat, eine Disciplin, aus der ſich auch die Möglichkeit des Bonapartismus erklärt; ſodann die Fähigkeit, im entſcheidenden Augenblick ganz in Furie aufzugehen: das Jakobinerthum, die Bluthochzeit, und weiter zurück bis zur Jacquerie; endlich jene angeborene boshafte Grazie, die mit dem Degen eben ſo gut umzugehen weiß, als mit dem Wort: der Geiſt der Fronde, das Bonmot, der Eſprit, mit einem Wort, das Talent des paradoxen Denkens und Empfindens. Die Franzoſen ſind nicht ſolche ſteife Gliederpuppen der Regel, wie man ſie oft abbildet, ſie haben es freilich gern, wenn ſie in ihrem Denken und Empfinden einmal eine Pauſe machen und ſich für dieſen Zeitraum einer höhern Autorität anvertrauen zu können: aber fangen ſie einmal an zu denken oder zu fühlen, ſo regt ſich der Zuave, und ihre Verwegenheit erſchrickt vor nichts.

Voltaire iſt der vollſtändigſte Franzoſe, in ihm ſind alle drei Richtungen gleichmäßig ausgebildet. In ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften, wo alles Anmuth und Malice iſt, wird man an den Dichter der Henriade gar nicht erinnert, der mit der Allongenperrücke geboren zu ſein ſcheint, und wer etwa in ſeinem Wirken die concentrirte Leidenſchaft vermißt, der ſchlage die Stellen in ſeinen Briefen auf, wo der Refrain: Ecrasez l'Infame! eintritt.

Der Fürſt, deſſen Schriften hier in neuer vollſtändiger Ausgabe erſcheinen,

gehört, obgleich selber kein Franzose, ganz dieser französischen Bildung an. Er ist von belgischer Herkunft und hat sein langes Leben in östreichischen Diensten zugebracht. 1735 geboren, hat er ein Alter von 80 Jahren erreicht. Nach dem siebenjährigen Krieg wurde er von seinem Hof nach Paris geschickt, machte Reisen durch England, Italien, die Schweiz, war auch bei Friedrich dem Großen als geistvoller Plauderer gern gesehen, nahm dann am baierschen Erbfolgekrieg Theil und kehrte wieder nach Paris zurück, wo er der vertraute Freund der Königin Marie Antoinette war. Dann schickte man ihn nach Rußland, die Kaiserin, die er immer als Cathérine le grand bezeichnet, machte ihn zu ihrem Günstling, er begleitete sie nach der Krim und focht für sie gegen die Türken. Eine Zeit lang spielte er auch eine kleine politische Rolle, er nahm an den Ständen von Hennegau Theil. In die Revolution konnte er sich nicht finden, sie hatte für ihn keinen Sinn. Es verdroß ihn, daß der Adel und mit ihm die Parlamente den Geist der Fronde fortsetzten, und wenn diese Art von muthwilliger Opposition endlich zum Umsturz des Staats führte, so schob er die Schuld hauptsächlich auf die Schwäche des Hofes. Uebrigens blieb er unbefangen genug, die Vorzüge der Franzosen auch da noch anzuerkennen, als sie ihm in einer verhaßten Form entgegentraten: lesenswerth sind namentlich seine Bemerkungen über das Militär zur Zeit der Revolution. Nach dieser Zeit zog er sich ins Privatleben zurück, lebte stets im Kreise der glänzendsten und geistvollsten Gesellschaft und verschmähte auch noch als alter Herr nicht, jungen Damen den Hof zu machen, gleichviel welchem Stande sie angehörten. Varnhagen erzählt davon einige recht spaßhafte Züge.

Der Fürst war, wie alle seine Bekannten bezeugen, nicht blos ein liebenswürdiger, geistvoller und gutherziger, sondern auch ein guter und edler Mensch, und wenn er im Sinn seines Zeitalters der epikureischen Philosophie huldigte und für dieselbe in seinen kleinen Schriften ebenso Propaganda machte, wie er sie als Lebensvirtuose ausübte, so geschah das mit dem Vorbehalt, daß der wahre Genuß nur der Güte des Herzens möglich sei. Sein Glaubensbekenntniß spricht er am vollständigsten in einem kleinen Aufsatz aus, der an der Spitze seiner Schriften steht: Le parfait égoïste. Dieser vollständige Egoist bezeichnet ebenso sein eignes Ideal wie bei Friedrich Gagern der „Mann der That". Sein Egoismus besteht darin, daß er nur vergnügte Gesichter um sich sehen will: er macht das Glück aller seiner Umgebungen, lebt nur für die Seinigen, weil nur das ihn zufrieden macht, ja er opfert sich endlich für dieselben auf, weil es ihm unbequem wäre, sie untergehen zu sehen. In diesem allerliebsten Gemälde ist nur ein Zug, der uns auffällt. Ein Bedienter meldet ihm einmal, daß seine Frau häufig Besuche von einem gewissen Herrn empfängt; zuletzt merkt er, was alle Welt merkt, aber — er läßt sich nichts merken. Das wiederholt sich noch mit ein Paar Herrn, aber weil die Dame sieht, daß

ihr Mann ſich gar nichts daraus macht, wird ſie endlich der Sache müde. — Dieſer Zug iſt nicht unweſentlich zum Verſtändniß der franzöſiſchen Revolution, denn er zeigt, wie bei dem Adel das bereits ins Wanken gekommen war, worauf ſeine eigentliche Kraft beruhte. — Der erſte Band enthält noch eine Reihe kleiner Abhandlungen ähnlicher Art, außerdem eine Lebensbeſchreibung des Grafen Bonneval, jenes bekannten Abenteurers, der türkiſcher Paſcha wurde, mit Beilagen, die uns ſehr lebhaft in die Geſchichte jener Zeit verſetzen.

Der zweite Band enthält die „militäriſchen Phantaſien," unter allen ſeinen Schriften die vielleicht am ſorgfältigſten ausgearbeiteten: ſie ſind im Geiſt Larochefoucaulds, aber ohne die Bitterkeit, die dieſer faſt nie verleugnet. Außerdem die ſehr ausgebreitete Correſpondenz mit Männern vom erſten Range: mit Kaiſer Joſeph, der Kaiſerin von Rußland, dem König von Polen, dem Fürſten Kaunitz u. ſ. w.; am ausführlichſten über die Reiſe in der Krim und den türkiſchen Feldzug. Am intereſſanteſten ſind die Briefe an die Kaiſerin Katharina, von der er außerdem ein ausführliches Porträt gibt. Sie war klein, aber man merkte es nicht, wegen ihrer würdevollen Haltung. Alle Bewegungen waren bei ihr abgemeſſen und methodiſch, ſie hatte nichts vom franzöſiſchen Eſprit und ſagte ſelbſt, ſie würde in Paris für einfältig gelten; dagegen war ſie harmlos in ihrer Unterhaltung und konnte ſich über Kleinigkeiten beluſtigen. In den Briefen an den Fürſten unterzeichnete ſie ſich zuweilen Votre imperturbable, hauptſächlich weil ihr das Wort ſo viel Vergnügen machte; zuweilen brachte ſie eine Viertelſtunde damit zu, gemeſſen und feierlich das Wort imperturbabilité auszuſprechen. — Unter den Briefen des Fürſten verräth den herrſchenden Ton am meiſten derjenige, in welchem er halb im Ernſt halb im Scherz die Vorzüge einer weiblichen Regierung auseinanderſetzt, da die Kaiſerin gegen ihn den Wunſch ausgeſprochen hatte, ein Mann zu ſein. Une souveraine accoutumée à voir tous les hommes à ses pieds, comme reine et comme femme, est moins sujette à l'humeur. Daher könne man ihr viel leichter die Wahrheit ſagen. Ce qui n'est que fermeté de la part d'une femme, est souvent entêtement de la part d'un homme. Ce qui n'est qu'indulgence, paresse ou facilité dans l'une, est faiblesse dans l'autre. Que d'accessoires et de petites choses qu'on ne remarque pas contribuent à des résultats importants! La belle tunique de velours nacarat brodée que porte Votre Majesté, fait plus d'effet que des bottes et une écharpe; vos cinq gros cailloux de diamants, placés dans les cheveux, éblouissent plus qu'un chapeau toujours ridiculement grand ou ridiculement petit. Votre belle main électrise depuis la sentinelle qui la baise jusqu'aux Heraclius et aux Gherai (den Tartarenfürſten): la main peut-être sèche et décharnée d'un grand homme ne me ferait pas le même enthousiasme, et l'adulateur le plus prompt à la saisir s'y casserait le nez.

— Für einen Diplomaten vom Schlage des Fürſten v. Ligne gibt es freilich mehr an einem Hofe zu thun, wo ein weiblicher Genius waltet.

Der dritte Band enthält Bemerkungen über die franzöſiſche Revolution, von denen wir einiges mittheilen, um zu zeigen, wie ein großer Herr von damals ſich die Sache vorſtellte. — Ich gehöre nicht zu den ehrenwerthen Mitgliedern, ſagte er, die, nachdem ſie ein Paar Jahre mit der Revolution geſpielt, ſich jetzt aus Widerſpruchsgeiſt oder Eigennutz zu Royaliſten machen. Ich bin nicht wie jener Marquis, der feſt überzeugt iſt, daß ohne ſein Marquiſat Europa zu Grunde geht. Aber ich meine, daß man des allgemeinen Beſten wegen alle dieſe Dinge ſo viel als möglich wieder herſtellen muß, weil die Welt um ſo ruhiger ſein wird, je zahlreicher die Stufen, Claſſen und Gliederungen ſind, die zwiſchen dem König und dem Sänftenträger liegen. — Jedermann legt ſich auf ſeine Weiſe die Gründe der Revolution zurecht. Sie iſt ausgebrochen, ſagen die Frommen, weil man die Encyclopädie las; die Ludwigsritter, weil Herr von St. Germain boshafter Weiſe die Penſionen beſchnitt; der Clerus, weil es keinen Beichtvater von Diſtinction gab, der den König hätte leiten können; die luſtigen Vögel, weil der König keine Maitreſſe hatte; die Miniſter, weil er ſich ihnen nicht unbedingt anvertraute; die jungen Leute vom Hof, weil man ihnen keinen Geſandtſchaftspoſten gab; die kleinen Hoffräulein, weil ihre Liebhaber noch nicht Marſchälle von Frankreich waren; die Literaten, weil ſie keinen Collegen im Miniſterium hatten; die Dichter, weil man bei Hof die Verſe nicht liebte; die Juweliere, wegen der Halsband-Geſchichte; die Soldaten, weil nur der Edelmann Officier wurde; und die jungen Pedanten aus der guten Geſellſchaft, weil die Königin ſich mit ihren Projecten nicht ennuyiren wollte. Was mich betrifft, der alle dieſe Dinge von nahebei geſehen, ſo ſage ich: les sots, les scélérats, les gens d'esprit: erreurs, horreurs, stupeur. — Ohne daran zu denken, arbeitete die gute Geſellſchaft aufs eifrigſte an der Republik. Sie hatte nicht Charakter genug, um die Zeiten der Ligue, nicht Geiſt genug, um die der Fronde zu erneuern; ſie ſchmollte mit dem Hof, machte Spottlieder gegen ihn und feierte jeden, der in Ungnade gefallen war. Niederträchtigerweiſe ſchickten die Miniſter Aufwiegler von Profeſſion nach Polen, nach Nordamerika, nach Brüſſel, ja bis nach der Türkei. Dieſe Wirthſchaft im auswärtigen Amt hat mehr zur Revolution beigetragen als die Maitreſſen Ludwigs des Funfzehnten. Das königliche Paar beging nur den Fehler, daß es die böſen Zungen ungeſtraft läſtern ließ. Die ſogenannten ehrlichen Leute waren vom Fieber der Anglomanie ergriffen. Alle Pflaſtertreter, der Herr Herzog, der Herr Marquis, der Herr Biſchof und der Herr Abbé ſchrien wetteifernd: wir wollen etwas ſein! wir haben kein Geſchäft, wir wollen arbeiten, wir ſind mit zur Regierung unſeres Landes berufen! — Wenn man in den guten alten Zeiten dem Mar-

ſchall Richelieu oder dem ſchönen Létorière vorgeſchlagen hätte, ſich in ein Bureau einzuſchließen, ſie hätten den Rathgeber zum Fenſter hinausgeworfen und geſagt: wir wollen uns für den König ſchlagen, aber uns nicht für ihn ennuyiren! Wenn ich arbeiten wollte, hätten ſie geſagt, ſo würde ich meine Schuldigkeit bei mir zu Hauſe thun; aber ich ziehe die Pariſer Mädchen vor. — Niemals war man ſo wenig liebenswürdig, ſo wenig hübſch bei Hofe, Männer und Frauen, als 1786. Man ſah ſich zu häufig und zu früh am Morgen. Die Frauen machten keine Toilette, die Männer gingen geſtiefelt und mit jenem ſchmuzigen Anſehen, das das feuchte Clima von Paris gibt. Sie ſtanden früh um ſechs Uhr auf, um Memoiren gegen die Tauben und Kaninchen zu ſchreiben. Létorière legte ſich um ſechs Uhr Abends ſchlafen, um Mitternachts, ſchön wie der Tag, auf einem Ball zu erſcheinen. Wer denkt jetzt noch daran, den Leuten gefallen zu wollen! Von Anmuth, diſtinguirten Geſichtern, eleganter Haltung iſt keine Rede, es gilt für guten Ton, ſo ſchlechten Ton als möglich zu haben. Die Männergeſellſchaften, aus Leuten von Geiſt oder aus Militärs zuſammengeſetzt, haben den Ton verdorben. Wie oft habe ich nicht dieſen Leuten, wenn ſie im Foyer der italieniſchen Oper Gemeinplätze über die Staatsverfaſſungen vorbrachten, als ob ſie Engländer wären, zugerufen: was gehen euch Pitt und Fox an, laßt doch das den armſeligen Zeitungsſchreibern! aber dieſe Leute wußten nicht, wie ſie ſich amuſiren ſollten, und darum fingen ſie an tief zu werden, ſie ſetzten ſich hin, ſchrieben über Moral und langweilten ſich und Andere. Das war früher ganz anders. Der ſchöne Létorière hat nie etwas anderes geſchrieben, als das Billet: „Ich liebe dich bis zur Raſerei und werde zwiſchen 11 und 12 zu deinen Füßen ſein.“ Dieſes Billet ſchrieb er freilich allnächtlich an ein Dutzend Perſonen zu gleicher Zeit. Die übrige Zeit des Tages nahm das Nachdenken darüber hin, ob man Orangenpuder oder Jasminpomade wählen ſollte: ſolche Leute machen keine Revolution. — Damals hatten die jungen Leute keine Zeit zu denken; ſelbſt die Heirathen bei Hofe dienten dazu, die Religion zu kräftigen; man machte wohl mitunter ein etwas frivoles Gedicht, aber man ging in die Meſſe, und den Freigeiſt zu ſpielen, hätte für den ſchlechteſten Ton der Welt gegolten. — Fremde Abenteuerer, ein Apotheker aus Spaa und zwei Sündenböcke aus Brabant, führten die Nationalcocarde in Frankreich ein und zeigten dem Volk ſeine Stärke; ſie zeigten ihm, daß ein Corporal mit ſechs Soldaten nicht Kraft genug hat, einen Volkshaufen von 10,000 zu zerſtreuen, wenn man ihn eben nicht reſpectirt. — Man ſage doch nicht, die Philoſophie habe dieſe Revolution gemacht! Ich habe keinen Philoſophen geſehen, wohl aber große Herrn, die die Bürgerlichen, und Bürgerliche, die die großen Herrn ſpielten. Freilich brauten Leute von Geiſt mitunter ein gar zu kühnes Syſtem zuſammen, aber es fiel ihnen kei-

nen Augenblick ein, daß man sie beim Wort nehmen könnte. Sie betrugen sich in ihren Schriften wie die jungen Musketiere, wenn sie in den Straßen von Paris die Fenster zerschlugen: das war freilich nicht recht.

Und so plaudert der alte Herr noch eine Weile fort; dann setzt er hinzu: Aber ich merke, daß die Liebe zum Guten, diese unglückselige Passion, mich verführt hat, über Dinge zu reden, die mich nichts angehen. — Darauf folgen Bemerkungen über die französische Armee zur Zeit der Revolution, zum Theil sehr fein: er macht darauf aufmerksam, daß die Franzosen einen militärischen König brauchen; daß sie sehr geeignet sind, sich für den Angriffskrieg zu organisiren, wenn man ihren Ehrgeiz anruft, daß sie aber für den Vertheidigungskrieg nicht zu brauchen sind. In solchen Fällen sagt der Bürger: ich bezahle die Soldaten, sie mögen sich für mich schlagen, und dem Bauer fällt es nicht ein, die Flinte zu nehmen und für Weib und Kind eines Andern zu fechten: er wartet bis die Reihe an ihn kommt.

Außerdem enthält der dritte Band Charakterbilder in der Weise Labruyeres, voll Witz und Anmuth, z. B. le débauché et le libertin, les gens d'esprit et les académie, und eine Reihe von Frauenportraits, die zum Theil wol wirkliche Portraits sein mögen. — Der vierte Band erzählt unter Anderm einige Unterredungen mit Voltaire und Rousseau, auch ein kleines Lustspiel ist darin: die Entführungen oder das Leben auf einem Schloß 1785. Die Erfindung der Handlung ist ziemlich schwach, aber die Sittenbilder sind eben so treffend als reizend; es gehört in die Gattung der später so beliebten Sprichwörter. Der übrige Theil des Bandes besteht aus Aphorismen unter verschiedenen Titeln, in denen zuweilen freilich mehr geplaudert wird, als gerade nöthig wäre; doch blättert man gern darin, da man häufig auf sehr feine Bemerkungen stößt. J. S.

Württembergische Zustände.

Stuttgart, den 15. Jan. Wer gegenwärtig durch Württemberg reist, könnte sich versucht fühlen, aus dem ruhigen Zustand des Landes, dem seit einigen Jahren in Folge günstiger Ernten zunehmenden Wohlstand, der überall sich kundgebenden industriellen Thätigkeit und der geringen Theilnahme an den

politiſchen Bewegungen der neueſten Zeit den Schluß zu ziehen, daß in dieſem Winkel von Deutſchland vollkommene, höchſtens durch das Murren einiger Uebelwollenden geſtörte, Zufriedenheit herrſche, und daß das Volk, unter der Leitung einer weiſen und gerechten Regierung glücklich, keine Urſache habe, für ſein engeres und das größere deutſche Vaterland eine Veränderung zu wünſchen.

Dieſer Schluß wäre eine Täuſchung. Es dürfte im Gegentheil wenige Provinzen von Deutſchland geben, in welchen der auf der Gegenwart laſtende Druck tiefer empfunden wird, als in Württemberg, und wenn dieſes Gefühl ſich weniger in Worten Luft macht, ſo kann der aufmerkſame Beobachter doch leicht finden, daß die herrſchende Ruhe eher einer Stille vor dem Gewitter, als einem klaren Sommertage gleicht. Denn die Württemberger wiſſen und empfinden es täglich, daß dieſelbe Politik, welche acht Jahre lang auf Preußen laſtete, auch ſie umſponnen hat, daß die volks- und fürſtenfeindliche Partei, welcher es in den Jahren 1849 und 50 gelang, die Mehrzahl der deutſchen Miniſterien mit Männern aus ihrer Mitte zu beſetzen, wie in den meiſten kleinen deutſchen Staaten, ſo auch bei ihnen, immer noch ein Manteuffel'ſches Regiment führt, und daß darin hauptſächlich der Grund liegt, weshalb der von ganz Deutſchland freudig begrüßte Umſchwung der preußiſchen Politik, auch wenn er gründlicher geweſen wäre, für die kleinern Staaten die erwarteten Früchte nicht tragen konnte. Sie wiſſen ferner beſſer, als dies vielleicht im übrigen Deutſchland bekannt iſt, daß Polizeiwillkür, Mißachtung des beſtehenden Rechts; Beſchränkung der Preſſe, Einfluß perſönlicher Gunſt oder Ungunſt ihrer Regierung ſo wenig fremd ſind, als der hannoveriſchen, kurheſſiſchen und Anderen, welche in Deutſchland durch jene Eigenſchaften Senſation machen. Dieſe Behauptung iſt ſtark, wir getrauen uns jedoch, ſie auf Grund ſorgfältiger Nachforſchungen durch Beiſpiele zu beweiſen.

Von der Preſſe zu reden iſt faſt überflüſſig. Warum ſollte nicht hier wie anderwärts über Beſchlagnahme, ohne daß etwas Strafbares ſich vorfindet, über Conceſſionsverweigerung wegen politiſcher Mißliebigkeit, Entziehung der amtlichen Inſerate und dergleichen zu klagen ſein? Namentlich in den kleinen Landſtädten ſind die Localblätter, welche ohne Inſerate nicht beſtehen können, in ſolche Abhängigkeit gebracht worden, daß viele ſich einer förmlichen Cenſur durch die Oberämter unterwerfen müſſen und die vorgängige Billigung des Inhalts durch dieſe Behörden, den willkürlichen Beſchlagnahmen und der Bedrohung mit Entziehung der Inſerate gegenüber, noch als eine Wohlthat anſehen. Hierbei wird eine Cenſur geübt, im Vergleich mit der das vormärzliche Syſtem liberal erſcheint, z. B. die Ankündigung geſetzlich erlaubter Verſammlungen, die Aufforderung zum Unterſchreiben von Petitionen u. ſ. w. nicht zum Druck zugelaſſen. Sogar bei dem Schillerfeſt wurde verlangt, daß man

die abzuhaltende Rede vorher dem Amtmann vorlege. Außerdem wird von den der Regierung nicht unbedingt ergebenen politischen Zeitschriften die höchst mögliche Caution gefordert, bei polizeilichen Beschlagnahmen die Angabe des anstößigen Artikels verweigert.

Tief in das gewerbliche Leben eingreifend ist der Mißbrauch, welcher mit gewerblichen Concessionen getrieben wird. Statt in den gesetzlich von einer Regierungserlaubniß abhängigen Fällen diese Erlaubniß einfach zu geben oder zu verweigern, wird bei Einzelnen die Concession zwar ertheilt, aber an Bedingungen geknüpft, welche das Gesetz nicht kennt, z. B. Widerruflichkeit, und so der Gewerbestand mehr und mehr von der Gunst der Regierung abhängig gemacht. Das Vereinswesen ist durch die zu dem Bundesbeschluß vom 13. Juli 1854 erlassene Vollziehungsverordnung so eingeschränkt, daß politische Vereine nicht dabei bestehen und nichtpolitische sich kaum mehr behaglich fühlen können. Die Ueberwachung geht über das Maaß der Bundesbeschlüsse hinaus, so weit, daß z. B., als die vor einigen Monaten in Göppingen versammelten schwäbischen Turner einen Spaziergang auf den nahe gelegenen Hohenstaufen beabsichtigten, der dortige Oberamtmann den Auftrag erhielt, dies zu verhindern, was ihm jedoch, da er hierzu weder ein Recht noch materielle Macht besaß, unmöglich war.

Durch Aufbietung aller in der Gewalt der Regierung liegenden Mittel und wiederholte Auflösungen wurde eine Abgeordnetenkammer erzielt, in welcher die entschiedene Opposition nur noch durch wenige Stimmen vertreten ist. Mit Hilfe einer zu einem Viertel aus Privilegirten und zu drei Vierteln aus vom Volk Gewählten bestehenden zweiten und einer aus hohem Adel und vornehmen Beamten zusammengesetzten ersten Kammer wurde die Todes- und die Prügelstrafe wieder eingeführt (letztere wird fleißig gehandhabt), das Verehlichungsrecht beschränkt, die Steuern erhöht, die Besoldungen der Beamten durchgängig aufgebessert, ohne zugleich an ihrer Zahl zu sparen und dergl. Noch weiter gehende Versuche der Regierung, die Gemeindeverwaltung in aristokratischem Sinn umzugestalten und den angeblich durch die Ablösungsgesetze von 1848 und 1849 verkürzten Gefällberechtigten auf Kosten des Staats und der Pflichtigen große Summen nachträglich zuzuwenden, konnten bis jetzt selbst in der, der Regierung ergebenen Abgeordnetenkammer nicht durchgesetzt werden.

Eine Uebereinkunft mit dem römischen Stuhl, welche mit verschiedenen Bestimmungen der Landesverfassung in Widerspruch steht, wurde von dem Cultministerium in ihren wichtigsten Punkten zur Ausführung gebracht und gewinnt dadurch factischen Bestand, obgleich sie von den Ständen noch nicht berathen und deren Zustimmung sehr zweifelhaft ist. Diese Uebereinkunft enthält Zugeständnisse der bedenklichsten Art an die Curie; sie gibt die Volks-

erziehung, die Bildung der Geistlichen, sogar auf der Hochschule, die Aufsicht und Strafgewalt über den niedern Clerus dem Bischof preis, gestattet die Erwerbung von Gütern durch geistliche Corporationen, begünstigt die Ansiedelung von Mönchen und Nonnen und schwächt das Aufsichtsrecht der Regierung, ohne irgend ein Aequivalent dafür zu bieten; sie wird daher von den Katholiken selbst, so weit sie nicht zur ultramontanen Partei gehören, als ein Unglück betrachtet.

Die Verwaltung des Finanzdepartements wird in einer Weise geführt, welche fortwährende öffentliche Klagen hervorruft. Der Staat ist Inhaber der Posten, Eisenbahnen, Telegraphen, der Dampfschifffahrt auf dem Neckar und Bodensee. Er besitzt den dritten Theil der Waldungen des hauptsächlich auf Holz als Brennstoff angewiesenen Landes, sämmtliche Salinen, Hüttenwerke und ausgedehnte Eisen-Fabriken. Alle diese Anstalten stehen unter dem Finanzministerium, welches, da es die Verkehrsanstalten und den Holzmarkt vollständig beherrscht, die Staatsgewerbe, ohne Concurrenz von Privaten, auf Kosten der volkswirthschaftlichen Entwicklung des Landes, zu hohem Ertrag zu steigern vermag. Zudem ist in diesem Departement das bei den Uebrigen bestehende Collegialsystem zwar nicht gesetzlich, aber factisch aufgehoben, indem der Minister weder, wie vorgeschrieben ist, an den Sitzungen der Collegien in wichtigen Fällen Theil nimmt, noch die Vorschrift, seine Verfügungen, wenn sie von den Beschlüssen der Collegien abweichen, zur Kenntniß des Königs zu bringen, befolgt, vielmehr sehr häufig Verfügungen trifft, ohne auch nur seine Räthe vorher zu hören; wie denn z. B. Gesetze über neue Eisenbahnbauten dem Landtag vorgelegt wurden, ohne daß die Eisenbahnkommission vorher hiervon in Kenntniß gesetzt war. Es besteht sogar eine Behörde, die im Jahr 1851 zur Erledigung wichtigerer Gegenstände von gemeinschaftlichem Interesse bei der Verwaltung der Posten, Eisenbahnen und Telegraphen unter dem Vorsitz des Finanzministers niedergesetzte Centralbehörde für die Verkehrsanstalten, welche noch niemals zu diesem Zweck eine Sitzung gehalten hat, obgleich der Finanzminister unter dem Titel des Vorstands dieser Behörde eine Freikarte des deutschen Eisenbahnvereins besitzt. Ferner wird in keinem Departement so sehr, wie in diesem, über persönliche Bevorzugung Einzelner und Hintansetzung Verdienterer geklagt; in Keinem werden Bittsteller roher angefahren und Untergebene so derb, sowol schriftlich als auch mündlich, sogar vor dem Publikum, z. B. auf den Trottoirs der Bahnhöfe, ausgescholten.

Für die hier herrschenden Rechtsbegriffe mögen einige Beispiele zeugen. Eine Gemeinde machte Entschädigungsansprüche an die Eisenbahnverwaltung geltend und gewann den Proceß in allen Instanzen. Einige in gleichem Fall befindliche Nachbargemeinden verlangten nun ebenfalls Entschädigung;

das Finanzministerium drohte, wenn sie diese Ansprüche nicht aufgeben, werde die Zahl der bei diesen Orten anhaltenden Eisenbahnzüge vermindert, die Briefladen eingezogen werden und dergleichen, sodaß die Eingeschüchterten nicht wagten ihre Forderungen weiter zu verfolgen. — Die Dampfschifffahrtsverwaltung machte eine Forderung an einen Holzhändler; sie wurde vom Gericht abgewiesen. Der Finanzminister ließ nun den Betrag der Forderung von einem Guthaben des Holzhändlers bei der Eisenbahnkasse abziehen und bedrohte ihn, als er sich beschwerte, mit Entziehung aller Lieferungen für die Bahn und möglichst strenger Behandlung bei den noch im Gang befindlichen Geschäften, sodaß er den kleinern Verlust dem größeren Uebel vorzog.

Im Kriegsdepartement besteht auch in Württemberg wie fast überall die Klage, daß bei Beförderungen die Geburt zu sehr berücksichtigt werde, ferner, daß die Stellen der Verwaltungsbeamten mehr und mehr durch Officiere besetzt werden, daß unverhältnißmäßig viele höhere Chargen bestehen, die Militärpersonen große Summen verschlingen, daß überhaupt bei der Verwendung der für Militärzwecke bestimmten Mittel nicht sparsam zu Werke gegangen werde. So erhielt z. B. ein dem Kronprinzen als Adjutant bei einer Reise nach Paris beigegebener Officier, obgleich die Reise ganz auf königliche Kosten stattfand, Diäten aus der Staatskasse. So wurde im letzten Frühjahr mit reichlichen Ausrüstungsgeldern versehenen Officieren gestattet, ihren Bedarf an Pferden aus den für den Staat aufgekauften Remontepferden zum Durchschnittspreis, statt um den in der Regel beträchtlich höhern Ankaufspreis der betreffenden Stücke, auszuwählen. — Hauptsächlich aber fällt es, selbst gegenüber manchen deutschen Staaten, die in diesen Beziehungen besonders übel daran sind, auf, wie sorgfältig von oben herab in dem Militär die Anschauung genährt wird, daß es nur gegen das Staatsoberhaupt und die militärischen Oberen, nicht auch gegen den Staat, dessen Kasse es bezahlt, und das Volk, dessen Kind es ist, Verpflichtungen habe. Daher findet man hier eine schwerlich irgendwo weitergehende Absonderung des Militärs vom Civilstand, welche bei den im Durchschnitt tüchtig gebildeten Officieren zu einer von Manchem bedauerten Einseitigkeit, bei den Unterofficieren und Soldaten häufig zu brutalem Benehmen führt. Vielleicht ist eben in diesem Bestreben, dem Militär den Stempel von Haustruppen aufzudrücken, der Grund zu suchen, weßhalb manche kleinere Staaten nicht zu einem, offenbar für die Wehrkraft des Volks viel wirksameren, Landwehrsystem gelangen können.

Neben diesen und noch manchen anderen Uebelständen, welche eine Zufriedenheit im Innern nicht aufkommen lassen, wird in Württemberg die traurige Zersplitterung von Deutschland, die Ohnmacht der Kleinstaaten, die beständige Besorgniß, irgend einem Mächtigern zur Beute zu werden, oder doch

Gut und Blut für Pläne opfern zu müſſen, welche weder dem engeren, noch dem deutſchen Vaterland förderlich ſind, die Hemmniſſe, mit welchen die Verſchiedenheiten der Geſetzgebung, der Verwaltungsformen, des Münz- und Maß-Syſtems das Erwerbs- und Verkehrsleben in den kleinern Staaten mehr als in den großen drücken, ſo ſchwer als anderswo empfunden. Dieſe Empfindung würde ſich lebhafter, als bis jetzt geſchehen, äußern, wenn nicht faſt alle Parteien Gründe hätten, für jetzt damit zurückzuhalten. Die Einen ſind durch die Erfahrungen der letzten zehn Jahre zu der Anſicht gelangt, daß eine wirkſame Einigung in Deutſchland ohne radicale Aenderung der Regierungsform nicht zu hoffen ſei. Dieſe Peſſimiſten, deren Zahl in Süddeutſchland nicht gering iſt, betrachten eine Revolution als das einzige wirkſame Mittel, um zum Ziel zu gelangen; ſie wollen jedoch nicht auf eine ſolche hinwirken, weil ſie wohl wiſſen, daß der größere Theil des Volkes ihrer Anſicht nicht huldigt, daß ſie alſo gegenwärtig keine Ausſicht auf Erfolg hätten. — Andere ſind Freunde des maßvollen Fortſchritts, haſſen die herrſchende Reaction und wünſchen eine liberale, gerechte, den Forderungen der Zeit Rechnung tragende Regierung. Sie beklagen es, daß ihr Regent, der in früheren Zeiten durch Feſthalten an Recht und freiſinniger Beförderung des Nationalwohls vor vielen Andern ſich auszeichnete, in die Bahn der Reaction gedrängt wurde. Sie wollen jedoch dem 79jährigen Herrſcher nicht zumuthen, im hohen Alter von den Miniſtern ſich zu trennen, an die er gewöhnt iſt, und ſie ertragen dieſe Miniſter aus Anhänglichkeit an ihren König. — Groß iſt ferner die Zahl der Gleichgiltigen, welche in Befriedigung materieller Intereſſen ihr ganzes Glück finden und nur ſich rühren, wenn und ſo lange ihr Egoismus unmittelbar berührt wird. Sie ſind die Klaſſe, um welche ein beſtändiger ſtiller Kampf geführt wird, indem die Männer des Fortſchrittes aus ihrer Zahl ſich zu verſtärken ſuchen, während die Reaction, da ſie ihre Partei ſelbſt nicht beträchtlich vergrößern kann, wenigſtens möglichſt viele gegen ihr Treiben gleichgiltig zu wiſſen wünſcht, und zu dieſem Zweck der Aufklärung nach Kräften entgegenarbeitet. — Die der Zahl nach kleine Partei endlich, welche derzeit das Regiment führt, findet natürlich alles in der Ordnung, was von den Ihrigen ausgeht und hat gegen Alle, welche nicht derſelben Meinung ſind, ſtets die abgenützten Schlagwörter: „Rothe, Aufwiegler, Ehrgeizige, u. ſ. w. im Mund.

Für jetzt leben dieſe Parteien ziemlich friedlich nebeneinander. Sicherlich kommt eine Zeit, welche die ſtagnirenden Elemente in Fluß bringen wird, eine Zeit, die viele fürchten und wenige herbeiwünſchen. Je ſchroffer bis dahin die Parteien ſich gegenüberſtehen, deſto ſchlimmer dann für die Unterliegende!

Aus dem Leben Annette's v. Droste.

Indem wir im Folgenden Einiges über die Person und das Leben der westfälischen Dichterin mittheilen, bemerken wir, daß uns diese Skizze von einer Dame zuging, welche zu Annette v. Droste im Verhältniß engster Freundschaft stand. Dieselbe schreibt uns:

Sie möchten Aufschlüsse haben über das innere Leben der Dichterin, über die Zeiträume und die äußern Anlässe ihres Schaffens, ein Wunsch der nur dadurch erklärlich ist, daß sie von ihrer seltenen Gefühlswärme und Wahrheitstreue hingerissen sind; denn bei einem so objectiv schaffenden Talent wie das der Droste treten die persönlichen Beziehungen sonst gewöhnlich in den Hintergrund. Aber sie haben vollkommen Recht, hier nach denselben zu fragen, da diese Gedichte erst dann auch als rechte Merkwürdigkeit interessiren, wenn man weiß, daß sie aus dem Urquell poetischer Begabung ohne Begünstigung durch äußere Umstände und ebenso ohne das Druckwerk von Schmerz und Unglück sich frei ergossen haben; denn Annette v. Droste führte ein so abgeschlossenes, einsames aber harmonisches, in sich befriedigtes Leben, daß daraus keine einzige der Fermentationen entstehen konnte, die sonst befruchtend auf ein poetisches Talent einwirken. Selbst ihre Krankheit war nicht der Art; denn sie litt eigentlich sehr wenig davon, obwol dieselbe die edlern Theile, Lunge und Herz, ergriffen hatte, aber in so seltsamer Weise, daß sie nur bei anstrengender Bewegung heftige Beklemmungen fühlte, im Zustande völliger Ruhe aber ganz gesund schien. Sprechen und Singen griff sie gar nicht an, sie leistete darin Unglaubliches, sie konnte bis tief in die Nacht hinein sich mit ihren Freunden unterhalten und in einem Athem die längsten Geschichten erzählen; ihre Stimme war so stark und volltönend beim Singen, daß sie, in andern Lebenssphären geboren, vielleicht eine zweite Catalani geworden sein würde. Dagegen wurde sie krank von dem kleinsten Spaziergang oder Geschäftsweg, den sie ohne Unterbrechung machen mußte: das Blut drang ihr vor Anstrengung dann mit einer Heftigkeit zu Kopf, daß sie fast nicht sehen konnte und Anfälle von Erstickung bekam. Ziellos umherschweifen in ihren heimatlichen Haiden und Wäldern, wobei sie abwechselnd stillstehen oder im Grase ausruhen konnte, vertrug sie ganz gut und liebte es sehr. Jeder Zwang war ihr unverträglich und machte sie krank; sie hatte sich in spätern Jahren deshalb auch von allen Obliegenheiten und Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens befreit und führte die beschaulichste, beglückendste Einsiedler-Existenz auf einem Landsitz, Rüschhaus bei Münster; stets heiter, übersprudelnd von Geist und Witz fanden sie ihre Freunde, wenn sie zu ihr

hinauspilgerten. Sie verſtattete dies nur einigen wenigen Auserwählten, die alle mehr oder weniger auch Originale waren wie ſie ſelbſt. Es ließe ſich ein hübſches Stückchen deutſchen Gemüthslebens hier abſchildern, wenn man nicht fürchten müßte, die guten Seelen zu ſehr zu erſchrecken, wollte man ſie aus ihrer beſcheidenen Verborgenheit ziehen. Einige Namen dürfen jedoch genannt werden, weil ſie ſich bereits ſelbſt in das Buch der Oeffentlichkeit geſchrieben haben. Es iſt Levin Schücking und Wilhelm Junkman, die beiden weſtfäliſchen Dichter; letzterer weniger bekannt, aber viel origineller als erſterer. An beide finden ſich die ſchönſten Gedichte in der Sammlung I. Die an Schücking ſtehen Seite 165 und 168 ohne ſeinen Namen zu erwähnen und beziehen ſich beſonders auf eine Aehnlichkeit der Geſichtszüge, die Annette v. Droſte zwiſchen ſich und dem viele Jahre jüngeren Freunde finden wollte. Es beſtand dieſe jedoch nur in der Einbildung und beiderſeitigen Vorliebe für einander; denn Annette war hochblond, hatte ſehr vorſtehende waſſerblaue Augen, ſtark geröthete Geſichtsfarbe, eine etwas ſchief gerichtete längliche Naſe und einen kleinen hübſchen Mund mit guten Zähnen. Dabei war ſie klein und ſehr dick, während Schücking mit dunkeln Augen und braunem Teint damals eine ſchmächtige Geſtalt und ein ſchmales Geſicht verband. Es iſt indeſſen nicht zu leugnen, daß derſelbe einigen Einfluß auf die Production der Dichterin geübt hat, jedoch eigentlich nur in ſecundärer Art. Er war ihr ein Sporn, ſie wollte zeigen, daß ſie es ihm zuvorthun könne an moderner Ausdrucksweiſe und raſcher Arbeit. So entſtand ein poetiſches Wettlaufen zwiſchen beiden, aus welchem einige von Annettens ſchönſten Gedichten hervorgingen. Die meiſten waren jedoch ſchon fertig und vieles ſogar ſchon gedruckt, als ſie Schücking kennen lernte. Annette hat indeſſen nicht etwa in der Jugend ſchon gedichtet, ſie war mindeſtens ſechsunddreißig Jahre alt, als ſie begann. Im einundvierzigſten machte ſie Schückings Bekanntſchaft, und fünf Jahr ſpäter war ungefähr der Gipfelpunkt ihrer literariſchen Thätigkeit erreicht, nachdem ſie wol ſchon zwei volle Jahre von Schücking entfernt und auch entfremdet lebte. Bei ihm ſelbſt iſt ihr Einfluß von ungleich größerem Gewicht geweſen, man kann dreiſt behaupten, daß Schücking ohne die Einwirkung der Droſte weit entfernt ſein würde von ſeiner jetzigen Richtung und Geltung. Wilhelm Junkmann war eine ſo ächt weſtfäliſche Spezialität, daß ein naher Umgang mit ihm die vaterländiſchen Sympathien der Dichterin noch lebendiger zu machen wohl geeignet war. Seine Gedichte ſind formlos und myſtiſch wie der Nebel auf ſeinen Lieblingsplätzen von Haide und Moor. Noch eigenſinniger in ſeiner Eigenthümlichkeit beharrend als Annette v. Droſte ſelbſt, konnte er keinen direkten Einfluß auf ſie gewinnen; aber ſeine ganze Erſcheinung beſtärkte ſie doch in ihrer Vorliebe für das Seltſame, Träumeriſche und die Extaſen religiöſer Anſchauung. Ihr Gedicht an ihn, Sammlung I, Seite 126, gibt ein

ſprechendes Bild von ihm: „er ſelbſt ein wunderlich Gedicht, begriffen ſchwer, doch leicht gefühlt.“ Annette v. Droſte war den beiden jungen Dichtern eine mütterliche Freundin, die Vertraute ihrer Leiden und Freuden, die Rathgeberin in den drückenden Zuſtänden, mit denen beide lange Zeit zu kämpfen hatten. Sie beſaß überhaupt eine wahre Virtuoſität in der Freundſchaft: ſie verſtand es, den verſchiedenartigſten Individualitäten zu genügen, und wurde von allen in einer Weiſe geliebt und verehrt, die an Abgötterei grenzte. Sie theilte übrigens nicht die Vorliebe für Männerfreundſchaften, welche ſonſt den genialen Frauen eigen zu ſein pflegt, und obwol ſie ſich des Zaubers bewußt war, den ſie auf jeden nur einigermaßen poetiſch erregbaren Mann übte, ſo ſtrebte ſie nie danach, ihn anzuwenden, ſondern ſuchte vielmehr danach, weibliche Freundſchaftsbande anzuknüpfen. In ihren Gedichten hat ſie auch dieſen die ſchönſten Monumente geſetzt. Sammlung I. Seite 120 beſingt ſie Schückings Mutter in rührendſter Weiſe. Ebendaſelbſt Seite 140 und 141 die gemüthvolle Dichterin Henriette von Hohenhauſen. Dann Seite 169 deren Nichte Eliſe Rüdiger, eine geiſtreich dilettirende Schriftſtellerin, die nachmals mehrfach über die Droſte geſchrieben hat und auch zu dieſen Notizen benutzt worden iſt. Endlich gehört hierher der Traum an Amalie Haſſenpflug, eine Schweſter des kurheſſiſchen Miniſters (S. 160). Alle Namen zu nennen, die in Freundſchaftsverkehr mit Annette v. Droſte ſtanden, würde hier zu weit führen; erwähnt ſei nur noch, daß ſie auch mit mehreren namhaften Gelehrten correſpondirte, die ſie auf dem Schloſſe Meersburg am Bodenſee bei ihrem als Bibliographen berühmten Schwager, dem Freiherrn von Laßberg kennen gelernt hatte. Sie pflegte dort längere Zeit zu verweilen, weil das Klima ihr mehr zuſagte, als die feuchte Nebelluft des Münſterlandes. Ihre einſiedleriſche Lebensweiſe war jedoch überall dieſelbe; am Bodenſee bewohnte ſie einen ruinenhaften Schloßthurm ganz allein und ſah oft tagelang kaum ihre Verwandten. Das köſtliche wilde Lied: „Am Thurm“ und die Beſchreibungen der feudalen Herrlichkeiten, ſo wie die myſtiſchen Waſſergeiſter des Bodenſees, ſind in jener Einſamkeit entſtanden. Annette v. Droſte kehrte aber immer gern aus der prächtigen Alpengegend heim nach dem ärmlichen ſtillen Haideſtrich, wo ihre Einſiedelei Rüſchhaus lag. Sie hatte dort ihre Sammlungen von Kunſtſchätzen und Seltenheiten aller Art, wiſſenſchaftlich geordnete Mineralien, Münzen, Gemmen, Gemälde, Autographen; namentlich waren alte koſtbare Uhren ihre Leidenſchaft. Das Gedicht, der „Sommertagstraum“ zeigt, wie ihre Phantaſie ſich auch dieſer Stoffe zu bemächtigen wußte. Ebenſo iſt die „Mergelgrube“ aus ihren Excurſionen entſtanden, die ſie mit dem geognoſtiſchen Hammer bewaffnet, wie eine Norne ausſehend, in der ſandigen Haide ſo oft unternahm. Die daguerreotypiſch treue Zeichnung der Natur in ihren Gedichten hat ſie jedenfalls bei dieſem Umherſchweifen gelernt; ſie liebte es

ſich ſtundenlang ins Gras oder Haidekraut zu legen, die Käfer, den Wind und die Wolken zu beobachten. Wenn ſie am Teich im tiefſten Walde lag, konnten ſie oft kaum die Abendnebel vertreiben. Die Gebilde, die ihr kurzſichtiges Auge im Mondenſchein dort entſtehen ſah, wurden zu Gedichten, wenn ſie in ihrem Stübchen war, wo ſie auch wieder meiſt in liegender Stellung verharrte. Ein altes ſchlechtes Sopha war ihr Lager, am Fußende durften ihre bevorzugten Beſuche Platz nehmen, ſie las ihnen die neuen Gedichte vor, die ſie eben auf Papierſchnitzel und zerriſſene Briefcouverts in einer völlig unleſerlichen Schrift niedergeſchrieben. Auf dem unpolirten viereckigen Tiſch, dem einzigen im Zimmer, ſtanden große Schalen mit Feldblumen und Haidekräutern, die ſie von jedem Gange ins Freie mitzubringen pflegte. Ein altes kleines Clavier, deſſen Saiten wie eine Harfe ſchwirrten, ſtand am Kopfende des Sophas, ſie drehte ſich oft mitten in der Unterhaltung danach um und ſang ein paar Lieder eigner Compoſition. Sie hatte faſt alle ſangbaren Gedichte Byrons in Muſik geſetzt, aber nie ihre eignen. Wenn es dunkel wurde, erzählte ſie gern ihren Freunden Schauergeſchichten, wozu ſie ein wunderbares Talent beſaß, das ja auch in ihren Gedichten ſich ſo ſehr bemerkbar macht. Die ſtarkgeiſtigen grauten ſich vor dem Heimgange und faſt noch mehr vor den Logirſtuben im obern Stockwerk, wo die braunen Eichenholzthüren und die verblichenen Ahnenbilder eine draſtiſche Verſtärkung des Gehörten abgaben. Sie ſelbſt war eigentlich dabei ſcherzhaft geſtimmt, ſie ſchien das Vergnügen eines guten Schauſpielers zu empfinden, der ſeine Zuhörer mit ſich fortreißen will. Nur zuweilen redete ſie auch ſich ſelbſt in eine förmliche Fieberphantaſie hinein und die Zuhörer glaubten ſich auf Augenblicke an der entſetzlichen Grenze von Vernunft und Wahnſinn. Sie lachte am andern Tage nie über ſolche Momente, ſondern erwähnte ihrer mit Trauer, aber mit völliger Klarheit.

Ihr Talent zum Erzählen zeigte ſich aber auch im komiſchen Genre; alle Dialecte wußte ſie meiſterhaft nachzuahmen, namentlich konnte ſie köſtliche Züge aus dem Volksleben im weſtfäliſchen Plattdeutſch erzählen. Sie werden vielleicht hier fragen, wie Sie ſchon in Ihrer Kritik gethan, wo die „vornehme kränkliche Dame“ Gelegenheit hatte, dergleichen zu beobachten? Daß ihre Kränklichkeit ſie nicht hinderte aufs Vertrauteſte mit der Natur zu verkehren, iſt ſchon erwähnt worden. Mit dem Volke lebt der weſtfäliſche Adel mehr als man in den Städten denkt. Er bleibt die längſte Zeit des Jahres auf dem Lande, und redet platt mit ſeiner Dienerſchaft, beſucht die Hütten der armen Heuerlinge und die Höfe der reichen Bauern in familiärer Weiſe; er erfährt alles, was in der Umgegend der Güter ſich ereignet, d. h. in den benachbarten Dörfern, die in Weſtfalen bekanntlich keine geſchloſſene Ortſchaften ſind, ſondern Einzelhöfe zwiſchen „Kämpen“ und „Buſch“, wie es dort heißt. So konnte Annette v. Droſte ſchon in früher Jugend ihre Studien machen und

hatte dazu auch im Paderborner Lande dieſelbe Gelegenheit, wo ſie bei den Verwandten ihrer Mutter, der geiſtreichen von Haxthauſenſchen Familie, öfter verweilte. Bei ihrem trefflichen Gedächtniß wußte ſie alle Hiſtörchen, Schauergeſchichten und charakteriſtiſchen Gebräuche aus ganz Weſtfalen zu erzählen und ſpäter in ihren Productionen zu benutzen. Letztere blieben jedoch weit hinter dem Humor ihrer mündlichen Darſtellung zurück.

Dagegen brachte ſie die ernſte Seite ihres Weſens mehr zur Geltung beim Schreiben; ſie vermied es im perſönlichen Verkehr die Warnungsſtimmen und die ſtrenge Richtung laut werden zu laſſen, wodurch ihren Gedichten ein ſo ernſtes Gepräge verliehen ward. Aber eigentlich war ihr ganzes Innere von dem Wunſch durchdrungen, „ihre Mitmenſchen vor dem Unglück der Sünde zu bewahren“; daß dies nicht durch trockenes Moralpredigen geſchehen könne, fühlte ſie und fand im Drange ihres heiligen Mitleids in der Poeſie die beſte Vermittlerin ihrer Gewiſſensrufe, mit denen ſie alle verſtockten Herzen hätte wecken mögen. Schon in früher Jugend, wo andere junge Damen mit Bällen und Eitelkeitsfreuden ihre Intereſſen ausfüllen, hatte Annette v. Droſte dieſe ernſte Richtung und empfand die heftigſte Abneigung vor den loſen Grundſätzen der damaligen Zeit, die namentlich in zahlreichen Eheſcheidungen und verbotenen Liebesverhältniſſen zu Tage traten. Dem katholiſchen Münſterlande erſchien die einreißende Sittenloſigkeit als eine erſt unter der neuen preußiſchen Herrſchaft entſtandene Landplage, und es hatte allerdings den Anſchein, wenn man auch nur die Beiſpiele rechnet, die unter den höhern Officieren und Beamten damals vorkamen. Annette v. Droſte trat ungefähr zu dieſer Zeit, um das Jahr 1816 in die Geſellſchaft, namentlich war ſie viel in dem Hauſe der Gemahlin des preußiſchen höchſtkommandirenden Generals v. Thielemann, einer geiſtvollen, aber exaltirten Dame, die auch ſpäter katholiſch wurde. In dieſen Kreiſen lernte Annette v. Droſte das Weltleben kennen und fürchten, ſie fühlte den Werth und die Würde ihrer heimiſchen Sitten doppelt und wendete ſich ihnen mit erneuter Liebe zu. Gegen die Huldigungen der Männer, die ihr in der Jugend reichlich zu Theil wurden, bezeigte ſie ſich undinenhaft kalt und äußerte bei jeder Bewerbung um ihre Hand eine unüberwindliche Eheſcheu. Dennoch war ſie eine kurze Zeit lang verlobt, brach aber das Verhältniß augenblicklich wieder ab, als ſie entdeckte, daß der Verlobte ihretwegen ein anderes Mädchen verlaſſen hatte. Dieſer Vorfall ereignete ſich am Rhein, wo ſie im Hauſe eines Grafen Haxthauſen zum Beſuch war. Dort lernte ſie auch Simrock und die Schoppenhauers kennen, eigentlich ihre einzigen literariſchen Bekanntſchaften in der Jugendzeit, wie denn überhaupt nichts geſchah, um ihre dichteriſche Begabung zu pflegen. Sie hatte als Kind ſchon zuweilen Verſe gemacht und als ganz junges Mädchen ſogar ein Gedicht in mehreren Geſängen, das indeß keine Spur von

der Originalität und Kraft zeigte, die ſich in ſpätern Jahren bei ihr entwickelten. Sie vermochte nur Nachklänge des Zeittons zu geben, der damals die bezauberte Roſe und andere zarte Sachen ſang, die ihr eigentlich beterogen waren. Sie legte ſelbſt gar keinen Werth auf dieſe erſten Verſuche und machte eine faſt zwanzigjährige Pauſe, eh ſie in ihrer ureignen Weiſe zu dichten begann. Als ſie mitten im Schaffen war, fing ſie erſt an mit mehr Intereſſe die Dichter zu leſen, die ihr nur kurze Zeit vorangegangen waren, wie Anaſtaſius Grün, Lenau, Freiligrath, Immermann. Einfluß hat Keiner von ihnen auf ſie geübt, ſie ſtand ihnen von Anfang an zu ſehr als Kritiker gegenüber und war auch bereits in ſich fertig als ſie ſich mit ihnen beſchäftigte.

Die Eigenartigkeit ihres Schaffens ging nicht ſelten in Eigenſinn über: ſie ließ von keinem ihrer Freunde die geringſte Aenderung, ja eigentlich kaum einen Tadel ihrer Ausdrucksweiſe zu und las grundſätzlich nie eine Recenſion über ihre Gedichte. Ebenſo ungerührt blieb ſie aber auch gegen das Lob: ſie empfing von den ausgezeichnetſten Männern wie Fürſtbiſchof Diepenbrock u. A. die ſchmeichelhafteſten Briefe nach dem Erſcheinen ihrer Gedichte, aber ſie beantwortete ſie nicht. Auch die dringenden Bitten um Beiträge, welche von Zeitſchriften und Verlegern an ſie ergingen, ließ ſie unberückſichtigt und wurde dann grade erſt recht „ſchreibfaul", wie ſie ſelbſt ſagte.

Zuweilen war ſie muthwillig genug, ſich durch die äußerlichſten Anläſſe zum Dichten bringen zu laſſen; ſo wettete ſie einſt, daß ſie über einen beliebigen Titel aus dem Katalog einer Leihbibliothek ein gutes Gedicht machen wolle; die köſtliche kleine Räubergeſchichte, der Geyerpfiff in Sammlung I. war die Frucht dieſer Wette. Ihre Gedichte entſtanden ſtets in einem fertigen Guß, ſie feilte ſehr ſelten daran oder geſtand es wenigſtens nicht gern ein. Sie lag meiſtens in ſcheinbarem Halbſchlummer auf ihrem alten Sopha, richtete ſich von Zeit zu Zeit auf und ſchrieb ihre kleinen unleſerlichen Buchſtaben auf, die ſie dann ſpäter nicht viel deutlicher abſchrieb; ſie hatte die ſeltſamſte Handſchrift, ein Brief von ihr erregte faſt immer Schwindel, ſo dicht gedrängt voll Buchſtaben und Gedanken war er.

Um in ungebundener Rede viel zu leiſten, producirte ſie zu langſam, hauptſächlich weil das Mechaniſche des Schreibens ſie zu ſehr ermüdete; wegen ihrer Kurzſichtigkeit mußte ſie ſich allzutief aufs Papier bücken, wodurch der Blutandrang nach dem Kopf ihr völlig unerträglich wurde. Eine Brille zu tragen, vermochte ſie nicht, weil die Augen zu ſehr hervorſtanden. Hätte ſie nur die Hälfte der Erzählungen und Abhandlungen niederſchreiben können, die ſie mündlich im Freundeskreiſe oder eigentlich im tête à tête vortrug, ſo hätte die deutſche Literatur gewiß einen ebenſo reichen und originellen Schatz an ihrer Proſa wie an ihrer Poeſie erhalten und das Bild ihrer merkwürdigen

Persönlichkeit würde sich deutlicher gestalten lassen als jetzt, wo man es nur aus Andeutungen zusammensetzen kann.

Die Schwefelbande.

Vogt hat die Actenstücke seines Processes gegen die allgemeine Zeitung veröffentlicht und einige Enthüllungen über die Correspondenzen deutscher Zeitungen im Ausland hinzugefügt. Man kann sich nicht leicht eine peinlichere Lectüre denken, und doch ist es gut, daß uns einmal eine Perspective in diese unheimliche Region eröffnet wird. Freilich konnte man sich über die Art und Weise, wie ein großer Theil der Flüchtlinge das zu Hause angefangene Geschäft des Conspirirens fortsetzt, schon nach der Natur der Dinge eine Vorstellung bilden. Zwar sind so manche brave und selbst edle Männer in das wilde Treiben jener Jahre verwickelt und von dem darauf folgenden Unglück betroffen worden. Die eigentliche Masse der Revolutionärs aber gehört zu allen Zeiten und bei allen Völkern dem schlechtesten Theil der Gesellschaft an, und die ungeordnete Existenz, in die sie durch ihre Thätigkeit getrieben werden, der Mangel jedes ernsten zweckvollen Lebensberufs, die unausgesetzte Nothwendigkeit, dem Pöbel, um ihn für die angeblichen höhern Zwecke zu gewinnen, zu schmeicheln und ihn zu belügen, dient eben nicht dazu, ihren Charakter zu veredeln. Nun im Ausland auf ihre eigene schlechte Gesellschaft angewiesen, ohne andern Unterhalt, als den ihre Federgewandtheit ihnen verspricht, kommt ihre Thätigkeit theils darauf heraus, Complotte und Intriguen zu schmieden, in den geheimen Gesellschaften einander den Rang abzulaufen, bald durch gegenseitige Verdächtigung, bald durch Ueberbieten des revolutionären Tons; theils darauf, über diese Misere und, wenns verlangt wird, auch über andere Dinge an deutsche Zeitungen zu berichten. Ein dritter Ausweg, der, wie wir aus diesem Buch erfahren, nicht selten angewandt wird, ist, in den Dienst der geheimen Polizei zu treten. Die schmuzige Geschichte, die hier von Häfner und Engländer erzählt wird, mag sich unter den Flüchtlingen nicht selten wiederholen. — Daß ein Blatt wie die Augsburger Zeitung neben den Grafen und Baronen, deren sie sich rühmt, auch viele dieser Flüchtlinge in ihrem Geschäft hat, ist an sich nicht unnatürlich; denn es sind zum Theil sehr gewandte Schreiber, in allen Sätteln gerecht, für die rothe Republick und für den christlichen Staat, für den Bonapartismus und die heilige Allianz. Aber es ist doch zweckmäßig, daß dem Volk einmal die Augen darüber geöffnet werden, wo sich ein großer Theil dieser Ansichten und Nachrichten herschreibt, mit denen man das Volk bearbeitet. Es ist ein hartes Gesetz, welches in Frankreich jeden Schriftsteller zwingt, seine Artikel zu unterzeichnen, und es erfüllt seine Bestimmungen nicht ganz; aber ob nicht in mancher Beziehung die Vortheile dieses Gesetzes seine Nachtheile überwiegen, ist noch sehr zweifelhaft. — Der Stoff des Büchleins ist reichhaltig genug, noch zu weitern Betrachtungen Veranlassung zu geben. ††

— Heute nur noch einige unbedeutende Zusätze.

In dem Proceß selbst behauptete die Anklage, die A. Z. sei principlos; die

Vertheidigung, und namentlich der Redacteur Dr. Orges, nahm dagegen das Recht eines Parteiblatts in Anspruch. In dieser Beziehung müssen wir ganz auf des letztern Seite treten: wenn es je ein Parteiblatt gegeben hat, so ist es die A. Z., namentlich seitdem Dr. Orges zur Redaction gehört. Die Zeitung enthält zwar außerdem viel Feuilleton, welches dem Anschein nach ohne politische Färbung ist; daß aber auch dieses so viel als möglich dem Hauptzweck dienen muß, sehen wir u. a. aus der Vorrede einer eben erschienenen Broschüre: „Leichte Blätter über die Pariser Kunstausstellung und über die französische Uebersetzung von Klaus Groth, von Dr. Sloman" (Kiel, Schwers). Der Verfasser hatte diese Blätter der A. Z. eingeschickt, nach einiger Zeit (12. Juni 1859) erhielt er von Dr. Orges eine Antwort, in der folgender Passus vorkommt: „Ihre Arbeit ist gut; wäre sie mit Anschluß an die politische Lage, die nationale Zersetzung Frankreichs, kurz mit Rücksicht darauf gearbeitet, daß die A. Z. auch in ihren literarischen Berichten andere, d. h. politische Zwecke unterstützen will, so wäre sie sehr brauchbar; so ist sie's nicht." — Die Erklärung ist offen, und wir haben nichts dagegen einzuwenden, daß eine politische, antifranzösische Zeitung auch bei dem Bericht über eine Pariser Kunstausstellung darauf sieht, daß in ihr die Zersetzung Frankreichs sich darstellen muß: nur wollen wir es uns für die Folgezeit merken, wenn etwa in Bezug auf dieses Feuilleton der entgegengesetzte Anspruch der unparteiischen Objectivität erhoben werden sollte. Die Kreuzzeitung hat nie geleugnet, durch „gefärbte Brillen" zu sehen; von Seiten der A. Z., im Munde des Dr. Orges ist das Bekenntniß als Bereicherung unsers Wissens zu betrachten. ††

Literatur.

Mystagogos. Eine christliche Vorschule. (Hamburg, Meißner.) — Wenn wir von der Tendenz dieser Schrift absehen, die in der Hauptsache mit der Tübinger Schule Hand in Hand geht, so möchten wir wünschen, daß manche von diesen Abhandlungen, die einen historischen Werth für sich beanspruchen, etwas weiter ausgeführt wären. So ist eine Geschichte des Teufels darin, und der Verfasser citirt ziemlich häufig die Kirchenväter, aber er versäumt es, dieselben auszuschreiben: als ob diese Schriften in jeder Handbibliothek zu haben wären! Die Aufgabe, streng quellenmäßig behandelt, würde ein sehr verdienstliches und nebenbei interessantes Werk sein. — Wie sehr diejenigen Gelehrten, die sich mit der historischen Kritik der Bibel beschäftigen, noch unter sich uneins sind, haben wir wieder so recht aus der Schrift gesehen: Die geschichtstreue Theologie und ihre Gegner, von Volkmar. Fast ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß noch in gar keinem Punkt der biblischen Geschichte allgemeines Einverständniß herrscht. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Verantwortlicher Redacteur: Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Constituirung Deutschlands.

Von der preußischen Grenze.

Früher hatte der Deutsche, wenn er es schmerzlich empfand, daß er keinem mächtigen, unabhängigen politischen Organismus angehörte, einen schwachen Trost: es gab in Europa noch ein zweites Volk, das dieses Gut entbehrte, das es trotz der fieberhaftesten Anstrengung nicht erringen konnte, die Italiener. Auch mit diesem schwachen Trost wird es bald vorbei sein, da kaum mehr ein Zweifel darüber obwaltet, daß es den Italienern gelingen wird, sich zu einem unabhängigen Staatskörper zu constituiren.

Als der deutsche Nationalverein in Frankfurt a. M. gegründet wurde, haben wir uns über unsere Stellung zu ihm offen ausgesprochen. Daß die Zwecke, die man bei ihm voraussetzte, auch die unsrigen seien, darüber halten wir kaum für nöthig, ein Wort zu verlieren, da wir seit elf Jahren unablässig bemüht sind, diese Zwecke unsern Lesern deutlich zu machen. Ueber die Mittel dagegen, mit denen er für dieselben zu arbeiten gedachte, hatten wir mannigfache Bedenken. Es schien uns kein Fortschritt, wenn man, um dem Verein eine größere Ausdehnung zu geben, den bestimmten Ausdruck der Partei abschwächte und es ebenso machte wie 1848, wo man sich über Worte einigte, und in den Sachen das Entgegengesetzte wollte. Die Einheit Deutschlands ist ein bloßes Wort, die Sache heißt: Aufhebung des Dualismus zwischen Oestreich und Preußen.

Mit herzlicher Freude haben wir den Brief gelesen, den der Vorsteher des Vereins Hr. v. Bennigsen in dieser Woche an die Versammlung Rostocker Liberalen gerichtet hat. Hier ist über die bestimmte Richtung, welche die nationale Partei zu nehmen hat, wenn sie überhaupt etwas erreichen will, kein Zweifel gelassen. — Es wird gezeigt, daß eine Gemeinsamkeit mit Oestreich schon jetzt nur dem Namen, nicht der That nach, bestanden hat. „Wenn die Zustände des östreichischen Kaiserstaats es demselben schon unthunlich erscheinen ließen, sich in die losen Formen der Bundesverfassung einzufügen, wie weit mehr wird es unmöglich sein, die für das übrige Deutschland ebenso nützliche wie dringend erforderliche größere Einheit der Verfassung und Gesetz-

gebung auch auf Oeſtreich anzuwenden." — „Es gibt zwar noch immer Politiker, welche glauben, daß zwei große Staaten wie Preußen und Oeſtreich ihre beiderſeitigen Heere, diplomatiſchen Kräfte und Geſetzgebungen einer Centralgewalt unterordnen würden. Aber . . . ein großer Staat wird niemals ſeine ganze Politik und ſeine Hilfsmittel einer Gewalt unterordnen, deren weſentliche Leitung nicht in ſeiner Hand liegt. Wer einen Bundesſtaat gründen wollte mit Preußen und Oeſtreich zugleich, der würde die nothwendigſten Befugniſſe einer Centralgewalt preisgeben oder den Kampf beider großen Mächte und die Auflöſung des Bundesſtaats ſchon in ſeine Gründung legen . . . Eine Unterordnung Oeſtreichs und Preußens unter eine gemeinſame Staatsgewalt mit dem übrigen Deutſchland iſt ein hohler Traum." —

Dagegen iſt ein enges Bündniß beider Staaten möglich. „Das wollen wir feſthalten und dazu kann das übrige Deutſchland Großes beitragen." —

„Die finanzielle Zerrüttung Oeſtreichs, die aufrühreriſche Stimmung ſeiner Provinzen, ſeine vollſtändige Iſolirung in Europa und die Nothwendigkeit, einmal an Deutſchland einen aufrichtigen und zuverläſſigen Bundesgenoſſen zu haben, laſſen der Hoffnung einigen Raum, daß man bei der deutſch-öſtreichiſchen Bevölkerung den Gedanken aufgibt, länger einer Reform der deutſchen Verfaſſung hindernd in den Weg zu treten.*) Sympathien für eine ſolche Reform bei der öſtreichiſchen Regierung zu erwarten, würde immer thöricht ſein. Wol aber könnte das eigne wohlverſtandene Intereſſe Oeſtreich zu einem reſignirten Aufgeben ſeines bisherigen unheilvollen Einfluſſes auf die deutſchen Geſchicke veranlaſſen. Noch ſind die Stimmen vereinzelt in Deutſchland, welche zum Heile Deutſchlands die Zertrümmerung Oeſtreichs nothwendig erklären. Noch erſcheint den meiſten Politikern die Unſicherheit und Gefahr der Zuſtände, welche durch eine Auflöſung Oeſtreichs und die daraus hervorgehende Machterweiterung Rußlands hervorgerufen würden, von überwiegender Bedeutung. Schon jetzt zeigt ſich aber ein bedenklicher Wechſel in der Stimmung, und mit der wachſenden Zerrüttung Oeſtreichs könnte, wenn dieſes trotzdem fortfährt, einen Hemmſchuh zu bilden für unſere ganze Entwicklung in Deutſchland, eine Auffaſſung allgemein werden, welche zuletzt in Italien den Kampf gegen Oeſtreich zur Nationalſache gemacht hat." — Dieſen Gedanken wollen wir etwas weiter ausführen.

Nach dem Friedensabſchluß von Villafranca wurde von der öſtreichiſchen Partei — wozu, wie wir jetzt von Vogt erfahren, außer den Ultramontanen und Particulariſten auch die „Schwefelbande" gehörte — folgende Anſicht ſo laut als möglich ausgeſprochen. — Der Zweck Napoleons bei dem italieniſchen

*) Man vergleiche die Broſchüre: „Die Lebensfrage Oeſtreichs. Iſt noch eine Vermittlung zwiſchen Oeſtreich und Ungarn möglich?" Braunſchweig, Weſtermann.

Feldzug war ausschließlich, Oestreich von Preußen zu trennen, um im nächsten Feldzug mit der Einwilligung Oestreichs, die preußische Rheinprovinz zu erobern. — Großmüthig genug setzten die östreichischen Blätter hinzu: wenigstens wollen wir dann abwarten, bis man uns um Hilfe bittet, und unsere Bedingungen stellen.

Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht. Der nächste Angriff galt nicht Preußen, sondern wieder Oestreich; wenn Napoleon einen jener Vermuthung entsprechenden Wunsch hatte, so war es der, Preußen zu zeigen, wie es mit Oestreich stände, und dadurch Oestreich zu isoliren. — Die Secundogenituren fallen, ein kräftiger nationaler Staat legt sich zwischen Oestreich und den Kirchenstaat, im Venetianischen gährt es, Ungarn ist auf einer Höhe der Unzufriedenheit angelangt, die kaum mehr gesteigert werden kann, England und Rußland entschieden feindlich gegen Oestreich, Preußen durch eine Reihe bitterster Beleidigungen gekränkt. So steht der Kaiserstaat.

Warum hat Napoleon nicht die freundlich entgegenkommende Hand Oestreichs ergriffen? Geschwankt scheint er zu haben. — Es ist schwer, in dieser Seele zu lesen. Vielleicht ist es wirklich große Politik, die er treibt; vielleicht ist seine Seele in der That weit genug, für Ideen Raum zu haben. — Vielleicht hat er sich überzeugt, daß Oestreich keine Stütze mehr ist, und er hält sich lieber zu Mächten, die ihm weniger bieten, aber lebenskräftiger sind.

Was kann Oestreich von Preußen hoffen, wenn das gebrochene Bündniß sich wieder erneut? — Vielleicht Garantie seines jetzigen Besitzstandes; das ist zwar nicht ganz Wiederherstellung des altrömischen Kaiserreichs, aber es ist unter den vorliegenden Umständen sehr viel.

Und was verlangt Preußen jetzt von Oestreich? — Am 4. v. M. hat es sich im Bundestag darüber ausgesprochen. — Es verlangt vorläufig wenig: Revision der Bundeskriegsverfassung.

„Unausführbare, den realen Verhältnissen nicht entsprechende Bestimmungen erkennt Preußen in den Art. 12—15, welche festsetzen, daß das aufgestellte Kriegsheer des Bundes ein Heer und von einem Feldherrn befehligt sei und daß der Oberfeldherr vom Bunde gewählt, von demselben in Eid und Pflicht genommen und ihm persönlich verantwortlich wäre. . . . Die überwiegenden Theile des Bundesheeres werden von den Contingenten der deutschen Großmächte gebildet, welche als Bestandtheile einheitlich geschlossener Ganzen ihren Schwerpunkt außerhalb der Bundesorganisation haben, und bei ihrem Auftreten für den Krieg sich factisch niemals für einen neuen erst zu bildenden einheitlichen Organismus auflösen, sondern vielmehr den nur in lockerm Zusammenhang stehenden andern Contingenten zum natürlichen Anschlußpunkte dienen können. . . . Es ist ferner nicht denkbar, daß jemals einer der Souveraine der deutschen Großstaaten sich der Kriegsherrlichkeit über sein Heer in dem

darnach erforderten Maaß dem andern gegenüber begeben oder sich als Oberfeldherr in irgend ein Abhängigkeitsverhältniß zur Bundesversammlung setzen werde. In der That ist auch die Ueberzeugung von der praktischen Unausführbarkeit dieser Bestimmungen jedesmal sofort in den Vordergrund getreten, so oft die Verhältnisse sie auf den Kriegsfall drängen zu wollen schienen." „Die k. Regierung hält es an der Zeit, daß, als oberstes Princip und ohne deshalb eine entsprechende Mitwirkung und Controlle der übrigen Bundesregierungen dabei ausschließen zu wollen, der Grundsatz der doppelten (zwischen Oestreich und Preußen getheilten) Leitung für den Kriegsfall an die Stelle der erwähnten Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung gestellt, und dieselbe von diesem Gesichtspunkt aus einer durchgreifenden Revision unterworfen werde." —

Der Antrag ist augenscheinlich nicht gegen Oestreich gerichtet: die Macht desselben würde dadurch nicht verkleinert, und wenn Oestreich auf eine Garantie seines Besitzstandes durch Preußen hofft, so ist Preußen nur dann in der Lage sie zu leisten, wenn vorher die einzige Möglichkeit, sie wirksam zu machen, d. h. die Revision der Bundeskriegsverfassung in dem oben erwähnten Sinn durchgesetzt ist. — Als einige Zeitungen die Zustimmung Oestreichs meldeten, wunderte man sich nur, weil man nicht daran gewöhnt ist, von jener Seite gesunden Menschenverstand zu erwarten; zeitig genug wurde dann auch die Nachricht dementirt.

Die zweite Forderung ist auch bereits gestellt: sie bezieht sich auf die kurhessische Sache. In diesem Blatt ist von kundiger Feder diese Angelegenheit schon mehrfach erörtert; als Ergänzung verweisen wir hauptsächlich auf eine sehr inhaltreiche Schrift: „Der Bruch des Rechtes in Kurhessen. Ein Beitrag zur Information der hohen deutschen Bundesversammlung. Berlin, G. Reimer."*) Hier haben wir nur eine einzelne Seite der Frage hervorzuheben. — Die Veränderung der kurhessischen Verfassung durch gewaltsame Einlegung baierischer Straftruppen bei den verfassungstreuen Bürgern hat zwar zunächst das hessische Volk betroffen; die eigentliche Spitze war aber gegen Preußen gerichtet. Will Oestreich eine Versöhnung mit Preußen, so muß es sich zunächst offen und entschieden von der damaligen Politik lossagen; es muß so mit der Reaktion brechen, daß kein Zweifel darüber übrig bleibt. Zu der Forderung, daß Oestreich dem preußischen Antrag beitrete, die Verfassung von 1831 mit Ausmerzung der gegen die Bundesgesetze verstoßen-

*) Außerdem: „Was ist zu thun? Ein Wort eines Kurhessen an seine Mitbürger, auch als Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte. Frankfurt a. M., Küchler." — „Die deutsche Einheit und die kurhessische Verfassung. Frankfurt a. M., Küchler." — „Die provisorischen Gesetze in Kurhessen. Ein Beitrag zur Information des h. Bundestags. Braunschweig, Vieweg." — „Herr Uhden und die kurhessische Verfassung. Eine Appellation an die h. d. Bundesversammlung. Leipzig, Veit."

den Punkte wiederherzustellen, wird Preußen durch eine heilige Ehrenschuld getrieben.

Offener Bruch mit der Reaction! — Dieselbe Forderung ist noch nach einer andern Seite hin zu erheben, wo sie freilich schwerer zu formuliren sein möchte. — Eine neue Broschüre: „Die Erstrebung einer maritimen Stellung Deutschlands auf der Basis des Zollvereins" (Berlin, G. Reimer), enthält einige wohlgemeinte Vorschläge, deren Basis aber Sand ist, da der Zollverein seiner Auflösung entgegengeht. — Eine Reform des Zollvereins, so daß eine einheitliche, fortschreitende Handelspolitik, eine wirkliche Bewegung möglich wird, ist Preußens nächste Lebensfrage. — Daß der Zollverein seiner Auflösung entgegengeht, daran ist einzig und allein Oestreich schuld. Hat es den guten Willen, diese Schuld wieder gut zu machen? hat es noch den Einfluß und die Macht, diesem guten Willen Geltung zu verschaffen? — Es wird sich zeigen; bevor aber das nicht geschehen ist, kann Preußen nicht daran denken, sich in irgend einer Weise an der bedrohten Zukunft des Kaiserstaats zu betheiligen.

Noch ist eine Frage übrig,*) die wir nicht umgehen können, weil Hr. v. Bennigsen sie berührt, und weil sie bei allen bisherigen Bemühungen der Fortschrittspartei in den Vordergrund gestellt ist: die Frage nach einem deutschen Parlament. — Hr. v. Bennigsen stellt es so dar, als ob das deutsche Parlament der Constituirung eines deutschen Bundesstaats *vorausgehen*, als ob der letztere sich gewissermaßen daraus entwickeln sollte. — Wir halten diesen Weg nicht für den richtigen. Ein Parlament ist nur denkbar in einem schon bestehenden politischen Organismus, einer schon bestehenden Regierung gegenüber; die Geschichte des Jahres 1848 ist dafür ein hinreichender Beweis. — Die Rechtsbasis, mit den thatsächlichen Zuständen vollkommen übereinstimmend, ist in Deuschland die Souveränetät sämmtlicher Fürsten, so weit sie nicht durch die Bundesverfassung und durch die Thatsachen beschränkt ist. Der rechtliche Weg, vom Staatenbund zum Bundesstaat fortzuschreiten, kann nur ein Vertrag zwischen den Regierungen sein. Der rechtliche Weg, die Regierungen zu einem solchen Entschluß zu veranlassen, geht nur durch die Kammern der einzelnen Staaten. Wenn in sämmtlichen deutschen Kammern die Majorität darüber einig ist, den engeren Bundesstaat zu wollen, so ist er damit zwar noch nicht fertig, denn es fehlt noch die Zustimmung der Regierungen; aber dazu ist dann wenigstens der Weg gebahnt, namentlich wenn Oestreich offen und entschieden jeden Widerstand aufgibt.

Dies wäre der legale Weg zur Constituirung Deutschlands; auf den illegalen zu blicken, den vielleicht einmal der Ausgang rechtfertigen mag, den aber zu wollen und vorzubereiten, ein namenloses Verbrechen wäre, haben

*) Man vergleiche auch: „Der Grundsatz der Nationalität und das europäische Staatensystem." Berlin, Springer.

wir keine Veranlaſſung. — Unter dem illegalen Weg verſtehen wir aber nicht eine Revolution, ſondern einen Krieg des einen deutſchen Staats gegen den andern. — Und die Gefahr dieſes Ausgangs liegt nahe genug; nur ein Blinder kann dagegen die Augen verſchließen. Jeder, der es wohl mit dem Vaterlande meint, muß mit der äußerſten Kraftanſtrengung alles befördern, was dieſe Gefahr einigermaßen entfernt: gleichviel ob man ſie heute, morgen, oder über hundert Jahre vorausſieht. Und der ſicherſte Weg, dieſe Gefahr zu vermeiden, iſt, daß Rechtens werde, was thatſächlich bereits beſteht, damit nicht der Widerſpruch zwiſchen dem Recht des Buchſtabens und dem Recht der Sache die Leidenſchaften zu verwegnem Spiel auffordere. ††

Zur Geſchichte des preußiſchen Heeres.

1.

Für Beurtheilung der beabſichtigten Neuerungen in der Organiſation des preußiſchen Heeres — unſtreitig einer der wichtigſten Fragen, die den Landtag beſchäftigen werden — möchte die Regel beſondere Anwendung leiden, daß man der Gegenwart am leichteſten gerecht wird, wenn man ſich der Vergangenheit erinnert, und ſo dürfte der nachfolgende Ueberblick über die Entſtehung und Entwicklung unſeres Heeres willkommen ſein, wenn er auch nicht Anſpruch darauf macht, alle Seiten der Angelegenheit zu beleuchten.

Im ſechzehnten Jahrhundert hatten die Kurfürſten von Brandenburg außer ihren Lehns- und Dienſtleuten zunächſt eine Leibgarde von 24 adeligen Burſchen, welche unter Johann Sigismund im Jahr 1617 auf 62 adelige Burſchen geſteigert wurde. Außerdem hielten ſie noch einige Fähnlein Landsknechte oder Feſtungsgarden in den Landesfeſtungen. Während der Regierung des Kurfürſten Georg Wilhelm wurde im Jahr 1619 eine Leibgarde von drei Compagnien Reiter, jede zu 100 Mann und fünf Compagnien Fußvolks, jede zu 200 Mann errichtet. Dieſe ſind der Stamm des älteſten Infanterieregiments in der Armee, nämlich des erſten oſtpreußiſchen. Vier Jahre ſpäter wurde der Grund zur Bildung des Heeres durch ein Aufgebot gelegt, von welchem zehn Schwadronen Reiter, jede zu 60 Mann, und 25 Compagnien Fußvolk, jede zu 120 Mann, beſtändig in Sold blieben. Im Jahr 1631 wurden die Truppen zuerſt in Blau gekleidet. Beim Tode des Kurfürſten Georg Wil-

helm im Jahr 1640 war das Heer 2000 Reiter und 4000 Mann Fußvolk stark. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm nahm mehrere schwedische Offiziere in seine Dienste und mit Hilfe derselben bildete er sein Heer. Der schwedische General Dörfling ward der Schöpfer der brandenburgischen Cavallerie.

So wie den ganzen dreißigjährigen Krieg hindurch war auch nach demselben das Werbesystem die Grundlage des preußischen Heeres. Man konnte damals auf keine andere Einrichtung kommen, es war die einzige, die man praktisch kannte. Die Aufgebote, welche eine Art Heerbann oder Landsturm waren, und die nur ein paar Monate beisammen blieben, entsprachen der damals sich entwickelnden europäischen Politik und der zu ihrer Vollendung reifenden Landeshoheit nicht mehr. Man erkannte die Nothwendigkeit stehender Truppenkörper, wenn der Staat sich zu einem großen Ganzen entwickeln sollte, in dem die einzelnen Theile keinen Anstand fänden, dem Ganzen zu gehorchen. Die Erfindung des Schießpulvers und die allgemeine Einführung der Feuerwaffen hatte das alte Lehns- und Ritterwesen völlig gebrochen. Der Musketen wurden immer mehr in den Heeren und der Piken immer weniger. Das brandenburgische Heer, welches es am ersten zu einer großen Vollkommenheit im Schnellfeuern gebracht, schaffte auch die Piken am ersten ab; im Feldzuge von 1689 waren sie schon gänzlich außer Gebrauch. Die Schweden führten sie noch 1701 bei dem Uebergange über die Düna, und noch 1702 in der Schlacht bei Klissow. Die Städte waren es, die sich zuerst von dem Aufgebot befreiten; seit 1656 bezahlten sie für jeden zu stellenden Mann 10 Thaler, wofür andere geworben wurden. Auch die Aufgebote der Ritterschaft hörten auf. Diese bezogen sich auf die Stellung von Lehnpferden, Knechten und bespannten Rüstwagen. Diese Stellung geschah 1661 bei einem Aufgebote gegen die Türken zum letztenmal und schon 1663 wurde bei einer ähnlichen Gelegenheit die Sache mit Geld abgemacht. Die Stellung eines Dienstpferdes löste man mit 40 Thalern ab. So erfolgte seit dem Frieden von Oliva die Errichtung und Ergänzung des Heeres allgemein durch Werbungen. In frühern Zeiten geschahen die Werbungen durch Contracte mit Obersten, welche in den Hauptleuten ihre Untercontrahenten hatten. Einem jeden gehörte sein geworbener Hause als Eigenthum. Es waren die Compagnieführer des späteren Mittelalters, die aber nicht Krieg für eigne Rechnung führten, sondern in die Dienste eines Landesherrn traten. Die Hauptleute besetzten die Lieutenants- und Fähndrichsstellen in ihrer Compagnie. Später thaten dieses die Obersten und zogen auch das Geld dafür; denn diese Stellen waren käuflich. Der Landesherr, der einen solchen Heerhaufen in Dienste nahm, ernannte nur zu den Kriegsstellen vom Obersten aufwärts. Bei Menschen, die sich auf diese Weise zum Kriegshandwerk zusammenthun, wird die Kriegsdisciplin immer nur schwach sein; sie gehen eben nur dahin, wo das Glück lacht und die

meiſte Freiheit herrſcht. Blos Guſtav Adolph hatte als Führer eines Nationalheeres ſtrengen Gehorſam und Zucht in ſeinem Lager. „Spiel und Saus und Braus wurde nicht gelitten; Dirnen ließ er gar nicht paſſiren, mußten ſie gleich zur Kirche führen und wurden wir manchmal ein wenig munter, ſo kanzelt er uns ſelbſt vom Gaul herunter," heißt es über jene Zeit. Auch der große Kurfürſt wollte aus ſeinem Heere keine Geißel für ſein Land machen; ſtrenge Disciplin war es, was er zuerſt einführte. Er wurde ſelbſt Kriegsoberſt und ließ die Werbung für ſeine Rechnung gehen. Die früheren Mißbräuche und Gewaltthätigkeiten der Werbeoffiziere wurden durch ſtrenge Befehle abgeſchafft. Jeder Werbeoffizier erhielt eine beſondere Werbebeſtallung, womit er ſich bei den Landesobrigkeiten ausweiſen mußte; und die Mannſchaften, welche ſie ſandten, vertheilte der Kurfürſt ſelbſt unter ſeine Regimenter, denen er Oberſten und Hauptleute gab. Die Oberſten erhielten keinen andern Einfluß auf die Bildung des Regiments, als daß ſie es vollſtändig erhalten mußten, wobei ihnen auf jede 10 Mann die Löhnung des elften als Werbegeld zu gute kam. Früher übte der Oberſt, dem das Regiment gehörte, eine große Macht in demſelben, ja eine größere als der Landesherr, weil jeder Mann im Regimente von ihm abhängig war: dieſe Macht war nun gebrochen. Auch wurde das Syſtem der Käuflichkeit der Offiziersſtelle beſeitigt, da der Kurfürſt zu allen Stellen ernannte. Indem nun alle Offiziere vom Fähndrich bis zum Oberſten unmittelbar vom Kurfürſten abhingen, konnte der Grund zu jener Mannszucht gelegt werden, durch die ſich die brandenburger Truppen ſpäter ſo vortheilhaft auszeichneten. Der Dienſteid wurde jetzt auf die Fahne des Heeres geleiſtet und die Truppen waren ihrem Oberſten durch keine beſondern Pflichten mehr verbunden.

Im Jahre 1681 erließ der Kurfürſt eine Muſterordnung, nach welcher jedes Regiment von drei Commiſſarien inſpicirt wurde, und die mit einer ungemeinen Sachkenntniß abgefaßt iſt. Dieſe Muſterung geſchah im Frieden alle zwei Jahre, im Kriege bei der Eröffnung und beim Schluſſe der jährlichen Campagne. Die Stärke des Heeres war beim Tode des großen Kurfürſten 23 Bataillone Infanterie, 6 Bataillone Gardeinfanterie, 32 Schwadronen Küraſſiere, 8 Compagnien Dragoner und 13 Garniſoncompagnien. Hierzu kamen noch 300 Mann Artillerie, ſo daß die Stärke des ganzen Heeres 28500 Mann betrug. Ein für die damalige Zeit ſo bedeutendes Heer erforderte ſchon eine bedeutende Ausgabe. Als nach dem Frieden von St. Germain die Truppen wieder auf den Friedensfuß geſetzt wurden, beliefen ſich die Ausgaben für die Armee jährlich über eine Million Thaler, und zwar: Für das ganze Fußvolk 531,873 Thlr., für ein Infanterieregiment 49,644 Thlr.; für die geſammte Reiterei 231,024 Thlr., für ein Reiterregiment 28,296 Thlr.; für die Dragoner 72,144 Thlr., für die Garniſontruppen 208,572 Thlr.; für

die Artillerie 35,125 Thlr.: zusammen 1,081,738 Thaler. So große Ausgaben setzten große Einnahmen voraus. Die Einkünfte der Kammergüter und die Landsteuern wollten nicht mehr ausreichen. Das Fehlende wurde durch indirecte Abgaben (Accise) erhoben. Diese waren nicht neu, man hatte sie schon früher, schon im 15. Jahrhundert, allein sie waren damals nur von geringem Umfange. Ein Theil der Leistungen des Heeres wurde aber noch in natura gegeben. So vom Lande das Futter für die Reiterei und in den Städten Feuer, Licht und Wohnung für den Infanteristen, der beim Bürger auch im Frieden einquartiert wurde. Doch konnte der Bürger diese Einquartierung abkaufen, indem er monatlich ein Gewisses bezahlte. Dieses Geld hieß Servis. — Der Staat vergütete dem Wirthe für einen Reiter monatlich 14 gute Groschen, für einen Dragoner 12 ggr.; für einen Musketier 10 ggr.; wofür demselben Salz, Pfeffer, Essig, Licht, Bett und Holz zu liefern war. Beim Tode des Kurfürsten im Jahre 1687 betrug die Größe des Staates 2046 Quadratmeilen und die Einwohnerzahl 1,500,000 Seelen. Im Schatze lagen 6,500,000 Thlr. — Arm und zerrüttet hatte der Kurfürst im Jahre 1640 die Regierung seiner Länder angetreten. Reich und geordnet hinterließ er sie seinem Nachfolger.

Was das Heer damals schon geleistet, zeigen die Kriege und Siege desselben. In dem schwedisch-polnischen Kriege fochten unter des Kurfürsten Anführung 12,000 Mann Infanterie, 4000 Reiter und 38 Geschütze. Sie siegten in der dreitägigen Schlacht bei Warschau im Juli 1656. Im ersten schwedischen Kriege 1658 war die Stärke des Heeres 25,000 Mann und 38 Geschütze. Im Reichskriege gegen Frankreich 1670 bis 1673 befehligte der Kurfürst 23,500 Mann. Im zweiten französischen Kriege 1674 bis 1679 war die Stärke des Heeres 9713 Reiter, 3454 Dragoner und 25,366 Mann Fußvolk: zusammen 38,533 Mann. Von diesen fochten 16,000 Mann am Rhein unter Anführung des Kurfürsten. Im zweiten Kriege gegen die Schweden 1678 fochten 16,000 Mann in Preußen und Kurland, wovon die Hälfte Cavallerie und 34 Geschütze.

Unter dem Sohne des großen Kurfürsten, König Friedrich dem Ersten, wurde das Heer auf 40,000 Mann gebracht. Bei seinem Tode bestand es aus: 38 Bataillonen Infanterie, 32 Schwadronen Küraſſiere, 24 Compagnien Dragoner, 20 Compagnien Artillerie, 18 Garnisoncompagnien. Zu den wesentlichen Verbesserungen, die unter Friedrichs Regierung mit der Armee vorgenommen wurden, gehört die völlige Abschaffung der Piken und der alten Musketen mit deutschen Radschlössern, so wie die Einführung der Flinten mit französischen Schlössern und mit Bayonetten. Derselbe führte ferner ein Kriegsconsistorium und ein Generalauditorat ein, erbaute 1706 das Zeughaus in Berlin und stiftete Cadettenhäuser in Magdeburg, Colberg und Berlin. In

den blutigen Kriegen von 1688 und 1697, wie in dem spanischen Erbfolgekrieg war das Heer am Rhein gegen 30,000 Mann stark und führte 60 Kanonen.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten von 1713 bis 1740, wurde die Armee verdoppelt und erhielt in ihrer Zusammensetzung eine ganz neue Basis. Wie der große Kurfürst das Heer lediglich auf das Werbesystem gegründet hatte, so führte sein Enkel das Cantonsystem ein, so daß das Heer halb aus geworbenen und halb aus gezogenen Leuten bestand. Die Veranlassung zu dieser Veränderung war folgende. Der König liebte große Soldaten. Schon unter seinem Vater war diese Liebhaberei aufgekommen. Das Handgeld für diese Riesen wurde immer theurer. Man bezahlte gegen das Jahr 1730 für einen Soldaten von 5 Fuß 10 Zoll 700 Thaler, für einen von 6 Fuß 1000 Thaler, aber trotzdem blieb die Zahl immer nur gering. Um nun zu erfahren, wie viele große Jünglinge vorhanden wären, beschloß man, sie im ganzen Lande aufzuschreiben und sie zu messen, um sich eine Art Statistik über sie zu verschaffen. Man fing an Rollen und Register zu führen, in diese alle Knaben einzutragen, und wenn sie erwachsen waren, fleißig nachzumessen, ob sie die vorgeschriebene Größe hatten. Das Land wurde in Cantone getheilt und jedem Regiment ein solcher Canton zur Aushebung von Rekruten angewiesen. Die Größe der Cantone wurde so angenommen, daß für ein Infanterieregiment 5000 Feuerstellen und für ein Cavallerieregiment 1800 Feuerstellen darin enthalten waren. Ausgenommen von dieser Eintheilung waren die Fürstenthümer Ostfriesland, Mörs, Neufchatel, Lingen, Tecklenburg; ein Theil der Grafschaft Mark, nämlich die Bergwerks- und Fabrikgegend, wie später die sechs schlesischen Gebirgskreise, auch der Fabriken wegen. Sodann die Städte Berlin, Potsdam, Breslau, Brandenburg und die Altstadt Magdeburg. Das Heer erhielt auf diesem Wege treffliche Soldaten, Söhne von zum Theil begüterten Landleuten und Bürgern; denn jeder, die genannten Ausnahmen abgerechnet, war der Cantonpflichtigkeit unterworfen. Weil es indeß nachtheilig schien, so viele gesunde Arme dem Feldbau und den Gewerben zu entziehen, so ergriff man das Auskunftsmittel, den Soldaten die Erlaubniß zu geben, Monate lang in ihre Heimat zurückzukehren. Der Hauptmann behielt unter der Zeit den Sold, und der beurlaubte Inländer war jährlich nur etwa einen Monat bei der Fahne. Der König gab nun den Hauptleuten auf, für die Löhnung der Beurlaubten im Reiche werben zu lassen. Dabei war die Bedingung gestellt, daß sie große und schöne Leute schaffen mußten. So bestand in dieser Zeit das Heer theils aus stehenden Soldaten, theils aus Miliz, oder wenn man will, wohlgeübter Landwehr. Fürst Leopold von Dessau, damals Feldmarschall, war ganz dazu gemacht, ein Heer in neuer Weise zu bilden. Die große Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit

des Königs kam ihm überall bei der Ausführung seiner Pläne zu Statten. Es kostete damals ein Infanterieregiment jährlich 63,863, ein Cavallerieregiment 78,511 Thaler. Zu letzterem zahlte das Land 10,790, und die Generalkriegskasse 67,721 Thaler. Im Jahr 1740 kostete das Heer im Ganzen: die Infanterie 2,485,679 Thlr., die Cavallerie 2,115,437 Thlr., die Feldartillerie 46,765 Thlr., die Garnisonartillerie 28,003 Thlr., die Garnisontruppen 127,911 Thlr., die Landregimenter 22,601 Thlr., das Ingenieurcorps 7,884 Thlr.: zusammen 4,933,730 Thaler. Die Kosten für das stehende Heer, welche unter dem großen Kurfürsten bei einer Bevölkerung von 1,500,000 Einwohnern nur etwas über eine Million betragen hatten, beliefen sich unter seinem Enkel bei einer Bevölkerung von 2,200,000 Seelen schon fast auf 5 Millionen. Der König, welcher der Accise um das Jahr 1720 eine neue und bessere Einrichtung gegeben, hatte seine Einkünfte dadurch sehr vermehrt, und obgleich er ein Heer von 80,000 Mann unterhielt, so hinterließ er doch einen Schatz von acht Millionen Thalern. Die Größe des Staates betrug bei seinem Tode 2200 Quadratmeilen.

Von Bedeutung war unter dieser Regierung die Erfindung der eisernen Ladstöcke im Jahr 1730 durch Fürst Leopold von Dessau, eine Erfindung, die, so geringfügig sie scheinen mag, bekanntlich einen großen Einfluß auf die neuere Kriegskunst übte und namentlich zu Anfang der Kriege Friedrichs des Großen den Preußen ein Uebergewicht über ihre Gegner gab. Auch wurde von jenem Fürsten im Jahre 1730 der Gleichtritt eingeführt, den man früher noch nicht gekannt. Der Dessauer Marsch wurde das erste National-Kriegsstück, das sich fast ein ganzes Jahrhundert hindurch im Volke erhalten hat.

Mit 60,000 Mann von dem Heere seines Vaters eroberte Friedrich der Große in den Jahren 1740 und 1741 Schlesien. Die schweren Kriege, zu denen der König später genöthigt war, führten zu einer beträchtlichen Vermehrung des Heeres, welche durch den Besitz der neuen Provinz ermöglicht wurde, die gegen 700 Quadratmeilen und damals nahe an zwei Millionen Einwohner zählte. Später, im Jahre 1775, kam noch die Theilung von Polen hinzu, wodurch der Besitz wieder bedeutend vermehrt wurde und das Heer in demselben Grade verstärkt werden konnte. In der langen und glorreichen Regierungszeit von 1740 bis 1786 errichtete Friedrich der Große zu den alten Regimentern, die er von seinem Vater erhalten, noch folgende neue: 23 Infanterie-Regimenter von Nr. 33 bis 55., 1 Küraſſier-Regiment Nr. 13., 2 Dragoner-Regimenter Nr. 11 und 12., 8 Husaren-Regimenter Nr. 3 bis 10.; 34 Feld-Artillerie-Compagnien, 4 Mineur-Compagnien, ein Fußjäger-Regiment, 1 reitendes Feldjäger-Corps, 7 Grenadier-Garnison-Bataillone, 8 Garnison-Regimenter von 32 Bataillonen. Das preußische Heer bestand beim Tode Friedrich des Großen aus: 120,000 Mann Infanterie, 40,000 Mann

Kavallerie, 10,000 Mann Artillerie und Mineurs, 30,000 Mann Garniſon-Truppen; zuſammen 200,000 Mann. Die Größe des Staates betrug damals 3600 Quadratmeilen, die Bevölkerung 6 Millionen; die Staats-Einnahmen beliefen ſich auf etwa 21 Millionen Thaler. Die Eintheilung des Heeres in Hinſicht der Ergänzung, Verpflegung und Bekleidung der Truppen blieb in dieſer langen und thatenreichen Periode faſt ganz dieſelbe, wie ſie unter ſeinem Vater geweſen. Das ſtehende Heer beſtand aus 108,000 Ausländern, die für königliche Rechnung auf den Werbeplätzen angeworben wurden, und aus 92,000 Inländern oder Cantoniſten, welche in der Regel das ganze Jahr beurlaubt und nur 4 bis 6 Wochen bei der Fahne waren. Unter den 92,000 Beurlaubten bezogen ſeit 1763 die Compagnieſchefs nur noch von 45,000 Mann die Löhnung; von den übrigen behielt der König den Sold und bildete hieraus eine beſondere Werbekaſſe. Im Jahr 1781 gab Friedrich dem Heere neue Gewehre, welche das Beſchütten der Pfanne erſparten und mit einem cylindriſchen Ladſtock verſehen waren. Mit dieſen Gewehren feuerte das Bataillon 6 Schüſſe in der Minute, während man bei der früheren Einrichtung nur 4 Schüſſe ermöglicht hatte. Dieſe Veränderung koſtete 400,000 Thaler. Die Unterhaltungskoſten des Heeres unter Friedrich dem Großen betrugen: Infanterie 4,700,000 Thaler, Kavallerie 3,800,000 Thlr., Feldartillerie und Mineurs 550,000 Thlr., Garniſon-Artillerie 64,000 Thlr., Garniſon-Bataillone 924,000 Thlr., Land-Miliz 22,000 Thlr.; zuſammen 10,060,000 Thlr. Rechnet man hierzu noch den Servis, die Koſten der Offiziere der Suite nebſt den Inſpections-Adjutanten, die Rationen für die Generalität und die Stabs-Offiziere, die Penſionen, die Kriegsſchule, das Feldjägercorps, die Unterhaltung der Feſtungen und die Füllung des Zeughauſes — welche Gegenſtände zuſammen an 3 Millionen Thlr. betragen haben — ſo findet man, daß das Heer am Ende der Regierung Friedrich des Großen 13 Millionen Thaler gekoſtet hat. Unter dem großen Kurfürſten koſtete, wie bemerkt, das Heer eine Million bei 1½ Millionen Bevölkerung, unter ſeinem Enkel Friedrich Wilhelm dem Erſten nahezu 5 Millionen bei 2½ Millionen Bevölkerung, unter ſeinem Urenkel 13 Millionen bei 6 Millionen Bevölkerung. Unter den beiden letzten Regierungen koſtete alſo die Armee für jede Million Einwohner etwas über 2 Millionen Thaler. Ungeachtet der große König jährlich 13 Millionen auf ſeine Kriegseinrichtung verwandte, erübrigte er von den 21 Millionen Einkünften, die er hatte, doch noch ſo viel, daß er ſich einen Schatz bilden konnte. Von der Größe dieſes Schatzes hatte man die übertriebenſten Vorſtellungen. Einige gaben ihn auf 70 Millionen an. Wenn man aber bedenkt, daß Friedrich der Große nur zwanzig Jahre Zeit gehabt hat, ihn zu ſammeln; nämlich von 1766 bis 1786, und daß die Regie, welche in der Hauptſache zur Bildung des Schatzes beſtimmt war, in den erſten Jahren nur 200,000 Thaler

mehr eingetragen, als die alte Accise, die bis 1766 bestanden, so wird es begreiflich, daß der König von den 21 Millionen Einkünften, von denen 13 auf die Kriegseinrichtung gingen und also nur 8 für andere Zwecke übrig blieben, — nicht jährlich 3½ Millionen in den Schatz legen konnte. Was der König mit seinem Heere geleistet, wie er sieben Jahre hindurch mit fast ganz Europa, gegen die verbündete Macht von Oestreich, Frankreich, Rußland, Schweden und dem deutschen Reiche, sich geschlagen, und wie er aus diesem Kriege unbesiegt hervorgegangen, — ist noch in Jedermanns Gedächtniß. Friedrich der Große, schätzt in seinen „histoire de la guerre de sept ans" den erlittenen Verlust aller kriegführenden Mächte auf 853,000 Mann; nämlich: 180,000 Preußen; 140,000 Oestreicher; 120,000 Russen; 28,000 Reichstruppen; 25,000 Schweden; 200,000 Franzosen und 160,000 Engländer und andere Alliirte. Schon zu den Zeiten Friedrich des Großen hatten die stehenden Armeen in Europa einen Höhepunkt erreicht, der mit der Beschaffenheit und der Größe der Kriegsheere der Griechen und Römer in gar keinem Vergleiche stand. Vierzig Tausend Mann unter der Anführung Alexanders des Großen unternahmen und vollendeten die Eroberung des größten Theiles der damals bekannten Welt. Fünf Legionen, die noch nicht so viele Köpfe zählten als jene Macedonier, machten die stärksten Heere der Römer aus, und nur an dem Tage der Schlacht, wo Brutus blutete und das Schicksal von Roms Freiheit sich entschied, zählte man ihrer 60,000. Im siebenjährigen Kriege dagegen waren mehr als 1,200,000 Krieger unter den Waffen.

Friedrich der Große hinterließ im Jahr 1786 am Schlusse einer glorreichen Regierung seinem Nachfolger bei einer Volksmenge von höchstens 6 Millionen Einwohner ein Heer von 200,000 Streitern mit 34,512 Pferden ausgerüstet mit allen erforderlichen Bedürfnissen der Kriegführung damaliger Zeit. Ein Theil dieser Kriegsmacht, nahe an 120,000 Mann, war auch außer den Uebungszeiten besoldet, der übrige im Lande beurlaubt. Nach dem Tode Friedrichs fehlte es nicht an einseitig unterrichteten Schriftstellern, welche den Umfang dieser Kriegsmacht tadelten. Mit starken Zügen schilderte man den Druck der Gewerbe, vorzüglich der arbeitenden Classe, welcher mit einer so bedeutenden alljährlichen Rekrutirung, bei den ungünstigen Verhältnissen des Heeres zur Bevölkerung, verbunden sein müsse. Man vergaß bei diesen leidenschaftlichen Angriffen, daß die Selbstständigkeit der Staaten nur dann geachtet und gesichert ist, wenn man die Mittel, sie zu erhalten, schon im Frieden vorbereitet. Einzelner Mängel wegen, welche in der Heereseinrichtung stattfanden, mißbilligte man das ganze wohldurchdachte System eines großen Mannes, ohne auf die Geschichte zurückzublicken, die hier allein hätte entscheiden können. Mehrere Einrichtungen des Heeres waren hinter ihrem Zeitalter zurückgeblieben. Dahin gehören der Handel mit ausländischen Re-

kruten, die das Ehrgefühl herabwürdigende Behandlung des Soldaten, die Befreiung der wohlhabenden gebildeten Stände der Nation vom Kriegsdienste, wodurch die höchste Vaterlandspflicht, beinahe ausschließend der niedrigsten Volksklasse zugemuthet, für diese eine drückende Last wurde. Die Abstellung dieser Mängel war allerdings ein Bedürfniß der vorgeschrittenen Ausbildung jener Zeit. Aber außer aller Verbindung mit ihr stand die Lösung der Frage: Ob die damals bestehende Kriegsmacht zur Erhaltung des preußischen Staates nothwendig, ob sie möglich sei? Für beide entschied die Erfahrung. Mit geringeren Kräften würde Friedrich die gewonnenen Siege nie erkämpft, Deutschlands Gleichgewicht im Jahr 1778 und einen dauernden Frieden seiner Staaten nicht erhalten haben.

Der siebenjährige Krieg war eine lehrreiche Schule der Kriegswissenschaften geworden. Dem höhern Standpunkte der preußischen Kriegsmacht waren die feindlichen Heere näher getreten. Dem Scharfblicke Friedrichs entging dieses veränderte Verhältniß nicht. Ernstlichst beschäftigte ihn nach dem Hubertusburger Frieden der Gedanke: die bestehende Cantonsverfassung und das Beurlaubungssystem *aufzuheben*, da er bei der fortgeschrittenen Kriegsverfassung der übrigen Mächte die Vertheidigung des eigenen Staates durch dieses System nicht mehr gesichert glaubte. Indeß mußte seine durch spätere Erfahrungen bestätigte Ansicht dem Drange der Verhältnisse, und den Vorurtheilen jener Zeit weichen. Eine Reihe von Friedensjahren hatte dieses unvollkommene System ausgebildet, und nur die damalige geographische Lage des preußischen Staates konnte die nachtheiligen Folgen derselben weniger fühlbar machen. Während der Regierungsjahre Friedrich des Großen grenzte die preußische Monarchie nur an das Gebiet *einer* Großmacht. Gegen Oestreich allein hatte der große König sein Kriegssystem ausgebildet. Schlesien war so reich an Festungen, daß es gegen jeden Ueberfall gesichert schien. Die zahlreiche Bevölkerung dieser Provinz machte die Unterbringung einer bedeutenden Anzahl von Truppen möglich. In Berlin und den Marken waren ähnliche Maßregeln getroffen. Diese Vorkehrungen erleichterten die schnelle Vereinigung einer hinreichenden Macht, unter deren Schutz die übrigen Regimenter versammelt werden konnten. Die Begrenzung der Monarchie an der östlichen Seite bildete ein durch Parteiungen kraftlos gewordenes Volk. Durch dasselbe blieb sie von Rußland getrennt, dessen Heeresmacht noch nicht zu seiner heutigen Größe angewachsen war. Westlich lehnte sie sich an Holland und die verschiedenen kleinen Regierungen Deutschlands, welche keine Besorgnisse erregen konnten; so daß, wenn Rußland in Polen, Frankreich in Belgien einrückte, zu der Einberufung der Beurlaubten und der Vereinigung der Streitkräfte noch immer Zeit blieb. Ein solches Verhältniß zu den übrigen Staaten mußte Friedrich dem Großen wenigstens

die Beruhigung gewähren, daß er bei der damaligen Lage seiner Länder mit seinem Kriegssystem, zu dessen Annahme ihn nur die Noth veranlaßt hatte, auskommen werde, wenn auch einsichtsvolle Offiziere schon im Feldzuge von 1778 die Nachtheile desselben nicht ohne Besorgnisse bemerkten.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Zweiten von 1786 bis 1797 blieben die Einrichtungen des Heeres im Ganzen so wie sie unter Friedrich dem Großen gewesen. Da der König indeß die Armeeangelegenheiten nicht in der Weise besorgte, wie sein großer Onkel, so errichtete er für diese im Jahr 1787 ein Oberkriegscollegium und theilte seine Functionen in sieben verschiedene Departements. Das Heer wurde mit folgenden Regimentern und Bataillonen vermehrt: 3 Regimenter Infanterie Nr. 56, 57, 58., 24 Bataillone Füsiliere, 6 Compagnien Jäger, 1 Bataillon Fuß-Artillerie, 1 Bataillon reitende Artillerie, 2 Compagnien Garnison-Artillerie, 2 Compagnien Pioniers, 1 Bataillon Husaren, 1 Pulk Tartaren. Am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten bestand das preußische Heer aus: 152,000 Mann Infanterie, 41,000 Cavallerie, 12,000 Artillerie: zusammen 235,000 Mann. Die Monarchie enthielt damals 4500 Quadratmeilen und 8,600,000 Einwohner, die Einkünfte wurden auf 30 Millionen Thaler berechnet. Die Unterhaltungskosten des Heeres in dieser Periode berechnen sich wie folgt: 58 Infanterie-Regimenter zu 127,262 Thaler macht 7,381,196 Thlr.: 24 Füsilier-Bataillone zu 30,000 Thlr., 720,000 Thlr. 1 Fußjäger-Regiment 110,000 Thlr., die Cavallerie 4,468,762 Thlr., Feldartillerie und Pioniers 670,000 Thlr., Garnison-Artillerie 72,000 Thlr., Land-Miliz 22,000 Thlr., Invaliden 268,000 Thlr.: zusammen 13,711,958 Thlr. Hierzu kam noch der Servis, die Rationen für die Generalität und die Stabsoffiziere, die Pensionaire, die Kriegsschule, die Unterhaltung der Festungen, des Zeughauses, die Pepiniere, das Cadetten-Haus, mit nahe an 4 Millionen, so daß der Friedensetat der Armee über 17 Millionen Thaler betrug; mithin bei 8,600,000 Seelen wieder etwa 2 Thaler auf den Kopf der Bevölkerung. Die Regierungsjahre Friedrich Wilhelm des Zweiten zeichneten sich durch eine völlig veränderte Ländervertheilung der europäischen Staaten aus. Preußen erhielt einen bedeutenden Zuwachs seines Flächenraums durch die zweite Theilung Polens und die Erwerbung von Anspach und Beyreuth. Seine Volksmenge, sein Staatseinkommen waren beträchtlich vermehrt worden. Jetzt umgürtet von mächtigen Staaten nach Osten schienen Preußens Streitkräfte eine diesen Verhältnissen angemessene Erweiterung zu erfordern. Es wurde aber nicht so beliebt, sondern es kam nur zu einer Vermehrung von etwa 35,000 Mann bei einer Steigerung der Einwohnerzahl um beinahe 3 Millionen. Während die Heere benachbarter Staaten vermehrt wurden, schien man in Preußen dem Grundsatz zu huldigen, daß die

in den alten Provinzen als zu groß erachteten Streitkräfte auf die neuen Eroberungen übertragen werden und ihre Vertheidigung übernehmen könnten. Ohne die so sehr verlängerte und veränderte Grenzlinie zu beachten, regelte man die Gesetze, wodurch die bewaffnete Macht eines Staates bestimmt werden muß, nach Finanzgesetzen. Stillstehend in seiner Militärverfassung war Preußen zurückgeschritten. Das Beurlaubungs-System paßte nicht mehr zu seinen geographischen Verhältnissen. Die Beibehaltung desselben machte eine schnelle Vereinigung seiner Heeresmacht, da wo es die Umstände forderten, um dem besser gerüsteten Gegner zuvorzukommen, unausführbar. Auffallend zeigte sich dies im Jahr 1794, wo der Ausbruch der Revolution in Polen nicht verhindert werden konnte. Die Einziehung der Beurlaubten, die Unbeweglichkeit, die aus der bestehenden Einrichtung hervorging, gab dem Feinde Zeit, sich zu kräftigen, bis die 40,000 Mann zusammen zur Stelle waren, welche dann allerdings dem Aufstand bald ein Ende machten. Auch der Krieg gegen Frankreich war nicht glücklich. Durch die leichten Erfolge gegen die Patrioten in Holland getäuscht, die der Herzog von Braunschweig mit 40,000 Mann fast ohne allen Widerstand im Jahr 1787 zu Paaren getrieben, glaubte man, daß die Dinge in Frankreich sich eben so gestalten würden. Als der Herzog von Braunschweig im Jahr 1792 nach Frankreich zog und das bekannte Manifest erließ, hatte er nicht mehr als 33,000 Mann Infanterie, 9,000 Mann Cavallerie und 120 Kanonen. Außerdem hatte er noch östreichische und hessische Truppen unter seinem Befehle; im Ganzen circa 60,000 Mann. Im zweiten Feldzuge von 1793 dagegen waren die Verbündeten 300,000 Mann stark. Der Herzog hatte 46,259 Mann preußische Infanterie und 13,573 Mann Cavallerie mit 27 Batterien. Auch dieser Feldzug hatte, eben so wenig wie der folgende von 1794 einen glücklichen Erfolg.

Die französische Revolution gestattete eine neue aus allen Ständen der Nation zusammengesetzte Heeresmacht. Die Kriegsführung, die aus ihr hervorging, war auf die Benutzung des Terrains, auf das zerstreute Gefecht, auf den wirksamen Angriff in Massen, auf große Beweglichkeit, Verminderung des Gepäcks, auf den Krieg ohne Magazine, vorzüglich aber auf die Erweckung der moralischen Kräfte berechnet. Diese wirksame Umformung der ganzen Kriegsverfassung war von allen Mächten, welche gegen Frankreich in den Kampf traten, vernachlässigt und als nicht wesentlich übersehen worden. Die Geschichte hat in den Jahrbüchern dieser Völker mit blutigen Zügen die zerstörenden Folgen dieser Irrthümer aufgezeichnet. Für Preußen mußte die veränderte Art der französischen Kriegsführung um so nachtheiliger wirken, als es sich früher grade durch seine Ueberlegenheit in der Kriegseinrichtung zu einem Staate des ersten Ranges, ohne überwiegende Volksmenge, ohne bedeutende innere Hilfsquellen, erhoben hatte.

Die Geschichte der preußischen Armee unter Friedrich Wilhelm dem Dritten zerfällt in zwei Perioden, die erste von 1797—1806, die zweite vom tilsit. Frieden im J. 1807 an. In der ersten Periode walteten noch viele alte Einrichtungen im Heere, wie sie von Friedrich Wilhelm dem Ersten, dem Urgroßvater, vor 80 Jahren gegründet worden. Ueber die Stärke des Heeres erschien damals das folgende offizielle Verzeichniß: Infanterie 172,120, Cavallerie 39,867, Artillerie 10,716, Einzelne Corps 7,056: zusammen 229,759 Mann. Im Jahre 1806 war die Stärke des Heeres 240,000 Mann; nämlich 108,400 besoldete Ausländer und 131,600 beurlaubte Inländer. Die Unterhaltungskosten betrugen damals etatsmäßig 16,636,000 Thlr. Doch reichte man mit diesem Etat nicht völlig aus und wurden noch zwei Millionen nachbewilligt, so daß die gesammte Ausgabe auf 18,636,000 Thlr. kam. Dieses machte nach der damaligen Bevölkerung des Staates wieder zwei Thaler auf den Kopf.

Die nachtheiligen Folgen der Heeresverfassung entwickelten sich vor allem im Jahr 1806. Der Mangel eines geordneten allgemeinen Finanzplans hatte nur die schon erwähnte Heeresvermehrung von 35,000 Mann möglich gemacht. Der zweckmäßige Vorschlag, das Heer mit 72 Milizbataillonen zu verstärken, war wegen der Schwierigkeiten, die man ihm entgegenstellte, unausgeführt geblieben. Zu den wesentlichen Mängeln, durch welche die Ereignisse des Jahres 1806 herbeigeführt wurden, gehörte ganz unverkennbar erstens die Beurlaubung der größten Hälfte des Heeres. Durch sie wurde die Vereinigung desselben zu der erforderlichen Zeit und auf den militärisch wichtigen Punkten unausführbar. Ungeachtet man schon im Jahre 1805 den Krieg als unvermeidlich vorhersah, war dennoch eine frühzeitigere Zusammenziehung — abgesehen davon, daß sie dem Nachbarstaate als außerordentliche Rüstungsmaßregel zu Beschwerden und Anfragen Veranlassung gegeben haben würde — ohne ansehnliche Zuschüsse zu dem Friedensetat nicht ausführbar. Beides sollte bis zu dem entscheidenden Augenblick vermieden werden. Dadurch wurde aber auch die Wahl des günstigen Augenblicks zur Vereinigung der Heere, von dem allein das Gelingen des Feldzugs zu erwarten stand, preisgegeben. Wären die 108,133 dienstthuenden Streiter als stehendes Heer ohne Beurlaubte und die 131,667 auf Urlaub entlassenen Soldaten als völlig von einander getrennt in besondere Regimenter gebildet gewesen, so würde es weder schwierig noch auffällig gewesen sein, wenn man die ersteren zu Anfang des Jahres 1806 an der Weser und dem thüringer Walde zusammengezogen hätte. Man würde in dem Augenblicke, wo der Ausbruch des Krieges als entschieden angesehen werden mußte, mit diesen Streitkräften vorgerückt sein und unter dem Schutze dieser Bewegung die übrigen Regimenter als Reserve haben sammeln können. Bei der Schwierigkeit aber, die

zerstreuten Beurlaubten einzuziehen, mußte man sich entschließen, den Kriegsschauplatz bis an die Saale zurückzuverlegen. Dennoch konnten die ostpreußischen Regimenter zum Schlachttage nicht mit der übrigen Armee vereinigt werden. Gleich nachtheilig wirkte die Beurlaubung eines Theils des stehenden Heeres durch die ungenügende Ausbildung, die dem Soldaten während einer kurzen Rekrutenzeit in der Benutzung des Terrains, bei zerstreuten Gefechten, im Scheibenschießen, in der Kenntniß und dem Gebrauch des Gewehrs und in den nöthigen Evolutionen gegeben werden konnte. Die Gewöhnung an militärische Ordnung und strengen Gehorsam, wodurch eine gänzliche Auflösung in den Tagen des Unglücks allein vermieden werden kann, war in einer so kurzen, oft unterbrochenen Dienstzeit nicht zu erreichen. Zu diesen Mängeln gehörten zweitens die Eintheilung der Provinzen in Regimentscantone. Durch sie wurden die Regimenter auf einen kleinen Bezirk des Staates beschränkt, in welchem Offiziere und Soldaten sich einbürgerten und nicht selten die Pflicht der Vaterlandsvertheidigung vernachlässigten. Ganze Regimenter lösten sich auf, als 1806 die Provinzen, in denen sie geboren, vom Feinde besetzt wurden, und kehrten in ihre Heimat zurück. Aehnliche Erfahrungen hatte schon Friedrich der Große gemacht, als er die sächsische Infanterie zusammen ließ. Sie wiederholte sich an den südpreußischen Regimentern. Drittens kam dazu die zerstreute Dislocation der Armee im Frieden, ohne alle Verbindung der verschiedenen Waffen untereinander. Sie mußte die Bildung der Offiziere für den Krieg bei dem Abgange erfahrener Vorgesetzten ungemein erschweren. Beschränkt auf das Reglement ihrer Waffe fanden sie keine Gelegenheit, den kleinen Krieg praktisch zu erlernen. Die Ausbildung in den Kriegswissenschaften, die Errichtung von Lehranstalten für so viele einzelne Garnisonen wurde fast völlig unausführbar.

Der traurige Ausgang des Krieges von 1806 ist jedermann bekannt. Um aber gerecht zu sein, muß man sich erinnern, daß der Unterschied der Streitkräfte so groß war, daß das Resultat des Krieges auf die Dauer sich unmöglich günstig stellen konnte. Frankreich hatte damals 40 Millionen Einwohner und ein Heer von 500,000 Soldaten, die seit zehn Jahren fast auf allen Schlachtfeldern Europas gekämpft hatten. Ein Staat, der nur ein Viertel dieser Streitkräfte mobil hatte, mußte auf die Dauer unterliegen. Hierzu kam, daß an der Spitze der französischen Krieger der Kaiser selbst als Heerführer stand, und da gilt Wallensteins Wort: daß Gustav Adolph deswegen unbesiegbar gewesen sei, weil er zu gleicher Zeit König und Feldherr gewesen. Endlich aber war dieser Kaiser zugleich einer der größten Generale seines Jahrhunderts. Mancherlei Unglücksfälle, die nicht vorauszusehen gewesen, wirkten überdieß gegen Preußen. Man ist übrigens gegen die Verwirrung und Rathlosigkeit, die nach der Schlacht bei Jena eintrat, gerechter geworden, seit man

gesehen, daß sie in der Geschichte der neueren Heere nicht allein steht, daß z. B. nach der Schlacht bei Waterloo die französische Armee in eine ebenso große Verwirrung und Auflösung gerieth als vorher die preußische.

Beseler über die schleswig-holsteinische Frage.

Unter dem Titel „Ein Mahnruf an das deutsche Volk" hat Wilhelm Beseler in Leipzig bei S. Hirzel eine neue Flugschrift zum Verständniß der gegenwärtigen Lage der Dinge in Schleswig-Holstein erscheinen lassen. Indem wir mit derselben im Wesentlichen übereinstimmen, geben wir im Nachstehenden einen Auszug.

Die Grundrechte der transalbingischen Herzogthümer sind bekanntlich: daß sie von Dänemark getrennte, mit einander engverbundene Länder sind, und daß in ihnen der Mannsstamm herrscht. Die dänische Revolution, verbunden zuletzt mit der von Oestreich geführten deutschen Reaction, führte darin eine Aenderung herbei. Das Patent vom 28. Jan. 1852 schuf den dänischen Gesammtstaat, der Londoner Tractat vom 8. Mai desselben Jahres änderte die Erbfolge ab. Nun hört man häufig die Behauptung, der Londoner Tractat sei die Hauptquelle des Unglücks der Herzogthümer, da durch denselben die im Fall des Aussterbens der jetzt regierenden Linie des oldenburgischen Hauses gesetzlich eintretende verschiedene Erbfolge in Dänemark und den Herzogthümern beseitigt und damit die Hoffnung vereitelt sei, die Personalunion zwischen den dänischen und den deutschen Ländern der jetzigen dänischen Monarchie aufgehoben zu sehen; andrerseits aber knüpfe sich an den Tractat entschieden die Aussicht auf Abhilfe des Schadens, da derselbe nicht wie das Patent vom Bundestag genehmigt worden sei. So müsse sich denn aus doppeltem Grunde die Agitation gegen den Tractat, nicht gegen das Patent richten.

Gegen diese Ansicht erklärt sich Beseler mit allem Ernst. Die beiden deutschen Mächte, sagt er, verhandelten 1851 mit der dänischen Regierung, um dem inhaltslosen Berliner Frieden einen Inhalt zu geben. Das Ergebniß der gewechselten Noten war jenes Patent, welches demnächst vom deutschen Bunde anerkannt ward. Diese Bekanntmachung beruht von Anfang bis zu Ende auf der Idee des dänischen Gesammtstaats, der durch eine gemeinschaft-

liche Verfassung zu einem wohlgeordneten Ganzen umzuformenden Monarchie, welche aus allen dem Scepter des Königs unterworfenen Ländern gebildet werden soll. Die Umformung setzte die vollständige Vernichtung des schleswig-holsteinischen Landesrechts voraus, sowol des innern Staatsrechts als der völkerrechtlichen Beziehungen zu Dänemark. Die Realunion, in welcher die Herzogthümer rechtlich zu einander stehen, ward in eine Realunion beider mit Dänemark verwandelt. In der Zukunft drohte aber dem Zusammenhalten dieses neuen Staatswesens die Gefahr des Auseinanderfallens in Folge der Verschiedenheit der Erbfolge, welche durch Verzichte der in Schleswig-Holstein erbberechtigten Agnaten nicht zu beseitigen gewesen war. Die dänische Regierung benutzte daher nach dem Abschluß des Berliner Friedens die ihr günstige europäische Stimmung, um durch eine völkerrechtliche Erklärung für den Fall des Aussterbens der jetzt regierenden Linie des oldenburgischen Hauses eine gleiche Erbfolge für alle zur dänischen Monarchie gehörigen Staaten anerkennen zu lassen. Diese Erklärung erlangte sie in dem Londoner Tractat. Die in diesem enthaltene Anerkennung der Integrität der dänischen Monarchie als völkerrechtlichen Princips hat aber mit den innern Verhältnissen der genannten Monarchie nichts zu schaffen. Die Unterzeichner des Tractats hatten es dabei nur mit Vorkehrungen zu thun, welche das Auseinanderfallen dieser Monarchie in der Zukunft verhinderten. Der Inhalt des Januarpatents interessirte sie nur insofern, als es ihnen wünschenswerth schien, daß die monarchische Gewalt in Betreff Dänemarks und der deutschen Herzogthümer auch künftig in derselben Hand blieb. Es lag ganz außerhalb ihres Gesichtskreises, das innere Staatsrecht der dänischen Monarchie, die Beziehungen Dänemarks zu Schleswig-Holstein festzustellen, zu bestimmen, daß die bisherige Personal-Union in eine Real-Union verwandelt werden solle, wovon ja auch im August 1850 noch nicht die Rede war. Man hat es daher auch in dem Tractat vermieden, von einem dänischen Staat zu reden, welcher Ausdruck im Gegensatz zu Monarchie zu Zweifeln über die Absicht der Unterzeichner hätte führen können. Daß die Monarchie die dänische genannt wird, darf aber nicht befremden, da diese Bezeichnung in der diplomatischen Sprache herkömmlich ist und aus einer Zeit stammt, in welcher die Personal-Union Dänemarks und Schleswig-Holsteins von Seiten des ersteren unangefochten war.

Die europäischen Mächte mit Einschluß Oestreichs und Preußens und das stockholmer Kabinet sind also der Meinung gewesen, für diesen Fall die Legitimität der für wünschenswerth erklärten Aufrechthaltung der dänischen Monarchie zum Opfer bringen zu müssen. Sie haben ohne allen Beruf die Anordnungen des Königs von Dänemark wegen Gründung einer neuen Dynastie in dem Königreich und in den Herzogthümern gebilligt, aber auch nur gebilligt, nicht verbürgt. In den Büchern der Geschichte finden sich viele Fälle

verzeichnet, daß Erbfolgeſtreitigkeiten zu Kriegen geführt, daß das Schwert über das Recht die endliche Entſcheidung gegeben hat. Daß aber jemals ein Concert unbefugter fremder Mächte hingereicht hätte, unter Beſeitigung der Anſprüche derjenigen, die nach rechtlich beſtehenden Satzungen zur Regierung berufen ſind, eine neue Dynaſtie zu gründen, iſt nicht bekannt. So wie es einerſeits gewiß iſt, daß den Unterzeichnern des Londoner Tractats jede Befugniß fehlte, Schleswig-Holſtein durch Aenderung der Thronfolge für immer an Dänemark zu ketten, ſo iſt es andrerſeits auch offenbar, daß jener Tractat eine völkerrechtliche Erklärung enthält, welche ſich der Sphäre aller derartigen Abkommen nicht entziehen kann, mithin nur ſo lange eine Bedeutung hat, als die Contrahenten unter ſich einig bleiben. Später entſcheidet im äußerſten Fall das Glück der Schlachten. Jede neue Conſtellation der europäiſchen Verhältniſſe gefährdet daher die Exiſtenz des genannten Tractats, und wenn der letzte Vertreter des jetzt regierenden Zweigs des oldenburgiſchen Stammes in die Gruft ſeiner Ahnen geſtiegen ſein wird, wird der erbberechtigte Agnat einer andern Linie jenes Hauſes die Regierung Schleswig-Holſteins antreten, ohne daß das Abkommen von London dies rechtlich hindert — ob thatſächlich, hängt von den Umſtänden ab.

Wenn man daher das größte Gewicht darauf legt, daß der deutſche Bund nicht beigetreten, ſo beruht dies auf Irrthum. Denn der Bundestag wäre nach den Bundesgeſetzen ebenſowenig als die Unterzeichner des Tractats befugt geweſen, die legitime Erbfolge in Schleswig-Holſtein durch einen rechtswidrigen Act zu ändern.

Es iſt ferner ein ſchwerer Irrthum, wenn man glaubt, daß nach Beſeitigung des Londoner Tractats die Rechte und Intereſſen Schleswig-Holſteins und Deutſchlands für die Zukunft genügend gewahrt ſein würden; denn wenngleich nicht verkannt werden darf, daß die Vernichtung jenes Tractats mit Rückſicht auf die unberechenbaren Wechſelfälle der Zukunft in hohem Grade wünſchenswerth iſt, um die Aufhebung der Perſonal-Union in Ausſicht nehmen zu können, ſo würde es doch ungerechtfertigt ſein, dieſes Ergebniß für den Fall der Beſeitigung jener völkerrechtlichen Erklärung als geſichert vorauszuſetzen. Es wäre immerhin möglich, daß man in Dänemark die Thronfolge mit der in den Herzogthümern gültigen in Einklang ſetzte, oder daß anderweitige Arrangements, auf rechtlich zuläſſigen Verzichten der Erbberechtigten fußend, zum Behuf der Aufrechthaltung der Perſonal-Union getroffen würden.

Es iſt endlich der ſchwerſte Irrthum, wenn man bei der Erwägung, was für Schleswig und Holſtein zu geſchehen habe, in erſter Linie die Beſeitigung des Londoner Tractats und erſt in zweiter die Beſeitigung des däniſchen Januarpatents für nothwendig erklärt. Die Sache verhält ſich gerade umgekehrt. Der jetzige Zuſtand in jenem Lande, deſſen Real-Union mit Dänemark beruht

auf dem Patent. Wird dieſes ferner aufrecht erhalten, ſo bleibt das Land für Deutſchland verloren. Während das Patent die greifbare Wirklichkeit geſchaffen hat, ſchwächt der Tractat nur eine vielleicht trügeriſche Hoffnung, daß nämlich in nicht ferner Zeit ſelbſt die Perſonal-Union mit Dänemark wegfallen werde.

Wann der Augenblick kommen wird, den Tractat bei Seite zu thun, wiſſen wir nicht. Kann es bald, ſofort geſchehen, deſto beſſer. Aber es iſt die Aufgabe der deutſchen Nation, ihre ganze Kraft zuſammenzunehmen, um ohne allen Verzug den Rechtszuſtand in Schleswig-Holſtein wiederherzuſtellen, wie ihn die Gegenwart fordert. Dieſer beſteht nach den in den unzweifelhafteſten Urkunden vorliegenden Landesprivilegien und kraft der Geltung derſelben während des Laufs der Jahrhunderte in der Real-Union, gemeinſchaftlicher Regierung und gemeinſchaftlichem Landtag beider Herzogthümer in der Trennung vom Königreich Dänemark in Geſetzgebung und Verwaltung, in der reinen Perſonalunion deſſelben mit den Herzogthümern. Schleswig gehört allerdings nicht zum deutſchen Bunde, aber das Recht auf Schleswig iſt ein von Holſtein in ſchweren Kämpfen erworbenes, und es gibt kein klareres Recht wie keine ſchwerer wiegende Pflicht Deutſchlands, als das Recht Holſteins auf Schleswig geltend zu machen und ſolchergeſtalt das von Deutſchland ſelbſt entwaffnete Schleswig-Holſtein zu retten.

Sollte jemand einwenden wollen, daß die Herzogthümer vor Beginn des Krieges von 1848 nicht im vollen Beſitz ihres Rechtes waren, daß ſie zwei getrennte berathende Ständeverſammlungen hatten, daß die Verwaltung in einzelnen Zweigen mit der däniſchen vermengt war; ſo iſt darauf zu erwidern, daß das Land dies nicht verſchuldet, nicht gebilligt hat, daß die beiden Verſammlungen vielmehr zahlreiche Anträge auf ihre Vereinigung, auf Trennung der Verwaltung der Herzogthümer von der däniſchen, ſoweit eine Vermiſchung eingetreten, an die Regierung gerichtet haben. Wenn man aber ferner den Zuſtand unmittelbar vor dem Kriege zur Grundlage bei Regelung der Verhältniſſe zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark und zur Feſtſtellung der Verfaſſungseinrichtungen des erſteren Landes glaubte nehmen zu müſſen, ſo iſt es außer allem Zweifel, und von dem holſtein-lauenburgiſchen Bundestagsgeſandten in der Sitzung des Bundestags vom 7. April 1848 ausdrücklich anerkannt, daß beide Herzogthümer gemeinſchaftliche oder gleichartige Geſetzgebung und Verwaltung und alle öffentlichen Rechtsverhältniſſe mit einander gemein hatten. Es iſt ſodann zu berückſichtigen, daß das Königreich Dänemark ſeit dem Jahr 1848 ein conſtitutioneller Staat geworden iſt, daß ſeine beiden berathenden Ständeverſammlungen einem beſchließenden Reichstage gewichen ſind. Es leuchtet aber von ſelber ein, daß in den beiden perſonell unirten Staaten Schleswig-Holſtein und Dänemark der gemeinſchaftliche

Landesherr nicht hier in constitutionellen Formen und nach solchen Grundsätzen und dort als unumschränkter Herr regieren kann; die Abhängigkeit des absolut regierten von dem constitutionell regierten Lande würde die unausbleibliche Folge sein.

Vor 1848 konnten bei gemeinschaftlicher Gesetzgebung und Verwaltung zwei berathende Versammlungen in den Herzogthümern neben einander vorhanden sein: die Gesetzentwürfe wurden beiden vorgelegt, und wenn die Gutachten derselben nicht übereinstimmend ausfielen, so hing es von dem Belieben des Landesherrn ab, das eine oder das andere oder beide unberücksichtigt zu lassen. Zwei gesetzgebende und steuerbewilligende, nicht berathende, örtlich getrennte Versammlungen stehen aber mit Gemeinschaftlichkeit der Gesetzgebung und Verwaltung im Widerspruch. Die vollständige Wiederherstellung des frühern Zustandes ist daher durch die Dänen unmöglich gemacht, aber zum Vortheil der Schleswig-Holsteiner: die dänische Verfassung führt mit Nothwendigkeit zu einer schleswig-holsteinischen. Der Umstand, daß Schleswig nicht zum deutschen Bunde gehört, steht einer gemeinschaftlichen Staatsverfassung der Herzogthümer nicht entgegen. Derselbe hat Jahrhunderte lang nie für ein Hinderniß der gemeinschaftlichen Regierung und des gemeinsamen Landtags beider Länder gegolten, und es braucht nur auf die Verhältnisse im preußischen Staat hingewiesen zu werden, dessen bundesfreie Provinzen mit den zum Bunde gehörigen im vollen und ganzen Sinne das constitutionelle Königreich Preußen bilden.

Es bedarf keiner weitern Erörterung, welche Stellung Deutschland dem dänischen Patent vom 28. Januar 1852 gegenüber einzunehmen hat. Es wird behauptet, daß, wenn dieses Patent ehrlich zur Ausführung gebracht wäre, der Zustand in den Herzogthümern erträglicher sein oder daß, wenn der Bundestag auf Grund des Patents mit gehöriger Energie gegen Dänemark verführe, dieses gezwungen werden würde, die Landesrechte von Schleswig-Holstein wieder in Wirksamkeit treten zu lassen. Diese Behauptungen beruhen auf Unkunde der Verhältnisse. Der zwischen den beiden deutschen Mächten in Vertretung des Bundes mit der Krone Dänemark 1851 geführte Notenwechsel läßt in Verbindung mit dem Patent und der späteren bundestäglichen Genehmigung darüber keinen Zweifel, daß die Vertreter der deutschen Nation in dem völkerrechtlichen Vertrage mit Dänemark zur Ausführung des Berliner Friedens das Recht Schleswig-Holsteins, soviel an ihnen war, in der That aufgegeben haben. Aus der bisherigen dänischen Monarchie, welche außer Lauenburg die personell unirten Länder Dänemark und Schleswig-Holstein umfaßte, sollte, wie es heißt, „ein wohlgeordnetes Ganze mit gemeinschaftlicher Verwaltung und gemeinsamer Verfassung“ gebildet werden, also unzweifelhaft ein Staat oder Gesammtstaat mit Provinzialverfassungen für

die lokalen Angelegenheiten. Die Frage ist zu verneinen, ob man sich, abgesehen von der Domänenfrage und der nicht stattgehabten Betheiligung der Stände beider Herzogthümer bei der Schöpfung der gemeinschaftlichen Verfassung, auf den Buchstaben oder den Geist des Patents und der vorher gewechselten Noten berufen könne, um eine wirkliche und ausreichende Verbesserung der jetzigen Verfassungs- und Verwaltungszustände mit Recht und in sicherer Erwartung eines entsprechenden Erfolges zu verlangen.

Es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß man sich darüber keinen Täuschungen hingibt, sich nicht vergeblich abmüht, auf Grundlage des Patens dem Lande zu helfen. So lange das Patent von Deutschland als maßgebend anerkannt wird, kann dieses dem Unwesen in den transalbingischen Herzogthümern kein Ziel setzen, auch wenn der Tractat über die Erbfolge längst nicht mehr existirte.

Die Ereignisse in Mittelitalien seit dem Frieden von Villafranca.

3.

Die Ermordung Anvitis in Parma übergehen wir als ein Ereigniß, welches dem Pöbel einer einzelnen Stadt zur Last fällt und auf die Entwicklung der mittelitalienischen Frage keinen oder nur sehr geringen Einfluß hatte. Dagegen müssen wir, ehe wir weitergehen, noch einiges über die beiden äußersten Enden Norditaliens, Venetien im Osten, Savoyen im Westen einschalten.

Venetien blieb nach dem Frieden von Villafranca bei Oestreich; doch sollte es eine gesonderte Verwaltung erhalten und in den projectirten Bund der italienischen Staaten eintreten. Darüber Unzufriedenheit bei Piemont, im übrigen Italien, in Venetien selbst. Piemont war der Meinung, es könne in einen italienischen Bund nicht eintreten, in welchem sich Oestreich für Italien befinde wie im deutschen Bunde Dänemark für Holstein und Lauenburg. Wie es mit Dänemark im deutschen Bunde diesem letzteren ergangen, meinte man in Piemont, sei nur zu wohlbekannt, und doch sei Dänemark immer nur ein kleines Land, Oestreich dagegen eine europäische Großmacht; daß hierdurch die Verhältnisse für den italienischen Bund sich noch schlimmer gestalteten, müsse Jedermann einleuchten. Bedenke man außerdem die lange

und erbitterte Feindschaft zwischen Piemont und Oestreich, so dürfe vollends nicht daran gedacht werden, beide in denselben Bund hineinzubringen. Diesen Ansichten schloß man sich auch in Mittelitalien an, außerdem fiel überall die schwierige militärische Stellung Italiens gegen Oestreich in die Augen, wenn letzteres mit Venetien auch die beiden Minciofestungen Peschiera und Mantua, überhaupt die ganze Festungsgruppe an Mincio und Etsch behielt, gegenüber dem ganz offenen Lande des nunmehrigen subalpinischen Königreichs und den mittelitalienischen Staaten, mochten letztere ihre Unabhängigkeit behalten oder mochten auch sie zu dem subalpinischen Königreich geschlagen werden, wie es ihr Wunsch war. Als Radicalmittel der Heilung ward in Italien der Loskauf Venetiens von Oestreich dargestellt und vielfach empfohlen. Angenommen, Oestreich wollte überhaupt Venetien „verkaufen", so würde es dafür unbedenklich eine sehr bedeutende Summe verlangen und nach den Geldopfern, welche bisher die Italiener gebracht hatten, zu urtheilen, würde es ziemlich schwer gehalten haben, diese Summe zu beschaffen. Aber wollte, will Oestreich überhaupt Venetien verkaufen? Um dies anzunehmen, müßte man glauben, daß es für alle Zeiten darauf verzichtet habe, seinen Einfluß und seinen Besitzstand in Italien wieder auf den alten Fuß herzustellen. Zu dem Glauben an eine so vollständige Verzichtleistung Oestreichs können mindestens wir uns nicht aufschwingen. Also Oestreich will Venetien nicht verkaufen. Der Meinung waren nun im Grunde auch die Italiener; aber sie meinten, daß der Congreß, welchen sie mit Napoleon dem Dritten wünschten, welchen Oestreich ursprünglich nicht haben wollte, durch einen Beschluß Oestreich zur Abtretung Venetiens gegen Entschädigung zwingen könne und werde. Auch diese Meinung steht auf äußerst schwachen Füßen. Der Congreß wird, wofern er überhaupt zu Stande kommt, ein Fürstencongreß, und es müssen daher die dynastischen Interessen überwiegend bestimmen. Für diese wäre es nun wol ein ganz eigner Präcedenzfall, wenn man beschließen wollte, ein Staat sollte ein Stück Gebiet, welches ihm gar nicht mit den Waffen in der Hand abgenommen ist, an einen andern Staat abtreten, wenn auch gegen eine Entschädigung. — Alle von früheren Congressen hergenommenen Beweise reichen durchaus nicht zu und stehen auf einem ganz andern Boden. Auf keinen Fall wird ein einstimmiger Beschluß der Mächte in solchem Sinne zu Stande kommen, und Oestreich könnte es dann wol darauf wagen, mit den Waffen in der Hand sich der Ausführung zu widersetzen und noch einmal diese entscheiden zu lassen. Eine geringere Forderung, falls Italien nicht das ganze Venetien haben könne, war dann die, daß wenigstens Peschiera und Mantua, welche doch immer zur Lombardei gehört hatten, an Piemont mitabgetreten würden, sodaß Festungslinie gegen Festungslinie stände, und in dieser Beziehung einigermaßen daß Gleichgewicht hergestellt würde. Es liegt auf der

Hand, daß auch darauf Oeſtreich nicht eingehen wird ohne den höchſten Zwang. Dann kam noch ein drittes, daß nämlich Mantua und Peschiera, wie andere wollten auch noch Verona und Legnago zu italieniſchen Bundesfeſtungen erklärt würden, alſo gemiſchte Beſatzungen erhielten. Darauf iſt zunächſt zu erwidern, daß es ein Wunder ſein würde, wenn Piemonteſen und Oeſtreicher ſich, in einen Platz zuſammengelegt, vertrügen. Außerdem, wenn italieniſche Bundesfeſtungen aufgerichtet werden ſollen, warum dann blos auf dem öſtreichiſch-italieniſchen Gebiet, warum nicht auch auf dem piemonteſiſchen — beim Umſchwung der Dinge, auf den ein Bund doch wol gefaßt ſein muß, gegen Frankreich z. B.? Und warum ſollten dann nicht auch Truppen aus Oeſtreichiſch-Italien etwa nach Genua oder Caſale verlegt werden? Und wie würde dies den Piemonteſen gefallen? Es wäre ein Trumpf, den Oeſtreich auszuſpielen hätte, falls die Frage überhaupt in ernſte Erwägung käme.

Während die Italiener nur darüber nachdachten, wie ſie Venetien oder ein ſo großes Stück davon als möglich in ihre Gewalt bekommen könnten, betrachtete Oeſtreich die Sache von einer ganz andern Seite. Es ſah in Venetien eine Waffe, eine Art Geiſel für die Reſtauration der Herzöge. Wir haben verſprochen, ſagte Oeſtreich, Venetien eine abgeſonderte mehr oder minder italieniſche Verwaltung zu geben. Dies war eine der Stipulationen des Friedens von Villafranca und zwar eine, deren Ausführung in unſerer Hand liegt. Aber derſelbe Frieden enthält auch noch andere Stipulationen, und deren Ausführung liegt in andern Händen. Die Herzöge von Toscana und Modena ſollen reſtaurirt werden. Nehmen wir an, daß die Waffengewalt zu dieſem Ende ausgeſchloſſen ſei, ſo liegt es an den Mittelitalienern und daneben an Piemont und ſeinen „guten Räthen", daß jene ihre Herzöge wieder zurücknehmen. Thun ſie das nicht, verletzen ſie die Stipulationen des Friedens von Villafranca, ſo ſind wir auch nicht mehr an dieſe gebunden. Venedig bleibt dann kurz und gut eine öſtreichiſche Provinz, wird öſtreichiſch verwaltet, tritt nicht in den Bund der italieniſchen Staaten ein, und wir halten dort ſoviel Truppen und Truppen ſolcher Art als uns beliebt. Venetien iſt ein öſtreichiſches Vorwerk, ein öſtreichiſcher Offenſivbrückenkopf auf dem Boden Italiens, auf welchem wir Italien feindlich gegenüberſtehen bleiben und von welchem an wir Italien wieder einmal überſchwemmen werden, wenn wir unſern Vortheil dabei ſehen und uns der Zeitpunkt geeignet erſcheint. Man ſieht hier eine geiſtvolle Anwendung des weiſen Spruches: Hauſt du meinen Juden, hau' ich deinen Juden. Es iſt nun wohl ſchwer zu ſagen, ob Napoleon der Dritte die öſtreichiſche Anſchauung wirklich zu der ſeinigen machte. Jedenfalls gab er ſich das Anſehen, als thue er dies, und brauchte dieſe Waffe, um die Mittelitaliener und Piemont in ihrem undank-

baren Vorgehen ein wenig aufzuhalten und zu beschränken. Das trat zuerst in einem Artikel des Moniteur vom 9. September zu Tage, welchen dann die übrigen officiösen Pariser Journale weiter ausführten und erklärten. Wenn man diese Zeitungsrhetoren sprechen hörte, sollte Venetien ein wahres irdisches Paradies, die Krone der italienischen Länder in Bezug auf Unabhängigkeit und Glück der innern Verhältnisse werden, — falls nur, das blieb die unausweichbare Bedingung, Toscana und Modena ihre Herzöge oder entsprechende Congreßsurrogate dafür wieder zurücknähmen. Andernfalls freilich erhielt der Jude erschreckliche Hiebe.

Es war sonderbar, daß in derselben Zeit als diese Predigten erfolgten, eine Art Deputation Venetiens sich in Turin aufhielt, welche die dort anwesenden Toscaner, die eben Victor Emanuel die Beschlüsse ihrer Repräsentantenversammlung überbracht hatten, in einer Adresse begrüßten, in welcher die Venetianer erklärten, daß sie mit Ruhe und Würde von der Einigung Italiens auch ihre Befreiung erwarteten. Die piemontesische und mittelitalienische Presse antwortete auf die napoleonischen Insinuationen wegen des Tauschgeschäftes, das mit Venetien und den Herzögen betrieben werden sollte, fast aus einem Munde: man solle die Nachkommen Machiavellis nicht für so einfältig halten. Sie wüßten sehr wol, daß sie am Ende der Gewalt und der Uebermacht erliegen könnten; aber man solle sich nicht einbilden, ihnen begreiflich machen zu können, daß Weiß Schwarz oder daß Schwarz Weiß sei. Man erinnert sich, daß beim Beginne des Feldzuges von 1859 viel davon die Rede war, Piemont würde schließlich für seine erwarteten Vergrößerungen in Italien und zur Deckung der französischen Kriegskosten an Frankreich Savoyen abtreten, dessen Einwohner zum größten Theile französisch reden. Nach dem Frieden von Villafranca machte sich nun wirklich eine Agitation in Savoyen für die Abtrennung von Piemont und Verbindung mit Frankreich stark bemerkbar. Sie ward hauptsächlich von dem Clerus betrieben, fand aber beim Volke im Allgemeinen nicht den erwarteten Anklang. Man berechnete, daß Savoyen bei seinen Industrie- und Handelsverhältnissen durch die Verbindung mit Frankreich nichts gewinnen, sondern im Gegentheil erheblich verlieren werde, und auch das politische Regiment in Frankreich schien den Savoyarden nicht besonders begehrenswerth. Uebrigens ward in Bezug auf die politischen Verhältnisse noch darauf aufmerksam gemacht, daß diese Veränderung des Besitzstandes schwerlich ohne die Zustimmung der europäischen Großmächte vorgenommen werden könne, welche 1815 die Hereinziehung von Faucigny, Chablais und Genevois in die schweizerische Neutralität garantirt hätten, und denen es ebensowenig als der Schweiz selbst lieb sein könne, wenn diese im Süden zu einem großen Theile von Frankreich umschlossen werde. Von wirklichen Verhandlungen über Savoyen zwischen Frankreich und Piemont war auch

nicht die Rede. (? d. Red.) Die ganze Bewegung in Savoyen blieb vorläufig auf dem Standpunkte localer Wühlerei. Wir haben geſehen, wie Anfangs October die Regierungshäupter der vier mittelitalieniſchen Länder zuſammentraten, um ſich über die Einſetzung einer gemeinſchaftlichen Regentſchaft zu berathen und daß ihre Wahl auf den Prinzen von Carignan, Eugen von Savoyen fiel, von dem übrigens ſchon vier Wochen vorher die Rede geweſen war. Die Verabredung über die Wahl war unter allen Umſtänden nur eine vorläufige: dieſelbe mußte zuvor von den Repräſentantenverſammlungen der vier Länder beſtätigt; ſie mußte aber auch vom Prinzen von Carignan angenommen werden, und dieſer, wenn auch er ſelbſt wider die Annahme nichts hatte, konnte doch auf andere Weiſe daran verhindert werden. Da die Regierungshäupter der vier Länder ſtets im Einverſtändniß mit Piemont gehandelt hatten und da deſſen Regierung eben ſo ſehr beſtrebt war, noch vor dem Abſchluſſe des Züricher Friedens in Bezug auf Mittelitalien ſoviel als möglich der Vereinigung mit Piemont günſtige vollendete Thatſachen zu ſchaffen, um mit dieſen dann vor den europäiſchen Congreß zu treten, welchen man erwartete, — um den Congreß zu präjudiciren, wie die Sache außerhalb Italiens nicht unrichtig genannt wurde — war wol anzunehmen, daß Victor Emanuel gleichfalls nichts gegen die Errichtung einer mittelitalieniſchen Regentſchaft unter ſeinem Vetter einwenden würde. Es fragte ſich nur, was Napoleon dazu ſagen würde, mit welchem man es doch nicht konnte verderben wollen.

Anfangs October näherten ſich auch die Unterhandlungen der Züricher Friedensconferenz ihrem Ende. Soweit Frankreich und Oeſtreich in Betracht kamen, ſchien die Einigung hergeſtellt; aber Piemont, welches die meiſte Urſache dazu hatte, erhob Einwände und war durchaus nicht mit dem zufrieden, was die beiden andern Mächte vollkommen zufriedenſtellte. Unter ſolchen Umſtänden ſendete Victor Emanuel ſeinen Miniſter des Aeußeren Dabormida am 12. Oktober von Turin nach Paris, wohin eben Napoleon von Biarriz zurückgekehrt war, um mit dieſem die Anſtände der Vereinigung des Züricher Friedens zu beſprechen und ſeine Anſicht von der Regentſchaftsfrage zu vernehmen. Am 16. October wurde Dabormida vom Kaiſer der Franzoſen empfangen. Nach demjenigen, was über ihre Unterredung bekannt geworden iſt, ſprach ſich Napoleon durchaus gegen den Plan einer Regentſchaft für Mittelitalien und gegen die damit zuſammenhängende Abſicht aus, Mittelitalien mit ſardiniſchen Truppen zu beſetzen. Am Vorabend eines Congreſſes erſchien dies nicht paſſend. Auf eine dereinſtige Einverleibung der Romagna in Piemont ſuchte er Dabormida alle Hoffnung zu benehmen. Er, der Kaiſer, wiederhole zwar, daß er eine fremde Intervention von keiner Seite her dulden werde, auch in der Romagna nicht, doch wollte er auch die Präliminarien von Villafranca, wie ſie

zu Zürich bekräftigt wären, aufrecht erhalten und achten. Am 20. October darauf schrieb Napoleon von St. Cloud einen Brief an Victor Emanuel, in welchem er letzteren auf den Congreß vertröstete und ihm zugleich auseinandersetzte, was er diesem Congreß empfehlen zu können glaube, und was er auf demselben zu vertreten gedenke. Napoleon macht den König von Sardinien auf die Hindernisse aufmerksam, mit welchen gerechnet werden müsse. Es handle sich gar nicht darum, zu untersuchen, ob er klug gethan habe oder nicht, den Frieden von Villafranca zu schließen, es komme jetzt darauf an, aus diesem die bei den obwaltenden Umständen möglichst günstigen Consequenzen zu ziehen. Der Krieg biete oft weniger Verwicklungen als der Frieden; bei jenen ständen sich nur zwei Interessen gegenüber, bei diesem durchkreuzten sich mehrere. So sei es bei dem Frieden von Villafranca-Zürich auch der Fall. Beim Abschluß des Vertrags kam es darauf an: bestmöglich für die Unabhängigkeit Italiens zu sorgen, Piemont genugzuthun, den Wünschen der italienischen Völker zu entsprechen — zugleich aber den Katholicismus nicht zu beeinträchtigen und die von Europa anerkannten Rechte der Souveräne nicht zu verletzen. Von einer offenen Verständigung mit dem Kaiser von Oestreich auf diesen Grundlagen habe der Kaiser Napoleon die Wiedergeburt Italiens ohne weiteres Blutvergießen gehofft, es sei nun an Victor Emanuel, auch das seinige zu thun, unrealisirbare Wünsche dabei zum Opfer zu bringen, seinen Einfluß bei den Italienern in einer Richtung mit Napoleon zu verwenden. Dieser denke sich das neue Italien als einen Bund souveräner Staaten, deren jeder sich eine Repräsentativverfassung und wohlthätige Reformen gebe. Der Bund habe eine Fahne, einen Zoll, eine Münze. Das Centrum des Bundes werde Rom sein. Hier werde die Tagsatzung des Bundes sitzen, zu welcher die Souveräne ihre Vertreter, aber nach dem Vorschlag der Kammern, senden, so daß das Volkselement den Oestreich freundlichen Einfluß der herrschenden Familien aufwiegen und unschädlich machen könne. Dadurch daß man den Papst zum Titularpräsidenten des Bundes mache, werde dem religiösen Gefühl des katholischen Europa ein Genüge gethan, der moralische Einfluß des Papstes gehoben und ihm so das Zugeständniß heilsamer Reformen erleichtert. Was bis jetzt erreicht sei für den großen Zweck, lasse sich dahin zusammenfassen: die Lombardei mit einer beschränkten Schuldenlast ist an Piemont abgetreten; Oestreich gibt sein Garnisonsrecht in Piacenza, Ferrara und Comacchio auf; die Ansprüche der Souveräne Mittelitaliens sind vorbehalten, aber jeder Gedanke einer fremden Intervention ist förmlich beseitigt und dadurch die Unabhängigkeit Mittelitaliens verbürgt; Venetien wird eine rein italienische Provinz. — Was ferner zu erreichen sei, das müsse sich auf dem Congreß finden. Victor Emanuel solle nicht vergessen, daß Napoleon durch den Vertrag gebunden sei und sich folglich auch auf dem Congreß nur in gewissen

Schranken bewegen könne. Was man nun auf dem Congreß verlangen dürfe, wäre folgendes: Parma und Piacenza werden zu Piemont geſchlagen, dem ſie ſtrategiſch unentbehrlich ſind; die Herzogin von Parma erhält Modena, Toscana etwa mit einiger Gebietsvergrößerung wird dem früheren Großherzog zurückgegeben; ein Syſtem gemäßigter Freiheit wird in allen italieniſchen Staaten eingeführt; Oeſtreich ſagt ſich offen los von dem Syſtem unaufhörlicher Verwicklungen in Italien, es läßt Venetien in ſeinem italieniſchen Nationalcharakter auftreten, gibt demſelben nicht blos eine geſonderte Volksvertretung und Verwaltung, ſondern ſtellt auch eine italieniſche Armee (Bundestruppen) auf. Mantua und Peschiera werden zu Bundesfeſtungen erklärt. Im Allgemeinen gründet ſich der italieniſche Bund auf die wirklichen Bedürfniſſe, auf die Traditionen der Halbinſel, auf den Ausſchluß jeder fremden Intervention. — Napoleon werde alles für dieſes große Reſultat thun und Victor Emanuel könne darauf bauen, daß er, ſolange die Intereſſen Frankreichs nicht im Wege ſtänden, ſich immer glücklich ſchätzen werde, der Sache Italiens ſeine Dienſte zu bieten.

Es iſt nicht zu leugnen, daß Alles, was Napoleon in ſeinem Briefe ſagt, ſich recht gut anhört, nur darf man nicht zu nahe hinſchauen. Die italieniſche Preſſe äußerte ſich über den Brief an und für ſich nur mit großer Vorſicht, abwohl ſich zeigte, daß ſie keineswegs glaubte, was ſie glauben ſollte. Die ganze Idee Napoleons war ihr durchaus nicht genehm. Die Italiener wollten zuerſt lieber einen Einheitsſtaat als einen Bundesſtaat; jedenfalls wollten ſie lieber keinen Bundesſtaat oder Staatenbund, als einen ſolchen, in dem Oeſtreich neben Piemont ſäße. Das römiſche Centrum gefiel ihnen durchaus nicht: ein Prieſter, wie Pius der Neunte, der nach den beſchränkteſten Grundſätzen regiert oder auch nicht regiert, ſchien ihnen eben ſo wenig wünſchenswerth als ein ſchlauer Pfaffe, wie der Prinz von Canino, der überdies, unter franzöſiſchem Einfluß erwählt, ſeine Parole von Paris erhielte. Das Gegengewicht, welches die nach den Vorſchlägen der Repräſentantenverſammlungen zu beſetzende Tagſatzung gegen den Oeſtreich freundlichen Einfluß der Fürſten bilden ſollte, war ihnen gradezu komiſch. Repräſentativverfaſſungen ſind vortreffliche Einrichtungen, aber was läßt ſich nicht alles aus und mit ihnen machen. Man erinnert ſich bei ſolchen Gelegenheiten gar zu lebhaft, daß ja auch Frankreich eine ſolche Verfaſſung hat! Wer denkt für gewöhnlich wol daran. Und dieſe Repräſentativverfaſſung ſollte nun vielleicht das Muſter für Herzog Franz und Großherzog Leopold abgeben. Wenigſtens wurde erzählt, daß Napoleon den König von Neapel habe anrathen laſſen, ſeinem Volke eine Verfaſſung zu verleihen, die piemonteſiſche oder die — franzöſiſche.

Was zur Erfüllung des großen Zieles bereits gethan ſei — nach dem

Briefe Napoleons — das befriedigte die Italiener ebenſo wenig, als was noch gethan werden ſollte. Von dem erſteren erkannten ſie nur an, daß Piemont durch die Lombardei vergrößert war, und daß die Oeſtreicher ihr Beſatzungsrecht in Ferrara, Comacchio und Piacenza aufgaben. Das war etwas. Dagegen wollten ſie durchaus nicht begreifen, daß Venetien bei Oeſtreich bleiben und doch eine rein italieniſche Provinz ſein ſollte. Von den vorbehaltenen Rechten der Herzöge wollten ſie gar nichts wiſſen. Die Beſeitigung jedes Gedankens an eine fremde Intervention nahmen ſie allerdings dankbar an; aber was ſollte geſchehen, wenn die Herzöge zurückgeführt werden ſollten und die Italiener ſie nicht wollten? Blieb nicht mindeſtens die Reſtauration wie ein Damoklesſchwert, wie eine beſtändige Drohung für Mittelitalien, auf jeden Fall einer Aenderung der europäiſchen Verhältniſſe über den Ländern hängen? Von den auf dem Congreß zu erreichenden Dingen ward als gut nur die Verbindung von Parma und Piacenza mit Piemont angenommen; daß Mantua und Peschiera Bundesfeſtungen werden ſollten, ließ ſich hören, aber nicht wol vorſtellen ließ ſichs, wie dabei die Schwierigkeiten überwunden werden ſollten, die wir oben beſprochen haben. Oeſtreichiſche Reformen für Venetien, oder gar nur öſtreichiſche Verſprechungen von Reformen für Venetien gewährten ungefähr ſo viele Beruhigung wie päpſtliche Reformen und Verſprechungen. Und Toscana ſollte der frühere Großherzog zurückerhalten, vielleicht noch mit einer Gebietsvergrößerung (wo?); Modena ſollte zwar nicht an ſeinen frühern Beherrſcher zurückkommen, aber dafür an die Herzogin von Parma. Muß denn, ſo fragte man ſich, dieſe arme Dame durchaus ein Land haben? Hier hört ſelbſt alle Berufung auf das frühere Recht auf; Modena braucht keinen Herzog, aber eine Herzogin braucht ein Land. Warum ſoll der Herzog von Modena leer ausgehen? Etwa deshalb, weil niemand ſich gern einen Spitzbuben nennen läßt?

Der Refrain der italieniſchen Zeitungen in Betreff des Briefes Napoleons, den doch andere Leute nicht für ganz undeutlich hielten, war dieſer: er ändere nichts an der Lage der Dinge, er gebe ja nur Rathſchläge; die Italiener könnten jetzt wie früher thun, was ſie wollten, und das würden ſie auch. Jeder Compromiß in Bezug auf Centralitalien würde von dieſem ſelbſt, wie von Piemont, zurückgewieſen werden. Dieſelbe Anſicht herrſchte auch in den leitenden Kreiſen oder man gab ſich dort wenigſtens den Anſchein, als theile man ſie vollſtändig: Die Repräſentantenverſammlungen von Modena und der Romagna traten am 6., die von Parma und Toscana am 7. November zuſammen. Am 7. und 8. November erklärten ſie ſich für die Regentſchaft des Prinzen von Carignan und es wurden ſofort Deputationen nach Turin geſendet, um dem Prinzen und dem König Victor Emanuel Kunde von den gefaßten Beſchlüſſen zu geben. Die Verſammlung der Romagna hatte zugleich

an Stelle des abtretenden Cipriani, der, wie es schien, nicht ganz einverstanden mit dem Vorgehen dieser Provinz war, am 8. Farini die provisorische Dictatur bis zur Ankunft des Regenten auch für die Romagna übertragen, und Farini erklärte umgehend durch den Telegraphen, daß er annehme, so daß nun unter seiner Regierung schon drei der vier Länder vereinigt waren.

Hatten die Italiener darauf gerechnet, daß Napoleon zwar aus Rücksicht auf Oestreich jedem Fortschritte scheinbar entgegentrete, daß es aber für sie genüge, seine Ansicht ad acta zu nehmen, so täuschten sie sich doch dieses mal. Napoleon, sobald er die Beschlüsse über die Regentschaft erfahren hatte, protestirte ganz ernstlich gegen dieses Verfahren, wenn auch vielleicht nur, weil die Friedensunterhandlungen von Zürich noch nicht beendigt waren, die erst am 10. November mit Unterzeichnung der Friedensurkunden auf dem Rathhause geschlossen werden sollten. Victor Emanuel mußte die Protestation Napoleons für so ernstlich ansehen, daß er beschloß, ihr, wenn auch nur halb, Folge zu geben. Der Prinz von Carignan sollte die Regentschaft ablehnen, dafür aber einen Stellvertreter, Buoncompagni, vorschlagen, auf dessen Annahme Seitens der Mittelitaliener mit Sicherheit gerechnet ward. Verbieten konnte Victor Emanuel dem Prinzen Eugen schwerlich unter allen Umständen die Annahme der Regentschaft, und unseres Erachtens konnte noch weniger Napoleon den König zu einem solchen Verbote auffordern. Victor Emanuel hatte allerdings aus den Beschlüssen der Repräsentantenversammlungen der vier Länder über den Anschluß an Piemont Ansprüche für sich hergeleitet, aber er hatte in seinen Antwortsreden diese Ansprüche dahin begrenzt, daß er sich das Recht zuerkannte, die Interessen der vier Länder bei den europäischen Mächten, also hauptsächlich wol auf dem erwarteten Congresse, kräftig zu vertreten und ihren Wünschen, so weit es an ihm läge, Geltung zu verschaffen. Förmlich den Anschluß der Länder angenommen, ihre Regierung angetreten hatte er noch nicht. Den Ländern untersagen, sich einen gemeinschaftlichen Regenten zu wählen, konnte Victor Emanuel nach allem Bisherigen nicht. Ihm dies zumuthen, hieß ihm mehr Rechte beilegen, als er es selbst bis jetzt gethan hatte, und war auch etwas Präjudicirendes. Inwiefern man dem König von Sardinien das Recht zuerkennen mochte, einem Prinzen seines Hauses die Annahme der Regentschaft zu untersagen, das steht allerdings auf einem andern Blatt. Uns scheint wenigstens ausgemacht, daß, wenn der Prinz die Regentschaft annahm, daraus dem Könige kein Vorwurf gemacht werden konnte. Das Wesentliche bei der ganzen Sache war jedenfalls, ob überhaupt eine gemeinsame Regentschaft für die vier Länder kurz vor Abschluß der Züricher Friedensconferenzen aufgerichtet ward oder nicht. Victor Emanuel gab sich den Anschein, als halte er Napoleons Protest mehr gegen einen Prinzen des Hauses Savoyen, als gegen einen Regenten überhaupt gerichtet, und so kam

man auf die Erſetzung des Prinzen von Carignan durch Buoncompagni. Als die Cavaliere Minghetti und Peruzzi am 13. November vom Prinzen Eugen empfangen wurden, ſagte er ihnen zunächſt ſeinen Dank für das Vertrauen, welches Mittelitalien ihm beweiſe, welches er indeſſen mehr auf den König und Italien als auf ſeine Perſon beziehe. Rathſchläge der Mächte, Gründe der Convenienz und der Politik Angeſichts des bevorſtehenden Congreſſes hinderten ihn zu ſeinem Bedauern, das Mandat anzunehmen. In dem er es ablehne, bringe er aber, wie er glaube, der Sache Italiens ein nützliches Opfer. Er glaube ferner Mittelitalien einen guten Dienſt zu erweiſen, indem er ihnen Buoncompagni zum Regenten empfehle. In einem Schreiben vom 14. November an Buoncompagni forderte er dieſen zur Uebernahme der Regentſchaft auf, indem er ihm bemerklich machte, daß es ſich darum handle, ruhig auszuharren, das Militärweſen zu heben, aber rein im Abwarten zu bleiben, während er zugleich auf die wiederholten Verſprechungen Napoleons, eine bewaffnete Intervention nicht zu dulden, und auf die Hilfe des Königs Victor Emanuel hinwies, die Mittelitalien ſtets gewährt werden würde. Indeſſen ſtieß auch Buoncompagnis Regentſchaft auf Hinderniſſe, und zwar erklärte ſich nicht blos der Kaiſer Napoleon ebenſo entſchieden gegen ſie als gegen diejenige des Prinzen ſelbſt, auch die Toscaner machten Miene, damit unzufrieden zu ſein. Ihre Deputation war über Genua am 15. November in Turin erwartet, ſie traf aber nicht ein. In Genua erhielt ſie die Nachricht von der Ablehnung des Prinzen von Carignan und der Inſtitution Buoncompagnis. Da ſie für dieſen Fall nicht mit Inſtructionen verſehen war, glaubte ſie erſt Verhaltungsbefehle von ihrer Regierung einholen zu müſſen, und in Folge derſelben begab ſie ſich dann am 16. nach Turin, um dort gegen die Unterſchiebung Buoncompagnis Proteſt zu erheben. Nach beiden Seiten hin ward nun gearbeitet, um die entſtandenen Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Den Toscanern ward vorgeſtellt, daß man ſich in das Unvermeidliche fügen müſſe, und daß es nicht an der Zeit ſei, jetzt in Italien ſelbſt Zwieſpalt zu ſtiften. Nach Paris gab die piemonteſiſche Regierung die Erklärung ab, daß die Sendung Buoncompagnis nach Mittelitalien keineswegs die Bedeutung der Einſetzung einer Regentſchaft habe, daß Buoncompagni nur die Aufgabe habe, die „Ordnung" in Mittelitalien, insbeſondere unter den heißblütigen Romagnolen zu erhalten und auf ſolche Weiſe Ereigniſſen vorzubeugen, welche ſehr ſtörend in den geſammten Gang der Dinge eingreifen könnten. Die Toscaner fügten ſich bald, und auch Napoleon erklärte, daß er befriedigt ſei und nichts weiter gegen die Miſſion Buoncompagnis einzuwenden habe.

In Oeſtreich war man von dieſem Verlaufe nicht eben ſehr erbaut: man meinte, Napoleon habe ſich nur zum Schein gegen die Regentſchaft geſperrt; ebenſo dachten die Leute in Rom und Neapel, denen die ganze

mittelitalieniſche Bewegung ein Gräuel iſt. Einigermaßen befriedigt konnten ſie ſich aber doch finden dadurch, daß Garibaldi zu derſelben Zeit ſeine Dimiſſion eingab und erhielt.

Nach der Mitte des October gewannen die Gerüchte von einem beabſichtigten Angriffe der Päpſtlichen und der Neapolitaner auf Mittelitalien und zwar zunächſt auf die Romagna neue Kraft. Es mochte allerdings ſein, daß dieſes nicht unbegründet war. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ward an einen ſolchen Angriff nach dem Züricher Friedensſchluß, den man in der letzten Hälfte des October erwartete, von Seiten Neapels und des Papſtes gedacht, da man hoffte, daß dieſer Frieden wenigens die Romagna preisgeben werde. Der päpſtliche General Kalbermatten zu Peſaro ermahnte in einem Tagesbefehl ſeine Truppen zur Geduld, indem er ihnen zugleich ankündigte, „daß die Stunde der Gerechtigkeit nahe ſei.“ Nun hieß es, Garibaldi wünſche dem Angriffe der Päpſtlichen und Neapolitaner zuvorzukommen. In der That war dies gar nicht unwahrſcheinlich, und vielleicht wäre es auch nicht unverſtändig geweſen. Eine revolutionäre junge Armee, wie es diejenige Mittelitaliens doch war, hat Chancen des Zuſammenhaltes in der Regel mehr in der Thätigkeit, als in der Unthätigkeit. Freilich läßt ſich ſagen, daß ſie der Organiſation bedarf, und daß Zeit dazu gehört, dieſe zu vollenden. Das iſt richtig, wo überhaupt eine nachhaltige Begeiſterung vorhanden iſt und ein lebhaftes Volkstemperament nicht die Hauptrolle ſpielt, wo außerdem durchaus kein Mißtrauen in die Häupter der Bewegung herrſcht und wo kräftig durchgegriffen wird. Dieſe Dinge aber fehlen in Mittelitalien ſehr. Der Obergeneral und Kriegsminiſter Fanti iſt in der That etwas pedantiſch, durch und durch „regulärer Soldat,“ ſeine militäriſchen Fähigkeiten und Kenntniſſe erheben ſich wenig mehr über den Nullpunkt als ſeine politiſchen Anſchauungen; Mißtrauen in die guten Abſichten der Führer und deren Ausharren — auch in den böſen Stunden — war in Mittelitalien genügend vorhanden; kräftiges, unbedingtes Durchgreifen fehlte, wie ſich ſchon aus dem ergibt, was wir früher von den militäriſchen Organiſationen ſagten. Andererſeits hatten die Mittelitaliener ſich gegenüber die Schlüſſelſoldaten, unter denen die alten Schweizer die einzigen waren, welche für Kriegsleute gelten konnten, und die Neapolitaner, welche, wie man erzählt, unter Heulen und Zähneklappen an die Grenze gerückt waren. Ein Erfolg gegen ſolche Feinde lag durchaus für Garibaldi nicht im Gebiete der Unmöglichkeit, namentlich wenn ſchnell zugegriffen ward, noch ehe jene ihre Concentration vollendet hatten. Von einem ſolchen Erfolge konnte man dann neues Zuſtrömen von Kräften zur Armee, die Ausbreitung der italieniſchen Inſurrection, eine neue vollendete Thatſache erwarten, welche eine zahme Intervention in die Angelegenheiten Mittelitaliens doppelt und dreifach erſchwerte und dadurch vielleicht jeder Intervention mit deſto größerer Sicherheit vorbeugte.

So etwa mochte Garibaldi rechnen. Am 28. October übernahm er durch Tagesbefehl das Obercommando über die sämmtlichen in der Romagna concentrirten mittelitalienischen Truppen; unter ihm sollten die Divisionen von den Generalen Mezzacapo und Roselli commandirt werden. Damit rückte die Gefahr näher, daß Garibaldi auf eigne Faust einen Handstreich führe. Zu Turin, wo man von der beabsichtigten Vereinigung der Truppen in der Romagna unter Garibaldis Oberbefehl schon vorher wußte, war man der Meinung, daß ein Angriff dieses Generals auf den Papst alles verderben würde. Von Paris her ward gedroht, daß in einem solchen Falle das Nichtinterventionsprincip seine Giltigkeit verliere und die Franzosen zur Unterstützung des Papstes einschreiten müßten. Das piemontesische Ministerium glaubte zu wissen, daß Walewski im Einverständniß mit Rechberg und Antonelli nichts sehnlicher wünsche, als einen Angriff der Romagnolen auf das päpstliche Gebiet und bestimmte daher den König Victor Emanuel, Garibaldi nach Turin zu berufen, um persönlich mit ihm Rücksprache zu nehmen und ihn von seinen etwaigen Angriffsabsichten zurückzubringen. Victor Emanuel ließ in der That Garibaldi kommen. Am 29. schon kam dieser zu Genua an und hatte am 31. mit Victor Emanuel eine Zusammenkunft zu Turin. Der König empfahl dem General die höchste Vorsicht; Garibaldi versprach auch, sich derselben zu befleißigen, machte indessen darauf aufmerksam, daß die Neapolitaner, mit den Päpstlichen vereint, ihrerseits angreifen könnten. Hatte doch zu dieser Zeit bereits der Erzbischof von Neapel, Cardinal Riario, allen seinen Pfarrern eingeschärft, gegen die beiden Feinde Gottes und der Kirche, den König Victor Emanuel und Garibaldi, zu predigen. Sicherlich müsse man sich auf den Angriff gefaßt machen, und wenn einerseits die anempfohlene Vorsicht gebiete, daß die Mittelitaliener nicht, wie es einmal bei einem Uebungsmarsche der Division Mezzacapo, ob absichtlich oder unabsichtlich, geschehen war, von der Romagna aus das päpstliche Gebiet beträten, so erheische doch andererseits dieselbe Vorsicht, daß man die mittelitalienischen Truppen an der Grenze concentrirt halte, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Victor Emanuel schien hiermit einverstanden zu sein und Garibaldi, sobald er nach der Romagna zurückgekehrt war, setzte nicht blos die Truppen aus dem Norden, aus der Gegend von Bologna, an die Südgrenze der Romagna in Bewegung, er beanspruchte auch, daß aus Modena, Parma, Toscana andere Truppen Mittelitaliens ebenfalls nach der Romagna hin zusammengezogen würden. Bei dieser Gelegenheit kam der unter der Asche glimmende Funken des innern Meinungszwiespaltes zwischen Fanti und Garibaldi zum Ausbruch. Fanti war Oberbefehlshaber und Kriegsminister, Garibaldi war Ende September zum zweiten Obergeneral der Armee von Mittelitalien ernannt worden; er sollte danach in Abwesenheit Fantis den Oberbefehl führen, und im Allgemeinen ward dies so

betrachtet, daß Fanti eigentlich die Administration als Kriegsminister, Garibaldi dagegen den Oberbefehl über die active Armee führen solle. Insofern war die Ernennung Garibaldis über die in der Romagna bereits concentrirten Truppen, welche erst Ende October erfolgte, schon eine Contremine, eine Beschränkung. Fanti machte jetzt von seiner Stellung Gebrauch, um Garibaldi nicht blos die Nachsendung von Truppen aus den andern mittelitalienischen Ländern zu versagen, sondern ihm auch die Concentrirung der in der Romagna bereits stehenden Truppen gegen die Südgrenze hin zu verbieten. Garibaldi sah sich dadurch in seiner Stellung beeinträchtigt und gekränkt. Vielleicht aber hätte sich die Differenz zwischen den beiden Generalen immer noch ausgleichen lassen, wenn nicht unterdessen die Verwicklung in der Regentschaftsfrage eingetreten wäre, welche die Proteste des Kaisers Napoleon herbeiführten. Die piemontesische Regierung hatte von der neapolitanischen Erklärungen darüber verlangt, was die Versammlung ihrer Abruzzenarmee bedeuten sollte. Die neapolitanische Regierung hatte darauf ziemlich schnöde geantwortet: sie könne auf ihrem Gebiete thun, was sie wolle; die piemontesische Regierung könne sich übrigens durch die Truppenansammlung gar nicht bedroht fühlen, da dieselbe ja durchaus nicht an den Grenzen Piemonts stattfinde; höchstens könne der Papst nachfragen, an dessen Grenzen die Neapolitaner allerdings unmittelbar ständen. Betreffs einer etwaigen Intervention in der Romagna müsse sich die Regierung des Königs Franz freie Entschließung vorbehalten. Auf die Vorstellungen des Kaisers Napoleon gegen eine etwaige Intervention Neapels brachte dessen Regierung vor, daß ja auch Victor Emanuel Mittelitalien und dessen insurgirte Völkerschaften ohne specielles Recht dazu unterstütze und insbesondere ward die Besorgniß hervorgehoben, welche der Aufenthalt des Revolutionärs Garibaldi in Mittelitalien allen legitimen Regierungen einflößen müsse. Dieses machte nun Napoleon auch bei Gelegenheit der Regentschaftsfrage gegen Piemont geltend. Und so kam es, daß Garibaldi bei seiner Differenz mit Fanti durchaus keine Unterstützung bei der piemontesischen Regierung fand; daß ihm vielmehr zu verstehen gegeben ward, die Errichtung der Regentschaft sei wichtiger als alles andere. Garibaldi konnte hierin zugleich einen Appell an seinen italienischen Patriotismus, wenn auch in erster Reihe nur das sehen, daß er Fanti gegenüber immer in seiner Thätigkeit behindert bleiben werde. Er gab daher sofort seine Entlassung ein und erhielt sie; er legte alle seine Würden nieder und begab sich nach Nizza. Er machte dies durch eine Proclamation den Italienern bekannt, indem er ihnen jedoch vorhielt, daß die Politik, welche jetzt Victor Emanuel auf Tritt und Schritt hindere, es ihnen doppelt zur Pflicht mache, sich um diesen König, der es treu mit Italien meine, zu schaaren, daß man heute doppelt auf der Wacht stehen müsse, und indem er versprach, daß er auch wie-

der ohne Säumen auf seinem Platze sein werde, sobald Victor Emanuel aufs Neue seine Soldaten zum Befreiungskampfe rufe. Garibaldis Austritt aus dem Dienste fiel den Italienern schwer aufs Herz, und da viele von seinen Anhängern, die brauchbarsten Offiziere, sich anschickten, seinem Beispiel zu folgen, drohte der Armee von Mittelitalien gradezu Desorganisation. Am 18. November sah sich Fanti zu einem von Modena datirten Tagesbefehl veranlaßt. Er deutete in demselben an, daß er kein geringes Opfer gebracht habe, als er aus dem sardinischen in den Dienst Mittelitaliens übergetreten sei, er habe sich die Schwierigkeiten seines Unternehmens damals nicht verborgen; doch hätte ihm die Leichtigkeit, mit der die Organisation in Mittelitalien alsbald vor sich gegangen, und das Geschick der neuen Regierungen volle Zuversicht gegeben. So gebiete Mittelitalien heut über eine wohlorganisirte, wohlgerüstete Armee, Rimini, Mirandola, Bologna seien mit neuen gut armirten Befestigungen umgeben. Immerhin bleibe noch viel zu thun, die Disciplinirung der Truppen lasse sich nicht auf einmal erzwingen. Geduld sei nothwendig. Durch die Ausdauer, welche Mittelitalien zeige, werde es den ohnehin nicht auf festen Füßen stehenden Feind ermüden; entweder werde dieser sich ohne Kampf zurückziehen, oder zum Angriffskampf mit der Sicherheit einer förmlichen Niederlage schreiten müssen. Dieser Tagesbefehl aber beschwichtigte die einreißende schlechte Stimmung nicht, und Garibaldi bewog dies, da es ihm durchaus nicht darauf ankam, das einmal begonnene Werk zu zerstören, auch seinerseits in einer neuen Proclamation, datirt von Genua, 23. November seine Waffengefährten in Mittelitalien zum Ausharren bei der Fahne aufzufordern und so zugleich wieder gut zu machen, was etwa der ein wenig gereizte Ton in der Proclamation vom 16. November verdorben haben konnte. Er hoffe, sagt hier Garibaldi, bald wieder bei seinen Kameraden in Mittelitalien zu sein; die Waffen würden nur für kurze Zeit ruhen; denn die alte Diplomatie flöße wenig Vertrauen in ihre Kraft und Fähigkeit ein. Wo die Elemente einer großen Nation in Bewegung seien, wo die Saat einer Weltrevolution ausgestreut werde, wenn die gerechten Ansprüche Italiens nicht befriedigt würden, dort sehe sie nur Mißverständnisse. Sie werde sich überzeugen müssen, daß ein Volk, das für die Freiheit zu sterben weiß, eher vernichtet als in die Knechtschaft zurückgeführt werden könne. Wenn auch alle Kämpfer Italiens von heute fielen, würden sie doch ihre Söhne mit dem gleichen Bewußtsein des Rechtes, zu gleichem Kampfe bereit zurücklassen. Die jungen Männer in Mittelitalien sollten daher unter Waffen bleiben und sich einiger als je um ihre Führer schaaren; die Bürger Italiens sollten nicht aufhören zu der Beschaffung von Waffen zu steuern, damit morgen vielleicht Italien der Gewalt verdanken könne, was ihm die Gerechtigkeit heute versagen wolle.

Wilhelm Rüstow.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Es ist nicht leicht, bis ins Einzelne den Zusammenhang zwischen dem dramatischen Schaffen und der dramatischen Darstellung festzustellen, obgleich kein Zweifel darüber obwalten kann, daß ein solcher Zusammenhang wirklich stattfindet. Denn wo der Schauspielkunst große und zugleich mögliche Aufgaben geboten werden, wird sich mit dem Interesse des Publikums an den neuen Schöpfungen auch ein entsprechender Eifer von Seiten des Schauspielers einstellen, der im Schaffen mit dem Dichter gewissermaßen wetteifert. Wo der Schauspieler dagegen genöthigt ist, sich hauptsächlich auf die Reproduction der Rollen zu beschränken, die schon früher von namhaften Künstlern geschaffen und ihm fertig überliefert sind, wird er entweder in geistlose Nachahmung, oder, um seine Vorgänger zu überbieten, in manierirte Uebertreibung verfallen. Diese Wechselwirkung ist so augenscheinlich, daß man zuweilen den traurigen Verfall der heutigen Bühne ausschließlich aus dem Umstand herleitet, daß dem stehenden classischen Repertoire kein neues die Wage hält.

Daß aber dies Motiv nicht das ausschließliche ist, beweist der Vergleich der heutigen Bühne mit der des vorigen Menschenalters. Was das dichterische Schaffen betrifft, so kann man sich für das Theater kaum eine kläglichere Periode vorstellen, als die vom Tode Schillers bis zum Ende der dreißiger Jahre. Denn von dem einzigen Dichter, der eine Ausnahme macht, von Heinrich von Kleist wurden damals die Stücke selten oder gar nicht aufgeführt. In dieser Beziehung ist es jetzt viel besser geworden: es haben sich nicht blos viel größere Talente der dramatischen Dichtkunst zugewandt, sondern es findet auch ein ernsthaftes Nachdenken über die Gesetze der Kunst statt, und man bemüht sich vielmehr als in jener Periode, zur Naturwahrheit zurückzukehren, wodurch, wie man annehmen sollte, der Aufgabe der Schauspieler sehr vorgearbeitet wird. Trotzdem hat ein entsprechender Aufschwung der Schauspielkunst nicht stattgefunden. Im Gegentheil datirt der Verfall der Bühne erst von jener Zeit, und wenn ältere Schauspieler voll Einsicht über die goldene Zeit des Theaters sprechen, so meinen sie damit die Periode bis zu Anfang der dreißiger Jahre.

Wilhelmine Schröder-Devrient, deren Tod wir heute betrauern, steht auf der Scheidegrenze dieser beiden Perioden. Seit zehn Jahren dem Theater fern, hat sie vorher, da sie sehr jung begann, nahe an dreißig Jahre die Zierde desselben gebildet. In dem Andenken der Schauspieler, die in dieser Beziehung stets das richtigste Urtheil haben, hat sie den Ruf der ersten dra-

matiſchen Künſtlerin dieſer Periode, und wer noch das Glück hatte, ſie ſelbſt damals, als ihre Kräfte ſchon abnahmen, in einer ihrer Hauptrollen zu ſehen, wird dieſem Ruf freudig beipflichten. Ja noch im vorigen Jahr, wenn ſie Schubert'ſche Lieder ſang, vernahm man einen ſchönen Nachklang ihrer früheren zauberhaften Gewalt.

Es iſt charakteriſtiſch, daß die größte Darſtellerin der Periode nicht dem eigentlichen Schauſpiel, ſondern der Oper angehörte: freilich waren Weber, Spohr u. ſ. w. ganz andere Kräfte als Müllner, Houwald und die übrigen. In Bezug auf die Stimmmittel gab es manche Sängerinnen, die ihr überlegen waren, auch an virtuoſenhafter Ausbildung, obgleich ſie in Bezug auf die ſchöne harmoniſche Herrſchaft über ihre ganze Stimmlage allen wenigſtens ebenbürtig war. Dabei war ihr Aeußeres in ihren guten Jahren von ſeltener Schönheit, von einer unvergleichlichen Ausdrucksfähigkeit. Die Hauptſache war bei ihr aber doch das geiſtige Moment. Nicht nur, daß ſie mit dem tiefſten Verſtändniß alle Motive ihrer Rollen — und ihre Vielſeitigkeit war gradezu unbegreiflich — zur Geltung brachte: ſie ſchöpfte alles, was ſie gab, aus voller Seele, und darum war der Eindruck überwältigend, unwiderſtehlich. Wir wollen hier nur an eine Rolle erinnern, die freilich ihre glänzendſte war, an Fidelio. Ihre Kunſtſtücke hat man ihr freilich abgeſehen, man hat ſie bis auf das kleinſte Detail nachgeahmt: aber was dort wie ein gewaltiger Strom aus der Tiefe des Innern quoll, mit urſprünglicher Schöpferkraft, das ſah bei denen die ihr nachahmten, wie ein künſtlich zubereitetes Pumpwerk aus. So z. B. der Schrei, mit dem ſie ihre bis zu Tode geängſtete Bruſt befreite, als der Trompetenſtoß die Rettung ihres Gemahls verkündete. Bei ihr empfand man, es mußte ſo ſein; wer ſich vermaß ihr darin nachzuahmen, der erinnerte nur daran, daß ein unarticulirter Schrei aus dem Rahmen der Melodie und des Rhythmus heraustrat und daher unkünſtleriſch war. So war es auch im Kleinen. Welch furchtbaren Eindruck machte es z. B., wenn ſie im Schubertſchen Erlkönig die letzten Worte ſprach anſtatt zu ſingen: wer ihr das nachmachen wollte, würde geradezu Gelächter erregen. Das Genie hat eben über Mittel zu verfügen, die das Talent ſich ſtrenge verſagen muß.

Ueber ihr Schaffen ſind die wunderbarſten Mythen im Gange. Es iſt bekannt, obgleich ſie keine Gelegenheit hatte, es auf der Bühne zu zeigen, daß ihre Kraft im Komiſchen und Burlesken ebenſo groß war, als im Tragiſchen. Im perſönlichen Umgang heiter, ja ausgelaſſen, hatte ſie zuweilen auch auf der Bühne Uebermuth genug, in irgend einer eintretenden Pauſe das Komiſche der Sache hervorzukehren, und bei ihrer grenzenloſen Offenheit gingen ſolche Geſchichten zahlreich im Publicum herum. Der Spießbürger freute ſich dann wohl herzlich darüber, daß ſie es ſo gut verſtanden, aufgeregt

zu erſcheinen, und eigentlich doch vollkommen kalt blieb. Für einen Spießbürger, der keine Ohren, keine Augen, kein Gefühl hat, iſt ein ſolches Urtheil auch ganz in der Ordnung; daß man es aber ſo häufig wiederholt, iſt wirklich ſtark. Die Schröder ſelbſt wußte recht gut, wie es damit ſtand: ſie wußte, daß ſie in jeder ihrer Rollen, ja in jedem ihrer Lieder ein Stück ihrer Seele, ein Stück ihres Lebens gab. Freilich hat der wahre Künſtler die dem Laien ganz unverſtändliche Gabe, in dem Augenblick, wo er von ſeinem Gegenſtand ganz erfüllt iſt, wo er ganz an ihn glaubt, doch zugleich mit dem Verſtande darüber zu ſchweben, ihn zu überſehen und zu beherrſchen. Dieſe Gabe muß der Dichter ebenſo beſitzen wie der Schauſpieler; die Romantiker bezeichneten ſie mit dem ungeſchickten Ausdruck Ironie. Wer aber glaubt, daß das eine das andere aufheben, daß die Natur die Kunſt erſetzen könne, der gehört noch in die Periode, wo man die Kunſt, Gedichte zu machen, lernte, etwa in der Weiſe, wie die Kunſt Stiefel zu verfertigen.

Von ihrer Vielſeitigkeit erhält man einen Begriff, wenn man etwa zwei Rollen wie Fidelio und Emmeline in der Schweizerfamilie neben einander ſtellt. Man kann ſich keinen größern Gegenſatz denken; aber in jeder von ihnen war ſie ganz was ſie darſtellte. Die zarteſten Empfindungen ſtanden ihr ebenſo zu Gebot wie die wildeſte Leidenſchaft: das iſt z. B. ein grenzenloſer Vorzug vor der Rachel. Auch in Rollen, wo die Muſik hinter der eigentlichen Schauſpielkunſt zurücktrat, konnte ſie groß ſein: ſo gehörte die Rolle im Blaubart zu ihren erſchütterndſten Leiſtungen, woran Grétry gewiß unſchuldig war. Auch Opern, die ihren Neigungen ferne lagen, z. B. die Meyerbeerſchen, brachte ſie zur Geltung: aber ihre volle Kraft wandte ſie auf die echten Meiſterwerke, und ihr Urtheil war eben ſo rein und ſicher als ihr Talent.

Ihr Leben war kein glückliches. Wer große Leidenſchaften darſtellen will, muß etwas davon in ſeiner Seele haben, und ein geborenes Theaterkind wird nicht leicht vom Schickſal getragen. In ihrer Jugend hatte ſie viel Trauriges erlebt, in den letzten Jahren mußte ſie das größte Glück ihres Lebens entbehren, den Vollgenuß ihrer Kunſt, das berauſchende Gefühl, die Menge durch wirkliche Kraft mit ſich fortzureißen: ein Gefühl, das für den, der es kennt, durch nichts zu erſetzen iſt. Unter dieſen Umſtänden wagt man es kaum, ihren Tod zu beklagen: wenn das Bewußtſein, Großes und Herrliches geleiſtet zu haben, für das ſtillere Glück des Lebens entſchädigen kann, ſo kam ihr das Recht dieſes Bewußtſeins im höchſten Grade zu; der Nachruhm will für den darſtellenden Künſtler nur wenig ſagen. J. S.

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Verantwortlicher Redacteur: **Moritz Buſch** — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Napoleon und Victor Emanuel.

Ein vielgenanntes östreichisches Blatt gab sich jüngst das Ansehen, als betrachte es das, was sich jetzt in Mittelitalien vollziehen zu wollen scheint, die Erstarkung Sardiniens durch Einverleibung der vier mittelitalienischen Länder, als ein Unglück und eine Strafe Napoleons, der nicht mehr hindern könne, was er hindern wolle, im Interesse Frankreichs hindern müsse. Wir erlauben uns, dieser Ansicht, welche kaum ernst gemeint sein möchte, im Nachstehenden eine andere entgegenzustellen, die, wenn sie nicht in allen Einzelnheiten das Rechte treffen, der Berechnung zu viel, dem Zufall zu wenig zuschreiben sollte, auf alle Fälle mehr Berechtigung hat, als jene, die doch gar zu sehr wie ein schlecht erfundener Trost aussieht.

Der Verfasser hat dieselbe der Bequemlichkeit wegen in die Form eines Gesprächs gekleidet, welches er zwei Tage vor dem Waffenstillstand von Villafranca zwischen den beiden gegen Oestreich verbündeten Fürsten stattfinden läßt. Wir erhielten über die geheimnißvolle Zusammenkunft zwischen den Kaisern von Oestreich und Frankreich verschiedene Horcherberichte, die von manchem geglaubt wurden. Das folgende Gespräch mag als glaubwürdigeres Seitenstück zu diesen Mittheilungen gelten können. Es darf sich aus guter Quelle geschöpft nennen. Es könnte in seinen Hauptzügen wirklich stattgefunden haben. Der Verfasser macht keinen Anspruch darauf, hinter dem Vorhang gestanden oder durch das Schlüsselloch geblickt zu haben, als Napoleon und Victor Emanuel die letzte Zusammenkunft vor dem Tage von Villafranca hatten. Aber die Ereignisse seitdem reden lauter als damals die beiden Fürsten.

Wir haben nicht nöthig darauf aufmerksam zu machen, daß der Verfasser nicht in allen Beziehungen die Ueberzeugung haben kann, das, was er Napoleon sagen läßt, drücke dessen volle und letzte Meinung aus. — — —

Kaiser Napoleon. Willkommen in meinem Hauptquartier! Ich freue mich um so mehr, Ew. Maj. zu sehen, da ich Sie nicht so früh erwartete. Aber Sie scheinen etwas erhitzt und nicht heiter?

König Victor Emanuel. Ich gestehe, daß Ihre Mittheilung mich aufgeregt und zur Eile getrieben hat. Ew. Maj. wollen einen Waffenstillstand schließen, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Wie können wir

jetzt an Frieden denken, wo unser Werk erst halb gethan ist, — wo unsere geheimen, aber feierlichen Verabredungen, wo die Programme, die Ew. Maj. wiederholt Italien und der Welt verkündet haben, noch bei Weitem nicht erfüllt sind? Soll der schöne und edle Plan zur Befreiung Italiens, an dem wir seit Jahren im Stillen gearbeitet, zu Schanden werden? aufgegeben werden, nachdem wir in Folge einer fast beispiellosen Reihe von Siegen bereits den Mincio überschritten haben?

N. Ich weiß, was Sie mir sagen können, was Sie beunruhigen kann. Ich sinne Tag und Nacht darüber und will Ihnen die Ergebnisse, zu denen ich gelangt bin, offen mittheilen, unter der Bedingung, daß sie zwischen uns Beiden unverbrüchliches Geheimniß bleiben, — daß selbst unsere nächsten Rathgeber und Vertrauten nur so viel davon erfahren, als zur Ausführung streng nöthig ist. Mein Plan erfordert ein solches Geheimniß. Ich halte ihn für gut und sicher, sogar für ziemlich fein, — aber er muß unfehlbar scheitern, wenn er vor der Zeit ruchtbar wird. — Doch, ehe ich weiter spreche, sagen Sie mir freimüthig, ob Sie mir vollständig vertrauen?

V. E. Mein Gott, wie sollte ich nicht? Kenne ich nicht die warme Sympathie, die Ew. Maj. Herz für das Wohl Italiens hegt? Weiß ich nicht, daß Sie dieses schöne Land als die Wiege ihrer ruhmvollen Familie betrachten und lieben; daß Sie einen Theil Ihrer Jugend dort verlebt und früher selbst für dessen Unabhängigkeit gekämpft haben; daß der Gedanke, es unter dem harten, unwürdigen und verhaßten Joch Oestreichs zu wissen, Ihrem Gefühl unerträglich sein muß; daß auch Ihr politisches Interesse dieses Joch nicht länger dulden kann? Weiß ich nicht, daß die uneigennützige Befreiung Italiens Ihren Namen in den Augen der ganzen civilisirten Welt auf den höchsten Gipfel des Ruhmes erheben, vor Allem aber Frankreich mit Bewunderung erfüllen und somit zur festen Begründung Ihrer Dynastie mächtig beitragen wird? Kann ich mir denken, daß die ewige Dankbarkeit Italiens und dessen Treue und Hilfe in allen Nöthen — wenn es einst erstarkt sein wird — Ihrem Herzen und Ihrer Politik gleichgiltig sein sollte? Kann ich also zweifeln, daß in dieser Sache Ihr Gefühl mit Ihrer Politik Hand in Hand geht? Und wie sollte ich ihren Zusagen mißtrauen, da ich weiß, daß sie noch niemals einer andern Macht irgend eine Zusage gebrochen, weil Sie kein Versprechen geben, ohne dessen Tragweite und Folgen gründlich erwogen zu haben? Und endlich, wie könnte ich vergessen, daß durch die Verbindung des Prinzen Napoleon mit meiner Tochter die intimsten Beziehungen zwischen unsern beiderseitigen Familien begründet sind?

N. Ich bekräftige von Herzen und ausdrücklich jedes Wort, das Sie gesprochen haben. Also unbedingtes Einverständniß und Vertrauen zwischen uns selbst dann, wenn die Ausführung meines Planes und die Nothwendigkeit,

gefährlichen Verwicklungen vorzubeugen, bisweilen Schritte oder Aeußerungen nöthig machen sollten, die scheinbar dem Interesse Ew. Maj. oder Italiens zuwiderlaufen.

V. E. Mein Vertrauen ist unbedingt, so wie mein Dank ohne Grenzen sein wird, wenn wir das Ziel erreichen.

N. Zu Ihrer weitern Beruhigung füge ich hinzu, daß mein Plan auf vollständige Durchführung meines Programmes geht. Die Ehre meines Namens so wie mein politisches Interesse erfordern dies. Aber die reiflichste Erwägung aller Verhältnisse — vielleicht auch eine höhere Inspiration — hat mir klar gemacht, daß dieser Zweck sich auf einem andern Wege erreichen läßt, als durch Fortsetzung des Krieges — auf einem Wege, der sicherer ist, und der die Opfer an Blut und Geld, die der weitere Krieg fordern würde, unnöthig macht. Um dies einzusehen, werfen wir vor allem einen Blick auf unsere gegenwärtige Lage. Wir haben zwar bisher gesiegt. Wir haben vier bedeutende Treffen und zwei große Schlachten gewonnen ohne eine einzige Niederlage zu erleiden. Wir haben fast die ganze Lombardei in Besitz genommen, und dies alles in weniger als zwei Monaten. Das sind schöne Resultate, die Europa anstaunt und die in der Geschichte glänzen werden. Allein wer bürgt uns dafür, daß dieser Siegeslauf so fortdauern, daß nicht in den nächsten Tagen eine verlorene Schlacht uns alle Früchte und allen Ruhm der bisherigen Erfolge rauben wird? Wir dürfen nicht verkennen, daß wenn der Krieg fortwährt, bei weitem der schwerste und gefährlichste Theil der Arbeit noch übrig ist. Der Feind, obgleich geschlagen und zurückgedrängt, ist keineswegs überwunden. Seine Macht ist noch ebenso stark als die unsrige, vielleicht stärker, und was wir besonders beachten müssen, sie ist jetzt concentrirt, während sie bisher, durch die unbegreifliche Ungeschicklichkeit ihrer Führer, stets zersplittert war, wenn wir mit ihr zusammentrafen. Sie hat einen sichern Rückhalt an vier gewaltigen Festungen, von denen zwei ersten Ranges sind; während uns, im Fall einer Niederlage, nur ein eiliger Rückzug, eine Flucht durch offenes Land bis zum Ticino oder gar bis Alessandria und Genua übrig bliebe. Die Soldaten des Feindes sind tapfer, kräftig und standhaft. Wenn wir sie bisher geschlagen haben, so ist dies, wie wir gar wohl wissen, großentheils ihren talentlosen Feldherren zuzuschreiben. Aber wie leicht findet sich in der Noth der rechte Mann, zumal wir wissen, daß unter den östreichischen Generalen mehr als Einer ist, den wir achten, dem aber bisher die rechte Stellung nicht gegönnt war. Fassen wir nun die Aufgabe, die zunächst vorläge, näher ins Auge, so müßten wir nicht nur das feindliche Heer nochmals im offnen Felde schlagen, sondern, nachdem dies gelungen, vier Festungen — in welche der Feind nach Belieben ungeheuere Besatzungen werfen kann — belagern, beschießen, erstürmen, — von dem schönen Venedig gar nicht zu

reden, das im Begriff ist, von meiner Flotte bombardirt, vielleicht in Trümmer gelegt zu werden. Welches Blutvergießen, welche Verwüstung! Und diese Städte, die wir zerstören müßten, sind italienische Städte, sie gehören dem Lande an, dem wir Freiheit und Glück bringen wollen! Diese Städte, deren Bewohner von heißem Eifer für unsere Sache glühen, sollen zertrümmert werden von ihren Freunden, nachdem sie so lange unter dem Joch ihrer Feinde geseufzt! Ich gestehe, daß dieser Gedanke mich schaudern macht.

V. E. Ich theile vollkommen diese Ansichten und Gefühle; aber dies Alles war vor dem Beginn des Krieges vorauszusehen. Jeder Krieg führt zu Schlachten, zu Belagerungen, zu Verwüstungen. Jeder Krieg ist ein sündlicher Gräuel, wenn er unnöthig ist. Aber dieser Krieg war nöthig, um Italien zu befreien, und ihn, nachdem schon so viele Opfer gebracht sind, muthlos aufzugeben, ehe das große Ziel erreicht ist, wie sollte das sich rechtfertigen?

N. Von einem solchen Aufgeben ist keine Rede. Ich habe schon gesagt, daß das Ziel erreicht werden soll und zwar vollständig, nur auf andere Weise. Gedulden sich Ew. Majestät bis Sie meinen Plan erfahren, was sogleich geschehen soll, nachdem ich noch einige weitere Blicke auf die Gefahren unserer jetzigen Lage geworfen. Wir haben noch zwei, vielleicht drei heiße Sommermonate vor uns; denn wir sind erst zu Anfang Juli. Die Niederungen des Mincio sind ungesund, vor allen die Umgebungen von Mantua. Krankheiten zeigen sich bereits in unsern Heeren, und bei fortgesetzten Anstrengungen und Entbehrungen werden sie mehr und mehr um sich greifen und uns vielleicht größern Schaden zufügen als der Feind. Aber noch mehr. Sehen Sie nicht das Ungewitter, das sich in Deutschland gegen uns zusammenzieht? Die Deutschen mißtrauen mir und sind in großer und bedenklicher Aufregung. Da ich Napoleon heiße, so wittern sie, wenn ich mich nur irgend rege, überall Ehrgeiz und Eroberungssucht, was ich ihnen in der That kaum verargen darf, da sie die Ueberschreitungen des ersten Kaiserreichs noch nicht vergessen haben können. Aber sie kennen mich nicht; sie bedenken nicht genug, wie weit meine innerste Natur, meine Erziehung, meine Geschichte, meine Erfahrungen, meine politischen Ansichten und Zwecke von denen meines Oheims verschieden sind, — wie sinnlos es wäre, wenn ich, mit der Geschichte und den Lehren der letzten fünfzig Jahre vor Augen, je vergessen könnte, welche Resultate die Eroberungen des ersten Kaisers, seinem großen Geiste und seiner Titanenkraft zum Trotz, für Frankreich und für ihn selbst gehabt haben, — wenn ich nicht einsähe, daß die erste ungebührliche Eroberung, die ich unternähme, ganz Europa von neuem gegen mich zu einem unwiderstehlichen Bunde vereinigen, und somit den natürlichen Wunsch und Plan, der mir vor allen am Herzen liegen muß: die feste Begründung der Napoleonischen Dynastie, zu Nichte machen würde.

Ich sah diese Stimmung voraus, als Frankreich mir die Kaiserwürde übertrug, und deshalb trug ich Sorge, wiederholt und feierlich zu erklären, „daß das Kaiserreich der Friede sei.“ Auch bin ich diesem Wahlspruch treu geblieben; denn der einzige Krieg, den ich seitdem unternahm, und der unvermeidlich und von ganz Europa als gerecht anerkannt war — der russische — wurde durch mich, fast wider den Willen meines Verbündeten, so rasch als immer möglich beendet, und zwar ohne daß ich für mich selbst oder Frankreich den mindesten Vortheil ausbedang. Aber es hilft nichts. An meinem Namen, so stolz ich auf ihn bin, hängt der Fluch des Mißtrauens, um nicht zu sagen, abergläubischer Furcht, und ich werde mich noch mehr als einmal großmüthig zeigen müssen, um dieses Mißtrauen, dem ganz besonders die Deutschen sich hingeben, einigermaßen zu entkräften. Im jetzigen Falle meinen sie, daß ich in Italien die französische Fremdherrschaft an die Stelle der östreichischen setzen und dann, nach Oestreichs Besiegung, meine Hand nach dem linken Rheinufer ausstrecken wolle. Sie drohen, dem durch einen Angriff gegen Frankreich zuvorzukommen. Aber sie beachten dabei zweierlei nicht: erstlich, daß dies, wie schon bemerkt, von meiner Seite eine Kriegserklärung gegen ganz Europa und ein politischer Selbstmord sein würde; — und zweitens, daß der Angriff der Deutschen gegen Frankreich auch gar leicht mißlingen kann, und daß dann gerade das eintreten könnte, was sie jetzt ohne Grund befürchten, nämlich der Verlust des linken Rheinufers, das ich in diesem Falle als Sieger nach Kriegsrecht behalten dürfte. Trotz alledem herrscht in Deutschland, besonders im südlichen, eine außerordentliche Erbitterung gegen die Franzosen, und Oestreich sucht natürlich diese Manie durch alle Mittel, die ihm zu Gebote stehen, zu schüren und zu verbreiten. Zwar hat Preußen bis jetzt, geleitet durch eine bessere Politik und durch die alte Nebenbuhlerschaft zwischen diesen beiden Großmächten, sich besonnener und zurückhaltender gezeigt, und ihm allein verdanken wir, daß der Sturm nicht schon ausgebrochen. Allein die Sache hängt an einem sehr schwachen Faden, der jeden Augenblick zerreißen kann, und dann haben wir den europäischen Krieg mit allen seinen Uebeln und allen seinen Gefahren für Frankreich, für Sie und für mich selbst. Es ist nicht anzunehmen, daß Preußen noch lange dem Andrang der öffentlichen Meinung in Deutschland, die durchaus in dem italienischen Krieg eine Angelegenheit des deutschen Bundes sehen will, Widerstand leisten wird. Bereits hat es ihr nachgegeben bis zur Mobilmachung, und es bedarf nur noch einer Kleinigkeit, eines Zufalles, eines Mißverständnisses, eines Ministerwechsels, so bricht der Funke zur hellen Feuersbrunst aus, und zwar um so gewisser, da gerade die gerechte Eifersucht, womit Preußen den überwiegenden Einfluß Oestreichs im deutschen Bunde beobachtet und durch den seinigen zu überflügeln sucht, es bestimmen müßte, sein Ansehen in diesem Bunde nicht durch einen allzulangen Widerstand gegen die

Stimmung des übrigen Deutschland auf das Spiel zu setzen. — Wie leicht aber kann die Fortsetzung des Krieges in so unmittelbarer Nähe deutscher Bundesländer einen der erwähnten Umstände oder Vorwände herbeiführen, zumal da es im offenbarsten Interesse Oestreichs läge, jede mögliche Veranlassung dazu absichtlich zu geben. Und selbst wenn es nicht zum Krieg mit Deutschland kommt, so nöthigt mich die bloße Thatsache der Mobilmachung und der feindseligen Stimmung der Deutschen, mehre hunderttausend Mann in der Nähe der Ostgrenze Frankreichs schlagfertig zu halten. Einen wirklichen Krieg mit Deutschland aber hasse ich um so mehr, weil ich die Deutschen hochachte — ja ich will noch mehr sagen, weil ich sie fürchte. Die Deutschen sind wol im Allgemeinen Idealisten, und das politische Band, das sie zusammenhält, ist sehr locker. Aber der Schwärmer, wenn er in Leidenschaft geräth, ist doppelt gefährlich; der lose Bund aber kann durch ein gemeinsames Interesse oder einen gemeinsamen Haß ein sehr fester werden. Das haben sie im Jahre 1813 bewiesen. Konnte im gegenwärtigen Falle schon eine grundlose Besorgniß sie so sehr aufregen, was stünde erst zu erwarten, wenn die Rechte oder das Gebiet des deutschen Bundes wirklich verletzt würden, wäre es auch nur im mindesten Grade? Ich wiederhole es, ich will keinen Krieg mit Deutschland, und die Gefahr eines solchen schreckt mich hauptsächlich von der Fortsetzung des Krieges ab.

V. E. Sollte Ew. Maj. nicht übersehen, welche wichtige Hilfe uns die Benutzung der revolutionären Elemente gewähren kann, die in ganz Italien, in Ungarn und in andern östreichischen Landestheilen gähren, und die nur eines Winkes harren, um in wilde Flammen auszubrechen und die Kraft unserer Feinde zu theilen und zu lähmen?

N. Ich habe diesen wichtigen Punkt lange überdacht. Gewiß wäre diese Hilfe für den Augenblick groß, vielleicht entscheidend, und in einem allgemeinen Kriege müßten wir sie benutzen. Aber können wir berechnen, welche Folgen die Entfesselung dieser Elemente für uns selbst haben würde? Sie sind Monarch, wie ich. Dürfen wir Beide es wagen, das revolutionäre Princip, das so leicht in das republikanische übergeht, in unsere Politik aufzunehmen? Dürfen wir es begünstigen, entwickeln, es erstarken machen? Dürfen wir, dem monarchischen Europa gegenüber, die Rechtmäßigkeit dieses Princips anerkennen und als dessen Verfechter auftreten? Brechen wir nicht dadurch mit allen Monarchen, namentlich mit allen denen, die fremde, früher bezwungene Nationalitäten in sich begreifen? Die Deutschen haben einen Dichter, der davor warnt, gefährliche Geister heraufzubeschwören, über die man nicht leicht wieder Meister wird. Hüten wir uns vor diesem großen Fehler! In Frankreich hat das Kaiserthum die Revolution nach langen Kämpfen überwältigt und erstickt. Es darf das gefährliche Ungeheuer nicht wieder auferwecken.

B. E. Ich fühle die ganze Kraft Ihrer Argumente, — aber welches ist Ihr Plan?

N. Mein Plan ist, gegen Abtretung der Lombardei Frieden zu schließen und damit allem Blutvergießen, so wie allen Gefahren und Schwierigkeiten, die uns bedrohen, ein Ende zu machen, — diesen Vertrag aber so einzurichten, daß auch die Befreiung des übrigen Italiens auf Umwegen erreicht wird, oder vielmehr aus der faktischen Lage der Dinge, die wir ja genau kennen, von selbst hervorgehen muß. Der östreichische Kaiser wird die Lombardei, die wir ohnehin erobert haben, aufgeben; denn er ist in diesem Augenblick durch die erlittenen Niederlagen sehr entmuthigt, — er hat keinen Feldherrn, dem er vertrauen kann, und seine übrigen Verlegenheiten — zumal die finanziellen — sind groß. Meinen weitern Plan aber wird er nicht durchschauen. Um seinen Stolz zu schonen, werde ich vorschlagen, daß die Abtretung der Lombardei an Frankreich geschehe, und ich übertrage sie dann an Piemont. Franz Joseph wird in dieser Wendung nur ein Compliment sehen, das ich seinem Ehrgefühl mache, aber sie hat noch eine andere Bedeutung. Tritt er die Lombardei an Frankreich ab, so hat er es mit Frankreich zu thun, wenn er sich jemals sollte beikommen lassen, diese Abtretung rückgängig zu machen; und überträgt Frankreich das Land an Sie, so ist Ihnen Frankreichs Garantie für immer gesichert. Beides wäre anders, wenn die Abtretung direkt von Oestreich an Sardinien geschähe. Auch werden Sie gestehen müssen, daß die Erwerbung einer so herrlichen Provinz mit mehr als dritthalb Millionen Einwohnern, als Frucht eines zweimonatlichen Feldzuges, eine sehr schöne Sache ist.

B. E. Eine sehr schöne und höchst dankenswerthe, ohne alle Frage. Aber Parma, Modena, Toskana, die Romagna, das Venetianische, die vier Festungen? Soll das Alles theils in östreichischen Händen, theils unter östreichischem Einfluß bleiben? Wo bliebe dann das mächtige norditalienische Königreich, das wir längst als das einzige Mittel anerkannt haben, um die östreichische Herrschaft für immer aus Italien zu verbannen?

N. Betrachten wir Eins nach dem Andern mit ruhigen Blicken, und Sie werden sich gewiß zufrieden geben. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich voraussetze, daß die östreichische Politik nicht sehr scharfsichtig ist, zumal in einem Augenblick großer Verlegenheiten. Um diesen Augenbick zu benutzen und einen raschen Frieden mit der Abtretung der Lombardei zu erlangen, muß ich ihr einige Lockspeisen hinhalten. Ich muß den Schein annehmen, als verzichte ich auf einen Theil meines Programmes. Ich muß Oestreich die Hoffnung lassen, auch in Zukunft einen großen Einfluß in Italien zu bewahren, — mit einem Worte, ich muß Oestreich täuschen. Mit meinem Gewissen bin ich darüber ganz im Reinen. Sollte es nicht verzeih-

lich, ja verdienſtlich, ſein, durch eine feine — wenn Sie wollen liſtige — Unterhandlung einen guten und großen Zweck ohne Blutvergießen zu erreichen, der ſonſt nur durch die fürchterlichſten Opfer durchzuſetzen wäre? Die ſtrengſten Moraliſten haben keinen Einwand gegen eine Kriegsliſt; ſollten ſie nicht auch eine Friedensliſt gelten laſſen? Jene Lockſpeiſen nun ſind: in Bezug auf Parma, Modena und Toskana die Hoffnung einer Wiedereinſetzung der flüchtigen Fürſten — in Bezug auf das Venetianiſche und die Feſtungen, die Fortdauer des einſtweiligen (gewiß nur kurzen) Beſitzes derſelben, — in Bezug auf den öſtreichiſchen Einfluß in dem geſammten Italien die Bildung eines italieniſchen Bundes unter dem Vorſitz des Papſtes, — eines Bundes, in welchem ſich Oeſtreich natürlich als vorherrſchende Macht denken müßte. Faſſen wir nun die einzelnen Punkte näher ins Auge. Der Kaiſer Franz Joſeph, welches auch ſonſt ſeine Schwächen ſein mögen, hat etwas Ritterliches. Er wird alſo auf der Wiedereinſetzung der geflüchteten Fürſten beſtehen, beſonders der beiden, die ſich perſönlich unter ſeinen Schutz begeben haben. Ich werde daher dieſen Punkt zugeben, jedoch mit einer Wendung, welche die Anwendung aller Waffengewalt ausſchließt. Ich werde die Zuſage geben, daß ich allen meinen diplomatiſchen und moraliſchen Einfluß zu Gunſten dieſer Wiedereinſetzung aufbieten werde. Man wird das genügend finden, da man natürlich dieſen Einfluß für ſehr mächtig hält, und da dieſe guten Leute in ihrer Verblendung ſich wirklich einbilden mögen, daß die Mehrheit des Volkes die Wiedereinſetzung wünſche, und daß ſie ſonach leicht zu bewerkſtelligen ſei, wenn ſie nicht mit Gewalt verhindert werde. Ew. Maj. brauche ich jedoch nicht zu ſagen, daß dieſe Wiedereinſetzung eine Chimäre, eine Unmöglichkeit iſt, wenn ſie nicht mit Waffengewalt durchgeſetzt wird. Wir kennen ja die wahre Stimmung der Bevölkerungen. Mit der Ausſchließung der Waffengewalt iſt alſo dieſer Punkt entſchieden. Der Gang der Sache wird einfach folgender ſein. Ich ſelbſt werde, um meine Zuſage zu erfüllen, in Reden und Zuſchriften die Wiedereinſetzung empfehlen, ja ſogar einige Diplomaten mit paſſenden Inſtruktionen an Ort und Stelle ſchicken, um ſie ſcheinbar anzubahnen. Bei jedem dieſer Akte aber werde ich ausdrücklich wiederholen, daß jede Waffengewalt unzuläſſig ſei. Die Kundigen werden das verſtehen. Ew. Maj. ſelbſt werden ſich, um Oeſtreichs Meinung von der Allmacht meines Einfluſſes und von der Aufrichtigkeit meiner Zuſage zu beſtärken, bis zu einem gewiſſen Grade nachgiebig zeigen müſſen. Eine vortreffliche, vielleicht nöthige Maßregel in dieſem Sinn würde ſein, wenn Sie unſern Cavour, den alle Welt als den entſchiedenſten Verfechter der italieniſchen Unabhängigkeit anſieht, auf eine Zeit lang entließen. Der kluge und wackere Mann wird auf den leiſeſten Wink verſtehen, wie es gemeint iſt; auch könnten wir ihn, wie ich glaube, ohne Gefahr in unſer Geheimniß einweihen;

denn er ist nicht der Mann, der das Spiel verdirbt. Ohnehin versteht sich von selbst, daß Sie im Stillen fortwährend dessen Rath und Mitwirkung benutzen würden. Zu rechter Zeit setzen Sie ihn wieder öffentlich an seine rechte Stelle. Ebenso versteht sich, daß Sie, obgleich einer scheinbaren Nothwendigkeit nachgebend, doch Ihren richtigen Standpunkt vorsichtig behaupten würden, um kein Recht aufzugeben und die italienischen Bevölkerungen nicht irre zu machen. Sie werden Ihren Schmerz darüber ausdrücken, daß ein Theil des Programmes unerfüllt bleibe, und auf dem Grundsatze beharren, daß die definitive Entscheidung in Betreff der mittelitalienischen Länder dem Nationalwillen angehöre, — ein Grundsatz, den ich nicht bestreiten werde noch bestreiten kann, da mein eigner Thron auf ihm ruht. Zugleich veranlassen wir, daß dieser Nationalwille sich sobald als möglich, so bestimmt als möglich und so ruhig als möglich ausspreche. Wie diese Entscheidung ausfallen wird, darüber hegen wir ja keinen Zweifel — um so weniger, da der gesunde Instinkt der Bevölkerungen und ihr italienischer Scharfsinn ihnen sagen wird, wie ich es eigentlich meine. — Dieses Spiel müssen wir fortsetzen bis die Abtretung der Lombardei und Alles, was damit zusammenhängt, durch einen förmlichen Friedensschluß zur unwiderruflichen Thatsache geworden ist. Dann können wir den Schleier allmälig lüften. Um den Schein und die Ehre desto besser zu wahren, beantrage ich einen Congreß. Kommt er zu Stande, so wagen wir dabei nichts; denn England wünscht entschieden die Unabhängigkeit Italiens und stimmt dem Prinzip der Nicht-Intervention durch Waffengewalt unbedingt bei; Rußland und Preußen aber sind Oestreich nicht hold, und es ist zugleich ihr Interesse, dessen Macht und Einfluß in Italien vernichtet zu sehen. Kommt der Congreß aber nicht zu Stande, um so besser! Ich habe dann meinen guten Willen gezeigt und bin vor allen Vorwürfen gesichert. Italien wird dabei eher gewinnen als verlieren. Denn die mittelitalischen Länder werden inzwischen, unter indirekter und kluger Mitwirkung Ew. Maj., das was sie beschlossen faktisch durchführen, und so wird sich der Stand der Dinge, auf den wir hinarbeiteten, einstweilen als „vollendete Thatsache" gestalten, und diese, geschützt durch das Prinzip der Nicht-Intervention, wird keine Macht der Welt mehr wegräumen können. Je mehr Zeit wir gewinnen, desto fester wird dieses fait accompli sich begründen, — und Zeit zu gewinnen, ist ja eine so große Kunst. Freilich wird Oestreich zu diesem Resultate sauer sehen. Allein was schadet das? Es kann mir keinen Wortbruch vorwerfen, sondern höchstens zu der Einsicht gelangen, daß es sich in seinen Voraussetzungen getäuscht und meine Zusagen mißverstanden habe. Die übrige Welt aber wird das Resultat mit Freude sehen; denn Italiens Knechtung hat schon längst alle edlen Herzen empört. Uebrigens gedenke ich, für alle Fälle zu sorgen: ich werde nach dem Frieden 50,000 bis 60,000 Mann in der

Lombardei ſtehen laſſen. Rechnen wir dazu 100,000 Mann. Ihrer tapfern Piemonteſen und die 40,000 bis 50,000 Mann, die Mittelitalien in der Zwiſchenzeit ſchlagfertig machen wird, ſo haben wir eine kampfbereite Macht von 200,000 Mann, die wohl mehr als hinreichen wird, um Oeſtreichs üble Laune im Zaum zu halten, zumal da deſſen unheilbare Finanznoth es unfehlbar in Kurzem zu Reductionen in ſeinem Heerweſen nöthigen, jedenfalls aber eine kräftige und nachhaltige Kriegführung ihm unmöglich machen wird. — Aber ich glaube einen Ausdruck des Erſtaunens in den Mienen Ew. Maj. zu bemerken. Sind Sie nicht mit mir einverſtanden?

V. E. Wenn mein Geſicht einen andern Ausdruck zeigt, als den der Bewunderung, ſo iſt es nicht der rechte. Wie ſollte ich mit einem ſo klugen und zugleich ſo einfachen, ſo faßlichen und ſo leicht ausführbaren Plane nicht einverſtanden ſein? Wenn nur die öſtreichiſchen Staatsmänner ihn nicht durchſchauen.

N. Eben deshalb dürfen wir ihnen nicht lange Zeit zum Nachdenken laſſen. Wir müſſen, die Stimmung des Augenblicks benutzend, ſo raſch als möglich und mit Franz Joſeph perſönlich verhandeln und abſchließen.

V. E. Sehr gut! Aber Ew. Maj. haben noch nichts von der Romagna geſagt.

N. Es iſt kaum etwas Beſonderes über ſie zu ſagen; denn ſie iſt in demſelben Falle, wie die drei Herzogthümer, wird alſo gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machen. Das ſchützende Prinzip der Nicht-Intervention und ſonach die Entſcheidung ihrer Zukunft durch den Volkswillen gilt auch für ſie. Nur ihren Landesherrn könnten wir freilich nicht hindern, ſeine Gewalt über ſie wieder herzuſtellen. Indeß gegen die päpſtliche Kriegsmacht werden ſie ſich wohl ſelbſt zu ſchützen wiſſen.

V. E. Aber die delikaten Verwickelungen, die dieſe Losreißung, dem Papſte und der ganzen katholiſchen Kirche gegenüber, nach ſich ziehen wird?

N. Sind weniger ſchwierig, als ſie auf den erſten Blick ſcheinen mögen, obwohl der Lärm darüber, beſonders von Seiten der Geiſtlichkeit, groß genug ſein wird. Erſtlich datirt das jetzige Verhältniß der Romagna zum Kirchenſtaate erſt von 1815, kann alſo nicht heiliger ſein als ſo viele andere Beſtimmungen jener Verträge, die bereits zu Nichte geworden. Zweitens iſt der Papſt in meiner Hand; denn ſobald ich meine Truppen aus Rom zurückziehe, ſo verliert er in kürzeſter Friſt ſeine ganze weltliche Herrſchaft. Drittens kann es mir nicht zum Vorwurf gereichen, wenn das Volk der Romagna die geiſtliche Herrſchaft unerträglich findet und von ſich ſtößt. Ich werde Sr. Heiligkeit ſtets die liebreichſten Worte geben und mich als ein frommer und guter Sohn der Kirche benehmen. Aber wenn die Romagna ſich aus eignem Antrieb und durch eigne Kraft vom päpſtlichen Stuhle un-

abhängig macht, so habe ich weder eine Verpflichtung noch ein Recht, es zu verhindern. Die Schuld trifft dann Niemanden als den Papst selbst, seine schlechte Regierung und den Eigensinn, womit er bisher alle Vorschläge zu zeitgemäßen Reformen zurückgewiesen hat. Viertens endlich dürfte es nicht gar schwer halten, die Welt zu überzeugen, daß, wenn auch der Papst zur Wahrung seiner hohen kirchlichen Würde und ihrer Unabhängigkeit zugleich weltlicher Souverain sein muß, dieser Zweck eben so gut durch ein kleines als durch ein großes Gebiet erreicht wird, — ja weit besser durch ein kleines, weil er dann um so weniger in die seiner geistlichen Stellung so unwürdigen und so nachtheiligen Händel der weltlichen Politik verwickelt werden kann.

V. E. Auch diesen Gründen kann ich meinen vollen Beifall nicht versagen. Aber wie groß wird der Schmerz und die Bestürzung Italiens sein, wenn das Venetianische unter dem östreichischen Joche bleibt! Und zehnfach unerträglich wird dieses Joch denen, die es tragen müssen, erscheinen, wenn sie das übrige Italien davon befreit sehen.

N. Vergessen Ew. Maj. nicht, daß wir unter den jetzigen Umständen die Abtretung des Venetianischen, zusammt der Lombardei, unmöglich verlangen können. Eine solche Zumuthung würde als Uebermuth, als Unsinn erscheinen. Wenn wir gute Gründe haben, jetzt den Frieden zu wünschen, — und daß wir sie haben, ist klar genug, — so dürfen wir nicht Alles verlangen, was uns etwa zugestanden werden müßte, wenn wir den Krieg, mit allen seinen Opfern, Gefahren und Wechselfällen bis zu Ende siegreich durchgeführt hätten. Aber Sie sehen ein, daß Oestreich diesen Besitz unmöglich auf irgend eine längere Dauer wird behaupten können, sobald das übrige Italien dessen Joch abgeworfen hat? Sie sagten mit Recht, daß dieses Joch alsdann den Venetianern völlig unerträglich werden wird; sie werden daher, mit Eifer jede Gelegenheit ergreifen, die nur die entfernteste Aussicht bietet, es abzuschütteln, und an solchen Gelegenheiten wird es um so weniger fehlen, als das übrige Italien die venetianischen Brüder nicht nur mit den heißesten Wünschen, sondern auch mit Gut und Blut unterstützen wird. Ich werde zwar Oestreich zur Bedingung machen, daß das Venetianische freisinnige Reformen und eine nationale, ganz italienische Verwaltung erhalten soll. Allein man wird diese Bedingung schon darum nicht erfüllen, weil man dasselbe Prinzip auch auf die übrigen Nationalitäten, aus denen die östreichische Monarchie besteht, anwenden müßte. Dies wäre freilich die gesündeste, die einzig richtige Politik für diese Monarchie; aber man hat in Wien zu wenig Einsicht und zu viel Eigensinn. Diese Nichterfüllung wird die Unzufriedenheit, die Verzweiflung der Venetianer aufs Höchste steigern. Um sie niederzuhalten muß Oestreich fortwährend ein Heer von wenigstens 80,000 Mann blos im Venetianischen haben, — es wird in dieser Provinz stets auf dem

Kriegsfuße sein. Wie wäre dies auf die Dauer möglich bei der unerhörten Zerrüttung seiner Finanzen? Es ist mir vollkommen gewiß, daß Oestreich Venetien, auch wenn wir es ihm jetzt lassen, in kurzer Zeit verlieren oder aufgeben wird, — auf welche Weise, das mag für jetzt dahingestellt bleiben und ist auch fürs Erste gleichgiltig. Vielleicht kommt man auf den guten Gedanken, es gegen eine tüchtige Entschädigung an Geld abzutreten. Die Finanznoth kann leicht dazu führen, und es wäre ein unermeßlicher Vortheil für Oestreich. Es könnte sein Heer um 100.000 Mann vermindern und außerdem seiner darbenden Staatskasse einige hundert Millionen in Baarem zuwenden, — vielleicht das einzige Mittel, seinem zerstörten Credit wieder aufzuhelfen.

V. E. Ich gestehe, daß auch diese Ansichten viel für sich haben, und so mögen denn die Venetianer noch eine Weile unter dem Druck der Fremdherrschaft seufzen, bis auch für sie der Tag der Erlösung kommt. Ich hoffe und wünsche sehnlich, daß mir Gelegenheit geboten werde, ihn zu beschleunigen. Bin ich König von Norditalien, so wird sich das bald finden! — — Aber was Ew. Maj. von einem italienischen Bunde unter dem Vorsitze Sr. Heiligkeit sagten, meinen Sie das im Ernste — auch wenn Oestreich das Venetianische behält, also Mitglied dieses Bundes würde?

N. Im Ernste? Ich habe schon gesagt, daß es blos eine Lockspeise sein soll. Ich muß selbst lächeln, wenn ich mir deutlich vorstelle, welche Rolle Sie, mein lieber Herr Bruder, in einem solchen Bunde spielen würden, inmitten aller Ihrer politischen Gegner. Viktor Emanuel im Bunde mit Oestreich, mit dem Papste, mit den wiedereingesetzten Fürsten Mittelitaliens, mit Neapel! Es müßten interessante Diskussionen und Beschlüsse daraus entspringen, und eine wunderliche Einigkeit und Einheit Italiens! — Um ernsthaft über diesen Punkt zu reden, so versteht sich von selbst, daß der Bund nicht ohne Ihre freie Zustimmung zu Stande kommen kann, und ich traue Ihnen zu viel Weisheit zu, um jemals diese Zustimmung zu geben. Als Lockspeise aber wird der Vorschlag trefflich wirken; denn Oestreich muß sich denken, daß seine Stimme in diesem Bunde stets siegreich sein wird, und daß auf diese Weise sein überwiegender Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten Italiens, weit entfernt vernichtet oder beschränkt zu werden, an Kraft und Ausdehnung noch unendlich gewinnen würde. Denn er würde künftig anerkannt sein, auf einem Bundesvertrage beruhen und ganz Italien treffen, Piemont mit eingeschlossen.

V. E. Der Plan eines solchen Bundes und namentlich die Voraussetzung, daß ich darauf eingehen könnte, ist wirklich so absurd, daß Oestreich sich schwerlich dadurch wird täuschen lassen!

N. Ich wiederhole, daß ich in dieser Hinsicht unbesorgt bin, zumal wenn wir ihnen keine Zeit lassen, sich von der Bestürzung des Augenblicks zu erholen. Ich vermuthe vielmehr, daß Franz Joseph und sein weiser Rech-

berg sich einbilden werden, der französische Kaiser mache da einmal einen recht unklugen Streich und stelle, ohne es zu wissen, sich selbst und seinem Verbündeten eine Falle.

V. E. Möglich, sehr möglich! Aber nun bleibt noch ein Punkt. Welchen Einfluß soll der Stand der Dinge, der aus diesem Frieden hervorgehen wird, auf unsere geheime Abrede in Betreff Savoyens haben, das erst nach vollständiger Durchführung unseres Programmes an Frankreich abgetreten werden sollte?

N. Diese Abrede bleibt unverändert, denn — wie gesagt — das Programm wird früher oder später vollständig in Erfüllung gehen. Aber ich gestehe, daß diese Abtretung überhaupt mich mit schweren Sorgen und Bedenklichkeiten erfüllt. Die Sache muß mit der höchsten Vorsicht behandelt werden. Auf der einen Seite ist es billig und natürlich, daß Frankreich für die großen Opfer an Blut und Geld, die es in diesem Kriege gebracht, eine Vergütung erwartet, und Savoyen könnte gewiß nicht als ein übermäßiger Ersatz gelten. Auch würden die Savoyarden selbst, die ohnehin halbe Franzosen sind, dem Arrangement wol beistimmen. Allein auf der andern Seite muß ich mich, Europa gegenüber, vor nichts so sehr hüten als vor Gebietsvergrößerungen, — sonst geht der Allarmschrei: „Seht die Napoleonische Eroberungssucht!" wie ein Lauffeuer durch alle Länder und erweckt allgemeines Mißtrauen, allgemeine Feindseligkeit gegen Frankreich, gegen meine Dynastie. Auch verlöre dann die Hilfe, die ich Italien geleistet, in den Augen der Welt, vielleicht in den Augen der Italiener selbst, den Charakter der Uneigennützigkeit, der Großmuth, — ein Ruhm, der mir mehr gilt und mehr nützt als die Erwerbung eines kleinen Gebietes. Indessen, da doch Frankreichs Ansprüche auf Schadloshaltung nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, so läßt sich die Sache vielleicht auf Umwegen allmälig durchführen, ohne großes Aufsehen zu erregen. Wie wäre es, wenn ich Ihnen fürs Erste nur eine tüchtige Rechnung für Kriegskosten machte und zur Erfüllung Ihrer aus dem Frieden entspringenden pekuniären Verbindlichkeiten gegen Oestreich einen Vorschuß leistete? Später zeigt sich, daß die Bezahlung dieser Vorschüsse Ihren Finanzen zu schwer fällt, und Sie treten mir dann im rechten Augenblick, Savoyen an Zahlungsstatt ab. Aber damit dürfen wir nicht eilen, — wir müssen warten bis dieser Krieg etwas in den Hintergrund getreten, die italienischen Angelegenheiten geordnet und auch die nöthigen Schritte zu einer Ausgleichung in Bezug auf das Interesse der Schweiz in dieser Sache geschehen sind. Kommt Zeit, kommt Rath.

V. E. Ich bewundere mehr und mehr die Klugheit und Vorsicht Ew. Maj. Doch kann ich mich der Besorgniß nicht erwehren, daß vielleicht die Welt in diesem ganzen Plane, wenn er durchgeführt ist und seine Folgen sich

entwickelt haben, eine gewisse Arglist erblicken und daß ihr Urtheil unserer Ehre nachtheilig sein dürfte.

N. Seien Sie ohne Sorge. Ich werde meine Worte zu wählen und den Vorwurf eines Wortbruches sorgfältig zu vermeiden wissen. In der Politik kommt alles auf die Form an, in die man die Dinge einkleidet, zumal wenn der Zweck ein guter ist. Ich werde mich so einzurichten wissen, daß es der Welt scheinen muß, als sei ich wider Willen durch den Gang und die Gewalt der Ereignisse gezwungen worden, dem Nationalwillen der Italiener nachzugeben. Niemand wird ahnen, daß es in Gemäßheit eines festen, im Voraus klar geordneten Planes und im vollsten Einverständniß mit Ew. Maj. geschieht. Die Presse wird eine Zeit lang meine Politik mysteriös, schwankend, inconsequent finden. Aber verlassen Sie sich darauf, wenn die Resultate zu Tage liegen und feststehen, so wird der Beifall, vielleicht die Bewunderung der ganzen civilisirten Welt uns belohnen; denn man wird einsehen, daß es ruhmvoller und dankenswerther ist, ein großes Ziel durch Klugheit zu erreichen, als durch blutige Gewalt.

V. E. Das gebe Gott! Ich wage noch nicht recht es zu hoffen. So viel aber weiß ich, daß Machiavelli, wenn er alles, was Sie mir gesagt haben, mit angehört hätte, gern eingestehen würde, daß das neunzehnte Jahrhundert einen größern Politiker hervorgebracht hat, als das seinige.

H.

Die Scharfschützenbewegung in England.

Wenn es im vorigen Herbst schien, als ob ein Krieg zwischen England und Frankreich nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, gewisse deutsche Blätter schon Visionen hatten, in denen sie Zuaven und Turkos im Hydepark spazieren gehen sahen, und selbst weniger phantasievolle Politiker des Festlandes bedenklich wurden über die Art, wie man sich am Kanal die Waffen zeigte, so haben die letzten Wochen allerdings in diesem Stand der Dinge viel verändert. Jene Visionen der Propheten unsrer Reaction haben Klageliedern, jene Bedenken der Ueberzeugung Raum gegeben, daß das gute Einvernehmen zwischen England und dem Kaiser der Franzosen nicht nur vorläufig nicht gestört werden, sondern sich stärker befestigen wird als je zuvor. Napoleon hat

den Papst und fast zu gleicher Zeit die zahlreiche Partei der Schutzzöllner Frankreichs fallen lassen. Es scheint, daß er zu der Einsicht gelangt ist, keinen bessern Freund finden und sich keinen schlimmern Feind erwecken zu können, als den Nachbar überm Kanal, und da man ihm, wie uns dünkt, eher alles Andre nachsagen kann als Mangel an Ueberlegung und an richtiger Beurtheilung seiner Kräfte und der Stärke seiner Gegner, so möchte England trotz der entgegenstehenden Ansicht unsrer Anglophagen bis auf Weiteres das Prädicat einer Großmacht zu belassen sein.

Ganz ohne allen Grund waren aber die Befürchtungen nicht, die man für den Fall eines Angriffs Frankreichs auf England in Betreff des letzteren hegte. Beweis dafür ist, daß die öffentliche Meinung in England selbst sich nicht mehr sicher fühlte. Die öffentliche Meinung mag bisweilen auf einige Zeit unrecht haben, auf die Dauer wird sie sich niemals täuschen; denn sie ist, wenn man sie von allem blos Zufälligen entkleidet, der Instinct des Volkes, und dieser Instinct sagte den Engländern trotz aller Versicherungen vom Gegentheil, daß man der rasch gewachsenen Macht der Franzosen gegenüber Gefahr laufe, wofern man nicht zur rechten Zeit Vorkehrungen treffe. Man entdeckte, daß „die Burg im Ocean mit ihrer Besatzung von fünf Millionen kriegstüchtiger Männer", daß „der Salzwassergraben um dieselbe, vier Meilen breit an der schmalsten Stelle und tief genug, um alle Menschen, die je lebten, darin zu ertränken", Redensarten geworden waren. Die Empfindung der Unbehaglichkeit bei dieser Wahrnehmung steigerte sich rasch zur Aufregung. „Hannibal ante portas! rief die Presse, und ein Alarm gleich dem, aus welchem das selige Rheinlied hervorging, brauste durch die ganze Nation von den weißen Kreideküsten Dovers bis hinauf zu den schottischen Bergen.

Man drang in die Regierung, zu rüsten, und erfuhr, daß sie rüste. Die Aufregung ließ dies ungenügend erscheinen. Eine verlorne Seeschlacht, und das Land konnte hunderttausend Rothhosen ausschiffen sehen, denen es keine dreißigtausend kampfgeübte Truppen entgegenzustellen hatte. Eine verlorne Landschlacht, vielleicht zwei, und Napoleon fügte zu seinem Triumphzug in Mailand einen Triumphzug in London. Bei näherer, nüchternerer Betrachtung fand man indeß, daß die Gefahr nicht so groß sei, daß man noch andere Mittel zur Verfügung habe, daß Birmingham und Enfield ihre Waffen nicht blos für geworbene Soldaten zu liefern brauchten, daß die unzähligen Hecken, Wäldchen und Parks des Landes eine Kriegführung böten, bei der gutzielende Scharfschützen die Hauptrolle spielen könnten, daß die Gewohnheit der Fuchsjagden und Kirchthurmrennen das Material zu einer Cavallerie geschaffen, die sich nicht vortrefflicher vorstellen ließe, daß England von Telegraphen- und Eisenbahnlinien durchschnitten sei, welche ein kleines Heer wie das größte wirken lassen, und endlich, daß ein freies Volk, welches für seine

Ehre und für seine Freiheit kämpft, einig zusammenstehend noch nie unterlegen sei. Der Gedanke wurde laut, daß die Nation die Verpflichtung habe zu ergänzen, was der Regierung fehle: man hörte den in England lange nicht vernommenen Ruf nach Volksbewaffnung, derselbe fand Anklang beim Publikum wie bei der Regierung: jenes ließ sich in die Listen der rasch sich bildenden Corps einschreiben, diese lieferte den Unbemittelten Waffen, und zu Ende des Jahres waren in allen Grafschaften bereits zahlreiche Freischaaren dieser Art bewaffnet und eingekleidet, die meisten auch bis zu einem gewissen Grade eingeübt, wenigstens eingeschossen.

Wir sind weit entfernt, dieser Bewegung eine größere militärische Wichtigkeit beizulegen, als sie bis jetzt verdient. Es ist wahr, daß eine Volksbewaffnung in England eine andere Bedeutung hat als etwa in Italien, als selbst — wie die Jahre 1848 und 1849 bewiesen haben — in Deutschland. Wenn wir gewohnt sind, uns die Briten als ein friedliches Handelsvolk vorzustellen, so dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß der Kampf mit der See, mit den Beschwerden weiter Reisen, mit den Mühseligkeiten arktischer Untersuchungen, mit der Natur des Urwalds im fernen Westen ebenfalls Helden braucht und erzieht, daß selbst der Handel in diesem Lande im Wesentlichen ein Krieg ist. Sodann aber würde der Krieg zwischen Franzosen und Engländern mit dem Geiste des alten Hasses zwischen den beiden Nationen geführt, und die Bildung der Freischaaren im Fall, daß wirklich ein Zusammenstoß erfolgt wäre, im Lichte einer Anticipation dessen, was 1812 in Preußen geschah, als Entstehen einer Landwehr vor der drohenden Niederlage, erschienen und als solche vollkommen von der Regierung in die Hand genommen worden sein. Aber bis jetzt war in der Hauptsache nur der Wille der Nation, sich dem Heere zur Seite zu stellen, von Werth. Die Begeisterung ohne militärische Durchbildung, ohne Disciplin, ohne Führer mit militärischen Kenntnissen spielt vor der Taktik und Strategie der modernen Kriege nur eine Nebenrolle, und überdieß möchten manche von denen, die sich in die Listen der Rifle-Brigaden eintragen ließen, weniger an die Noth und das Blut der Schlachten, als an die Neuheit des Soldatenspiels und an die schmucke Uniform gedacht haben, die bei den meisten Corps das erste gewesen zu sein scheint, worüber man debattirte. Manche der Compagnien und Bataillone dürften die kleinstädtisch-komische Physiognomie jener Bürgermiliz haben, deren Compagnien man in Neuyork und andern Städten Amerikas mit martialischen Titeln, überreichlichen Tressen, mächtigen Bärten und Bärmützen und jenen gewaltthätigen Manieren, die sich so bequem annehmen lassen, wenn eins weit vom Schuß ist, nach dem Takt des Yankeedoodle durch die Straßen paradiren sieht.

Sei dem wie ihm wolle, der gute Wille war da, und die Noth würde

aus dem gebotenen Material unzweifelhaft ebenso rasch eine brauchbare Landwehr, namentlich eine tüchtige Jägertruppe gemacht haben, wie in den deutschen Freiheitskriegen. Die Angelegenheit wird jetzt lauer betrieben werden, vielleicht mit der Bildung solcher Paradesoldaten endigen wie in den Vereinigten Staaten, vielleicht ganz einschlafen. Da Napoleon aber nicht auf lange zu berechnen und die Möglichkeit immer vorhanden ist, daß er einen Angriff auf England wagt, so kann es von Interesse sein, die Scharfschützen-Bewegung des Jahres 1859 etwas näher kennen zu lernen und einen Blick auf das zu thun, was nach der Ansicht englischer Militärs erforderlich wäre, wenn das rohe Metall in eine für den Krieg verwendbare Form gegossen werden sollte.

Ende November hatten sich an 163 Orten Englands und Schottlands Corps freiwilliger Jäger gebildet. Davon datirten zwei bereits vom Jahre 1852, wo der Gedanke einer Verstärkung der nationalen Wehrkraft auf diesem Wege zuerst auftauchte. Die übrigen hatten sich erst im Lauf des Sommers und Herbstes von 1859 gebildet. Jene beiden ältesten Corps sind das South-Devon-Regiment und das Regiment der Victoria-Rifles. Das South-Devon-Regiment bestand ursprünglich nur aus 2 Compagnien, von denen die eine ihr Hauptquartier in Exeter, die andere das ihre in Torquay hatte, sowie einige Abtheilungen in Teignmouth, Dawlish, Exmouth und Totneß. Jetzt sind dazu noch 5 neue Compagnien getreten, die Abtheilungen wurden stärker, und das ganze Corps zählt gegenwärtig ungefähr 700 Mann. Die Uniform ist grün, das Lederzeug schwarz, an den Beinkleidern tragen sie schmale Goldstreifen, an der Mütze das Motto „Semper fidelis“ und ein messingnes Hörnchen. Die Offiziere zeichnen sich durch rothe Schärpen, Pfeifchen an einer silbernen Kette und Schleppsäbel aus. Die Waffe der Gemeinen ist die kurze Enfieldbüchse. Bei der Aufnahme in das Corps wird ein Eintrittsgeld von 1 Pfd. St. und später ein jährlicher Beitrag von 10 Schilling erlegt. Das nächstälteste Freiwilligencorps, die Victoria-Rifles, haben ihr Hauptquartier in Kilburn, wo sich auch die Schießstätte und der Exerzierplatz des jetzt etwa 400 Mann starken Regiments befindet. Die Uniform ist ein grüner reich mit Borten besetzter Waffenrock und ein Tschacko mit Federstutz; die Waffe die kurze Enfieldbüchse. Die Aufnahmegebühr beträgt 1, die Jahressteuer 2 Pfd. St. In diesem wie in dem andern Regiment hat sich jeder sein Gewehr auf eigne Kosten zu schaffen, und die Mitglieder gehören nur den wohlhabenden Classen an.

Die Victoria-Rifles gaben den Anstoß zur Bildung andrer Freiwilligencorps in der Grafschaft Middlesex, und zwar sind deren dort bereits 20 vollständig organisirt und mehre andere in der Bildung begriffen. Die wichtigsten sind folgende: das Südmiddlesex-Regiment, welches im Juni v. J. seine Listen

auslegte und jetzt gegen 750 Mann stark ist. Die Uniform ist hechtgrau mit rothen Kragen und Aufschlägen, den Kopf bedeckt eine Mütze, die Patronentasche wird vorn unter der Brust getragen, das Lederzeug ist schwarz lackirt, die Waffe ein Stutzen. Das Hauptquartier befindet sich in Beauford-house, Walhamgreen. Eintrittsgeld wird nicht entrichtet, dagegen ein Jahresbeitrag von 1 Pfd. St. Ferner die Highgate-Rifles, ein nur 70 Mann starkes, aber wohl geübtes Corps. Die Uniform ist grau mit grünen Aufschlägen, die Bewaffnung besteht in Stutzen. Dann die Marylebone-Rifles, im August v. J. errichtet und jetzt ungefähr 400 Mann stark. Sie tragen Waffenröcke und Beinkleider aus grauem Cheviot Tweed mit schwarzem Aufschlag und rothem Vorstoß, und führen die kurze Enfieldbüchse. Dann die London-Scotch-Rifles, jetzt gegen 600 Mann, von der Regierung mit der langen Enfieldbüchse versehen und großentheils wohl eingeübt, aber noch nicht vollständig eingekleidet. Das Comité hat jungen Leuten den Eintritt dadurch erleichtert, daß es jedem sich Meldenden Uniform und Ausrüstung unter der Bedingung vierteljähriger Abzahlungen liefert. Endlich die London-Rifle-Brigade, die unter der Leitung des Lordmayors und der Aldermen der City steht, welche seit der Zeit Elisabeths das Recht haben, für die Bürgersoldaten der Stadt die Offiziere zu ernennen. Das Corps zählt jetzt gegen 1200 Mann und der Herzog von Cambridge hat demselben die Ehre angethan, die Stelle des Oberbefehlshabers anzunehmen. Die Mannschaft exerzirt im Sion-College und hat ihren Schießplatz beim Krystallpalast. Die Uniform ist dunkelgrün, reich mit Borte besetzt, das Lederzeug schwarz, bei der Parade wird ein Tschako getragen. Einige Mitglieder kaufen sich ihre Gewehre selbst, die Mehrzahl bekommt von der Regierung die lange Enfieldbüchse geliefert.

Die Grafschaft Kent hat nur 4 Compagnien freiwilliger Scharfschützen aufgestellt, die zusammen nicht mehr als etwa 500 Mann zählen. Ein stärkeres Kontingent dagegen hat Surrey geliefert, indem es 9 verschiedene Corps gebildet hat, von denen das stärkste, die Camberwell-Rifles, in 8 Compagnien gegen 600 Mann zählt. Dieses Bataillon, im Juni 1859 gegründet, und von Offizieren der regulären Armee, die auf Halbsold dienen, befehligt, hat sich den ganzen Sommer eifrig im Schießen und Manövriren geübt. Das Hauptquartier befindet sich in Hannover Park, die Schießstätte in Woolwich. Die Uniform ist grün mit rothem Aufschlag und vielem Bortenbesatz, das Lederzeug schwarz, die Bewaffnung besteht in der kurzen Enfieldbüchse, die jeder Eintretende selbst zu beschaffen hat.

Weiter mögen noch folgende Freiwilligencorps Erwähnung verdienen: die Oxford-University-Rifles, 4 Compagnien, die zusammen etwa 300 Mann stark, und von denen zwei mit der kurzen und zwei mit der langen Enfieldbüchse bewaffnet sind; die Farbe des Waffenrocks, der Beinkleider und der Mütze ist

ein helles Graubraun, die Aufschläge sind blau, die Hosen sogenannte Knickerbockers. Die Sheffield-Rifles, in 3 Compagnien 350 Mann stark, grau mit rothem Aufschlag und schwarzem Bortenbesatz gekleidet und theils mit der kurzen Enfieldbüchse, theils mit der sogenannten Lancaster-Rifle bewaffnet. Die Yorkshire-Rifles, 14 Compagnien, die zusammen gegen 900 Mann zählen. Die Uniform ist grau, mit grünen oder schwarzen Kragen und Aufschlägen. Das Nottingham-Bataillon, 8 Compagnien und im Ganzen 600 Mann stark, grün mit schwarzen Aufschlägen gekleidet und theils mit der fünfzügigen Matrosenbüchse, theils mit der Lancasterrifle, theils mit der kurzen Enfieldbüchse bewaffnet. Die Staffordshire-Rifles 280 Mann, und die Freiwilligen der Stadt Edinburg, die aus einem in 11 Compagnien getheilten Bataillon von etwas mehr als tausend Mann bestehen, einen grauen Waffenrock mit schwarzer Borte tragen und als Waffe die kurze Enfieldbüchse führen.

Wie stark die Gesammtzahl der Mitglieder aller Freiwilligencorps ist, die sich bis jetzt in England und Schottland gebildet haben, läßt sich mit Genauigkeit nicht angeben. Die Zahl der Eingekleideten, Bewaffneten und einigermaßen Geübten dürfte 12 bis 15,000 nicht übersteigen. Auffallend ist, daß die Theilnahme an der Bewegung in den Mittelstädten bei Weitem bedeutender war, als in den großen. So hat zum Beispiel Leith mit einer Bevölkerung von 35,000 Seelen mehr Freiwillige gestellt, als Manchester mit seinen 350,000 Einwohnern. Leith hat überhaupt im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl die stärkste Betheiligung gezeigt, indem es ein volles Procent, oder von jedem Hundert seiner Bevölkerung einen Freiwilligen gestellt hat. Dieses Verhältniß könnte auch in allen andern Orten Englands und Schottlands erreicht werden, und das würde eine Freiwilligenarmee von 200,000 Mann geben. Diese gut geschult, vorzüglich fleißig im Schießen geübt, was ohne Zweifel die Hauptsache für eine derartige Miliz ist, würden in der That eine nicht zu verachtende Unterstützung für das regelmäßige englische Militär sein, wenn es von einer Invasionsarmee angegriffen wäre.

Ein englischer Offizier ergeht sich hierüber in Erörterungen, die wir im Auszug mittheilen, da sie einerseits zeigen, wie man in England solche Dinge ansieht, und andrerseits auch für den Schutz unsrer deutschen Küsten das eine und das andere Brauchbare enthalten können. Derselbe sagt unter Anderem:

„Gründliche militärische Durchbildung ist natürlich von höchster Wichtigkeit für Truppen, die zum Angriff bestimmt sind, gutes Schießen dagegen ist das erste Erforderniß für solche, die sich auf die Vertheidigung zu beschränken haben. Die Schlacht an der Baumwollenballen-Schanze von Neuorleans hat bewiesen, was gutes Schießen leistet und wie leicht die besten Soldaten von Büchsenschützen ohne andere militärische Eigenschaften als ein scharfes Auge, eine feste Hand und genaue Bekanntschaft mit dem Gewehr niedergeworfen

werden können*). Man sollte daher die Freiwilligen vor Allem im Gebrauch der Schießwaffe üben, und so sind Scheiben und Schießhäuser nächst den Leuten und den Waffen das nothwendigste, dessen man bedarf. Die Exerzierübungen kommen erst in zweiter, die Form der Waffenröcke, die Zeichnung des Bortenbesatzes, die Farbe der Aufschläge, Vorstöße und Federbüsche in dritter Reihe. Ein Mann, der mit einem Holzfuß herumhinkt, aber ein tüchtiger Schütz ist, kann dem Feinde als defensiver Soldat mehr Schaden thun, als drei der gewandtesten, raschesten Freiwilligen, die jenen wesentlichsten Zweig ihrer Ausbildung vernachlässigt haben. Massen von Truppen können gebrochen werden und sich dann für geschlagen ansehen, der Scharfschütz, dessen Hauptgedanke sich auf den Vorzug richtet, den sein Name angibt, ist nicht eher geschlagen, als bis er entweder von einer Kugel getroffen oder zum Gefangnen gemacht wird.

Gutes Schießen aber lernt sich nicht so leicht, als Mancher sich vorstellt. Es muß mit Methode betrieben werden. Ein Rekrut kann es im Laufe eines Sommers zu erträglicher Geschicklichkeit bringen; ist er aber sich selbst überlassen, so wird er nicht leicht über die Mittelmäßigkeit herauskommen. Es müssen Preis- und Wettschießen eingerichtet, der Eifer und die Ausdauer durch die Gelegenheit, Ehre und Auszeichnuug zu erwerben, angefeuert werden. Man darf nicht mit Pulver und Blei, man darf viel eher mit dem Bortenbesatz auf den Waffenröcken und den goldenen Streifen an den Hosen knausern. Wir sollten solche Nationalschießfeste haben, wie die Schweiz, die Regierung müßte dieß, wo nicht in die Hand nehmen, doch nach allen Kräften befördern. Das Nationalvergnügen des Engländers sind die Pferderennen; aber dieselben sind jetzt so ausgeartet, daß die Beschränkung derselben auf zwei bis drei große Hauptrennen kein Verlust, sondern ein Vortheil für das Land sein würde. Statt der wegfallenden Wettrennen könnte man Wettschießen einführen. Eine mäßige Summe zu Preisen ausgesetzt würde denselben Wetteifer wecken, den man jetzt in Epsom, Doncaster und Newmarket sieht. Nehmen wir an, daß jeder Freiwillige jährlich seine 500 Schüsse erhielte. Das ist nicht eine einzige Patrone zu viel. Im ersten Jahre sollte er davon lieber tausend bekommen und verschießen, aber sagen wir nur fünfhundert. Diese würden etwa zwei Pfd. St. kosten. Wahrscheinlich würde die Hälfte der Freiwilligen ihre Munition sich selbst kaufen. Aber sehen wir davon ab, betrachten wir das Ganze als Nationalausgabe. Hunderttausend Freiwillige würden somit jährlich 200,000 Pfd. Sterling für Munition kosten.

*) Vorausgesetzt, daß ein so thörichter Starrkopf wie damals Packenham die Soldaten führt. Kein anderer als ein Engländer oder ein Russe hätte seine Leute gegen Jacksons baumwollene Schanze Sturm laufen lassen, schwerlich ein Offizier unsrer Zeit, am wenigsten ein Franzose, und so fällt ein guter Theil des obigen Arguments zu Boden. D. Red.

Dazu rechnen wir noch halb soviel für Preise und andere mit dem Wettschießen verbundene Kosten. Mit diesen 300,000 Pfd. St. jährlich könnte ein Scharfschützenheer geschaffen werden, dem nach zwei oder dreijähriger Uebung wenig mehr an der Vollkommenheit fehlen würde. Dazu gehören aber vor Allem Exerzierplätze und Schießstätten. Jene müßten 6000, diese wenigstens 900 Fuß Länge haben. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, dieselben würden nicht zu haben sein. Es gibt keine Stadt im Lande, die sich nicht dazu verhelfen könnte, wenn die Behörden guten Willen und Eifer zeigten. London sollte wenigstens drei Schießplätze, die übrigen Städte über 100,000 Einwohner jede einen haben.

Man hat angefangen, nächst den freiwilligen Scharfschützen auch an eine Artillerie von Freiwilligen zu denken. Das ist ein guter Gedanke. Die Schützen bildeten dann den festen Kern der Bewegung, die Artilleristen könnten unter gewissen Umständen Küstengeschütze bedienen und die Besetzung von Forts verstärken helfen. Wir bedürfen aber auch eine Verstärkung unsrer Feldartillerie. Reitende Artillerie mit leichten gezogenen Kanonen würde nicht nur eine Waffe sein, zu der man sich zahlreich melden würde, sondern auch eine sehr nützliche, während schwerere Feldgeschütze, die sich von Punkt zu Punkt an der Küste hinbewegen ließen und deren Bedienung in leichten Wagen folgte, für die Vertheidigung des Strandes die vorzüglichste Einrichtung sein möchten.

So sollte die zu bildende englische Freiwilligenarmee bestehen: 1) aus einer Infanterie von Scharfschützen, 2) aus Besatzungsartillerie, 3) reitender Artillerie, die Waffengattung unsrer Fuchsjäger und der wohlhabenden ländlichen Bevölkerung überhaupt, 4) endlich fahrende Artillerie mit schweren Geschützen zur Küstenvertheidigung.

Dazu müßte ein Guidencorps organisirt werden, dessen Mannschaft Ortskunde und Kenntniß der Mittel und Wege zur Beförderung schweren Fuhrwerks zu besitzen hätte. Gesetzt den Fall, ein feindliches Schiff bliebe bei der Ebbe an einer Stelle festsitzen, wo es mit Kanonen zu bestreichen wäre. Ließe man es in Ruhe, so würde es nach ein paar Stunden flott gemacht sein. Es wäre aber die Aufgabe der Freiwilligen, es nicht in Ruhe zu lassen, es in der Zwischenzeit tapfer mit Pulver und Eisen zu bearbeiten. Der Unterschied einer Stunde in der Ankunft der Geschütze kann hier entscheidend sein. Eine Stunde eher mit dem Feuer begonnen, und es wird in die Luft fliegen, eine Stunde später, und es wird entkommen. Die Guiden sollten daher genau wissen, in welcher Zeit die Geschütze nach dem oder jenem gegebenen Punkte gebracht werden können, und die Artillerie müßte zu dieser Arbeit gehörig ausgebildet werden. Alle Hafenorte sollten ihre Streitkräfte mit besonderer Rücksicht hierauf einexerziren.

Eine andere wichtige Frage ist die der Beförderung der Truppen. Da

Großbritannien kein Militärstaat ist, so hat man diesem Umstand bis jetzt nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet. Etwas weniger Praktisches und Bequemes als unsre jetzt gebräuchlichen Eisenbahnwagen läßt sich nicht denken. Diese Wagen sollten höher, größer und so eingerichtet sein, daß eine Truppe möglichst schnell ein- und aussteigen könnte, während jetzt von allem dem das Gegentheil stattfindet. Wie die Mannschaften mit ihren Waffen, Tornistern und andern Ausrüstungsgegenständen unterzubringen wäre, würde am besten ein tüchtiger Matrose sagen können. Der Seemann versteht sich vortrefflich auf das Raumersparen. Für den Bau der Wagen aber könnte man sich einen preußischen Eisenbahnwaggon dritter Classe mit seinen vielen Thüren zum Muster nehmen. Will man das nicht, so lassen sich unsere Packwagen zu guten Beförderungsmitteln auf kurze Entfernungen einrichten."

Der Aufsatz schließt mit einigen Nebenvorschlägen. Der erste geht dahin, die alten Kriegsschiffe in Batterien für die Häfen und Flüsse zu verwandeln. Ans Land gezogen und mit Erdbrustwehren versehen würden sie die wohlfeilsten und bequemsten Schanzwerke sein, die man haben könnte, und die Artillerie des Freiwilligenheeres könnte in ihnen nicht nur eingeübt werden, sondern sie auch, wenn dies nöthig wäre, ein paar Wochen bewohnen. Sie würden keine andern Ausgaben machen, als die ihrer Wegschaffung aus dem Wasser ans Land, würden mindestens zwanzig Jahre stehen, ohne unbrauchbar zu werden, würden, selbst wenn sie auf kurze Schußweite zu kämpfen hätten, sich so gut halten wie ein Schiff zur See, ungerechnet den Vorzug, daß sie hier auf dem Trocknen eine Hinterthür für den Rückzug offen hätten. Ein zweiter Vorschlag geht auf die Bewaffnung der freiwilligen Artilleristen mit Revolvern. Wenn ein Zusammenstoß, groß oder klein, auf britischem Boden stattfinden sollte, so wird er kurz, scharf und entscheidend sein. Der Revolver würde die Vertheidigungskraft außerordentlich steigern, und geschickte Handwerker, die mit Werkzeug zu hanthieren wissen, könnten sehr bald lernen, wie man mit dem Drehpistol umgeht. Der Revolver ist die beste Waffe für den Kanonier, der sein Geschütz gegen Reiterei oder Fußvolk zu vertheidigen hat.

Zur Geſchichte des preußiſchen Heeres.

2.

Das preußiſche Heer hatte ſich nach den Begebenheiten von 1806 und 1807 in Trümmer aufgelöſt. Seine Stärke wurde nach dem Frieden von Tilſit auf 40,000 Mann feſtgeſtellt. Dem regierenden Hauſe wurde vom Feinde nur die Hälfte ſeines Beſitzes zurückgegeben. Unerſchwingliche Kriegscontributionen drückten das Land. In den Feſtungen blieben feindliche Beſatzungen.

Die älteren Formen der Geſellſchaft, auf welche Friedrich Wilhelm der Erſte hundert Jahre früher ſein Heer gegründet, hatten ſich damals überlebt, es war unmöglich zu einer ſtarken Kriegsverfaſſung zu gelangen, wenn die ganze Geſellſchaft nicht eine andere Geſtalt erhielt. Die Kriegseinrichtung wird zum Theil durch die Staatseinrichtung bedingt, und dieſe wieder durch jene. Eine durchgreifende Reform der einen führt gar häufig zu einer durchgreifenden Reform der anderen. Die frühere Staatseinrichtung ruhte auf der ſcharfen Sonderung der drei Stände, der Edelleute, der Bürger und der Bauern, eine Sonderung, die faſt ſo ſcharf gezogen war, wie in Indien die der Kaſten. Friedrich Wilhelm der Dritte hob dieſes Verhältniß durch eine Reihe von Geſetzen auf und entwarf ohne Zeitverluſt mit feſter Hand ſchon im Jahr 1807 die Grundzüge der neuen Militärverfaſſung. Ihre Ausführung wurde der einſichtsvollen Leitung Scharnhorſts anvertraut, der unbekümmert um gegneriſche Urtheile ruhig das vorgeſteckte Ziel verfolgte und ſich dadurch unvergängliche Verdienſte um den Staat erwarb. An den Ufern der Memel und des Pregel wurden die Umriſſe gezeichnet, deren kühne Ausführung der preußiſchen Fahne den Sieg verlieh, ſie vor die Thore von Paris führte, die Rheinlande mit dem preußiſchen Staate vereinigte und dem Könige die verlorene ältere Provinz wiedergab. Einfach wie alles wahrhaft Große, bedeutend in ihren Wirkungen umfaßten ſie: 1. Die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienſte, 2. die jährliche Ausbildung einer bedeutenden Anzahl von Rekruten, 3. die Zuſammenziehung der Brigaden und den Garniſonwechſel der Truppen, 4. die Einführung einer Landwehr. An dieſe Grundzüge ſchloſſen ſich an: eine angemeſſene, auf Ehrgefühl berechnete Behandlung des Soldaten, eine verbeſſerte Fechtart, zweckmäßigere Bekleidung, größere Beweglichkeit durch Verminderung des Gepäckes, militäriſche Bildungsanſtalten, gleiche Anſprüche auf höhere Stellen und vor allem die Zuſammenſetzung des Heeres aus Eingeborenen, die Abſtellung des vormaligen Beurlaubungs- und des daraus hervorgegangenen ſchädlichen Freiwächter- und Oekonomieſyſtems. Die

glorreichen Erfolge dieser mit Beharrlichkeit durchgeführten Militärverfassung haben dieselbe vor den Augen von ganz Europa genügend bewährt. Wie durch einen Zauberschlag erschaffen, gingen neue Heere aus dem Volke hervor. Die sorgfältig vorbereiteten Elemente bildeten die Stämme der neuen Einrichtungen. Bei der Aufkündigung des Waffenstillstandes hatten nur 4½ Millionen Einwohner, mit Einschluß der Ersatzbataillone und Festungsbesatzungen, ein Heer von 271,641 Soldaten, folglich 54,328 Streiter von jeder Million aus allen Ständen unter die Waffen gestellt. Ein ewig denkwürdiges Beispiel treuer Ergebenheit gegen König und Vaterland! Eine glänzende Reihe von Siegen gab im Jahr 1814 Europa den Frieden, seinen Völkern zum Theil neue Herrscher. Preußen erhielt beinahe zur Hälfte neue Unterthanen und durch die Lage seiner neu erworbenen Provinzen eine durchaus veränderte politisch-geographische Gestalt. Als der Friede hergestellt und das Heer heimgekehrt war, vollendete der König die völlige Ausbildung desselben. Im Jahr 1815 wurden 10 neue Infanterieregimenter und 14 Regimenter Cavallerie größtentheils aus aufgelösten Freicorps von Lützow, Reiche und Hellwig, aus der russisch-deutschen Legion und aus den Nationalhusarenregimentern errichtet. Unter dem 21. November 1815 wurde die Landwehrordnung veröffentlicht, welche die Grundlage des neueren Kriegssystems bildete. Unter dem 30. Juni 1817 erließ der König eine nähere Instruction für die Aushebung der Ersatzmannschaften für das stehende Heer. Von 80,000 jungen Leuten, welche damals in jedem Jahre das zwanzigste Jahr erreichten, wurden nur etwa 40,000 ausgewählt. Den 30. Mai 1818 erfolgte die Eintheilung des Heeres in acht Corps- und vier Armeeabtheilungen. Zu Ende des Jahres 1819 wurde die Landwehr auf 32 Regimenter, jedes zu 3 Bataillonen und 3 Schwadronen, so wie auf 4 Regimenter, jedes zu 6 Compagnien gesetzt und in 16 Brigaden getheilt. Unter dem 1. Mai 1820 wurden endlich die 8 Garde- und Grenadierbataillone in 4 Regimenter, jedes zu 3 Bataillonen, verwandelt und in zwei Gardelandwehrbrigaden getheilt. Nachdem diese Ausbildung der Armee vollendet worden, war im Jahr 1820 die Stärke des stehenden Heeres, gemäß der Rangliste, folgende: 80,800 Mann Infanterie, 21,700 Mann Cavallerie, 14,000 Mann Artillerie, 2300 Mann Ingenieure und Pioniere: zusammen 118,800 Mann. Die Invaliden betrugen zusammen 6400 Personen. Das ganze Heer war ohne die Garden in 16 Divisionen eingetheilt, jede mit einem permanenten Stabsorte. Diese 16 Divisionen bildeten 8 Armeecorps, welche bei einem allgemeinen Aufgebot stellen konnten: 298,000 Mann und 40,000 Pferde vom stehenden Heere und der Landwehr ersten Aufgebots, 180,000 Mann von der Landwehr zweiten Aufgebots. Nach dem allgemeinen Etat des Staatshaushaltes, den der König am 7. Juni 1821 vollzog, betrug die Ausgabe für das Kriegsministerium, für das große Militärwaisenhaus in

Potsdam und für die Offizierswittwencaſſe im Ganzen 22,804,300 Thaler. Die Koſten der Landwehr betrugen 1820: Für Verpflegung, Rations- und Fouragegelder und die jährlichen Uebungen 1,453,700 Thlr., die Bekleidung 50,000 Thlr., Schießübungen 50,000 Thlr., aggregirte Offiziere 70,000 Thlr.: zuſammen 1,623,000 Thlr.

Seit dem Pariſer Frieden iſt faſt ein halbes Jahrhundert vergangen. Für das preußiſche Heer waren es Jahre der Ruhe und des Friedens, es hatte keine Gelegenheit, ſeine Kriegstüchtigkeit in einem größeren Feldzuge zu erproben. Mittlerweile tauchten neue Ideen in Bezug auf das Kriegsweſen auf. Es erhoben ſich unter Anderm Stimmen, welche die ſtehenden Heere abgeſchafft wiſſen wollten, und die Vertheidigung des Staates durch die Landwehr für ausreichend geſichert hielten. Wie unhaltbar dieſe Anſicht iſt, braucht nicht ausführlich nachgewieſen zu werden. Schon die Kriegsverfaſſungen der Nachbarſtaaten geſtatten die Abſchaffung des ſtehenden Heeres nicht. Das Heer Frankreichs hat in voller Stärke in runden Durchſchnittszahlen: 278,500 Mann Infanterie im Frieden, 415,000 Mann im Kriege; 65,400 M. Kavallerie im Frieden, 92,000 M. im Kriege; 34,300 M. Artillerie im Frieden, 73,000 M. im Kriege; 7,800 M. Genietruppen im Frieden, 8,500 M. im Kriege; 60,000 M. Reſerve im Frieden, 160,000 M. im Kriege: zuſammen 446,000 Mann im Frieden, 748,000 Mann im Kriege. Zur Unterhaltung dieſer Armee enthält das franzöſiſche Budget für 1860 für das Kriegsminiſterium den Friedensetat mit 339,737,000 Fr. oder 90,596,500 Thlr., mithin faſt die Hälfte des Totalbetrages des jährlichen Budgets unter dem kriegeriſchen erſten Kaiſerreich. Die Staats-Ausgaben betrugen im Jahr 1857 und 1858 nahe an zwei Milliarden Franks.

Die etatsmäßige Stärke der öſtreichiſchen Armee beträgt: 240,000 Mann Infanterie im Frieden, 338,000 Mann im Kriege; 61,000 M. Kavallerie im Frieden, 71,000 M. im Kriege; 28,000 M. Artillerie im Frieden, 54,000 M. im Kriege; 11,000 M. Genietruppen im Frieden, 21,000 M. im Kriege; 30,000 M. Reſerve im Frieden, 200,000 M. im Kriege: zuſammen 370,000 Mann im Frieden, 684,000 Mann im Kriege. Das öſtreichiſche Kriegsweſen brauchte: ordentlichen Armeebedarf 1855: 114,320,715 Fl., 1857 117,900,000 Fl.; außerordentlichen Armeebedarf 1855: 101,721,117 Fl.; zuſammen 1855: 216,041,832 Fl.; 1857: 117,900,000 Fl. Die Staats-Ausgaben betrugen 1857 im Ganzen 459,700,000 Fl.

Das ruſſiſche Heer beſtand beim Ausbruch des orientaliſchen Krieges aus 900,000 Mann aller Waffengattungen. Nach dem Kriege wurde daſſelbe nicht wieder ergänzt; der Kaiſer Alexander der Zweite erließ dem Lande auf drei Jahre die Aushebung. Der gegenwärtige Stand des ruſſiſchen Heeres

ist daher kein normaler; man schätzt dasselbe auf 500,000 Mann. Die Kosten des russischen Heeres betrugen im Jahr 1854 vor dem Kriege 84,200,000 Silber-Rubel. Das ganze Staatseinkommen 224 Millionen Silb.-Rubel. Das englische Heer bestand im Jahr 1859, theils in Großbritannien, theils in Indien und theils in den verschiedenen andern Colonien vertheilt, im Ganzen aus 229,557 Mann; und kostete dem Staate 11,568,060 Pfd. St. oder etwa 80,500,000 Thaler. Dagegen bestand das preußische Heer im Januar 1859 aus: 75,500 Mann Infanterie im Frieden, 147,500 Mann im Kriege; 23,500 M. Cavallerie im Frieden, 29,000 M. im Kriege; 16,000 M. Artillerie im Frieden, 23,600 M. im Kriege; 5,000 M. Pioniere im Frieden, 8,900 M. im Kriege: zusammen 120,000 Mann im Frieden, 209,000 Mann im Kriege; dazu die Landwehr ersten Aufgebotes: 116,000 Mann Infanterie, 25,000 M. Cavallerie: zusammen 141,000 Mann. Beide Heeresgattungen zusammen: 350,000 Mann. Die Landwehr zweiten Aufgebots: 136,000 Mann Infanterie, 14,000 M. Cavallerie: zusammen 150,000 Mann. Der Totalbetrag der ganzen Armee 500,000 Mann. Die gewöhnlichen Ausgaben für die preußische Militär-Verwaltung betrugen für das Jahr 1859 im Ganzen 30,722,528 Thaler und überstiegen den vorjährigen Etat um 485,061 Thlr. Seit dem Jahr 1850 sind die Gesamut-Ausgaben für die Landmacht um mehr als 6 Millionen gestiegen. Theilweise entstanden diese Mehrkosten durch die Bewaffnung des Heeres mit neuen Gewehren. Der Etat von 1850 bestimmte 37 Proc. und der für 1859 nur 25 Proc. der gesammten Staats-Ausgaben für die Militär-Verwaltung. Im Jahr 1786 unterhielt Preußen bei einer Bevölkerung von kaum sechs Millionen in seinem Heere von 200,000 Mann mehr Truppen als Frankreich, fast eben so viel als Rußland und kaum ein Drittel weniger als Oestreich. Das Heer kostete damals 13 Millionen Thaler und nahm fast zwei Drittel der gesammten Staats-Einkünfte von 21 Millionen Thalern in Anspruch. Der dreißigste Mann im Lande war Soldat. Im Jahre 1859 hat dagegen Preußen bei einer Bevölkerung von 18 Millionen Einwohnern im Frieden nur 120,000 Mann, mithin nur den sechsten Theil des stehenden Heeres von Rußland und nur ein Drittel der stehenden Heere von Oestreich und Frankreich. Die Kosten der Militär-Verwaltung nehmen nur ein Viertheil der Staatseinkünfte in Anspruch: Nur der sechzigste Mann inclusive der Landwehr ersten Aufgebots ist Soldat, nur der 136. Mann im Lande gehört zum stehenden Heere. Noch im Jahr 1820 war das stehende Heer bei nur elf Millionen Einwohnern im Frieden 118,800 Mann stark und kostete zwei Thaler per Kopf der Bevölkerung. Und wie sind die Preise aller Lebensmittel seitdem gestiegen, wie viel mehr konnte man 1786 und 1820 mit einer Million Thaler anschaffen als 1859. Diese veränderten Zustände führen zu der Frage: was bedarf Preußen, die fünfte Großmacht Europas,

zur Erhaltung seiner Selbstständigkeit und des ihm zukommenden Einflusses im Verhältniß zu den Nachbarstaaten an Vertheidigungsmitteln?

Zur Beantwortung dieser Frage sind zwei Ansichten aufgestellt worden. Die eine derselben ist gegen das Fortbestehen der Landwehr überhaupt gerichtet. Sie erkennt die Leistungen derselben in den Befreiungskriegen bereitwillig an, behauptet aber, daß die glücklichen Resultate jener großen Zeit nur bedingungsweise als Muster für die kommende gelten. Es sei damals von vornherein ein Kampf auf Leben und Tod, ein Krieg der Rache für langjährige Kränkung und Unterdrückung gewesen. Unsern neuausgebildeten Wehrmännern hätten nur noch wenige alte französische Krieger und größtentheils junge Conscribirte entgegengestanden. Nicht alle künftigen Feldzüge würden gleich günstige Verhältnisse gewähren; die geringe Ausbildung der Truppen sich nicht immer auf beiden Seiten gleich stehen. Bei der jetzigen Art, den Krieg zu führen, und der so wesentlich veränderten Bewaffnung, die eine geschickte Hand und einen durchgebildeten Soldaten erfordern, müsse es höchst bedenklich erscheinen, die Uebung eines großen Theils der Armee auf die kurze Zeit weniger Wochen zu beschränken.

Die andere Ansicht läßt dieser Erörterung theilweise Recht widerfahren, will aber das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Für sie knüpfen sich an das Institut der Landwehr die theuersten Erinnerungen: der Gedanke an jene Morgenröthe, die aus dem Schlachtendunkel der unvergeßlichen Octobertage heraufgestiegen, an die preußische Vaterlandsliebe, die voranleuchtend aus der Nacht der Unterdrückung und der Schande Deutschland zum Siege führte, an das damit verbundene Wiedererwachen des Bewußtseins, daß die Deutschen eine Nation seien. Sie verhehlt es sich dagegen nicht, daß das erste Bedürfniß jedes modernen Heeres, eine vollendete militärische Ausbildung, andauernder Beharrlichkeit in der Uebung bedarf; daß der preußische Staat nach seinen geographischen Verhältnissen in die Lage kommen kann, einen doppelten Krieg zu führen, seine Kriegsrüstung nach rechts und links der Elbe theilen zu müssen; daß die politische und finanzielle Wichtigkeit seiner östlichen und westlichen Grenz-Provinzen ihm für alle Fälle verbietet, ihre Vertheidigung wie im Jahre 1806 aufzugeben und sich wie damals an der Saale gegen Westen zu concentriren. Dieses Alles aber kann durch die Vermehrung des stehenden Heeres, bei der Erhaltung der Landwehr erreicht werden. Bei geeigneten Einrichtungen, würde es nicht unmöglich für Preußen, im Fall eines Krieges sein stehendes Heer auf folgende Stärke zu bringen: Infanterie 250,000 Mann, Cavallerie 44,000 Mann, Artillerie 36,000 Mann, Pioniere 10,000 Mann: Total 340,000 Mann; und zur engeren Landesvertheidigung könnte dann noch die Landwehr mit 260,000 Mann aufgeboten, mithin die gesammte Offensivkraft mit 600,000 Mann in Bereitschaft gehalten werden. Dann erst

wäre Preußen in den Reihen der fünf Großmächte wieder zur Gleichberechtigung gelangt. Wenn man von allen Seiten hört, wir seien heruntergestiegen von der früheren Höhe, so liegt offenbar der Grund hauptsächlich in unserer Heeres-Einrichtung; darin, daß man dem Lande keine neue Opfer hat auferlegen wollen. Diese Opfer sind bedeutend, aber — da ein Krieg in unsern Tagen unmöglich von langer Dauer sein kann — nicht unerschwinglich, und wer das Wiederaufleben Preußens, wer die Wiedergewinnung jener Achtung gebietenden Stellung wünscht, die es unter Friedrich dem Großen einnahm, der wird auch die dahin führenden Mittel wollen müssen. Diese Mittel würden sich beschaffen lassen ohne daß das preußische Volk größere pekuniäre Opfer brächte, als sie die Väter seit Friedrich Wilhelm dem Ersten gebracht haben: sie würden auf jeden Kopf der Bevölkerung zwei Thaler oder im Ganzen sechsunddreißig Millionen Thaler betragen (? d. Red.). Bringen nicht sämmtliche Nachbarstaaten für ihre Selbstständigkeit und ihre Stellung unter den Völkern der Erde thatsächlich ungleich größere Opfer? v. C.

Literarische Streifzüge.

2.

Unbewußte Reproductionen früherer Dichtungen, die in dem geistigen Leben einer Nation eine durchgreifende Epoche bilden, kommen zu allen Zeiten vor; unsere Zeit zeichnet sich durch die große Zahl bewußter Reproductionen aus. Man beginnt mit der ästhetischen und philosophischen Kritik älterer Dichtungen, diese Kritik verwebt man zu einer Art System, und aus diesem System heraus zimmert man sich den Plan zu einem neuen Gedicht, das wenigstens der Intention nach das frühere übertreffen soll. Ein solches Vorhaben gesteht Ferdinand Stolte, der Verfasser eines neuen Faust (Leipzig, Veit) in der Vorrede ein, und nimmt für diesen Versuch wenigstens das Recht subjectiver Nothwendigkeit in Anspruch: die Gedanken, die er sich über den Goethe'schen Faust gemacht, seien so umfassend, ihm so interessant und so mächtig über ihn geworden, daß sie ihn gleichsam gezwungen hätten, dieses Gedicht zu schreiben. Indem wir diesem Zeugniß vollen Glauben schenken und annehmen, daß er seinerseits aus der subjectiven Nothwendigkeit nicht

ohne Weiteres die objective folgern wird, erfüllen wir noch einen zweiten Wunsch, den er gleichfalls in der Vorrede ausspricht, den Wunsch nämlich, daß man über den Plan seines Werks nicht eher urtheilen möge, bevor das Ganze vorliege. Der gegenwärtige ziemlich voluminöse Band enthält nur den ersten Theil. Der Verfasser geht von der Ueberzeugung aus, daß Goethes Plan, den Faust zu erlösen, in der Intention ein Fortschritt gegen die alte Sage, daß er aber in der Ausführung mißlungen sei, und daß namentlich die Schlußscene nicht bloß dem Zusammenhang des Stücks, sondern auch dem gesunden menschlichen Gefühl widerspreche. In dieser Ansicht geben wir ihm vollkommen Recht. Wenn Schiller, fährt er fort, das Thema behandelt hätte, so wäre daraus wahrscheinlich ein Stück geworden, das alle Ansprüche befriedigt hätte; da das aber nicht geschehn, so habe er sich selbst, wenn auch mit schwächeren Kräften, an den Versuch gewagt, den Faust, in dem er den Repräsentanten der Menschheit sieht, auf naturgemäße Weise mit dialektischer Nothwendigkeit zu erlösen. Da wir den Weg, auf dem er zu diesem Resultat kommen will, noch nicht übersehen, so enthalten wir uns jeden Urtheils über das, was er geleistet hat, und beschränken uns darauf, die Aufgabe im Allgemeinen zu beleuchten.

Von den Nachtheilen einer geistigen Reproduction überhaupt zu reden, ist kaum nöthig, sie liegen auf der Hand. Jedes wahrhaft dichterische Geschöpf ist organisch aus dem Innern seines Schöpfers hervorgegangen; was ein anderer zur Ergänzung zu machen unternimmt, ist eitel Leim und Holz. Damit ist aber nicht gesagt, daß bei solchen Versuchen nicht sehr Interessantes herauskommen sollte. Hätte Goethe, wie er gewollt, den Demetrius vollendet, so wäre daraus gewiß kein organisches Kunstwerk hervorgegangen, aber doch ein Werk, das der Nation als Symbol einer echten Dichterfreundschaft hätte werth sein, und für jeden angehenden Dichter eine viel bedeutendere Studie werden müssen als alle Regeln der Kunstphilosophie.

Ernsthafter müssen wir einer zweiten Behauptung begegnen, daß Faust ein Repräsentant der Menschheit sein solle. Es gibt keinen individuellen Vertreter der Menschheit, die Menschheit explicirt sich nur in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen, zunächst in ihren Heroen, dann aber in der ganzen Masse aller Wesen, die je gelebt haben. Alexander und Sokrates in einer Person sein zu wollen, ist eben so verdreht, als wenn man zugleich Mann und Frau sein wollte. Ernsthaft hat diesen Gedanken, die Menschheit auf Einen zu reduciren, nur der Kaiser Caligula gehegt, welcher der Menschheit einen einzigen Hals wünschte, um ihn abzuschlagen.

Dieser Gedanke zeichnet sich nicht durch seine Neuheit aus, aber er muß immer wiederholt werden, weil man immer wieder auf jene absurde Behauptung zurückkommt. Goethe freilich läßt seinen Faust, den leidenschaftlichen

Grübler, der von den Freuden des Lebens noch nichts gekostet hat, in einem Augenblick rasender Leidenschaft ausrufen, er wolle alles Leid und alle Freude genießen, die der ganzen Menschheit zugetheilt seien. Aber Mephistopheles entgegnet ihm darauf ganz richtig, dieses Ganze sei nur für einen Gott gemacht. Der Mensch ist ein Kind der Stunden, sein Wesen ist die Endlichkeit und er ist nichts, als insofern er endlich etwas ist. Wollte man auch seine Existenz über Jahrtausende ausdehnen, wie es seit der Ermahnung von Gervinus mit dem ewigen Juden zu geschehen pflegt, der leider auch in diesem Faust wieder spukt, so hätte man damit nichts gewonnen, als einen Zuschauer endloser Begebenheiten, der in sich selbst keinen Inhalt und keine Geschichte hätte; denn die Geschichte ist begrenzt durch das Maaß der Beziehungen, welche die Menschenkraft umspannt. Man male sich das Schicksal der Patriarchen nach den Zahlangaben der Bibel aus, und versetze sich in die Seele eines Methusalem, der sich sagen mußte, bereits von dreißig Generationen vergessen zu sein und nur noch wie der Schatten eines Schattens ohne Beziehungen auf der Erde zu vegetiren. Was diese Art von Unsterblichkeit sagen will, hat Swift in dem gräßlichen Bilde ausgemalt, das er seinem Gulliver vorführt.

Der Dichter zeige uns endliche Wesen, die deshalb nicht weniger stark empfinden, weil sie endlich d. h. bestimmt empfinden. Ein solches Wesen ist der ursprüngliche Goethesche Faust. Auch der Drang ins Unendliche ist eine sehr endliche, dem bestimmten Moment angehörige Empfindung. Es ist der Drang der Jugend, die absolut bestimmbar noch keine Bestimmung in sich selbst findet, und darum vorläufig ihre ganze Kraft in Sehnsucht ausgibt. Der so dachte und empfand, als der Anfang des Faust geschrieben wurde, war der Dichter selbst, der Dichter des Werther, der Dichter des Prometheus; und auch so gab er nur ein Stück seines Wesens, denn er war auch Mephistopheles mit dem vollen Bewußtsein der Grenze. Der bloße Faust wäre nicht der Goethe geworden, zu dem wir noch heute aufblicken, wol aber Faust, der auch Mephistopheles war. Marie Seebach hat den genialen Einfall gehabt, Gretchen und den bösen Geist in einer Person zu sprechen; das ist vollkommen richtig, und fast ebenso richtig wäre es, die Dialoge zwischen Faust und Mephistopheles in einen unausgesetzten Monolog zu verwandeln. Doch wollten wir keinem Schauspieler rathen, den Versuch zu machen.

Aus jener Fauststimmung war Goethe bereits im Jahre 1777, d. h. 13 Jahre bevor das erste Faustfragment gedruckt wurde, vollständig befreit, so befreit, daß ihn die Fauststimmung bei jedem andern unerträglich vorkam. Er hatte gelernt, daß um ins Unendliche zu schreiten, man sich des Endlichen nach allen Seiten bemächtigen müsse; er trieb eifrig seine Naturstudien, mit unbefangener Freude an jedem, auch dem kleinsten Resultat; er schrieb den Triumph der

Empfindſamkeit, und als in Pleſſing ein neuer „Fauſt“ ſich an ihn drängte, verſuchte er zuerſt mitleidsvoll ihn zu belehren, als dieſer aber ſeine eignen ehemaligen Gedanken gegen ihn kehrte, wurde ſein Herz kalt gegen ihn und verſchloß ſich ihm. Das war 1777; was für ein Verhältniß hatte nun gar 1808 oder 1831 der alte Dichter zu den Träumen ſeiner Jugend! Sie waren Schattenbilder, die er im loſen Spiel an ſich vorüberſchweben ließ, über die er auch wol klug wie immer reflectirte, aber Leben fanden ſie nicht mehr unter ſeiner Hand. Die modernen Scholiaſten haben freilich nachgewieſen, der ganze Fauſt ſei ein einheitliches Kunſtwerk; aber was hätten die nicht ſchon nachgewieſen! —

Nach dieſem Excurs ſchnell einige flüchtige Bemerkungen über neuere Dichtungen. — Bellona Orientalis. Zwölf politiſche Hymnen, nebſt einer Schlußhymne Bellona Occidentalis. Von F. K. Mayer (Braunſchweig, Vieweg). — Die Meinung iſt gut, aber der Stil — und ſelbſt der ganz neue Rhythmus, für den wir in der ganzen Literatur keine Analogie entdecken — mehr anſpruchs- als inhaltsvoll. — Viel anmuthiger ſind die kleinen, beſcheidenen Lieder von C. Cerri: „Inneres Leben“ (Wien, Gerold). In dieſer Gattung wird noch immer viel Schönes bei uns geleiſtet. — Sehr gelungen iſt die Ueberſetzung von Miltons L'Allegro von Il. Penſeroſo (Gotha, Stolberg). — Ein wunderlicher aber nicht unpoetiſcher Einfall iſt: Les folles images, caricatures (Paris, Houin). Der Dichter, im Schmerz, daß die höhere Poeſie keinen Anklang findet, beſingt mit ironiſchem Lob den Materialismus; einige Wendungen ſind recht ergötzlich.

Da in den neuen Romanen das Motiv mehrfach von der Revolution genommen wird, möge hier gelegentlich als eine für das größere Publicum recht zweckmäßige Skizze das Buch des Oberlehrers Stacke in Rinteln: „Die franzöſiſche Revolution und das Kaiſerthum Napoleons des Erſten, geſchichtliche Ueberſicht der Zeit von 1789 bis 1815“ (Oldenburg, Stalling) empfohlen ſein. — Eine höchſt eigenthümliche Auffaſſung des alten Napoleon iſt dagegen in Max Rings „Geſchichtlichem Lebensbild“: „der Sohn Napoleons“ (2 Bd., Berlin, Vogel), welches von dem Herzog von Reichsſtadt nur zu einem Viertheil handelt. Napoleon der Erſte erſcheint als gemüthlicher, gefühlvoller, edler Menſch, der bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit Thränen vergießt, und in jedem Iffland'ſchen Rührſtück eine herrliche Rolle ſpielen könnte. Das Publicum ſcheint dieſer Auffaſſung Beifall geſchenkt zu haben, der Roman erſcheint ſchon in zweiter Auflage. — Eine Novelle von Albert Träger: „Uebergänge“ (Leipzig, Winter), ſchildert die Verſuche eines hoffnungsvollen jungen Dichters, ſich als anſtändiger Mann zu betragen, was ihm freilich nur ſehr unvollſtändig gelingt. Man ſieht aus dieſen und ähnlichen (übrigens durchaus gutgemeinten) Verſuchen, daß die Ermahnungen der Moraliſten noch immer nicht

unzeitgemäß sind. — Zwei neue Novellen des fruchtbarsten aller Romanschreiber, August Schrader, „die Stiefmutter“ und „Des Lebens Leid und Lust“ (Leipzig, Luppe), seien hier wenigstens erwähnt: trotz seiner Schnelligkeit im Produciren schreibt der Verfasser fast immer lesbar. — Mit größerer Freude begrüßen wir die Uebersetzung einer norwegischen Dorfgeschichte: „Synnöve Solbekken“, von Björnstjerne Björnson (Hamburg, Niemeyer), ein recht aus dem innersten Leben des Volks herausgegriffnes, in kräftigen Farben ausgeführtes Bild, das auch für uns Deutsche von großem Interesse sein muß. Wie der Uebersetzer (Otto Lübbert) im Vorwort berichtet, ist der Verfasser noch ein junger Mann, auf den also große Hoffnungen zu setzen sind. — Die amerikanische Literatur ist in diesem Augenblick überreich an Novellen, welche in der Art der Mysterien von Paris die geselligen Zustände aufdecken, die durch die Entdeckung der Goldlande und das dort zusammenströmende Gesindel um ein Erhebliches vermehrt sind. Einigermaßen in diese Gattung schlägt der Roman von Otto Ruppius: „Der Pedlar“ und dessen Fortsetzung „das Vermächtniß des Pedlars“; doch ist in den wüsten Geschichten einiges Maß gehalten, und die Erzählung ist spannend genug. — Mit vieler Befriedigung haben wir die unter dem Titel Nondum! gesammelten Erzählungen von Franz Ziegler gelesen (Berlin, David): eine tüchtige, männliche Gesinnung, kräftige Feder, viel gesunder Verstand, den freilich zuweilen der Verfasser zu sehr in allgemeinen Bemerkungen ausgibt, statt sie für den bestimmten Fall concret auszuführen. Der Verfasser rechnet sich zur „Demokratie“, was aber jetzt, abgesehen von einzelnen persönlichen Reminiscenzen, soviel heißt als Liberalismus. Die erste Erzählung „der Bürgerwall“ ist die beste; die dritte „Saat und Ernte“, in den Farben ihr ebenbürtig, hat doch in Bezug auf die menschliche Auffassung einige bedenkliche Seiten.

Vom Roman wenden wir uns zu einem verwandten Gebiet, dem musikalischen Feuilleton. Bekanntlich erfreut sich dieser Zweig der Literatur gegenwärtig nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich einer großen Popularität, und es haben sich namhafte Talente daran betheiligt. Die musikalische Kritik in wissenschaftlicher Form ist eine sehr bedenkliche Sache, weil der Kritiker nur selten auf allgemein anerkannte Gesetze zurückgehen kann; man ersetzt daher gern die Kritik durch poetische Darstellung der Empfindungen, welche ein Kunstwerk zunächst in der Seele des Beurtheilers und dann voraussichtlich im ganzen Publicum erregt. Es ist gegen diese Form an sich nichts einzuwenden, sobald die Beschreibung nur richtig ist, d. h. sobald sie wirklich die Stimmung wiedergibt, die in jeder richtig organisirten Natur die Musik hervorbringen muß. Freilich ist das Feuilleton nur zu geneigt, darüber hinauszugehen und durch poetisches Beiwerk, durch Einfälle, die an sich ganz artig sind, aber nicht wesentlich zur Sache gehören, die objective Beschreibung zu

erſetzen. Rochlitz möchte wol der Erfinder dieſer Literatur ſein; in Aufnahme brachte ſie aber erſt Hoffmann, der in Frankreich ebenſo viel Nachahmer fand als in Deutſchland. Wenn Hoffmann in die Muſikſtücke, die er beſprach, zuweilen Dinge hineinlegte, an die der Componiſt nicht im entfernteſten gedacht haben konnte, ſo fühlte man darin noch immer den gebildeten Muſiker heraus; ſeine Manier wurde ihm aber auch von ſolchen abgelernt, die nicht das geringſte Recht hatten, über Muſik mitzureden. Ein glänzendes Beiſpiel dieſer Virtuoſität iſt Heine. Auch Riehl begann als Feuilletoniſt, und ganz hat er die Spuren dieſer früheren Schreibart auch in ſeinen neueſten Schriften nicht verwiſcht. Doch zeigt die zweite Folge ſeiner muſikaliſchen Charakterköpfe nicht blos gegen die Aufſätze in der „Gegenwart," ſondern auch gegen den erſten Band jenes Werks einen ſehr merklichen Fortſchritt. Es iſt noch die alte etwas überſprudelnde Form; was aber das Urtheil betrifft, ſo finden wir faſt gar keine Paradoxie darin; im Gegentheil haben wir uns darüber gefreut, daß trotz der heftigen Parteikämpfe in der muſikaliſchen Welt in der Hauptſache doch die allgemeine Meinung feſt gegründet iſt. Wenigſtens gilt das von der Muſik der Vergangenheit; was die Zukunft betrifft, ſo irren wir freilich noch in einer ſehr unbeſtimmten Dämmerung umher. — Riehls Buch zerfällt in zwei Abſchnitte: die Geſchichte der ſogenannten romantiſchen Oper, etwa von 1815—35, und zerſtreute Bemerkungen über die Claviercompoſitionen von Clementi, Weber, Haydn und Sebaſtian Bach. Dem zweiten Theil, obgleich er weniger ein Ganzes ausmacht, möchten wir den Vorzug geben; es ſind außerordentlich feine Bemerkungen darin, und der Freund der Muſik, der nicht gerade eigentlicher Muſiker iſt, wird mit ebenſo viel Nutzen als Vergnügen in dieſen kleinen Stücken ſein eignes Urtheil beſſer ausgedrückt, erweitert und berichtigt finden. Was den Stoff betrifft, ſo erregt zwar der erſte Theil größeres Intereſſe. Die Geſchichte der Oper in jener Periode iſt für die Entwicklung der geiſtigen Intereſſen faſt wichtiger als die Geſchichte des Schauſpiels, nicht blos weil viel bedeutendere Kräfte daran arbeiteten, ſondern auch weil die allgemeine Stimmung ſich mehr damit beſchäftigte. Den Grund dieſes eigenthümlichen Umſtandes aufzuſuchen, bleibt einem ſpätern Geſchichtſchreiber vorbehalten; Riehl hat ſich begnügt, die einzelnen Componiſten der drei Nationen zu charakteriſiren und zwiſchen dem, was die öffentliche Aufmerkſamkeit in andern Beziehungen beſchäftigte, eine mehr äußerliche Parallele zu ziehen. Doch hat er das ſehr geſchickt gemacht und es iſt ein anziehendes Bild daraus hervorgegangen. Manches ſchuldet er dem bekannten Buch von Richard Wagner, welches neben den ſeltſamſten Anforderungen an das, was die Kunſt noch zu leiſten habe, äußerſt ſchätzbare Bemerkungen über das enthält, was ſie bereits geleiſtet. — Ein anderer Kritiker, Louis Ehlert, „Briefe über Muſik an eine Freundin" (Berlin, Guttentag), wirft ſich mit grö-

ßerer Kühnheit in das bedenkliche Thema der Zukunftsmuſik, er geht von dem ſehr anerkennenswerthen Beſtreben aus, die Gegenſätze ſo weit als möglich zu verſöhnen, ſie zunächſt über das zu verſtändigen, was ſie eigentlich wollen, die unreinen Elemente auszuſcheiden und auf den bleibenden Gewinn hinzuweiſen, den man auch der neuen Richtung verdankt; man nimmt überall wahr, daß die Urtheile das Reſultat ſehr ernſter Studien und einer umfaſſenden muſikaliſchen Empfänglichkeit ſind. Leider hat der Verfaſſer den guten Eindruck ſeines Buchs durch das poetiſche Beiwerk verkümmert, das hart an die Grenze des guten Geſchmacks ſtößt und nicht ſelten darüber hinausgeht. Ein dritter Kritiker, Wolf v. Ehrenſtein, beſpricht „die Kirchenmuſik im Verhältniß zum gegenwärtigen Hörer“ und tadelt die Anwendung künſtlicher Formen beim Gottesdienſt, der doch gerade dazu beſtimmt ſei, die Maſſe des gebildeten und ungebildeten Publicums zu gleicher Andacht zu vereinen. Wir können dieſem Tadel nicht beipflichten. Von dem Wort, das in der Kirche geſprochen wird, verlangen wir allerdings, daß es jedermann verſtändlich ſei, weil es ſonſt keine Wirkung thun würde; anders iſt es mit der Muſik, die nur eine Stimmung und zwar wo möglich die Ahnung eines höhern Lebens hervorrufen ſoll. Durch welche Mittel ſie das bewerkſtelligt, iſt vollkommen gleichgültig, und am allergleichgültigſten iſt, ob das Publikum ſich über dieſe Mittel Rechenſchaft zu geben verſteht. Eine andere Frage freilich, die wir nur aufwerfen, aber nicht beantworten wollen, iſt die, ob es nicht möglich wäre, dieſe Muſik organiſch in den proteſtantiſchen Cultus zu verweben. Denn bis jetzt wird ſie allerdings nur äußerlich angefügt und mehr wie ein Concert betrachtet, in dem man ſich vom eigentlichen Gottesdienſt erholt. Verſuche hat man in dieſer Beziehung ſchon ſeit Herders Zeit gemacht, geleiſtet iſt aber noch ſehr wenig; hauptſächlich, wie wir glauben, deshalb, weil man noch immer im Stillen von dem Vorurtheil ausgeht, der Cultus müſſe die Seele nicht erweitern, ſondern einengen.

In dem zunächſt liegenden Gebiet der bildenden Kunſt haben wir einige Broſchüren zu bezeichnen. Adolf Helfferich („deutſche Kunſtbriefe,“ Berlin, Springer) weiſt die Schädlichkeit der Kunſt-Stichworte nach. Nachdem in dem Kunſturtheil die Begriffe Idealismus und Realismus, die doch nur einen relativen Gegenſatz bilden, lange Zeit eine ungebührliche Rolle geſpielt, tritt jetzt ſtatt deſſen das Stichwort der „nationalen“ Kunſt ein. Helfferich weiſt ganz richtig nach, daß die Nachwelt zwar in ihrem Urtheil über frühere Leiſtungen vom culturhiſtoriſchen Geſichtspunkt ausgehen darf; daß es aber alle Kunſt zerſtören hieße, wenn der Künſtler ſelbſt ſtatt neu zu ſchaffen dieſen Geſichtspunkt anticipiren wollte. — In praktiſcher Beziehung ſpricht er den Wunſch aus, daß der Schwerpunkt des Unterrichts in die Werkſtatt verlegt würde und die Schule weiter nichts als eine Ergänzung und Erweiterung der Werkſtatt

bildete. — Demſelben Wunſch ſchließt ſich Hermann Grimm an („die Akademie der Künſte und das Verhältniß der Künſtler zum Staat," Berlin, Hertz). Die eigentliche Kunſt kann nicht gelernt werden, wohl aber das Handwerk, darum hat Schule und Akademie ſich hauptſächlich ans Techniſche zu halten; ſie ſoll die Hand bilden, das Innere dagegen und Tiefere der Kunſt der Individualität des Künſtlers überlaſſen. J. S.

Von der preußiſchen Grenze.

Mit tiefer Beſchämung müſſen wir Deutſche auf die Entwicklung der italieniſchen Angelegenheiten blicken. Vor noch nicht langer Zeit hätte in jedem unſerer politiſchen Kirchſpiele jeder Küſter aus Principien der höheren Staatsweisheit bewieſen, daß die Italiener zum politiſchen Leben unfähig ſeien. Vom Profeſſor bis herunter zum Barbier gab es in Deutſchland über dieſen Punkt nur eine Meinung — was viel ſagt, da die Zahl ſolcher Punkte ziemlich gering iſt. Und jetzt — wer nicht gewaltſam ſeine Augen vor der Wirklichkeit verſchließt, muß zugeſtehen, daß wenn es irgend ein Volk in Europa giebt, würdig ſich die Freiheit zu erringen, es die Italiener ſind, wenigſtens derjenige Theil, der bisher in Action gekommen iſt. Eine ſolche Einigung von Maaß und Entſchloſſenheit, von Freiheitsliebe und Subordination muß uns ganz unglaublich vorkommen, die wir ſeit elf Jahren über dem Gedanken der deutſchen Einheit brüten und es noch nicht einmal zu einem einſtimmigen Wunſch haben bringen können, zu einem Wunſch, der über den ganz unbeſtimmten Umriß der Einheit im Allgemeinen hinausginge. Ja ehe wir uns zum poſitiven Gedanken einer durchführbaren Einheit erheben, haben wir vorher noch einen beſchwerlichen und undankbaren Kampf zu beſtehen, den Kampf mit den Chimären. Der erſte Schritt zur Einheit Deutſchlands wird gethan ſein, ſobald die öffentliche Meinung darüber ins Klare kommt, daß unter allen abſurden Einfällen, die je ein politiſcher Zinngießer ausgeheckt, der Einfall, eine deutſche Centralgewalt zu ſchaffen, der ſich die beiden Staaten Oeſtreich und Preußen unterordnen ſollen, der abſurdeſte iſt. Oder gibt es noch einen abſurderen Einfall? Gehört der Einfall, ein deutſches Parlament einzuberufen, dem keine Centralgewalt gegenüber ſteht, eine Volksvertretung aus verſchiedenen Staaten zuſammenzuſetzen, gehört dieſer Einfall noch mehr ins Reich der Chimären? Wir wollen darüber nicht rechten, zufrieden, wenn man zugibt, daß in der ganzen Geſchichte von Cyrus bis auf unſere Tage nichts vorgekommen iſt, was ſich dieſen beiden Einfällen ebenbürtig an die Seite ſtellen könnte.

Es ſcheint freilich noch nicht viel gewonnen, wenn man ſich nur darüber einigt

was nicht zu wünschen sei, und doch ist damit ein bedeutender Schritt gethan. Denn da die Auswahl unter dem Wünschenswerthen und Erreichbaren nicht übertrieben groß ist, so ist sie sehr erleichtert, sobald man die Chimären entfernt. In dieser Beziehung merken wir doch einen allmäligen Fortschritt. Es fängt in dem Bewußtsein vieler, die bisher nur mit Phrasen gegen das Bestehende zu Felde zogen, zu dämmern an, und man merkt allmälig, daß eine Phrase, der kein idealer Inhalt beiwohnt, nicht stark genug ist, das Bestehende zu erschüttern.

Es ist namentlich erfreulich, wenn sich auch aus Süddeutschland Stimmen erheben, die wenigstens zu diesem negativen Resultat kommen. Dazu rechnen wir eine Reihe neuer Flugschriften, die in Stuttgart bei Göpel erschienen sind. „Wo hinaus?" fragt Siegmund Schott in der einen derselben. Wenn er bei dem Studium dieser Frage häufiger die Bildersprache anwendet und häufiger die Dichter citirt, als es sich mit der Klarheit und Deutlichkeit des Begriffs verträgt, so verkennen wir doch nicht, daß seinen Schlüssen im allgemeinen eine gesunde Logik zu Grunde liegt. Er hofft wenig von der Selbstentwickelung des Bundes, er hält es für müßig auf eine Revolution oder sonst irgend ein unerwartetes Ereigniß zu speculiren, er hält die Idee einer preußischen Hegemonie für schwer ausführbar und wenig wünschenswerth, er erklärt die Trias für eine „kranke und unausführbare Idee," und eine Volksvertretung am Bundestage für etwas, das unter den gegenwärtigen Umständen „besser unterbleibt." „Aber wo hinaus denn, wenn es weder auf preußische Führung, noch auf Dreiheit, noch auf Bundesreform hinauslaufen soll? Antwort: nirgends hinaus! Beisammen bleiben wollen wir, wie wir sind, und zuwarten... Die Aufregungen und Enttäuschungen des Jahres 1859 sind für unsere innere Entwickelung gewiß nicht verloren: wie imposant die öffentliche Meinung geworden ist', sieht man an den Versuchen, ihr gerecht zu werden, wenn es auch trockene Pelzwäsche ist. Wer sie als eine solche erkennt, der hält sich davon, nicht nur weil die Arbeit undankbar, sondern auch weil sie geeignet ist, die Kräfte einem spätern Gebrauch vorweg zu nehmen.... Unbeweglichkeit ist auch im Kriege oft zum Erfolg nothwendig, wenn man seine Position nur gegen eine schlechtere tauschen könnte. Dann thut man lieber gar keinen Schritt als einen falschen.... Man begeht in der Politik zu häufig den Fehler der Ungeduld. Es ist natürlich, daß es dem Einzelnen hart ankommt, stille halten und wegsterben zu sollen, während offenbares Unrecht oder mumienhafter Schlendrian ihn überleben. Aber der Mensch ist bestimmt, um seine Ideale zu ringen, nicht ihrer froh zu werden. Man mag wünschen, aber nicht erwarten und es herbeizuführen glauben, daß man bestimmte politische Ereignisse noch erlebe. Die Zeit geht langsamer als die innere Entwickelung des Einzelnen. Alle denkende Köpfe sind den bestehenden Ereignissen ihrer Zeit voraus; Gesetze und Einrichtungen sind der Natur der Sache nach veraltet und lästig geworden, ehe sie, und grade deshalb abgeschafft werden.... Man muß sich freilich darüber grämen und ärgern, allein nachher findet man doch immer, daß die organischen Bildungen der Vernunft das Abgestorbene sichtbar verdrängen. Nur muß man nicht täglich Buch und Rechnung darüber führen wollen. Das Gras sieht man auch nicht wachsen, und doch wächst es."

Ohne jede Spur von Ironie erklären wir, daß wir diesen Grundsätzen, abstract genommen, vollständig beipflichten, daß wir in ihnen eine sehr beherzigenswerthe

Wahrheit finden, deren Nichtachtung oft ſchon das größte Unheil nach ſich gezogen hat. Wir haben gegen die Anwendung derſelben auf den gegenwärtigen Fall nur eins einzuwenden, aber das ſcheint uns entſcheidend: wir haben keine Zeit zu warten. Es handelt ſich nicht um die Erreichung eines Ideals, ſondern um die Vertheidigung unſerer Exiſtenz. Die Wahl iſt nicht: ob wir eine neue politiſche Schöpfung beginnen oder in dem alten Zuſtand verharren; ſondern die Wahl iſt: ob wir uns zu einer ſtärkeren Kraftanſpannung aufraffen oder das Schickſal Polens erleben wollen.

Wol wächſt das Gras, ohne daß man es hört; und ſo iſt es auch dem Verfaſſer gegangen. Er fährt unmittelbar nach jener Stelle fort: „Grade in dem jetzigen Zeitabſchnitt finden wir die Entwicklung beſonders langſam;“ und rechtfertigt dieſen Satz, wie es einem Deutſchen ziemt, mit philoſophiſchen Gründen. Das Gras hört man freilich nicht wachſen; aber wenn von allen Seiten die Kanonen losgebrannt werden, wenn die Feuerglocke tönt, dann gehört doch ſchon ein ziemlich feſter Schlaf dazu, um nicht geweckt zu werden. Wie? die Entwicklung ginge heute langſamer als je? Seit 1815 haben wir vielmehr keinen Moment erlebt, wo ſie mit einer ſo rieſenmäßigen Schnelle ſtattgefunden hätte. Im vorigen Jahr erhob man ein lebhaftes Geſchrei, der italieniſche Feldzug gelte der deutſchen Rheinprovinz; heute, nachdem Napoleon einen ſchwindelnden Erfolg davon getragen, nicht blos militäriſch, ſondern auch politiſch, ſcheint man ganz zu vergeſſen, daß ein Napoleon exiſtirt. Wir haben keine Zeit zu warten; denn wenn der Ankauf, der jedenfalls erfolgt, uns in der Lage trifft, in der wir heute ſind, ſo werden wir zermalmt. Die Lage iſt nicht beſſer, ſondern ſchlimmer als 1805 oder 1806, denn damals war Oeſtreich ein Staat, der feſt auf ſeinen Füßen ſtand; was er heute iſt, wiſſen wir.

Die Zeit geht ſchneller als je. Es wäre daher wünſchenswerth, daß man bei politiſchen Broſchüren das Datum angeben möchte. Eine andere Flugſchrift deſſelben Verlags: „die politiſche Reform in Deutſchland“ mit der Jahreszahl 1860, ſpricht noch davon, daß der Friede von Villafranca „dem jungen öſtreichiſchen Kaiſer die Gewogenheit des Siegers eintrug, eine Bürgſchaft für Vortheile in der Zukunft;“ daß derſelbe junge Kaiſer „durch den rückſichtsvollen, beinahe großmüthigen Sieger auf einige Zeit gewonnen ſei.“ — Wovon ſpricht der Mann? Von Ludwig dem Vierzehnten oder den Hohenſtaufen? Jedenfalls nicht von der Gegenwart — das Gras wächſt ſo ſchnell in dieſem Jahr, daß man es beinahe wachſen hört.

Ein Geſinnungsgenoſſe Schotts, Moritz Mohl, gibt auch einen Beitrag zur deutſchen Frage: „Ueber ein Bundesgericht und das Geſetzgebungsrecht des Bundestags.“ Auch er kommt zu der richtigen Ueberzeugung, daß wie die deutſche Einheit jetzt beſchaffen iſt, es jedem deutſchen Staat darauf ankommen muß, die Eingriffe der Centralgewalt in ſeine innern Angelegenheiten möglichſt von ſich abzuwehren, und daß darin die freiſinnige Partei mit den Regierungen ganz einverſtanden iſt.

Tiefer in die Realität der Dinge greift eine Schrift von Wilhelm Beſeler ein: „zur öſtreichiſchen Frage“ (Leipzig, Hirzel). Der Verfaſſer hat neuerdings bei mehreren Gelegenheiten zum deutſchen Volk geſprochen, und es freut uns, mit ihm in völligem Einvernehmen zu ſein. Er geberdet ſich keineswegs als Prophet, er ſagt nicht mit Zuverſicht den Einſturz des mächtigen Kaiſerſtaats voraus, der doch

noch immer über bedeutende Hilfsquellen zu gebieten hat, und den unvorhergesehene Umstände retten können. Aber er macht auf die Möglichkeit eines solchen Einsturzes aufmerksam; und dieser Möglichkeit kann sich niemand verschließen, der den immer mehr um sich greifenden finanziellen Ruin; die immer wachsende Unzufriedenheit in den Provinzen, die von außen immer näher rückende Gefahr ins Auge faßt. Wie sollen wir uns verhalten, wenn der Fall wirklich eintritt? — Oestreich die freundlich helfende Bruderhand reichen? Kein Deutscher würde sich dieser Pflicht entziehen, die nicht nur von dem allgemeinen Gefühl, sondern auch von dem allgemeinen Interesse geboten wäre. Aber darum handelt es sich nicht. Je schwächer sich Oestreich im Innern fühlt, desto höher steigern sich seine Ansprüche. Es verlangt von uns nicht Hilfe wie von Ebenbürtigen, es verlangt, daß wir uns in seine eignen ungesunden Zustände einleben, daß wir unsere Selbstständigkeit, unsere materiellen und geistigen Interessen aufopfern, daß wir seinen herrschsüchtigen Plänen als blinde Vasallen folgen sollen. Das wollen und das können wir nicht! Oestreich hat von uns Hilfe zu erwarten, wenn es uns in unserer eignen Entwicklung nicht beeinträchtigt; es hat sie nicht zu erwarten, wenn es fortfährt alle gesunden Säfte des deutschen Lebens zu ersticken.

Beselers Flugschrift hat keinen rechten Abschluß und konnte ihn nicht haben, da das letzte Wort in dieser Angelegenheit nicht von uns, dem Volk, dem Publicum, gesprochen werden kann. Die Entscheidung liegt bei den Regierungen. Wie wir dennoch darauf hinwirken können, das läßt sich ziemlich bestimmt angeben.

Preußen hat durch zwei Anträge beim Bundestag seine Stellung zur deutschen Frage bezeichnet. Durch seinen Antrag in Bezug auf Kurhessen hat es den Grundsatz ausgesprochen, daß der Bundestag in die innern Angelegenheiten der Staaten sich nur so weit einzumischen habe, als zur Aufrechterhaltung der Bundesgesetze nöthig ist; daß der Bundestag positives Recht nicht schaffen kann. Von ungleich größerm Belang ist der Vorschlag in Bezug der Bundeskriegsverfassung. Die bisherigen organischen Bestimmungen derselben sind für einen ernsten Krieg nicht ausführbar. Die Leitung eines Krieges gegen Frankreich von Seiten des Bundestags würde nichts anderes sein, als die Einführung eines Hofkriegsraths in zehnfacher Potenz; was das heißt, darüber erkundige man sich bei den östreichischen Generalen. Es ist gegen die Natur der Dinge, daß der Stärkere sich dem Schwächeren, daß die Kriegsheere Oestreichs und Preußens sich einem fremden Oberfeldherrn unterordnen. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß, wenn man einen erfolgreichen Feldzug unternehmen will, die Contingente der mittleren und kleineren Staaten den Contingenten Oestreichs und Preußens zugefügt werden. Soll aber diese Einrichtung zu einem organischen Heerwesen führen, so muß sie bereits im Frieden angebahnt werden. — So weit sind wir mit der preußischen Denkschrift vollkommen einverstanden.

Aber sehr wenig befriedigt hat uns die Circular-Depesche an die deutschen Höfe, mit welcher die preußische Regierung diese Denkschrift begleitet hat. Nach dem wohlwollenden, resignirten und hoffnungslosen Ton dieser Depesche sieht es fast so aus, als ob Preußen selbst seinen Antrag nur für einen schönen Traum ansähe; höchstens für ein schätzbares Material, über welches man in einer fernen Zukunft in Berathung treten könne. Ist denn die Lage Deutschlands, ist denn die Lage

Preußens wirklich von der Art? Muß Preußen ſich um ſeiner eigenen Provinzen willen nicht bei Zeiten vorſehen, um auf alle eintretenden Fälle gerüſtet zu ſein? Führt nicht jeder Verzug eine unabſehbare Gefahr mit ſich?

Da wir den diplomatiſchen Beziehungen ganz fern ſtehen, ſo wiſſen wir auch nicht, ob Preußen ſich mit ſeinen Vorſchlägen zuerſt an denjenigen gewandt hat, den es am meiſten angeht, an Oeſtreich. Oeſtreich hat in den letzten Zeiten gegen Preußen ziemlich rückſichtslos gehandelt, und vielleicht fordert die diplomatiſche Convenienz, dieſe Rückſichtsloſigkeit durch kühles Stillſchweigen zu erwiedern. Leider iſt mit der diplomatiſchen Convenienz in ernſten Angelegenheiten nicht viel gewonnen, und Preußens erſte und wichtigſte Lebensfrage, von der ſein ganzes politiſches Leben abhängt, iſt die, ſich klar zu machen, wie es ſelber mit Oeſtreich ſteht. —

Man vergönne uns, ganz offen mit der Sprache herauszugehen. Wir haben beſtändig wiederholt und wiederholen es noch heute, daß wir es als ein ſchreckliches Unglück für Deutſchland und als ein Verbrechen betrachten würden, wenn die gegenwärtige Spannung zwiſchen den deutſchen Mächten einmal zu offener Feindſeligkeit geſteigert werden ſollte. Aber um die Lage der Dinge ernſthaft zu prüfen, müſſen wir auch das Schlimmſte als möglich annehmen, wenn es möglich iſt. In mehreren Blättern der Gegenpartei iſt bereits direct und indirect auf die Wahrſcheinlichkeit hingewieſen, daß die Mittelſtaaten, um der preußiſchen Hegemonie zu entgehen, wieder an einen Rheinbund denken möchten. Von der anderen Seite iſt dieſe Idee als ein Landesverrath gebrandmarkt worden. Aber was nutzt es, eine moraliſche Mißbilligung auszuſprechen, wenn dadurch die Thatſachen nicht geändert werden!

Preußen iſt in der Lage, daß es — nicht um ſich zu vergrößern, ſondern um ſich zu erhalten — nur drei Mittel vor ſich hat. — Entweder gelingt es ihm, im Einverſtändniß mit Oeſtreich eine Reform der Bundeskriegsverfaſſung in der jetzt beantragten Weiſe durchzuſetzen; — oder es bringt gegen Oeſtreichs Willen mit den übrigen deutſchen Regierungen ein Bündniß zu Stande, durch welches der Oberbefehl der Bundesarmee in der Weiſe regulirt wird, wie es unmittelbar vor Abſchluß des Friedens von Villafranca in Angriff genommen war und ohne dieſen Abſchluß auch wäre durchgeführt worden. — Iſt aber beides nicht möglich — was bleibt Preußen dann übrig? — Es muß ſich, um ſeine bedrohten Provinzen zu ſichern, nach auswärtigen Bündniſſen umſehen. —

Wir wollen das entſetzliche Bild nicht weiter ausmalen, wenn Preußen auf der einen Seite, die Mittelſtaaten auf der andern, vielleicht auch noch Oeſtreich um ein Bündniß buhlen — man kann ſich denken wo! — Sollten aber die Regierungen wirklich nicht ſehen, daß ſie langſam aber unaufhaltſam dieſem wünſchenswerthen Ziel zueilen, ſo müſſen die rechtmäßigen Landesvertreter ſie darauf aufmerkſam machen. Das nächſte Augenmerk jedes Patrioten muß alſo ſein, in den Kammern ſämmtlicher deutſchen Staaten, natürlich in den preußiſchen voraus, die Ueberzeugung wach zu rufen, daß Deutſchlands Zukunft von der Schnelligkeit abhängt, mit welcher man ſich über ſeine Wehrverfaſſung einigt.

Die preußiſche Regierung hat daneben noch eine andere Aufgabe. Es ſieht mitunter ſo aus, als ob ſie ſich darüber wundert, daß ihre Popularität in Deutſchland nicht ſchneller geſtiegen iſt. Das geht aber ganz natürlich zu. An dem gu-

ten Willen der preußiſchen Regierung, ſo vortrefflich als möglich zu ſein, zweifelt in ganz Deutſchland Niemand, wohl aber an ihrer Kraft. Das deutſche Volk würde gern etwas Liberalismus weniger hinnehmen, wenn es dafür etwas mehr Energie ſähe. Der Mangel an Kraft liegt aber hauptſächlich darin, daß bis jetzt noch verſchiedene Potenzen des Staatslebens ſich die Waage zu halten ſcheinen, ſo daß man nicht weiß, welche die maaßgebende iſt. Dem Miniſterium ſteht die Büreaukratie und das Junkerthum gegenüber, und der Oppoſition dieſer beiden Factoren werden ſich allmälig alle preußenfeindliche Elemente anſchließen, der Ultramontanismus, das Polenthum u. ſ. w. Wer von beiden iſt nun der Stärkere? — Das Miniſterium hat die beſte Gelegenheit, das zu zeigen.

Alle Kräfte, die ihm entgegenſtehen, concentriren ſich im Herrenhaus, welches zu einer Zeit zuſammen geſetzt wurde, als der Haß gegen den Liberalismus für das Kennzeichen eines echten Preußen galt. Daß ein ſolches Inſtitut gegen ein liberales Miniſterium Oppoſition macht, daß es alle ſeine Geſetze zurückweiſt, iſt ſehr natürlich. Unter den Geſetzen, welche dem Landtag jetzt vorliegen, ſind einige, die nicht blos wünſchenswerth, nicht blos praktiſch nothwendig ſind, ſondern deren Vorenthaltung ein offener Rechtsbruch war; dahin rechnen wir beſonders die Feſtſtellung der Wahlbezirke durch ein Geſetz. Was wird das Miniſterium thun, wenn das Herrnhaus dieſen Geſetzentwurf zurückweiſt? Da das Herrnhaus kein Wahlkörper iſt, ſo gibt es nur ein verfaſſungsmäßiges Mittel, ſeinen Widerſtand zu brechen, einen Pairsſchub. In England iſt das Mittel zuweilen angewandt worden; in Preußen liegt es um ſo näher, da ein nicht kleiner Theil der jetzigen Pairs ihre Stellung lediglich dem Haß gegen den Liberalismus verdankt. Iſt dieſe Maaßregel nicht durchzuſetzen, ſo ſollte ſich das Miniſterium ſehr ernſtlich die Frage vorlegen, ob in der Lage, in der ſich Preußen befindet, Einheit der Regierung nicht ein Bedürfniß iſt, dem gegenüber alle andern Rückſichten ſchweigen müſſen? Wir legen die Frage nur vor, ohne ſie entſcheiden zu wollen, weil bei der Antwort noch manche Umſtände in Rechnung kommen, die uns nicht bekannt ſind. —

Wir können aber dieſe Betrachtungen nicht ſchließen, ohne einen Scheideblick dem Manne nachzuwerfen, deſſen Lieder noch heute am lauteſten vom deutſchen Ruhm und deutſcher Größe ſprechen — E. M. Arndt. 90 Jahre alt, noch mit der Lebenskraft eines Jünglings ausgeſtattet, in den letzten Augenblicken ſeines Lebens von ganz Deutſchland mit innigem, herzlichem Zuruf begrüßt — dann ein ſchneller Tod! Wer wollte nicht dies Loos beneiden! — Ob er auch darin zu beneiden war, oder zu beklagen, daß er die nächſte Zeit nicht erlebte — das liegt noch in der Dämmerung. † †

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Verantwortlicher Redacteur: Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Zuſtände im Kirchenſtaat.

Daß die Theokratie, welche wir den Kirchenſtaat nennen, eine Anomalie unſerer Zeit iſt, möchte von Wenigen beſtritten werden, welche ſich die Mühe genommen haben, ſie näher anzuſehen und ſie mit andern modernen Staaten zu vergleichen. Nur die Stellung, welche man mit ſeinen Wünſchen zu ihr einnimmt, iſt eine verſchiedene. Dem Einen iſt ſie ein noli me tangere, das mit allen ſeinen Mängeln und Gebrechen ertragen werden muß zur größern Ehre Gottes. Andere wollen ſie unverſehrt erhalten wiſſen, weil man mit Aenderungen in ihrer Organiſation die Grundſteine des alten Rechts, der alten Weltordnung zu lockern fürchtet. Wieder Andere empfehlen mehr oder weniger aufrichtig mehr oder weniger Reformen. Noch Andere endlich ſind der Ueberzeugung, daß man hier ſo wenig wie anderwärts mit Aufflicken neuer Lappen auf ein altes Kleid etwas Erfreuliches zu Stande bringen könne, daß die vorgeſchlagenen Reformen in Rom genau ſo wenig Wandel ſchaffen würden als die, mit denen man dem Türken das Leben zu friſten wähnte. Sie glauben, daß der Himmelsſchlüſſel, mit dem der Nachfolger Petri regiert, ſich durch kein politiſches Zauberwort in ein brauchbares Scepter verwandeln laſſen werde, daß man mit der mittelalterlichen Weltanſchauung, die er vertritt, nicht anders als gründlich brechen könne. Sie erheben den Ruf: Trennung der widernatürlichen Ehe zwiſchen Himmel und Erde, Auflöſung des Kirchenſtaates in ſeine beiden Elemente: Kirche und Staat. Sie verwahren ſich dagegen, daß man ein derartiges Verfahren einen Raub nenne, ſie erkennen, indem ſie zu Entſchädigungen die Hand bieten, nichts anderes darin, als eine durch die Umſtände dringend gebotene Expropriation.

Mit denen, welche an einen Gott glauben, dem mit ſchlechten politiſchen Einrichtungen, mit abſoluter Stabilität gedient iſt, läßt ſich nicht reden. Ebenſowenig im Grunde mit denen, welche mit Aenderungen der gegenwärtigen Zuſtände in Rom die Welt in Trümmer gehen ſehen. Man machte in richtiger Erkenntniß der Dinge den geiſtlichen Kurfürſtenthümern, gefürſteten Abteien und anderen mit dem Krummſtab regierten Staaten Deutſchlands ein Ende, und trotz des Sprichwortes, unterm Krummſtab ſei gut wohnen, erhob ſich niemals eine beachtenswerthe Stimme, die ſich nach ihm zurück geſehnt

hätte. Man nahm 1809 dem Papst sein weltliches Reich, und Rom, soweit es nicht Priesterglatze und Mönchskutte trägt, nennt das halbe Jahrzent von da bis zur Restauration seine glücklichste Zeit in diesem Jahrhundert.*) Die Weltordnung wurde weder dort noch hier erschüttert: die geistlichen Herren traten ab und gingen hin, wohin sie gehörten, vom Thron auf den Bischofsstuhl, ohne daß von besagter Weltordnung auch nur ein Stein nachgebröckelt wäre.

Anders scheint sichs mit denen zu verhalten, welche, die Mittelstraße zwischen den Extremen einschlagend, von den wiederholt dem Papst angerathenen Reformen Abhilfe der Beschwerden erwarten. Auch uns ist die Mittelstraße in vielen Fragen eine goldene, auch wir glauben, daß die meisten Wirren unsrer Zeit nur allmälig, durch aufeinander folgende Compromisse einem glücklichen Ausgang zugeführt werden können. In dieser Frage bedauern wir, diesen Weg nicht für den richtigen erkennen zu können. Die rechte Zeit zu einem Compromiß scheint uns vorüber, die Mittelstraße würde, wie uns dünkt, in eine Sackgasse führen. Der Papst kann die Reform, die allein Abhilfe gewähren würde, nicht bewilligen; er wird sie, gezwungen sie auszusprechen, nur mit dem Vorbehalt verkündigen, daß sie unausgeführt bleibe. Die Italiener aber wissen jetzt zur Genüge, daß eine theilweise Besserung ihrer Zustände oder eine solche, die widerwillig vorgenommen wird, bei der ersten Gelegenheit in ihr Gegentheil umschlägt. Sie würden sich eben auch nur gezwungen einem solchen Abkommen fügen, und sie rücken, wie es scheint, jetzt dem Standpunkt näher, wo sie sich nicht mehr zwingen zu lassen brauchen.

Es gab eine Zeit, wo man naiver dachte. „Da stürzt ein System ein," sagte Rom, als bei der feierlichen Ausstellung Gregors des Sechzehnten der über dem Todten errichtete Thronhimmel zusammen fiel. „Das System ist eingestürzt, das Papstthum aber gerettet! Es lebe der Papst!" erscholl es jubelnd durch ganz Italien, als Gregors Nachfolger, Pius der Neunte, Maßregeln treffen zu wollen schien, die den Wünschen des Volkes entsprachen. Man bedachte, obwol man die letzten zwanzig Jahre, freilich auf ziemlich wüste Weise, viel Politik getrieben, nicht, daß dies unmöglich, daß die weltliche Seite des Papstthums in allen wesentlichen Stücken unverbesserlich sei, daß eine Theokratie keine constitutionellen Einrichtungen ertrage, daß der Papst als

*) Reactionäre Organe beklagen sich darüber, daß man auf der entgegengesetzten Seite die Zustände des Kirchenstaates mit der Brille anonymer Touristen sehe. Niebuhr, bekanntlich kein Tourist und ein geborner Conservativer, schreibt im Jahre 1818 als Augenzeuge: „Die Jeremiaden über das Elend Roms unter Bonaparte sind dummes Gewäsch unwissender Künstler. Das Pfaffenwesen mit der Wurzel auszureißen war eine nothwendige Amputation... Das Volk war damit beschäftigt und versorgt... und Alles wäre auf natürliche Bahn gekommen." Es versteht sich von selbst, daß wir mit diesem Citat nicht Napoleons Eroberung Italiens vertheidigen.

weltlicher Fürſt nicht oder nur dem Volk gegenüber ſouverän, daß er als ſolcher Lehensmann, Unterthan, wenn man will Knecht des Papſtes als kirchlichen Fürſten ſei.

Um dies einzuſehen, bedarf es, meinen wir, keiner ungewöhnlich ſcharfen Augen. In andern Ländern haben die Einnahmen des Staates keinen andern Zweck als Erhaltung und Förderung der Wohlfahrt des Volkes, welches das betreffende Land bewohnt. Im Kirchenſtaat iſt dem nicht ſo. Der Beherrſcher deſſelben iſt zugleich Oberhaupt der geſammten katholiſchen Chriſtenheit, und ſeine Stellung als Pontifex iſt ungefähr in demſelben Maße wichtiger als ſeine Stellung als König, wie die Zahl ſeiner weltlichen Unterthanen größer iſt als die ſeiner kirchlichen. Weil er Fürſt der Kirche iſt, hat man ihm ſeine Staaten gegeben, ſie ihm, ſo weit er ſie ſich ſelbſt nahm, gelaſſen, unter der Bedingung, daß er ſie zu Nutz und Frommen der Kirche verwalte. Seine Perſon mit dem Goldgrund zu umgeben, der zu den Heiligenbildern gehört, den Würdenträgern, die ihm in der ewigen Stadt regieren helfen, die Mittel zu verleihen, mit denen man den Gläubigen imponirt, geiſtliche Behörden zu unterhalten, deren Wirkſamkeit das urbi et orbi der päpſtlichen Erlaſſe zur Wahrheit macht, für die Ausbildung von Apoſteln zu ſorgen, welche den Kreis der Kirche durch Eroberungen unter Heiden und Ketzern erweitern, nach allen Weltgegenden Briefe, Verordnungen und Geſandte ausgehen zu laſſen — dazu ſind die Einkünfte des Kirchenſtaates zunächſt beſtimmt. Was nach Deckung dieſer nothwendigſten aller Ausgaben von den Einnahmen übrig bleibt, mag immerhin für die Bedürfniſſe des kleinen Kreiſes verwendet werden, über den dem Papſte auch die weltliche Herrſchaft zuſteht.

Und wie mit der Geldkraft verhält es ſich auch mit der Arbeitskraft der päpſtlichen Regierung. Je mehr der Katholicismus ſich anſtrengt, den an andere Kirchen verlornen Boden wieder zu gewinnen, um ſo weniger bleibt dem Papſt und ſeinen Beamten Zeit, ſich mit dem zeitlichen Wohl ſeiner Unterthanen im engern Sinn zu beſchäftigen. Wenn man das in Rom gefühlt und deshalb den Gebrauch eingeführt hat, wo möglich abwechſelnd einen kirchlich eifrigen (zeloso) und einen ſtaatsmänniſch gebildeten, mehr den Intereſſen des Staates als der Kirche zugewandten Charakter (politico) zum Papſt zu wählen, ſo iſt das ein Palliativmittel, welches ungefähr eben ſo viel Nutzen ſchafft, wie ihn das von gewiſſen naiven Seelen vorgeſchlagene Mittel zur Ertödtung des deutſchen Dualismus verſpricht, nach welchem abwechſelnd aus den Dynaſtien Lothringen und Hohenzollern ein Kaiſer über Deutſchland zu wählen wäre — ganz abgeſehen davon, daß ſelbſt der weltlichſte Papſt der Natur der Sache nach viel zu ſehr von kirchlichen Angelegenheiten in Anſpruch genommen ſein wird, um ſeinen Neigungen mit einiger Energie Ausdruck geben zu können. Immer wird auch für ihn das Departement des

Auswärtigen das wichtigste sein müssen. In Rom ist die Regierung wie der höchste Gerichtshof für die katholische Welt. Welch eine Masse von Geschäften daraus entstehen, und wie gerade die besten Regierungskräfte, die man in anderen Ländern den Staatsgeschäften zuwendet, durch kirchliche Angelegenheiten aufgezehrt werden, kann man sich vorstellen.

Vor der Reformation wurde davon nichts empfunden, da in dieser Zeit die ganze abendländische Christenheit direct oder indirect die Kosten der Verwaltung der Kirche an Geld- und Arbeitskräften trug. Ja noch zwei volle Jahrhunderte nach dem Schisma wurde der Ausfall im Budget der Curie nur in geringem Maaß bemerkt. Die Päpste hatten im sechzehnten Jahrhunderte ihren weltlichen Besitz beträchtlich erweitert, die Marken, Perugia, Bologna, Ferrara dem Kirchenstaat einverleibt, sie zogen später die großen Lehen der Farnese ein. An die Stelle der feudalen Verwaltung dieser Gebiete trat unter Sixtus dem Fünften eine streng centralisirte Klerusherrschaft, die, ein Seitenstück zu dem jungen Orden der Jesuiten, unter geistlichem Gewande mit großen politischen Plänen umging. Die alte Kirche nahm alle ihre Kräfte zusammen, um die jetzt allmälig erstarrende deutsche Neuerung zu überwältigen. Da in Rom die Fäden dieser Politik zusammenliefen, drängten sich die durch Geburt, Vermögen und Geist hervorragenden Männer der katholischen Welt in die römische Prälatur, die so eine beträchtliche Stärkung durch tüchtige Regierungskräfte erfuhr, welche dann auch der Leitung der Provinzen zu Gute kamen. Sobald aber mit Anfang des vorigen Jahrhunderts die dynastischen Interessen die Achse bildeten, wurde die Kurie in die Peripherie gezogen. Die Intelligenzen andrer Länder fanden an andern Höfen Gelegenheit, ihrem Ehrgeiz bei Lenkung der Weltgeschicke Genüge zu thun; auch ihr großes Vermögen und die reichen Pfründen der verschiedenen Nationalkirchen wurden nicht mehr im Kirchenstaat verzehrt. Während man in Rom fortfuhr Hof und Kanzlei für die ganze katholische Christenheit zu halten, verboten mehre der bedeutendsten Fürsten jetzt die Ausfuhr von Geldern für Dispensen dahin; der Kirchenstaat, welcher in der Entwickelung seiner natürlichen Hilfsquellen immer mehr hinter dem übrigen Europa zurückblieb, sollte allein die Kosten der Repräsentation und der obersten Verwaltung der Kirche tragen.

Das Land mußte es bald empfinden, daß es für seine Regierung auf die mäßigen Kräfte besonders der Familien angewiesen war, welche durch den Nepotismus der aus ihnen hervorgegangenen Päpste den Fürstenrang erlangt hatten. Wie sich mit dem Zunehmen der Aufklärung die Prälatur vereinsamt fühlte, so fühlten sich innerhalb ihrer selbst auch die wenigen politischen Talente, wie ein Consalvi. Die Cardinäle, welche Pius den Siebenten zur Krönung Napoleons nach Paris begleiteten, machten nach den Denk.

würdigkeiten Paccas dort den Eindruck völliger Unbedeutendheit. Die darauf folgende Zeit, wo Rom säcularisirt war, verschlimmerte diesen Zustand, sie unterbrach die Tradition dessen, was von der alten Regierungskunst der Prälaten in weltlichen Dingen geblieben, während sie zugleich den Römern zeigte, daß man überhaupt besser regieren könne als bisher. Als der Papst in das Patrimonium Sanct Peters wieder eingesetzt wurde, war der Mangel an hellen Köpfen unter der allein zum Regieren berufenen Classe im Kirchenstaat größer als je, zumal da sich im Gefolge der Franzosen der Unglaube eingefunden hatte und in der Regel nur mystische Geister, andere nur dann, wenn sie nichts Besseres thun konnten, in den geistlichen Stand eintraten. Dazu kam, daß die Prälatur jetzt fast ausschließlich, das Cardinalscollegium seiner weitüberwiegenden Mehrheit nach aus Italienern bestand, wodurch nicht blos der Universalität der Kirchenleitung Eintrag geschah, sondern auch die, wie erwähnt, nicht zahlreichen Intelligenzen jener Prälatur für kirchliche, nichtitalienische Fragen vorherrschend in Anspruch genommen wurden. Bei höhern Regierungsstellen hatte der Fremde im Priesterrock den Vortritt vor dem Eingebornen, der Laie war; da indeß die Erfahrung den Beweis geliefert hat, daß dieser Rock nicht die Wunderkraft besitzt, Leuten, die zu andern Zwecken gebildet sind, die Gabe des Regierens zu ertheilen, so ist seit 1814 die Säcularisirung der Regierung des Kirchenstaates, d. h. die gleiche Berechtigung der Laien zur Theilnahme an der Verwaltung und, damit diese eben Wahrheit werde, die Ausschließung der Geistlichen von den meisten weltlichen Stellen, das unabänderliche Verlangen der Bevölkerung, vorzüglich in der weiter vorgeschrittenen nordöstlichen Hälfte.

Daß kein Papst auf eine solche Reform ehrlich eingehen kann, liegt schon nach dem Obigen auf der Hand. Damit ist aber nur ein kleiner Theil dessen erschöpft, was sich gegen die Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt in einer Hand und gegen die Möglichkeit befriedigender Verbesserungen im Kirchenstaat sagen läßt. Der Kirchenstaat hat seinen Namen nicht blos davon, daß er ein Staat ist, welcher der Kirche gehört, sondern zugleich davon, daß er die Ausprägung des Ideals der Kirche vom Staate, daß er das ist, was die Kirche aus der Welt machen würde, wenn die Tiara auch in irdischen Dingen urbi et orbi geböte. Daß ein Kirchenfürst in seinen Staaten nach andern Grundsätzen verfahren muß, als ein weltlicher, versteht sich von selbst. Das Dogma ist für ihn oberstes Gesetz, die Unfehlbarkeit des Papstes in geistlichen Dingen läßt den Gedanken an die Möglichkeit, daß er in weltlichen irren könne, unziemlich erscheinen, und schließt damit jede Opposition gegen seinen Willen, jede Correctur desselben durch constitutionelle Institute aus. Der Papst kann kein einziges Institut dieser Art einführen, ohne damit eine Sünde zu begehen. Er muß als weltlicher Herrscher absolut sein, um absolut dem gehorchen zu

können, deſſen Stellvertreter er iſt. Er kann keine andern Stände einführen als ſolche, die er ſelbſt wählt, alſo überhaupt keine. Er darf keine unabhängigen Richter dulden, kein Geſetzbuch, welches irgendwie die Möglichkeit offen läßt, daß die Kirche in Conflicten mit dem Staate — und wie oft kommen ſolche vor! — einmal Unrecht behielte. Er kann am Wenigſten geſtatten, daß Laien ein Urtheil über das Budget abgeben, welches der Förderung himmliſcher Angelegenheiten dient, daß Weltkinder ſich anmaßen, Ausgaben beſchneiden zu wollen, die zur Ehre Gottes, zur Mehrung des Reiches Chriſti gemacht werden ſollen. In einen einzigen dieſer Punkte willigen, hieße ein Loch in das Syſtem ſtoßen, durch welches das Ganze allmälig nachſickern müßte gleich dem Sand in einer Sanduhr.

Der Papſt darf ferner nichts für Volksaufklärung thun; denn die Aufklärung iſt vielleicht eine Quelle leiblicher Wohlfahrt, aber eine Mutter des Zweifels. Er wird nur ſolche Wiſſenſchaften befördern dürfen, welche der Kirche Nutzen, wenigſtens keinen Nachtheil bringen. Er wird den Jugendunterricht beſchränken, Naturkunde und Geſchichte in beſtimmte Kreiſe bannen, er wird ſelbſt Neuerungen auf rein induſtriellem Gebiet wie Eiſenbahnen u. a. mit Mißtrauen anſehen müſſen. Er darf ſodann in Rom keinen andern Glauben Wurzel faſſen laſſen, als den allein ſeligmachenden. Gelangte im Mittelpunkt ſeines geiſtlichen Reiches eine andere Kirche zu einigem Anſehen, ſo wäre das die bitterſte Kritik des Katholicismus, und die übelſten Folgen würden eintreten. Höchſtens kann er geſtatten, daß Fremde, zu denen das Syſtem auch die Juden zählt, einen abweichenden Cultus in der Stille ausüben. Einen Kinderraub wird er gutheißen müſſen, wenn er der Kirche ein neues Glied zuführte, vielleicht auch andere Verbrechen, wenn ſie zur Ehre Gottes begangen wurden, Freiheit des Gedankens, der Preſſe, der Gottesverehrung niemals auch nur annähernd.

Sodann ſteht mit der Eigenſchaft und Aufgabe eines Prieſterfürſten in Verbindung, daß die Kirchen- und Sittenpolizei in ſeinem Staat die herbſten Formen annimmt, daß ſie den Unglauben als Verbrechen beſtraft, daß ſie in Vaterſchaftsfragen für den Verklagten nur das Dilemma hat: aut dotet, aut nubet, aut ad triremes*), daß ſie, wie noch unter dem letzten Papſt geſchehen, Aerzten verbietet, kranken Ketzern, welche die letzte Oelung ablehnen, Hilfe zu leiſten. Schon aus dieſem Grunde erklärt ſichs, daß das Papſtthum die richterlichen Stellen und die der Verwaltung durchgehends mit Prieſtern beſetzt. Geiſtliche werden die Abſichten des heiligen Vaters unter allen Umſtänden eifriger fördern als Weltliche. Wenn ſie ihrer Amtsführung eine ſtark inquiſitoriſche Färbung geben, ſo paßt das vollkommen zu den Zwecken dieſer Regierung. Dazu kommt, daß die ganze höhere Erziehung im Römiſchen,

*) Entweder Ausſteuer, oder Heirath oder auf die Galeeren.

ſo weit ſie öffentlich iſt, ſich im Weſentlichen auf die Bildung von Geiſtlichen richtet. Dazu ferner, daß, wie die Unfehlbarkeit des Papſtes in geiſtlichen Dingen ſich mit dem Glauben einer beſondern höhern Weisheit in weltlichen Angelegenheiten verbindet, die Weihe des Prieſters, wo nicht als magiſche Mittheilung beſonderer Fähigkeit zur Verwaltung, wenigſtens als ein Geadeltwerden aufgefaßt wird, an das ſich Privilegien knüpfen. Das Papſtthum hat für dieſe Vertheilung der Aemter an Kleriker aber noch andere Gründe, und von dieſen möchte außer dem Herkommen, deſſen Verletzung der Klerus keinem Papſt erlauben würde, der zwingendſte folgender ſein. Die weltlichen Stellen ſind eine Art Vorſchule für Männer, die ſpäter in wichtigen, Kenntniß der Lebensverhältniſſe vorausſetzenden Kirchenämtern verwendet werden ſollen, und man erſpart durch dieſe Weiſe der Aemterbeſetzung nicht unbedeutende Summen. Viele der hohen Prälaten ſo wie der niedern Geiſtlichen verſehen neben ihrem Amt ein kirchliches, werden aber nur für das eine von beiden beſoldet. Als noch die Gaben der ganzen Chriſtenheit nach Rom ſtrömten, war es nicht nöthig, einen Theil der zahlreichen Prieſterſchaft, die man nun einmal braucht, mit weltlichen Poſten zu verſorgen; heutzutage iſt Sparſamkeit ein Gebot der Noth. Welche Seite von dieſen doppelten Stellen nach dem Spruch, daß man nicht zweien Herren dienen kann, vernachläſſigt wird, mag der Leſer vorläufig errathen. Wir meinen, daß das Folgende mit ſeinem Urtheil zuſammentreffen wird.

Wollte ein Papſt den Verſuch machen, dieſen Mißſtänden abzuhelfen, ſo hätte er ſofort den bei Weitem größten Theil des Klerus gegen ſich. „Wol war," ſagt Reuchlin in ſeiner Geſchichte Italiens**), der wir im Nachſtehenden das Eine und das Andere entnehmen, „der Papſt Pius der Siebente, ein durch ſein Märtyrerthum geläuterter frommer Mann, ſein erſter Miniſter, Cardinal Conſalvi, ein Geſinnungsgenoſſe Foſſombronis, nur mit mehr Thatkraft ausgerüſtet. Aber wie in politiſch aufgewühlten Zeiten die Wucht der Parteien ſtärker iſt als ihre Führer, ſo iſt in Zeiten der Reaction eine privilegirte Kaſte mächtiger als die Männer am Steuerruder. Nicht nur in geiſtlichen Dingen iſt es für den perſönlichen Willen des Papſtes ſchwer ſich Geltung zu verſchaffen; denn eine Prieſterkaſte vollends achtet kein menſchliches Geſetz, ſie dünkt ſich und ihr kanoniſches Recht darüber erhaben und — verſteht jenes in der Regel nicht; ſteht ſie doch außerhalb derſelben und des bürgerlichen Lebens. Ihr Zweck iſt nicht die ſittliche und leibliche Wohlfahrt des Volkes, die Erfüllung der Intereſſen und Wünſche der Laien, ſondern der Sieg, der Glanz, die Herrſchaft der Kirche, welche ſie ſelbſt ſind."

**) Staatengeſchichte der neueſten Zeit. 1. Band. — Geſchichte Italiens von Gründung der regierenden Dynaſtien bis zur Gegenwart. Von Dr. Hermann Reuchlin. Erſter Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1859. Ein ſehr leſenswerthes, auf fleißigen Studien beruhendes Werk, über das wir nach Erſcheinen des zweiten Theils ausführlich Bericht erſtatten werden.

So ist der leitende Gedanke der Päpste bei ihrer weltlichen Regierung in allem Wesentlichen unabänderlich derselbe geblieben. Der Kirchenstaat soll in der alten Ordnung und in völliger Ruhe erhalten werden, damit seine Lenker volle Zeit finden, der Kirche neue Triumphe zu bereiten. Wie in der Kirche nur der Priester am Altar und auf der Kanzel das Wort hat, so soll auch im Staate, in der Kanzlei und in dem Tribunal ihm allein zu reden und zu handeln gestattet sein. Es ist wahr, daß Pius der Siebente die Rechtspflege verbessert, die Steuerlast vermindert und den Verkehr in einigen Beziehungen gefördert, daß Leo der Zwölfte eine bürgerliche Proceßordnung erlassen, daß selbst Gregor der Sechzehnte gewisse Reformen vorgenommen hat. Aber einerseits wurden diese Fortschritte durch weit mehr ausgreifende Rückschritte ausgeglichen, andrerseits sind fast alle guten Verfügungen auf dem Papier geblieben oder durch geflissentlich verfehlte Ausführung illusorisch geworden. Um die Römer mit diesem Stillstand der öffentlichen Zustände zu versöhnen, gibt man ihnen wie einst ihren Vorfahren panem et circenses — den Armen Almosen, den Uebrigen prachtvolle Kirchenfeste. Statt die Arbeit zu fördern nährt man den Bettel, statt Schulen zu gründen öffnet man der Trägheit und Unwissenheit, die sich nicht selbst zu helfen gelernt hat, milde Stiftungen. Verdienst und Gewinn wird von den Fremden erwartet, und diese stellen sich denn auch zahlreich ein, da Rom ein Museum der edelsten Kunstwerke, der werthvollsten Alterthümer und zugleich ein großes kirchliches Theater ist, welches namentlich in der Osterzeit Scenen bietet, die man sonst nirgends sieht. Wer mit allen diesen Entschädigungen noch nicht zufriedengestellt ist, für den hat jede Regierungsperiode wenigstens einen großen Glanzpunkt. Unter Pius dem Siebenten feierte Rom die Rückkehr des Papstes aus der Verbannung, unter Leo dem Zwölften das Jubeljahr, unter Pius dem Achten die Emancipation der irischen Katholiken, unter Gregor dem Sechzehnten den Besuch, den der russische Kaiserpapst der ewigen Stadt abstattete.

Die Römer sind der Mehrzahl nach undankbar genug, auch diese großen Dinge nicht als Aequivalent für das ihnen Versagte gelten zu lassen, und wie sehr wir auch geneigt sind, zu entschuldigen, wir müssen in ihrer Meinung Verstand finden. Werfen wir einen Blick auf das Bild des Kirchenstaates zur Zeit des Ablebens Gregor des Sechzehnten. Die Bevölkerung war durch das ganze Land in zwei streng geschiedene Lager getheilt. Die Liberalen, durch fremde Gewalt niedergeworfen, verfolgt, bedroht und gebunden, bezähmten mit Mühe ihren Haß und ihre Rachsucht. Die Sanfedisten (Treubündler mit blutiger, oft schmutziger Vergangenheit) benutzten mit dummdreistem Uebermuth ihre Uebermacht. Die wenigen Freidenkenden versuchten die schlechte Regierung durch gesetzlichen Widerstand zu bekämpfen, der honette und klügere Theil der Päpstlichgesinnten hielt einige Zugeständnisse für unumgänglich.

Die einheimischen Truppen waren schwach an Zahl, schlecht geübt, schlecht besoldet und unzuverlässig, die Fremdenregimenter gut und fest, aber von den übrigen Soldaten beneidet, dem Volke mißliebig, für den Staatsschatz eine schwere Last. Der Handel dürftig, große Industrie nicht vorhanden, der Schmuggel geordneter und stärker als die Finanzverwaltung. Die Schulen mit wenigen Ausnahmen von Klerikern geleitet, die höhern Lehranstalten von Jesuiten. Unterricht und Erziehung durchaus ungenügend, auch in der Religion: Hülse, nicht Kern. Die Presse unter der dreifachen Censur der Inquisition, der Bischöfe und des Staates kaum noch im Stande zu seufzen. Die Polizei willkürlich, nur sinnreich und rührig, wenn es die Liberalen zu plagen galt, aber Stadt und Land ohne Sicherheit vor den kaum zurückgehaltenen Räuberbanden. Statistik keine, alle Kanzleien in Unordnung. Dabei schwere Auflagen und Steuern und diese übel vertheilt, beinahe nur dem Grundbesitz aufgebürdet. Das Wachsthum des Volkswohlstandes gehemmt durch üble ökonomische Gesetze, Verhinderung der Eisenbahnen, Unbeweglichkeit der großen Besitzungen. Hierzu Mangel an Gesetzbüchern, Ungleichheit der Bürger vor dem Gesetz, viele Immunitäten und Privilegien, die Verwaltung der Gerechtigkeit verwickelt, langsam, kostspielig, zweifelhaft. Ferner eine öffentliche Schuld von 38 Millionen Scudi, mit fünf Procent zu verzinsen, ein jährliches Deficit von mindestens einer Million, keine Rechnungsablegung des Staatsschatzes. Der gebildeten Jugend die Laufbahn der Waffen verschlossen, da sie keine Ehre bringt und von fremden Söldnern befleckt wird, ebenso die der Diplomatie als Privilegium des Klerus, ebenso im Grunde die der Administration und der Magistratur, weil nur der Geistliche hier höhere Stufen betreten darf. Ferner Tausende und aber Tausende von Bürgern verwarnt und dadurch von jedem ehren- und gewinnbringenden Amt in Staat und Gemeinde ausgeschlossen, an zweitausend Verbannte, Eingekerkerte und andere aus politischen Gründen Verurtheilte. Die Militärcommissionen permanent.

Der hohe Adel in Rom ehrerbietig gegen das Papstthum als eine Einrichtung, deren alte Ehrenrechte er anerkennt, aber kein Freund des absoluten Vorherrschens der Priesterkaste, selbst nicht thätig, nicht hervorragend durch Bildung und Tugend. Der Adel in den Provinzen theils gleichgültig gegen die päpstliche Regierung, theils ihr abgeneigt, häufig verschworen gegen sie. In Rom ein kleiner Theil des Bürgerstandes durch Vermögen und Stellung unabhängig und dieser ohne Liebe zur Regierung, viele Clienten und Diener der Prälaten, viele, die mit Mißbräuchen Handel treiben, zahlreich der Kreis der Zungendrescher und der Doppelzüngigen, eine weiche Masse, lendenlahm,

ſklaviſch gegen die Herren, aber ohne Seele, ohne Glauben*), ohne Kühnheit. Die Handwerker und das niedere Volk vielleicht in Rom dem Papſt als Kirchenhaupt ergeben, wenig dem Fürſten, durchaus nicht der Regierung, ſtolz auf den Römernamen, wild und ſtreitſüchtig. Der Bürgerſtand der Provinzen in den geheimen liberalen Geſellſchaften, zu Putſchen aufgelegt, keck und unbotmäßig. Das Landvolk allenthalben ruhig, voll Ehrfurcht vor dem Haupt der Religion, voll Achtung gegen den Prieſterſtand, mißvergnügt nur über das übermäßige Zahlen.

Der niedere Klerus ſowol in der Hauptſtadt als in der Provinz einfach, ziemlich ungebildet, verdrießlich über die Mißbräuche in Rom und über die ſchlechte Regierung, mit wenigen Ausnahmen weder ſittenlos noch bigott; der mehr aus Fremden als aus Römern beſtehende Stadtklerus, welcher üppig von Mißbräuchen in Macht und Ehren lebt oder ſo zu leben hofft, falſch, heuchleriſch, nach Bedarf auch zu Verſchwörung und Aufruhr geneigt. Kurz, die Regierung war nicht ſtark durch die Liebe der Unterthanen und die öffentliche Meinung. —

Wir haben einen ausgezeichneten Bürger des Kirchenſtaates reden laſſen, der die wichtigſten Staatsämter bekleidete und der, als er dies ſchrieb, ſich ſchon ſeit Jahren zu den Gemäßigten rechnete. Seine Schilderung gilt für klaſſiſch. Andere urtheilen viel ſchärfer, namentlich über die Sittlichkeit der obern Würdenträger.

Das traurige Gemälde, das wir aufrollten, entſpricht, wie ſpäter ausgeführt werden ſoll, in allen ſeinen Hauptzügen auch dem heutigen Rom. Als Gregor verſchieden war, pochte der Cardinalkämmerer, wie üblich, an ſeine Stirn, rief ihn dreimal beim Namen und zerbrach dann den Fiſcherring. Die Glocke des Kapitols verkündete den Tod des Papſtes und verbreitete, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, das Gefühl der Anarchie des Zwiſchenreichs, welches die Zungen zu bittern Reden über den Verblichnen entfeſſelte. Mit einer Spannung, wie ſelten vorher, ſah Rom in der Nacht des 13. Juni 1847 das Conclave zuſammentreten, erwartete es das Herauskommen des neugewählten Kirchenfürſten auf den Balkon des Quirinalpalaſtes. Das niedere Volk wünſchte die Tiara dem Cardinal Micara, der ſich ihm durch eine Geſtalt gleich dem Moſes des Michelangelo und durch einen ehrwürdigen weißen Patriarchenbart empfahl — eine kühne herbe Natur, ein gewaltiger Prediger, der als General der Capuziner „demokratiſch wie ein Jacobiner, abſolut wie der fünfte Sixtus“ verfahren war, der den Traſteverinern, die ihm im Voraus zu ſeiner Wahl Glück gewünſcht, geantwortet haben ſollte: „Hütet euch, mit mir würde euch weder Brot noch der Galgen

*) Bekannt iſt, daß es nirgends mehr Atheiſten gibt, als in Italien, und in Italien nirgends mehr als in Rom.

mangeln.“ Die Conservativen hofften den Staatssekretär Lambruschini, die Seele des bisherigen Regiments, durchzusetzen. Die Wünsche der Liberalen waren auf den Cardinal Gizzi gerichtet, der sich als Legat von Forli dadurch empfohlen, daß er die Ausnahmegerichte von seiner Provinz abgelehnt hatte. Von den Genannten erhielt nur Lambruschini viele Stimmen, keiner die Majorität. Negative Eigenschaften empfehlen oft bei den Wählern mehr als positive. Dem gutmüthigen Bischof von Imola, Mastai Ferretti, konnte nichts Schlimmes, namentlich keine Härte nachgesagt werden, er galt für ein menschenfreundliches frommes Herz und für der Reform geneigt, die vor dem Schluß der Conclave von Rossi, dem Gesandten Frankreichs, ernstlich empfohlen worden war. Auf ihn vereinigte sich am dritten Tage die Majorität der Stimmen.

Die große Mehrzal der Römer kannte den neuen Pontifex nicht. Es galt zunächst die enttäuschten Parteien mit der unerwarteten Wahl zu versöhnen. Dem niedern Volk erzählte man eine derbe Anekdote von seinem Candidaten. „Wenn der Teufel die Cardinäle inspirirt,“ sollte Micara zu Lambruschini gesagt haben, „so wird einer von uns beiden gewählt; thut es aber der heilige Geist, so wird dieser gute Mastai Papst. Den Liberalen ließ man andeuten, daß Oestreich gegen die Wahl sein Veto geltend zu machen beabsichtigt habe, und sie begannen zu hoffen. Die gestürzte reactionäre Partei war nicht zu versöhnen, doch mußte sie sich mit stummem Grollen begnügen.

Allmälig erfuhr man in weiteren Kreisen, welchen Charakter man in dem neuen Fürsten vor sich habe. Johann Maria Mastai gehörte einer geachteten Adelsfamilie in Sinigaglia an. Er war für einen Papst noch in jugendlichem Alter. In jüngern Jahren hatte er in den Militärstand treten wollen; später Kleriker geworden, hatte er auf einer Reise nach Chile ein Stück Welt gesehen. Dann in höhere Würden aufgerückt, war er ein gewissenhafter Bischof, ein sorgsamer Verwalter milder Stiftungen gewesen. An Hofintriguen hatte er sich nicht betheiligt, ebenso wenig an der Verfolgung der Liberalen — einer von seinen Brüdern war als entschieden Liberaler seit 1831 in der Verbannung. Von seiner Wirksamkeit als Bischof wurden Züge mitgetheilt, die eines Fenelon würdig waren.

Pius der Neunte, wie der neue Papst sich bei seiner Thronbesteigung nannte, ist ein Charaker, der eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Ludwig dem Sechzehnten besitzt. Er sagte von sich selbst, er sei wie ein Stein; wo er hinfalle, bleibe er durch sein eignes Gewicht liegen. Wie er schon in jungen Jahren die meiste Vorliebe für die Musik gezeigt, war er weich, vielleicht schwach für äußere Eindrücke. Aber sobald er etwas für Gewissenssache ansah, trat er unbeugsam auf. Man sagte daher von ihm, er habe das Temperament zu einem Märtyrer, wenig Entschlossenheit zu eigner That, Lenksam-

keit bis zu einem gewissen Grade, aber zuletzt eine zähe passive Willenskraft. Von diesen Eigenschaften äußerte sich zuerst nur sein weiches Gemüth, sein gütevolles, liebreiches Herz. Seine Persönlichkeit war so gewinnend, daß nach wenigen Wochen über den ganzen Kirchenstaat eine stillschweigende unschuldige Verschwörung verbreitet schien, sich für jetzt mit wenigen von den begehrten Reformen zu begnügen und Weiteres ihm durch Liebesbezeigungen abzugewinnen. In dem Rausch, der sich dadurch erzeugte, verwirrten sich die Begriffe. Pius wurde nach kaum einjähriger Regierung bei gesundem Leibe zum Mythus. Nationale wie Liberale sahen in ihm ihre Wünsche als Absichten leben, den einen war er ein Salomo, den andern in Hinsicht auf Oestreich ein Makkabäer, beide Classen beteten gleich dem Bildner des olympischen Jupiter ihr eignes Werk an. Wir alle wissen, in welchen überschwenglichen Gefühlsausbrüchen, in welcher Liebesseligkeit sich das römische Volk monatelang gefiel, wie viel es damit erreichte, wie weit Pius freiwillig mitging, wie er über diesen Punkt, den Punkt, wo die Bedenken seines päpstlichen Gewissens die Regungen seines guten Herzens schweigen hießen, weiter gezogen wurde zur Katastrophe, zum Widerruf, zur Umkehr. Wir wissen, wie die Hoffnungen, die seine ersten Regierungshandlungen erweckt, sich in Enttäuschungen, der Liebestaumel um seinen Thron sich in bittern Haß verwandelte, wie die Loblieder auf ihn Libellen, die Kränze der Volksprozessionen drohenden Waffen Platz machten, wie die Weihrauchwolke, in die man ihn gehüllt, sich allmälig verzog, um einer Wolke von Pulverdampf Raum zu geben, aus der die Revolution selbst gegen die Person des heiligen Vaters ihre Blitze schleuderte. Wir sollten aber zugleich wissen, daß es so kommen mußte und daß Pius nur in geringem Maß die Schuld davon trägt, daß es so kam.

Pius war weit entfernt davon, zu sein, was seine anfänglichen Verehrer aus ihm machten, ein Fürst nach dem Herzen der entschiedenen Reformer. Er war nicht der Mann, dies sein zu wollen, noch weniger in der Stellung, dies sein zu können. Wenn er überhaupt einen bestimmten Plan hatte, so war es der, zu versöhnen, zu vermitteln, durch Liebe Liebe zu wecken, durch Wohlwollen und unschädliche Nachgiebigkeit in Nebendingen die Gemüther von der eigentlichen brennenden Frage abzuleiten, deren letzter Hintergrund die Trennung der kirchlichen Gewalt von der weltlichen war. Eine solche Trennung hat er zu keiner Zeit im Auge gehabt. Sein Herz drängte ihn zu einer möglichst milden Handhabung des Systems, eine Aenderung des Systems verbot ihm sein Gewissen, wie es dieselbe jedem, selbst einem kühnern Papst verbieten wird. Die Revolution erhob sich, aus ihr die Republik. Auf die Republik folgte die Restauration, und Pius, durch die Erfahrung belehrt, daß alle Zugeständnisse nutzlos seien, für das Volk wie für den Papst, wenn ihnen nicht das größte, ihm unmögliche Opfer folgte, hütete sich aufs Neue Ver-

ſuche mit Reformen zu machen. Er hatte eingeſehen, daß er geſündigt, als er der Revolution nachgegeben. Barfuß, in härenem Gewande, eine Kerze in der Hand hatte er in Gaeta den Bußgang gethan, um von Gott Vergebung zu erflehen, daß er die Erde mehr gefürchtet als den Himmel. Er drückte, verbittert durch das, was ihm als Undank des Volkes erſcheinen mußte, und überdies von jetzt an dem Einfluß Oeſtreichs verfallen, die Augen zu, als die Reaction den Sieg, den ſie nicht ſelbſt erfochten, mit blinder Haſt ausbeutete, antediluvialiſche Zuſtände wieder herſtellte und nach allen Seiten ihre Rache nahm. Auch das gute Herz ſchwieg jetzt. Der weiche Mann war hart geworden, an die Stelle der Lenkſamkeit war ein zäher Eigenſinn getreten, der nicht eines Fingers Breite mehr nachzugeben gewillt war, ſelbſt den Mächten nicht, die ihn vor der Revolution gerettet hatten.

Ein Staat, welcher politiſcher Fäulniß anheimgefallen iſt, durch dieſe Europa bedroht und ſich vor dem Untergang nicht ſelbſt ſchützen kann, muß von denen, die ihm Hilfe leiſten, Rath annehmen. Der Arzt hat das Recht, dem Kranken eine beſtimmte Diät aufzuerlegen. Die Päpſte waren daher bis zu einem gewiſſen Grade im Unrecht, wenn ſie die Reformen, die ihnen die Großmächte zu verſchiedenen Zeiten anriethen, unausgeführt ließen — bis zu einem gewiſſen Grade nur; denn immer wieder erſcheint hier der gordiſche Knoten, die Unmöglichkeit, ernſtlich zu reformiren, ohne die geiſtliche Seite des Papſtthums zu beeinträchtigen, die Erde zu befriedigen ohne gegen den Himmel zu ſündigen. Das Recht der Großmächte, in die weltlichen Angelegenheiten des Papſtthums hineinzureden, iſt ſo alt, wie das Recht des Papſtthums, ſich in die kirchlichen Fragen jener Mächte zu miſchen. Es iſt, wenn das zu viel geſagt ſein ſollte, mindeſtens ſo alt, als das Bedürfniß des heiligen Vaters nach fremder Hilfe bei Niederhaltung der Revolution im Kirchenſtaat.

Von dieſem Standpunkt ausgehend, ſtellte die Diplomatie ſchon nach dem Aufſtand von 1831 bei der Curie Anträge auf Abſtellung von Mißbräuchen und Einführung gewiſſer Verbeſſerungen. Dieſe letzteren beſchränkten ſich damals auf Zulaſſung der Laien zu den weltlichen Aemtern, einen Staatsrath gebildet aus Männern von Geburt, Vermögen und Talent, einen Oberrechnungsrath, der das Budget aufſtelle und das Schuldenweſen ordne, Provinzialſtände, welche die Steuern zu vertheilen und der Regierung des heiligen Vaters die Bedürfniſſe der Bevölkerung mitzutheilen hätten, Unabhängigkeit des Richterſtandes, Ausarbeitung von Geſetzen für den ganzen Kirchenſtaat, endlich eine Gemeindeverfaſſung, welche den Gemeinden die Wahl ihrer Vertreter überlaſſe und letzteren einen angemeſſenen Wirkungskreis anweiſe.

Dieſe Rathſchläge bildeten die Achſe, um die ſich die Frage der innern Politik des römiſchen Staates bis jetzt gedreht hat. Abgeſehen von den Jahren der Revolution iſt man niemals über ſie hinausgegangen. Selbſt das

Programm der Bewegung von Rimini im Jahre 1845 enthielt faſt nur Umſchreibungen und berechtigte Folgerungen aus jenen Vorſchlägen der Großmächte. Dieſes Programm verlangte zunächſt eine Amneſtie, dann ein Civil- und ein Strafgeſetzbuch mit Oeffentlichkeit der Verhandlungen und Geſchwornen, Abſchaffung der Vermögenseinziehungen und der Todesſtrafe bei Majeſtätsverbrechen, Verabſchiedung der fremden Truppen und Errichtung einer Bürgerwehr, Verleihung aller bürgerlichen und militäriſchen Aemter an Laien. Es forderte ferner, daß der Papſt die Gerichtsbarkeit der Inquiſition und der übrigen geiſtlichen Gerichte über weltliche Perſonen aufhebe, daß er einem aus Candidaten der Provinziallandtage gebildeten Staatsrath bei Präventiv- und Steuergeſetzen eine entſcheidende, bei allen andern innern Fragen politiſcher Natur eine berechtigte Stimme einräume, daß er endlich die Cenſur auf Verhütung von Beleidigungen gegen Gott, die Religion und das Oberhaupt der Kirche, ſo wie auf Unterdrückung von unſittlichen Aeußerungen und Verläumdungen gegen Private beſchränke.

Vier Jahre ſpäter, als das „rothe Triumvirat" an die Stelle der rothen Dictatur Mazzinis getreten war, tauchten jene Vorſchläge von 1831 in dem Briefe des Präſidenten Ludwig Bonaparte an den Oberſten Ney von Neuem auf. Das Haupt der franzöſiſchen Republik verlangte im Weſentlichen vom Papſte: Zulaſſung der Laien zu allen weltlichen Aemtern, ein allgemeines Geſetzbuch und eine auf die Bedürfniſſe des Volkes berechnete Verwaltung.

Wieder waren neun Jahre verfloſſen, als dieſe Forderungen von Frankreich nochmals wiederholt wurden. Der franzöſiſche Geſandte bezeichnete jetzt Verweltlichung der Verwaltung, Bewilligung einer Landesvertretung mit entſcheidender Stimme in Betreff der Steuern, Einſetzung von Provinzialräthen, ein allgemeines Geſetzbuch, ein neues Steuerſyſtem auf geſunder Grundlage als die Gegenſtände, die ſein Gebieter für dringend geboten erachte.

Die Kurie, auf Oeſtreich, den Hort des Stillſtandsſyſtems dieſſeits und jenſeits der Alpen, geſtützt, gewährte von allem dieſem nichts. Wo ſie eine der genannten Forderungen zu erfüllen ſchien, geſchah es ſo, daß die neue Schöpfung wie ein Hohn auf den angeblichen Zweck ausſah. Sie war darin nur conſequent: liberal zu ſein, der übrigen geſitteten Welt analog zu handeln, iſt eben gegen die Natur des Papſtthums. Pius hat aus eignem Antriebe nur zwei dankenswerthe Maßregeln getroffen: die Amneſtie und die Milderung der Cenſur. Zu der Verfaſſung vom April 1847 wurde er ſchon halb genöthigt, ſie ſtellt das Aeußerſte dar, was ein Papſt auf dem Wege der Reformen in dieſer Hinſicht bewilligen kann, und man muß geſtehen, daß die nicht unrecht hatten, welche ſie eine Carrikatur auf den Conſtitutionalismus nannten. Pius ließ ſich Vertrauensmänner vorſchlagen, aus denen er ſich eine Conſulta zuſammenſetzte, aber dieſe Vertrauensmänner wurden nicht

von den Laien, sondern von den Cardinälen und Prälaten gewählt. Urwähler also war die hohe Geistlichkeit, Wahlmann die Spitze derselben.

Der März 1848 zwang dem Papst eine Constitution ab, welche das Wahlrecht des Volkes anerkannte, in Wahrheit aber ebenso illusorisch war wie die frühere. Pius setzte über die beiden Kammern des Bürgerstandes und des Adels das Cardinalscollegium als Senat und stellte an die Spitze des Staatsgrundgesetzes den Satz, daß die Souveränetät des Papstes ungeschwächt erhalten werden müsse. Darnach handelte er. Rom hatte eine Volksvertretung und dieselbe berieth und beschloß nicht weniger als neunundsechzig Gesetze, aber Pius gab auch nicht einem einzigen seine Genehmigung.

Welche Zugeständnisse der Papst der öffentlichen Meinung im folgenden September machen wollte, als er das Ministerium Rossi bildete, läßt sich nicht bestimmen, da Rossi ermordet wurde, ehe er sein Programm vortragen konnte, und Pius wenige Tage später nach Gaeta flüchtete. Nach den Gesetzen zu schließen, die in der Epoche der Restauration gegeben wurden, würden auch diese Reformen durchaus unbefriedigend ausgefallen sein. Der Kirchenstaat besitzt in jenen Gesetzen eine Art Constitution, nach welcher die Gemeinde, die Provinz, der Staat Vertreter hat; das Unglück will nur, daß diese dem Wahlsystem nach nicht das Volk, sondern den Papst vertreten. Die Gemeindevertretung ist die Basis des Gebäudes; aber nicht die Gemeinde, sondern der Papst ernennt die Wahlmänner, die den Gemeinderath wählen. Jeder Gemeinderath entwirft eine Liste mit vielen Namen, aus welchen der Papst die Provinzialräthe auswählt. Die Staatsconsulta endlich besteht aus solchen Männern, die der Papst aus den von den Provinzialräthen aufgestellten Listen heraushebt. Nicht genug, daß auf diese Weise der Herrscher des Staates der alleinige Wähler ist, sowol die Gemeinde- und Provinzialräthe als die Staatsconsulta werden noch von eignen Beamten beaufsichtigt und geleitet und man legt ihnen nur das vor, was der Regierung ihnen vorzulegen beliebt. Ein Drittheil der Mitglieder des Staatsrathes ernennt der Papst unmittelbar, ebenso wählt er die beiden Vorsitzenden aus den Cardinälen und Prälaten, letztere haben zu entscheiden, welche Gegenstände zur Berathung kommen und ob die Regierungsvorlagen mit Documenten zu belegen sind oder nicht. Das Gesetz verheißt den angeblichen Vertretern des Staates eine „Beschäftigung" mit Finanzfragen; allein bis jetzt hat man ihren Rath in Geldsachen nur ganz ausnahmsweise befolgt, und ein Gesetz bezüglich einer Anleihe, einer neuen Steuer, eines Verkaufs von Staatsgütern ist ihnen noch niemals vorgelegt worden. Die Staatsconsulta, die Provinzialräthe sind ein reines Maskenspiel, vor Europa aufgeführt, um ihm vorzuspiegeln, Rom sei so glücklich, sich im Besitz freisinniger Einrichtungen zu befinden.

Die Natur wie die Geschichte des Papstthums zeigen, daß es in allen

wesentlichen Zügen unverbesserlich ist, wenn man sich nicht entschließt, die Tiara in ihre Bestandtheile: Krone und Bischofsmütze, zu zerlegen. Wer von der Möglichkeit, die heillosen Zustände des Kirchenstaats durch andere Mittel zu heilen, spricht, plaidirt bewußt oder unbewußt für die volle Erhaltung des Alten, für eine Reform, die nur eine Umkleidung der jetzigen Mißbräuche ist. Das Papstthum kann sich nicht selbst in die zwei Naturen zerlegen, die in ihm verschmolzen sind, und da die Verhältnisse des Kirchenstaats auf dem Punkte angelangt sind, wo eine solche Trennung zur Nothwendigkeit geworden ist, so müssen andere die Scheidung vollziehen. Es wäre unbillig, wollte man erwarten, einen Papst so regieren zu sehen, daß dessen rechte Hand nicht wüßte, was die linke thut. Ist es gegen das Gewissen des Kirchenfürsten, seinem weltlichen Reiche solche Einrichtungen zu geben, welche es glücklich machen, verstößt er damit gegen den Himmel, wohlan so ist es Menschenpflicht gegen ihn selbst wie gegen sein Volk, ihm aus diesem Conflict herauszuhelfen, so müssen die, welche kein päpstliches Gewissen zu haben brauchen, die Verantwortlichkeit für ihn auf sich nehmen. Ist es wahr, daß der Katholicismus mit dem Papstthum, das Papstthum mit der Säcularisation des Kirchenstaates fällt, so wird immer noch die Frage erlaubt sein, wie die Römer dazu kommen, für die gesammte katholische Welt zu leiden?

Die Mittel zu finden, welche verhüten, daß der katholischen Kirche Schaden geschehe, ist Sache der katholischen Mächte. Die protestantische Welt hat keinen Beruf, sich damit zu echauffiren. Sie hätte nur dann Veranlassung, ein Wort mit drein zu reden, wenn zu fürchten wäre, daß die politische Weltordnung, das europäische Gleichgewicht durch die angeführte Maßregel ins Schwanken geriethe. Daß dies nicht der Fall ist, daß im Gegentheil der Kirchenstaat in seiner jetzigen Gestalt eine stete Bedrohung Italiens und mit diesem ganz Europas, ein fortwährender Herd für das Feuer der Revolution ist, braucht nicht nachgewiesen zu werden, und können wir so unsre volle Sympathie dem römischen Volke zuwenden, so fordert auch unser Interesse, daß ihm der Sieg erleichtert werde. Das rothe Gespenst des Mazzinismus wird nicht eher verschwinden, als bis die römische Frage gelöst ist; es saugt seine Lebenskraft nicht sowol aus dem Geist der Bevölkerungen, als aus der faulen Luft, welche die stagnirenden Zustände dieser Bevölkerungen ausströmen. Wo diese Stagnation durch das letzte Jahr ein Ende fand, geht der Spuk schon jetzt nur noch als blasser blutloser Schemen um.

In einem zweiten Artikel werden wir versuchen, anzudeuten, was der Kirchenstaat unter einer verständigen Regierung sein könnte, und dann weiter auszuführen, was er dem im Vorstehenden skizzirten System zufolge jetzt ist und bleiben muß.

Eine neue Philoſophie der Geſchichte.

Geſchichte der Civiliſation in England, von H. Th. Buckle, überſetzt von A. Ruge. 1. Bd. Leipzig, Winter.

Die Philoſophie der Geſchichte beginnt in Deutſchland ungefähr in derſelben Zeit, wo die Poeſie jenen gewaltigen Aufſchwung nimmt, der noch heute in leiſen Schwingungen fortdauert, um die Mitte der ſiebziger Jahre. Freilich hatte ſie bereits ihre Vorgänger, und Herder, dem ſie ihre Popularität verdankt, nannte ſeinen erſten Verſuch 1774 „Auch eine Philoſophie der Geſchichte.“ Jene Experimente im allgemeinen gehen von dem ganz richtigen Gefühl aus, daß mit der Erzählung der Begebenheiten, welche den Kaiſern und Königen, den Richtern und Heroen, kurz den bevorzugten Individuen zugeſtoßen ſind, deren Schickſal uns anzieht und rührt, das letzte Wort in der Geſchichte noch nicht geſprochen ſein darf, daß wir nach einem innern Zuſammenhang dieſer Begebenheiten zu ſuchen haben, und daß der Faden dieſes Zuſammenhangs aus dem Gebiete der Ideen genommen werden muß. Allein früher ſuchte man den Faden entweder in der chriſtlichen Theologie, und ſchätzte alles, was geſchehen war, einſeitig nach ſeiner Beziehung auf die Ausbreitung des Chriſtenthums; oder wenn man auf der entgegengeſetzten Seite ſtand, ſo bemühte man ſich nur, den Fortſchritt der Aufklärung und des materiellen Wohlſeins zu erforſchen, nach welchem letztern Geſichtspunkt eine Maſſe beliebter Lehrbücher abgefaßt waren. Herder dagegen ſuchte alle das Leben bewegende und heiligende Mächte, Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Moralität u. ſ. w. gleichmäßig zu umfaſſen und ihr Ineinandergreifen zu verſtehen; er vertiefte ſich, ſo gut er konnte, in den Geiſt jeder einzelnen Zeit, jedes einzelnen Volks, ſo daß er die bevorzugten Individualitäten der Geſchichte nicht verminderte, ſondern vermehrte. Er entdeckte gewiſſermaßen die Seelen der Völker, deren Charaktere und Schickſale ebenſo anziehend waren als die der einzelnen Heroen. Er ſah in der Religion und Poeſie den natürlichſten, aber zugleich den edelſten Ausdruck dieſer Volksſeelen, und beſtimmte für die Ideen den realen Boden, durch den ſie zugleich Leben und Körperlichkeit gewannen. Es waren nur Verſuche, nicht frei von Irrthümern und Gewaltthätigkeiten, aber Verſuche, die auf die Bildung den günſtigſten Einfluß ausübten und nicht wenig dazu beitrugen, unſere eigene Poeſie zu fördern. Den Werth und die Bedeutung dieſer Verſuche ermißt man nur, wenn man einen Blick auf die Anſichten der Gegner wirft. Ein übrigens höchſt achtbarer Mann, der bekannte Campe, ſtellt einmal die Behauptung auf, der Erfinder einer Spinnmaſchine ſei für das Glück der Menſchheit wichtiger geweſen als Homer: und in dieſer Anſicht liegt der eigentliche Kern der

Einseitigkeiten und Thorheiten, deren sich die sogenannte Aufklärung schuldig machte. Um hier gleich vorzugreifen: es ist dieselbe Ansicht, die Buckle der Welt als neustes Evangelium verkündigt. Zwar hat Buckle einen weitern Gesichtskreis als Campe: die Spinnmaschine thut es nicht, da er wol weiß, daß die heilsame Einwirkung derselben eine Generation nicht überdauert, wol aber thut es Adam Smith, dessen Schrift über den Nationalreichthum bei ihm ebenso den Mittelpunkt der Weltgeschichte bildet, wie bei den alten Chronisten die Erscheinung des Heilands.

Blicken wir noch einmal auf die deutsche Philosophie zurück, so sehen wir an Herder sich zunächst Schiller anreihen; an diesen Schelling und Hegel mit dem ganzen Troß der Mythologen, Romantiker und Naturphilosophen. Fichte, der in der Construction der Thatsachen viel souveräner zu Werke ging als sie alle, gehört doch nur uneigentlich in diese Reihe; denn so leidenschaftlich er gegen die Aufklärer polemisirte, so wenig ihm die Spinnmaschiene oder Adam Smith Genüge that, so war er doch einer von ihnen, ja vielleicht der consequenteste: für ihn hatten die Begebenheiten der Geschichte, die einzelnen Völker und Zeitalter kein Interesse in sich selbst, sondern nur insofern sie einem allgemeinen Culturzweck dienten, der sich freilich im seligen Leben der Ideen aussprach, als dessen endliche Formen aber der geschlossene Handelsstaat, die Pestalozzische Erziehung und eine von oben her durch Akademien organisirte Wissenschaft erschien. Nur wenige unter diesen Philosophen gingen so weit, die Thatsachen der Geschichte aus dem Begriff heraus construiren zu wollen: eingeständig dieser Methode ist eben nur Fichte, dessen Abriß der Weltgeschichte freilich allen Bestimmungen der wirklichen Chronologie widerspricht. Der Begriff sollte sich eigentlich nur darauf beschränken, in den Thatsachen dasjenige hervorzuheben, was für die Menschheit wichtig und wissenswerth sei. Auch das gibt noch Veranlassung genug zu Irrthümern und Mißverständnissen, wie wir am besten aus Hegel sehen, der bald das Schema der Geschichte der Philosophie, bald das der individuellen menschlichen Entwicklung zu Grunde legte, und danach den bekannten Gang der Weltgeschichte mehr oder minder modificirte.

Die Franzosen haben sich zwar gegen die scholastischen Formen unserer Philosophie stets gesträubt; bei ihrem großen Talent aber, rasch und entschlossen zu construiren, haben sie in der Sache selbst sehr erfolgreich mit uns gewetteifert, und nicht blos ihre allgemeinen Werke über die Geschichte der französischen oder europäischen Civilisation, sondern auch manche Darstellungen bestimmter Zeiten, namentlich der Revolutionsgeschichte, sind so gefärbt, als ob alle Thatsachen sich mit Nothwendigkeit aus dem Begriff herleiten ließen.

Die Engländer, von vornherein ein viel positiveres Volk, die in ihrer allmäligen politischen und juristischen Entwicklung den Begriff des Incommen-

furabeln und Zufälligen stets vor Augen hatten, sind darin immer viel vorsichtiger gewesen; ihr Eifer für die Thatsachen, ihr fester Glaube an Urkunden und Zeugnisse hat jeder vorschnellen Construktion Widerstand geleistet. Auch scheint der neueste Versuch ihres Landsmanns wenig Beifall gefunden zu haben. Aber auch Buckle steht auf dem Boden englischer Bildung, auch er beginnt mit dem Glauben an die Thatsachen, und seiner Methode liegt diejenige Wissenschaft zu Grunde, die ausschließlich auf Erfahrung, d. h. eine sorgfältig controllirte und verallgemeinerte Erfahrung begründet ist, die Statistik.

Indessen ist das Ausland auf ihn nicht ohne Einfluß geblieben. Er hat eifrig die deutsche Philosophie studirt, freilich nicht ganz mit dem wünschenswerthen Erfolg, wie schon sein Uebersetzer richtig bemerkt; von den Franzosen hat er hauptsächlich die sogenannte „positive Philosophie" ins Auge gefaßt. Diese Philosophie, bekanntlich von Comte erfunden, ist theils aus Einflüssen der socialistischen Schule, theils aus der modernen Naturforschung hervorgegangen und bemüht sich auch denjenigen Theil der Wissenschaften, die Hegel unter der „Philosophie des Geistes" aufzählt, in den Kreis der exacten Wissenschaft aufzunehmen, d. h. sie unter das Schema der unabänderlichen Nothwendigkeit zu stellen.

Wie alle Reformatoren fängt Buckle damit an, seine Vorgänger, d. h. die Geschichtschreiber als Charlatane oder wenigstens als Leute darzustellen, die nicht wußten was sie wollten. Wenn er der Ansicht ist, daß ihre Erzählungen von Königen, Helden u. s. w., den Gebildeten nicht interessiren können, daß dazu kein großes Talent gehört, und daß sich unter den Historikern niemals so bedeutende Köpfe vorgefunden haben wie unter den Naturforschern, so ist das eine Sache, die man füglich dahingestellt sein lassen kann. Zu tadeln ist er aber, daß er sein Auge vor den Thatsachen verschließt; daß er seine Methode für etwas ganz Neues hält, während sie doch in den nöthigen Grenzen schon allgemein ausgeübt worden ist. Denn welcher Historiker von einigem Werth, der eine Zeit behandelt, in welcher bereits statistische Tabellen angefertigt wurden, hätte es versäumt, diese Tabellen zu benutzen! Ja seit wenigstens funfzig Jahren geht das eifrigste Bestreben auch derjenigen Historiker, die eine frühere Zeit behandeln, dahin, durch Auffindung einzelner Documente und durch Combination derselben nach Gesetzen der Erfahrung und des Begriffs diese Tabellen zu ergänzen. Daß es zu den Zeiten des Königs David für Gotteslästerung galt, statistische Tabellen anzufertigen, und daß Jehova einen derartigen Versuch mit einer furchtbaren Pest bestrafte, dafür können doch unsere Historiker nicht. — Wo hätte ferner einer unserer namhaften Geschichtschreiber, der sich mit Culturgeschichte befaßt, versäumt, die Fortschritte der Aufklärung nachzuweisen! nicht blos an den Schriften, die dafür wirkten, sondern auch an den Ueberlieferungen des juristischen und socialen

Lebens, soweit sie ihnen zu Gebote standen. — Daß aber nicht jede Monographie die Verpflichtung hat, auch die Culturgeschichte des betreffenden Zeitraums darzustellen, das kann nur derjenige verkennen, der von der Sprache verlangt, sie solle alles nebeneinander oder durcheinander sagen, während sie doch, um sich verständlich zu machen, die Gegenstände hintereinander behandeln muß. Buckle gibt zwar ein sehr wunderliches Durcheinander, aber er hat damit das Verständniß und die Wirksamkeit seiner Schrift keineswegs gefördert.

In dieser Beziehung macht das Buch überhaupt einen eigenthümlich gemischten Eindruck. Der Verfasser zeigt eine staunenswerthe Belesenheit, und nach den Citaten zu schließen, die er anführt, muß diese sich über alle möglichen Zweige des Wissens erstrecken. Aber auch in dieser Belesenheit zeigt sich wenig Ordnung und Methode; denn nicht blos werden Quellen und Hilfsmittel bunt durcheinander citirt (und zuweilen Hilfsmittel der allertrivialsten Art), sondern der Verfasser entnimmt seine Nachrichten häufig gerade da, wo sie nicht zu suchen sind: für theologische Dinge citirt er naturhistorische Bücher und umgekehrt. Durch das ganze Buch geht daher ein gewisses Gefühl der Unsicherheit. Was auch Buckle für Gründe hatte, seine Vorgänger zu schelten, in einem Punkt hätte er ihnen doch nachahmen sollen, nämlich darin, die historischen Behauptungen aus den Quellen zu erweisen. Leider finden sich aber halb oder ganz unwahre, aus der Luft gegriffene Behauptungen nur zu häufig in diesem Werk, welches doch für die Geschichtsschreibung eine neue Basis legen soll. So behauptet er einmal, der große Aufschwung der deutschen Literatur sei hauptsächlich aus dem Einfluß der von Friedrich dem Großen nach Berlin berufenen französischen Schriftsteller hervorgegangen (S. 203). Für einen, der es unternimmt, eine Geschichte der Civilisation zu schreiben, ist das doch eine barbarische Unwissenheit! Ein andermal meint er, die französische Revolution sei hauptsächlich eine Auflehnung gegen das Merkantilsystem gewesen. Nun sind zwar über die französische Revolution so viel Ansichten aufgestellt worden, daß eine Ansicht mehr oder weniger nicht schadet; aber in einem ernsthaft gemeinten Buch muß man sich doch einigermaßen danach umsehen, ob eine solche Meinung durch die Thatsachen unterstützt wird. Daß er an einer dritten Stelle eine fortdauernde Verminderung des Kriegführens annimmt, mag durch den fast vierzigjährigen Frieden unseres Jahrhunderts entschuldigt werden; aber wenn man bedenkt, daß ein Menschenalter in dem Raum der allgemeinen Geschichte doch nicht viel sagen will, daß ihm die Periode von 1792—1818 vorausging, die kriegerischeste in der ganzen Weltgeschichte, und daß wir jetzt einen guten Anfang gemacht haben, uns in ähnlicher Weise wie damals zu verständigen, so wird man zugeben, daß durch solche allgemeine und unbestimmte Behauptungen wenigstens das nicht erreicht wird, was der

Verfaſſer bezweckt: die Verwandlung der Geſchichte in eine exacte Wiſſenſchaft; und daß die Gründe, die er zur Erklärung dieſer angeblichen Thatſachen anführt, nur zu ſehr den Gründen gleichen, mit welchen der Sage nach die Akademiker unter Carl dem Zweiten die königliche Frage beleuchteten: warum ein in ein volles Gefäß geworfener Fiſch daſſelbe nicht zum Ueberfließen bringe? Die gelehrten Herrn hatten ganz vergeſſen, vorher die Thatſache zu conſtatiren.

Verſuchen wir jetzt, uns den Gedankengang des Verfaſſers deutlich zu machen.

Im erſten Capitel wird die Berechtigung des neuen Verſuchs, die Geſchichte zur exacten Wiſſenſchaft zu erheben, dadurch nachgewieſen, daß der Begriff der menſchlichen Freiheit als ein ganz leerer und nichtiger dargeſtellt wird. Im Gebiet des menſchlichen Lebens und der Geſchichte herrſcht der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung ebenſo wie in dem Gebiet der Natur, und aus den gegebenen Zuſtänden muß das Darausfolgende genau ebenſo berechnet werden können.

Wenn ſich das wirklich ſo verhielte, ſo wäre dadurch für die Wiſſenſchaft nicht das Mindeſte gewonnen. Ganz unzweifelhaft verhält es ſich ſo in der Meteorologie. Jeder Wind, jeder Regen hat ſeine ganz beſtimmten Urſachen und muß berechnet werden können, wenn man die nöthigen Daten hat. Kein Gegenſtand liegt dem praktiſchen Leben ſo nahe und iſt, abſtract genommen, aus ſo einfachen Verhältniſſen zuſammengeſetzt; trotzdem iſt es noch keinem unſerer Meteorologen eingefallen einen tauſendjährigen Kalender zu machen, aus dem einfachen Grunde, weil wir jene nöthigen Daten nicht haben. So einfach die bei der Berechnung des Wetters in Anſchlag zu bringenden Kräfte ausſehen, wenn man ſie blos dem Begriff nach betrachtet, ſo verwickelt werden ſie, wenn man ihre individuelle Erſcheinung ins Auge faßt; und wie viel ſchlimmer iſt es, wenn wir in das buntbewegte Menſchenleben treten! Wer wollte auch nur von einem einzigen Menſchen, den man ganz genau zu kennen glaubt, im Voraus, was er thun und denken wird, genau beſtimmen! Und nun gar von den tauſend Millionen, die ſich in jedem Menſchenalter einander ablöſen! Für die Geſchichtsſchreibung und Geſchichtsforſchung iſt es daher vollkommen gleichgiltig, ob die Menſchen ſich mit Freiheit beſtimmen oder ob ſie dem Inſtinkt folgen gleich den Thieren. In dem einen wie in dem andern Fall hat man zur Ermittelung der Thatſachen nichts anderes als den Augenſchein oder die Dokumente; und erzählen kann man die Begebenheiten auch nicht anders als ſie erzählt worden ſind, ſo lange die Welt ſteht. Auch macht Buckle gar keinen Verſuch, anders zu erzählen: er berichtet in dem Abriß der engliſchen Geſchichte, der am Ende dieſes Bandes ſteht und von deſſen Verhältniß zu der ſpäter zu erwartenden ausführlichen Geſchichte wir keine Ahnung haben, ganz wie ſeine Vorgänger: in dem und dem Jahre

wurde von dem und dem Mann ein Buch geſchrieben, welches von den chriſtlichen Vorurtheilen ſo und ſo viel überwand, ſo und ſo viel beibehielt, dann nach einigen Jahren folgte ein neues Buch, welches mehr Vorurtheile überwand und weniger beibehielt u. ſ. w. In dieſer Methode liegt nichts Neues; und daß er eigentlich verſuchen ſollte, die Nothwendigkeit dieſes Factums aus phyſiologiſchen Geſetzen nachzuweiſen, das hat Buckle ganz vergeſſen.

Da alſo durch ſeine Anſicht von der menſchlichen Freiheit weder für die Geſchichtsſchreibung noch für die Geſchichtsforſchung irgend etwas gewonnen wird, ſo haben wir wol Grund, bei ihr eine andere Tendenz vorauszuſetzen; und die hat ſie in der That, und zwar, ſo wenig wir die gute Geſinnung des Verfaſſers in Zweifel ſtellen wollen, eine höchſt ſchädliche und verwerfliche Tendenz. Es handelt ſich nämlich, wie bei unſern Materialiſten überhaupt, darum, die Würde des menſchlichen Handelns herabzuſetzen und die Sittlichkeit als etwas für den höheren Geſichtspunkt Gleichgültiges oder unter Umſtänden wohl ſogar Schädliches darzuſtellen.

Um zu verſtehen, was er eigentlich damit meint, müſſen wir etwas tiefer zurückgehen. Er geht bei dieſen Unterſuchungen häufig auf Kant zurück, und wundert ſich nicht wenig darüber, daß ein ſo logiſcher Denker den Begriff der Freiheit, den er eigentlich hätte leugnen ſollen, als einen transſcendentalen Begriff fortbeſtehn ließ. Kant wußte aber ſehr wohl was er damit meinte.

Das Willensvermögen der Menſchen unterſcheidet ſich von dem Willensvermögen der Thiere wenigſtens in einem ſehr erheblichen Umſtand: während dieſes dem unmittelbaren Antriebe des einzelnen Falls folgen muß, kann jenes ſich nach allgemeinen Begriffen, nach Regeln, nach Maximen beſtimmen. Dies Vermögen iſt nichts Anderes als die Freiheit. Es wird nicht außerhalb, ſondern in der Natur ſtehen und daher für andere Geiſter auflösbar ſein; für unſer Denken dagegen iſt es nicht auflösbar, und wir haben auch praktiſch nicht das geringſte Intereſſe, es aufzulöſen. Das menſchliche Handeln, ſeine Sitten, aber auch ſeine Vergnügungen, ſeine Kunſt u. ſ. w. gehen alle von dieſem transſcendentalen Begriff der Freiheit aus, von dem Begriff eines rechtlich zurechnungsfähigen Weſens, das, gemüthlich und künſtleriſch betrachtet, mit ſeinen Schickſalen und Thaten unſere Theilnahme in Anſpruch nimmt.

Wie ganz anders Buckle die Sache betrachtet, ergibt ſich aus ſeiner weitern Deduction (Seite 22): „Es iſt Thatſache, daß in Hinſicht der Verbrechen dieſelben Zahlen mit einer unverkennbaren Stetigkeit wiederkehren, und daß dies ſelbſt mit ſolchen Verbrechen der Fall iſt, welche von menſchlicher Berechnung ganz unabhängig zu ſein ſcheinen, z. B. mit Morden, die gewöhnlich nach Streitigkeiten begangen werden, welche aus ſcheinbar zufälligen Umſtänden entſpringen. Dennoch wiſſen wir aus Erfahrung, daß jedes Jahr nicht nur faſt dieſelben Morde ſtattfinden, ſondern daß ſogar die Inſtrumente,

mit denen sie verübt worden, in demselben Verhältniß gebraucht werden. Dasselbe gilt von Selbstmorden u. s. w."

Wir wollen für einen Augenblick dies Zahlenverhältniß als beglaubigt annehmen, obgleich wir uns der Bemerkung nicht erwehren können, daß in der Art und Weise, wie solche Zahlen zusammengestellt werden, doch immer viel Willkür herrscht. Wenn z. B. Buckle fortfährt: „Die Zahl der Personen, welche in Frankreich zwischen 1826 und 1844 wegen Verbrechen angeklagt wurden, ist ungefähr der Zahl der Todesfälle männlicher Personen gleich, die in derselben Zeit in Paris stattfanden," so ist diese Zusammenstellung doch eine handgreifliche Kinderei. Die Hauptsache ist, was Buckle aus jenem Umstand schließt.

„Bei den Eigenthümlichkeiten, die mit dem Verbrechen des Selbstmords verknüpft sind, ist es wahrlich eine erstaunliche Thatsache, daß alle Zeugnisse, die wir besitzen, zu einem großen Schlusse hindrängen, und uns nicht in Zweifel darüber lassen können, daß der Selbstmord lediglich das Erzeugniß des allgemeinen Zustandes der Gesellschaft ist und daß der einzelne Frevler nur das verwirklicht, was eine nothwendige Folge vorhergehender Umstände ist. In einem bestimmten Zustande der Gesellschaft muß eine gewisse Anzahl Menschen ihrem Leben selbst ein Ende machen. Dies ist das allgemeine Gesetz; die besondere Frage, wer nun das Verbrechen begehen soll, hängt natürlich von besondern Gesetzen ab, welche doch in ihrer Gesammtwirksamkeit dem allgemeinen Gesetz gehorchen müssen, dem sie alle unterworfen sind. Und die Macht des höheren Gesetzes ist so unwiderstehlich, daß weder die Liebe zum Leben, noch die Furcht vor dem Jenseits den geringsten Einfluß auch nur auf die Hemmung seiner Wirksamkeit auszuüben vermag. . . . Alle Zeugnisse zwingen uns zu dem Schluß, daß die Vergehen der Menschen nicht sowohl das Ergebniß der Laster des einzelnen Verbrechers sind, als des Zustandes der Gesellschaft, in welche dieser Einzelne geworfen wurde. Dies ist ein Schluß, der auf umfassenden einleuchtenden und aller Welt zugänglichen Beweisen beruht und also nicht umgestoßen, ja nicht einmal in Zweifel gezogen werden kann durch irgend eine von den Hypothesen, wodurch Metaphysiker und Theologen bisher das Studium der Geschichte verwirrt haben." —

Hier finden wir uns nun in der dicksten Mystik angelangt. Also schwebt bei einem gewissen Zustand der Gesellschaft ein bestimmtes Quantum von Selbstmord-Stoff, Giftmord-Stoff, Diebstahl-Stoff u. s. w. in der Luft, welches sich entladen muß, gleich viel an welchem Individuum! — Alle Mystik beruht aber darauf, daß man Collectivbegriffe, d. h. Begriffe, die nichts anders ausdrücken als eine Zusammenfassung einzelner Individuen, hypostasirt, d. h. ein Wesen, eine Individualität, oder wohl gar eine Person aus

ihnen macht. — Die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung ist aller Welt bekannt, obgleich noch Niemand etwas Mystisches darin gesucht hat. Wenn man einen Würfel eine längere Zeit hinter einander auf den Tisch schüttelt, so erwartet man, daß jede der sechs Zahlen ungefähr gleich viel mal nach oben kommen wird. Der Grund ist einfach; er ist ein ganz negativer: es ist nämlich kein Grund vorhanden, weshalb irgend eine von den Zahlen häufiger als eine andere hervortreten sollte. Daß man sich für einen ziemlich großen Zeitraum doch mit diesem Gesetz verrechnen kann, weiß jeder Pharaospieler. Freilich macht es uns beim ersten Anblick stutzig, wenn wir hören, daß eine Reihe von Jahren hindurch die Zahl der Menschen, die durch Gift sterben, in einem constanten Verhältniß zur Zahl derjenigen steht, die man mit dem Stock oder Messer umgebracht hat. Nehmen wir aber einmal das Gegentheil, daß z. B. unter den Mordthaten in einem bestimmten Jahr der Giftmord in einem ungewöhnlichen Maaß sich regte, so würden wir offenbar nach der Ursache fragen; ob vielleicht ein neues bequemes Gift entdeckt worden sei? ob ein beliebter Roman diese Art des Verbrechens besonders interessant dargestellt habe? oder was sonst; kurz, wenn wir uns über die Regelmäßigkeit verwundern, so würden wir uns über die Unregelmäßigkeit noch mehr verwundern; und jene erste Verwunderung bezieht sich auf nichts anderes, als daß wir als Totalität vor Augen sehen, was wir nur als einzelne Fälle zu betrachten gewöhnt waren. Für gewisse größere Perioden wird die Zahl der Verbrechen sich im allgemeinen gleich bleiben, weil die Combinationen böser Leidenschaften und günstiger Gelegenheiten sich gleich bleiben, so lange kein Grund der Aenderung eintritt; deshalb bleibt es aber doch nur immer eine Zusammenzählung einzelner Verbrechen, nicht ein mystischer Verbrechensstoff, der auf die Einzelnen lauert, um sie zu ergreifen. Der Collectivbegriff ist nicht das Erzeugende, sondern das Erzeugte, trotz der Regelmäßigkeit, in der er wiederkehrt. Und nicht blos vor dem Juristen, sondern auch vor dem Philosophen ist wenigstens bis zu einem gewissen Grade jeder Einzelne für seine That verantwortlich.

Im zweiten Capitel beschreibt der Verfasser die Einwirkungen des Climas und die Bodenverhältnisse auf die gesellschaftlichen Zustände. Was er gibt, ist nicht sehr neu, und sein letztes Resultat, unter allen Welttheilen sei Europa am meisten geeignet, den Menschen von der Naturgewalt zu lösen, weil in ihm dieselbe am unkräftigsten sei, bedürfte kaum einer so langen Auseinandersetzung. Im dritten Capitel werden die bisherigen metaphysischen Methoden der Geschichtsschreibung kritisirt; im Resultat kann man ihm beipflichten, seine Gründe sind aber zu schwach, weil er den Gegenstand, um den es sich handelt, sehr wenig kennt. Der Kern der Untersuchung liegt im vierten Capitel.

Um nämlich festzustellen, welches geistige Motiv am meisten auf den Fort-

ſchritt der menſchlichen Geſellſchaft einwirke, theilt Buckle die geiſtige Thätigkeit in die intellectuelle und moraliſche ein. Die Eintheilung iſt nicht ganz zureichend, da ſie das äſthetiſche Gebiet vernachläſſigt, man kann ſich aber vorläufig dabei beruhigen, da er dies in einem ſpätern Capitel nachholt.

Nach ſeiner Anſicht nun ſind die moraliſchen Wahrheiten zu allen Zeiten dieſelben geweſen, dagegen iſt die intellectuelle Erkenntniß in einer fortwährenden Veränderung und bis zu einem gewiſſen Grad im ſtetigem Fortſchritt geblieben. Unmöglich kann der Fortſchritt der Menſchheit aus einem ſtabilen Element hervorgehen. Daraus wird der Schluß gezogen, daß einzig und allein der Fortſchritt in der Erkenntniß den Menſchen gefördert habe, während die Sittlichkeit ganz ohne Einfluß geblieben ſei. Fortſchritt der exacten Wiſſenſchaft (science, von Ruge unrichtig „Wiſſenſchaft“ überſetzt) und Fortſchritt der Menſchheit ſagt alſo daſſelbe. Das intellectuelle Princip iſt nicht nur viel progreſſiver als das moraliſche, ſondern bringt auch viel dauerndere Reſultate hervor. „Die Erwerbungen der Intelligenz werden in jedem civiliſirten Lande ſorgfältig aufbewahrt, in gewiſſen wohlverſtandenen Formeln aufgeführt und durch die Anwendung einer techniſchen und wiſſenſchaftlichen Sprache geſchützt; ſie werden leicht von einer Generation der andern überliefert, nehmen eine faßliche Form an und üben auf die entfernteſte Nachkommenſchaft ihren Einfluß aus. Dagegen ſind die guten Thaten, die wir mit unſerer ſittlichen Kraft ausüben, weniger zu vererben; ſie haben mehr einen Privatcharakter; weil die Motive, denen ſie ihren Urſprung verdanken, gewöhnlich die Folge von Selbſtbeherrſchung und Aufopferung ſind, ſo muß jeder ſie ſelbſt hervorbringen, und da ſie jeder von Neuem zu beginnen hat, ſo haben ſie wenig Vortheil von den Maximen einer früheren Erfahrung und laſſen ſich nicht leicht zum Gebrauch für künftige Moraliſten ſammeln. Die Folge iſt, daß zwar ſittliche Vorzüge liebenswürdiger und für die meiſten anziehender ſind als intellectuelle, daß ſie aber in ihren weitern Wirkungen von viel geringerer Dauer ſind und viel weniger Gutes ſtiften. . . . Dieſe Folgerungen ſind ohne Zweifel vielen ſehr ungenießbar, und daß ſie unwiderleglich ſind, macht ſie noch ganz beſonders widerwärtig. Denn je tiefer wir in den Gegenſtand eindringen, deſto klarer wird ſich uns die Ueberlegenheit des intellectuellen Erwerbs über das ſittliche Gefühl zeigen.“ Als Hauptbeiſpiele dafür, einen wie zweifelhaften Werth die Tugend für die Menſchheit habe, wird angeführt: 1) grade die beſten unter den römiſchen Kaiſern waren Chriſtenverfolger; 2) die ſpaniſchen Inquiſitoren, die ſo viele Ketzer verbrannten, waren durchweg ſehr rechtſchaffene Leute und übten ihr Amt mit der größten Gewiſſenhaftigkeit aus.

In dieſer ganzen Deduction herrſcht in Bezug auf Begriffe und Thatſachen eine ſo heilloſe Verwirrung, daß man nicht weiß, wo man mit der Widerlegung anfangen ſoll. Halten wir uns zunächſt an die beiden letzten Beiſpiele.

Warum gerade die beſten unter den römiſchen Kaiſern die Chriſten verfolgten, iſt allgemein bekannt; was ſoll aber eigentlich daraus gefolgert werden? Wer hat auf das Glück der Menſchen wohlthätiger eingewirkt, Trajan oder Comodus? Der erſte verfolgte die Chriſten, der letztere nicht. Damit iſt alſo gar nichts bewieſen. — Was die ſpaniſchen Inquiſitoren betrifft, ſo ſind wir mit dem Detail zu wenig bekannt, um über die angebliche Thatſache urtheilen zu können, doch iſt es uns ſehr unwahrſcheinlich, daß die unrichtige Erkenntniß in Religionsangelegenheiten mehr zu dieſer Verfolgung beigetragen haben ſoll als die ſittliche Depravation; aus der Geſchichte der Hexenproceſſe wenigſtens iſt bekannt, daß die Beſtialität dieſer Proceſſe mit der Beſtialität der Richter und Henker Hand in Hand ging. — Um uns nun einigermaßen in dieſem Gewirr falſcher Schlüſſe und Einfälle zurecht zu finden, müſſen wir auf zweierlei aufmerkſam machen. Einmal verwechſelt Buckle fortwährend Sittlichkeit mit Moralſyſtem, d. h. den durch allmälige Gewohnheit in den Menſchen zur Sitte gewordenen guten Geiſt mit der Predigt über dieſen guten Geiſt; die letztere hat freilich die Menſchheit nicht ſehr gefördert. Wie kann aber einer, der über dieſe Elementarbegriffe noch im Unklaren iſt, eine Reform der Wiſſenſchaft unternehmen! Und wie kann Ruge, der doch aus der Hegelſchen Philoſophie dieſen Unterſchied auf das deutlichſte eingeſehen haben muß, eine ſolche Lehre den Deutſchen als Fortſchritt empfehlen! — Ein zweiter Irrthum, der beiläufig durch das ganze Buch geht, iſt, daß Buckle die Wechſelwirkung der geiſtigen Motive ganz überſieht. Freilich haben Becker und Thomaſius, indem ſie die Erkenntniß förderten, viel zur Abſchaffung der Hexenproceſſe beigetragen; ſie hätten es aber nicht vermocht, wäre nicht im ſittlichen Geiſt der Zeit bereits ein gewaltiger Umſchwung eingetreten, der ihre Nebenmenſchen verhinderte, ſie ohne Weiteres als Teufelsanbeter zu verbrennen. Buckle ſagt ſpäter ganz richtig, daß die ſchöne Literatur auf ein Volk nur dann einwirkt, wenn es darauf vorbereitet iſt; aber genau daſſelbe gilt von den intellectuellen Wahrheiten. Auch zur Aufnahme dieſer Wahrheiten muß ein Volk ſittlich vorbereitet ſein.

Die ganze Deduction löſt ſich in nichts auf und das iſt für das Buch doch ſchlimm, da ſie der Kern deſſelben iſt. Hier aber erkennen wir, daß es mit jener Anſicht über die menſchliche Freiheit doch nicht ſo unverfänglich iſt, daß ſie vielmehr darauf ausgeht, die Würde des menſchlichen Thuns herabzuſetzen.

Darauf folgt die Auseinanderſetzung der Gründe, aus denen der kriegeriſche Geiſt ſich vermindert habe. „Es iſt klar, daß Rußland ein kriegeriſches Land iſt, nicht weil ſeine Bewohner unſittlich, ſondern weil ſie ununterrichtet ſind. Der Fehler liegt im Kopf und nicht im Herzen. Weil in Rußland die Intelligenz des Volkes wenig ausgebildet iſt, ſo fehlt es den intelligenten

Classen an Einfluß und hat die kriegerische Classe die Oberhand." — Die civilisirten Nationen dagegen, z. B. die Franzosen, sind weniger kriegerisch! — Zur Erklärung dieser wunderbaren Behauptung muß noch hinzugefügt werden, daß diese Abschnitte noch während des orientalischen Krieges geschrieben sind. — Darauf folgt die Apotheose Adam Smiths und der Eisenbahnen, durch welche der Krieg immer unmöglicher werde, und endlich ein Resumé, das wir hier vorzugsweise mittheilen.

„Bei einem umfassenden Ueberblick hängen die Veränderungen bei jedem Culturvolk im Ganzen einzig und allein von drei Dingen ab. Zuerst von dem Umfang des Wissens seiner ausgezeichnetsten Männer; zweitens von der Richtung, welche dieses Wissen nimmt, d. h. von den Gegenständen, auf welche es sich bezieht; drittens und vor allen von der Ausdehnung, in welcher dieses Wissen verbreitet ist. Dies sind die drei großen Hebel der Cultur, und obgleich ihre Wirkung durch die Laster oder Tugenden mächtiger Individuen gestört wird, so corrigiren sich doch diese moralischen Gefühle gegenseitig, und im Durchschnitt bleiben lange Perioden unbeeinflußt davon . . . Die riesenhaften Verbrechen Alexanders oder Napoleons verlieren nach einiger Zeit ihre Wirkung, und die Angelegenheiten der Welt kehren auf ihr früheres Maß zurück. Dies ist die Ebbe und Fluth der Geschichte, die fortwährende Strömung, der wir nach den Gesetzen der Natur unterworfen sind. Ueber alledem bewegt sich eine weit höhere Welt, und wie die Fluth weiterrollt, jetzt vor und jetzt zurück geht in ihrem endlosen Hin- und Herschwanken, gibt es eins und nur eins, was ewig währt. Die Thaten schlechter Menschen bringen nur zeitweilige Uebel hervor, die Thaten guter nur zeitweiliges Gutes; und endlich sinkt Gut und Uebel zu Boden, wird aufgehoben durch nachfolgende Generationen und geht in der unaufhörlichen Bewegung folgender Jahrhunderte auf. Aber die Entdeckungen großer Männer verlassen uns nie, sie sind unsterblich, sie enthalten jene ewigen Wahrheiten, die den Sturz von Reichen überleben und die eine Religion nach der andern in Verfall gerathen sehen. Alle Religionen haben ihr eigenes Maß und ihre eigene Regel, eine gilt für ein gewisses Zeitalter, eine für ein anderes. Sie schwinden dahin wie ein Traum, sie sind das Geschöpf einer Phantasie, von dem selbst die Umrisse nicht stehen bleiben. Nur die Entdeckungen des Genius bleiben, ihm allein verdanken wir alles was wir haben, sie sind für alle Zeitalter und für immer." —

Allerdings muß man sich an einen ziemlich weiten Blick gewöhnen, wenn man diese Wahrheiten in der Geschichte wiederfinden will. Wir haben früher geglaubt, daß Griechenland durch seine Wissenschaft nicht am Leben erhalten wurde, daß erst Alexander, dann die römischen Feldherren der Welt auf ein halbes Jahrtausend eine neue Gestalt gaben; daß das römische Reich trotz

ſeiner Cultur zu Grunde ging, daß zuerſt die Deutſchen, dann die Araber nach dem völligen Untergang der alten Cultur neue Culturgebilde hervorbrachten u. ſ. w. Jetzt ſollen wir lernen, daß auf Hippokrates und Ariſtoteles unmittelbar Galenus, daß auf dieſen ungefähr Copernikus folgte, kurz wir müſſen mehr als ein Jahrtauſend aus der Geſchichte ſtreichen. Da unſere Geſchichte aber noch nicht über ſo viele Jahrtauſende zu disponiren hat, ſo iſt das zu viel verlangt. Alle Achtung vor Ariſtoteles und Adam Smith, aber der Hiſtoriker wird ſich doch auch einigermaßen um die „großen Verbrechen" Alexanders und Napoleons kümmern müſſen, wenn er nicht ins Blaue hinein phantaſiren will.

Bei dem Folgenden müſſen wir uns kürzer faſſen, da ohnehin die Hauptgeſichtspunkte nur wiederholt werden. — Wie vorhin die Sittlichkeit, ſo wird im fünften Capitel auch die Religion, Kunſt und eigentliche Literatur im Vergleich mit den exacten Wiſſenſchaften als etwas ziemlich Gleichgiltiges für den Fortſchritt dargeſtellt. Die Religion erſcheint als bloßer Ausdruck des Volksgeiſtes, was bis zu einem gewiſſen Grade richtig iſt, wobei Buckle aber wieder das Princip der Wechſelwirkung überſieht. Das ganze Capitel iſt mit einer grenzenloſen Oberflächlichkeit behandelt und namentlich die Auffaſſung der Poeſie ſpricht für eine höchſt einſeitige Bildung. — Auch der Einfluß der Regierung und Geſetzgebung auf die Cultur ſtellt ſich als ganz unbedeutend heraus.

Nun folgt ein Capitel, deſſen Inhalt ſchwer anzugeben iſt. Bemerkungen über die modernen Wilden, Anekdoten über die Leichtgläubigkeit der mittelalterlichen Chroniſten und Aehnliches. Dann folgt eine Geſchichte der engliſchen Aufklärung, namentlich des Kampfes gegen die geiſtliche Gewalt, von der Mitte des ſechzehnten bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die im Einzelnen ſehr viel Inſtructives enthält, da hier der Verfaſſer ſein Material wirklich beherrſcht, und von der man nur wünſchen möchte, daß ſie zuſammenhängender wäre. Auch hier fehlt es nicht an Seitenblicken gegen die anderen Geſchichtſchreiber, die z. B. die Regierung Carls des Zweiten verleumden. Dieſer Fürſt ſei zwar in der That ſehr laſterhaft geweſen, aber gerade ſeine Laſter hätten ſehr viel zum Fortſchritt der Aufklärung beigetragen u. ſ. w. Wenn das nichts weiter ſein ſoll, als die Erinnerung, über den einen Geſichtspunkt den andern nicht aus den Augen zu laſſen und, wenn man die Schlechtigkeit jener Regierung geißelt, zugleich zu bemerken, daß in derſelben doch auch manches Gute geſchehen ſei, ſo wäre nichts dagegen zu ſagen, mehr aber kann dem Verfaſſer nicht zugeſtanden werden.

Es iſt ein undankbares Geſchäft, über ein Werk ernſten und angeſtrengten Fleißes das Endurtheil ausſprechen zu müſſen, daß ſein wirkliches Verdienſt nur in den Nebenſachen liegt, daß dagegen alles, worauf es eigentlich Gewicht legt, als halb wahr oder ganz unwahr zu verwerfen ſei. Es iſt aber um ſo

nöthiger, es auszusprechen, da seine Irrthümer keineswegs gleichgiltig sind, sondern wenn sie angenommen würden, den größten Schaden stiften müßten. — Es ist eine seltene Laune des Schicksals, daß es grade von Arnold Ruge in Deutschland eingeführt wird, der doch während seiner ganzen literarischen Laufbahn, auch noch als Flüchtling, mit großem Eifer die Sache des Idealismus gegen den Materialismus vertreten hat. Und hier ist wirklich von dem schlimmsten Materialismus die Rede: denn dieser liegt nicht etwa in dieser oder jener Ansicht vom religiösen Dogma, sondern in der Herabsetzung des Concretgeistigen unter das Abstractgeistige, d. h. in der Unterordnung der sittlichen, politischen, gemüthlich religiösen und künstlerischen Interessen unter das einseitige naturwissenschaftliche Interesse. Ruge ist wohl nur durch die gemeinsame Opposition gegen das herrschende Glaubenssystem verleitet worden, in diesem Buch eine Bekräftigung seiner eignen Ansichten zu suchen. — Die Uebersetzung liest sich im Allgemeinen sehr bequem, wie das von Ruge zu erwarten ist, doch kommen mitunter ziemlich starke Flüchtigkeiten vor; z. B. S. 19 und S. 27 mit der Induction und dem Parallelogramm der Kräfte.

J. S.

Militärische Tagesfragen.

Die Küstenbefestigungen an der Nord- und Ostsee.

Als nach den Befreiungskriegen ein Theil der von Frankreich gezahlten Contributionsgelder zur Befestigung unserer Grenzen verwendet wurde, glaubte man, um die Wiederkehr so trüber Zeiten zu verhindern, genug zu thun, wenn man die Rheinlinie mit einer Anzahl tüchtiger Festungen versehe; an die Befestigung von Ulm, diesen für den Südwesten Deutschlands so wichtigen Platz, der den Schwarzwald schließt und die Donaulinie beherrscht, dachte man erst später und holte das Versäumte mit Eifer und großer Sachkenntniß nach. Wir sind gegen einen Angriff Frankreichs auf dieser Seite so weit gedeckt, als dies Befestigungen überhaupt ermöglichen können. Mittlerweile haben aber die Verhältnisse in Frankreich einen Umschwung genommen, der uns zur höchsten Vorsicht mahnen muß. Die Flotten Frankreichs waren unter Napoleon dem Ersten und während der Kriege der Revolution durch die Engländer vernichtet worden, in Folge dessen hatte Deutschland eine französische Operation von der Seeseite nicht zu fürchten; das hat sich geändert. Während des Bürgerkönigthums Louis Philipps ward der Grund zu einer neuen Flotte gelegt, Napoleon, die ganze Größe des Gewichtes, welches eine

tüchtige und zahlreiche Flotte in die Wagschale der Wehrhaftigkeit und Macht eines Volkes werfen müsse, erkennend, wendete dem Bau und der Ausrüstung einer solchen seine ganze Aufmerksamkeit zu. Flotten waren es, welche den Krimfeldzug seitens der Westmächte überhaupt ermöglichten, sie erschienen im schwarzen Meer und in der Ostsee, und die französische gab an Schönheit, Tüchtigkeit und Manövrirfähigkeit der englischen nichts nach, und konnte eben so viele Dampfer aufweisen als letztere. Deutschland hat keine Flotte, Preußen und Oestreich nur kleine Geschwader, die zusammen noch nicht einmal der russischen Seemacht die Spitze bieten könnten. In Folge dessen sind in einem Kriege Deutschlands gegen eine Seemacht die Nord- und Ostsee die Tummelplätze feindlicher Flotten, welche eine große Anzahl Landungstruppen mit sich führen können; die dortigen Küsten sind für uns kein Schutz mehr, sondern leicht anzugreifende Fronten, die dahinterliegenden Länder gewähren dem Feinde, im Falle er sich ihrer bemächtigt, sehr bedeutende Hilfsquellen, die er bei dem jetzigen Systeme, die Heere durch Requisitionen zu verpflegen, so weit das immer möglich ist zum Ruin jener Provinzen ausbeuten wird. Gleichzeitig unterbindet er unsere Haupthandelsadern. Konnte doch das kleine Dänemark unsere Häfen vor nicht langer Zeit ungestraft blokiren.

Diese traurige Lage der Dinge erregte die Aufmerksamkeit Preußens — es ist dies der einzige norddeutsche Staat, welcher für Befestigung seiner Küsten Sorge trug. Was hilft dies aber, wenn von seiten der andern Uferstaaten nichts geschieht?

Beinahe überall sind an den deutschen Küsten Landungen möglich, da jede Kriegsflotte eine Anzahl flachgehende Fahrzeuge mit sich führt, um Angriffe auch da zu ermöglichen, wo der niedere Wasserstand die Annäherung großer Schiffe verhindert. Das Ausschiffen der Truppen kann bei guter Anordnung und nicht zu ungünstigen Witterungsverhältnissen in sehr kurzer Zeit geschehen, es gelang bei schlechtem Wetter und hochgehender Brandung, welche das Landen während der Nächte und an den frühen Morgenstunden gänzlich verhinderte, 61,000 Mann mit 137 Geschützen nebst Bespannung in drei Tagen in der Bucht von Eupatoria Angesichts einer starken Armee zu landen. War das Wetter günstiger, die Brandung nicht so heftig, so wären die Alliirten in zweimal vierundzwanzig Stunden damit fertig gewesen.

Die Vertheidigung von Küsten kann auf dreierlei Weise erfolgen: erstens durch Flotten, zweitens durch Uferbefestigungen und drittens durch Reservestellungen, die so gewählt sind, daß man sich aus ihnen rasch mit Uebermacht auf die bedrohten Punkte begeben und eine Landung des Feindes zurückweisen kann. Bei einer wirklich guten Küstenvertheidigung müssen alle drei Mittel vereint angewendet werden. — Wir müssen vorausschicken, daß wir gegen jede cordonartige Besetzung langer Küstenstriche sind: es kostet eine

solche sehr viel Truppen, die, weil sie vertheilt sind, da zu schwach sein werden, wo der Feind einen ernsten Angriff unternimmt. Wie viel Geld hat es England gekostet, seine Ufer zu befestigen, und wie wenig würde ihm dies nützen, wenn es nicht eine starke Flotte besäße. Wie tüchtig sind dagegen die Vertheidigungsanstalten an der französischen Nordküste. Werfen wir einen raschen Blick auf die charakteristischen Unterschiede der englischen und französischen Ufervertheidigung, um das zu begründen, was über die Befestigung der deutschen Nordküste zu sagen ist.

England übergibt den Schutz seiner Küsten im Wesentlichen seinen hölzernen oder eisernen schwimmenden Festungen, es sucht seine Stärke in erster Linie in seiner Kriegsflotte, in zweiter Linie liegt hinter dieser eine Anzahl befestigter Häfen, deren Zwischenräume durch Martellos (kleine runde casemattirte Thürme) besetzt sind, von denen jedes höchstens hundert Mann faßt und mit zwei bis vier Geschützen armirt ist. An eine Reserveaufstellung hinter dieser zweiten Linie hat man nicht gedacht, ebenso wenig an rückwärtsliegende Festungen, welche die Fortschritte des Feindes hemmen, wenn derselbe einmal die Landung erzwungen hat. In Frankreich ist dies anders: nur die wesentlichsten Küstenpunkte sind stark befestigt, und zwar so, daß die Flotte in ihnen Schutz findet, zur Vertheidigung derselben aber nicht mitzuwirken braucht, während bei den englischen Seefesten, außer in Malta und Gibraltar, stets darauf gerechnet ist. Während z. B. in Cherbourg die Flotte im Kriegshafen durch Befestigungen aller Art vor einem feindlichen Angriffe vollständig geschützt und geborgen ist, muß sie in Portsmouth die Rhede von Spithead halten, um dem Feinde das Vordringen zwischen der Insel Wight und dem Festlande — also nach dem Kriegshafen — zu wehren. Ebenso ist es in Dover sowie in den Seefesten an der Themsemündung. Ist die Flotte geschlagen, so verlieren jene Festungen natürlich bedeutend an Widerstandsfähigkeit, auch muß man stets eine Anzahl Schiffe zu ihrer Vertheidigung zurücklassen: die bei einem Seekriege anderwärts besser verwendet werden können. In Frankreich ist Paris der Centralpunkt der Befestigungen der Nordgrenze sowol als der des Rheins und der gegen Belgien, es ist der Knotenpunkt aller Eisenbahnen und können von hier aus Truppenmassen in der größten Geschwindigkeit nach den bedrohten Küstenpunkten geworfen werden, um die Fortschritte eines gelandeten Feindes zu verhindern und ihn zur Einschiffung zu zwingen; die Besatzung dieser Stadt mit Umgebung beträgt mehr als 100,000 Mann, welche sich stets auf dem Kriegsfuße befinden. Damit begnügte man sich aber noch nicht: das stehende Lager von Boulogne ist eine der englischen Küste zunächst gelegene Stellung, die bei jeder versuchten Landung den feindlichen Truppen in der Flanke liegt, so wie diese sich von der Küste Frankreichs nach dessen Innern in Bewegung setzen sollten. Frankreich besitzt demnach

eine starke Kriegs-Dampfflotte, eine Anzahl bedeutender Küstenfestungen, eine Centralfestung Paris, sowie ein stehendes Lager zur Vertheidigung seiner Küsten; England Seefestungen, eine Reihe befestigter Thürme und eine Flotte, aber keinen Centralpunkt, kein befestigtes Lager, demnach einen wesentlichen Faktor weniger als Frankreich. Paris und London sind in wenigen Märschen von der Küste aus zu erreichen, ersteres ist eine Festung, letzteres eine offne Stadt.

Wenden wir diese Beispiele auf unsere Nord- und Ostseeküsten an, so müssen wir diese erst in ihrer geographisch politischen Gestaltung betrachten. Die Nordseeküsten gehören keinem mächtigen Staate an: Hannover, Oldenburg, Bremen, Hamburg und Holstein theilen sich in dieses so wichtige Gebiet, und nur der Jahdebusen, Preußen gehörig, ist so befestigt, daß er den Namen einer „Befestigung" überhaupt kaum verdient. Eine Kriegsflotte zum Schutze dieser Küste mangelt gänzlich — denn die wenigen preußischen Kriegsschiffe kann man nicht so nennen, — eine rückwärts gelegene Festung ersten Ranges mit befestigtem Lager, von wo aus man dem gelandeten Feind entgegenrücken und ihn so zur Wiedereinschiffung zwingen kann, fehlt gleichfalls, die gelandete feindliche Armee kann sich im Gegentheil nach allen Richtungen frei bewegen, unterst die drei preußischen Festungen Wesel, Minden und Magdeburg weit rückwärts im Binnenland bilden eine Barriere. Welche Hülfsmittel kann der Feind aus den Länderstrecken, welche sich von der Küste bis dorthin ausdehnen, ziehen, welche zog nicht Napoleon der Erste aus Hamburg allein! — Man wird entgegnen, daß zur Vertheidigung jener Länderstrecken das Bundesheer da sei; dieses bedarf aber der Stützpunkte und gesicherter Operationsbasen, und dafür ist in jenen Ländern nicht gesorgt. Zum Schutze dieser Striche müßte unserer Ansicht nach folgendes geschehen:

Erstens: Befestigung der Mündungen der Ems, Elbe und Weser. Zweitens: Aufstellung von Dampfkanonenbootflottillen, um diese noch besser zu vertheidigen und die Bewegungen der feindlichen Flotte zu beobachten und zu melden. Drittens: Errichtung zweier starker Festungen mit befestigten Lagern und Aufstellung von Operationsheeren daselbst. Die eine müßte etwas rückwärts zwischen Ems und Weser und die andere ebenso zwischen letzterer und der Elbe zu liegen kommen. — Wenn Deutschlands Sicherheit wesentlich von der seiner Küsten abhängt, indem ein von dort aus vordringender Feind unsere Rheinlinie flankiren könnte, so sollten jene Festungen auf Bundeskosten erbaut werden. Gleich einer Bastion springt Holstein vor und bildet mit seiner Fortsetzung Schleswig und Jütland die Grenze zwischen der Ost- und der Nordsee. Verbindet sich Dänemark mit den Feinden Deutschlands, so werden sich die Vortheile, welche uns die geographische Lage jener Halbinsel bietet, in Nachtheile verwandeln, wofern sich die politische Gestal-

tung jenes Herzogthums nicht ändert. Die jetzt geschleifte Eiderfestung Rendsburg war ein Platz, dessen Bedeutung in militärischer Beziehung vielfach verkannt worden ist. Als eine Festung mit befestigtem Lager würde Rendsburg die Ost- und Nordseeküste Holsteins sowie die Eider decken und so bis zu einem gewissen Grade das Land von der Elbe bis zur Trave vor einer feindlichen Landung sichern, indem es jede solche, die auf diesen Strecken erfolgen sollte, in den Rücken nähme. Man hat demnach mit ihm einen äußerst wichtigen Posten aufgegeben. — Der übrige Theil der Ostseeküste gehört Mecklenburg und Preußen; letzteres hat für die Sicherheit derselben sehr viel, ersteres bis jetzt gar nichts gethan. Stralsund, Stettin, Kolberg, Danzig, Königsberg und Pillau sind stark befestigt, auch legt Preußen einen Kriegshafen auf Rügen an. Stralsund und Kolberg sind vorgeschobene Posten von Stettin, mit dem sie ein Vertheidigungsnetz bilden, das zweite besteht aus Danzig, Königsberg, Pillau, Graudenz und Thorn. — Schlimm steht es dagegen mit Lübeck und Mecklenburg, die keine einzige Festung, keine vorbereitete Vertheidigungsstellung und gar keinen Schutz für ihre Küsten haben, und deshalb in erster Linie auf Preußen angewiesen sind. Als Centralpunkt mußte hier das preußische Wittenberge stark befestigt werden, es ist dies ein Hauptübergang über die Elbe, und jeder in Mecklenburg landende Feind müßte bei seinem Vorrücken in dem Festungsdreieck Wittenberge, Stettin und Stralsund operiren und hätte noch überdies Rendsburg im Rücken, wäre mithin in allen seinen Bewegungen gehemmt und bedroht. Eine andere Reservestellung wäre Spandau, Magdeburg und Hannover. Bei einer solchen Anordnung der Vertheidigung ist den feindlichen Flotten das Einlaufen in die Hauptflüsse verlegt, und da unsere Haupthandelsplätze nicht unmittelbar am Meer, sondern an Flüssen mehr landeinwärts liegen, so sind sie leicht zu decken; denn jeder Fluß bildet für eine Flotte ein langes Defilée, in dem sie von zwei Seiten angegriffen werden kann ohne ihre volle Macht auf einem Punkte entfalten zu können. Diese Defilées müssen gesperrt werden, es ist nicht nothwendig, daß dies durch eine ununterbrochene Reihe von Batterien geschehe, es genügen einzelne casemattirte starke Forts, die auch nach der Landseite vertheidigungsfähig, vor allem sturmfrei sind, sobald man sie so anlegt, daß ihr Feuer sich kreuzt und sich gegenseitig unterstützt, wozu die Windungen jener Flüsse vielfach Gelegenheit geben. Die Anlage dieser casemattirten Batterien muß aber so solid als möglich sein, um dem Feuer der schweren Schiffsgeschütze widerstehen zu können, auch müssen sie mit einer großen Zahl Geschütze armirt sein, um über jene die Oberhand zu gewinnen.

Die rückwärtsliegenden Festungen, Centralfestungen, wie wir sie nennen, haben einen doppelten, einen offensiven und defensiven Zweck, sie sollen deshalb Festungen ersten Ranges mit einem befestigten Lager sein. In diesem

befestigten Lager stehen die Truppen, welche den gelandeten Feind zurückwerfen sollen, indem sie demselben, wenn er nicht übermächtig ist, entgegenrücken und ihn zur Wiedereinschiffung zwingen, oder wenn derselbe numerisch zu stark, ihn nöthigen, auf die Festungen loszugehen und sie zu belagern und zu nehmen, ehe er weitere Fortschritte machen kann. Da es aber Festungen ersten Ranges sind, so gehören hierzu viel Zeit, viele Truppen und viel Belagerungsmaterial. Die Zeit können wir benutzen, ein Entsatzheer heranzuziehen, und im Verein mit diesem den Feind mit Sicherheit schlagen. Wegen der zahlreichen Truppen im befestigten Lager ist es aber dem Feinde unmöglich, bei den Festungen vorüberzugehen, um ein dahinterliegendes Object, z. B. Berlin, zu erreichen, weil er dadurch seine Rückzugslinien bloßgibt.

Eine solche Anordnung der Befestigung ist ungleich nützlicher, als wenn man, wie in England, eine Reihe kleiner casemattirter Thürme am Ufer erbaut, die höchstens als Warten dienen und eine ernstgemeinte Landung sowie den Durchbruch des Feindes nirgends zu hindern vermögen.

Fassen wir die angegebene Befestigung zum Schutze der Küsten nochmals zusammen, so besteht dieselbe also aus den Uferbefestigungen an den Ausflüssen der Ems, Weser, Elbe und Trave in Gestalt von casemattirten Forts und der Anlage von Centralfestungen mit befestigten Lagern, zwischen der Ems und Weser, der Weser und Elbe, Wittenberge und Rendsburg.

Das dritte Mittel, eine Küste zu decken, sind Kriegsflotten. Uns steht in der Nord- und Ostsee nur die preußische zu Gebote, welche bekanntlich dieser Aufgabe durchaus nicht gewachsen ist. Gleichwol ist es eine unumstößliche Wahrheit, daß Deutschland nur dann die Stellung ausfüllen kann, die ihm in Folge seiner geographischen Lage, seiner Größe, seines Nationalreichthums, der Intelligenz und Thätigkeit seiner Bewohner zukommt, — wenn es eine zahlreiche tüchtige Kriegsflotte besitzt. Abgesehen von der Eifersucht, mit welcher andere Mächte auf uns blicken würden, wollten wir eine solche gründen, verlangt dies viel Geld und Zeit, wenn es uns auch weder an guten Seeleuten noch an Material zum Schiffsbau fehlt. Der Vorschlag, eine Flotille von Dampfkanonenbooten und kleinen Dampfschiffen zum Schutze unserer Küsten zu bilden, wird den Zweck, den er erfüllen soll, schwerlich erreichen. Eine solche Flotille könnte, wäre sie auch noch so zahlreich, den Kampf mit Linienschiffen und Fregatten an offnen Stellen nicht aufnehmen; der Feind, dem letztere zu Gebote stehen, wird im Stande sein, sie von dort zu verjagen, wenn er es ernstlich will. Schwerlich könnte erstere einen Druck ausüben, wie vergleichsweise die russische Flotte im letzten orientalischen Kriege, und diese, die in der Ostsee allein 20 Linienschiffe mit 1800 Kanonen, 7 Fregatten und eine Anzahl kleiner Schiffe hatte, mußte sich vor der der Alliirten in ihre befestigten Häfen zurückziehen, — die des schwarzen Meeres wurde größtentheils

verſenkt. — Es iſt Frankreich ein Leichtes, im Kriege gegen Deutſchland 20 Linienſchiffe, jedes zu hundert Kanonen, und ebenſo viele Fregatten von 30 bis 60 Geſchützen, nebſt einer Maſſe kleiner Kriegs- und großer Transportſchiffe, nach unſern Gewäſſern zu entſenden, welche Truppen mit ſich führen, um eine Landung zu erzwingen, und daran wird ſie keine noch ſo zahlreiche Dampfkanonenbootflotille hindern. So lange der Feind noch auf dem Waſſer iſt, ſind wir ohnmächtig gegen ihn, und können durch Befeſtigungen am Ufer wol einige Städte vor Landungen ſchützen, nicht aber die ganze Küſte. Iſt jedoch der Feind gelandet, dann gleichen ſich unſere Machtverhältniſſe bei der oben angegebenen Art und Weiſe der Küſtenbefeſtigung nicht nur aus, ſondern wir haben ſogar die Uebermacht, möglicherweiſe an Zahl, ſicher an vorbereiteten feſten Stellungen. Iſt der Feind dann geſchlagen, ſo wird es ihm nur mit Verluſten möglich werden, ſich wieder einzuſchiffen. Daß man ihn nicht unmittelbar an der Küſte zu ſchlagen ſucht, wo ſeine Operationslinien noch ſehr kurz ſind und ſelbſt die Mitwirkung der Flotte denkbar iſt, wie z. B. in der Schlacht an der Alma, verſteht ſich von ſelbſt. Namentlich darf bei der Beſchaffenheit unſerer Küſtenſtaaten ein tactiſches Moment nicht aus den Augen verloren werden, und das iſt: ſo viel Reiterei als möglich bei der Hand zu haben, da es dem landenden Feinde theils an dieſer Waffe gebrechen wird, weil der Seetransport an Pferden in großer Anzahl ein ſehr ſchwieriger iſt, anderntheils letztere während deſſelben ſo matt werden, daß ſie längere Zeit brauchen, um ſich zu erholen.

Die Aufgabe, die Nordſeeküſte zu vertheidigen, fällt weſentlich Preußen zu, da die Staaten, welche das zehnte Bundesarmeecorps bilden, und deren Territorien an die See grenzen, hierzu nicht ſtark genug ſind, ſelbſt wenn ihre Küſten nach obigen Angaben befeſtigt ſein ſollten. Daher ſollte man auch Preußen eine beſondere Stimme bei den Küſtenvertheidigungsangelegenheiten laſſen, das gebietet ſchon die geſunde Vernunft. Die zweite Großmacht, Oeſtreich, liegt zu weit entfernt, als daß ſie hier irgend welchen Einfluß ausüben könnte. Preußen und Oeſtreich haben ganz verſchiedene Kriegsſchauplätze, erſterer Staat iſt in Folge einer Landung an den Nordküſten bedroht, letzterer wird davon nur ſehr mittelbar berührt. Eine tüchtige Küſtenvertheidigung von Seiten der norddeutſchen kleinen Staaten iſt eine Lebensfrage für Preußen; denn eine kräftige feindliche Invaſion in Hannover droht die getrennten Theile der preußiſchen Monarchie aus aller Verbindung zu bringen und die Rheinlinie in den Rücken zu nehmen. Daß, wie es jetzt ſteht, Hannover und Oldenburg in einem Kriege gegen Frankreich unendlich gefährdet ſind, ſelbſt für den Fall, daß Holland neutral bleibt, muß ſelbſt dem Nichtſoldaten einleuchten.

Man hat die Wichtigkeit der Feſtungen vielfach zu gering angeſchlagen, woran namentlich Napoleon der Erſte ſchuld war, der ſich in ſeinem Vorrücken

durch dieſe nicht hemmen ließ. Sebaſtopol hat ſie wieder zu Ehren gebracht. Gewiß hat eine Anzahl kleiner Feſtungen keinen Werth, wol aber haben große mit befeſtigten Lagern einen ſehr bedeutenden; ſie ſind zu einer guten und tüchtigen Vertheidigung eines Landes unbedingt nöthig, denn in ihnen ſammeln ſich die Heere bei Unglücksfällen und erſetzen ihre Verluſte, ſie ermöglichen es, daß der ſchwächere der beiden Gegner dem Vorrücken des ſtärkeren einen erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzen kann, ſie ſind ebenſo wol Stützpunkte in der Offenſive als Schutzpunkte in der Defenſive. Bei einer Küſtenververtheidigung, ſelbſt wenn man über eine zahlreiche Flotte disponirt, ſind ſie unumgänglich nöthig; denn auch eine ſolche bedarf der Stütz- und Schutzpunkte.

Bei einer derartigen Feſtungsanlage iſt der Koſtenpunkt ein ſehr bedeutender; er kann den Uferſtaaten nicht allein aufgebürdet werden, denn jene Feſtungen dienen zum Schutze des geſammten Deutſchland ebenſo wol als die Bundesfeſtungen am Rhein, deshalb müſſen ſie ſo gut wie dieſe vom geſammten Deutſchland erbaut und erhalten werden. v. T.

Die Freiheit der Kirche.

Von der preußiſchen Grenze.

Man hat noch nicht genug Aufmerkſamkeit darauf verwandt, wie viele Irrthümer der Politik lediglich daraus hervorgehen, daß man die Eigenthümlichkeit der Sprache vergißt, mit demſelben Wort ſehr Verſchiedenes zu bezeichnen, wenn es in verſchiedenen Beziehungen angewandt wird. So iſt mit dem Wort „Freiheit“ namentlich von Seiten der Ultramontanen ein großer Mißbrauch getrieben worden. Weil der Ausdruck ſehr populär war, bedienten ſie ſich deſſelben trotz ihrer Abneigung gegen den damit verbundenen Begriff, um durch dieſes Hilfsmittel Zwecke zu erreichen, an die ein aufrichtiger Freund der Freiheit nicht gedacht haben würde. Sie verlangten für die Kirche Freiheit, d. h. Freiheit vom Staatsgeſetz, mit andern Worten Aufhebung des Schutzes, welchen der Staat ſeinen Bürgern gegen Uebergriffe gewährt. Freiheit der Kirche heißt ihnen 1. abſolute Abhängigkeit der Laien vom Clerus, 2. abſolute Abhängigkeit der niedern Geiſtlichen von ihren Biſchöfen, 3. abſolute Abhängigkeit der Biſchöfe von Rom. Zwar verlangen ſie dieſe Freiheit nur für kirchliche Angelegenheiten, aber da die kirchlichen, ſtaatlichen und bürgerlichen Angelegenheiten ſich aufs vielfältigſte in einander verzweigen, ſo fällt es ihnen nicht ſchwer, alles, woran ihnen irgend gelegen iſt, allmälig in das Gebiet der Kirche hinüberzuziehen. Sie haben in früherer Zeit mit den katholiſchen

Landesherrn vielfältig zu kämpfen gehabt; dagegen ist ihnen neuerdings gelungen, auch protestantischen Landesherrn ihren Begriff der Freiheit plausibel zu machen und, um derselben eine rechtliche Form zu geben, jene Concordate zu veranlassen, welche einem auswärtigen Souverain gegenüber vertragsmäßig die Staatsgewalt beschränken. Was es mit diesen Concordaten für eine Bewandtniß hat, darüber spricht sich eine sehr interessante Flugschrift von Sigmund Schott aus: „Würtemberg und der Papst" (Stuttgart, Göpel).

Wir Protestanten sind dem Papst gegenüber in einer eigenthümlichen Lage. Für uns ist die allgemeine, die katholische Kirche nur eine ideelle, unsichtbare; wir lassen neben unserer Confession die andern, namentlich die römisch-katholische, als berechtigt bestehen, und leben mit ihr in Frieden. Der Papst dagegen läßt keine andere christliche Kirche gelten, als die seinem Scepter unterworfene; was außerhalb derselben besteht, fällt ewiger Verdammniß anheim und darf auch auf Erden nur so lange geduldet werden, als die allein selig machende Kirche noch nicht die Mittel besitzt, es zu vertilgen. Der Papst hat gegen den westphälischen Frieden protestirt, er hat noch bei Errichtung des preußischen Königthums ausdrücklich die einem Ketzer zuertheilte Königswürde als eine Verachtung der Kirche bezeichnet; er hat in einer dem Wiener Nuntius zuertheilten Instruction vom Jahr 1805 ausdrücklich als eine Regel des kanonischen Rechtes festgestellt, daß die Unterthanen eines offenbar ketzerischen Fürsten von aller Pflicht, Treue und Gehorsam gegen ihn entbunden bleiben. „Wir sind nun freilich in so unglückliche Zeitumstände gerathen, in eine solche Erniederung für die Braut Jesu Christi, daß es ihr weder möglich ist, diese ihre heiligen Maximen in ihrer vollen Strenge in Ausübung, noch zweckmäßig, sie in Erinnerung zu bringen gegen die Feinde und Rebellen des Glaubens." Aber das Recht der Kirche, die Anhänger der Ketzerei von ihren Fürstenthümern abzusetzen und ihrer Güter verlustig zu erklären, wird gewahrt, und wenn sich die Kurie für den Augenblick zu Concessionen versteht, so geschieht das auf Widerruf. „Sobald durch eingetretene unvorhergesehene Umstände die Zugeständnisse dem übereingekommenen und beabsichtigten Zweck nicht mehr entsprechen, so ist der heilige Vater kraft der Fülle seiner heiligen Gewalt berechtigt, Maaßregeln zur Bewerkstelligung nöthiger Veränderungen in den getroffenen Bestimmungen zu ergreifen!" So sagt ausdrücklich eine officiöse Schrift von 1853.

Worin nun diese Concessionen der Kurie bestehen, lehrt das würtemberger Concordat vom 8. April 1857. Nach diesem braucht der Bischof nicht mehr ein nationalisirter Würtemberger zu sein; er beschwört nicht mehr die Unterwerfung unter die Landesgesetze. Zwar schwört er dem König Treue, aber nur „so wie es einem Bischof geziemt", d. h. unter Vorbehalt des kanonischen Rechts. Dagegen schwört er, „die Rechte, Ehre, Privilegien und die Autorität der heiligen römischen Kirche unseres Herrn des Papstes und seiner Nachfolger zu mehren." Er hat die Freiheit, alle jene Rechte auszuüben, welche ihm nach der Disciplin der Kirche gebühren; eine Unbestimmtheit des Ausdrucks, die jeder Willkür Spielraum läßt. Ihm ist das ausschließliche Ernennungsrecht für 200 katholische Pfarreien überlassen. In Würtemberg bildet der katholische Pfarrer mit dem Ortsvorsteher das gemeinschaftliche Unteramt, führt die Geburts-, Ehe- und Todtenregister, verwaltet die Sittenpolizei und die Volksschulen mit. Ungeachtet er kraft dieser Functionen Staatsdienste thut, be-

gibt sich der Staat alles Einflusses auf ihn. Der Bischof kann sein Capitel beliebig mit Beisitzern vermehren; gleiches gilt von dem Priesterseminar. Das Placetum regium ist aufgehoben; Klöster und Congregationen aller Art können wieder eingeführt werden. Der Bischof mit seinen Räthen kann den Pfarrer einsetzen, entlassen und strafen: der Pfarrgeistlichkeit ist also der bisherige Schutz der Staatsgewalt entzogen, sie ist ausschließlich in der Gewalt ihrer Oberen und muß sich darnach verhalten, ja die Staatsgewalt verpflichtet sich, ihren Arm zur Vollstreckung bischöflicher Strafen zu leihen. Das Recht der Excommunication ist nicht beschränkt. Die katholische Facultät in Tübingen ist aus den Händen des Staats in die der Bischöfe übergegangen: dieser ertheilt und entzieht fortan den Professoren das Lehramt und prüft ihre Hefte, der Staat hat sie nur zu besolden, auch die vom Bischof zur Ruhe gesetzten. Obenein verspricht die Regierung auch in andern Lehrfächern, wo confessionelle Rücksichten eintreten können (und wo könnten die nicht eintreten!) katholische Docenten anzustellen. Der Kirche wird nicht nur der Erwerb von Grundbesitz, sondern auch dessen Unveräußerlichkeit garantirt. Das sind die Concessionen, welche der Papst einem paritätischen Staate bietet! — Wenden wir uns nun zur evangelischen Kirche, in der, weniger bemerkt, ein ähnlicher Proceß vorgegangen ist. Den Leitfaden gibt uns die Petition von Dr. Jonas und Genossen, betreffend die Selbstständigkeit der preußischen evangelischen Landeskirche, an den Prinz-Regenten gerichtet unter dem 5. Mai 1859 (Berlin, G. Reimer).

Die Freiheitsbestrebung hatte sich von Seiten der katholischen Kirche zu trefflich bewährt, als daß ihr die evangelische Kirche nicht hätte nacheifern sollen. Nur war das Bestreben hier schwieriger durchzuführen, weil die historische Organisation des Protestantismus auf der obrigkeitlichen Gewalt beruht, und weil sie daher mit dem Staatsleben um so inniger verflochten ist, als sie keinen durch Cölibat und Gehorsam den kirchlichen Oberhäuptern verpflichteten und vom bürgerlichen Leben getrennten Clerus kennt. Allein man hatte die Uebergriffe der Regierung in Religionsangelegenheiten so bitter empfunden, daß gerade die freisinnige Partei auf „Freiheit der Kirche“ drang, was unter den obwaltenden Umständen nichts anderes heißen konnte, als vollständig neue Organisation derselben. Diese Wünsche fanden bei König Friedrich Wilhelm dem Vierten geneigtes Gehör, der sich mehrmals dahin aussprach, er werde den Tag segnen, wo es ihm vergönnt sein werde, das Regiment der evangelischen Kirche in die rechten Hände zu legen. Zu diesem Zweck wurde eine Generalsynode einberufen und gleichzeitig denjenigen, die außerhalb der bestehenden Landeskirche ihre Religionsbedürfnisse befriedigen wollten, Freiheit gewährt. Beides geschah unter heftigem Widerspruch der altkirchlichen Partei. Die Synode ging ohne Wirkung vorüber; dafür kam in den Verfassungsentwurf von 1848 der auch später beibehaltene Artikel: „Die evangelische Kirche so wie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig u. s. w.“ — Um diesen Artikel ins Werk zu setzen und für die Kirche die angemessenen Organe zu finden, wurden unter dem Ministerium Schwerin die Einleitungen zur Landessynode getroffen nach einem Wahlgesetz, welches veröffentlicht und der allgemeinen Beurtheilung übergeben wurde. Schwerins Nachfolger Ladenberg zögerte mit der Einberufung der Synode, dagegen wurde den 26. Jan. 1849 die Abtheilung des Ministeriums für die innern evangelischen Kirchen-

sachen vom Cultusministerium abgelöst und mit der provisorischen Kirchenverwaltung betraut. Den 27. Juni 1850 verwandelte sich diese Abtheilung in den evangelischen Oberkirchenrath, welcher nun augenblicklich Hand ans Werk legte. Zur allgemeinen Ueberraschung erklärte der Cultusminister v. Raumer 8. Febr. 1851, die Freiheit der Kirche sei nun durchgeführt und eine weitere Organisation derselben nicht nöthig; der Landesherr habe seine Befugniß den kirchlichen Behörden, dem Oberkirchenrath, den Consistorien und den Superintendenten übertragen und diese seien nun die wahren Vertreter der Kirche. So war man genau auf demselben Punkt angelangt wie bei der katholischen Kirchenfreiheit: man hatte die kirchlichen Behörden von der Aufsicht des Staats befreit und ihnen den protestantischen Bürger unbedingt unterworfen. Schon in einem Erlaß vom 30. April 1850 wurde ausgeführt, daß der Cultusminister keine Verantwortlichkeit mehr für die kirchenregimentlichen Acte zu übernehmen habe, und daß die landesherrlichen Kirchenerlasse nicht mehr durch die Gesetzsammlung publicirt zu werden brauchten, da die Kirche nicht mehr in der Abhängigkeit vom Staat stehe. In der That wurde im Beamteneid der Geistlichen ihre Eigenschaft als Staatsdiener gestrichen; die Amtsentsetzungen wurden dem richterlichen Verfahren entzogen und in den Spruch der kirchlichen Behörden gestellt. Den 20. Juni 1851 wurde den evangelischen Geistlichen jede Betheiligung an den kirchlichen Handlungen der freien Gemeinden, den Predigern der freien Gemeinden der Mitgebrauch der evangelischen Kirche untersagt. Den Taufen der letztern wurde die Giltigkeit abgesprochen, die Eheschließung zwischen Dissidenten und Mitgliedern der Landeskirche erschwert oder gar unmöglich gemacht. Allmälig fingen einige Geistliche an ihre neue Freiheit dazu zu benutzen, in solchen Fällen eine Ehescheidung für ungiltig zu erkennen, wo der Ausspruch des Gerichts zwar den Landesgesetzen gemäß, aber nicht durch eine Bibelstelle bekräftigt war; und da diese Fälle doch immer vereinzelt blieben, so verordnete der Oberkirchenrath am 15. Juni 1857, daß die Geistlichen alle solche Fälle den Kirchenbehörden zur Entscheidung vorlegen sollten; und nun verweigerten die Consistorien beharrlich die Erlaubniß zur Wiedertrauung, wo nicht biblische Scheidungsgründe vorlagen. Den 29. Juni 1850 erließ der Oberkirchenrath eine Gemeindeordnung, gegen die zwar sehr lebhaft protestirt, die aber doch an manchen Orten eingeführt wurde. § 1. derselben lautet: „Jede evangelische Gemeinde hat die Aufgabe unter der Anregung und Leitung des in ihr bestehenden Amts sich zu einer Pflanzstätte christlicher Gesinnung und christlichen Lebens zu gestalten. Als Glied der evangelischen Kirche bekennt sie sich zu der Lehre, die in Gottes lauterem und klarem Wort in den prophetischen und apostolischen Schriften alten und neuen Testaments begründet und in den drei Hauptsymbolen und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist, und unterwirft sich den allgemeinen kirchlichen Gesetzen und Ordnungen.“ Von diesem § bemerkt die Denkschrift mit Recht: 1) er gibt dem geistlichen Amt eine unevangelische hierarchische Bedeutung; 2) er vernichtet die Glaubensfreiheit der Gemeinden und die Lehrfreiheit der Geistlichen; 3) er gibt der evangelischen Kirche einen völlig neuen Rechtsboden. Nach unserm bisherigen Kirchenrecht nämlich war jede Gemeinde ein vollberechtigtes Mitglied der evangelischen Landeskirche, welche nicht öffentlich und feierlich vor Gericht ihren Austritt erklärte. Nach den Bestimmungen dieser Gemeindeordnung wären nur die Gemeinden Mitglieder der Landeskirche, welche sich zu den drei alten

Hauptsymbolen bekennen. Damit wäre ein Mittel gewonnen, alle irgendwie von der alten Orthodoxie abweichenden oder nicht fügsamen Gemeinden mit Verlust der kirchlichen Güter und Rechte aus der Landeskirche herauszutreiben. — Folgerichtig war das Bestreben des Oberkirchenraths gegen die Union gerichtet, man war eifrig bemüht, von jeder Gemeinde zu erforschen, welchem Bekenntniß sie vor der Union angehört hatte und ihr dies alte Bekenntniß wieder aufzudrängen. Wie es nebenbei mit den Universitäten, Gymnasien und Schulen gehalten wurde, ist leider nur zu bekannt.

Zur Abstellung dieser Schäden schlägt die Denkschrift die Einberufung einer Generalsynode und die Durchführung des betreffenden Paragraphen der Verfassung vor. Dies Mittel lehnt die Antwort des Prinz-Regenten ab, verheißt dagegen weitere Anregung im Betreff der Gemeinde-Verfassung und der auf dieselbe zu gründenden Kreissynoden, so wie Aufrechthaltung der Union.

Was uns betrifft, so können wir uns von der Einberufung einer General-Synode, d. h. einer constituirenden Versammlung, nicht ganz die Vortheile versprechen, welche die Denkschrift in Aussicht stellt. Wir behalten uns vor, auf diesen Punkt zurückzukommen. Vorläufig scheint uns am dringendsten geboten zu sein, daß man den alten Zustand, wie er vor der Einsetzung des Oberkirchenraths war, wieder herstelle. Gleichviel ob man die Freiheit der Kirche für wünschenswerth und für ausführbar hält, vorläufig muß constatirt werden, daß sie noch nicht besteht: daß die Abtheilung für geistliche Angelegenheiten oder der Oberkirchenrath nicht eine kirchliche, sondern eine Staatsbehörde ist. Wollte man einwenden, daß dieser Unterschied nicht viel sagen will, so wäre das ein großer Irrthum: denn eine Staatsgewalt kann nur so weit in die Functionen der Kirchenpatrone, der Gemeinden und Geistlichen eingreifen, als sie sich auf ein Staatsgesetz stützt; es kann ihr nicht einfallen, organische Statute über die Kirchenverfassung zu erlassen, oder gar im Ton einer päpstlichen Bannbulle ihre Ansichten über andere Religionsgesellschaften auszusprechen. Sodann muß in Bezug auf die streitigen Gebiete der Staat seinen Gesetzen Nachdruck verschaffen und den Widerstand der Kirche brechen. Diese beiden Punkte sind das Eherecht und die Volkserziehung. Civilehe und ein von den Factoren der Gesetzgebung sanctionirtes Schulgesetz, dann werden zunächst wir frei sein und Muße haben, zu überlegen, in welcher Gestalt man auch die Kirche befreien könne: bis dahin hieße Freiheit der Kirche nichts anderes, als Unterwerfung des Einzelnen und des Staats unter die Kirche.

Mit Worten bezahlt man nicht: — als Mitglied einer freien Kirche,, d. h. einer Kirche, welche die Freiheit hat, mich allenfalls zu braten, bin ich weniger frei, als das Mitglied einer unfreien Kirche, d. h. einer Kirche, der diese Freiheit fehlt. Auch in politischen Dingen ist mitunter die Grammatik nicht zu entbehren. † †

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Verantwortlicher Redacteur: Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zwei Noten.

Von der preußiſchen Grenze.

In früheren Zeiten, wenn die politiſche Situation Europas unklar war und man keine Ahnung davon hatte, was der folgende Tag bringen werde, harrte man ungeduldig auf die Eröffnung der parlamentariſchen Verſammlungen, überzeugt, daß dann die Miniſter genöthigt ſein würden, den Landesvertretern Rede zu ſtehen. Ohne dieſe äußere Nöthigung war es nicht Sitte, daß Staatsmänner und Diplomaten das Publikum in ihr Vertrauen zogen. Die Geſchäfte wurden ſo zurecht gelegt, daß ſobald die Königin von England ihr Parlament eröffnete, wenigſtens der Schein eines Abſchluſſes vorhanden war, und es wurde alsdann dem Publikum ein Bericht abgeſtattet, der die Uebereinſtimmung mit den wirklichen Thatſachen nicht immer ängſtlich beobachtete, der aber dafür den Vorzug einer gut componirten Erzählung hatte. Dieſes Verhältniß hat ſich jetzt geändert. Von Zeit zu Zeit ſehen ſich unſere Regierungen gemüßigt, in ihren Noten unmittelbar zum Publikum zu reden, oder ſie gehen auch wohl unter die Journaliſten und ſchreiben Broſchüren, Zeitungsartikel und offene Briefe. Seit mehreren Wochen iſt das engliſche Parlament und der preußiſche Landtag zuſammen, man hat aber in demſelben keine andere Aufklärung über die große Politik Europas erhalten, als was man bereits vor ihrem Zuſammentritt aus den officiellen Journal-Artikeln und offenen Briefen wußte.

Was den preußiſchen Landtag betrifft, ſo bekennen wir, daß ſein imponirendes Schweigen anfängt uns peinlich zu werden. Wir gehören nicht zu denen, die ihm zumuthen, ſich täglich über die große Politik vernehmen zu laſſen: wir wiſſen, daß er ernſtere, tiefer in das Volksleben eingreifende Geſchäfte hat, als die politiſche Phraſe; aber die Sachlage iſt jetzt von der Art, daß Preußens Haltung in der auswärtigen Politik für das Leben und Gedeihen des Staats viel wichtiger iſt als alle jene Geſchäfte, ja daß in letzter Inſtanz von ihr alles übrige abhängt. Welcher Partei wir uns in den großen allgemeinen Fragen anſchließen, die wird uns in kurzem auch in den innern Angelegenheiten beherrſchen. Schon das beharrliche Schweigen der gegenwärtigen Oppoſition deutet darauf hin, daß ſie keinen Grund hat, nach dieſer Seite in den Ideen der Regierung etwas für ſie Nachtheiliges zu er-

warten; was gerüchtweiſe von dieſen Ideen in das Publikum dringt, beſtätigt das nur zu ſehr, und die liberale Partei hat alle Veranlaſſung, ihr Gewicht, ſo klein oder ſo groß es auch ſein mag, in die Wagſchale zu werfen, die zwiſchen Wollen und Nichtwollen eben ſo die Schwebe hält wie in alten Tagen.

Das engliſche Parlament hat die Sünde des Stillſchweigens zwar nicht begangen, was aber bis jetzt geſprochen, iſt nicht gerade ſehr erbaulich. Männer vom höchſten Range und höchſtem Einfluß in der Oppoſition wie Lord Normanby haben ſich in Kannegießereien ergangen, die von Holberg dargeſtellt zu werden verdienten. Ein italieniſcher Staatenbund vertheidigungsfähiger als ein Einheitsſtaat, weil Italien die Form eines Stiefels hat! So etwas von einem Führer der Partei geſprochen, zeigt wieder recht deutlich, mit wie wenig Verſtand die Welt regiert wird. Die Regierung iſt augenſcheinlich bemüht, das Parlament mit leeren Redensarten hinzuhalten, ſie will den Stand der Frage nicht ſo hinſtellen wie er wirklich iſt.*) Doch bürden wir ihr deswegen keine Schuld auf. Im Allgemeinen hat das jetzige Cabinet in der italieniſchen Frage gezeigt, daß es ſehr gut weiß, was es will; es wird nur durch ſeine Iſolirtheit geſchwächt, da, wie es ſcheint, Preußen und Rußland, und zwar nicht im Einverſtändniß, ſondern jedes auf eigene Hand, fortfahren eine Politik zu treiben, von der Niemand weiß, woher und wohin.

Trotz dieſer Dämmerung ſieht man doch ſoviel, daß der Kaiſer der Franzoſen entſchloſſen iſt, nicht blos für Ideen zu kämpfen, ſondern von dieſen Ideen auch Vortheil zu ziehen; daß er die Einverleibung Mittelitaliens in das Königreich Sardinien nur unter der Bedingung der Abtretung von Savoyen und Nizza zugeſteht; daß Sardinien ſich heftig dagegen ſträubt, daß es aber, wenn ihm keine andere Wahl gelaſſen wird als zwiſchen Savoyen und Mittelitalien, ſich zuletzt dazu verſtehen wird auf das erſtere zu verzichten — oder vielleicht, daß es dieſe Ueberzeugung bereits gewonnen und bereits verzichtet hat. Ganz Europa, in allen übrigen Fragen uneins, ſtimmt darin vollkommen überein, daß dieſe Abtretung Savoyens an Frankreich nicht blos an ſich, ſondern hauptſächlich als Präcedenzfall die größten Bedenken nach ſich zieht. Trotz dem wird Kaiſer Napoleon auch in dieſer Sache ſein Stück durchſetzen, weil er nicht blos den Zweck, ſondern auch die Mittel will; weil, wenn er etwas will, er nicht auch zugleich das Gegentheil davon will; weil er genau berechnet, was er für den Augenblick kann und innerhalb dieſer Grenzen mit durchgreifender Entſchloſſenheit verfährt: Eigenſchaften die heute in Europa ſelten ſind.

Darum gelingt es ihm auch, trotz der ſcheinbar haſtigen Sprünge in ſei-

*) Ueber die Enthüllungen des Blaubuchs in der nächſten Nummer.

nen Entschlüssen nachträglich den innern Zusammenhang nachzuweisen, der wirklich darin vorhanden war. In dieser Beziehung war Thouvenel's erste Depesche, die Antwort auf die englischen vier Punkte, musterhaft abgefaßt. Noch viel musterhafter ist die Antwort auf die päpstliche Encyklika. Thouvenel scheint nicht blos ein geschickter Diplomat, sondern auch ein logischer Kopf zu sein. Die Depesche enthält nichts als was zur Sache gehört, aber ihr Thema führt sie mit einer Dialektik durch, daß nicht der mindeste Widerspruch übrig bleibt. Sie geht nicht auf die Sache selbst ein, auf die Abtretung der Legationen; sie beschränkt sich darauf, nachzuweisen, daß diese Angelegenheit nur nach weltlichen Gesichtspunkten geschlichtet werden kann, daß die Dogmatik der katholischen Kirche mit der Frage nach der Grenze des Kirchenstaats nicht das Mindeste zu thun hat. Wird die preußische Regierung, die doch protestantisch ist, aus dieser Denkschrift eines katholischen Ministers etwas lernen? Wird sie eine Antwort finden auf das Ansinnen preußischer Bischöfe: der preußische Staat solle seine Politik nach den Dogmen der allein selig machenden Kirche einrichten? Wird sie diesem Ansinnen entgegenhalten, daß selbst, wenn der preußische Staat dazu gewillt wäre, er doch nicht zugeben könne, daß die Integrität des Kirchenstaats ein Dogma der allein selig machenden Kirche sei? Wird der preußische Landtag sich zu der Anfrage an seine Regierung ermannen, was man denn auf dieses Ansinnen für einen Bescheid ertheilt habe? Eine Anfrage, die um so mehr gerechtfertigt sein dürfte, da bereits eine Stimme im Herrenhaus die Ansicht der Bischöfe vertreten hat, und da die Agitation für den Papst durch ganz Deutschland in einer Weise fortgetrieben wird, die dem Protestantismus nicht blos Aergerniß, sondern auch Gefahr bringt.

Wir sind entschieden nicht der Ansicht, daß der preußische Landtag hauptsächlich die Aufgabe habe, sich die Aufmerksamkeit und den Beifall des deutschen Publikums zu erwerben: er hat seine bestimmt vorgeschriebenen Pflichten zu erfüllen; aber wenn das eine mit dem andern zusammenfällt, und wenn nebenbei die Zeit drängt, da jeder Augenblick die Entscheidung bringen kann, so hat doch wohl der preußische Patriot und der Freund Preußens das Recht, es zu beklagen, daß grade im Mittelpunkt des preußischen Lebens das Blut so langsam fließt. Wie oft man sich auch wiederholen mag, daß die Stellung, welche Preußen in Deutschland beansprucht, nicht auf irgend einen Vorzug des preußischen Fürstenhauses vor andern Fürstenhäusern, nicht auf einen Vorzug des preußischen Volkes vor andern deutschen Völkern sich gründet, sondern lediglich auf die politische Nothwendigkeit; so bleiben die Menschen doch immer Menschen, sie wollen sich nicht nach abstracten Berechnungen, sondern nach dem lebendigen Gefühl, am liebsten nach dem unmittelbaren Eindruck bedeutender Persönlichkeiten bestimmen, und wenn diese Persönlichkeiten,

auf die ihre Aufmerksamkeit am meisten gerichtet ist, den Eindruck nicht machen, den sie machen sollen, so ist das für die Richtung der öffentlichen Meinung nachtheiliger als alle Deductionen der Gegner.

Unter diesen Gegnern nimmt, schriftstellerisch betrachtet, die hervorragendste Stellung der sächsische Minister Freiherr v. Beust ein. Die von ihm herrührende Denkschrift vom 19. Jan. in Betreff der preußischen Vorschläge zur Reform der Bundeskriegsverfassung ist, wie wir finden, von den preußischen Blättern im Ganzen ungerecht beurtheilt; sie ist nicht blos sehr geschickt abgefaßt, sie versteht nicht blos die Schwächen des Gegners sehr wohl zu benutzen, sondern sie enthält auch wenigstens eine sehr beherzigenswerthe Idee, eine Frage, auf welche die Mittelstaaten wol das Recht haben, Bescheid zu verlangen, bevor sie sich über die beabsichtigte Reform definitiv erklären. Diese Idee ist folgende.

Durch die beabsichtigte Reform der Bundeskriegsverfassung wird der Dualismus zwischen Oestreich und Preußen nicht blos endgiltig constituirt, sondern ganz Deutschland wird in denselben hineingezogen, indem man es militärisch den beiden Großmächten unterordnet. Was soll nun geschehn, wenn dieser Dualismus einmal zu einer wirklichen Entzweiung führt? Sollen z. B. in einem Krieg zwischen Oestreich und Preußen sich die Mittelstaaten nach Maßgabe dieser militärischen Organisation dergestalt betheiligen, daß z. B. Baiern gegen Sachsen zu Felde zieht u. s. w.? Diese Gefahr wird durch die bisherige Verfassung zwar nicht ganz abgewandt, aber doch vermindert; da man bei einem Friedensbruch seitens der einen der beiden Großmächte voraussetzen kann, daß alle übrigen Staaten sich auf Seite des andern schlagen.

Diese Kritik ist die positive Seite der Beustschen Denkschrift; die Rechtfertigung des Bestehenden und die Darstellung eines bessern Auswegs ist weniger glücklich. Zur Rechtfertigung des Bestehenden weist Hr. v. Beust auf den rein defensiven Charakter des Bundes hin. Aber daß dieser defensive Charakter nicht ausreicht, daß mitunter zur Vertheidigung Deutschlands ein Angriffskrieg unternommen werden muß, das haben gerade im vorigen Jahr die Mittelstaaten Preußen gegenüber sehr lebhaft vertheidigt. Hr. v. Beust ist ferner der Ansicht, daß im Fall der Noth eine Einigung leicht zu Stande gebracht wäre, und daß daher in Friedenszeiten eine Regulirung der Sache unnöthig sei. Auch diese Ansicht wird durch das vorige Jahr widerlegt. Er faßt das Rechtsverhältniß, und zwar formell vollkommen richtig, so auf, daß zum Bundesheer nicht die ganze preußische, nicht die ganze östreichische Armee gehöre, daß also nur ein Theil derselben dem Bundesfeldherrn unterworfen sei. Aber gerade dieses praktisch nicht durchführbare Rechtsverhältniß ist eins von den Hauptmotiven, die Preußen für seinen Antrag anführt. Um seiner selbst willen kann Preußen nicht daran denken, einen Theil seiner Truppen abzutreten, es

kann nicht als eine europäiſche Großmacht neutral bleiben, während es ſein Bundescontingent zum Kriege ſchickt, wie es z. B. bei Dänemark möglich iſt, und Deutſchland hat daſſelbe Intereſſe daran, daß die preußiſche Armee, ſeine Hauptſtärke, zuſammen bleibe. — Am ſchwächſten iſt, was über ein anderweitiges Arrangement geſagt iſt. Wenn nämlich Preußen ſich weigert, ſeine Truppen einem nicht preußiſchen Feldherrn unterzuordnen, ſo ſei die natürliche Folge, daß die Staaten außer Oeſtreich und Preußen ihre Truppen zu einem dritten Heerkörper vereinigen. — Die Unmöglichkeit ergibt ſich bei einem flüchtigen Blick auf die Karte, ſelbſt wenn wir die kitzliche Frage, ob die hannöverſchen Truppen lieber unter einem preußiſchen oder baierſchen General ſtehen wollten, bei Seite laſſen.

Was nun jenen ſehr beachtenswerthen kritiſchen Theil der Beuſt'ſchen Denkſchrift betrifft, ſo müſſen wir zur Erörterung deſſelben etwas tiefer zurückgehn. Es iſt nach unſerer Ueberzeugung bei politiſchen Arrangements von größerer Tragweite nothwendig, nicht die Gefühle, ſondern die Intereſſen zu Grunde zu legen. Die Gefühle können ſehr mächtig ſein im Moment einer gewaltigen Erhebung, aber ſie können nicht dauernd einer Inſtitution zu Grunde liegen. Das Gefühl des deutſchen Patriotismus hat 1813 ſeine Feuerprobe beſtanden; aber es wird für Deutſchlands Wohl am räthlichſten ſein, wenn man es ſo ſelten als möglich anſpannt. Die Bundesverfaſſung ging auch urſprünglich nicht darauf aus. Sie hatte den Zweck, die politiſche Bewegung ſo viel als möglich zu unterdrücken. Was aber in Zeiten möglich war, wo auch das Ausland keine beſondere Kraft zeigte, würde jetzt nicht mehr durchführbar ſein. Frankreich und Rußland ſtehen mit verdoppelten Kräften an unſern Grenzen, und jeder Tag bringt die Gefahr näher, daß ſie dieſelben überſchreiten. So weit in Deutſchland die politiſchen Anſichten ſich von einander trennen mögen, in einem Punkt wenigſtens glauben wir vollſtändige Uebereinſtimmung annehmen zu dürfen: daß dem Ausländer, daß den Franzoſen und Ruſſen kein Fuß breit deutſchen Bodens abgetreten werden dürfe. Die Hoffnungen aber des Ausländers, uns etwas abzugewinnen, ſind darauf baſirt, daß die beiden hauptſächlichen Rechtstitel unſerer Verfaſſung, die Souveränetät der einzelnen Fürſten und der Bundesvertrag, ſich an vielen Stellen an einander reiben.

Formell hat jeder deutſche Fürſt mit Ausnahme ſeiner Beziehungen zu den übrigen deutſchen Bundesgliedern die volle Souveränetät; materiell kann ſie aber außer Oeſtreich Niemand ausüben. Wenn Hannover von Frankreich beleidigt wird, ſo iſt kein rechtlicher Grund vorhanden, warum es ihm nicht Krieg erklären ſoll; aber ein Recht, das nie in Ausübung gebracht werden kann, hört auf ein Recht zu ſein. Preußen hat noch dazu den Titel einer europäiſchen Großmacht; aber es kann ſeit Errichtung des deutſchen Bundes

von dem Recht seiner Souveränetät nicht viel mehr Gebrauch machen als Hannover, weil seine Provinzen so auseinanderliegen, daß es ohne den guten Willen seiner Nachbarn nichts ausrichten kann. Wenn es nun heißt, daß die Kränkung jedes einzelnen Bundestheils durch den ganzen Bund gesühnt wird, so zeigt das Beispiel von Neuchatel was es damit für eine Bewandtniß hat. Hier war Preußen das entschiedenste Unrecht von der Welt geschehen, der deutsche Bund aber kümmerte sich nicht im geringsten darum, und hätte sich nicht der Kaiser Napoleon gegen Preußen freundlich erwiesen, so hätte es eine sehr wenig beneidenswerthe Rolle gespielt.

Dies ist die Sachlage, aus der wir mit strengster Logik das Ergebniß ziehn: jeder deutsche Fürst, oder vielmehr jede deutsche Regierung hat den Trieb, ihre Souveränetät zu erweitern und ihre Staaten zu arrondiren. Dieser Trieb, der nur auf Kosten des Bundes oder auf Kosten der einzelnen Bundesglieder ausgeführt werden könnte, wird freilich durch das Rechtsbewußtsein, den Patriotismus und andere moralische Eigenschaften der Fürsten und ihrer Regierungen paralysirt: es ist eine ruhende Kraft, aber eine Kraft, die man in ernsten Collisionsfällen in Rechnung ziehn muß, wenn man ein richtiges Resultat gewinnen will. — Von allen deutschen Regierungen ist aber keine, in welcher jener Trieb sich so mächtig rühren muß, als die preußische, weil in keiner die Kräfte und mithin die Ansprüche so groß, in keiner die Schranken so fühlbar und so demüthigend sind. Preußen ist, wie Herr von Andrian sich richtig ausdrückt, so lange seine Ansprüche nicht befriedigt sind, mehr ein Element der Unruhe als der Stabilität in Europa. Die ausgesprochenste deutsche Gesinnung, die lebhafteste Scheu vor jedem, auch dem kleinsten Unrecht — und beides ist in gleichem Grade sowohl bei dem König als dem Prinz-Regenten vereinigt — kann nicht verhindern, daß jene Reibungen, die nicht in den Personen, sondern in den Zuständen liegen, sich fortwährend vordrängen. Was dieß Verhältniß aber noch bedenklicher macht, ist, daß dieser Trieb sich in den Völkern nicht minder regt als in den Fürsten. In keinem Punkt ist die Begriffsverwirrung so groß, als wenn man den Partikularismus und das Einheitsstreben des deutschen Volks untersucht. Es ist eine trotz ihres handgreiflichen Widersinns fortwährend wiederholte Behauptung, daß die Zersplitterung Deutschlands unter verschiedene Fürstenthümer nichts anderes sei als der Ausdruck der verschiedenen historischen Stämme der Deutschen. Diese Stammverschiedenheit ist aber durch nichts so beeinträchtigt worden als grade durch die deutschen Fürstenthümer. Die deutschen Staaten sind nicht aus den Stämmen hervorgegangen, sondern aus den dynastischen Familien, und wo zufällig in einem dieser Staaten ein bestimmter Volksstamm vorherrscht, ist das nur daraus zu erklären, daß geographisch eine weitere Zersetzung nicht wol möglich war. Das Gefühl der Zusammengehörig-

keit der Stämme ist so verwischt, daß z. B. neuerdings ein berühmter Historiker in einem Lande germanisirter Slaven den altsächsischen Stamm gesucht hat. In einigen Landen von scharf ausgeprägter Mundart hat sich eine Art von Zusammengehörigkeit erhalten, die aber mit dem politischen Leben gar nichts zu thun hat und nur darin besteht, daß man den Fremden, der anders redet, mit Mißtrauen aufnimmt. Der Particularismus des deutschen Volks ist entweder dynastischer Natur oder er ist Kirchspielpatriotismus. Der letztere, z. B. der osnabrückische, der ostfriesische u. s. w., ist für den Etnographen interessant, politisch fällt er aber nur soweit ins Gewicht, als er überhaupt jede größere Combination stört, die des bestehenden Staats nicht minder als die eines neu aufzurichtenden Bundesstaats. Auch bei diesem Lokalpatriotismus sind die volksthümlichen Ueberlieferungen immer dynastischer Natur. Die Ostfriesen denken an Preußen, die Osnabrücker an das alte Bisthum u. s. w.

Wenn man andrerseits von dem deutschen Einheitsgedanken spricht, so darf man dabei nicht vergessen, daß derselbe in der Hauptsache künstlich hervorgerufen ist und sich vorläufig auf diejenigen Classen beschränkt, die literarischen Einflüssen unterliegen. Diese Classen sind geringeren Umfangs als man denkt, und man würde sehr irren, wenn man die roth-schwarz-goldene Cocarde des Jahres 1848 durchweg als das Resultat einer positiven Idee betrachten wollte. Jene Cocarde drückte in den meisten Fällen nur den unbestimmten Wunsch einer Centralgewalt aus, die dem Herrn Amtmann auf die Finger sehen und die Steuereinnehmer controliren sollte. Durch diese Bemerkung soll weder der sittliche Werth des Einheitsgedankens noch seine Bedeutung für die Zukunft unterschätzt werden: man soll nur von ihm nicht erwarten, daß er in diesem Augenblick für sich allein etwas durchsetzen könnte.

Der leibhaftige Partikularismus der Deutschen ist wie gesagt lediglich dynastischer Natur. Unser sämmtlichen Staaten, nur die kleinsten von ihnen ausgenommen, sind überwiegend militärisch bureaukratisch eingerichtet. Wer zur Bureaukratie gehört, kommt dadurch nicht blos in äußerliche Verpflichtungen, die ihm dann doch die Welt in einem andern Lichte zeigen, als er sie auf der Universität ansah, und die das literarische Interesse an Deutschland allmälig auf das politische Interesse am bestimmten Staat überleiten, sondern er erlangt dadurch auch das positive stolze Gefühl, zur herrschenden Classe zu gehören. Dieses Gefühl dehnt sich vom höchsten Staatsbeamten bis zum niedrigsten aus, und es ist an sich betrachtet in allen Staaten gleich: nur dürfen wir wohl die allgemeine Regel aufstellen, daß in einem Staat, wo dem Ehrgeiz und dem Trieb zur nützlichen Thätigkeit der weiteste Spielraum eröffnet wird, dieser specifische Partikularismus gerade bei *fortschreitenden* Köpfen, in einem Lande des kleinen Lebens dagegen sich hauptsächlich in *beschränkter* Stellung geltend machen wird, bis zuletzt der dynastische Eifer

sich auf die Subalternbeamten und die von ihnen abhängigen Handwerker concentrirt. Es versteht sich von selbst, daß Ausnahmen auch hier stattfinden, es ist nur von der Durchschnittserscheinung die Rede. Aus dieser allgemeinen Regel läßt sich ohne Schwierigkeit erklären, warum die preußische Bureaukratie in ihren höheren Kreisen bei weitem das größte Selbstgefühl besitzt; denn in Oestreich, wo der Gesichtskreis noch größer ist, fühlt sie sich dem Adel und der Geistlichkeit untergeordnet und hat nicht das Bewußtsein einer selbstständigen Stellung. Hieraus erklärt sich die Vorstellung, die man mit dem specifischen Preußenthum verbindet, und die Abneigung, die man im ganzen übrigen Deutschland gegen Preußen hegt. Auch diese Abneigung, die in der That eine merkwürdige Erscheinung ist, hat man aus dem Stammgefühl erklären wollen, obgleich Preußen wahrhaftig keine Stammeinheit repräsentirt; man darf aber nicht vergessen, daß die neue Provinz Sachsen soviel preußischen Patriotismus entwickelt als irgend eine der alten. Jenes Mißbehagen hat einen ganz andern Grund. Einzelne mitwirkende Umstände kommen freilich noch dazu: die Berliner Badegäste und die Berliner Meßjuden sind keine anziehenden Erscheinungen; aber die Hauptsache ist doch immer, daß z. B. der Beamte eines Mittelstaats sich sagt: was hat der Preuße von gleicher Bildung und gleichem Range vor mir voraus, daß er auf mich herabsieht? Daß der Preuße auf ihn herabsieht, setzt er ohne Weiteres voraus, wenn er auch noch gar keine Erfahrung darüber gemacht hat. — Ja er setzt voraus, daß der Preuße auf ihn herabsehen müsse; und was vom Beamten gilt, das findet seine Anwendung auf jeden Staatsbürger, der sich überhaupt mit Politik beschäftigt, von den Landtagsabgeordneten bis zur Bierbank herunter. Denn auch z. B. der badische Landtagsabgeordnete, charakterfest, einsichtsvoll und gebildet, beredt und patriotisch, muß sich doch fragen: warum liest alle Welt die preußischen Landtagsberichte? in denen doch viel schlechter geredet wird als hier, in denen sich viel weniger Einsicht, viel weniger Patriotismus findet. Daß alle Welt die preußischen Landtagsberichte liest, setzt er voraus, auch wenn er gar keine Erfahrung darüber hat; er liest sie freilich selber. Und in dem kleinsten Club bei Bier und Tabak, wovon redet man anders als von Preußen? und natürlich findet man fortwährend Grund und zuweilen nur zu guten Grund, mit dem, was dort geschieht, unzufrieden zu sein. So geht denn von den niedrigsten bis zu den höchsten Kreisen diese stille Abneigung durch, und wir können uns lebhaft vorstellen, daß sie am stärksten bei einzelnen wirklichen Staatsmännern sich äußert, die von großer Befähigung und großem Ehrgeiz im Stillen Vergleiche zwischen sich und den wirklichen preußischen Staatsmännern ziehen und sich Gedanken darüber machen, wie ganz anders sie wirken würden, wenn sie an dieser Stelle ständen.

Mit einem Wort: dieser sogenannte Preußenhaß ist nicht das schlechteste

Zeichen von Preußens Beruf; so störend, so ernstlich störend er auch in die gegenwärtige Entwickelung eingreift.

Ein ganz ähnliches Verhältniß findet in dem Militär statt. Auf die Militäreinrichtung ist der lebendige Patriotismus noch viel mehr begründet als auf das Beamtenthum, weil sie in viel tiefere Kreise des Volks eindringt und sich viel sinnlicher darstellt. Wenn man vor der Aushebung auf dem Lande auch das Gouvernement sehr mißgünstig ansieht und sich derselben möglichst zu entziehen sucht, so wird die Stimmung doch ganz anders, wenn man ein paar Jahre des Königs Rock getragen und unter demselben nicht blos Gehorsam, sondern auch Muth, Ehre und Selbstgefühl gelernt hat. Insofern ist der Kriegsdienst ein sehr bedeutungsvolles sittliches und politisches Moment. Je länger der wirkliche Dienst dauert, desto inniger wird die Beziehung zum Landesherrn und zum Corps, freilich auch desto größer die Entfernung vom bürgerlichen Geschäft. Das ist bei dem neuen Entwurf der preußischen Kriegsverfassung wohl zu überlegen. Der dreijährige Dienst wird den specifisch preußischen Geist bedeutend erhöhen; ob er aber dem spätern bürgerlichen Gewerbe zu Gute kommt, das ist eine andere Frage. Indeß um zur Hauptsache zu kommen: dieser Einfluß der militärischen Volkserziehung ist in allen Staaten von einigem Umfang gleich, wenn auch Preußen hier das Andenken an Friedrich den Großen und die glorreichen Thaten der schwarzweißen Fahne voraus hat. Darum ist es leicht zu begreifen, daß die Regierungen der Mittelstaaten sich gegen nichts so sehr sträuben als gegen jede Schmälerung ihrer Souveränetät in Bezug auf das Heerwesen. Aber eins müssen sie dabei im Auge halten: der bairische, der sächsische, der hannöversche, der würtembergische Soldat ist grade so loyal, grade so baierisch, sächsisch, hannöverisch, würtembergisch gesinnt, als der preußische preußisch gesinnt ist, wenn auch vielleicht nicht ganz so stolz. Aber keinem politischen Rechenkünstler wird es gelingen, in dem baierischen, sächsischen, hannöverischen oder würtembergischen Soldaten jenen mitteldeutschen Patriotismus hervorzurufen, der zur Organisation einer von den östreichischen und preußischen Truppen getrennten Reichsarmee nöthig wäre. Dies Durcheinanderwerfen wäre nicht eine Erhöhung, sondern eine Schmälerung der sittlichen Kraft und des sittlichen Zusammenhangs.

Wir kehren zu unserer ursprünglichen Deduction zurück. Der positive Boden, von dem wir bei dem Gedanken an eine deutsche Entwicklung ausgehen müssen, ist die Fürstensouveränetät, die nicht blos der Rechtsboden, sondern die auch factisch im Volk am festesten gewachsen ist. Jeder gedeihliche, berechenbare Fortschritt ist nur durch einen Vertrag unter den Fürsten denkbar. Alle deutschen Fürsten haben nothwendig den Trieb, ihr bisheriges unklares Souveränetätsverhältniß zu ihrem Vortheil zu entwickeln oder wenig-

stens nichts davon einzubüßen. Bei Preußen ist dieser Trieb am stärksten; doch regt sich ebenso bei den Mittelstaaten das Verlangen, die Kleinstaaten unter ihre Obhut zu nehmen, wozu sich diese selbst nicht verstehen werden und was Preußen aus denselben Gründen nicht zugeben kann, welche die Mittelstaaten bestimmen, es zu verlangen. Von allen Seiten von gefährlichen Gegnern umringt, ist Deutschland demnach in Gefahr, daß die innere Zwietracht von seinen Gegnern ausgebeutet wird. Jedes Mittel, einer solchen Gefahr zu entgehen, der Gefahr eines Rheinbundes oder einer altenfritzischen Politik, müßte im eigenen wie im Interesse des Ganzen von den deutschen Regierungen eifrig ergriffen werden.

Preußen hat bisher theils im Bündniß mit Oestreich theils im Zollverein die Mittel gesucht, sich wenigstens einigermaßen für seine unerträgliche geographische Lage zu entschädigen. Das Bündniß mit Oestreich ist mehr als gelockert, der Zollverein ist in Gefahr, unter Mitwirkung Oestreichs gesprengt zu werden, am Bundestag hat man es durch eine constante Mehrheit vollkommen wehrlos gemacht. In dieser Lage kann es nicht bleiben, das werden die deutschen Regierungen ebenso gut einsehen, wie es das preußische Volk einsieht. Es bereitet jetzt eine neue Heeresorganisation vor, die den militärischen Geist des gesammten Volks bedeutend erhöhen und die bewegungsfähige, zum Angriff verwendbare Mannschaft bedeutend vermehren wird. Es steht zu den auswärtigen Mächten jetzt so, daß sowol Rußland als Frankreich als England im Collisionsfall ein Bündniß mit Preußen dem Bündniß mit Oestreich vorziehen würden, welches letztere die bedenklichsten Zeichen von innerm und äußerm Verfall offenbart.

Unter diesen Umständen bietet Preußen, angesichts des immer näher und näher heranziehenden Unwetters, Oestreich und den übrigen deutschen Staaten einen engern Bund. Es verlangt, daß im Fall eines Krieges die norddeutschen Bundescontingente mit Preußen, die süddeutschen mit Oestreich vereinigt werden sollen; es verlangt, daß dieses Gesetz zwar nur im Kriege angewandt, aber im Frieden bereits festgestellt werden soll. — Was bietet es dafür? — Ausgesprochen hat es sich, so viel wir wissen, darüber nicht, aber die natürlichen Folgen liegen auf der Hand. Durch diese Reform der Bundeskriegsverfassung, die, wie sich von selbst versteht, durch ein enges Bündniß mit Oestreich befestigt wird, erhält Deutschland eine unangreifbare Position; wird der Besitzstand Oestreichs gesichert; es werden die Souveränetätsrechte der einzelnen Fürsten nur so weit eingeschränkt, als sie überhaupt nicht auszuüben sind, und was die Hauptsache ist, es wird ihnen die Garantie dafür gegeben, daß Preußen seine Stellung als Großmacht nicht von seiner Stellung als Bundesmacht trennt, und daß es den nothwendig in ihm liegenden Trieb, sich zu erweitern, auf die militärische Hegemonie einschränkt.

Die Beuſtſche Note bemerkt vollkommen richtig, daß dieſer Antrag praktiſch nur dann einen Sinn hätte, wenn er von Oeſtreich unterſtützt würde; auch für dieſen Fall wird die Zuſtimmung der Mittelſtaaten noch in Frage geſtellt. Uns ſcheint im Gegentheil, daß die Mittelſtaaten alle Urſache haben, mit allem ihren Einfluß, den ſie beſitzen, Oeſtreich zur Zuſtimmung zu treiben. Die Gefahren von außen nehmen jeden Augenblick zu; die Bewegung im Innern ſtellt viel weitergehende Forderungen als Preußen; die preußiſche Regierung ſelbſt entwickelt zwar keine ſehr bedrohliche Energie, aber die Umſtände ſind von der Art, daß die Richtung im Allgemeinen feſtſteht, und daß dieſe einen Bruch mit dem alten Schaukelſyſtem unumgänglich macht. Die Regierung und die reactionäre Partei ſtehen ſo zu einander, daß die letztere nur noch einen unleugbar unpreußiſchen Schritt thun, ſich in flagranti ergreifen laſſen darf, um völlig beſeitigt zu werden. Gleichviel wer dann das Miniſterium des Auswärtigen führt, ob Hr. v. Schleinitz oder Hr. v. Bismark oder wer ſonſt, über die Tendenz nach Außen hin kann dann kein Zweifel ſein.

††

Die Zuſtände im Kirchenſtaat.

2.

Der Kirchenſtaat hat auf einer Oberfläche von 12,041 italieniſchen oder 784 geographiſchen Quadratmeilen eine Bevölkerung, welche nach der 1858 vorgenommenen Zählung 3,124,668 Seelen betrug. Derſelbe zerfällt in fünf Theile: Rom mit den Kreiſen Viterbo, Civita Vecchia und Orvieto, die Romagna mit den Bezirken Bologna, Ferrara, Forli und Ravenna, die Marken mit den Provinzen Ancona, Urbino, Peſaro, Macerata und Bretto, Fermo, Aſcoli und Camerino, ferner Umbrien mit den Diſtricten Perugia, Spoleto und Rieto, endlich die Campagna mit den Kreiſen oder Provinzen Velletri, Froſinone und Benevent. Die vier Kreiſe der Romagna, ſo wie die Bezirke Urbino und Peſaro werden von einem Cardinallegaten regiert und heißen deshalb Legationen, die übrigen Diſtricte verwalten Prälaten mit dem Titel von Delegaten, weshalb ſie als Delegationen bezeichnet werden. Der Papſt ertheilt nicht allen Cardinallegaten dieſelben Vollmachten. Die Regel iſt indeß, daß ſie die Polizei leiten, die bewaffnete Macht befehligen, den Vorſitz in der

Verwaltungsbehörde der Provinz führen, die der Gemeinden bevormunden, mit summarischer Gewalt zum Gefängniß verurtheilen und bis zu einem gewissen Maß von den Strafen entbinden. Die Delegaten haben weniger Spielraum für ihre Willkür, aber auch weniger Autorität.

In jeder Provinz ist dem Statthalter, gleichviel ob er Legat oder Delegat ist, eine Consulta von vier durch den Papst ernannten Laien beigegeben. Die Steuern für Provinzialzwecke werden von einem Provinzialrath vertheilt, die für Gemeindezwecke von den Municipalräthen. Letztere ergänzen sich selbst; aus drei von ihnen vorgeschlagenen Ortsbürgern wählt der Papst einen zu den städtischen Behörden. Ebenso bezeichnet der Municipalrath die Wähler, welche dem Papst für jede Stelle eines Provinzialrathes drei Personen zur Auswahl präsentiren. Auge und Hand des Statthalters ist der Governatore, ein Laie. Es gibt deren in den verschiedenen Districten des platten Landes, so wie in jeder größeren Stadt. Sie führen die Aufsicht über die Gemeinden, deren Räthe sich nur auf ihren Befehl versammeln und nur Gegenstände erörtern dürfen, welche von den Governatori zuvor gebilligt worden sind. Sie haben den Vorsitz in den Gemeinderäthen und Stimme in allen Commissionen und Deputationen der Municipien. Als Polizeidirectoren spioniren, verhaften und untersuchen sie; sie sind Criminalrichter bei Verbrechen, auf welche Strafen bis drei Jahre öffentlicher Arbeit gesetzt sind, bei Diebstahlssachen bis zu zehn Jahren Galeeren. Die Gewohnheit der Willkür bei Ausübung der Polizei und Verwaltung geht gern auch in die Handhabung der Gerechtigkeit über.

Die Ordnung der Gerichtshöfe ist so verwickelt, daß selbst Eingeborne gestehen, es sei schwer, sich in sie zu finden. Denn auch wo gewisse Reformen eintraten, bestand doch das Alte nicht blos dem Namen nach auf befremdende Weise fort, wie es sich z. B. in Rom noch jetzt fühlbar macht, daß früher der Papst Präsident aller Tribunale war. Die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt steht allerdings gesetzlich fest, aber der Legat oder Delegat kann in jedem Gerichtshof, welcher Criminalsachen behandelt, den Vorsitz einnehmen; daß ihm kein Votum zugetheilt ist, ändert wenig. Im Hauptorte jeder Provinz befindet sich ein Tribunalcollegium für Civil- und Criminalprocesse. Nur Civilsachen dürfen öffentlich verhandelt werden. Die Mehrzahl der Richter ist schlecht besoldet, etwas besser ist der mit den Stellen an den Appellhöfen von Rom, Macerata und Bologna verbundene Gehalt. Hier aber besteht in den verschiedenen Gerichten mindestens die Hälfte, oft die Gesammtheit der Richter aus Klerikern. Einer der sieben votirenden Prälaten, welche unter Vorsitz eines Cardinals das oberste Tribunal der Segnatura bilden, wurde der Fälschung eines Urtheilsspruchs überführt—seine Strafe bestand darin, daß man ihn mit vollem Gehalt pensionirte. Ebenso anrüchig ist das Appellationsgericht in Todesurtheilen della Sacra Consulta. Die Richter sind hier

Prälaten, welche entweder ihre ersten Schritte im Staatsdienst machen oder anderwärts sich unbrauchbar gezeigt haben oder in Ungnade gefallen sind. Ihnen sind auch alle politischen Vergehen zugewiesen, vorausgesetzt, daß sie nicht, wie seit Jahrzehnten mit geringen Unterbrechungen, den Ausnahmegerichten zufallen.

Es kommt vor, daß derselbe Gerichtshof für eine von ihm in erster Instanz abgeurtheilte Sache in einem andern Turnus die Appellationsinstanz bildet. Falls der Ausspruch der ersten und zweiten Instanz nicht gleichlautet, steht der Recurs an die Sacra Romana Rota offen. Unter den zwölf Uditoren, welche dieses Gericht bilden, müssen nach altem Herkommen vier Fremde sein. Die Uditoren sind Prälaten ohne Kenntniß der Rechtswissenschaft. Jeder hält sich einen Adjutante und zwei Segreti, welche für ihn die Acten studiren und ihm das Gutachten fertig übergeben; diese sind großentheils Anfänger auf dem Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit. Ueberdies entscheidet die Rota nicht nach geschriebenen Gesetzen, sondern nach Gewissen, nach Gutdünken und nach Vorgängen. Verhandlungen sind vor diesem Gerichte nicht erlaubt: die Parteien suchen jeden Uditore in seinem Hause auf, die gewinnende gibt dem Adjutante, welcher das Urtheil redigirt hat, ein verhältnißmäßiges Geschenk. Noch nach zehn blos gutachtlichen Entscheidungen dieses Hofes kann ein neuer Aufschub (audiatur) ertheilt werden, bis es endlich — die Sprache aller höhern Gerichte Roms ist die lateinische — expediatur heißt.

Alle Civil- und Criminalprocesse, welche Geistliche oder Kirchengut betreffen, werden von den Gerichten der Bischöfe entschieden, desgleichen alle wegen Gotteslästerung, fleischlicher Vergehen u. dgl., wodurch Kleriker mit der Untersuchung der wüstesten Skandale beauftragt sind. Processe des Staatsschatzes mit Privatleuten kommen vor eine aus päpstlichen Hofprälaten bestehende Congregation, welcher der Prälat Schatzmeister, das heißt — der Minister des Staatsschatzes selbst, präsidirt. Das Tribunal der heiligen Inquisition, gewöhnlicher Santo Uffizio genannt, ist nicht mehr das grausame Ketzergericht von ehedem. Seine Plackereien betreffen nur selten andere als Juden. Diese sind mancherlei Hudeleien unterworfen: sie dürfen ohne einen vom Pater Inquisitor unterschriebenen Paß sich nicht von der Stelle rühren, sind in Rom in das Ghetto eingepfercht und werden von dem Gesinde der Prälaten bei jeder Gelegenheit nach Kräften geprellt. Wer sich erinnert, wie sehr der Jude an seiner Heimat hängt, wie schwer er durch Bedrückungen zu verdrängen ist, wird wissen, was es zu bedeuten hat, wenn die israelitischen Bewohner der ewigen Stadt unter der Herrschaft des jetzigen Papstes von 12,700 Köpfen auf etwa 9000 zusammengeschmolzen sind.

Seiner Bodenformation nach zerfällt der Kirchenstaat in zwei große Theile, einen nordöstlichen und einen südwestlichen, welche, durch den Apennin von

einander getrennt, an Flächenraum beinahe gleich, sonst aber vielfach verschieden sind. Beide sind sehr fruchtbar. Mehr als ein Viertel des Bodens könnte mit Getreide bestellt werden. Der Weizen gibt auf den guten Feldern das fünfzehnte, auf schlechten immer noch das neunte Korn. Die unbebauten Felder verwandeln sich ohne Zuthun des Menschen in schöne Weiden. Der Hanf der Romagna ist vortrefflich. Rebe und Maulbeerbaum gedeihen überall, wo man sie anpflanzt. In den Bergen wachsen die besten Oliven Europas. In der Südwesthälfte findet sich die Orange und selbst die Palme. Allenthalben, besonders aber auf der nach dem Mittelmeer sich abdachenden Seite trifft man große Rinder- und Schafheerden, von denen die letztern eine ausgezeichnete Wolle liefern. An beiden Küsten besitzt der Kirchenstaat Häfen. An Flüssen, welche zur Bewässerung und zu Fabrikanlagen dienen könnten, mangelt es nirgends, indeß hat nur der südwestliche Theil einen größern Strom in der Tiber. Eisen und Kohlen fehlen zwar, doch hat man andere Schätze des Mineralreichs, namentlich Massen von Schwefel. Der Quarz von Civita Vecchia enthält eine treffliche Porzellanerde, der römische Marmor ist berühmt, der Alaun von Tolfa der beste der Welt.

Die Vertheilung der Menschen über den Boden ist ungleich. Eine eigne Erscheinung ist, daß sie um so dichter wird, je weiter man sich von der Hauptstadt, dem Centrum des väterlichen Regiments der Priester, entfernt. Von den drei Millionen Einwohnern lebt etwa eine von Ackerbau und Viehzucht, mit dem Handel erwerben sich gegen 80,000 ihren Unterhalt, mit dem Bettelsack mindestens doppelt so viele. Der große Pöbel im eigentlichen Patrimonium Petri, den verwilderten Provinzen um Rom, ist gewöhnt, sich von den geistlichen und weltlichen Signori der heiligen Stadt ernährt zu sehen. Wahre Riesen aus diesen Gegenden leben lediglich von Almosen. Die Landeigenthümer machen ungefähr den funfzehnten Theil der Nation aus. Auch sie nehmen mit der Entfernung vom Mittelpunkt der Regierung an Zahl zu; während in der Provinz Rom auf 90 Einwohner ein Grundbesitzer gerechnet wird, kommt im picentinischen Binnenland (Macerata) einer auf 6 Einwohner. Die Grundstücke des Kirchenstaates haben einen Capitalwerth von etwa 2600, der Werth der Landgüter, welche der Kirche gehören, beläuft sich auf 500 Millionen Lire. Der Grund und Boden in der Umgebung der Hauptstadt, der sogenannte Agro Romano, ist zu sechs Zehntheilen im Besitz des Clerus. Wenn diese ungeheuern Güter der Geistlichkeit steuerfrei sind, so ist das nicht der größte der Nachtheile für das Land, die sich an sie knüpfen.

Um dies zu erläutern, thun wir einen Blick auf den Betrieb der Landwirthschaft in den beiden Theilen des Kirchenstaates. In der nordöstlichen oder adriatischen Hälfte leben die meisten kleinen Grundbesitzer, und die großen haben die Gewohnheit, ihr Land in viele Parzellen zu trennen und diese einzeln zu

verpachten. Dieſes Syſtem hat einige Nachtheile, aber das Land iſt in Folge deſſen weit beſſer bebaut, als jenſeits des Apennin, wo man faſt nur Verpachtungen im Großen kennt. Der Pächter im Nordoſten ſtellt ſeine und ſeiner Familie Arbeit, zahlt die indirecten Abgaben und theilt die Ernte mit dem Verpächter, der die Gebäude unterhält, das todte und lebende Inventar liefert und die Grundſteuern entrichtet. Auf der Mittelmeerſeite, im Südweſten liegen beinahe nur große Güter, von denen viele der Geiſtlichkeit gehören. Dieſe ſo wie die Beſitzungen des Adels werden in Flächen von Geviertmeilen an ſogenannte Landkäufer verpachtet. Auf den adeligen Gütern herrſcht der Getreidebau vor, auf den geiſtlichen bei weitem die Viehwirthſchaft. Der Clerus hat ſich eine eigenthümliche landwirthſchaftliche Theorie gebildet, nach welcher er unwandelbar ſeit Jahrhunderten verfährt. Indem er befürchtet, den Boden ausgeſogen zu ſehen, ſchreibt er ſeinen Pächtern vor, das beſte Land als Weide zu benutzen, und verbietet ihnen jede Vermehrung der Fruchtbarkeit auf künſtlichem Wege, z. B. durch Berieſelung. Damit gegen dieſes Verbot nicht geſündigt werde, ſchließt man keinen Pachtcontract auf länger als drei Jahre ab. Das Vieh muß im Freien überwintern und leidet dadurch trotz des milden Klimas ſo ſehr, daß in einem der letzten Winter durchſchnittlich 25, in einem andern 17 Procent zu Grunde gingen. Von einer andern Wirkung dieſes thörichten Syſtems haben auch die Städte zu leiden. Der nie gedüngte und ſchlecht beſtellte Boden wird ungeſund, eine Erfahrung, die man in Italien überall macht, wo die Landwirthſchaft nachläſſig betrieben wird. Die meiſten der weiten Ebenen, die ſich, von Bäumen entblößt und nur ſpärlich bebaut, vom Apennin nach den Mittelmeerküſten hinabziehen, hauchen die giftige aria cattiva aus, und die, welche von der Fäulniß noch nicht ergriffen ſind, müſſen allmälig demſelben Schickſal verfallen. Die Regierung weiß das ſehr wohl. Unter Pius dem Sechſten befahl ſie, da die Verſchlechterung der Luft in Rom ſich fühlbar machte, vom Agro Romano jährlich 23,000 Rubbia, deren eine ungefähr ſieben preußiſchen Morgen gleichkommt, in Cultur zu nehmen. Pius der Siebente verfügte, daß zuerſt alles Land bis auf eine Miglie von Rom bebaut und die Raine mit Bäumen bepflanzt würde. Die Bäume ſollten die Luft reinigen, den bebauten Umkreis dachte man ſpäter zu erweitern. Aber die heilſame Maßregel gerieth, wie alle ähnlichen, bald ins Stocken, und unter dem jetzigen Papſt werden jährlich kaum 5000 Rubbia unter den Pflug genommen, die Bäume längs den Ackerſtücken ſind verſchwunden und ganze Wälder an Speculanten verkauft worden.

Wie das Land und ſeine Vertheilung, ſo iſt auch der Charakter der Bevölkerung in den beiden großen Hälften verſchieden. Die nordöſtliche mit ihren vielen kleinen Flüſſen hätte Neigung und Mittel zur Induſtrie, ſie iſt überhaupt aufgeweckter, rühriger und fleißiger als die ſüdweſtliche, die den verderb-

lichen Einfluß der Hauptstadt länger und unmittelbarer erfahren hat. Während Rom mit einer Bevölkerung von 180,000 Seelen durch seine begünstigte Industrie nicht mehr als 6000 Personen beschäftigt, zählt Bologna unter seinen 80,000 Einwohnern allein 12,000 Schleiermacher, und während die Mittelmeerküste bei 175 italienischen Meilen Länge nur 169 Handelsschiffe besitzt, hat die adriatische bei einer Ausdehnung von 198 Meilen deren 1065, obwol Civita Vecchia ebenso wie Ancona Freihafen und auch alle andern Verhältnisse gleich günstig sind.

„In Umbrien, der Heimat der Tyrannen und der Heiligen, mit seiner durch den Muth ihrer Männer und die Schönheit ihrer Frauen berühmten Hauptstadt Perugia, so wie in der binnenländischen Provinz Macerata stehen sich Hohe und Niedrige im Ueberfluß einiger Lebensbedürfnisse und im Mangel der Genüsse der Civilisation sehr nahe. Die Romagnolen sind ein an geistiger und körperlicher Kraft reicher Menschenschlag, in der Ehe getreu, tapfern Sinnes, nach dem Urtheil östreichischer Generale ein vortreffliches Material zu Soldaten. Wenn sie bis jetzt in letzterer Hinsicht nichts leisteten, so erklärt sich das leicht. Bis auf das letzte Jahr ergänzte sich das päpstliche Militär aus losem Gesindel, das der Werbetrommel folgte, weil es nichts Besseres zu thun wußte, und einem jungen Mann von Ehrgefühl muß es schwer ankommen, sich von Priestern inspiciren zu lassen; denn auch der Kriegsminister in Rom ist ein Kleriker. Die Romagna ist unzweifelhaft das werthvollste Stück des Erbtheils Sanct Peters. Der Sinn für das italienische Vaterland und der Municipalgeist sind kräftig, trotzig trat schon seit Jahren Bologna der Willkür der Regierung entgegen. Es besitzt einen Adel, der sich in den Wissenschaften hervorthut. Wenn Kraftbewußtsein und die gebirgige Grenze viele aus dem niedern Volke verlockte, aus Raub und Schmuggel einen Beruf zu machen und der Charakter des großen Haufens gewaltthätiger ist, als man wünschen muß, so liegt die Schuld in der Hauptsache an der verzweifelt unnatürlichen Stellung der Romagna und an dem Priesterregiment, welches jenes Kraftbewußtsein in keine bessern Bahnen zu lenken wußte. Will man die Romagnolen nicht ungerecht beurtheilen, so muß man sich erinnern, wie man sie seit Jahrhunderten von oben herab behandelt hat. Ganz dasselbe gilt von den Bewohnern der südwestlichen Striche des Kirchenstaates, wo sich jetzt nicht einmal das Material zu guten Bürgern häufig findet. Die niedere Classe ist hier unwissend, träg und ausschweifend. Man hätschelt sie, indem man ihr bei Gesetzübertretungen durch die Finger sieht, und sie mit Almosen füttert. Der Dank dafür war in den letzten Jahren, daß sie die Reihen der Mazziniſten verstärkte. Die Mittelclasse wird systematisch niedergedrückt. Mag sie sich in der Kanzlei versuchen, den Degen umgürten, sich an kaufmännische Unternehmungen wagen, überall tritt ihr der Instinct der

Priesterschaft entgegen, der in ihr seinen Hauptfeind wittert. In Rom leben einige gelehrte Aerzte, einige tüchtige Advocaten, einige Künstler. Den Reichthum des Mittelstandes vertreten etliche Landkäufer und Intendanten, die auf Kosten des Adels wohlhabend geworden sind. Wird ein Gewerbtreibender reich, so sucht er in der Regel sofort durch Ankauf eines adeligen Gutes oder vermittelst eines Adelsbriefs in den Adel zu kommen. Beispiele sind die Torlonia, deren Stammbaum in einem Wechslertisch wurzelt, die Ferrazuoli, die als Tabakshändler reich wurden, die Macchi, deren Großvater ein Müller war, die Calabrini, die als Pächter sich emporhalfen. Andere Adelshäuser verdanken dem Nepotismus der Päpste ihre Erhebung, wieder andere, z. B. die Orsini und die Colonna, waren schon im Mittelalter mächtige Familien, noch andere leiten ihren Ursprung gar bis auf altrömische Helden zurück, so die Massimo auf Fabius Maximus Cunctator, die Muti auf Mucius Scävola. Der ältere Adel ist trotz seiner Majorate und Fideicommisse großentheils verarmt. Zu träge, um seine Güter selbst zu verwalten, zu prunkliebend, um sich nach der ihm gebliebenen Decke zu strecken, ist er zu mehr als der Hälfte seiner Mitglieder eine entschiedene Karrikatur auf die Titel, die er trägt. Fürsten und Grafen leben vom Vermiethen der prächtigen Paläste, die ihr einziges und untheilbares Erbtheil sind, aber derselbe Herr, der vielleicht den ärmlichsten Tisch führt, muß ein Schloß in der Stadt und eins auf dem Lande, einen Garten mit Bildsäulen, eine Gemäldegallerie, Karossen, Luxuspferde und Lakaien haben.

So arm ein großer Bruchtheil der Aristokratie im Kirchenstaat ist, so einflußlos ist der ganze Stand als solcher. Die Ergebenheitsadresse, die vor Kurzem von einer Anzahl hoher Adeliger an Pius den Neunten gerichtet wurde, hat nicht entfernt die Bedeutung, die eine ähnliche Kundgebung in einem andern Staat haben würde. Die einzige Classe, welche Macht und Einfluß besitzt, ist die Priesterschaft. Kleriker sind die sämmtlichen Minister, die sämmtlichen Mitglieder der apostolischen Kammer, fast alle Statthalter in den Provinzen, alle Diplomaten Roms. Unter jedem Urtheil der Gerichte, unter jedem Erlaß der Verwaltungsbehörden liest man die Unterschrift eines geistlichen Herrn. Der Papst, nach ihm sein Cardinalsekretär, dann die übrigen Cardinäle, zuletzt die Prälaten, verfügen zu Gunsten von Klerikern über alle höhern Stellen, mit denen einiger Einfluß, und über die meisten niedern, mit denen guter Gehalt verknüpft ist. Was übrig bleibt, fällt den Laien zu, wie die Brosamen vom Tisch des reichen Mannes im Evangelium. Ausnahmen von der Regel werden entweder als Gnadenausflüsse oder als ungern gegebene Zugeständnisse zur Beschwichtigung der Unzufriedenen betrachtet.

Vertheidiger des Papstthums haben das Uebertreibung genannt; Graf Rayneval in seiner bekannten Denkschrift hat nicht weniger als 14,576 welt-

liche Beamte im Kirchenstaat herausgerechnet. Wir wollen von der ganzen Haltung jener Denkschrift absehen und nicht, wie selbst der langathmige Kämpe des Conservatismus in der „Leipziger Zeitung“ thut*), daran erinnern, daß auf deren Färbung „eine gewisse persönliche Güte, die Dankbarkeit für wohlwollende Aufnahme und der mächtige Eindruck des Hauptsitzes der alten Römermacht und der modernen katholischen Hierarchie“ Einfluß gehabt hat. Es genügt, zu bemerken, daß der Graf alle Copisten, Kanzleidiener, Gerichtsboten, Briefträger, Flurschützen und Nachtwächter mitzählte, und daß er die Prälaten nicht als Kleriker gelten ließ. Auf jenem Wege gelangte er zu imponirenden Zahlen, auf diesem zur Begründung der Behauptung, daß man selbst die höchsten Stellen mit Laien besetze, das Verlangen nach einem Laienregiment also ein müßiges sei. Konnte er doch auf den Kardinal Antonelli, den Premierminister, hinweisen, der nie die letzten Weihen erhalten, nie Messe gelesen hat. Mit dem Titel Prälat wurden ursprünglich diejenigen Beamten der katholischen Kirche bezeichnet, welche eine Jurisdiction im eignen Namen auszuüben hatten. Dann verstand man darunter in Deutschland überhaupt jeden höheren Geistlichen. In Rom ist der Prälat ein Kleriker, der zwar die Tonsur, aber nicht alle Weihen erhalten und das Gelübde der Ehelosigkeit nicht abgelegt hat. Er darf sich verheirathen, aber mit dem Jawort am Traualtar verliert er seine Stellung und seine Aussichten; er trägt geistliche Tracht, hat die Bildung, die Weltanschauung, das Gewissen, die Zwecke eines Geistlichen. Er kann zwar das Wunder der Verwandlung einer Oblate in den Leib Christi nicht vollziehen, er ist nicht Priester, aber ganz unzweifelhaft Kleriker.

Edmond Abouts „Question Romaine“ ist eine Schmähschrift genannt worden, und wir gestehen zu, daß der Ton derselben frivol und Manches wol als ausnahmslose Regel hingestellt ist, weil Ausnahmen den Stil gestört haben würden. Daß aber die Schrift über die Folgen der Priesterherrschaft in der Hauptsache die Wahrheit sagt, werden einige Sätze aus derselben zeigen, die wir sofern sie nicht schon durch das Vorstehende bestätigt sind, mit Belegen aus verläßlicher Quelle begleiten. About läßt einen Römer sich über die Zustände im Kirchenstaat in folgender Weise äußern:

„Dieselbe Kaste verwaltet die Sakramente und die Provinzen, confirmirt die Knaben und die Entscheidungen der niedern Gerichte, füllt die Pfarrerstellen und die Gefängnisse, theilt die letzte Oelung und Majorsepauletten aus. Diese Vermischung des Weltlichen mit dem Geistlichen bringt an alle hohen Posten eine Menge von Leuten, die in den Augen Gottes wahrscheinlich vortrefflich, in den Augen der Menschen aber unausstehlich sind. Viele dieser

*) Seltsam, wenn auch erklärlich, ist es, daß ein officiöses Blatt in einem fast ausschließlich protestantischen Lande es für passend halten konnte, die Vertheidigung des Papstes in solchem Tone und bis zu diesem Grade zu übernehmen.

Beamten sind Fremde im Lande, alle Fremde im Geschäftsleben und im Leben der Familie, dieser Grundlage der Gesellschaft. Sie besitzen keine Spezialkenntnisse, es wäre denn in himmlischen Angelegenheiten, sie haben keine Kinder, weshalb ihnen die Zukunft des Volkes gleichgiltig ist, sie sind unverheirathet, so daß sie die Ruhe der Familien bedrohen, sie nehmen keine Belehrung an, weil sie Theil zu haben glauben an der päpstlichen Unfehlbarkeit. Diese Diener eines liebreichen und zugleich eifrigen Gottes wenden sowol die Milde als die Strenge am unrechten Orte an. Von Nachsicht gegen die Gleichgiltigen, gegen ihre Parteigenossen und gegen sich selbst erfüllt, verfolgen sie mit der äußersten Rücksichtslosigkeit alle, welche so unglücklich sind, die Regierung zu beleidigen. Sie verzeihen eher einem Schurken, der einen Menschen ermordet, als einem Unbedachtsamen, der einen Mißbrauch getadelt hat."

Wir bemerken hierzu, daß die Räuberbanden unter Pius dem Neunten ihr Handwerk fast in demselben großen Stil betreiben durften, wie unter dem siebenten Pius, dessen Regierung sich herbeiließ, sie auf dem Wege eines Vertrags, der den Häuptlingen Pensionen versprach, zur Niederlegung der Waffen zu vermögen; daß es lange Zeit nur da Sicherheit vor ihnen gab, wo fremde Truppen, Oestreicher und Franzosen, die Straßen rein hielten; daß in den letzten Jahren Städte von ihnen gebrandschatzt wurden; daß sie mitten in Bologna einen Postwagen beraubten und hart vor den Thoren von Rimini ein Landhaus angriffen. Freunde des Papstes behaupten, es sei bei der Natur des Landes und dem verwilderten Charakter der Bevölkerung unmöglich, diesem Unwesen zu steuern. Wir entgegnen, daß die Verwilderung des Volkes von der päpstlichen Regierung verschuldet ist, daß die französische Verwaltung im ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts rasch mit dem Gesindel fertig wurde, daß die Regierung Griechenlands, welche größere Schwierigkeiten vor sich und geringere Mittel zu Verfügung hatte, in wenigen Monaten mit der Säuberung des Landes zu Stande kam, als sie dieselbe energisch wollte. Der Regierung des Kirchenstaates mangelt diese Energie. Sie entwickelt Geschick und Kraft nur gegen politische Verbrecher. Als das „rothe Triumvirat" noch nicht achtzehn Monate gearbeitet hatte, lagen zwischen acht und neuntausend politische Gefangne in den Kerkern, waren Hunderte derselben erschossen, darunter Burschen, die noch keinen Bart hatten und deren einziges Vergehen in dem Besitz einer Waffe bestanden hatte; waren selbst gemäßigte Männer, wie Mamiani, der zur französischen Intervention gerathen; und Farini, der sich entschieden gegen die Republik erklärt, in der Verbannung, waren Tausende zu polizeilicher Aufsicht — precetto publico — verurtheilt, unter welcher sie ihre Landschaft nicht verlassen, die Nacht über die Straße nicht betreten durften, sich jede zweite Woche der Polizei vorstellen und jeden Monat einmal beichten mußten — bei Strafe von drei Jahren öffentlicher Arbeit. Da die Polizei allen ihren Eifer auf

Entdeckung und Bestrafung von Mißvergnügten ausgiebt, so bleibt ihr für Diebe und Mörder wenig davon übrig. Hat sie einen solchen einmal ins Enge getrieben, so ist es in der Regel nicht schwer für ihn, sich dem Arm der Gerechtigkeit durch eine Geldspende zu entziehen, und wäre dies unmöglich, so bieten sich ihm Kirchen, Kapellen, Klöster, ja alle der Kirche gehörende Grundstücke, deren Asylrecht der Papst bis heute aufrecht erhalten hat, als bequeme Zufluchtsstätten dar. Zum Tode Verurtheilte werden bisweilen vergessen; denn die Kirche ist nicht blutdürstig, wenn es einen bloßen Räuber zu strafen gilt. Welche Wirkung diese Milde hat, mag ein Blatt aus der Criminalstatistik darthun. In Frankreich belief sich in einem der letzten zehn Jahre die Zahl der wegen Verbrechen gegen die Person vollzognen Strafen auf 1921, im Kirchenstaat auf 1344 — jenes hat 36, dieser nicht vielmehr als 3 Millionen Einwohner. Die römische Regierung findet die Räuberwirthschaft natürlich unbequem, aber sie kann ihre Boten und Posten durch Gendarmenbegleitung schützen, und wer von den Privatleuten sich fürchtet, mag desgleichen thun oder sich mit den Dieben durch ein Jahrgeld auf guten Fuß stellen.

Der Römer Abouts fährt fort: „Der Papst und die mit ihm regierenden Priester haben das Rechnungswesen nicht studirt und verwalten daher die Finanzen übel. Vor zweihundert Jahren ließ man ein unverständiges oder unehrliches Verfahren mit den Staatsgeldern hingehen, denn damals wurden die Ausgaben für den Cultus und die päpstliche Hofhaltung von 139 Millionen Katholiken beschafft; jetzt aber, wo die 3 Millionen des Kirchenstaates alles tragen sollen, ist eine gute Finanzverwaltung dringendes Bedürfniß."

Wenn irgend etwas an den Behauptungen des Berichterstatters Abouts starke Uebertreibung sein sollte, hierin sagt er die volle Wahrheit. Die Staatsschuld Roms soll 80 Millionen Scudi, also fast 104 Mill. Thaler, betragen, und sie vergrößert sich beinahe jedes Jahr, sei es durch öffentliche Anleihen, sei es durch heimliche Ausgabe neuer Staatspapiere. Die Ausgaben repräsentiren eine Abgabenlast von 70 Mill. Livre oder Franken; die Unterthanen haben aber ein Drittel mehr zu steuern, da die Erhebungskosten, auf die man in England nur 8, in Frankreich 14 Procent rechnet, im Kirchenstaat, wo man Günstlinge damit belohnt, daß man sie zu Steuerpächtern macht, 31 Procent betragen. Dazu kommen noch sehr beträchtliche Provinzial- und Gemeindesteuern, und alle diese Abgaben werden um so drückender, als ihre Vertheilung keine gerechte ist, die Kirchen- und Klostergüter nichts, die großen weltlichen wenig, die kleinen verhältnißmäßig viel zu zahlen haben. Von 1851 bis jetzt gab die Regierung in aller Stille Scheine der innern fünfprocentigen Schuld im Betrag von 33 Mill. Lire aus und contrahirte außerdem verschiedene Anleihen, unter andern im Jahre 1857 eine mit Rothschild, welche 17 Mill., jetzt eine

in Paris, welche 50 Mill. Lire betrug. Jedes Budget versprach einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben, und stets wurde beträchtlich mehr verausgabt als eingenommen. Noch im Jahre 1858 belief sich das Deficit auf 12 Millionen Lire. Dem Lande kommt von den Steuern, die sich unter Pius dem Neunten in einigen Districten fast verdoppelt haben, wenig zu Gute. 25 Millionen verschlingen die Intressen der öffentlichen Schuld, 10 braucht das Heer, 2 die Justiz, wovon die Hälfte in der Hauptstadt bleibt, deren Gerichte besonders kostspielig, weil größtentheils mit Prälaten besetzt, sind. Anderthalb Millionen erfordert die Erhaltung der milden, d. h. im Wesentlichen zur Ermunterung des Bettels eingerichteten Anstalten. Der öffentliche Unterricht ist mit 400,000 Lire bedacht, eine Summe, die etwa dem gleichkommen wird, was ein norddeutscher Kleinstaat vom zwanzigsten Theil der Größe des Erbtheils des heiligen Petrus für seine Schulen verwendet.

Unser Römer äußert ferner: „Wir beklagen uns nicht darüber, daß wir Abgaben entrichten müssen; denn die gibt es allenthalben. Allerdings aber möchten wir unser Geld auf unsre Angelegenheiten verwendet sehen. Die Basiliken, die Kirchen und Klöster, welche man auf unsere Kosten baut und unterhält, freuen uns als Katholiken und betrüben uns als Bürger; denn diese Bauwerke sind ja nur eine höchst unvollständige Entschädigung für die Eisenbahnen, die Landstraßen, die regulirten Flüsse, die Dämme gegen Ueberschwemmungen, welche uns mangeln. Glaube, Liebe, Hoffnung muntert man mehr auf als Landwirthschaft, Handel und Gewerbe."

Auch hierin ist nichts übertrieben. Wenn es sich auch begreift, daß in einem Kirchenstaat Manches sein muß wie geschildert, so gibt es doch unzählige Dinge, die selbst in einem Kirchenstaat unvergleichlich besser sein könnten. Die sonst von der Reaction geübte Politik, das Mißvergnügen über die Vertagung freisinniger Wünsche durch Begünstigung der materiellen Interessen zu beschwichtigen, wird von der päpstlichen Regierung nicht beliebt. Man fürchtet den Fortschritt selbst auf diesem Gebiet, und wo dies nicht der Fall ist, hat man mindestens keinen Sinn, kein ernstliches Intresse für ihn. Als der jetzige Papst den Thron bestieg, stellten die Römer aus seinem weltlichen Namen ein Anagramm zusammen, welches dem Lande Eisenbahnen verhieß. Es hat sich so wenig erfüllt, daß, abgesehen von der durch die Franzosen zu Militärzwecken erbauten Bahn zwischen Rom und Civita Vecchia, der Kirchenstaat nur den fünf Stunden langen Schienenweg zwischen Rom und Frascati besitzt. Der Zustand der Landstraßen ist so kläglich, daß Briefe aus Wien Bologna um volle vierundzwanzig Stunden eher erreichen als Briefe aus Rom. Die zunächst um die Hauptstadt gelegenen Ortschaften sind zwar mit dieser, nicht aber untereinander durch fahrbare Straßen verbunden. Will man zu Wagen nach einem seitwärts liegenden Orte gehen, so muß man den Umweg über Rom nehmen.

Für eine Regulirung der Tiber, für Dämme gegen die Ueberschwemmungen des Po und des Reno hat die Regierung kein Geld. Die vier letzten Päpste haben, den Durchbruch des Anio bei Tivoli ausgenommen, der diese Stadt vor den gefährlichen Hochwassern des Flusses schützt, nicht Einen rein nützlichen Bau ausgeführt, wohl aber sind unter ihrer Regierung 40 Millionen Lire auf Almosen verwendet worden. Hat die Kurie überhaupt gewisse Grundsätze in Betreff von Handel und Gewerbe, so sind dieselben entweder von der tiefsten Unwissenheit in volkswirthschaftlichen Dingen oder von der Absicht dictirt, diese beiden Quellen des Wohlstandes nur spärlich fließen zu lassen, indem man glauben mag, ein armes Volk leichter beherrschen zu können als ein reiches. Man legt auf Waaren, die zum Austausch gegen Fabrikate des Auslandes dienen, Ausgangszölle; die Institute, die den Handel fördern sollen, läßt man von diesem nicht benutzen. Die römische Bank hat ein Kapital von 10 Mill. Lire, aber wenn ein Kaufmann einen Wechsel discontiren lassen will, ist kein Geld vorhanden. Es gibt in Rom eine Börse, aber sie ist wöchentlich nur einmal offen. Die Gründung von Vereinen zu industriellen Zwecken, zur Hebung der Landwirthschaft wird von der Polizei nicht gestattet. Eine große Industrie läßt man nicht aufkommen, und die kleine beeinträchtigt man durch Monopole. Der Verkauf von Tabak, Salz, Zucker und Glas, die Verfertigung von Stearinkerzen ist Günstlingen des Hofes vorbehalten; die Körbe der Höker, welche auf dem Navonaplatz in Rom feilhalten, dürfen nur von einem einzigen Korbmacher gekauft werden. Die Krämer von Tivoli, die Fleischer von Frascati, die kleinen Kaufleute im Weichbild der Hauptstadt sind sämmtlich Privilegirte. Wo irgend ein neues Gewerbe aufkommt, welches sich gut zu lohnen verspricht, meldet sich sofort der Klient eines Prälaten, um es für sich monopolisiren zu lassen. Hat Pius der Neunte für seine Person dem Nepotismus entsagt, so blüht diese alte Giftpflanze im Kreise seiner Cardinäle und Prälaten so üppig wie je zuvor. Ein erbauliches Beispiel ist der Cardinalsecretär Antonelli, der sich nicht nur selbst ein kolossales Vermögen erworben, sondern auch seine vier Brüder, indem er sie an Stellen setzte, wo viel Geld zu verdienen war, zu reichen Leuten gemacht hat. Alle vier sind in den Grafenstand erhoben worden. Der eine ist Direktor der Bank und des Leihhauses, ein zweiter verwaltet mit dem Titel eines Conservators die nie controllirte Stadtkasse Roms, der dritte ist Großhändler mit Lebensmitteln, und zu seinen Gunsten werden, je nachdem seine Lagerhäuser leer oder gefüllt sind, die unbegreiflichsten Ausfuhrverbote erlassen, die auffallendsten Zollerleichterungen verkündigt.

Die Pflege der Künste und einiger Disciplinen der Wissenschaft ist, wenn wir uns von den materiellen Interessen zu den geistigen wenden, die beste Seite der päpstlichen Staatsverwaltung. Man vermehrt die Büchersammlungen,

veranlaßt Ausgrabungen, stellt Bildsäulen, Urnen und Sarkophage auf, thut mancherlei Verdienstliches für Philologie und Alterthumskunde. Die übrigen Fächer werden um so stiefmütterlicher behandelt. Die Universitäten und Schulen stehen ganz unter der Hand von Bischöfen und geistlichen Congregationen, von denen jeder Lehrer geprüft und bestätigt werden muß. Der höhere Unterricht ist meist von Jesuiten geleitet, welche die Jugend mit lateinischer Grammatik und später mit Scholastik bearbeiten. Medicin und Rechtskunde stehen seit der Revolution, wo die ausgezeichnetsten Professoren als Liberale das Land meiden mußten, auf der Stufe der Mittelmäßigkeit. Die Früchte der Akademien schmecken mit Ausnahme derer, welche die musikalischen liefern, durchgehends nach dem Treibhaus. Einen jungen Künstler oder Gelehrten von bedeutendem Ruf erzogen zu haben, kann sich die Regierung Pius des Neunten so wenig rühmen wie die seines Vorgängers auf dem heiligen Stuhl. Die Hauptsorgen des Papstes auf dem Gebiet des Unterrichts sind den Anstalten gewidmet, welche junge Leute aus fremden Ländern zu Priestern vorbereiten. Jeder dieser künftigen Apostel des Katholicismus steht zu dem heiligen Vater in persönlicher Beziehung, dieser wählt seine Lehrer, seine Bücher, hört seine Predigten, liest seine Schriften und gibt ihm beim Abschied Worte der Ermahnung und seinen Segen mit. Alles andere muß vor diesen Pflanzschulen des Einflusses Roms im Auslande und ähnlichen vorzugsweise auf die Heranbildung von Geistlichen berechneten Instituten zurückstehen. Mit der Volkserziehung ist es noch ganz so kläglich bestellt, wie vor hundert Jahren. Die Elementarschulen, auf dem Lande selten, so daß Hunderttausende weder lesen noch schreiben können, lehren nicht einmal die einfachsten Gegenstände des Unterrichts vollständig. Die Mittelschulen sind so übel beschaffen, daß jeder, der seinen Kindern einige höhere Bildung zu geben wünscht, sie ins Ausland, nach Toscana, Sardinien oder der Lombardei zu schicken genöthigt ist. Die Gelehrtenschulen, deren es eine erste und eine zweite Classe gibt, sind vorwiegend zur Erziehung von Theologen bestimmt.

Wie elend es um das päpstliche Militär steht, ist so bekannt, daß der Name Schlüsselsoldat in Italien fast gleichbedeutend mit Hasenfuß und Meuterer ist. Die Kurie ist zu schwach, als daß sie an die Einführung der allenthalben verhaßten Conscription denken könnte. Da der Kriegerstand unter der Priesterregierung immer mit Geringschätzung behandelt wurde, fehlen die zusammenhaltenden Elemente der Offiziersehre; da bei jener Laune und Willkür mehr walten als das Gesetz, mangelt allenthalben der Gehorsam. Ein östreichischer Offizier, der eine Zeit lang in päpstlichen Diensten stand und dann an der türkischen Grenze in Garnison lag, vergleicht die römischen Offiziere mit denen des Sultans und findet eine auffallende Aehnlichkeit. Die Soldaten werden unter der Hefe der Bevölkerung angeworben, übel behandelt, und wenn sie

durch Wunden oder Strapazen untüchtig geworden sind, ohne Unterstützung verabschiedet. Sie haben weder Anhänglichkeit an ihre Fahne, noch Respect vor ihren Vorgesetzten, noch eine stramme militärische Haltung. Sie sind rottenweise in das Lager der Revolution desertirt, nur die Schweizerregimenter zeigten sich meist treu und tapfer. Ob die übrigen Truppen durch die neuen Elemente, die in den letzten Monaten aus Oestreich kamen, wesentlich gewonnen haben, ist zweifelhaft. Wenn diese Rekruten nicht Abtheilungen für sich bilden, so ist weit eher anzunehmen, daß sie allmälig die Natur der Schlüsselsoldaten annehmen, als daß sie diese umwandeln werden.

Die Franzosen haben sich mehre Jahre hindurch alle erdenkliche Mühe gegeben, dem Papst ein brauchbares Heer zu schaffen. General Goyon leitete die Uebungen der Bataillone und Regimenter selbst und verwendete auf die Besserung ihrer Disciplin und ihrer Ausrüstung ungemein viel Zeit; aber der Erfolg entsprach dem aufgewandten Eifer nicht, und wenn morgen die Franzosen sich einschifften, so würde übermorgen die Fahne der Revolution auf dem Vatikan wehen. Die Schweizer könnten für den heiligen Vater sterben, schützen könnten sie ihn nicht. Die andern Fremden, die im Ganzen schwerlich mehr als 1500 bis 2000 Köpfe zählen, würden vielleicht nicht weniger, aber gewiß auch nicht mehr zu thun vermögen. Die eingeborne Armee — die Karabiniers, die gegen 3000 Mann stark sind, etwa ausgenommen — würde sicher auf die erste Kunde vom Einrücken der Romagnolen auseinanderlaufen.

Wie stark die päpstliche Kriegsmacht jetzt ist, läßt sich nicht wohl angeben. Vor dem Ausbruch des Krieges in Oberitalien bestand sie aus ungefähr 3500 Schweizern, die in zwei Regimenter getheilt waren, aus den Karabiniers, die in drei Legionen 3452 Mann zu Fuß und 918 Pferde zählten und als Gendarmerie in den verschiedenen Gegenden des Kirchenstaats dienten, ferner aus zwei Regimentern eingeborner Linieninfanterie, von denen jedes 2314 Mann stark sein sollte, einem Jägerbataillon von 982, einem Dragonerregiment von 766 und zwei Veteranenbataillonen von je 811 Mann, sowie 1008 Artilleristen. Die päpstliche Nobelgarde, ein Trabantencorps, welches sich aus der römischen Aristokratie rekrutirt, kann nicht wohl zur Armee gerechnet werden. Sie trägt die Waffen nur zum Schmuck und könnte ebensowol einen Kammerherrnschlüssel als den Degen anstecken.

Seitdem hat sich vieles verändert. Mehr als ein Viertel des Heeres ist in das Lager der Revolution übergetreten oder sonstwohin abhanden gekommen, und man wird eher zu viel als zu wenig annehmen, wenn man die verfügbare Streitmacht des Papstes jetzt auf etwa 12,000 Mann veranschlagt.

Wir haben ein trübseliges Gemälde aufzurollen gehabt, das um so trauriger erscheint, als das Elend, das es zeigt, ein hoffnungsloses ist. Daß es anders werden muß, wenn das übrige Italien auf dem Wege, den es einge-

ſchlagen, beharrt, iſt nicht zu bezweifeln. Wie es anders werden ſoll ohne eine Radikalkur, die den Schnitt durch die Doppelnatur des Papſtthums nicht ſcheut, müſſen wir der Erfindungsgabe von Politikern überlaſſen, die zu waſchen verſtehen ohne naß zu machen. Die öffentliche Meinung iſt im Allgemeinen davon zurückgekommen, den Thron als auf den Altar gegründet anzuſehen; ſie wird ſich in katholiſchen ebenſo wie in proteſtantiſchen Ländern entſchließen müſſen, auch das Dogma aufzugeben, nach welchem in Rom der Altar auf den Thron gegründet ſein ſoll.

Wann eine endgiltige Entſcheidung in dieſer Frage eintreten wird, iſt nicht zu ſagen. Wahrſcheinlich iſt, daß die Gegenwart ſich mit einer theilweiſen Löſung begnügen, gewiß, daß zunächſt die Romagna vom Erbtheil Sanct Peters getrennt werden wird. Die ſüdweſtliche Hälfte kann der im Entſtehen begriffene norditalieniſche Staat ſich vorläufig nicht einmal wünſchen. Auch möchte zu einer vollſtändigen Abtrennung der weltlichen Gewalt des Papſtes von der geiſtlichen der Kaiſer der Franzoſen bis jetzt weder den Willen noch die Macht haben.

Zwar ſind die Guelfen Italiens, wie es ſcheint, ausgeſtorben, wenigſtens hört man ihre Stimme kaum noch vor dem lauten Ruf der Ghibellinen, die Victor Emanuels Fahne als die ihre begrüßen. Ebenſowenig werden, wie die Sachen jetzt ſich geſtaltet haben, die weltlichen Mächte neben Frankreich und Sardinien zu Gunſten des Papſtes einſchreiten. Am wenigſten England, aller Wahrſcheinlichkeit nach auch nicht Preußen, nicht Rußland, ſo wenig dieſe beiden ſonſt mit dem Recht der Selbſtbeſtimmung der Völker über ihre Dynaſtien einverſtanden ſein können. Der einzig denkbare Fall, in welchem dieſe Mächte zur Löſung der italieniſchen Frage das Schwert ziehen müßten, wäre der, daß Frankreich auf der Abtretung Savoyens beſtände, und dann hätte man, wie wir das Intereſſe namentlich Preußens auffaſſen, ſich zwar gegen die pariſer Politik, aber nicht gegen die ſardiniſche zu wenden. Oeſtreich, die einzige Großmacht, auf welche der Papſt zu rechnen hätte, wenn ſie ihm Beiſtand zu leiſten vermöchte, würde den Verſuch zu ſolchem Ritterdienſt ſicher mit finanziellem, und vermuthlich auch mit militäriſchem Bankerott büßen.

Pius der Neunte rechnet daher auch nicht auf die fünf Großmächte. Er ſieht ſeinen Verbündeten in einer Provinz der ſechſten, in der öffentlichen Meinung der Kirche, deren Haupt er iſt. Er wendet ſich in ſeiner Encyklica vom 19. Januar an die ultramontane Partei, und dieſe wird, wie ſie ſchon vor dieſer Mahnung alle ihre Kräfte für ihn aufbot, mit verdoppelter Energie zu Gunſten der Tiara wirken. Ob ſie damit etwas Erhebliches erwirken wird, ſteht dahin. Ihre Klugheit hat in den letzten Jahren manche Triumphe gefeiert, Concordate durchgeſetzt u. a., aber doch nur, weil man ſie ge-

währen ließ, ihr von Seiten der Regierungen entgegen kam. Ob ihr jetziges gewaltthätiges Gebahren Erfolge haben wird, ist nach dem was sie bis zur Stunde damit erzielt hat, gewiß eher zu verneinen als zu bejahen. Es werden von frommen Gemüthern, die es den Hirtenbriefen ihrer Bischöfe glauben, daß das Papstthum „durch Sitte, Ursprung und Genius die volksthümlichste aller Herrschaften ist, daß es seinen Grundsätzen nach nur christliche Tugend und Civilisation zum Zwecke und keinen andern Gegner als Ungerechtigkeit, Barbarei und Tyrannei hat“*) Thränen vergossen, Gebete zum Himmel gesandt und Ergebenheits- und Beileidsadressen unterschrieben werden. Man wird Batterien von Zeitungsartikeln auffahren, Flugschriften-Bomben in das kirchenfeindliche Lager schleudern, vielleicht sogar das mittelalterliche Zeughaus aufthun, in dem Bannbulle und Interdict liegen. Ein guter Theil der großen Masse wird in Aufregung gerathen. Mehr aber wird schwerlich geschehen. Die, welche in den Völkern den Ausschlag zu geben pflegen, wenn die Verhältnisse unerträglich geworden sind, die Gebildeten, werden selbst in den katholischen Ländern meist gleichgültig bleiben: sie werden eben meinen, daß es zu ertragen sei, wenn der Papst in einem Strich seiner bisherigen Besitzungen weltlicher Herrscher zu sein aufhört. Der beste Theil von ihnen wird darin selbst eine Wohlthat erblicken. So in Deutschland, in England, in Oestreich. So auch im Wesentlichen in Frankreich, von Italien ganz zu schweigen. Wir glauben, daß es des Verbots der Alarmrufe des französischen Klerus in den Zeitungen, der Unterdrückung des Univers und ähnlicher Maßregeln nicht bedurft hätte. Der Kaiser der Franzosen ist vor jeder Revolution sicher, am sichersten vor einer solchen, welche zu Gunsten des Papstes ausbräche. Das Landvolk in den Provinzen kommt so gut wie nicht in Betracht, da die Centralisation ihm allen Einfluß genommen hat. Seine letzte politische That war auf lange Jahre hinaus die Wahl Napoleons des Dritten zum Oberhaupt Frankreichs. Die Klassen der Bevölkerung, welche der Kaiser vorzüglich begünstigt, die Armee und die Arbeiter, sind entschieden antipäpstlich. Die Altrepublikaner stehen, wie zu erwarten, auf derselben Seite. Die gemäßigte Partei, die im Journal des Debats ihr Organ hat, ist in einem nicht kleinen Theil ihrer Mitglieder für das Recht des heiligen Stuhls aufgetreten; doch kann dies nach der Stufe der Bildung, welche durch diese Partei vertreten wird, nur so gemeint sein, daß überhaupt jede Gelegenheit ergriffen werden soll, gegen den Kaiser Opposition zu machen, und überdieß hat diese Fraction zwar Stimmen, aber keine Hände.

Mit dem Bannstrahl wird der Papst, so lange es sich blos um die Romagna handelt, vorsichtig sein müssen. Napoleon könnte ihn zunächst mit

*) Worte des Hirtenbriefes, mit dem der Erzbischof von Lucca für den Papst in die Schranken tritt.

der Zurückziehung seiner Truppen aus Rom erwidern, und er könnte dann die Wiederaufrichtung der gallikanischen Kirche folgen lassen. Das weiß man im Vatican, und wohl nicht erst aus dem Constitutionnel, der vor Kurzem das Gespenst über dem Horizont aufsteigen ließ.

„Der Papst hat in weltlichen Angelegenheiten über Fürsten und Könige gar keine Gewalt, er kann deren Unterthanen nicht vom Gehorsam gegen dieselben lossprechen. Er ist den Beschlüssen eines allgemeinen Concils unterworfen. Seine Gewalt wird durch die in Frankreich allgemein anerkannten Satzungen des Reichs und der Kirche beschränkt. Auch im Glauben ist seine Entscheidung nicht unabänderlich."

So lauten die vier Artikel der gallikanischen Kirche, und wir glauben, daß sie einen Bannstrahl Roms in unsrer Zeit vollkommen aufwiegen, und daß man sich in der ewigen Stadt hüten wird, durch ernste Feindseligkeiten gegen Frankreich außer der ohnedieß verlornen weltlichen Provinz auch noch die größte geistliche zu verlieren.

Der Bundestag und Kurhessen.

Kurfürst Wilhelm der Erste von Hessen zahlte zwar ungern, sparte desto lieber; aber er regierte gerecht, er achtete wie Friedrich der Große das Recht Anderer und hielt selbst die bestehenden Gesetze. Dabei hatte und zeigte er wahres Interesse, wahre Liebe zu seinem Volke. Einen Beweis hierfür lieferte er dadurch, daß er aus freiem Antriebe den Entschluß faßte, seinem Lande eine freisinnige Verfassung zu geben, und daß er auf die Vorstellung seiner Umgebung, das Land begehre eine solche nicht, da es mit seiner Regierung zufrieden sei, antwortete: „Das ist schon gut und schön, aber es kommen doch Andere nach mir." So blieb es denn damals 1816 beim Entwurfe einer Landesverfassung und erschien nur 1817 ein Haus- und Staatsgesetz, welches einzelne staatsrechtliche Bestimmungen festsetzte. Und es kamen Andere nach Kurfürst Wilhelm dem Ersten, dem Landesvater. Kurfürst Wilhelm der Zweite folgte ihm in der Regierung. Unter ihm stellte sich das Verhältniß anders: das Volk fühlte das dringende Bedürfniß nach einer festen Staatsnorm, und trug am 15. Sept. 1830 dem Regenten durch eine Deputation, an deren Spitze der allverehrte Schomberg stand, seine Wünsche vor, und fand Gehör. So kam die Verfassungsurkunde vom 5. Jan.

1831 zu Stande, von welcher es in dem Landtagsabschiede vom 9. März 1831 heißt: sie sei ein Grundgesetz, dessen Verbindlichkeit für den Regenten wie für die Regierten in allen Zeiten feststehen und niemals durch irgend ein die Thronfolge oder den Staat betreffendes Ereigniß erschüttert werden sollte.

Die Verfassung war aber nicht ein Geschenk des Regenten, sie wurde vereinbart zwischen Regierung und Volk, und der solchergestalt geschlossene Vertrag von allen Betheiligten beschworen.

Schon im September 1831 zog Kurfürst Wilhelm der Zweite sich von der Regierung zurück und überließ dieselbe dem zum Mitregenten angenommenen Kurprinzen Friedrich Wilhelm, welcher nun auch seinerseits den Eid auf die Verfassung leistete und im November 1847 als Kurfürst Friedrich Wilhelm der Erste seinem Vater succedirte.

Bereits im Jahre 1832 bekam Hassenpflug die Ministerien des Innern und der Justiz, und alsbald begannen die Bestrebungen der Regierung, die unbequemen Bestimmungen und Beschränkungen der Verfassung zu umgehen oder durch kühne Interpretationen zu beseitigen. Das Volk und seine Vertreter hielten fest an der errungenen Verfassung, sie waren die Conservativen gegenüber der auf Untergrabung ausgehenden Regierung.

Das Jahr 1848 kam; alle Leidenschaften wurden zu entfesseln gesucht, alle Beschwerden, zu denen die Regierung so reichen Stoff geliefert hat, wurden laut, von einer kleinen Partei wurde sogar der Umsturz aller bestehenden Staatsnormen angestrebt, die Regierung war rath- und thatlos; der Minister Scheffer floh vor Furcht aus dem Lande. Da schaarte sich das hessische Volk um seine Verfassung, wehrte mit ihrer Hülfe die von unten beabsichtigte Revolution ab, und stützte mit ihr den Thron seines Regenten. Ein liberales, vom ganzen Volke getragenes Ministerium trat an die Spitze der Regierung, und gewährte freudig Abhülfe derjenigen Beschwerden, zu denen die frühere Verwaltung Veranlassung geboten hatte. Insbesondere wurden im Wege der Gesetzgebung die Beschränkungen beseitigt, welche nach der Verfassungsurkunde bei der Wahl der Intelligenzen, namentlich der Staatsdiener, in die Ständeversammlung bestanden; es wurde der Vorschlag zur Besetzung des Oberappellationsgerichts der Ständeversammlung resp. dem Ausschusse eingeräumt, die Unverletzbarkeit der Oberappellationsräthe stipulirt und die Wahl des Präsidenten dem Collegium selbst übertragen: Bestimmungen, welche sich durch traurige Vorgänge geradhin nothwendig erwiesen hatten; es wurde der große Uebelstand, daß ohne Zuthun, ja oft ohne Wissen des Kriegsministers durch einfache militärische Ordres die erheblichsten Maaßregeln eingeführt wurden, solchergestalt aber der verantwortliche Minister zum bloßen Vollstrecker unverantwortlicher Verfügungen herabsank, durch Entfernung des betreffenden

Satzes aus der Verfassungsurkunde gehoben, endlich wurde die ganze Zusammensetzung der Landstände und der Wahlmodus geändert.

Neben diesen auf Veränderung der Verfassung abzielenden Gesetzen wurden weitere Gesetze mit den Ständen vereinbart über die Gerichtsorganisation, Einführung des mündlichen und öffentlichen Verfahrens in Strafsachen sowie der Schwurgerichte, über Bildung von Bezirksräthen u. s. w. Mit Einem Worte: wie Kurhessen im Jahre 1831 in seinem Verfassungswerke und seinen staatlichen Institutionen jedem anderen Staate als Muster dienen konnte, so war dies am Schlusse des Jahres 1849 von Neuem der Fall. Regierung, Landstände, Volk befanden sich wohl in der herrschenden Eintracht, der Thron des Regenten stand fester und geschützter da als vor 1848.

Die Verfassung vom 5. Jan. 1831 bestand nicht nur seit 19 Jahren in anerkannter Wirksamkeit, sie hatte dem Lande wie dem Regenten auch goldne Früchte getragen und war in den Lebenssaft des Volks übergegangen.

Da erschien der unheilvolle, für jeden Hessen ewig unvergessene 23. Februar 1850 und mit ihm plötzlich, wie der Dieb über Nacht, Hans Daniel Ludwig Hassenpflug an der Spitze des Ministeriums; und die Männer, in deren Händen die Regierung zur Freude und zur vollen Zufriedenheit des Landes geruht, von Baumbach, Eberhard, Wippermann, v. Rossuls und von Wintzingerode, sowie Schotten traten vom Ministerium ab. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Land. Jeder fühlte, daß hier nicht ein Wechsel nur der Personen, — zu dem nicht der mindeste Grund vorlag, — sondern ein Wechsel des Systems in Frage stehe, und Niemand ließ sich durch die gleißnerischen Verheißungen täuschen, das neue Ministerium trete die Erbschaft des früheren an. Hassenpflugs schon im Jahre 1832 begonnene Verkümmerung des Verfassungslebens stand noch in zu frischer Erinnerung und sein Prozeß in Greifswalde wegen Fälschung, dem er sich gerade damals heimlich entzogen, war wahrlich nicht geeignet, ihm Vertrauen zu erwecken.

Und er wurde mit dem entschiedensten Mißtrauen aufgenommen, um so mehr, als er das neue Ministerium aus Männern zusammensetzte, welche sozusagen nichts mitbrachten, als ihre Namen, so daß er, und er allein in allen Departements als der leitende Wille sich charakterisirte. Daß dieses Mißtrauen ein nur zu wohl begründetes gewesen, hat die Geschichte gelehrt. Es ist jetzt kein Zweifel mehr: er trat das Ministerium an und leistete den Verfassungseid in der Absicht, ihn und die Verfassung zu brechen. Daß, und wie ihm dies gelang, ist bekannt. Er conspirirte, berichtete seinen Verbündeten Unwahrheit und brachte wirklich die Bundesversammlung dahin, daß diese am 24. März 1852 die in langjähriger Wirksamkeit bestehende Verfassung Hessens außer Wirksamkeit setzte und ein anderes Elaborat als Verfassungsgesetz zu publiciren beschloß. —

Wäre im Jahre 1848 die Verfassung Kurhessens auf ähnliche Weise, natürlich durch Vermittlung des Nationalparlaments anstatt des Bundestags, beseitigt und umgewandelt worden, so würde jetzt alle Welt und vor allem die Bundesversammlung sagen: „das war Revolution, eine solche Umgestaltung der Verfassung kann nicht als gültig betrachtet werden; denn sie ist nicht erfolgt in bundesverfassungsmäßiger Weise, nämlich nicht nach den Vorschriften und Voraussetzungen des Art. 56 der W. Schl. Acte; die Verfassung bestand in anerkannter Wirksamkeit, sie kann also nur auf die in ihr selbst, also nach § 153, bestimmte Weise verändert oder erläutert werden. Das ist nicht geschehen, darum ist der revolutionäre Act null und nichtig."

Und der Bundestag, von seinem Standpunkte aus, würde sich sogar im Rechte befinden, wenn er so spräche, wenn er streng und treu festhielte an den Grundbestimmungen des Bundes. Ja, in gewisser Beziehung thut es eben rücksichtlich der hessischen Verfassung heute noch der Bundestag; denn er prüft, ob die Gesetze, welche 1848 und 1849 zwischen Regierung und Ständen — also nicht auf revolutionärer Basis — zu Stande kamen und die Verfassung berühren, auch rite, d. h. nach den Voraussetzungen des Art. 56 der W. Sch. A. und § 153 der hessischen Verfassungsurkunde von 1831 zu Stande gekommen seien.

Gleichwohl hat derselbe Bundestag die seit 21 Jahren in anerkannter, segensreicher Wirksamkeit bestehende Verfassung durch Beschluß vom 27. März 1852 beseitigt und durch eine andere ersetzt, ohne auch nur im Entferntesten darum sich zu kümmern, daß er dadurch die Vorschriften des Art. 56. der W. Sch. A. und § 153 der Verfassungsurkunde mit Füßen trat, daß er dadurch selbst Revolution machte und aller Welt das gefährlichste Beispiel gab. Oder ist der Umsturz einer bestehenden Landesverfassung etwa nicht Revolution, wenn der Umsturz ausgeführt wird durch Kräfte, die nicht unmittelbar unter jener Verfassung begriffen sind? Der Bundestag hat aber nicht bloß die kurhessische Verfassung, sondern auch die eignen Grundgesetze, den Art. 56 der W. Sch. Acte, gebrochen, seine Pflicht, über Beobachtung dieser Vorschrift zu wachen, hintangesetzt.

Noch heute steht der Bundestag und mit ihm die kurh. Regierung auf revolutionärem Boden, und ihnen gegenüber das hessische und deutsche Volk als streng conservatives Element da. Diese wollen Rückkehr zum Staatsgrundgesetze, jene wollen das Unrecht, die Revolution verewigen. Oder läßt sich das in anderer Weise bezeichnen, wenn jetzt von Neuem, nach jahrelanger, gründlicher Prüfung, beschlossen wird, es bei dem Umsturze der Verfassung zu belassen, das an ihre Stelle Gesetzte zu erhalten und mit Flittern zu behängen, welche aus jener entnommen sind? Hält man das hessische und deutsche Volk für so kindisch, daß es sich durch diese Flitter werde täuschen und einreden

laſſen, es habe wieder erhalten, was es früher beſeſſen? Das conſervative Volk verlangt nicht nach dem gleißenden Schimmer; es will ſein Recht als Recht, es begehrt ſeine beſchworne Verfaſſung als ſolche, es verwirft die ihm durch die Revolution aufgedrungene Staatsnorm.

Es gibt jetzt nur zwei Wege für den Bundestag, entweder er ſchreitet auf dem Wege der Revolution fort und beſchwört dadurch die vom Volke begehrte Reaction herauf, oder er kehrt offen und ehrlich um und geht mit dem Volke den Weg, den er ohne daſſelbe ſo oft ſchon gegangen, den der Reaction, der Rückkehr zum Alten.

Es mag mancher deutſchen Regierung jetzt ſchwer werden, dieſen letzten Weg einzuſchlagen und einzugeſtehen, der Bund habe 1852 ſich überſtürzt, er ſei damals hintergangen worden; namentlich gilt dies von denjenigen, welche damals mit Freuden die Hand boten, um die angeblich zu freiſinnige Verfaſſung von 1831 zu beſeitigen, um alle Errungenſchaften des Jahres 1848 zu vernichten und Deutſchland in die glückliche Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre zurückzuverſetzen. Wo aber der Bruch des Rechts ſo offen vorliegt, wo die Wiederherſtellung deſſelben ſo allgemein verlangt wird, ja als Pflicht der Selbſterhaltung ſich darſtellt, wo die Rückkehr zum Rechte, zur Pflicht durch die preußiſchen Vorſchläge angebahnt iſt: da ſollten alle derartigen Bedenklichkeiten ſchweigen, da ſollte jede verbündete Regierung in ihrem eignen Intereſſe umkehren und den Weg der Revolution verlaſſen.

Jede Regierung ſoll ſich nur die Conſequenzen vergegenwärtigen, welche ſich aus dem Beharren auf der eingeſchlagenen Bahn ergeben müſſen. Bleibt es bei der Beſeitigung der heſſiſchen Verfaſſung, oder vielmehr wird dieſelbe jetzt erſt definitiv beſeitigt, nachdem ſie nur einſtweilen außer Wirkſamkeit geſetzt war, ſo erkennt ſich dadurch der Bundestag das Recht zu, eine jede deutſche Verfaſſung aufzuheben, in der einzelne Beſtimmungen den Bundesgrundgeſetzen nicht entſprechen ſollen. Kann eine ſolche Aufhebung auf Antrag der betreffenden Regierung geſchehen, ſo ſteht nichts im Wege, dieſelbe auch auf Antrag der Stände, oder gar von Bundeswegen, ohne allen Antrag, zu bewirken. Würde aber auch der Bund ſelbſt nicht ſolchergeſtalt eingreifen, ſo würde doch der Art. 56. der W. Sch. A. niemals geltend gemacht werden können, wenn die Verfaſſung eines deutſchen Landes auf nicht verfaſſungsmäßige Weiſe eine Umgeſtaltung erführe; denn der Bund ſelbſt hat ja gegen den gedachten Artikel ſeiner Grundgeſetze in der heſſiſchen Frage gehandelt.

Solchergeſtalt würde keine Regierung, kein Land ſich ſeiner Verfaſſung freuen können, alle Rechtsſicherheit, alle feſte Grundlage eines gedeihlichen Staatslebens würde verſchwinden, das deutſche Volk müßte, von ſeinem conſervativen, conſtitutionellen Standpunkte aus, allen Vertrauen zum Bundestage und zu ſeinen ſpeciellen Regierungen verlieren, und der Bund ſelbſt und die

Regierungen würden, anstatt die Ruhe, den Frieden, die Wohlfahrt der Länder zu befördern, die Revolution und Anarchie herbeiführen.

Will das der Bundestag nicht, so ist nur der eine einzige Weg gegeben, der sicher und rasch zum erfreulichen Ziele führt. Preußen hat ihn betreten. Auch Preußen hatte 1852 seine Stimme zu dem Beschlusse vom 27. März gegeben und durch seinen Commissar wesentlich zur Unterdrückung des Rechts in Hessen beigetragen. Nichtsdestoweniger gesteht es jetzt offen, der Beschluß vom 27. März 1852 beruhe auf falschen Voraussetzungen; eine nochmalige ruhige Prüfung habe ihm eine gegentheilige Ueberzeugung verschafft. So handelt der Ehrenmann, er bekennt offen, wenn er aus Irrthum gefehlt und Unrecht gethan hat, er sucht den gestifteten Schaden so viel irgend möglich wieder auszugleichen, er macht das Unrecht wieder gut; aber er behauptet nicht, Recht gethan zu haben, er beharrt nicht im Unrechte und wirft dem durch ihn Verletzten ein armseliges Almosen hin.

Für Kurhessen gibt es keine andere Ausgleichung, der Bundestag kann das durch seine eigne Revolution gestiftete Unrecht nicht anders gut machen, als durch rückhaltlose Wiederherstellung der Verfassung von 1831 und Beseitigung aller auf der revolutionären Basis von 1850 bis jetzt bestehenden Einrichtungen, Gesetze und Verordnungen.

Aber, wird man einwenden, der Bundestag hat ja erklärt, die Verfassung von 1831 und die darauf bezüglichen Gesetze von 1848 und 1849 seien den Bundesgrundgesetzen widerstreitend. Es ist wahr, daß der Bund diese Erklärung gegeben. Aber ebenso wahr ist, daß der Bundestag damals gar nicht geprüft hatte, welche Bestimmungen denn bundeswidrig seien; daß er damals blindlings den Insinuationen der beiden Commissare vertraute, und daß diese letzten sowol durch das hessische Ministerium absichtlich getäuscht waren, als auch ihrerseits selbst die Bundesversammlung absichtlich getäuscht hatten. Jetzt ist von allem diesem der Schleier längst gefallen; jetzt ist aber der Bund in der Lage, die definitive Entscheidung zu geben. Er kann alle diese Enthüllungen nicht ignoriren; er kann sich jetzt der Prüfung der angeblich bundeswidrigen Normen nicht entziehen.

Und wie leicht und einfach ist diese Prüfung zu bewerkstelligen! Das deutsche Staatsrecht in seiner heutigen praktischen Anwendung bietet die sichersten Mittel dazu. Die Bundesgrundgesetze in Verbindung mit den in anerkannter Wirksamkeit stehenden Verfassungen der Einzelstaaten, namentlich wenn diese die Garantie des Bundes erlangt haben, sind der untrügliche Maßstab für die Zulässigkeit oder Verwerflichkeit einer Verfassungsnorm. Wird dieser Maßstab an die hessische Verfassung und die dazu gehörigen Gesetze angelegt, so ist an einem baldigen Resultate nicht zu zweifeln, um so mehr, als nur äußerst wenige Bestimmungen sich werden überhaupt beanstanden lassen, und

als es sich von selbst versteht, daß bei nicht zu erlangender Verständigung in der Bundesversammlung über die Bundeswidrigkeit einer Bestimmung, dies der letzteren zu Gute kommen muß.

Kehrt der Bundestag auf diese Weise um und bricht mit der von ihm selbst heraufgeführten Revolution, alsdann, aber auch nur alsdann kann ihm die Befugniß eingeräumt werden, zu prüfen, ob die neueren verfassungsändernden Gesetze von 1848 und 1849 auf eine dem Art. 56 der W. Sch. A. und §. 153 der V.-U. von 1831 entsprechende Weise zu Stande gekommen seien. Denn so lange er selbst den Art. 56 der W. Sch. A. verletzt und beiseite wirft, kann er unmöglich ihn gegen Andere zur Anwendung bringen.

Das tiroler Landesstatut.

Aus Tirol, 8. Februar. Als im Lenze des Jahres 1848 sich auch in Oestreich das Bedürfniß einer Volksvertretung regte, sandte die Landesschutzdeputation in Innsbruck zwei ihrer Mitglieder nach Wien mit der bescheidenen Bitte um Waffen, Geld und Getreide. Sie versicherten, Tirol wünsche nichts anderes als die Gewährung seiner alten Privilegien, die Wiedereinsetzung der Stände in ihre früheren Rechte, und selbst damit wollten sie die Regierung nicht drängen. Einer dieser Abgeordneten, Dr. Schuler aus Innsbruck, der im Vormärz als Liberaler verschrieen war, trat kurz nachher als Candidat für das frankfurter Parlament auf, und als er öffentlich in der Versammlung der Wahlmänner vom innsbrucker Decan ins Examen genommen wurde, wie er wol bei der Frage über die Ansiedelung der Protestanten und die Erbauung ihrer „Tempel" in Tirol abstimmen werde, gelobte er feierlichen Protest dagegen einzulegen, worauf der Decan mancher Bedenken ohngeachtet seine katholische Gesinnung so weit erprobt fand, als noth that. Der Doctor hielt in Frankfurt getreulich Wort, er stimmte nicht nur stets mit den geistlichen Herren aus Tirol, sondern theilte mit ihnen sogar Tisch und Wohnung. Ueber die geringe Beachtung, die seine Worte bei den deutschen Männern fanden, mißlaunig, kehrte er im Herbst in seine Heimat zurück, wo er den im October einberufenen Landtag als dessen Vicepräsident leitete. Zweifelsohne war er hier mehr an seinem Platze als in Frankfurt, sein Eifer für die Sonderstellung Tirols gewann ihm namentlich unter dem Clerus viele Herzen. Die rechte Zeit für ihn war aber erst dann gekommen, als die kaiserlichen Erlasse vom 31. December 1851 das Interim des constitutionellen Regiments aufhoben, da legte er in die „tiroler Schützenzeitung", ein vom Clerus besonders hochgehaltenes Blatt, seine „tirolischen Gedanken", nieder, welche die Poli-

tiker dieſer Farbe jetzt nach ſeinem Tode als ein frommes Vermächtniß verehren. Das moderne Aufkläricht war ihm im Innerſten zuwider: „der Conſtitutionalismus hatte Fürſten und Völker getrennt und entzweit, die Landesvertretung ſollte ſie wieder einen, um den nothwendigen und gemeinnützigen Gang der Regierungsgewalt nicht zu hemmen, dürfe aber keinen Anſpruch machen auf einen Antheil an derſelben, ſondern die Regierung nur über die Sachlage, die Intereſſen und Leiſtungsfähigkeit der Regierten aufklären, Wünſche, Anliegen, Bitten in offener loyaler Weiſe dem Monarchen vortragen.“ Nur in einem Punkte wankte er, zwar nicht in der Ehrfurcht vor dem hiſtoriſchen Recht, wol aber im Glauben an den Fortbeſtand eines hiſtoriſchen Bodens; der Werth der tiroliſchen Adelsmatrikel, die allein zur Standſchaft unter den Adeligen berechtigte, ſchien ihm zweifelhaft, denn das Proletariat eines großen Theils der Immatriculirten hatte den Landſtänden überhaupt in der öffentlichen Meinung ſehr geſchadet, ihr Recht ſollte alſo ſo lange „ruhen,“ bis ſich damit wieder der Titel eines Beſitzes, der vertreten werden könne, verbinde. Dagegen galt ihm der Bauernſtand als derjenige, der am zäheſten an der nationalen Geſchichte feſthalte, darum ſei er auch ſo conſervativ, und wenn unſer O'Connell einzelnen Standesintereſſen „eine mehr markirte Vertretung“ wünſchte, waren es gewiß die bäuerlichen, worauf er anſpielte. Alles wohl erwägend und klaren Blickes in Bezug auf die „Täuſchungen des conſtitutionellen Syſtems,“ gelangte er zur feſten Ueberzeugung, daß keine Verfaſſung ſo vollkommen dem Charakter des tiroler Volkes, ſeinem „Hang zu einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit“ entſpreche, als eben unſre uralte, für deren unwandelbares Princip die 500jährige Geſchichte Tirols ein unwiderſprechliches Zeugniß ablege. In unſerer Ständegliederung ſei die geſammte Bevölkerung Tirols begriffen, Wiſſenſchaft und Erfahrung hätten „das mechaniſche Princip der reinen Kopfzahlvertretung“ verworfen, „dem nur noch Demagogen und politiſche Grünlinge huldigen.“ Sei es nun, weil der conſervativen Partei vom reinſten Waſſer das Spiel mit der Lodenjoppe zu coquet ſchien, ſei es weil ſie dafür hielt, daß ſich an jeden Zoll der Verluſt des ganzen Rechtsbodens hänge, die neuerungsſüchtige Aufſtellung Schulers fand keine Gnade vor ihren Schranken. Obſchon die „Schützenzeitung“ in der brennenden Frage über das tiroler Landesſtatut letzthin immer und immer wieder auf die goldenen Sprüche des Verewigten verwies, erſcholl doch bei den Berathungen unſrer Vertrauensmänner faſt nur eine Stimme über die Unverletzbarkeit des alten Palladiums. Altmeiſter Brandis hob es ſeines Sieges gewiß aus dem Staube, und ſeine Triarier trugen ihn auf ihren Schilden.

Wer ſich am kühnſten dagegen vernehmen ließ, war ein Benedictinermönch, P. Albert Jäger, jetzt Profeſſor der Geſchichte an der wiener Univerſität. Im Jahre 1848, als er noch die Söhne des Grafen Brandis erzog, brach er manche Lanze für das roſtige Kleinod, nun ſchien deſſen Form ihm ſelbſt gealtert und nur das Princip „der Vertretung ſämmtlicher Volksintereſſen“ noch haltbar. Er theilte ſie in geiſtige und materielle, Kirche und Schule wollte er nur vom geiſtlichen Stande und der innsbrucker Univerſität, den Ackerbau von den Grundbeſitzern, Handel, Fabriken und Gewerbe von den Induſtriellen vertreten wiſſen. Sein Aufſatz erſchien in der „Botzener Zeitung“ zwar erſt nach dem Schluſſe der Vorberathungen, aber noch zeitig genug, um an alle Vertrauensmänner des verſtärkten ſtändiſchen Ausſchuſſes verſandt zu werden; leider ſchien es bei ihrem

Zusammentritt, als gälte es nur, von einer schon abgemachten Sache Akt zu nehmen. Immerhin bleibt es ein Zeichen der Zeit, daß ein Mönch das Mittelalter als abgethan erklärt und an die Stelle des Privilegiums die Interessen der Mitwelt setzt, wiewohl wir die Vertretung verschiedener Interessen selbst für die Provinz vom Uebel halten. Das Wohl des Ganzen, nicht der Theile, nicht Eigennutz, sondern Gemeinsinn, nicht das Interesse des einzelnen, sondern die Sorge für alle sollen im ständischen Saale das große Wort führen: der Standpunkt des Privatvortheils ist von vornherein ein verfehlter, nur die Reaction erntet die Früchte der künstlichen Trennung. Einige unserer Vertrauensmänner für das Gemeindegesetz faßten die Sache praktischer: sie dachten sich das ganze Land in Bezirke getheilt, und wünschten jedem derselben einen Abgeordneten mit freier Wahl in oder außer dem Weichbild aus jedem beliebigen Stande. Anders Graf Brandis und sein Schweif. Einer der Vertrauensmänner der Vorberathung, der Oberlandesgerichtsrath Freiherr von Klebelsberg, rechtfertigte den Entwurf des Grafen in der „Schützenzeitung" mit der „glorreichen Vergangenheit eines halben Jahrtausends," die wir nach ihm nur der ständischen Verfassung verdanken; er ging so weit zu behaupten, daß Niemand, dessen Kenntniß der Landesverhältnisse auch nur sechzig Jahre zurückreiche, ihren erprobten Nutzen leugnen könne. Unser Klerus, wenn auch jedem eigentlichen Wissen gram, galt ihm als Vertreter „der höchsten geistigen Interessen," unser Adel, der mittlerweile Gerichtsbarkeit, Zinsen und Zehnten verlor, ein nothwendiger „Vermittler zwischen Intelligenz und materiellem Besitz, Stabilität und Fortschritt." Die richtige Mitte zwischen den letzteren soll uns die gleiche Stimmberechtigung aller vier Stände verbürgen. Selbstständigkeit, Standesehre, Bewußtsein jedes einzelnen sei geopfert, wenn er von der Stimmenmehrheit erdrückt der Schutzgenosse des andern werde. Man traut seinem Gedächtniß kaum, wenn man sich der Großthaten dieser Väter des Vaterlandes von 1816 bis 1848, der Verbannung der Zillerthaler, der Berufung der Jesuiten, des Jubels über ihr Wirken, der Verwahrungen gegen Eisenbahnen, deutsche Touristen und deutsches Nationalgefühl erinnert, nun aber mit einem Male von Intelligenz und Fortschritt sprechen hört. Sofort wurde die „Schützenzeitung" der Wahlplatz für einige harmlose Gänge mit dem Rappier. Ihre geistreichen Freunde hielten an der Bundeslade mit den „tirolischen Gedanken," dem Prinzip der alten Stände mit ihrer einträchtigen Gliederung, ihrem loyalen Petitionsrecht, ihrer fraglichen Beschlußfähigkeit über Landesinteressen, nur die Vermehrung der Vertreter des dritten und vierten Standes wagte sie zu betonen. Darüber wies sie Graf Brandis alles Ernstes zurecht. Hatte er nicht schon des Schmerzes genug erfahren von seinen Collegen durch die wühlerischen Reformen seines Entwurfs? Das adelige Damenstift schlossen sie aus von der Herrenbank, die Wahlfähigkeit der Immatrikulirten bedingten sie durch eine jährliche landesfürstliche Steuer von 50 Fl., die Zahl der Stimmführer jedes Standes erhöhten sie von 8 auf 14, das frühere Verhältniß der Vertreter von Wälsch- zu jenen von Deutschtirol änderten sie von 3 zu 5 in 3 zu 4 um. Und noch immer sollte des leidigen Mäkelns kein Ende sein. Da ließ er seine Donnerstimme an alle Büchsenspanner Tirols erschallen und der Aar der „Schützenzeitung" nahm auch ihn wie seine erbitterten Gegner unter die schützenden Fittige. Wer nicht zu mir steht, rief er grollend, ist „kein Schütze," denn sein Schuß verfehlt das rechte Ziel, und „geräth nothwendig in das Centrum

einer Volksversammlung nach der Kopfzahl." Man fühlte sich stark genug, um aufdringliche Beihilfe, die mit hinterlistigen Hohlgeschossen zur Hand war, zu verschmähen. Ein durch unsanfte Behandlung vom Radicalismus Bekehrter, Baron Dipauli in Kaltern, hatte in Innsbruck ein Pamphlet: „An die Bauern Tirols" drucken lassen, worin er den Kampf gegen die Stände nur als ein Vorspiel eines zweiten „gegen das höchste und theuerste Vorrecht der ungestörten Glaubenseinheit in Tirol" hinstellt, und die Bauern vor den Advokaten warnt, „die ihre Güter zu hohen, ihre Kinder zu niedern Preisen an die protestantischen Einwanderer los werden wollen." Das Flugblatt sollte noch während der Berathungen des verstärkten ständischen Ausschusses als Beilage der „Schützenzeitung" vertheilt werden, allein ihr Redacteur kam noch zeitig hinter den Schlich, und wies die Genossenschaft dieses „Fälschers der öffentlichen Meinung" mit Entrüstung von sich. Die Wagnersche Buchhandlung sandte die ganze Auflage dem Autor zu, der es aber bis jetzt noch nicht für gut fand, seine Saat offen auszustreuen.

So nahte der 19. Januar, an welchem Tage der verstärkte ständische Ausschuß sich in Innsbruck unter dem Vorsitz des Erzherzog-Statthalters versammelte. Das Princip der Vertretung durch die alten Stände wurde durch Stimmenmehrheit fast ohne alle Debatte angenommen. Der ehemalige Bürgermeister von Innsbruck wagte eine schüchterne Einwendung, wich aber bald der fest geschlossenen Majorität. Baron Moll trug Bedenken gegen das ausschließende active und passive Wahlrecht der Immatrikulirten; doch, obwohl selbst zwei Grafen zu Reformen geneigt waren, gab die Stimme eines adeligen Vertreters des Bürgerstandes, Dr. v. Peer, der selbst bald der Matrikel anzugehören hoffte, für die alte Regel den Ausschlag. Nur ein Bauer, Schürmer von Miemingen, legte in der letzten Sitzung des Ausschusses, die schon am 24. Januar statt hatte, Protest gegen die Beschlüsse seiner Genossen ein, die, aufs tiefste verletzt, sofort den Saal verlassen wollten. Dies schien auch dem Erzherzog des Guten zu viel, er beschwichtigte die Gereizten mit der Erklärung, daß er in den Worten des Bauers keine Beleidigung gegen sie erblicken könne.

Der Rückgriff nach den alten Ständen war wohl schon von vornherein beschlossene Sache, sonst hätte man für Bearbeitung des Entwurfs nicht einen Fanatiker für die Rüstkammer des Mittelalters, den Grafen Brandis, zu seinen Censoren nicht Denker gleichen Schlages gewählt. Der verstärkte ständische Ausschuß war aus eben so verläßlichen Leuten erkoren. Jede abweisende Meinung galt als „unberechtigt," die ständische Verfassung als ein Geschenk, dem nur tiefgefühlter Dank entgegen kommen sollte. Und nun diesen Zank über Kleinigkeiten, über die gleiche Stimmenzahl der Stände, wie wenn der Clerus vermöge seines Hirtenamtes, der Adel als der edlere Theil des Volkes dessen Interessen nicht besser zu wahren wüßten als dieses selbst? Die „Botzener Zeitung" mußte sich rechtfertigen, daß sie es gewagt, jenen Artikel des Benediktinermönchs in Wien den Mitgliedern des verstärkten ständischen Ausschusses zuzusenden, solche Einflußnahme auf die Meinung freier Stimmführer überschreitet offenbar das „fair play," das uns nachgerade in Oestreich erlaubt ist.*) Den Berathungen unsrer Stände wird zwar, mit oder ohne Vermehrung der Stimmen des Bürger- und Bauernstandes, kein großer Spielraum

*) Augsburger allgemeine Zeitung vom Jahre 1860 Nr. 28.

gestattet sein, wenn aber einmal der Ruf zu den Waffen ertönt, wird man uns doch an die gewährte Wohlthat erinnern.

Die conservative Intelligenz ist gewohnt, das „suffrage universel," das der Kaiser Napoleon in dem Willen des Volkes so oft als Gewähr seiner Herrscherpläne anruft, mitleidig zu belächeln. Ist das Spiel mit der Stimme des Volkes nur dann verdammlich, wenn die Karten dazu in Paris gemischt werden? Seine Nachahmung, die wir in diesem Mummenschanz mit den tiroler Ständen erblicken, ist darum nicht lobenswerther, weil sie sich zu jener großen Action nur wie ein Schatten zum Modell verhält. Wozu so vielen Aufwand um nichts? Man wird dem Volke doch nicht einreden, daß diese Scheinvertretung eine wirkliche sei. Wenn man seinen Beirath unbequem findet, sage man es lieber frei und offen, das Volk wird sich dies noch eher gefallen lassen als die Comödie mit den alten Ständen.

Reiseliteratur.

Tausend und ein Tag im Orient. — Von Friedrich Bodenstedt. 3. Auflage. Berlin 1859. Verlag der Königlichen geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker). — Diese neue Auflage des liebenswürdigen Buches ist nur äußerlich verändert, indem die drei Bände der Miniaturausgabe in einen einzigen Band zusammengezogen wurden, was eine beträchtliche Ermäßigung des Preises ermöglicht hat.

Aus Aegypten. — von L. A. Frankl. Wien, 1860. Druck und Verlag der typographisch-literarisch-artistischen Anstalt. — Eine Fortsetzung von des Verfassers „Nach Jerusalem" und von ähnlichem Charakter. Herr Frankl ist in Alexandrien und Kairo gewesen und hat von letzterer Stadt Ausflüge nach den Pyramiden, Heliopolis, dem versteinerten Wald und Suez gemacht. In die Beschreibung dieser Tour, die einige uns nicht recht glaubwürdige Stellen hat — wir nennen nur die Andeutungen über die Partie in das Innere der großen Pyramide, die Schilderung der Sultan-Hassan-Moschee und die Art, wie der Reisende ohne arabisch zu verstehen, also mit Hülfe eines Dragomans, zu den vier ausführlichen Geschichten gelangte, die ihm der Märchenerzähler auf der Esbekijeh vortrug — sind verschiedene kleine Abenteuer, die mit gewohntem Selbstgefühl vorgebracht werden, Ergüsse in Versen, eine Anzahl hübscher jüdischer Legenden von Moses, Alexander dem Großen und verschiedenen Rabbinen, so wie mehre werthvolle Notizen über die in Aegypten wohnenden Juden eingeflochten. Als Anhang folgen einige Mittheilungen über die neuesten Ereignisse im Kreise der Glaubensgenossen des Verfassers in Jerusalem. Es würde auch diesem Buche nicht zum Nachtheil gereicht haben, wenn Herr Frankl seine Person etwas weniger in den Vordergrund gestellt und wenn er

uns einmal nicht daran erinnert hätte, daß er sich zur Poetenzunft rechnet. Wahrheit und Dichtung dürfen sich in manchem andern Werke mischen, aber gewiß nicht in einer Reisebeschreibung. Von dieser wollen wir Wahrheit und keine Dichtung, und so wären wir unserm Reisenden dankbarer gewesen, wenn er uns seine Beobachtungen und Erfahrungen nicht mit gemachten Blumen aufgeschmückt, und statt gelegentlich in Versen zu erzählen, sich eines einfachen richtigen Deutsch befleißigt hätte. Es muß verstimmen, wenn der Leser fast auf jeder Seite neben dem Bemühen, gewählt zu sprechen, geistreich zu empfinden, groß zu fühlen, Verstößen gegen Logik und Grammatik begegnet.

Aus dem Morgenlande. — Thiernovellen nach Bidpai. Von H. Jäde. Leipzig, Voigt und Günther. 1860. — Die bekannten indischen Thierfabeln, von denen die eine (die vom Schakal Dimnah) uns vielleicht das Urbild unsres Freundes Reineke Fuchs zeigt, und welche in ihrer Gesammtheit eine Art Lehrbuch orientalischer Staatskunst bilden. Der Bearbeiter hat die Form der gereimten Prosa, in welcher das Original sich bewegt, mit schlichter Rede vertauscht, wodurch das Werkchen unserem Geschmack zwar näher gebracht wird, aber auf der andern Seite auch viel von dem ursprünglichen Kolorit verliert. Die Fabeln sind zum großen Theil von reizender Naivetät.

Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858. Von Dr. A. Avé-Lallemant. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus 1859. — Der Verfasser, früher als praktischer Arzt lange Jahre in Brasilien thätig gewesen, dann nach Deutschland zurückgekehrt, ging mit der östreichischen Novara-Expedition auf die Weltumsegelung, sah indeß bald ein, daß er in diese Gesellschaft nicht paßte, und blieb deshalb in Brasilien zurück. Es ist nicht zu unserm Schaden gewesen. Wenn wir nach dem schließen dürfen, was andere Mitglieder jener Expedition bisher auf dem Gebiete der Reisebeschreibung geleistet haben, so wird sein Buch nach dieser Seite hin wohl das beste Resultat des Unternehmens sein. D. Lallemant hat sein Buch theilweise in unbequemer Lage, im Walde, unter Bäumen, in elenden Hütten, nach schweren Anstrengungen geschrieben, und so ist der Styl bisweilen etwas unbeholfen und selten besonders anmuthig. Dafür hat das Werk aber andere große Vorzüge. Der Verfasser war gänzlich mit der Sprache und den Verhältnissen des Landes vertraut, er konnte die Wahrheit sehen und hören und er wollte es. Das aber ist gerade in Bezug auf Brasilien von Werth. Wir haben uns gewöhnt, das südamerikanische Kaiserreich mit mißtrauischen Blicken anzusehen. Eine Zeit lang vernahm man nichts als Lob, dann erfolgte ein Umschwung und Tadel und Klage in Bausch und Bogen. Es ist gut, daß jetzt, nachdem auf die bestochnen Federn zwar nicht bestochene, aber verbitterte und so eben auch nicht unparteiische ihre Arbeit gethan haben, diese wieder durch eine unbefangene abgelöst zu sehen, die weder zu hell noch zu dunkel, sondern rechtschaffen und zugleich rücksichtsvoll einfach so zeichnet wie die Dinge sind. Von besonderem Interesse sind die Capitel über die Provinzen Rio Grande do Sul und die deutschen Colonien San Leopoldo und San Angelo, die Niederlassung am Pinhal, die Bemerkungen über die Deutschen im Norden der Provinz Santa Catharina und das Schlußcapitel über die Verhältnisse der-

jenigen unſrer Landsleute, die ſich in San Paulo angeſiedelt haben. Wir behalten uns eine Zuſammenſtellung des Wiſſenswertheſten aus dieſen und andern Abſchnitten vor und empfehlen inzwiſchen das Buch allen denen, die nach dieſer Richtung ein beſonderes Intereſſe haben, als ebenſo zuverläſſig wie unterhaltend.

Reiſe in Oſtſibirien von Bulitſchef. Aus dem Ruſſiſchen von G. Baumgarten. Erſter Band. Leipzig, Verlag von B. Schlicke, 1858. Der Verfaſſer des Buches iſt Mitglied der kaiſerlichen geographiſchen Geſellſchaft in Petersburg und hat im Auftrag ſeiner Regierung Sibirien vom Ural bis zum Peter-Paulshafen und das ganze transbaikaliſche Gebiet durchreiſt, um die Sitten und Gebräuche der daſelbſt lebenden Völkerſtämme kennen zu lernen, die klimatiſchen Verhältniſſe zu beobachten und über die Erwerbszweige der Bewohner und die Ertragsfähigkeit des Bodens Erörterungen anzuſtellen. Die Reſultate ſeiner Forſchungen ſind von wiſſenſchaftlichem Werth. Der erſte Band handelt vorzüglich von den Gegenden Sibiriens, welche von Tunguſen und Jakuten bewohnt ſind. Wir werden nach Vollendung des Werkes Einiges im Auszug daraus mittheilen.

Aufruf an das deutſche Volk.

Vor wenig Wochen beging Deutſchland den Geburtstag unſeres Arndt als einen allgemeinen Jubeltag, von allen Seiten wetteiferte man mit Grüßen und Glückwünſchen, Feſtgaben und Ehrenbezeugungen das allverehrte Haupt zu ſchmücken. Im Vollgenuß der Freude, im Vollgefühl körperlicher Rüſtigkeit und geiſtiger Friſche, die auch ein Alter von 90 Jahren nicht ſchwächen konnte, wurde er durch einen ſanften Tod von uns genommen. Es gilt jetzt, ſein Andenken würdig ſeines Volkes zu ehren und zu bewahren. In allen Gegenden unſeres Vaterlandes ſind großen Männern Standbilder errichtet zum Zeugniß, daß Deutſchland erkennt, es ehre ſich ſelbſt, indem es die Männer ſeines Ruhmes und ſeiner Liebe ehrt. Vor Vielen iſt Ernſt Moritz Arndt der Mann, dem dieſe Anerkennung, dieſer Dank gebührt. Nicht dem Dichter, nicht dem Forſcher, nicht dem Lehrer gilt es, es gilt dem ganzen deutſchen Manne, den das Volk ſeinen Arndt, ſeinen alten Vater Arndt nennt, weil es in ihm die beſten Tugenden, die edelſten Beſtrebungen, die theuerſten Erinnerungen des deutſchen Volks wie in einem Bilde anſchaut. Dem Vaterlande gehörte Arndt mit ganzer Seele und mit vollem Herzen an, für Deutſchlands Freiheit und Einigkeit, Ehre und Recht, Sitte und Sprache hat er ſein langes Leben

hindurch mit gleicher Kraft und Freudigkeit, mit gleichem Muth und Vertrauen in guter wie in böser Zeit gekämpft. Und führte er die Waffen des Wortes, so war er doch ein Mann der That, und mit dem Schwert des Geistes hat er sein Volk zur Schlacht und zum Sieg geführt. Wie sein Name das Symbol geworden ist für alle, die Deutschland einig, frei und mächtig wollen, so sei sein Standbild das sichtbare Wahrzeichen für alle, welche das Vaterland im Herzen tragen, dem er sein Leben geweiht hatte. Bonn war der Aufenthaltsort seiner Wahl, unter uns hat er mehr als vierzig Jahre gewirkt und gewandelt, hier am linken Ufer des Rheins, den er den deutschen Strom nannte, erhebe sich sein ehernes Standbild wie auf einer Warte kommenden Geschlechtern zur Erinnerung an große Thaten und zur Mahnung an große Pflichten. Mit vollem Vertrauen wenden wir uns an das deutsche Volk, es wird die Errichtung eines ehernen Standbildes Arndt's zu seiner Sache machen und freudig und leicht die Mittel beschaffen.

v. Ammon, Oberprocurator. Bach, Advocatanwalt. Berghausen, Stadtverordneter. v. Bethmann-Hollweg, Staatsminister. Bluhme, Geh. Justizrath. Brandis, Geh. Reg.-Rath. v. Bunsen, Stadtverordneter. Clason, Rentner. Dahlmann, Professor. v. Dechen, Berghauptmann. Drammer, Stadtverordneter. Friling, Stadtverordneter. Gerhards, Beigeordneter. Graf v. d. Goltz, Oberstlieut. u. Reg.-Comm. Otto Jahn, Professor. Kaufmann, Oberbürgermeister. Knoodt, Rector der Universität. Kyllmann, Stadtverordneter. Loebell, Geh. Reg.-Rath. Marcus, Buchhändler. Mendelssohn, Professor. Merrem, Landger.-Präsident. v. Möller, Reg.-Präsident. Nöggerath, Geh. Bergrath. v. Pommer-Esche, Oberpräsident. v. Saudt, Landrath. Sell, Geh. Justizrath. Springer, Professor. Welcker, Professor. Willdenow, Univ.-Richter.

Die Unterzeichneten, welchen die Geschäftsleitung übertragen ist, ersuchen alle, welchen das vaterländische Unternehmen am Herzen liegt, durch Bildung von Localvereinen und in jeder geeignet erscheinenden Weise die Sammlung von Beiträgen zu fördern, und Mittheilungen an den Vorsitzenden, Beiträge an den Schatzmeister hierher gelangen zu lassen.

Alle öffentliche Blätter ersuchen wir zur Verbreitung dieses Aufrufs mitzuwirken.

Bonn, 10. Febr. 1860.

Der geschäftsführende Ausschuß für Arndt's Denkmal:

Otto Jahn, Vorsitzender. Kaufmann, stellvertretender Vorsitzender. Bluhme, Schriftführer. Kyllmann, Schatzmeister. v. Ammon. Marcus. Springer.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Von der preußiſchen Grenze.

Geſchichte der deutſchen Politik unter dem Einfluß des italieniſchen Krieges. Eine Kritik. Berlin, Weidmann.

Keine von den zahlreichen Flugſchriften, die wir im Lauf des vergangenen Jahres erwähnt haben, entſpricht ſo ganz unſern eigenen Anſchauungen und Schlüſſen als die vorliegende, ſowohl was die Kritik des Geſchehenen als die Ausſicht in die Zukunft betrifft. Nur in einem Punkt weichen wir von dem Verfaſſer ab: er ſucht in der Handlungsweiſe der öſtreichiſchen Regierung noch immer mehr Zuſammenhang als wirklich darin zu finden iſt. Das Blaubuch muß auch den Kurzſichtigſten davon überzeugen, daß hier immer nur theils allgemeine Doctrinen und Vorurtheile, theils zufällige Impulſe des Augenblicks maßgebend waren. Wo es darauf ankommt, mit Berückſichtigung der obwaltenden Umſtände, was man will und was man nicht will, klar und beſtimmt anzugeben, hält Graf Rechberg, der in allen Punkten Metternich zu copiren ſucht, einen vielleicht wiſſenſchaftlichen, aber jedenfalls weitſchweifigen Vortrag über das Princip der Legitimität, und wenn das Publicum mitunter die Beſchämung hatte, ſich über den wahren Sinn eines Moniteur-Artikels zu täuſchen, ſo erlebt es jetzt die Genugthuung, daß es dem erſten Miniſter einer europäiſchen Großmacht nicht anders gegangen iſt. Graf Rechberg iſt nie genau davon unterrichtet, was der Gegner oder was ſonſt Jemand will, er gibt ſich auch nicht die Mühe, ſich mit den Andern zu verſtändigen, ſie für ſeine Zwecke zu gewinnen, ſondern es kommt ihm lediglich darauf an, in den Formen die Würde des großen Hauſes, dem er dient, zu wahren, ganz in der Weiſe eines habsburger Diplomaten des ſiebzehnten Jahrhunderts. Wenn er nur ſeine vornehme Haltung nicht verliert, ſo iſt ihm alles Uebrige Nebenſache. Eine ſolche Neigung kann nur zu einer ſcheinbaren Conſequenz führen, und wenn man ſich nachträglich bemüht, in den fortwährenden Widerſprüchen des öſtreichiſchen Cabinets irgend einen geheimen Leitfaden zu entdecken, ſo wird damit dem öſtreichiſchen Staatsmann zu viel aufgebürdet. Vornehme Herren ſind mehr daran gewöhnt, zu fordern als zu arbeiten, ſie ſind in ihren Forderungen ſtreng und gebieteriſch, wenn man ihnen aber zufällig nicht gehorcht, ſo hüllen ſie ſich in die Toga

ihres Standes und zucken die Achseln über das niedrige Volk, das gar keine Lebensart mehr hat. In dieser Stimmung und in ähnlichen scheint uns der ganze Schlüssel zu dem Labyrinth der östreichischen Politik zu liegen, nicht in einem tief versteckten Hintergedanken.

Nachdem der Verfasser ganz richtig nachgewiesen, daß der italienische Conflict zwar von Napoleon ausgebeutet wurde, weil er die Armee beschäftigen mußte, aber keineswegs erfunden; daß er vielmehr das nothwendige Resultat der Metternichschen Politik war, geht er auf die deutschen Stimmungen während desselben über, und weist die Umstände nach, aus denen es sich erklärt, daß die Verwandtschaft der italienischen und deutschen Bestrebungen nicht deutlicher hervortrat.

„Es ist wahr, die Staatenordnung Europas ist nicht erbaut auf dem Recht der Nationalität und kann nicht darauf erbaut werden. Volksindividuen, die historisch verlebt oder zur selbstständigen politischen Existenz zu schwach sind, müssen sich bescheiden, Glieder eines größern Staatskörpers zu sein. Die Geschichte hat ihnen diese Lage nicht willkürlich, sondern nach dem Maß ihrer Kraft und nach dem Bedürfniß der europäischen Staatenfamilie bestimmt, und kein nationales Dogma wird ihnen zur Selbstständigkeit verhelfen. Andern Völkern macht ihre Größe, ihre Lage, ihre Entwicklung ein höheres Maß von nationaler Concentration erreichbar, als der bisherige Gang der Dinge ihnen gewährte. Sie wird kein historisches Dogma an dem Fortschritt verhindern, denn die Geschichte ist ein Werden; wenn im Strom dieses Werdens sich ihre sittliche, ihre politische Kraft erfrischt, so werden sie ringen, bis sie aus der „geschichtlichen Ordnung" sich losgerungen haben, und an die Stelle des jetzigen historischen Rechts wird ein anderes nach Decennien nicht minder historisches treten. In diesem Ringkampf werden die andern Staaten hemmend, fördernd je nach ihrem Interesse eingreifen; aber niemals wird ein Staat, wenn sein politisches Urtheil nicht vergiftet ist durch heillose Dogmen, für seine Handlungsweise noch etwas anderes in Berechnung ziehn, als dieses sein Interesse, niemals wird er seine Kräfte vergeuden zum Kampf gegen das Prinzip der Nationalität, auch dann nicht, wenn es im Munde eines Gewalthabers moralische Indignation erregt."

Wenn die feudale Partei den Kampf gegen das Prineip in den Vordergrund stellte, so hatte sie dazu ihre guten Gründe. „Der Feudale, wenn sein Herz nicht siegt über seine Kastenidee, ist heimatlos wie jeder Ritter, ist Kosmopolit wie der französische Socialist, ist sich selbst Zweck wie der römische Clerus. Er treibt auch Interessenpolitik. Seine Dogmen sind die Umhüllung seiner Interessen. Wo die Landbevölkerung abhängig ist vom Gutsherrn, Dorf- und Stadtgemeinde ohne Selbstregierung sind, wo die Adelscorporation allein dieses Recht und in der Vertretung der Provinz und des Landes den

dominirenden Einfluß besitzt, wo der Monarch den erhabenen Beruf der Sorge für das Ganze vergißt und zum Organ einer Gesellschaftsclasse herabsteigt, da ist göttliche Ordnung, da ist das gesalbte Königthum. Dieser Conservatismus vergöttert das historische Recht, weil er für seine eignen Ansprüche ein rationelles nicht auffinden kann. Er eifert für das willkürlich Festgesetzte, weil seine eigne Stellung nur auf der Convention beruht. Er will nicht, daß in der Politik dem nationalen, dem sittlichen Bedürfniß der Völker Rechnung getragen werde, weil bei dem lebendigen Aufblühen aller Kräfte der Nation das dürre Reis seiner exclusiven Rechte nothwendig abgestoßen wird."

Während die feudale Partei aus egoistischen Interessen Deutschland zur Theilnahme am italienischen Krieg zu bestimmen suchte, ließ sich ein Theil der wirklich Liberalen durch unklare Gefühle bestimmen. Die Herrschaft Oestreichs in Italien wurde als eine Herrschaft Deutschlands in Italien dargestellt und der deutschen Nation die Pflicht aufgelegt, für den Angriff des Fremden sich eine „Satisfaction" zu verschaffen. Der Verfasser sagt darüber ganz richtig: „man contrahirt doch keine Weltkriege wie der Student ein Duell, bloß um eine Satisfaction zu erlangen! . . . Das eben ist die Romantik des großdeutschen Patriotismus, daß er sich hinopfern möchte für eine Macht, die mit denselben Principien, um derenwillen sie in den italienischen Krieg zog, unsere deutsche Entwickelung hemmt und befeindet; daß er aus schwärmerischem Eifer für eine rein fingirte nationale Solidarität zwischen uns und dem Kaiserstaat sich der engern Verbindung der Staaten entgegenstemmt, die wirklich deutsche niemals unter sich collidirende Interessen haben; die aber gegenwärtig stets in Gefahr sind, für undeutsche und fremdartige Zwecke in Anspruch genommen zu werden."

Die Aufgabe Preußens war, der Sache dadurch eine nationale Wendung zu geben, daß es den Beistand, den es Oestreich leisten wollte, von Zugeständnissen abhängig machte, und bis es diese erlangt, in rein defensiver Stellung verharrte. Lange Zeit hindurch verfolgte Preußen auch wirklich diese Politik, aber zuletzt ließ es sich durch die allgemeine Stimmung fortreißen und machte sechs Armeekorps mobil, bevor es jene Zugeständnisse erlangt. Oestreich glaubte sehr geschickt zu handeln, als es nun, da Preußen einmal unwiderruflich engagirt war, sogar das wieder zurücknahm, was es bereits wirklich zugegeben hatte, und vielleicht wäre es ihm in der That gelungen, Preußen ohne alle Bedingungen in den Kampf zu ziehen, wenn es nicht mittlerweile einen andern Einfall gehabt hätte, nämlich den Einfall, plötzlich Frieden zu schließen. Was diesen Einfall herbeiführte, ist auch durch das Blaubuch nicht erklärt worden. Wo so verschiedenartige Motive durcheinander wogen, gibt zuweilen ein bloßer Zufall die Entscheidung.

Allgemein im Volk war das Gefühl rege geworden, daß ohne eine festere

Einigung Deutschland stets der größten Gefahr ausgesetzt sei, eine Beute des Auslandes zu werden. Freilich ist dies Gefühl noch lange nicht stark genug einen bestimmten Willen hervorzurufen. „Sollte Preußen jetzt an den Bund Anträge zur Umwandelung seines föderativen Prinzips bringen, da es doch nicht einmal etwas positiv Anderes als übereinstimmende Forderung der öffentlichen Meinung aufstellen konnte? Da noch weniger der Wille der Nation als unentfliehbare, drängende Macht hinter ihm stand! Sollte man die Centralgewalt aufgeben und die Idee des Parlaments festhalten? Das Voranstellen derselben in den Mittel- und Kleinstaaten ist begreiflich. Der nationale Sinn, die politische Thätigkeit findet keine Befriedigung in einem parlamentarischen Wirken, das ohne Einfluß und Bedeutung für die europäischen Geschicke bleibt. Aber ein Parlament, dessen Berathung eine Würde und Wirkung haben soll, ist nur denkbar neben einer Regierungsgewalt und nicht neben einem Gesandten-Collegium, von denen ein Jeder sich hinter den Willen seines souveränen Hofs, so oft ihm beliebt, zurückziehen kann. Sollte das Parlament die einige Formel zusammendebattiren, die noch nicht da war? Solch eine Debatte kann nebensächliche Meinungsverschiedenheiten, aber keine Prinzipien ausgleichen, deren Gegensatz bis auf den Grund geht. Sollte man sich begnügen, mit dem bescheideneren Vorschlag einer Vereinigung von Ausschüssen sämmtlicher Kammern, in deren Auswahl Volk und Regierung sich theilten? Aber abgesehen von dem kläglichen Beruf, das falsche Prinzip des Bundes neben den Scheinreformen der Regierungen auch noch durch Scheinberathungen der Volksvertretung zu übertünchen, wäre bei den gegenwärtigen parlamentarischen Zuständen diese Versammlung eine traurige Nachfolgerin des ersten deutschen Parlaments geworden. Ein Congreß aller Landtage, so entscheidend er wirken könnte, als letzte abschließende Vorbereitung der deutschen Sache, verspricht doch erst dann einen Erfolg, wenn die Kammern selbst von dem gleichen nationalen Sinn bewegt sind. Der patriotische Geist, dessen man sich allenthalben rühmt, thut es noch nicht, aus ihm folgt zur Besserung unseres Nothstandes schlechthin gar nichts, solange dieser Geist keine Form gefunden hat, die er als Werkzeug in die Hand nehmen, durch die er die Dinge praktisch umgestalten will." — Und nicht einmal über den Hauptpunkt konnte eine Verständigung erzielt werden: „daß die Ideen eines deutschen Parlaments mit östreichischer Betheiligung eine Phantasie, daß die Bewirkung desselben für den Kaiserstaat eine Unmöglichkeit ist. Ein deutsches Parlament mit ernster Betheiligung Oestreichs, dieser Gedanke ist entweder ein kindlicher oder ein unkluger Wunsch, — der Wunsch, daß der Kaiserstaat durch eine Revolutionirung vernichtet werde, daß Rußland im Osten seinen Rivalen verliere."

Wenn diese Unklarheit aus den eigenthümlichen Zuständen des deutschen

Volks hinreichend erklärt wird, so scheint dagegen Preußen die Bahn, die es wandeln soll, bestimmter vorgezeichnet zu sein. — „Preußen ist ein begünstigter, ein glücklicher Staat, sein Beruf und die Richtung seines Machtstrebens ist ihm durch Geschichte und Bedürfniß mit so scharfer Prägnanz vor Augen gestellt, daß ein Irrthum kaum möglich ist. Wenn es dennoch irrt, so hat der Abweg eine so verwüstende Folge, daß eine redliche, eine besonnene Gesinnung davor erschrecken und die Umkehr beschließen muß. Wenn es dann umkehrt, so gewinnt es in Monaten wieder, was es in Jahren verscherzte .... Das Geschick häuft Glück über Preußen; es fordert nur, daß es mit rascher Hand das Glück ergreife." — Aber freilich liegt darin auch eine große Gefahr für die preußische Politik. So oft eine Krisis eintritt, aus der es Vortheil zu ziehen im Stande wäre, setzt es voraus, daß die natürlichen Consequenzen derselben sich dem allgemeinen Bewußtsein aufdrängen würden, daß es mit freiwilliger Beistimmung aller Betheiligten die Zwecke werde durchführen können, die es durchführen muß. In dieser Voraussetzung zögert es mit seinem Entschluß, bis die günstige Gelegenheit vorübergeht; und dann wieder wird es ihm sehr schwer, rasch aufzugeben, was es nicht mehr durchführen kann. Dieses Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen hat sich seit 1849 fast von Jahr zu Jahr wiederholt. „Es ist zwar ein ehrenwerther, aber ein äußerst schwieriger und erfolgloser Standpunkt, in Mitten einer schlimmen und zugleich sehr thätigen Welt die Summe der eigenen Mittel nach dem Kanon einer privaten Gewissenhaftigkeit zu beschränken."

In derselben Lage, einen schnellen und durchgreifenden Entschluß zu fassen, ist die preußische Regierung auch in diesem Augenblick nach zwei Seiten hin. —

„Wie der Particularismus, so ist auch der Feudalismus der moralischen Ueberredung nicht zugänglich; wenn diese Kammersession denselben unproductiven Verlauf nimmt wie die vorige, wozu wird die Regierung sich entschließen? Wird sie die verfassungsmäßigen Mittel ergreifen, um einen Widerstand zu brechen, den nur die Gunst zufälliger Umstände organisirt hat? oder wird sie ihre organischen Gesetzvorlagen, d. h. die Mittel zur dauernden Gesundung und zur politischen Entwicklung des Staats, zu Grunde gehen lassen? Eine Phrase ist bereits aufgetaucht; durch das edle Wort „Rechtsstaat" scheint 1860 die Stagnation der innern Politik etwa so entschuldigt werden zu sollen, wie 1849 die Erfolglosigkeit der deutschen Politik durch die Formel der „Vereinbarung". Aber es ist schwerlich Zeit da, nach einem hin- und herschwankenden Kampf der Parteien, nach einem Jahrzehnt langen historischen Proceß endlich zu einer festen Richtung zu gelangen. Weil Preußen moralische Eroberungen zu machen hat, darum wünschen so viele, daß alles Halbe in seiner Politik verschwinde, daß es mit jenem Zauber sich ausstatte, der den Zuschauer stets ergreift, wo ein geschlossenes System, wo ein Wille aus Einem

Guß, wo ein Entschluß, der alle Theilhandlungen beherrscht, ihm entgegentritt."

Ebenso nach der andern Seite. „Falls die Bundesmajorität so hart bleibt, wie bisher die Feudalen in unserm Lande, was wird die Regierung thun? Wird sie sagen: Preußen hat seinen moralischen Willen bewiesen, und damit geleistet, was es konnte? oder wird sie sich entschlossen auf das Völkerrecht berufen, das ihr gestattet, an ihrer Grenze keine Zustände zu dulden, welche den Keim zu Unruhen in sich tragen? Zwischen einer Großmacht und einer Privatperson ist, wie bekannt, ein Unterschied; diese darf sich auf ihre Gesinnung berufen, jene kann ohne Beschädigung ihres Ansehens nicht öffentlich einen Willen proclamiren, der nicht zur That wird."

So weit unsere Flugschrift; suchen wir diese allgemeinen Sätze kurz auf die wichtigsten der schwebenden Fragen anzuwenden. Diese Anwendung ist um so nothwendiger, da jetzt dem preußischen Landtag nicht blos die größte Frage vorliegt, über die er seit seinem Bestehen zu entscheiden gehabt, sondern eine Frage, die in ihrem Einfluß auf das gesammte Volksleben weit durchgreifender ist, als die Einführung der constitutionellen Verfassung selbst.

Würden wir bei diesem Entwurf einer neuen Militärordnung nur die eine Seite ins Auge fassen, die Bedeutung für die militärische Ausbildung des Volks und die Beziehung zum bürgerlichen Leben, so würden wir es entschieden für die Pflicht des Landtags halten, die Vorlage zu verwerfen. Es ist gesagt worden, daß Preußen moralische Eroberungen in Deutschland machen soll: das kann doch nichts anders heißen, als daß die Angehörigen der übrigen deutschen Staaten Preußen beneiden und den Wunsch hegen sollen, gleichfalls Preußen zu werden. Geht aber diese Vorlage durch und wird im übrigen nichts geändert, so wird die Sache sich anders stellen: jeder Deutsche wird sich glücklich preisen, nicht in Preußen geboren zu sein, und jeder Preuße wird die übrigen Deutschen beneiden.

An sich ist das Prinzip, von welchem der gegenwärtige Gesetzentwurf so wie der des General Bonin ausgeht, vollkommen zu billigen. Die allgemeine Wehrpflicht bestand bis jetzt mehr dem Namen als der Sache nach. Es mußte mit derselben Ernst gemacht werden; jeder Staatsbürger, der nicht verkrüppelt ist, mußte seine Wehrpflicht leisten. Allgemein aber hatte man angenommen, daß mit dieser Verallgemeinerung der Dienstpflicht eine Herabsetzung der Dienstzeit auf höchstens zwei Jahre verbunden sein würde. Statt dessen setzt der Entwurf die Zeit nicht blos auf drei Jahre fest, sondern er verwandelt den bisherigen Landwehrmann der folgenden fünf Jahre in einen Kriegsreservisten, d. h. er stellt ihn unter das Militärgesetz. Der junge Lieutnant ist also ins künftige der Vorgesetzte des Assessors, des Kreisrichters, und muß von ihm salutirt werden. Wie weit das nun praktisch festzustellen sein wird, darauf

kommt es um so weniger an, da die Details der Militärordnung schwerlich der Controle des Landtags anheimgegeben werden können. Der neue Entwurf vergrößert also nicht blos die Staatsausgaben in einer Weise, die selbst den entschlossensten Ministeriellen in Schrecken gesetzt hat; er vermindert nicht blos die productive Thätigkeit, d. h. die Steuerkraft des Volks in einer eben so unerhörten Weise, sondern er macht auf eine Reihe von Jahren, vom 19—27 Jahr, den Staatsbürger zum Soldaten; d. h. wie die Sachen jetzt stehn, er unterwirft den Bürgerstand dem Junkerthum. Denn es ist auch nicht die leiseste Andeutung gegeben, daß die bisherige Feudalverfassung des Heeres geändert, daß das adlige Element des Offizierstandes durch ein bürgerliches ergänzt werden soll. Im Gegentheil fällt das weg, was bisher noch einigen Ersatz gab, das Institut der Landwehr-Offiziere, da factisch die Landwehr aufhört; denn was von nun an Landwehr heißt, ist die ehemalige Landwehr zweiten Aufgebots, die in Friedenszeiten gar nicht in Betracht kommt.

Freilich werden zur Ergänzung dieses Gesetzes andere in Aussicht gestellt, die das bürgerliche Element dem adeligen gegenüber heben sollen, namentlich eine neue Kreisordnung. Aber die Sache steht so, daß diese Gesetze (wahrscheinlich auch die neue Grundsteuerumlage) das Herrenhaus verwerfen, das Militärgesetz dagegen annehmen wird. Da nun Graf Schwerin erklärt hat, die Kreistage bestehn zu Recht, so würde es auch in dieser Hinsicht beim alten bleiben, und wir hätten dann das seltsame Schauspiel erlebt, daß unter einer liberalen Regierung das Junkerthum viel größere Fortschritte gemacht hätte als unter der Reaction. Wenn aber das Haus der Abgeordneten einmal die zur neuen Militärordnung nothwendigen Ausgaben anerkannt hat, so wird es auch die erforderlichen Steuern bewilligen müssen, gleichviel wo diese herkommen.

Ein solcher Gesetzentwurf kann nur in Zeiten der höchsten Noth oder eines gewaltigen Aufschwungs angenommen werden: die erste ist nicht vorhanden, den letzten hat die Regierung nicht zu erregen gewußt. Noch ist es nicht zu spät dazu; aber es ist die allerhöchste Zeit, und wenn wir der festen Ueberzeugung sind, daß Preußens Volk, um seinem Beruf zu genügen, sich jedem Opfer, auch dem schwersten unterziehen muß und wird, so kann ihm doch nicht zugemuthet werden dies Opfer zu bringen, wenn es nicht weiß wozu.

Man darf die Phrase „Vertrauen zum gegenwärtigen Ministerium" nicht auf die Spitze treiben. Das Ministerium hat vortreffliche Absichten, und seine Richtung im Allgemeinen, auch in der auswärtigen Politik, wird vom Volk gebilligt. Aber es hat in der Ausführung dieser Politik bisher nicht viel Geschick gezeigt, und es hat in keinem einzigen Moment verstanden, das Volk

für das, was es wollte, warm zu machen. Das ist aber nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig, wenn sich das Volk zu großen Opfern entschließen soll.

Eine ungeheure Veränderung des europäischen Völkerrechts hat statt gefunden ohne irgend eine Betheiligung Preußens, und ohne daß Preußen aus seiner Stellung den geringsten Nutzen gezogen hätte. Seitdem der Antrag von Du Cane mit einer so ungeheuren Majorität verworfen ist, steht in unsern Augen das englisch-französische Bündniß fest, d. h. es steht fest, daß sich Napoleon die Einverleibung Mittelitaliens in Sardinien, daß sich England die Einverleibung Savoyens in Frankreich gefallen läßt. Das erste ist ein sehr wünschenswerthes, das zweite ein sehr trauriges, ein sehr Gefahr drohendes Ereigniß. Was hat nun Preußen durch sein Schweigen erreicht? Es hat nicht einmal die günstige Conjunctur benutzt, Frankreich zu bestimmen, seinerseits die Regulirung der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheiten zuzulassen. Jetzt liest man in den Zeitungen, daß es ebenso wie Rußland, nur etwas leiser, das Prinzip der Legitimität wieder aufs Tapet bringt, auch wieder den Wunsch nach einem Congreß ausspricht. Vor drei Monaten war das vielleicht eine nicht wünschenswerthe, aber durchführbare Politik, was es aber jetzt heißen soll, das ist dem Uneingeweihten vollkommen unverständlich. Und, wohl gemerkt! die preußische Politik ist jetzt in der Lage, durch Verständlichkeit alles zu gewinnen, durch Unverständlichkeit alles einzubüßen. Preußen ist ein sehr mächtiger Staat, wenn es den Geist seines Volks für sich erweckt, es ist von allen Staaten der ohnmächtigste, wenn dies ihm nicht gelingt.

Wie steht es jetzt eigentlich zu Oestreich? wie steht es zu Deutschland? — Es wird gemeldet, daß der Bundestag nachträglich Preußens Antrag in Bezug auf die Bundeskriegsverfassung angenommen d. h. daß er beschlossen habe, auch die organischen Paragraphen des Statuts in Betracht zu ziehen. Schon dies formelle Zugeständniß zeigt augenscheinlich, daß man auf jener Seite das Gefühl hat, Preußens zu bedürfen. Es zeigt aber noch lange nicht, daß man materielle Zugeständnisse zu machen gedenkt: denn was sich als Resultat jener Inbetrachtnahme herausstellen wird, darüber weiß man nichts. Ueber die hessische Frage ist alles still, und was Schleswig-Holstein betrifft, so beschließt der Bundestag in dem Augenblick, wo die dänische Regierung, die Regierung eines ganz zerrütteten Staats, an Unverschämtheit alles überbietet was sie bisher gethan, in einem Augenblick, wo sie die deutschen Herzogthümer geradeso als eroberte Provinzen behandelt, wie Kaiser Nikolaus die Polen 1832 — beschließt der Bundestag, in Erwartung von diesem und jenem die Execution wieder zu vertagen! — Ist das eine Politik, für die man jährlich 11—12 Millionen mehr ausgeben, für die man die Blüthe des männlichen Alters ins Militär stecken darf?

Preußen ſchwebt zu oft in dem unglückſeligen Wahn, es genüge bereits ein ſchönes Heer zu haben. Unter Friedrich Wilhelm I., auch 1805, war das Heer ſo gut als möglich, und doch war Preußen der ſchlechteſten Behandlung ausgeſetzt. Der bloße Beſitz der Waffe thut nichts, wenn ſie nicht in ſtaatsmänniſchen und entſchloſſenen Händen iſt. Die franzöſiſche Armee iſt immer gut geweſen, Frankreich ſtand aber von 1815—1850 in Europa äußerſt ſchwach. Wodurch hat Napoleon in den letzten Jahren ſo ungeheure Erfolge errungen? Dadurch daß er Sinn für die Realität der Dinge hat; dadurch daß er ſein eigenes Volk und den Geiſt der andern Völker zu berechnen verſteht. Freilich hat er auch darin Fehler begangen, Fehler der ſchlimmſten Art, aber wer Sinn beſitzt für die Realität der Dinge der weiß dieſe Fehler zu corrigiren. Auch ſeine Politik in den beiden letzten Monaten, dies durchgreifende rückſichtsloſe und dabei doch maßvolle Vorgehen gegen die Kirche, hat es nicht für unſere Zeit, wo, wie es ſcheint, Niemand etwas will, ohne zugleich das Gegentheil zu wollen, etwas Bezauberndes? Schlimm genug, daß der Zauberer für uns am gefährlichſten iſt! Napoleon hat durch ſeine jetzige Haltung nicht bloß nach außen gewonnen, er hat auch ſeine Stellung im Innern ſehr bedeutend befeſtigt. Sein gefährlichſter Gegner war der Orleanismus, der die ehrbaren geſetzten Leute des Staats umfaßte; wenn aber die Herrn Orleaniſten nichts Klügeres zu thun wiſſen, als die Vertreter des Pfaffenthums in die Akademie aufzunehmen, oder ſich vom Grafen Chambord ſalbungsvolle Briefe ſchreiben zu laſſen, ſo werden ſie bald ebenſo ein Kinderſpott ſein wie ihre Vorgänger, die Legitimiſten.

Die Gefahr, die uns von Napoleon droht, rückt täglich näher; natürlich will er die Rheingrenze, und da wir ihm zum Erſatz derſelben nichts anderes zu bieten haben, da Preußen nicht blos gegen Deutſchland, ſondern gegen ſich ſelbſt die Verpflichtung hat, auch mit Gefahr ſeines Untergangs als Vertreter Deutſchlands die Rheingrenze zu erhalten, ſo iſt an einen Vertrag mit Frankreich nicht zu denken. Die Gefahr iſt aber auch nicht ſo groß, wenn es Preußen gelingt, Deutſchland zu einigen. Den Weg dazu hat es mit ſeinen Anträgen am Bundestag vollkommen richtig und correct bezeichnet. Es iſt aber ein ganz falſches Mittel, wenn es, um auf demſelben vorwärts zu kommen, ſich in den Mantel der Beſcheidenheit hüllt, der das Vertrauen nicht vermehrt, wohl aber die Achtung vermindert. Es hat ſeinen Bundesgenoſſen, namentlich Oeſtreich reinen Wein einzuſchenken, es hat ihm zu zeigen, daß es die beiderſeitige Lage vollkommen durchſchaut und die Hilfe, die es ihm bringen kann, nicht unterſchätzt; es hat jede ungerechtfertigte Forderung, z. B. die Wiederaufnahme der alten italieniſchen Eroberungsgelüſte, kurzweg zurückzuweiſen und ganz genau das Maß der Solidarität feſtzuſtellen. Vor allen Dingen, es hat ſeine geſammte Politik den Augen der Nation offen darzu-

legen. Insofern ist das vorige Jahr nicht ohne Früchte geblieben, daß von einer Rheinbundspolitik der mittlern Staaten nicht die Rede sein kann, und eine defensive deutsche Kriegsordnung nach Maßgabe der preußischen Vorschläge würde nicht blos von einer europäischen Coalition gedeckt, sondern auch von Napoleon respectirt werden, weil er in ihr wiederum eine Realität sähe.

Wenn sich die preußische Regierung entschließt, das, was sie will nach außen und nach innen, genau zu formuliren und sich unzweideutig darüber auszuspricht, daß dieser Wille auch durchgesetzt werden soll; wenn sie die dazu nothwendigen einleitenden Schritte (z. B. in Bezug auf das Herrenhaus) sofort vollzieht (es ist Gefahr im Verzuge), so wird die Landesvertretung ihr die Mittel, groß aufzutreten, nicht weigern. Wenn sie sich aber hinter formelle Disstinctionen, „Executive" und „Legislative" u. dgl. verschanzt, so hat der Landtag sehr wohl zu überlegen, eine wie furchtbare Verantwortlichkeit auf ihm lastet. Er hat vor allen Dingen zu überlegen, daß in einem civilisirten Staat das Heer nicht Zweck, sondern nur Mittel sein darf. —

Denen aber, die in Deutschland den preußischen Verhandlungen zusehen, mit dem Gefühl, unbetheiligte Zuschauer zu sein, rufen wir mit den Worten der oben erwähnten Flugschrift zu: „Ehe wir nicht eine klare Definition haben von dem, was wir wollen, können wir nicht sagen, daß wir etwas wollen. Eine Centralgewalt ohne Einigung über das Subject, das sie haben, ein Parlament ohne Centralgewalt, die seine Beschlüsse sichern soll, das sind Bilder, aber keine politischen Begriffe. Eine Einigung, deren Proceß erfolgen soll gegen die Gesetze der Mathematik und Physik, paßt wenigstens nicht als Zweck in diese reale Welt. Niemand kann zwei mächtige Organismen in einen dritten verschmelzen, Niemand in eine Einheit zwei Zahlen zusammenrechnen, von denen jede eine andere Sache, eine andere Qualität bedeutet. Wen sein Gefühl verhindert, solche Grundwahrheiten anzuerkennen, der wünscht zwar die Einheit, aber er will sie nicht, und was ihn betrifft, so werden wir in alle Zukunft jenes schmerzweckende Lied singen können, welches fragend nach dem Vaterlande sucht, und mit seiner Sehnsucht niemals über das Sollen hinauskommt." ††

Die ſtreitigen Grenzen in Schleswig-Holſtein.

Während die holſteiniſche Frage im Berathungsſaal des deutſchen Bundestags vor Langeweile über ihre „correcte“ Behandlung eingeſchlafen ſchien, während ſie jetzt in einer Weiſe aufgewacht iſt, daß man wünſchen möchte, ſie habe fortgeruht, regt ſie ſich jenſeits der Eider in ihrer eigentlichen Geſtalt, als ſchleswig-holſteiniſche, in dieſem Winter lebhafter als ſeit Jahren. Die in Flensburg tagenden Stände des Herzogthums Schleswig entwickeln eine Energie, welche des beſten Erfolgs werth wäre. Die deutſche Majorität — ſie verfügt über 27, die däniſchgeſinnte Minorität nur über 14 Stimmen — hat es, geführt von den Bauern Thomſen von Oldensworth und Hanſen von Grumbye ſo wie von Graf Baudiſſin und v. Rumohr-Rundhof, für ihre Pflicht gehalten, von Neuem gegen das Sprachedict, welches die Schulen und Kirchen von Mittelſchleswig daniſirt, zu proteſtiren, wobei ſie ſich auf 10,000 Petitionen aus den von jenem Edict betroffenen Diſtricten ſtützte. Sie hat ferner den vormaligen Miniſter Wolfhagen in Anklageſtand zu verſetzen beſchloſſen, ſie tritt gegen die Verfügungen, welche den Schleswigern wehren, die beiden Herzogthümern gemeinſame Univerſität zu beſuchen, in die Schranken, und ſie iſt ſeit der Diät von 1846, wo die Stände ſich gegen den „Offnen Brief“ Chriſtians des Achten erklärten, zum erſten Mal wieder im Begriff, ſich in einer Adreſſe an den König zu wenden. Dieſe Adreſſe ſagt im Weſentlichen folgendes: Die Bekanntmachung von 28. Januar 1852 habe kaum das kleinſte Maß der gerechten Erwartungen Schleswigs befriedigt, aber auch dieſe Zuſicherungen ſeien durchgehends nicht gehalten worden. Die Sonderverfaſſung für das Herzogthum und die Geſammtverfaſſung verleugnen dieſe Zuſicherungen. Statt der Verheißung: Gleichberechtigung der Nationalitäten ſei eine gewaltſame ſchonungsloſe Unterdrückung des deutſchen Elements eingetreten. Nur eine vollſtändige Umkehr von dem bisherigen Syſtem könne zum Frieden führen. Da die Verheißungen der Bekanntmachung von 1852 ſich nicht einſeitig auf Holſtein, ſondern ganz ebenſo auf Schleswig bezogen, ſo können die für Holſtein am 6. November 1858 aufgehobenen Beſtimmungen nebſt der Geſammtverfaſſung von 1855 nicht mehr für Schleswig gelten. Die Stände verweiſen dann auf die am 7. September 1846 der deutſchen Bundesverſammlung übergebene, die Verbindung Schleswigs mit Holſtein anerkennende Erklärung Dänemarks und erheben feierlich Proteſt gegen alle bisherigen wie künftigen, eine Trennung der beiden Herzogthümer bezweckenden Maßregeln.

Dazu kommen Gerüchte, daß man in England und Frankreich wieder an den Plan einer Theilung Schleswigs nach den Sprachgrenzen denke, dazu die heilloſe Zerfahrenheit in Dänemark ſelbſt, das ſoeben wieder ein Miniſterium

begraben hat, dazu die Strömung der Zeit, die allen Nationalitäten zu ihrem Rechte zu verhelfen verheißt, sei es selbst gegen das Recht der Dynastien. Italien hat alle Aussicht, zu bekommen, was es fordert, Ungarn wird, wenn nicht alles täuscht, wenigstens zu einem Theil seiner Gerechtsame gelangen, nur Deutschland, nur Schleswig-Holstein, wo das Recht der Nationalität mit dem altbergebrachten geschriebenen und verbrieften Recht zusammenfällt, und wo noch überdies die Ehre eines großen Volks eine Sühne heischt, soll, wie es scheint, leer ausgehen. Hoffen wir, daß dem nicht so ist. Dänemark zwar wird in Schleswig nicht nachgeben, und seine Nachgiebigkeit in Holstein wird, so lange man in Frankfurt mehr auf die Correctheit, als die Energie des Stils der Noten sieht, welche die Frage lösen sollen, immer nur eine halbe, eine blos formelle, eine scheinbare sein. Aber neben dem Geist des Bundestags hat sich in den letzten beiden Jahren ein anderer erhoben, der, bis zu einem gewissen Grade durch Preußen vertreten, schon die eine der beiden Hauptfragen, welche aus den Jahren des nationalen Aufschwungs ungelöst zurückgeblieben sind, einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen unternommen hat, und wir dürfen hoffen, vielleicht überzeugt sein, daß er, wenn die rechte Zeit da ist, auch jenseits der Elbe und Eider durch Preußens Stimme fordern wird, was Rechtens ist.

Man wird dann über die Grenze, die sich der Bund bisher gesteckt hat, das heißt über die Grenze Holsteins hinauszugehen haben, und man wird dies können, ohne die sofortige Einmischung des Auslandes fürchten zu müssen. Schleswig gehört nicht zum deutschen Bunde. Deutschland hat aber, selbst wenn man das letzte Abkommen zwischen ihm und Dänemark gelten läßt, ein Recht weiter zu gehen, als es dem Bunde bisher beliebt hat: es hat ein Recht zur Einmischung in Schleswig, weil und so weit Holstein Rechte in Schleswig hat.

Stellen wir uns auf diesen Standpunkt, der zwar unsre Wünsche durchaus nicht vollständig ausdrückt, nur das geringste Maß derselben umfaßt, aber bis auf bessere Conjuncturen der einzig praktische sein möchte; so finden wir zunächst gewisse nicht politische Institutionen, welche die Herzogthümer gemeinsam haben, und von denen die kieler Universität für uns die wichtigste ist. Die dänische Regierung ist vertragsmäßig verpflichtet, „dieselbe zu conserviren, auch bei ihren habenden privilegiis zu schützen", und zu diesen Privilegien gehört, „daß alle sich den Studien widmenden Unterthanen (Schleswigs wie Holsteins) zwei volle Jahre in Kiel studiren oder gegenwärtigen sollen, daß sie zu keiner Beförderung weder in civilibus noch in ecclesiasticis Hoffnung haben." Diese Bestimmung ist von den Dänen gröblich verletzt worden, indem man eine große Menge von Stellen mit Leuten, die in Kopenhagen, aber nie in Kiel studirt haben, besetzt und andrerseits durch verschiedene Maßregeln, unter anderen durch Veränderung der Abgangszeit an den schleswigschen Gym-

naſien, bewirkt hat, daß Schleswiger die ſchleswig-holſteiniſche Hochſchule nicht mehr beſuchen können.

Ein andrer Punkt iſt die Grenzregulirung zwiſchen Holſtein und Schleswig, die noch heute nicht vollzogen iſt und bei deren Ordnung ſich ergeben würde, daß ein beträchtliches Stück Land jenſeits der Eider zum deutſchen Bunde gehört. Dahin zählen wir die ganze Inſel Fehmarn, den Kieler Hafen, die Feſtung Friedrichsort, welche theilweiſe auf dem der Stadt Kiel gehörigen Strande jenes Hafens erbaut iſt, das adelige Gut Warleberg, das Bett der Eider, die Altſtadt Rendsburg mit den nördlich von derſelben gelegenen Kronwerks- und Stadtländereien, die Dörfer Lehmbeck, Borgſtedt, Büdelsdorf, Rübbel und Fockbeck, mit Aalbeck und Ahrenſtedt, ferner die rendsburger Vorwerksländereien nördlich der Eider mit der Karlshütte, den Börmer-, Mezger- und Kleineuſee-Koog und die Landſchaft Stapelholm mit dem auf ihrem Grund und Boden erbauten Friedrichsſtadt und der Hohner Fähre.*)

Die Vertragsbrüchigkeit ferner, welche die kopenhagner Regierung ſich durch Ausführung ihres Sprachedicts in Mittelſchleswig hat zu Schulden kommen laſſen, könnte unſrer Meinung nach ebenfalls mit vollem Recht vor das Forum der Bundesverſammlung gezogen werden. In der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 verſprach der König von Dänemark, der für Schleswig auszuarbeitende Geſetzentwurf werde „insbeſondere die erforderlichen Beſtimmungen enthalten, um der däniſchen und deutſchen Nationalität in dem gedachten Herzogthume völlig gleiche Berechtigung und kräftigen Schutz zu verſchaffen und zu ſichern.“ Wie dies verſtanden und ausgeführt worden iſt, haben d. Bl. gezeigt; daß die dort gegebenen Schilderungen däniſcher Tyrannei in Kirche, Schule und Kanzlei nicht übertrieben waren, beweiſen die Verhandlungen in der ſchleswigſchen Ständeverſammlung, bezeugen die 10,000 Petitionen gegen den Sprachzwang, welche der Landesvertretung vorliegen.

Die Eiderdänen haben, um ſich wegen der gewaltſamen Einführung der däniſchen Sprache in 48 Kirchſpielen (unter denen mehrere über 3000 Einwohner zählen) und 168 Schulen des mittlern Schleswig zu rechtfertigen, ſowol

*) Man vergleiche hierüber die „Geſchichte der geographiſchen Vermeſſungen und der Landkarten Nordalbingiens vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1859“ von Hauptmann F. Geerz, Vorſteher der geographiſchen und Graveurſection des k. preuß. großen Generalſtabs, ein ſehr gründliches und in politiſchen Fragen vollkommen unparteiiſches Werk, welches die ſoeben in drei verſchiedenen Ausgaben in Commiſſion von Perthes, Beſſer und Mauke zu Hamburg und von Schwers in Kiel erſchienene vortreffliche „Generalkarte von den Herzogthümern Schleswig, Holſtein und Lauenburg, den Fürſtenthümern Lübeck und Ratzeburg und den freien und Hanſeſtädten Hamburg und Lübek“ als Denkſchrift begleitet. Wir empfehlen die Karte, die in der That alles für den Geographen, Hydrographen und Geognoſten Intereſſante berückſichtigt und eine große Anzahl von Fehlern andrer Karten corrigirt, angelegentlichſt.

in der schleswigschen Ständeversammlung von 1857 als auf dem skandinavischen Kirchentage erklärt, daß diese gegen den Wunsch von 80 bis 90,000 davon unmittelbar betroffenen Schleswigern vollzogene und bis jetzt noch nicht einmal gemilderte Maßregel sich „mit kaum nennenswerthen Ausnahmen“ innerhalb derjenigen Kirchspiele bewege, welche die von Geerz 1838 veröffentlichte Sprachkarte (Eutin und Kiel, bei Baurmeister und Griem) als dänisch redende bezeichnet habe. Zur Widerlegung dieser Behauptung erklärt Geerz S. 199 der in untenstehender Anmerkung bezeichneten Schrift folgendes:

„Wir haben schon im Jahre 1838 auf unsrer Karte bezeichnet: a) als rein deutsche Kirchspiele: Gelting, Vorderbrarup, Thumbye, Böel, Struxdorf und Schwesing; b) als überwiegend deutsche Kirchspiele: Esgrus, Sterup, Sörup, Satrup, Havetoft, Uelsbye, Fahrenstedt, Treia, Jörl, Eggebeck, Sieverstedt, Oeversee, Hürup, Husbye, Rüllschau, Adelbye, Munkbrarup, Glücksburg, Neukirchen, Grundhof, Steinberg und Queren; c) als zur Hälfte deutsch und dänische Kirchspiele: Klein Solt, Groß Solt, und Olderup. In diesen 31 Kirchspielen, sowie in 17 andern Kirchspielen, welche seit der Reformation deutsche Kirchensprache, und seit etwa hundert Jahren deutsche Schulsprache hatten, ist die deutsche Sprache beim Unterricht durch die dänische verdrängt und der deutsche Gottesdienst auf die Hälfte der Sonn- und Festtage im Jahre beschränkt worden. Es hat mithin, selbst wenn wir bei den Sprachverhältnissen vom Jahre 1838 stehen bleiben, und wenn die Wünsche der Gemeinden um Beibehaltung der deutschen Sprache nicht zu berücksichtigen wären, in 6 Kirchspielen die Einführung der dänischen Sprache gar keine Berechtigung; in 22 Kirchspielen mußten bei einem wöchentlichen Unterricht von 30 Stunden die dänischen Unterrichtsstunden sich zu den deutschen wie etwa 5 zu 25 (nicht wie jetzt der Fall wie 26 zu 4) und in 3 Kirchspielen wie 15 zu 15 (nicht wie gegenwärtig wie 26 zu 4) verhalten. Daß eine Parität beider Sprachen nach dem oben angegebenen Verhältniß hinsichtlich des Schulunterrichts gar nicht stattfindet, und daß selbst das reglementirte Minimum des deutschen Schulunterrichts von 4 Stunden wöchentlich, in den „gemischten Districten“ (!) der Propsteien Flensburg und Tondern nicht ertheilt wird, verschweigt jene Erklärung ebenfalls, obgleich dies den Wortführern der sogenannten nationaldänischen Partei sehr wohl bekannt war. Endlich ist in obiger Erklärung die Thatsache verschwiegen, daß wenigstens in den Kirchspielen Treia, Fahrenstedt, Uelsbye, Havetoft, Satrup und Sörup die dänische Sprache in Kirche und Schule keine Berechtigung in Anspruch nehmen kann.“

Es ist kein Zweifel, daß durch diese Vorrückung der Sprachgrenze gegen die Versprechungen der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 das Abkommen verletzt ist, welches dem Kriege zwischen Deutschland und Dänemark ein

Ende machte, kein Zweifel, daß Deutschland wie die Pflicht so auch das Recht hat, auf Erfüllung jener Versprechungen zu dringen, nöthigenfalls dieselbe zu erzwingen. Die von der Bundesgewalt mit dem König von Dänemark rücksichtlich Schleswigs abgeschlossenen Verträge tragen allerdings einen rein völkerrechtlichen Charakter, sind aber deshalb nicht von geringerer Stärke, als die für Holstein genehmigten Vorschläge des Herzogs dieses Landes. Der Bundestag gedenkt in dem Beschluß vom 29. Juli 1852 der Friedensstipulationen in Betreff Schleswigs nicht ausdrücklich, dennoch sind dieselben als integrirender Theil des Friedensschlusses zu betrachten; denn um Schleswig und dessen staatliche Beziehungen zu Holstein war ja gerade Krieg geführt worden, und auch nachdem das historische Recht Holsteins aufgegeben war, blieb die Ordnung der schleswigschen Verhältnisse noch immer ein Interesse von hoher Wichtigkeit für Holstein und Deutschland. Für alle Fälle würden Preußen und Oestreich als die völkerrechtlichen Vertreter der von ihnen vereinbarten und von der Bundesversammlung in keinem Punkt beanstandeten Friedensbestimmungen vorhanden sein. Wenn der Bundestag später Schleswig unberücksichtigt gelassen und ruhig den dänischen Maßnahmen zugesehen hat, welche fast auf eine faktische Einverleibung des Herzogthums in Dänemark hinausliefen, so haben andere Gründe als die der Incompetenz denselben zu dieser Unthätigkeit vermocht. An seinem Rechte, die Ausführung des in seinem Namen abgeschlossenen Friedens zu verlangen, kann nicht gezweifelt werden.

Die Deutschen in Neuyork.

Als man am letzten 10. November auch in Neuyork ein Schillerfest feierte, wurde nicht ohne gewisse Berechtigung hervorgehoben, welche Fortschritte das deutsche Element in den Vereinigten Staaten seit der Geburt des Dichters gemacht habe. Man wies darauf hin, wie damals die deutschen Auswandrer andern Völkern etwa so erschienen seien, wie uns jetzt die chinesischen Kulis, wie sie damals zwar Pennsylvanien und das Mohawkthal der Cultur erobert, als Führer der Bootsleute des Westens die Flüsse der Wildniß dem Verkehr geöffnet, als Indianerjäger die Barbarei zurückdrängen geholfen, aber ohne

irgend welches Nationalgefühl gewesen, keine Spur von der Aufgabe des deutschen Geistes in Amerika gehabt und nicht im Entferntesten daran hätten denken können, daß ihre Nachkommen sich in hundert Jahren zu einer Feier vereinigen würden, wie die, mit welcher an jenem Tage nicht blos die deutsche Bevölkerung Neuyorks, sondern eine große Anzahl anderer, theilweise deutscher Städte Amerikas bis in das ferne Kansas und bis nach Kalifornien hin dem Andenken unsres Nationaldichters ihren Tribut zollten. Man stellte jenen Zuständen die Thatsache gegenüber, daß die Deutschen jetzt in Amerika, auch wenn man nur die dem nationalen Wesen treu gebliebenen rechnet, nach Millionen zählen, daß sie nicht mehr ein Haufe zusammenhangsloser Atome, sondern ein Volkselement seien, welches sich einer Eigenart bewußt ist, und stolz darauf, dieselbe mit mehr oder weniger Nachdruck geltend macht. Man freute sich dessen und baute darauf die Hoffnung, daß man in abermals hundert Jahren noch Günstigeres zu berichten haben würde.

Wir können diese Hoffnung nicht ganz theilen. Gern wollen wir zugestehen, daß das deutsche Element in Amerika in den letzten zehn Jahren durch eine stärkere Einwanderung von Gebildeten eine bessere Haltung gewonnen, daß es hier und da entschiedener als je vorher sein Wesen gewahrt und geltend zu machen versucht hat. Aber in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl leben solche Stimmungen und Bestrebungen unsrer Erfahrung nach nicht. Diese Mehrzahl führt noch immer ein Leben, das im Wesentlichen eine Nachahmung des Amerikanerthums ist und sich im Grunde von diesem nur dadurch unterscheidet, daß man besser turnt und singt, weniger in die Kirche geht und mehr Lagerbier vertragen kann als der Nachbar Yankee. Das Bewußtsein von der Mission der Deutschen in Amerika ist nur in verhältnißmäßig Wenigen zum Durchbruch gekommen, und von diesen werden diejenigen zu zählen sein, welche auf verständige Weise dahin wirken, daß dieses Element zur Geltung gelange. Man sehe sich die deutsch-amerikanische Presse an, man lese die rüpelhaften Ausfälle, in welchen die Führer derselben einander befehden, man überblicke die Reden, die bei den Schillerfesten der verschiedenen Städte gehalten wurden, und von denen die in Neuorleans, wo ein Herr Maas es in der Ordnung fand, Robert Blum mit Schiller und Luther zusammenzustellen, nicht die abgeschmackteste war, man gehe in eins der deutschen Theater, in eine der deutschen Buchhandlungen in den amerikanischen Hauptstädten, und man wird von sehr erheblichen Bedenken beschlichen werden, ob es gestattet sei, jene Mission zu betonen, ja ob dieselbe in der Ausdehnung, welche ihr einzelne Enthusiasten geben möchten, überhaupt existire.

Die Ursachen davon, daß dem so ist, sind nicht schwer zu finden und zur Genüge schon angegeben worden. Die deutschen Einwandrer sind mit wenigen Ausnahmen Kaufleute, Handwerker und Bauern, und diese finden ihre Rech-

nung besser beim Anschluß an das Amerikanerthum als durch Abschließung von demselben Viele haben die Heimat mit Haß gegen dieselbe verlassen, die meisten wußten, als sie sich in die neue Welt einschifften, nur von Kurhessen, Würtemberg, Hannover oder irgend einem andern „engern Vaterland", nichts oder sehr wenig von Deutschland; es ist eine ungerechtfertigte Zumuthung, wenn sie mit der Erinnerung an enge kleinliche Verhältnisse im Herzen diese Erinnerung mit dem trotz aller Mängel immherhin großartigen Getriebe des staatlichen und socialen Lebens Amerikas zusammenhalten und jener den Vorzug geben sollen. Bei einem solchen Vergleich wird sich in der Hauptsache bei Ungebildeten nur eins zu Gunsten der verlassenen alten Zustände herausstellen. Es lebte sich „gemüthlicher" in Deutschland. Und so reducirt sich das Streben, sein Deutschthum geltend zu machen, bei den Meisten eben auf Wiederherstellung dieser Gemüthlichkeit in der ungemüthlichen neuen Heimat. Was von Einzelnen oder dem einen und dem andern Kreise darüber hinaus versucht worden ist, schwebt bis jetzt fast ganz in der Luft, ist Traum und Phantasie. Nur wo Beeinträchtigung der Gemüthlichkeit durch die Amerikaner drohte, wie etwa durch das Liquor-Law, oder wo es eine Gesetzgebung abzuwehren galt, die materielle Verluste in Aussicht stellte, wie bei der Agitation der Knownothings, gelang es, einen Theil der Masse zu einiger Energie anzustacheln.

Daß die Masse der Deutschen eine imponirende ist, daß sie einen guten Theil des amerikanischen Capitals an Geld- und Arbeitskräften repräsentirt, kann nicht in Abrede gestellt werden. Je mächtiger sie aber nach dieser Seite hin erscheint, desto mehr macht sie nach der andern den Eindruck der Ohnmacht, und beide Seiten zusammen geben das Bild eines schwachen, mindestens unbeholfenen und unschlüssigen Riesen, womit sie der Komik verfallen. Wenn wir in den Zeitungen bisweilen Berichte lesen, die dem widersprechen, so rühren dieselben von Leuten her, welchen die Fähigkeit zu vergleichen abhanden gekommen ist, oder von solchen, welche die Dinge schon so sehen wie sie sein sollten. Wenn das Werk den Meister nicht lobt, muß der Meister das Werk loben.

Dennoch ist es von Interesse, einen Blick auf das Leben der amerikanischen Deutschen zu werfen, und so mögen die nachstehenden Notizen über die Vertheilung unsrer Landsleute in Neuyork und deren sonstige Lebensverhältnisse willkommen sein.

Man bezeichnet Neuyork zuweilen als die drittgrößte deutsche Stadt, da nur Wien und Berlin von mehr Deutschen bewohnt sind. Der Ausdruck hat indeß nur geringe Berechtigung; denn wenn die Annahme, nach welcher in der Manhattanstadt mehr als 140,000 Deutsche wohnen, auch keine übertriebene sein sollte, so bilden dieselben doch keine geschlossene, einheitliche Gemeinschaft

wie eine eigne Stadt. Dies ist nicht einmal möglich. Wenn nichts anderes, so müßte es schon die Stammesverschiedenheit der Deutschen verhindern, die zwar das Zusammenkommen gelegentlicher allgemein deutscher Kundgebungen wie etwa das Schillerfest nicht ausschließt, aber im gewöhnlichen Alltagsleben eine Anzahl ziemlich streng voneinander geschiedener Gruppen erzeugt, welche sich fast so fremd gegenüberstehen wie dem Amerikanerthum. Diese Stammesunterschiede kommen, wie leicht erklärlich, hier deutlicher zum Bewußtsein als in der Heimat. Besonders schroff, oft feindlich treten sich die Plattdeutschen und die Schwaben gegenüber. Unter letzterer Bezeichnung begreift der Norddeutsche in der Regel alle Süddeutschen, d. h. so ziemlich alles, was südlich von der Mainlinie seinen Geburtsort hat. Zu dem Unterschied der Sprache und Lebensart tritt bei diesen Hauptgruppen noch die Verschiedenheit der Confession; denn unter den Platt- oder Norddeutschen ist das protestantische Element überwiegend, während unter den Süddeutschen das katholische stärker vertreten ist. Ferner mag als Regel gelten, daß unter den Norddeutschen mehr Repräsentanten der gebildeten Classen sind, als unter den Schwaben. Die angesehneren deutschen Kaufleute Neuyorks sind der großen Mehrzahl nach Hamburger, Bremer und andere Norddeutsche, dagegen gehört die Majorität der Handwerker und Arbeiter ihrer Abkunft nach süddeutschen Ländern an. Jene schließen sich in Sprache und Sitte den Angloamerikanern mit größerer Leichtigkeit an. Den Süddeutschen macht ihr Dialect bei Erlernung der englischen Sprache mehr Schwierigkeiten, und ebenso stehen ihre Lebensgewohnheiten und ihr ganzes Dichten und Trachten, namentlich ihr leichterer Sinn, dem angloamerikanischen Wesen ferner als die Art der Norddeutschen. Ein beachtenswerther Theil der deutschen Bevölkerung von Neuyork sind die Juden. Sie betheiligen sich sehr lebhaft an den gemeinsamen Bestrebungen der dortigen Deutschen, und es ist z. B. eine bekannte Thatsache, daß ohne ihre Gönnerschaft sich bis auf den heutigen Tag kein deutsches Theater dort zu halten vermocht hätte.

Abgesehen von den Grocers, d. h. den Krämern und Victualienhändlern, die zu mehr als neun Zehntheilen aus Plattdeutschen bestehen, und die über die ganze Stadt zerstreut wohnen, sind die genannten Hauptgruppen der deutschen Einwohner Neuyorks auch räumlich ziemlich scharf von einander geschieden. Die Süddeutschen haben sich größtentheils in den östlichen Quartieren, die von der Bowery im Westen, der Divisionstreet im Süden, dem Eastriver im Osten und der zehnten Straße im Norden begrenzt werden, niedergelassen. Auf dieser weiten Fläche trifft man allerdings eine Anzahl fast ausschließlich von Angloamerikanern und Irländern besetzte Straßen, wohin z. B. alle nördlich von der Houstonstreet, zwischen der Bowery und der ersten Avenue hinlaufenden, einige Theile der Rivingtonstreet und mehre der am Eastriver sich

hinziehenden gehören. Allein die Zahl solcher Striche vermindert sich von Jahr zu Jahr mehr. Die drei großen Durchfahrten in dem erwähnten Stadttheil: Bowery, Grandstreet und Houstonstreet enthalten Hunderte von kleinen Geschäften, in denen Deutsch gesprochen wird.

Man kann nicht behaupten, daß diese Quartiere zu den stattlichsten und saubersten von Neuyork gehören. Besonders die nördliche Hälfte derselben, die den Namen „Kleindeutschland" führt, hat eher das Gegentheil dieser Eigenschaften. Die Mehrzahl der Straßen bietet hier einen wenig behaglichen, theilweise sogar einen ärmlichen Anblick, und der Strich ostwärts von der Avenue A unterscheidet sich in dieser Hinsicht kaum von dem Viertel, wo die Söhne und Töchter der Smaragdinsel mit ihrem Schmuz und ihrer Liederlichkeit hausen. Indeß wohnt hier die ärmste Classe der neuyorker Deutschen, die vom kümmerlichsten Erwerb, als Lumpensammler u. s. w. leben und in kasernenartigen Gebäuden so eng zusammen hocken, daß die Ausübung der Tugend der Reinlichkeit mindestens große Schwierigkeit hat, wo nicht eine Unmöglichkeit ist.

Da die wohlhabenderen und gebildeteren Deutschen, vorzüglich die großen Kaufleute und Bankiers, nicht in einer bestimmten Gegend, sondern in den angloamerikanischen Stadttheilen zerstreut, zum Theil sogar in Brooklyn, Jersey-City, Hoboken, Staten Island u. s. w. wohnen, und überdieß ihr Deutschthum zwar nicht verleugnen, aber doch wenig hervortreten lassen; so ist es nicht zu verwundern, daß die Angloamerikaner die Vorstellungen, die sie sich von den Deutschen im Allgemeinen machen, von dem Charakter jener östlichen Stadttheile hernehmen, daß sie, abgesehen von weniger erfreulichen und ehrenden Meinungen, der Ansicht sind, die deutsche Bevölkerung ihrer Stadt umfasse fast ausschließlich kleine Handwerker, Krämer, Schenkwirthe und Tagearbeiter. In der Wirklichkeit ist dieß keineswegs der Fall, vielmehr begegnet man in den untern alten Stadttheilen, wo, wie in der Beaver-, der Williams-, der Front-, Cedar- und Courtlandstreet, der Großhandel und, wie in der Wallstreet, das Geldgeschäft seine Comptoirs, Speicher und Keller hat, durchschnittlich fast in jedem dritten Hause einer deutschen Firma. Nur im Bereich der großen Fabriken sowie im Gebiet der Rhederei sind die Deutschen verhältnißmäßig schwach vertreten, im Großhandel dagegen relativ mindestens ebenso stark, im Detailgeschäft vielleicht stärker als die Angloamerikaner.

So weit das gesellige Leben der neuyorker Deutschen an die Oeffentlichkeit tritt, hat es ein sehr entschieden süddeutsches Gepräge. Die größere Lebendigkeit und Mittheilsamkeit und die stärkere Neigung zu Vergnügungen, welche die Schwaben kennzeichnen, treten allenthalben deutlich hervor, und der Hang nach Lebensgenuß offenbart sich namentlich in der Zahl der Bier- und Weinhäuser und ähnlicher Anstalten, die in der That außerordentlich groß ist. Auch in den vielen geselligen Vereinen, Singkränzchen, Liebhabertheater-

Gesellschaften, Turnvereinen u. s. w. und bei den von diesen veranstalteten Festlichkeiten waltet das süddeutsche Element unverkennbar vor. Die Norddeutschen sind im Allgemeinen ernster, mehr aufs Erwerben und Sparen bedacht, nüchterner und stiller. Die oft sehr lärmende Lustigkeit der Schwaben, ihre Trink-, Sing- und Tanzlust hatte früher für die Angloamerikaner und bis zu einem gewissen Grade auch für die Norddeutschen etwas Abstoßendes, und man sah sie mit Blicken an, die ziemlich viel von einem Ketzerrichter an sich hatten. Jetzt hat sich in dieser Beziehung manches geändert, und man denkt mit mehr weltmännischer Duldsamkeit sogar über die deutsche Art der Sonntagsfeier, die allerdings das Widerspiel der streng kirchlichen Weise ist, in welcher der Angloamerikaner seinen „Sabbath" feiert.

Wir geben jetzt einen kurzen Ueberblick über die Anstalten und Vereine, in denen sich das Leben der neuyorker Deutschen ausprägt, und beginnen mit den Zeitungen. Deutsche Blätter gab es zu Ende vorigen Jahres in Neuyork 13, worunter 3 täglich erschienen. Das verbreitetste und im allgemeinen am besten geschriebene unter den letztern ist die Neuyorker Staatszeitung, deren Hauptredakteur Oswald Ottendorfer ist. Die beiden andern Tagesblätter sind der Neuyorker Demokrat, von Wilhelm Kopp, und die Neuyorker Abendzeitung, von Hermann Raster redigirt. Die übrigen Organe der deutschen Presse sind: die Neuyorker Handelszeitung, die Neuyorker Kriminalzeitung, der Geist der Weltliteratur, von Dr. A. Wiesner redigirt, die Schule des Volkes, die Neuyorker Illustrirte Zeitung, eine andere von dem Amerikaner Leslie herausgegebene Illustrirte Zeitung, der Neuyorker Humorist, die Katholische Kirchenzeitung, die Neuyorker Gewerbezeitung und die vom Arbeiterbund herausgegebene, von einem Herrn Haerbrendt redigirte Sociale Republik. Heinzens Pionier scheint von der Bühne verschwunden zu sein, wenigstens findet er sich in dem uns vorliegenden Verzeichniß nicht mit aufgeführt.

Im Uebrigen ist die Literatur schwach vertreten. Originalwerke in deutscher Sprache erschienen in Neuyork sehr selten. Freiligrath gab ein Bändchen Gedichte heraus, Struve eine Weltgeschichte. Sonst scheint die Buchdruckerpresse in Gotham, soweit sie das deutsche Element vertritt, sich nur mit Zeitungen, Etiquetten und — dem Nachdruck deutscher Bücher zu beschäftigen.

Das deutsche Stadttheater, dessen Eigenthümer und Direktoren die Herren Hoym und Haman sind, und dessen Leistungen etwa denen eines von unsern Theatern dritten Ranges entsprechen, hat 22 männliche und 12 weibliche Mitglieder. Außerdem bestehen drei Gesellschaften, welche kleine Liebhabertheater unterhalten, und von denen der „dramatische Verein Amicitia" die meisten Mitglieder zählt. Gesangvereine gibt es in Neuyork und den

jenseit des Hudson und des Eastriver gelegnen Nachbarstädten nicht weniger als zwölf. Der älteste und stärkste darunter ist der 1847 gestiftete Lieder-Kranz, der jetzt 450 Mitglieder hat. Die übrigen sind: die Männergesangvereine Arion, Lyra und Teutonia und die auch auf Frauenstimmen berechneten Gesellschaften Colonia, Harmonie, Rheinischer Sängerbund, Germania, Uhlandbund, Mozartverein und Sängerrunde. Sehr zahlreich sind die verschiedenen blos der Geselligkeit gewidmeten Klubs und Kasinos, das kleine Hoboken besitzt deren allein schon vier.

Praktischen Zwecken dienen: die deutsche Gesellschaft, welche sich um die Einwanderer sehr wesentliche Verdienste erworben und es endlich dahin gebracht hat, daß der Menschenfang am Hafen und die Ausbeutung der Ankömmlinge auf amerikanischem Boden bis auf geringe Spuren verschwunden sind, die Lebensversicherungsanstalt Concordia, die über ein Baarkapital und einen angehäuften Fond von über eine halbe Million Dollars verfügt, die Feuerversicherungsanstalt Germania, mit einem Kapital von 200,000 Dollars, die deutsche Sparbank im Cooper-Institut, die deutsche gegenseitige Unterstützungsgesellschaft für Wittwen und Waisen, der 150 Mitglieder zählende Hülfsverein für Commis, der deutsch-amerikanische Lehrerverein, die gegenseitige Unterstützungsgesellschaft Franklin, der deutsche Porterverein (Porter ist Markthelfer), der Arbeiterverein der elften Ward, die wohlthätige Zwecke verfolgende Gesellschaft „Schützende Freunde" und der Gewerbeverein. „Auf wissenschaftliche Basis gegründete Geselligkeit" erstrebt der 1857 gestiftete Klub Urania.

Ferner sind zu nennen: der sehr starke Turnverein, der aus etwa 100 Mitgliedern bestehende Klub der Socialreformer, der Communisten-Klub und der Schachklub Germania.

Deutsche Bankhäuser befinden sich in Neuyork gegenwärtig elf, deutsche Firmen, welche das Commissionsgeschäft betreiben, zählt man 88, deutsche Importeure 296, darunter viele Schweizer, Wechselmäkler 16, Spediteure 10, Waarenmakler 13. Deutsche Buchhandlungen besitzt Neuyork 6, die angesehensten sind die von Westermann und Radde. Musikalienhandlungen, deren Besitzer Deutsche sind, trifft man drei, derartige Buchdruckereien 12, Pianofortefabriken 11. Endlich mag noch Erwähnung verdienen, daß 12 zum Theil sehr große Zuckersiedereien von Deutschen betrieben werden.

Wir kommen zum Schluß unsrer Skizze. Allgemein zugestanden wird, daß unsre Landsleute in Neuyork sich im Durchschnitt durch Fleiß und Betriebsamkeit vortheilhaft auszeichnen, während sie den Amerikanern an Unternehmungsgeist nachstehen. Daß die Sparsamkeit, welche die niedere Klasse der Plattdeutschen charakterisirt, sich nicht selten auf Kosten des Gemeinsinnes und des Bildungstriebes äußert, ist weniger erfreulich, aber ebenso wahr. Die

Verbreitung der drei täglich erscheinenden deutschen Zeitungen in der Stadt und den Nachbarorten Brooklyn, Williamsburg, Astoria, Hoboken und Jersey-City, obschon an sich nicht eben unbedeutend — man rechnet etwa 18,000 Exemplare zusammen — steht doch bei Weitem nicht in dem Verhältniß zur Kopfzahl der deutschen Bevölkerung, wie die Verbreitung der in englischer Sprache geschriebenen Blätter zur Zahl der angloamerikanischen Einwohnerschaft. Dasselbe gilt von dem Absatz deutscher Bücher, von denen nur unterhaltende starken, und von diesen wieder die für den schlechtesten Geschmack berechneten den besten Absatz finden. Während von letzterer Gattung Tausende von Exemplaren verbreitet werden, setzt man von wissenschaftlichen und der bessern belletristischen Literatur angehörenden Werken nur in seltenen Fällen eine bedeutende Anzahl ab, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß in Neuyork die Gebildeten unter den Deutschen weit dünner gesäet sind, als bei uns in Deutschland.

Eine erfreuliche und vielversprechende Erscheinung ist das namentlich in den letzten zehn Jahren stark hervortretende Bestreben, deutsche Unterrichtsanstalten zu begründen. Von diesen besteht jetzt eine beträchtliche Menge, und es befindet sich darunter mehr als eine, die sich den besten Real- und Bürgerschulen an die Seite stellen darf. Hoffen wir, daß dieser Eifer sich erhalte. Nur dadurch, daß man dem werdenden Geschlecht, welches nicht mehr mit der materiellen Noth und den Hemmnissen zu kämpfen hat, welche den Einwanderer den Blick nicht vom Boden erheben lassen, deutsche Bildung und deutsches Wesen einpflanzt, wird man den Grund zu der Stellung legen, von der aus die amerikanischen Deutschen ihre Mission begreifen und erfüllen können.

Eine Bergfahrt in den Pyrenäen.

Bagneres de Luchon ist von den zahlreichen Bädern der Pyrenäen vorzüglich geeignet den Ausgangspunkt für Gebirgspartien zu bilden. Das Thal, in dem das Städtchen liegt, hat noch nichts Wildes, seine Sohle ist breit und trefflich angebaut, die Felder steigen bis zu beträchtlicher Höhe an den Abhängen hinauf. Am obern Ende der schönen Laubgänge aber, welche der Gouverneur von Languedoc, d'Etigny, unter Ludwig dem Vierzehnten anlegte, schließen sich die Höhenzüge enger zusammen, und man fühlt, daß man am Eingange einer großartigen Gebirgswelt steht. Die Königin derselben ist die Maladetta, der höchste Berg der Kette, welche sich vom Mittelländischen bis

zum Atlantiſchen Meere zieht und die ewige Grenzmauer zwiſchen Frankreich und Spanien bildet. Ich ſchloß mich einer Geſellſchaft an, welche die Erſteigung der Maladetta im Juli 1858 unternahm. Um 11 Uhr Morgens ſaßen wir im Sattel, begleitet von zahlreichen Führern und wohl verſehen mit Seilen, Decken und Lebensmitteln. Man biegt zuerſt in das Val de Lys ein, das ſich langſam anſteigend ſüdweſtlich von Luchon hinzieht und gleich den ganzen Reichthum der Pflanzenwelt erſchließt, der einen der größten Reize der Pyrenäen bildet. Die ſüdliche Lage macht ſich hier ſelbſt im Gebirge geltend, die Schneelinie beginnt etwa 1300 Fuß höher als in den Alpen und das Laubholz macht ſeinen Nadelſchweſtern die Herrſchaft weit hinauf ſtreitig. Berge, die unter einer nördlichen Zone nackt oder mit dürftigen Algen bekleidet ſein würden, ſind hier bis zum Gipfel begrünt, und ſelbſt ſteile Felſen, die anderswo aller Vegetation unzugänglich ſind, bieten hier dem Geſträuch eine Zuflucht. In den Wäldern herrſcht die größte Abwechſelung der Baumarten, am Thalſaume hin ziehen ſich die Kaſtanien, Vorboten des ſpaniſchen Nachbarlandes, auf freien Plätzen breiten die Platanen ihr Schattendach aus, dann folgen Eichen, Buchen, Haſeln und Birken in buntem Durcheinander. Da, wo die Thäler ſich erweitern, bilden ſie lichtgrüne Wieſen, deren Gründe von läutenden Heerden belebt ſind. Die reiche Pflanzenwelt wird genährt und belebt durch die Menge ſchöner Gewäſſer, Gaves genannt (celtiſch dem engliſchen Avon entſprechend), die von allen Bergen herabſtrömen. Wie verſchieden ſind ſie von den Flüſſen der Ebne! Sie ſind durchſichtig wie die Luft, bei aller Tiefe kann man die Kieſel auf ihrem Grunde zählen, in bald neckiſchen bald wilden Sprüngen rauſchen ſie dahin, um gelegentlich in einem Becken auszuruhen und dann mit verdoppelter Kraft weiter zu ſtürmen. An großen Waſſerfällen ſind die Pyrenäen nicht reich, deſto reicher an herrlichen Staubbächen, die „leiſe verſchleiernd niederfallen“ wie Goethe es ſo ſchön ausdrückt. Das Waſſer ſcheint in der That zu einem duftigen naſſen Schleier geworden, der ſich im Luftzug hebt und ſenkt, losgelöſt von den Geſetzen der Schwere, im Winde verſtiebend, aufgeſogen von den Sonnenſtrahlen, die ſich in allen Regenbogenfarben darin ſpiegeln.

Der Weg geht vom Val de Lys durch das Val de la Pique nach dem Port de Venasque, an deſſen Fuß das Hoſpiz, die letzte Wohnung in Frankreich, ein geräumiges Haus aus maſſiven Steinblöcken erbaut, liegt. Ihm gegenüber ſteigen im Halbkreis die Berge ſteil auf. Dieſe Cirques, von denen der von Gavarnie und Port de Venasque die merkwürdigſten ſind, bilden eine Eigenthümlichkeit der Pyrenäen. Die dunkeln Granitmauern, die ſich in Abſätzen, gleichſam Stockwerken von ewigem Schnee bedeckt, erheben, ſchließen das Thal in einem weiten Halbkreis vollſtändig ab, nur ein ſchmaler Einſchnitt erlaubt den Saum des Felswalles zu überſchreiten, im Cirque de Ga-

varnie ist dies die berühmte Rolandsbresche, welche nach der Sage der Paladin des großen Karl mit seinem Schwerte gehauen, um die fliehenden Saracenen zu verfolgen, in Venasque bildet eben der Port diesen Paß, der aber von unten gesehen in der ungeheuren Ausdehnung der Mauer verschwindet. Man fragt sich vor dem Hospiz stehend unwillkürlich, wie Menschen diese nackten steilen Felsen erklimmen können, und doch vollbringen es beladne Pferde. Wunderbar ist es, was die kleinen Thiere vermögen, mit welcher Sicherheit sie gehen, mit welcher Ausdauer sie schwerbelastet klettern; nur darf man sie nicht quälen oder zerren, am besten legt man ihnen den Zügel über den Hals. Langsam klommen wir den schmalen Fußpfad hinan, der sich im Zickzack windet und alle Augenblicke verschwunden schien. Je höher wir kamen, desto vollkommener ward der Cul de Sac, wir passirten einen Schneegletscher, unter dem das Wasser wegrauschte, seitwärts ließen wir drei tiefblaue kleine Seen liegen, die den größten Theil des Jahres gefroren sind. Der Weg ward immer steiler und so mit losem Geröll bedeckt, daß die Pferde kaum fußen konnten, wir stiegen ab und kletterten die Treppe weiter hinan. Plötzlich an einer Wendung theilten sich unerwartet die Felsen und der Paß ward sichtbar, einige rasche Sprünge brachten mich hinauf und ich stand sprachlos staunend vor der gewaltigen Aussicht, welche sich eröffnete. Die Kette der Maladetta lag vor mir mit ihren gewaltigen Piks und Schneefeldern, darüber ein wolkenloser Himmel, rechts das Val d'Essare, durch welches man nach dem spanischen Städtchen Venasque kommt. Zwei Fähnlein bezeichnen die Grenze Frankreichs und Spaniens. Die Maladetta ist wie der Montblanc nicht sowol ein Berg, als eine kleine Seitenbergkette, die das Val d'Essare von dem Val de la Noguare trennt und sich bei Estrubes dem Hauptstock der Pyrenäen anschließt. Ihr höchster Gipfel, der Pic de Nathou, 11500 Fuß hoch, wurde zum erstenmal 1842 von den Herren Albert de Franqueville und Tchitchacheff nach langen Irrfahrten erreicht, die Ersteigung ist noch immer gefährlich, weil die großen Gletscher, welche wie überall in den Pyrenäen Schneefelder sind, viele verborgene Spalten haben und sehr steil abfallen.

Nach kurzer Ruhe stiegen wir auf der spanischen Seite hinab und passirten das Fron du Toureau, in dem die Garonne entspringt. Wer vermuthet in dem unscheinbaren Bach den Fluß, der bei Bordeaux die größten Schiffe leicht auf seinem Rücken trägt! Ich liebe es die Ströme bis zu ihrer Quelle zu verfolgen, das Bild eines thätigen Menschenlebens tritt mir dabei immer lebhaft vor die Augen. Im Anfang reines Gebirgswasser, hüpfend und springend wie die leichte Jugend, nimmt er bald Zuflüsse auf, welche sein Wasser vermehren, aber nicht immer veredeln, bis sich später der ausgewachsene Strom wieder abklärt und sich reich und still in die Ewigkeit des Weltmeeres ergießt. — Wir schlugen unser Nachtquartier am Fuße der Maladetta in einer

Vertiefung des Felsens auf, die Führer schleppten Fichtennadeln zum Lager zusammen und zündeten ein mächtiges Feuer an, die Schnappsäcke wurden geöffnet und das Nachtmahl genossen. Angesichts der Strapazen, die uns am andern Tage erwarteten, legten wir uns frühzeitig zur Ruhe nieder. Um 11 Uhr erwachte ich, es war eine herrliche sternenklare Nacht, der wachthaltende Führer war eingeschlummert, das Feuer zusammengesunken, der Rauch zog in wunderlichen Gestalten langsam gegen die Felswand, ringsumher lagen die Genossen in ihre Decken gehüllt, es war ein Anblick eigner Art.

Um drei Uhr Morgens, ehe noch der Tag graute, brachen wir auf. Zuerst stiegen wir mehrere Gebirgsbäche kreuzend langsam steile Matten hinan, kletterten dann mehrere Stunden über Felsen weg und erblickten, nachdem wir das erste Schneefeld leicht passirt, den Pic, er hatte eine Nebelkappe aufgesetzt, die aber bald verschwand, und als wir hinter den Felsen heraustraten, lag das Gebirge klar vor uns, der Anblick war wild und großartig, alle Spuren von Vegetation waren verschwunden, nur Stein und Schnee so weit das Auge sah, neben uns stieg eine ungeheure Nadel auf, wie die Spitzen alleinstehender Felsen heißen. Ein schneidend kalter Wind trieb uns rasch vorwärts und bald standen wir an dem großen Gletscher. Hier knüpften wir uns alle mit einem langen Stricke aneinander, damit, wenn einer ausgleite, die Reihe ihn halte und langsam Schritt vor Schritt, die Augen durch blaue Schleier gegen die Blendung der glitzernden Fläche geschützt, wanderten wir fort. Hie und da thaten sich seitwärts die tiefen Spalten auf, in denen schon mehr als ein Verirrter den Tod gefunden, die größten laufen gewöhnlich mit dem Rücken des Berges parallel, die Querspalten sind selten bedeutend. An eine traten wir dicht heran, der Blick vermochte nicht die Tiefe des Abgrundes zu ermessen, dessen Wände das Ansehen eines mit Eiszapfen austapezierten Gemaches hatten.

Nach stündiger Wanderung lag der Gletscher hinter uns, und der Pic de Nathou stieg kerzengerade vor uns auf. Es war wohl erlaubt einen Augenblick zu zweifeln, wie man hinaufkommen sollte; denn der einzige Zugang, der famose Pont du prophète ist ein ganz schmaler Felsengrat, an dessen beiden Seiten die Wände jäh abfallen, ein Fehltritt und man lag unten in dem kalten Gewässer des kleinen Sees, der den Abgrund rechts ausfüllt. Doch wer wollte so dicht vor dem Ziele stehen bleiben, ich legte alles ab, was die Freiheit der Glieder hemmen konnte und kroch auf Händen und Füßen dem Führer nach, jede seiner Bewegungen genau nachahmend. In etwa 10 Minuten war ich oben, uns folgten die Genossen. Der Gipfel wird durch eine Plattform gebildet, etwa 60 Fuß lang und zwanzig breit. Mit Geröll und Felsblöcken bedeckt, ist sie nach allen Seiten von Abgründen umgeben. In der Mitte sind zwei Pyramiden aus Steinen als Warten aufge-

richtet, das Thermometer, das zwischen ihnen angebracht ist, gab die Temperatur der Nacht auf 3 Grade Wärme an. Die Aussicht ist in ihrer Großartigkeit einzig. Auf den ersten Blick erscheint alles wie ein ungeheures Chaos von unzähligen Gipfeln und Gletschern, aber eine nähere Betrachtung unterscheidet bald die vielgezackte Hauptkette, die sich von Osten nach Westen zieht, von ihr zweigen sich die zahlreichen Querthäler ab, welche einerseits der Garonne, auf der andern Seite dem Ebro den Tribut ihrer Gewässer bringen; in weiter Ferne erscheinen die Ebnen der Gascogne und Cataloniens, in denen wie Silberbänder die Flüsse glänzen, die diese schönen Provinzen durchziehen. Die Aussicht war vollkommen frei, nur über dem nächsten Thal, dem von Luchon, lag eine graue dicke Wolke. Am südlichen Abhange lagerten wir uns dann, um einige Stärkung zu uns zu nehmen und auszuruhen, doch frühstückten wir nur leicht und traten schon gegen 10 Uhr den Rückzug an. War der Pont du prophète schwierig zu erklimmen, so war er noch gefährlicher herabzusteigen, jeder von uns ward von zwei Führern gehalten, und wir betraten bald den Gletscher aufs neue. Da die Fußstapfen unsres Hinmarsches eine Art von Pfad gebildet, bedienten wir uns nur kurze Zeit des Strickes; aber die Sonne hatte den Schnee glatt gemacht, und gleich nachdem wir unsern Einzelmarsch wieder begonnen, that ich einen Feltritt und glitt sofort mit reißender Geschwindigkeit den Abhang des Gletschers hinab. Mein Führer versuchte vergeblich mich zu halten, fiel vielmehr auf mich und so kollerten wir wohl eine halbe Minute, bis es mir gelang meine Pike quer in den Schnee zu stoßen und mich so zu Halt zu bringen. Glücklicherweise war an diesem Theil des Gletschers keine Gefahr.

Hinter der erwähnten großen Nadel änderten wir unsern Weg und stiegen nicht wieder den Felsen hinab, sondern den Maladettagletscher, der zu steil abfällt, um ihn hinaufzuklimmen und den wir deshalb rechts hatten liegen lassen. Einige meiner Genossen setzten sich auf die Schnappsäcke der Führer und glitten wie auf einem Schlitten so hinab, ich zog es vor meiner Beine Meister zu bleiben und gelangte nach halbstündigem Laufen, wobei ich bis über die Kniee in den Schnee einsank, an den Fuß des Gletschers, der kurz abbricht und weder von Moränen noch Felsen umgeben ist. Ein wilder Gießbach strömt aus ihm hervor, derselbe, der sich unten zur Essera sammelt. Von da an ward die Wanderung minder beschwerlich und gegen 1 Uhr kamen wir wieder bei unserm Bivouak an, wo die Pferde behaglich weideten. Nach kurzer Ruhe waren wir im Sattel und strebten dem Port de Venasque zu. Auf der spanischen Seite war das sonnigste schönste Wetter, kaum hatten wir die Bresche betreten, als uns der Regen entgegenschlug, alles war in dicken Nebel gehüllt, so daß wir nur sehr langsam den Weg zum Hospiz hinabsteigen konnten, es war die Wolke, die wir oben von der Maladetta über

dem Thale hatten hängen sehen. Um 7 Uhr traf die ganze Cavalcade wieder in Luchon ein, die Führer machten mit ihren Peitschen ein förmliches Concert, und alles lief herbei, um unsern Einzug zu sehen. Ich brauche wohl nicht die Versicherung hinzuzufügen, daß mein Mahl mir trefflich schmeckte und daß ich noch besser schlief, nachdem ich zehn Stunden geklettert und fünf zu Pferde gewesen war.

Aktiengesellschaften im Alterthum.

Insofern man unter Aktien verkäufliche Verbriefungen über den Geldantheil versteht, welchen Jemand an einer gemeinschaftlichen Unternehmung Mehrerer hat, kann freilich ebensowenig von ihnen in der Zeit vor der Entstehung des neuen Geldwesens die Rede sein, wie von eigentlichen Wechseln (s. Jahrg. XVII. N. 13.); wenn man aber findet, daß bereits bei Griechen und Römern sich ganze Gesellschaften vereinigt haben, in welchen Jeder nach Verhältniß des von ihm eingeschossenen Kapitals seinen Antheil am Gewinn (Dividende) bekam und an welchen eine ziemlich ausgebildete Organisation der Verwaltung nicht zu verkennen ist, so dürfen dieselben dennoch einen Vergleich mit den modernen Aktiencompagnien aushalten. — Bei den Athenern bot der Staat selbst dem Unternehmungsgeiste vielfache Gelegenheit dar, indem er Staatsgüter, Steuern und Zölle nicht durch seine eigenen Beamte erheben ließ, sondern verpachtete. Unter den Staatsbesitzungen waren es vorzüglich die Bergwerke, die für eine verhältnißmäßige Summe als Pachtpreis und außerdem 4½ Prozent als jährliche Abgabe einzelnen reichen Bürgern, aber auch Gesellschaften überlassen wurden. Nach einer freilich nur oberflächlichen Andeutung bei Demosthenes scheint im zweiten Falle der Werth eines Grubenantheils sich durchschnittlich auf ein Talent (1500 Thr.) belaufen zu haben. Da der Gewinn des Staates, welcher bis zur Zeit der Perserkriege unter die Bürger vertheilt wurde, unter Themistokles gegen ,0000 Thlr. betrug, so ergibt sich als jährliche Ausbeute der Pächter ungefähr die Summe von 1,150,000 Thalern. Die Ergiebigkeit der Gruben, besonders der berühmten lauriotischen im Süden des Landes, war jedoch schon nach dem peloponnesischen Kriege im Abnehmen begriffen. Außer dem Mangel an Betriebskapital und der Unvollkommenheit des Schmelzverfahrens scheint be-

sonders die Erschöpfung der Gruben das Sinken des Bergbaus befördert zu haben; denn nach Alexander dem Großen deckte der Gewinn bei der größten Rührigkeit im Anbau nicht einmal immer die Betriebskosten, und im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gab man die Gruben auf und durchsuchte nur noch einmal die alten Schlacken. Während nun bei der Betheiligung an Gruben und Hüttenwerken noch viel auf Eifer und Geschick der Unternehmer ankam, war dagegen die Pachtung der Kopf- und Gewerbesteuer mehr ein Glücksspiel, dessen Resultat von der Sterblichkeit, der Aus- und Einwanderung, überhaupt vom Steigen und Fallen der Einwohnerzahl abhing. Uebrigens waren die Bürger selbst nicht direct besteuert, wohl aber die in Athen ansässigen Fremden, in deren Händen vorzüglich Handel und Gewerbe lagen, und die Sklaven. Da nun der Mann 3 Thlr., die Frau die Hälfte und der Sklave 3—4 Groschen Kopfsteuer bezahlte, so läßt sich die Totalsumme bei 12000 steuerpflichtigen Schutzverwandten und 365,000 Sklaven auf 75,000 Thlr. anschlagen. Ueber die Gewerbesteuer, die jedenfalls wieder an andere Leute verpachtet wurde, wissen wir nichts Näheres; daß sie aber in ziemlich weitem Umfange stattgefunden habe, ersieht man aus der Eintreibung der schmutzigen Hetärensteuer. Genauere Einsicht steht dagegen in das athenische Zollwesen und in die Betheiligung der Privaten an dessen Verwaltung offen. Soweit man zurückblicken kann, ist das Freihandelssystem nirgends zu finden. Schutzzölle, Monopole, Ein- und Ausfuhrverbote existiren allenthalben als Maßregeln der Staatskunst. Der freisinnige Solon verbot alle Ausfuhr aus Attika, das Oel ausgenommen. Auch später blieb die Ausfuhr des Getreides und aller zum Schiffsbau nöthigen Gegenstände verpönt und ein Zoll von zwei Prozent auf allen Waaren, selbst auf dem für das Land unentbehrlichen fremden Getreide. Diese Zölle übernahmen bald einzelne Personen, bald größere Gesellschaften, die einen Director an der Spitze hatten, auf dessen Namen die Pacht lief. Dabei mußten Bürgen gestellt werden, die wahrscheinlich aus Mitgliedern der Gesellschaften bestanden und es geschah sogleich nach dem Abschluß des Contractes eine Vorauszahlung, welcher die übrige Liquidirung in bestimmten Terminen nachfolgte. Wer nicht zahlte, wurde ehrlos, bei der nächsten Frist zum Doppelten verurtheilt, und ging zuletzt seines Vermögens verlustig. Die Einnahme der Zölle geschah theils durch die Pächter selbst, theils durch eine Menge Unterbeamter, die meist Sklaven der Unternehmer waren. Zur Abwartung ihrer Geschäfte war letzteren Freiheit vom Kriegsdienste gewährt, auch schützte sie der Staat im eigenen Interesse durch strenge Gesetze gegen Defraudationen. So kann man sich leicht denken, daß das Verpachtungssystem beim Zollwesen noch mehr Uebelstände mit sich führte und das Publikum noch ärgeren Plackereien aussetzte als die Zollerhebung durch Staatsdiener in unserer Zeit. Eigennutz und Habsucht reizten damals gewiß die Einnehmer stärker zu Strenge

und Unnachsichtlichkeit als der abstracte Amtseifer ihre heutigen Collegen und ein heimlicher Händedruck mit glänzender Einlage hätte das Uebel wol nur noch schlimmer gemacht. Die Artikel, welche die Zolllinie passirten, wurden zwar declarirt und in die Listen von den Beamten eingetragen; außerdem fand aber bei den Griechen, wie später bei den Römern noch specielle Durchsuchung statt (bei den Römern nahm das Gesetz hierbei die Matronen aus). Cicero sagt deshalb von den Douaniers: „Sie schütteln die Leute ganz aus;" und Plutarch: „Die Zöllner fallen uns lästig, nicht wenn sie unter den eingeführten Sachen sortiren, sondern wenn sie nach dem Verborgenen suchend im fremden Gepäcke herumwühlen." In den „Zwillingsbrüdern" des Plautus spricht Menächmus zu seiner neugierigen Frau: „Wenn du fortfährst mich so zu behandeln, sollst Du bald als Wittwe deinen Vater wiedersehen; denn wenn ich ausgehen will, hältst Du mich zurück und forschest, wohin ich gehe, was ich vorhabe, was für ein Geschäft ich besorgen wolle, was ich suche, was ich bringe, was ich gethan habe. Als habe ich mir einen Zöllner ins Haus geführt, so muß ich Alles, was ich thue und gethan habe, ansagen." Ja sogar das Briefgeheimniß wurde von ihnen keineswegs respectirt; wenigstens will in einem andern plautinischen Stücke Jemand das Fehlen des Siegels an einem gefälschten Briefe damit entschuldigen, daß er sagt, der Brief sei auf dem Zollamte erbrochen und eingesehen worden. So konnten also auch schon in der alten Zeit die Beamten der Zollkompagnien nicht auf Beliebtheit beim Publikum rechnen, und wenn auch in Athen alle unverzollten Waaren confiszirt wurden, so scheint doch Schmuggelei dort an der Tagesordnung gewesen zu sein. Eigentlich mußten alle Waaren, die in Athen oder im attischen Gebiete abgesetzt werden sollten, im Piräus, dem abgegrenzten Emporium Athens, ausgeladen und verzollt werden. Man umging diese Bestimmung aber leicht, indem man in den unweit Athen gelegenen, sogenannten Diebshafen einlief. Daß hier wenig Controle gewesen ist, ergibt sich deutlich aus Demosthenes Rede gegen Lakritus, wo es heißt: „Es ist aber, wenn Jemand ein Schiff in den Diebshafen führt, ungefähr ebenso, wie wenn er in Megara oder Aegina anlandete, da es freisteht, aus dieser Bucht wegzusegeln wohin und wann es Jedem beliebt." Wenigstens scheint die Versteuerung der Ladung ohne Visitation des Schiffes am Lande geschehen zu sein. Die strengsten Maßnahmen gegen Zolldefraudanten müssen übrigens in Olbia (am Dniepr) geherrscht haben, wo der Vater des Philosophen Bion [sic] a. 300 v. Chr. als Schmuggler mit seinem ganzen Hause verkauft worden sein soll.

Außer diesen Gelegenheiten zu Compagniegeschäften, welche der Staat gab, suchten ferner die Rentner oft durch gemeinschaftliche Betheiligung an Handelsgeschäften ihr Vermögen zu vergrößern. Zwar der eigentliche Be-

trieb des Handels war für den Athener nicht ehrenvoll; der Detailhändler war tief verachtet und selbst der Großhandel konnte zum Vorwurfe gemacht werden und wurde fast ausschließlich von Fremden, Schutzverwandten und Freigelassenen betrieben; allein mit Rhederei und Bodmerei (deren Entstehung von Manchen fälschlich in die neuere Zeit verlegt wird) beschäftigten sich häufig reiche Athener. Die Kapitalien wurden dann theils auf die Fracht, theils auf die Ausrüstung des Schiffes geliehen gegen Verpfändung der Ladung oder des Fahrzeugs. Nur Hoffnung auf Zinsen, die bis zur Höhe von 36 Prozent stiegen, konnte natürlich zur Uebernahme eines solchen Risikos bewegen; denn gewöhnlich erklärte der Gläubiger in der Vertragsurkunde, daß er für das Schiff oder die Ladung alle Gefahr auf sich nehme und für den Fall des Untergangs auf Zinsen und Kapital Verzicht leiste. So erzählt z. B. ein Bodmerist bei Demosthenes: „Da aber die Schuldverschreibung wie dies bei allen solchen Fällen stattzufinden pflegt, die Bestimmung enthielt, daß nur wenn das Schiff geborgen würde, das Geld zurückzuzahlen sei, so beschlossen die Schiffer, um die Darleiher um das Geld zu betrügen, das Schiff unterwegs in den Grund zu bohren." In diesem Falle war das Geld in Syrakus aufgenommen worden, und man sieht also daraus, daß diese Sitte nicht blos in Athen galt. Natürlich konnte es nun den Gläubigern nicht einerlei sein, wohin die Fahrt des Schiffes ging, weil davon die Dauer der Reise, also auch des Darlehns abhing, namentlich wenn das Geld für Hin- und Rückfahrt geliehen worden war. Die größere oder geringere Gefährlichkeit der Meeresgegenden und besonders die Jahreszeit wurden natürlich außerdem berücksichtigt, sowie die Fälle, in welchen sich den Schiffern unterwegs günstigere Aussichten darbieten konnten in andern Häfen, als im Vertrage bezeichnet waren. Wir geben hier einen Auszug aus einer Schuldverschreibung über eine Ladung, wie sie sich in der Rede des Demosthenes gegen Lakritus findet: „Androkles aus Karystos (Euböa) und Nausikrates aus Sphettus (Attika) haben dem Artemon und Apollodorus aus Phaselis (Pamphilien) dreitausend Drachmen Silbers (750 Thlr.) geborgt zu einer Fahrt von Athen nach Mende und Skione (Mazedonien) und von da nach dem Bosporus und, wenn sie wollten, an der linken Küste bis zum Dniepr und zurück nach Athen zu 22½ Prozent und für den Fall, daß sie Anfang September aus dem Pontus zurücksegeln sollten, zu 30 Prozent, so, daß als Unterpfand 3000 Krüge Wein gelten sollen. Die Rückfracht muß in demselben Schiff geschehen und die Zahlung des schuldigen Geldes erfolgt binnen zwanzig Tagen nach der Zurückkunft. Ausgenommen dabei ist der Verlust an Waaren, die in der Gefahr über Bord geworfen oder den Feinden überlassen werden müssen. Wenn aber das Schiff von irgend einem Unfalle betroffen wird, der seinen Untergang zu Folge hat, so muß das Pfand gerettet werden, und was

erhalten und geborgen wird gehört den Gläubigern gemeinschaftlich." Hier war also angenommen, daß Kapital nebst Zinsen nach der Rückkehr gezahlt würden, und so geschah es meistentheils, weil es keinen Commissionshandel und keine Wechsel gab; es kam aber doch besonders im Schwarzen Meere vor, daß Athener Geschäftsfreunde besaßen, an die sie dann vorher schrieben, um die Schuldner beobachten und Kapital oder einen Theil der Zinsen einziehen zu lassen. Auch geschah es nicht selten, daß einer der Gläubiger, um des Geldes sicher zu sein, an der Handelsreise selbst Theil nahm, sich die Summe am Ziele der Fahrt auszahlen ließ und sogleich wieder auf neue Gefahr auslieh. Trotzdem nun aber der Gewinn sehr bedeutend war und die Gesetze die Gläubiger berechtigten, sich an das Eigenthum des säumigen Schuldners zu halten, so war doch der Kaufmann, wenn er ein Schiff nebst Ladung verpfändet hatte für den Fall eines Unglücks noch in größerem Vortheil, ja eigentlich gradezu verassecurirt, da mit dem Untergange des Schiffs seine Verbindlichkeiten aufhörten, und die Höhe der Zinsen beweist doch auch den großen Profit, den er im glücklichen Falle bei dem Handel machen konnte.

Bei dem römischen Volke tritt die Bildung von Gesellschaften zur Uebernahme Gewinn versprechender Geschäfte schon viel deutlicher und geregelter auf, und auch hier gibt das Verpachtungssystem hinsichtlich der Staatseinkünfte die nächste Veranlassung zu ihrer Entstehung. Um die Kosten der Verwaltung zu ersparen und gleich am Anfange jeder Finanzperiode ein festes Budget aufstellen zu können, wurden auch in Rom die Einnahmen, welche aus dem Zehnten der Provinzen, den Domänen, den Hafenzöllen, den Bergwerken, Salinen und Fischereien flossen, an den Meistbietenden verkauft. Da dieses Geschäft den Censoren oblag, so wurden die Contracte meist auf fünf Jahre und nur ausnahmsweise auf längere Zeit geschlossen. Bei der von Jahr zu Jahr sich ausdehnenden Größe des Reiches mußten natürlich auch die einzelnen Branchen der Nationaleinkünfte bald die Mittel jedes Privatmannes aus dem Mittelstande übersteigen und da das Gesetz den Senatorenstand von Handel und Gelderwerb ausschloß, so kam es, daß die Kapitalisten mit dem höchsten oder Rittercensus (nicht unter 30000 Thlr.) als Mittelspersonen in den finanziellen Angelegenheiten des Staates eintraten und daß der sich bildende Stand der Staatspächter größtentheils aus Rittern bestand, wenn es auch viele Ritter gab, die sich nicht an Geldgeschäften betheiligten. Wirkliche Gesellschaften (societates), in welchen die Mitglieder zuweilen gleichen, oft sehr ungleichen Antheil am Gewinne hatten, verbanden sich wahrscheinlich schon früh. Zuerst erwähnt werden sie während des zweiten punischen Kriegs. Damals fand man es (nach Livius) bei der großen Erschöpfung der Staatskasse für billig, daß diejenigen, welche als Generalpächter ihr Vermögen vermehrt hätten, dasselbe auch dem Staate in der Noth darliehen. Es wurde daher die Ver-

proviantirung des spanischen Heeres verpachtet und am Licitationstermine fanden sich drei Gesellschaften im ganzen 21 Mann stark, welche alles Nöthige herbeischafften, ohne natürlich die Gefahr des Transportes zu übernehmen. Die Organisation einer römischen Pachtgesellschaft war ungefähr folgende. Ein Disponent übernahm das Bieten bei der Licitation, schloß im Namen der Uebrigen den Contract mit den Censor ab und leistete mit seinem Besitze Bürgschaft oder stellte Bürgen. Er war also der eigentliche Entrepreneur und übernahm die Gefahr des Geschäftes. Die Leitung der Geschäfte dagegen hatte ein jährlich wechselnder Director (magister), der in Rom zu bleiben pflegte, das Rechnungswesen besorgte und das Archiv mit allen Urkunden und Correspondenzen in Verwahrung hatte. Man weiß sogar, daß diese Vorsteher nach Ablauf ihres Jahres sich von ihrer Generalrechnung, die nach den monatlichen Berichten aus der Provinz zusammengestellt war, eine Kopie zu nehmen pflegten. In der betreffenden Provinz führte ein Stellvertreter, Vicedirector, die Aufsicht und unter diesem stand das größtentheils aus Freigelassenen und Sklaven zusammengesetzte Personal der Subalternen, je nach der Art der Pacht geordnet und vertheilt. Die Gesellschaft unterhielt ihre eigenen Briefboten, die auch oft von den höheren Beamten der Provinzen benutzt wurden. Uebrigens benannte man auch die Gesellschaften nach ihrer Pachtung die „Zehntner, Zöllner" u. s. w. Die Pächter des Zehntens, von Cicero „Die Senatoren unter den Generalpächtern genannt", kauften dem Staate den Zehnten in denjenigen Ländern ab, wo man Grund und Boden den früheren Eigenthümern gegen eine Naturalabgabe gelassen hatte. In manchen Provinzen wurden diese Abgaben, welche von Getreide den Zehnten, von Wein, Oel und Gartenfrüchten den Fünften betrugen, zu Geld geschlagen und von den Communen direct an den Staat abgeliefert. In Asien und einem Theile Siciliens aber hausten noch die Pächter, welche gewöhnlich nicht den wirklichen Ertrag der Ernten abwarteten, sondern nach der Aussaat und den Durchschnittsernten eines Jeden schon vorher die Lieferungsverträge abzuschließen pflegten. Wie hart und ungerecht diese Klasse ihre Steuerpflichtigen drücken konnten, wenn sie sich mit den Statthaltern gut zu stellen wußten, lehrt das Beispiel des berüchtigten Verres, der in Sicilien das Gesetz gab, daß der Ackerbauer dem Zehntner soviel Zehnten zu entrichten habe, als dieser von ihm verlangen würde, daß der Ackerbauer dem Zehntner wohin der letztere wolle, das persönliche Erscheinen vor Gericht versprechen müsse und daß Niemand das Getreide von der Tenne nehmen sollte, bis er mit dem Zehntpachter abgeschlossen habe! Mit dem Eintritte der Kaiserzeit hörten diese Verhältnisse auf, weil die kaiserlichen Beamten mit der Einnahme der Grundsteuer beauftragt wurden. — Was die Domänen betrifft, so wurden für den Staat nach Eroberung eines Landes gewöhnlich nur die Domänen der abgesetzten Könige ein-

gezogen oder die Communalländereien ſolcher Städte, welche eine härtere Behandlung verſchuldet hatten. Dieſe Güter wurden zerſchlagen und die Parzellen theils an Römer theils an Provinzialen auf längere Zeit, z. B. 100 Jahre verpachtet oder gradezu in Erbpacht gegeben. Das eingezogene Weideland dagegen benutzte der Staat in unmittelbarer Weiſe und ließ es wie den Zehnten durch die Cenſoren verpachten. Die Beamten der Societäten führten dann die ſtrengſte Aufſicht über die Triften, kataſtrirten überall den Viehbeſtand und ließen ſich für jedes Stück ein Triftgeld zahlen. Wollten die Beſitzer mehr Vieh halten, als ſie hatten einſchreiben laſſen, ſo hatten die Pächter das Recht der Confiscation. Später bekamen die kleinen Landwirthe das Recht, 10 Stück großes und 50 Stück kleines Vieh auf den Staatstriften weiden zu dürfen. Die Einnahmen von den Triften wurden dadurch geringer und in der Kaiſerzeit weideten in den Provinzen die kaiſerlichen Heerden auf den öffentlichen Weideplätzen; in Italien führten kaiſerliche Prokuratoren die Aufſicht über den Beſtand der, wie noch heute, während des Sommers in den Apenninen weidenden Heerden und die Beſtimmungen über das Einſchreibegeld waren noch in der oſtgothiſchen Zeit beinahe dieſelben.

Die anfänglichen Einkünfte des römiſchen Staats aus den Bergwerken waren gering, weil er während der Republik nicht ausſchließlich das Recht des Bergbaus beanſpruchte und weil es Maxime war, den Metallreichthum Italiens zu ſchonen. (So durften z. B. in den Goldgruben bei Vercelli nur 5000 Arbeiter gehalten werden!) Der Ertrag der Gruben ſtieg jedoch ungeheuer, nachdem die ſpaniſchen und macedoniſchen zu Staatseigenthum erklärt worden waren. Ihr Betrieb wurde ebenfalls Aktiengeſellſchaften überlaſſen, und wenn auch der ältere Plinius von ſtaunenswerthen Seifenarbeiten in den ſpaniſchen Bergwerken erzählt, ſo wird der Grubenbetrieb im allgemeinen durch das Verpachtungsſyſtem gar nicht gewonnen haben, ſondern nur zu häufig in Raubbau ausgeartet ſein. Auch die Verfälſchung des Metalls von Seiten der Pächter blieb natürlich nicht aus. So durfte z. B. der Zinnober aus den Gruben des ſüdweſtlichen Spaniens an Ort und Stelle nicht fertig zubereitet werden, ſondern es wurden davon jährlich gegen 2000 Pfund unter Aufſicht nach Rom geſchafft und in den Offizinen der Kompagnie geſchlemmt, wobei das Pfund dann nicht über $3\frac{1}{2}$ Thlr. zu ſtehen kommen durfte. Trotzdem hatten die Pächter nach Plinius ihren größten Profit dabei durch die Verſetzung. Die einträglichſten Gruben waren die Silbergruben bei Neukarthago in Spanien, welche 40000 Menſchen beſchäftigten und täglich 25000 Denare (jährlich beinahe 2 Millionen Thlr.) einbrachten. Von den ſpaniſchen Bleibergwerken nennt Plinius als jährliche Pachtſummen 15000 und 30000 Thlr. Mit welchem Eifer auch die Privatbergwerke in Spanien ausgebeutet wurden, zeigt ſich daran, daß die Abgaben derſelben dem Staate noch mehr

einbrachten als die Pachtgelder der Staatsgruben. Die Bergleute waren faſt alle Sklaven und ihr Schickſal mag kläglich genug geweſen ſein. „Die zu den Bergwerken beſtimmten Sklaven", ſagt Diodor, „bringen ihren Herren unendlichen Nutzen; da ſie aber beſtändig fortarbeiten müſſen, ſo daß ſie weder Tag noch Nacht rechte Ruhe haben können, ſondern immer wieder von neuem durch Schläge zur Arbeit ermuntert werden, ſo ſterben die meiſten in ſehr kurzer Zeit, und diejenigen, welche bei feſterer Körperkonſtitution länger leben, wünſchen ſich wohl hundertmal den Tod, um des mühſeligen Lebens, welchem ſie ausgeſetzt ſind, nur endlich los zu werden." Die Verpachtung der Bergwerke, ſowie eines Theils der Marmor- und Wetzſteinbrüche und der Salinen dauerte auch unter der Monarchie fort, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich die Kaiſer nach und nach alle Goldbergwerke erwarben, die ſchon im erſten Jahrhunderte n. Chr. wenig mehr ergiebigen ſpaniſchen Silbergruben an Privatperſonen veräußerten und die veränderlichen Pachtgelder in eine feſte Abgabe von 10 Prozent verwandelten. Selbſt die zum Bergbau verurtheilten Sträflinge wurden ſpäter zuweilen den Aktiencompagnien übergeben und ein wahres Nertſchinsk ſoll in dieſer Beziehung Sandarake am ſchwarzen Meere (Bithynien) geweſen ſein, wo Sandarach gegraben wurde und nach Strabo die 200 Arbeiter durch die Arſenikdünſte vergiftet wie die Fliegen wegſtarben. Auch in den Salinen, deren Pächter zugleich das Heizungsmaterial für die Bäder lieferten, wurden die Verbrecher, namentlich Frauen, gleichſam als Inventar den Geſellſchaften überlaſſen. Erſt ſpät wurden eigene Bergbeamte angeſtellt, unter deren Aufſicht Sklaven und Tagelöhner für unmittelbare Rechnung des Staates arbeiteten.

Daß endlich auch die Zölle an die Meiſtbietenden verſteigert wurden und dadurch in die Hände von Kapitaliſtengeſellſchaften kamen, iſt bereits erwähnt worden. In der Königszeit ſcheint die Ein- und Ausfuhr mit Abgaben belaſtet geweſen zu ſein. Der erſte römiſche Freihandelsmann, der ſie abſchaffte, war Valerius Poplicola. Und ſo blieb Rom und Italien lange Zeit frei, während man in allen eroberten Ländern theils die beſtehenden Zölle in römiſches Staatseigenthum verwandelte, theils neue Zölle einführte. Erſt 179 v. Chr. bekam Rom die Zölle wieder und behielt ſie nach einer kurzen Unterbrechung von Cäſars Zeit bis in die ſpäteſte Periode. Alle Handelswaaren und Luxusartikel waren mit Aus- und Eingangsſteuern belegt, nicht aber die zum Privatgebrauch beſtimmten Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens. Cicero z. B. nennt unter den Artikeln, die von Sicilien aus Exportzoll entrichten mußten, und an welchen die Zollpächter Siciliens durch die Defraudationen des Verres allein im Hafen von Syrakus über 3000 Thlr. eingebüßt hatten: Gold, Silber, Elfenbein, Purpur, malteſer Teppiche, Stoffe aller Art, koſtbare Gefäße, Getreide, Honig; und ein freilich unvollſtändiger

Tarif aus der Zeit der Antonine: Gewürze, Medikamente, Baumwollengewebe, orientalische Pelzwaaren, Elfenbein, indisches Eisen, Edelsteine, Opiate, indische Matten, Seide, halbseidene Stoffe, Eunuchen, Löwen, Leoparden und Panther, Farben und feine indische Wolle. Der Zollsatz betrug fast immer 2½ Prozent vom Werthe der Waare, in Sicilien dagegen 5 Prozent und ebensoviel vom Werthe der freigelassenen Sklaven; die indischen Waaren zahlten in den Häfen des rothen Meeres eine Importsteuer von 25 Prozent. Die Hauptstadt befand sich bei diesen Zolleinrichtungen am schlimmsten, ihr Handel war blos passiv, da die Ausfuhr kaum in Betracht kam, ja nicht einmal das einträgliche Transportgeschäft nährte einen Römer, da alle Kaufleute aus den Provinzen ihre und die weiter herkommenden Produkte selbst nach Italien verschifften. Den Betrag der aus Indien allein jährlich importirten Waaren gibt Plinius auf beinah 4 Millionen an. Wenn man nun rechnet, daß dieselben im Rothen Meere einen hohen Eingangszoll, an den Nilmündungen wieder Ausgangszoll und in Italien zum zweiten Male Eingangssteuer zahlten und daß z. B. die Transportkosten einer Kameellast Weihrauch vom glücklichen Arabien bis an die italienische Küste über 150 Thlr. betrug, so wird man der Versicherung desselben Gelehrten Glauben schenken, daß sich der Verkaufspreis in Rom auf das Hundertfache des Einkaufspreises gesteigert habe. Die Generalpächtergesellschaften, welche für die Zölle die ganze Kaiserzeit hindurch fortbestanden haben, mögen freilich dabei den schönsten Gewinn gezogen haben. Schließlich sei noch bemerkt, daß man in der Kaiserzeit auch auf Land- und Wasserstraßen Durchgangssteuern, Chaussee- Kanal- und Brückengelder zahlen mußte. Cäsar spricht von den großen Wegegeldern in den Alpen, die Marseiller erhoben an der Einfahrt des Rhonekanals, den sie doch von Marius geschenkt bekommen hatten, einen Sundzoll, wie einst die Athener im Bosporus, und nach einer Stelle bei Strabo scheint es fast, als seien damals schon Schlagbäume zur Sperrung in Anwendung gekommen! Wenn so die Kapitalisten und Aktiengesellschaften hinreichende Gelegenheit fanden, ihr Vermögen arbeiten und steigen zu lassen, so verdienten sie außerdem bekanntlich noch sehr viel dadurch, daß sie ihre Anwesenheit in den Provinzen dazu benutzten, durch Banquier- und Wuchergeschäfte gegen unerhörte Zinsen den erschöpften Kassen der Provinzialen zu Hülfe zu kommen. Da wir indeß diese Schattenseite ihrer Thätigkeit heute nicht in Betracht ziehen wollen, stehe hier nur noch der Ausspruch des Livius: „Wo ein Generalpächter existirt, ist entweder das öffentliche Recht eine Lüge oder es kann von der Freiheit der Bundesgenossen keine Rede sein."

H. G.

Gottsched und Friedrich der Große.

Schon einmal ist in d. Bl. auf eine Zeitschrift hingewiesen worden, die in Deutschland lange nicht so bekannt ist, als sie zu sein verdiente: die Preußischen Provinzial-Blätter (seit 1857 redigirt von Dr. X. v. Hasenkamp, früher von Prof. E. A. Hagen, Verfasser der „Norika" u. s. w.). Die altpreußischen Provinzen haben sich theils durch ihre Isolirung, theils durch ihre geschichtliche Entwickelung eine so entschieden ausgesprochene Individualität bewahrt, wie wenig andere deutsche Landschaften; überdies dürfen sie schon als äußerste Vorposten deutscher Cultur die Theilnahme Deutschlands beanspruchen. Für ihre eigenthümlichen Zustände ist das genannte Blatt ein vortreffliches Organ, das über Gegenwart und Vergangenheit von Ost- und Westpreußen einen wahren Schatz von anregender Belehrung bietet. Eine Reihe auch in Deutschland wohlbekannter Namen mag zeigen, daß die Redaction bedeutende Kräfte zu gewinnen verstanden hat. Die letzten Jahrgänge enthalten Beiträge von Schubert, Joh. Voigt, Gr. Voigt, Giesebrecht, Rosenkranz, Joh. Jakobi u. A. Von besonderem Interesse sind auch die naturhistorischen Mittheilungen. Wir entlehnen einem der letzten Hefte folgenden höchst interessanten auch von Danzel noch nicht veröffentlichen Brief Gottscheds, über ein Gespräch mit Friedrich dem Großen, das sechs Tage vor der Schlacht bei Roßbach Statt fand.

In sehnlicher Erwartung der neulich von Ihnen erbetenen Nachricht, von dem wahren Zustande meines lieben Vaterlandes, muß ich Ihnen so bald als möglich berichten, was mir von Ihrem preußischen Salomon für Ehre wiederfahren ist. Als einen Vortrab deßelben muß ich Ihnen melden, daß des Printzen von Preußen Königliche Hoheit vor etwa 14 Tagen hier ankahmen. Die Universitaet schickte Abgeordnete, Ihn zu bewillkommen. Dieser erkundigt sich sogleich nach mir und meiner Freundin. Man läst mir es melden, und ich halte es für eine Schuldigkeit, Ihm sogleich aufzuwarten. Er läst mich, so bald der Prinz Moritz von Dessau von Ihm gehet, vor sich und unterredete sich aufs gnädigste eine halbe Stunde lang mit mir: Doch das war nichts. Verwichen Sonnabend halb 12 Uhr kommt der König selbst, mit etlichen Regimeutern und 2 Battalion von seiner großen Potstammer Garde, neu recroutiret und aufs kostbarste montiret, hier an. Da machen unsere Leipziger große Augen. Es war in der That ein unvergleichlicher Anblick; theils was die extraschönen und großen Leute, theils was ihre montur betrift, die blau mit silbernen Schleifen und Achselbändern und Orange Westen und Beinkleidern ist; die Hütte aber groß, mit ausgehackten silbernen point d' espagne. Die Universitaet schickte abermahl 4 Professores zu Ihm, Ihn zu bewillkommen. Ein Jurist führet das Wort. Er fraget Sie allerley, die studia betreffend, zumahl die Historie und Philosophie, aber er fraget gleichfals nach mir und meiner Frauen. Man läst mich solches wißen, da ich eben zu Tische bin: Aber siehe den Augenblick etwa um 1 Uhr ist ein Bote da, der mich zum Könige fordert, und zwar nach 3 Uhr. Ich muß in die Facultaet gehen einen neuen Decanum zu wählen. Als ich da bin, kommt umb halb 3 Uhr abermahl ein königlicher Bedinter, und dringet auf meine Ankunft; weil der König, der mich doch erst umb 4 Uhr bestellet hatte, schon

nach mir gefraget hätte. Ich erſchien denn wirklich vor dem Schlage 3 in ſeinem Vorzimmer (wo ſonſt unſeres Königes Qvartir iſt.) Ich werde gemeldet, und herein geruffen. Der Herr ſtehet vor einem Camin, den Hut unter dem Arm, und die Hände auf dem Rücken, als um ſich zu wärmen. Ich näherte mich ihm, und küßete Ihm den Rock. Seine Worte waren: Ich habe neulich nicht recht mit Ihm ſprechen können, und wolte doch gerne etwas mehr mit ihm bekant werden, ſage er mir, hat ſeine Frau den Bayle überſetzt? R. Nein Ew: Majestaet, das wäre wohl zu viel Arbeit für ein Frauenzimmer. So hat er ihn denn ſelbſt gemacht? R. Auch ich habe es nicht gethan, Allergnädigſter Herr, ſondern ein anderer Gelehrter Koenigstaeter, der ſchon todt iſt. Was hat er denn dabei gethan? R. Ich habe ihn durchgehends mit dem Original verglichen und ausgebeßert, auch Anmerkungen dazu gemacht. Alſo iſt er nun recht überſetzt, auch überall wohl getroffen? R. Ja, Ew. Majest: ſo viel die juriſtiſche Schreib-Art des Ueberſetzens ſolches zugelaſſen. In Anſehung der Sachen ſtehe ich dafür; In Anſehung des Styli kan Bayle nichts verliehren, da er der größte Styliſt nicht iſt. Wie kan Er von des Bayle Stylo urtheilen, hat er ihn denn recht geleſen? R. 2 bis 3 mahl, weil ich ihn bey der Edition 2 bis 3 mahl corrigiren und revidiren müßen, ſo viel franzöſiſch aber habe ich ſchon aus andern Büchern gelernet, daß ich von Bayle und ſeiner Schreibart urtheilen kan. Was hat Bayle für Fehler ꝛc. — — — — Denken Sie, lieber Freund, was das für ein examen rigorosum war? Aber ich gab Ihm zur Antwort, indem ich fort fuhr. Worauf er erwiederte: Das iſt wahr, das iſt ſein Fehler. Und um Ihm zu zeigen, daß ich auch davon urtheilen konte, hub ich an franzöſiſch zu reden: denn bis dahin, hatten wir lauter deutſch geſprochen. Das ſchien Ihm nun unerwartet zu kommen. Indeſſen trat Er vom Camin nach dem Fenſter zu, und hub an tauſend Fragen zu thun. Was meine Frau ſonſten geſchrieben hätte? Was ich aus dem franzöſiſchen überſetzt hätte? Und als ich Ihm die Lutrin aus dem Boileau, die Iphigenia aus dem Racine und andere mehr nannte, bezeigete Er eine große Begierde, die Stücke zu ſehen, weil Er glaubte, daß ſie gar nicht deutſch gegeben werden könten. Es ward noch viel anders von deutſchen Trauerſpielen, von Opern und Commedien geredet, bis er wieder auf die beiden Stücke kam, die Er ſehen wolte. Ich erbot mich ſie dem Bedienten einzuhändigen, wenn Sr. Majest: befehlen wolten. Nein, ſprach Er, bringe Er ſie mir ſelbſt her, und zwar bald. Da hatte ich nun meinen Beſcheid, lief nach Hauſe und holete ſie; ſo daß ich mit dem Schlage 4 wieder bei Ihm war. Denken Sie mein lieber Freund, iſt das nicht ſchon Ehre genug mit einem ſo großen Herren faſt eine Stunde geredet, und Ihm die ſchönen Wißenſchaften der Deutſchen bekant gemacht zu haben? Allein noch nicht genug, denn nun fing es erſt recht an; ich kam wieder und fand Ihn an ſeinem Schreib-Tiſche ſitzen, da Er die Originale der Ueberſetzung Boileau und Racine nebſt andern mehr vor ſich liegen hatte. Er fing wieder an, von der Schwierigkeit ſolcher Ueberſetzung zu reden und die teutſche Sprache für ungeſchickt dazu zu erklähren. Ich nahm mir die Freyheit, Ihm das Gegentheil davon zu verſichern, und erbot mich, alles was Er mir vorgeben würde, auszudrücken. So ging es denn an die Vergleichung des textes mit meiner Ueberſetzung. Ob Er nun gleich viele teutſche Wörter nicht verſtund, ſo critiſirte Er doch andere ſehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich beſſer ausgedruckt hätte, als Er ſich je-

mahls möglich zu ſein eingebildet hatte. Bey dieſem war der Abbe des Prades zugegen, dem ich auch zuweilen die Unvollkommenheit ſeiner Sprache und Dichter zu verſtehen gab. Und hier wurden nun faſt unzählige Schriftſteller erwähnet, die der König alle geleſen hatte, und richtig beurtheilete. Von den Poeten kam Er auf die Geſchichtſchreiber, Welt-Weiſen, Mathematiker ꝛc. — — Cartesius, Malebranche, Lok, Leibnitz, Wolff, Thomasius und die jetzigen hälliſchen Philosophen wurden von Ihm beurtheilet, wobei ich den Gelegenheit hatte, Ihm zu zeigen, daß ich ſie auch alle geleſen hatte. Er hielt ſonderlich auf den Lok viel, ſagte, daß Er ihn in Halle eingeführet, daß aber der daſige Professor Meier ihm nicht gewachſen wäre. Er fragte: Ob man hier ihn leſe? ꝛc. — — — Ich ſagte das Buch wäre für die Studenten zu weitläuftig, ein guter Professor müſte einen Auszug daraus machen ꝛc. Ey es iſt eine ſchwere Sache einen guten Proſeßor zu finden. Thomasius iſt einer geweſen. Ich ſuche ſchon ſeit geraumer Zeit einen guten Philosophen, aber ich kan keinen finden; Indeßen wenn die unruhigen Zeiten aus ſind, will ich wieder daran dencken. Indeßen habe ich ihm, bei vorfallender Gelegenheit einige Elogen und Donceurs mit eingeſtreuet Z. E. Da Er die dramatiſchen Poesien tadelte, ſagte ich: es wäre kein Wunder, daß es ihnen nicht beßer gelinge, es gäbe ſo wenig Terentze, die das Glück hätten von Scipionen getadelt und gebeßert zu werden. Als wir auf den Horatz kamen, dergleichen jetzo nicht wären, ſagte ich: Es fähle in Deutſchland an einem August; Vous en aves un, verſetzte Er; mais il menque d' un Mecene erwiderte ich, en cela, war ſeine Antwort vous aves raison! Als ich ſagte, daß die deutſchen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel franzöſiſch und zu wenig deutſch verſtünden, alles deutſche recht zu ſchätzen und einzuſehen, ſagte Er: das iſt war, denn ich habe von Jugend auf kein deutſch Buch geleſen, und ich rede es ſehr ſchlecht (je parle comme un cocher:) jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren, und habe keine Zeit mehr dazu. Er gab mir hernach eine Strophe aus dem Rossean zu überſetzen auf, die er vor unmöglich auszudrücken hielte; Sie ſtehet im erſten Buch der Oden, und iſt an eine junge Wittwe gerichtet, die wieder heirathen ſoll. Bey allen dieſen Unterredungen ward es dunckel, und weil ich ſchon vorhin einmahl geſagt hatte daß alle Franzoſen den Horatz ſehr weitläuftig und ſchlecht überſetzt hätten, wolte Er mir eine Ode vorleſen, es war die Tyrrhena Regum, ſagte Er. progenies, ſetzte ich hinzu, und daß ſie an den Maecenas als einen Abkömmling aus den Aetruriſchen Geſchlecht gerichtet wäre. So ſahe Er damahl, daß ich den Horatz auch kante, wie ich denn bey ſeinem Vorleſen, die beſten lateiniſchen Stellen laut dazu ſagte. Die Ueberſetzung war ſehr gut gerathen, ſo, daß ich ſie mit recht loben kounte; aber ich ſahe auch wohl an dem prächtigen Druck des Qvartanten, den Er vor ſich hatte, daß es ſein Philosophe de Sans Soucy wäre, den Er in ſeinem Schloß hat drucken laßen und den Niemand hat, als der, dem Er ihn ſelbſt giebt. Es war alſo ſeine eigene Ueberſetzung, und ich lobte ſie deſto mehr. Der Abt war doch ſo höflich dabey, daß er mir winckte, indem er dem Könige das Licht hielte, daß ich mercken ſolte, ſie ſei von Ihm ſelbſt; welches ich aber nicht nöthig gehabt hätte. Es ſind noch hunderterley im Reden vorgekommen, die ein ganz Buch Papier erfordern würden, denn unſer Geſpräch wärete vor 4 bis 7 Uhr in einem weg mit aller möglichen Geſchwindigkeit und Hitze. Er erzählete mir allerley lu-

ſtige Sachen, von einem Prediger in Thüringen, wo er im Qvartir geſtanden; Vom ſeeligen Reinbeck, von der Brühliniſchen Bibliothek, von des Baron Friesen ſeiner, bey Leipzig. Er redete vom ſeel: Pitsch in Königsberg, und den gar zu ſchwülſtigen Ausdrücken ſeiner Gedichte; von Graf Bünaus und Mascovs Hiſtorie; von Gellerts Fabeln, und hundert andern Sachen, den was kan man in viertehalb Stunden nicht reden. Des Klopstok Messias verwirft Er ganz und Miltonſche Schreibart auch. Ce snjet ne vaut rien pour la poësie. Weil er mir nun ſoviel Regeln der Poeſie gegeben hatte, die gröſtentheils vollkommen richtig waren, ſo ſagte ich beim Abſchiede: Je me vanterai a l'avenir d' avoir appris le loix de la poësie du legislatenr de tont de penples. Er verſtund wohl was ich ſagte, es ſchien Ihm nicht zu mißfallen, denn Er ſagte: J'ai l'honnenr de vous revoir, und ſo entfernte ich mich, indem Er ein Paqvet aufbrach, welches Ihm der Geheimte Raht Eichel zuſchickte. Nun! was dünket Ihnen, Werther Freund, von dieſer langen Unterredung eines Königes, eines Helden, der in ſolchen Umbſtänden iſt, der gleich beym Antrit aus dem Reiſe-Wagen nach mir fraget, der, da ſich unſere Rathe-Herren und Handels-Leute auf dem Vorſaal befinden und Autientz ſuchen, mit einem Professor ſich von Dingen unterhält, die nur bey der gröſten Muſſe für Fürſten gehören, und mit einer ſolchen Munterkeit des Geiſtes, als ob Er ſonſt gar nichts zu dencken hätte. Allein noch nicht genug, Sie werden Wunder hören.

Ich mache des nächſten Tages die Strophe des Rosseau und ſchickte ſie des Abends gegen 8 Uhr verſiegelt: A Sa Majeste le Roye du Prusse überſchrieben an ſeinen Kammerdiener. Es dauert nicht eine Stunde, ja keine halbe, ſo iſt ein königlicher Kammer Laqvai da, der mir eine Antwort verſiegelt bringt: Au Professenr en Philosophie le Sienr Gottsched, mit zwey ſchwarzen königlichen Pitſchaften bedruckt. Ich erbreche es, und finde außer einer gedruckten franzöſiſchen Ode auf die Eroberung von Port Maon, die ich Ihm geſchickt hatte, auch ein qvartblat, das Er mit ſchönen franzöſiſchen Versen eigenhändig beſchrieben hatte. Ich leſe ſie mit Beſchämung durch, und erſtaunete über die Geſchwindigkeit der Antwort, ungeachtet es um die Tafel-Stunde war. Ich ſahe, daß es ſich auf unſere discourse bezog, und machte geſchwinde 12 deutſche Verse zur Antwort: Aber weil der König morgends früh umb 7 Uhr abreiſen wolte, ſo war um 10 Uhr ſchon zu Bette. Es iſt Ihm alſo auf ſeinem Tiſch geleget worden. Früh umb 7 war ich zugegen als der König abreiſete, da Er im Vorbeygehen mir auf einem Dancſagungs Complement zurief: Adjen Monsier. Ich habe noch vergeßen zu ſagen, daß auch Prinz Heinrich bei ſeiner Ankunft nach mir gefraget, und als ich vom Rector geſchickt ward, Ihn zu bewillkommen, ziemlich lang mit mir geredet hat, da ich denn erzählet, wie mich Prinz Hollstein vormahls werben wollen etc. etc. Leben Sie wohl.

P. S. d. 1. November 1757.

Als der König den vorigen Mittwoch zum zweiten mahl wieder kam, ſchickte Er gleich nach Tiſche umb 3 Uhr nach mir; halb 4 war ich da und ward gleich vorgelaßen. Er fragte nach vielen von meiner Frauen Schriften und Versen, Prose und Briefen, franzöſiſch und deutſch und wolte was davon ſehen. Er kam auf viele andere Materien von ſchönen Wiſſenſchaften, der deutſchen Sprache, den

Trauerſpielen ꝛc. Ich bat mir die Erlaubniß aus, das königliche Gedicht zu beantworten, und erhielt ſie. Als Er einmahl herausgeruffen ward, um jemand Gehör zu geben, ſchlug Er die Thüre hinter ſich zu, und lies mich ganz allein in ſeinem Cabinet verſpert. Er kam wieder und tadelte die Art, die Alten Redner und Dichter in Schulen zu tractiren da man bloß auf den Sinn der Redensart und Wörter gehet, aber die Kunſt in Reden und Dichten, ihre Schönheit im ganzen, ihre oeconomie nnd Einrichtung, kurz, das ſeine im Geſchmack der Alten nicht erkläret und begreiflich macht.

Kurz der Herr wies eine ungemeine Einſicht, die der Tauſendſte Gelehrte nicht hat. Eine Stunde war vorbey; als Er mir befahl morgen wiederzukommen und das übrige mitzubringen.

Ich erſchien Donerſtags umb halb 5 Uhr. Ich brachte Ihm allerley mit und er las von allen was: aber ſonderlich den franzöſiſchen Brief meiner Frauen, und ſagte: Si j'avois plus de temps ici, j'ecrirois à elle. Ich überreichte mein Gedicht von einer lateiniſchen guten Hand geſchrieben. Er nahm es, und als ich mich erbot, ſolches vorzuleſen, ſo ſagte Er, Non je le lirai moi meme, je l' entendrai mieux. Und hier nahm Er ſich Zeit und Gedult es von Anfang bis zu Ende durchzuleſen. Oft fragte Er nach der Bedeutung dieſes und jenes Wortes, oft machte Er Anmerkungen oder forderte Erleuterungen, kurz, Er las bis ans Ende und als: die rauheſte Sprache kam, ſagte Er: Das hat Er mir nicht ſchencken wollen, aber mit lächeln. Ich bat unterthänigſt umb Vergebung, und ſo dauerte die Unterredung bis 7 Uhr Abends.

Nun war ſeine ganze Generalitaet, und alle Majors von der armèe zuſammen. Man rief Ihn. Er ſprang auf, nahm Hut und Stock und ging ins große Zimmer umb die Befehle zum march und zum Angriff der Oeſterreichſchen Reichs-Trouppen und Franzoſen zu geben. In einer Viertelſtunde kam er wieder, und ſetzte ſein Geſpräch fort, bis ¾ auf 8, als ob er weiter nichts wichtiges zu thun hatte.

P. S. Der König hält den D. Qvandt für den einzigen deutſchen Redner, der in der Welt iſt. Er erzählte mir, wie Er ihn als Cron-Prinz gehöret, und wie er Ihn bezaubert hätte. Leben Sie wohl! Ich werde ferner arbeiten, den König zur deutſchen Sprache zu bekehren.

Vorſtehenden Brief verdankt das genannte Blatt der Mittheilung des Gymnaſialdirectors Herrn Dr. Beneke in Elbing. Der Abdruck iſt nach einer auf der Stadtbibliothek zu Elbing aufbewahrten, von der Hand des gelehrten Rectors Joh. Lange († 1781) herrührenden Copie beſorgt. Ueber den Verbleib des Originals iſt uns nicht bekannt. Wir haben dem intereſſanten Schriftſtücke um ſo lieber eine Stelle in dieſen Blättern eingeräumt, als wir in dem Werke Danzel's: „Gottſched und ſeine Zeit" vergebens darnach geſucht.

Herausgegeben von Guſtav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Buſch

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig

Das englische Blaubuch über Italien.

(Correspondence respecting the Affairs of Italy from the signature of the Preliminaries of Villafranca to the Postponement of the Congress. Presented to both Houses of Parliament.)

Das dritte englische Blaubuch über die italienische Frage ist dem Parlamente vorgelegt, es schließt sich chronologisch nicht genau an das vorige an, sondern beginnt, wie der Titel besagt, erst mit den Friedenspräliminarien von Villafranca. In der That werden wir auch an den in den Zwischenraum fallenden Depeschen wenig verloren haben, das neue Ministerium beschäftigte sich nur eifrig damit, den Krieg zu localisiren und als Probe dieser Thätigkeit haben wir schon im Sommer die berühmt ungeschickte Depesche Russells vom 22. Juni an Lord Bloomfield kennen lernen, in der Deutschland erklärt wurde, daß es kein Interesse bei dem ausgebrochenen Kriege habe. Später in einer Depesche vom 7. Juli lehnte die englische Regierung die von Preußen vorgeschlagenen Conferenzen ab, weil sie in dem Augenblick keine Aussicht auf Erfolg bieten würden.

Wenn man sich nun durch den vorliegenden dicken Folioband von 275 Seiten hindurchgearbeitet hat, so wird man seine Mühe nicht im Verhältniß belohnt finden, denn die Ausbeute ist nicht groß, die meisten Thatsachen, welche in den Depeschen als Neuigkeiten berichtet werden, sind derzeit längst bekannt; indeß bietet eine solche Sammlung von Actenstücken, in denen wol nicht die ganze Wahrheit, aber doch viel von der Wahrheit liegt, den Vortheil, die Strömung der Ereignisse übersichtlich verfolgen und namentlich die Auffassung der verschiedenen Regierungen genauer bestimmen zu können. Dies wollen wir, indem wir die allgemeinen Thatsachen als bekannt voraussetzen,*) für die italienischen Angelegenheiten hier versuchen.

Wir beginnen zunächst mit der Stellung, welche England dazu nach Villafranca genommen hat.

Nachdem Lord John Russell von den Präliminarien allgemeine Kenntniß

*) Anm. cf. die Art. die Ereignisse in Mittelitalien seit dem Frieden von Villafranca. No. 4. 5. 6. dsr. Blätter.

erhalten hat, fragte er zunächst durch Lord Cowley bei Graf Walewski an, was die päpstliche Ehrenpräsidentschaft des italienischen Bundes bedeute, ob der Papst durch einen Legaten präsidiren oder ein Laie zum wirklichen Präsidenten gewählt werden solle? Der französische Minister antwortet, es sei damit nur gemeint, daß der Sitz des Bundesorganes in Rom sein sollte und der Vertreter des Papstes bei feierlichen Gelegenheiten den Vortritt vor denen der andern Bundesstaaten haben würde. Der wirkliche (working) Präsident solle der Repräsentant von Neapel oder Sardinien sein. Darauf hören wir im ganzen Blaubuch nichts mehr von dieser Frage, die Lord John Russell mit Recht wol als secundäre cura posterior betrachtet. Desto mehr ist von der zweiten Frage des englischen Ministers die Rede, nämlich über Venetien; wenn der Kaiser von Oestreich, heißt es, in den Bund eintritt, so wird er es mit der ganzen moralischen und politischen Macht seines Reiches thun, wird er sich aber darauf beschränken, Venetien rein national zu regieren? Graf Walewski muß darauf zunächst in seiner Erzählung der Zusammenkunft von Villafranca antworten, daß der Kaiser Franz Joseph verweigert hat, in Bezug auf seine unzweifelhaften Rechte über Venetien irgend ein Zugeständniß zu machen, er hat es entschieden abgelehnt, einen Erzherzog als Vicekönig an die Spitze der Regierung zu stellen, er wolle eher das Land verlieren wie die Lombardei, als sich hinsichtlich der künftigen Verwaltung desselben binden. Er könne nur sagen, daß er selbst einsehe, daß große Reformen nöthig seien, und weigere sich nicht, sein Ehrenwort zu geben, daß in seinen Händen Venedig „serait non seulement heureuse, mais satisfaite.“ Graf Walewski hofft noch, daß Oestreich thatsächlich Concessionen machen werde, und führt als Vorbild für die künftige Stellung Venetiens zu dem Bunde die Luxemburgs zu Deutschland an, später geht er weiter und sagt: wenn nicht Oestreich bereit ist, Venetien zu einem rein italienischen Staate zu machen mit einer nationalen Regierung und Armee, wenn nicht wenigstens zwei Festungen Bundesfestungen, und das Land nicht allen Bundesgesetzen unterworfen ist, so sind wir die ersten zu sagen, daß eine Conföderation unmöglich ist. Lord John Russell bemerkt gegen die angeführte Parallele sehr richtig, daß sie nicht zutreffe, der König von Holland könne keinen Einfluß auf Deutschland üben, der sich mit dem vergleichen lasse, den Oestreich in Italien haben würde. Wollte es wirklich Venetien ganz national regieren, so würde diese Provinz sehr bald unter den Einfluß des größern italienischen Nachbarstaates Sardinien fallen, was Oestreich nicht leiden könne und zu neuen Conflicten führen müsse. Der Kaiser, der den Papst und die restaurirten Erzherzöge für sich haben werde, müsse übermächtig im Bundesrathe sein, er selbst werde sich nur als Souverän des mächtigen Oestreich, mit östreichischer Macht und Politik fühlen. Was solle aus den Freiheiten Piemonts werden vor einem Tribunal, dem der Papst vorsitze und in dem

der Kaiser Franz Joseph mit den Erzherzögen eine sichere Majorität habe. Die englische Regierung kommt also zum Schlusse, daß, wenn überhaupt ein italienischer Bund geschaffen werden solle, Oestreich nicht Mitglied desselben sein dürfe, so könne wenigstens das übrige Italien unabhängig werden.

Aber Graf Rechberg zerstört außerdem noch vollkommen die Hoffnungen auf die Zugeständnisse, welche Graf Walewski selbst als nothwendig erklären muß, er wiederholt Lord Loftus, daß sein Gebieter sich zu nichts verpflichtet hat und niemals sich einer fremden Macht gegenüber hinsichtlich der innern Regierung irgend eines Theiles seines Reiches binden wird. Wenn der Kaiser Napoleon in seinem Briefe an den König von Sardinien vom 20. October schreibe:

Nous demanderons que l'Autriche se dégage franchement d'une cause incessante d'embarras pour l'avenir et qu'elle consente à compléter la nationalité de la Vénétie, non seulement en créant une représentation et une administration séparée, mais encore une armée Italienne, — nous demanderons que les forteresses de Mantoue et de Peschiera soient reconnues forteresses fédérales. —

so sei das ein Wunsch Frankreichs, dem Oestreich aber in keiner Weise entgegenzukommen verpflichtet sei. Er kenne nur die Stipulationen von Villafranca und in denselben stehe nichts davon. Lord Loftus drückt seine Verwunderung aus, daß Oestreich dann nicht wenigstens freiwillig Venedig eine Verfassung gegeben habe, welche die Animosität gegen die östreichische Herrschaft beseitigen würde. Graf Rechberg erwidert, Venetien besitze schon eine musterhafte Verfassung und Regierung. Das Wahlprincip sei dort weiter angewendet, als in irgend einem Theil Italiens, es bestehe das liberalste Selfgovernment, die Municipalitäten, Provinzialstände und Consulta würden gewählt. Auch gebe es nur 87 Beamte, die nicht Italiener seien. Lord Loftus fragt darauf, woher denn die Unzufriedenheit komme, die doch in Venetien herrsche. Der Grund sei sehr einfach, sagt Graf Rechberg, wie könne ein Staat ruhig und zufrieden sein, wenn ein unruhiger Nachbar fortwährend arbeite ihn zu revolutioniren, die Wühlereien der sardinischen Emissäre seien an allem Schuld. Auf Befragen erklärt der englische Gesandte in Turin Sir J. Hudson diese Anschuldigung für ganz unbegründet.

Man sieht, die Gesichtspunkte gehen so weit auseinander, daß keine Verständigung möglich ist. Noch mehr ist das aber bei dem Hauptpunkte der Fall, der Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürsten. Die Präliminarien von Villafranca sagten einfach: Le Grand Duc de Toscane et le Duc de Modène rentrent dans leurs États en donnant une amnistie générale.

Lord John Russell fragt sogleich, wie soll das ausgeführt werden, sollen französische, östreichische oder piemontesische Truppen gebraucht werden, etwaigen Widerstand in Florenz, Modena oder Bologna zu brechen?

Graf Walewski antwortet, der Kaiser Napoleon habe ausdrücklich dem Kaiser Franz Joseph gesagt, daß er die Verwendung französischer Truppen für diesen Zweck nicht erlauben könne, und daß er es für unmöglich halte, daß östreichische Truppen dazu gebraucht würden, er sagt später hierzu, sein Gebieter würde östreichischer Intervention entgegen sein (would object), bestimmt aber sei nichts über den Modus der Restauration festgestellt, man hoffe, sie werde sich von selbst machen.

Lord John Russell widmet nun in einer Depesche an Lord Cowley vom 16. August der Stipulation eine ausführliche Erörterung. Sie will entweder, meint er, besagen, jeder Widerstand gegen die Rückkehr der Erzherzöge soll durch Gewalt beseitigt werden, oder: die Fürsten werden zurückkehren, wenn dieselben mit der Zustimmung der Bevölkerung von Toscana und Modena zurückkehren können.

Er müsse sich entschieden gegen jede gewaltsame Intervention erklären, ja, England würde dagegen protestiren, eine solche würde das System erneuern, welches seit vierzig Jahren die Quelle alles Unglücks von Italien sei, ja auch die Ursache von Oestreichs Schwäche und Gefahr, denn es habe ihm seine Freunde entfremdet und seinen Feinden Boden gegeben. Ihrer Majestät Regierung sei der Ansicht, daß Nichtintervention die Regel für die europäischen Regierungen sein müsse, von der eine Abweichung nur erlaubt sei, wenn die Sicherheit des fraglichen Staates oder Lebensinteressen (paramount interests) es erforderten. In diesem Falle aber sei Intervention weder im Interesse Europas, noch im wahren Interesse Frankreichs oder Oestreichs, dessen Sicherheit durch die Wahl einer neuen Dynastie in Toscana nicht bedroht sei. „Die Toscaner haben das Recht, welches dem Volke jedes unabhängigen Staats zusteht, ihre eignen innern Angelegenheiten zu regeln." In einer spätern Depesche (Nov. 15) erläutert er geschichtlich, daß dies stets die englische Politik gewesen. Lord Castlereagh habe gegen die Intervention des Laibacher Congresses in Neapel protestirt, ebenso der Herzog von Wellington in Verona gegen das Einrücken französischer Truppen in Spanien. Canning erklärte, die Grundsätze der Congresse griffen die Wurzel der britischen Verfassung an, 1825 anerkannte England die südamerikanischen Republiken, 1827 Griechenlands Unabhängigkeit, 1830 die Trennung Belgiens von Holland. Die britische Regierung habe in allen diesen Fällen stetig das Princip verfolgt, jeder Einmischung ihre Zustimmung zu versagen und die thatsächlich bestehenden Regierungen zu schützen und wenn nöthig, zu ihrer Befestigung beizutragen.

Graf Walewski lehnte den Grundsatz der Nichtintervention als allgemein bindende Regel ab, obwol er in dem vorliegenden Falle seine Zweckmäßigkeit anerkennt, ganz anders aber wehrt Graf Rechberg sich gegen diese Lehre, er hat schon in seiner ersten Unterhaltung mit Lord Loftus nach seiner Rückkehr

von Verona ſich bitter beklagt, daß Oeſtreich von England, ſeinem älteſten und natürlichſten Bundesgenoſſen verlaſſen ſei. Der Geſandte entgegnet, es könne nicht wol von „verlaſſen“ die Rede ſein, da ſeine Regierung niemals Hoffnung auf Unterſtützung gemacht, vielmehr den Krieg dringend widerrathen habe, worauf der Miniſter ärgerlich erwidert, Oeſtreich brauche keinen Rath von fremden Regierungen. Eine ziemlich beſtimmte Antwort Lord John Ruſſells auf dieſe Anſchuldigungen kann nicht beitragen, die Stimmung zu verbeſſern. Als nun Mr. Jane, der engliſche Geſchäftsträger, ſpäter eine Depeſche vorlieſt, worin Oeſtreich zugemuthet wird, der Lehre der Nichtintervention beizuſtimmen, tritt Graf Rechberg in ſeiner malitiöſen Weiſe in einer ſehr gewandt geſchriebenen Depeſche vom 25. Auguſt dieſer Auffaſſung heftig entgegen: La non-intervention à notre avis n'est pas un principe, mais un terme exprimant la négation d'un simple fait. Dagegen anerkenne das Völkerrecht das Interventionsrecht in zwei Fällen, wenn nämlich die rechtmäßige Regierung eines Landes ſelbſt die bewaffnete Intervention fordre, und wenn in einem Staate ſolche Anarchie herrſche, daß die Sicherheit der Nachbarſtaaten bedroht ſei. Eine ſolche Gefährdung leugne nun zwar Lord John Ruſſell im vorliegenden Falle für Oeſtreich, überſehe dabei aber vollſtändig die Heimfallsrechte des Kaiſerhauſes auf Toscana, Parma und Modena, welche doch England als Unterzeichner der wiener Verträge garantirt habe. Er überſehe ferner, indem er gegen eine öſtreichiſche Intervention in Italien proteſtire, daß Oeſtreich italieniſche Macht geblieben ſei. Was den ausgeſprochenen Grundſatz über den Volkswillen betreffe, ſo müſſe er zuerſt leugnen, daß ſich derſelbe in den Herzogthümern, die von revolutionären Regierungen und ſardiniſchen Emiſſären terroriſirt würden, habe frei ausſprechen können; der Grundſatz aber, daß jedes Volk das Recht habe, ſeine Regierung zu wählen und zu organiſiren, folglich auch diejenige umzuſtoßen, welche es den Tag zuvor aufgerichtet, ſei zu gefährlich und unzuläſſig. Ob etwa Lord John Ruſſell ihn auf die joniſchen Inſeln, die noch kürzlich die Vereinigung mit Griechenland verlangt oder auf Oſtindien anwenden wolle, „où l'opinion du peuple s'est encore récemment manifestée avec une clarté toute particulière.“ Man müſſe glauben, Großbritannien habe zwei verſchiedene Maße für ſich und für andere. — Dieſe Antwort ſetzt Lord John natürlich in eine gewiſſe Aufregung, und er repliciert, Graf Rechberg habe ſeinen Grundſatz verdreht, er habe nie einer beſtehenden Regierung das Recht beſtritten, eine Revolution in ihrem Lande zu unterdrücken, z. B. dem Großherzog von Toscana in Florenz oder Oeſtreich in Ungarn. Der Fall der joniſchen Inſeln erheiſche beſondre Erörterung, da England das Protectorat auf Wunſch der europäiſchen Mächte übernommen. Die Heimfallsrechte auf Parma, Modena und Toscana habe England nicht garantirt, Rechte, die durch die wiener Verträge erworben oder beſtätigt ſeien ohne beſonders ga-

tantirt zu sein, gäben Großbritannien als vertragendem Theile ein Recht zur Einsprache, aber verpflichteten es nicht dazu. So sei die Souveränität Krakaus durch die wiener Verträge gesichert, sie sei vernichtet und das Gebiet Oestreich annectirt, aber die englische Regierung, obwol sie dies für eine offne Verletzung der Verträge hielt, erachtet sich nicht für gebunden, Krakaus Unabhängigkeit mit den Waffen zu vertheidigen. Ebenso sei es in dem Falle mit Holland und Belgien gewesen, gegen die Trennung sei keine Großmacht aufgetreten, aber als man in Brüssel den Herzog von Nemours gewählt hätte, sei Veto eingelegt.

In der Ansicht, daß eine Restauration der vertriebenen Fürsten unmöglich sei, wird Lord John Russell bestärkt durch die Briefe seines Gesandten in Florenz, der meldet, daß überall Ruhe und Ordnung herrsche, daß die ersten Namen des Adels und des Bürgerthums an der Spitze der gegenwärtigen Ordnung der Dinge stehen und daß schon dies den Fürsten unmöglich mache wieder zu regieren, selbst wenn sie durch ein Wunder wieder zurückgeführt würden, indem alle politischen Männer compromittirt seien. Nachdem sich nun die Versammlungen der Herzogthümer ausdrücklich für die Ausschließung der bisherigen Dynastien und die Annexion an Sardinien ausgesprochen und zwar, wie die englischen Agenten in Italien melden, ohne den leisesten Zwang, erklärt Lord J. Russell in einer Depesche v. 26. Novbr. an Lord Cowley offen, daß er die Annexion für die beste Lösung hält, die England mit Freuden verwirklicht sehen würde. Da aber Oestreich und auch Frankreich sich dem widersetzen, so schlage er vor, Vergrößerung Sardiniens durch Parma, Piacenza und Massa-Carrara, Errichtung eines selbstständigen Staates aus Toscana und Modena, welche sich einen Fürsten wählen sollen, der nicht einer der Familien der fünf Großmächte angehört. — Graf Walewski stimmt dem erstern zu, sagt aber, daß Frankreich Toscana und Modena die Wiederaufnahme ihrer Souveräne empfehlen müsse und dies auch dem Congreß vorschlagen werde. Lord Cowley erwiderte, warum denn die Wünsche Parmas nach Vereinigung mit Sardinien befriedigt werden sollen und die Toscana's und Modenas nicht? — Oestreich dagegen läßt durch Fürst Metternich in Paris erklären, daß es weder die Annexion noch die militärische Besetzung der Herzogthümer durch Sardinien erlauben würde und gesteht zu, daß es deshalb seine Truppen in Venetien vermehre, um eventuell dagegen zu interveniren. Als Lord Lostus Graf Rechberg seine Befriedigung ausspricht, „daß der Vertrag von Zürich zwischen Oestreich und Frankreich nicht nur den Uebeln des Krieges ein Ende machen, sondern auch um neue Verwickelungen zu vermeiden, die innere und äußere Unabhängigkeit Italiens auf eine feste und dauerhafte Grundlage stellen solle," hofft er zugleich, daß auch Oestreich den Wünschen der Bevölkerungen Rechnung tragen werde. Graf

Rechberg erklärt dieſelben aufs neue für terroriſirt, ſie wünſchten im Stillen die Rückkehr der Souveräne. Der Geſandte erwidert, wenn er ſo feſt darauf baue, daß die Majorität dies wolle, ſo möge man ſie auffordern dies auszuſprechen. Graf Rechberg entgegnet, „ein öſtreichiſcher Miniſter, der einem ſolchen Vorſchlag zuſtimmen würde, verdiene des Hochverraths angeklagt zu werden. Niemals wird ein Kaiſer von Oeſtreich einer derartigen Maßregel zuſtimmen, die der traditionellen Politik und den geheiligten Rechten der Monarchie zuwider läuft. Wie können wir auf andre das anwenden, was wir niemals als auf uns anwendbar gelten laſſen würden? Niederlage, ja Untergang iſt einer ſolchen Principienloſigkeit vorzuziehen.“

Wem fällt nicht hier das Wort Robespierre's ein: périssent les colonies plutôt qu' un principe. Die Gegenſätze berühren ſich. Der abſolutiſtiſche Miniſter und der Conventsmann ſtehen auf einem Standpunkt. Wie im vorigen Jahr Oeſtreich die Exiſtenz der italieniſchen Frage leugnete und einfach auf den wiener Verträgen feſtſtand, ſo jetzt auf den Präliminarien von Villafranca, die doch von den Thatſachen ganz überholt ſind. Das iſt die Regierungskunſt, welche Staaten und Dynaſtien ins Verderben ſtürzt. Nur in einem Punkte bekennt der Miniſter mit theurer Erfahrung eine heilſame Lection erhalten zu haben. Oeſtreich wünſche nicht ein Uebergewicht in Italien wieder zu gewinnen (that the costly experience of the past has given a salutary lesson in this respect and that she neither entertained the wish nor the intention of interfering in Italian affairs).

Man kann die engliſche Politik grundſätzlich verwerfen, aber man wird ihr den Vorzug der Klarheit und Conſequenz nicht verſagen, ſie erklärt mit richtiger Vorausſicht den italieniſchen Bund ſowie die Reſtauration der Fürſten für unmöglich. In der päpſtlichen Frage beobachtet ſie als proteſtantiſche Macht eine taktvolle Zurückhaltung. Indeſſen war es auch viel leichter für England, das nicht am Kriege und Friedensſchluß theilgenommen, eine klare Poſition zu nehmen als für Frankreich, das an die Präliminarien von Villafranca gebunden war. Dieſelben waren der Art, daß ſie dem Kaiſer Napoleon erlaubten ſeine Abſichten in Dunkel zu hüllen. Er thut zuerſt anſcheinend Alles, um ſeine Verpflichtungen zu erfüllen, ermahnt den Papſt zu Reformen, ſchickt Geſandte, um die Italiener zu überreden die Fürſten wieder zu nehmen, aber bei Worten bleibt es. Wir haben uns nie überreden können, daß ein ſo ſcharfer und nüchterner Kopf an unmögliche Dinge, wie eine Reſtauration in den Herzogthümern, einen italieniſchen Bund und ernſthafte Reformen der päpſtlichen Regierung glauben könne, es waren vor dem Krieg Kriegsmittel, es waren nachdem Friedensmittel für ihn, hinter denen der Fortgang der Ereigniſſe ſo lange verſteckt werden konnte, bis es an der Zeit war hervorzutreten und weiter zu gehen. Auch die ſardiniſche Regierung nimmt äußer-

lich eine abwartende Stellung ein, obwohl Sir J. Hudson gleich nach dem Frieden schreibt, daß alle Staatsmänner in Turin glauben „that peace upon those bases cannot be other than precarious and that it adds to the old grievances of Italy the new one of deluded hopes. Aber die Freunde Sardiniens in Mittelitalien, welche die Präliminarien nicht unterzeichnet haben, arbeiten thätig für dasselbe, und man sieht deutlich durch, daß selbst Dabormida mehr leitet als geschehen läßt. Der erste entschiednere Schritt ist die Delegation Buoncompagnis und so werden die Dinge glücklich hingehalten bis der offne Umschwung in Paris eintritt und Cavour wieder an die Spitze treten kann.

Was die päpstliche Frage betrifft, bemerkt Graf Walewski in seiner Erzählung der Zusammenkunft von Villafranca, der Kaiser Franz Joseph habe die Nothwendigkeit von Reformen in den päpstlichen Staaten zugegeben und sich bereit erklärt, gemeinsam mit dem Kaiser Napoleon die ernstliche Aufmerksamkeit Sr. Heiligkeit darauf zu lenken, aber bemerkt, daß er sich mit keiner nichtkatholischen Macht zu dem Ende verbinden wolle und niemals vom Papste eine Gebietsabtretung fordern könne. Demzufolge habe der Kaiser Napoleon von Turin aus selbst dem Papste geschrieben, um ihm die Dringlichkeit der Reformen vorzustellen, die Legationen und Marken müßten säkularisirt, die Basis der Municipaleinrichtungen erweitert, eine öffentliche Controle der Finanzen hergestellt werden. Wenn Se. Heiligkeit nicht diese Gelegenheit benutzte, sich seiner Unterthanen zu versichern, so fürchte der Kaiser, er werde die Provinzen ganz verlieren. Depeschen in gleichem Sinne seien an den französischen Botschafter Herzog v. Grammont gerichtet. Graf Walewski leugnet aber nicht, daß wenig Aussicht auf Erfolg sei, die Reformen, zu welchen man in Rom bereit sei, würden gar nichts nutzen. Am 10. Septbr. erklärt Cardinal Antonelli dem englischen Agenten Mr. Russell, Se. Heiligkeit werde niemals eine abgesonderte Regierung für einen Theil seiner Staaten zulassen, die Legationen müßten sich seiner Autorität unbedingt unterwerfen und er werde sie eher mit Waffengewalt wiedernehmen als mit Rebellen unterhandeln. Später verlangt er von jedem Reformzugeständniß die Garantie des gesammten päpstlichen Besitzstandes durch die Großmächte. Lord Loftus bedauert mehrfach in seinen Unterhaltungen mit Graf Rechberg die Hartnäckigkeit des Papstes, aber kommt darauf zurück, daß England wünsche, diese Frage möge den beiden katholischen Mächten überlassen bleiben. Was den Beistand andrer katholischen Mächte betrifft, so leugnet Antonelli am 12. Juli vollkommen, daß der Papst daran denke ihn anzurufen, denn Se. Heiligkeit könne seine Verbündeten nicht durch einen solchen Beistand einem Kriege mit Sardinien aussetzen, in dessen Macht thatsächlich die Legationen jetzt seien. Die Deputationen, welche die Provinz dem König Victor Emanuel angeboten, seien gut vom Kaiser

Napoleon empfangen. Er werde daher den Nuntius in Paris beauftragen, eine bestimmte Erklärung zu verlangen, ob der Papst, wenn seine Truppen das rechtmäßige Eigenthum des Heil. Stuhles angriffen und wieder eroberten, sich im Krieg mit Sardinien und seinem gegenwärtigen Verbündeten befinden würde? — Wir finden nichts über die Antwort, welche der Nuntius erhalten, aber am 3. August erzählt Graf Walewski, der Papst habe angefragt, ob Frankreich sich widersetzen würde, wenn er irgend einen katholischen Fürsten um Hilfstruppen bitte. Er habe gefunden, daß Frankreich dies nicht wohl könne, aber sehr von jedem Angriff abgerathen. Bekanntlich unterblieb derselbe, aber die päpstliche Regierung warb eifrig Truppen, Lord Lostus interpellirte Graf Rechberg über die Werbungen, der sich die Miene gibt, nichts davon zu wissen, die östreichische Regierung könne übrigens nicht hindern, daß die vielen Soldaten, welche sich durch die eingetretenen Beurlaubungen müßig fänden, in die päpstliche Armee träten.

Rußland und Preußen, allerdings die wenigst betheiligten Mächte bei der italienischen Frage, nehmen nur einen geringen Platz im Blaubuch ein. Fürst Gortschakoff verwahrt sich pflichtgemäß gegen den Grundsatz, daß die Bevölkerungen von Mittelitalien das Recht haben sollten, sich ihre Regierungen selbst zu wählen, thut aber nichts dagegen. Zuerst war seine Ansicht, es müßten vor dem Congresse von den Mächten gewisse Principien fest gestellt werden, damit ein Programm als Grundlage der Berathungen vorliege. Später aber überzeugt er sich, daß es unmöglich sei ein solches zu finden (A conviction was since forced upon him, that the attempt to lay such lines would prove abortive) und eine vorgängige Discussion der abweichenden Ansichten könne leicht den ganzen Congreß unmöglich machen. Der Kaiser Alexander und der Prinzregent seien deshalb in Breslau übereingekommen, einmal, keinen Congreß zu beschicken, an dem nicht alle Großmächte Theil nähmen, zweitens darüber, daß sich jede Regierung für denselben ganz freie Hand bewahren solle. Dies wurde bekanntlich von Rußland so ausgelegt, daß es wieder von den Stipulationen des Pariser Friedens wegen des Schwarzen Meeres loskommen und sich hierfür Frankreichs Hilfe auf dem Congreß gesichert haben wolle. Von Preußen erfahren wir eigentlich nichts, als daß es sich freie Hand wahren will, dies führt Hr. v. Schleinitz in einer sehr schön geschriebenen Depesche an Graf Bernstorff aus, „désintéressé dans une question qui ne nous touche qu'un point de rue de l'équilibre politique général, il nous semble que, dans l'intérêt même du bout qu'il s'agit d'atteindre, nous devons nous réserver une entière liberté d'examen et de discussion." — Es will uns bedünken, daß ein preußischer Minister doch noch andre als Interessen des allgemeinen Gleichgewichts in der italienischen Frage zu sehen habe, und wir fürchten, daß sich die Schwäche und Unentschlossenheit hier so

hinter der freien Hand verbirgt, wie bei Hrn. v. Manteuffel in der orientaliſchen Frage. Wir können uns mit der Politik des Hrn. von Schleinitz nicht befreunden, entweder gegen Frankreich im Intereſſe des gefährdeten Gleichgewichts oder aufrichtig neutral, man hat zu viel oder zu wenig gethan und deshalb nichts erreicht. Es iſt hohe Zeit, daß die preußiſche Regierung in den europäiſchen Verhältniſſen handelnd auftrete, damit nicht ihre Gegner mit der Behauptung Recht bekommen, daß die Liberalen keine auswärtige Politik zu treiben wüßten. Das preußiſche Volk würde die großen Laſten der Erhöhung des Militärbudgets auf ſich nehmen, aber es darf nicht geſchehen, damit nur ſo viele Tauſende mehr auf der Parade erſcheinen.

M.

Aeſthetiſche Streifzüge.

Es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis die durch das Schillerfeſt hervorgebrachte Strömung wieder in das natürliche Bett zurückkehrt. Für die unbefangene Würdigung Schillers iſt dieſe Strömung eher nachtheilich als förderlich geweſen. Da im allgemeinen Bewußtſein feſt ſtand, Schiller ſei das Ideal der Poeſie und allenfalls das der deutſchen Nationalität überhaupt geweſen, und da man in jeder auch der beſchränkteſten Localität für nöthig erachtete, dieſem Bewußtſein neuen Ausdruck zu geben, ſo war es ganz natürlich, daß jeder Sprecher ſein eigenes Ideal ausmalte und dieſes mit dem großen Namen Schillers taufte. So iſt es nicht ſelten vorgekommen, daß man gerade ſolche Eigenſchaften als rühmlich für Schiller bezeichnete, die er am wenigſten beſaß. Uebrigens geſchieht das in jedem größern Volksfeſt und wird im natürlichen Lauf der Zeit wieder berichtigt. Vorläufig führt uns der Buchhandel noch immer die Spuren der alten Strömung zu. Die Schillerfeier der alten und neuen Welt (Leipzig. Lorck) gibt ein Reſumé aller Feſtlichkeiten jenes Tages, noch weiter geht das Schillerdenkmal (Berlin, Riegel, Volksausgabe erſte Lieferung), welches alle Reden jener Tage oder wenigſtens die merkwürdigſten zuſammenzuſtellen gedenkt. Director Löſchin in Danzig hat „Mittheilungen aus der Bildungsgeſchichte Goethes und Schillers“ gegeben, Märker in Berlin den 10. Nov. lyriſch verherrlicht und Rießer in Hamburg eine Feſtrede gehalten, die bereits in 2. Auflage

erscheint. — Von allen diesen Neuigkeiten heben wir nur zwei hervor, die auf die Sache eingehn.,

In der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften hat Professor Drobisch am 12. Dec. 1859 einen Vortrag gehalten, der sich hauptsächlich über Schiller's philosophische Arbeiten verbreitet und wenigstens theilweise gegen Kuno Fischer polemisirt. Beide Gelehrte, die hier als Fachmänner wol gehört werden müssen, stimmen darin überein, daß diese Arbeiten für die Philosophie der Geschichte von Wichtigkeit sind, sie weichen aber darin von einander ab, daß Fischer behauptet, Schiller sei in seiner ästhetisch-moralischen Entwickelung allmälig von dem Princip Kant's zu dem Princip Goethes übergegangen; während Drobisch nachzuweisen sucht, er habe Goethe gegenüber in der Hauptsache stets am Kantischen Princip festgehalten. — Beiden ist ein factischer Irrthum begegnet. Fischer, der sich bemüht in Schillers philosophischer Entwickelung einen stetigen Fortschritt zu finden, hat einen Körner'schen Brief, den Schiller mit Verwunderung und entschiedener Opposition in die Thalia aufnahm, Schiller beigelegt, und daran Folgerungen geknüpft, die natürlich mit dieser Voraussetzung fallen müssen. Der Irrthum von Drobisch ist freilich nicht so stark, aber er ist doch auch nicht unwesentlich. Um nämlich nachzuweisen, daß Schiller den Kant'schen Glauben auch nach den „ästhetischen Briefen" fest hielt, führt er S. 187 die Abhandlung „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" an. In dieser Abhandlung wird freilich der Kantische Glaube viel stärker betont als in den ästhetischen Briefen, ja fast noch stärker als in „Anmuth und Würde". Aber sie ist nicht nach, sondern vor den ästhetischen Briefen geschrieben; sie ist zwar erst Nov. 1795 gedruckt, aber bereits in Schwaben Oct. 1793 geschrieben: ein Umstand, den Schiller ausdrücklich gegen Körner anführt, um sich wegen der Vorwürfe desselben gegen diesen Aufsatz zu entschuldigen. — Um die Frage selbst zu entscheiden, muß man sich nicht auf die philosophischen Abhandlungen beschränken, sondern auch die Gedichte und Briefe ins Auge fassen, die Schiller namentlich seit 1797 viel mehr interessirten als alles was er in Prosa schrieb. Von diesem Standpunkt aus können wir nicht umhin, entschieden auf Fischer's Seite zu treten. Goethe ist durchaus kein Polemiker; wenn sein Freund mit einer gewissen Heftigkeit eine Ansicht vertritt, so schweigt er still, aber nicht weil er überzeugt wäre, sondern er wartet nur die richtige Stimmung ab; um mit der entgegengesetzten Ansicht offen hervorzutreten. Nachdem sich Schiller zuerst über den Wilhelm Meister mit einer unbedingten Begeisterung ausgesprochen und das Kunstwerk als solches ohne alle Beimischung sittlicher Gedanken für das Höchste erklärt, läßt er sich allmälig zu der Idee steigern, das Genie beruhe auf dem Bewußtlosen, worauf denn Goethe den letzten Trumpf ausspielt, daß er noch weiter gehe, und daß alles, was das Genie

als solches thue, bewußtlos geschehe. — Diese Umwandlung der Gesinnungen bezieht sich nicht blos auf die Theorie; wie sehr sie auch auf seine Praxis eingewirkt, zeigen die Correspondenzen mit Humboldt und namentlich mit Körner, in denen er mit immer größerer Schroffheit die Goethe'schen Glaubenssätze vertritt. Freilich kann eine Wiedergeburt des Glaubens die Natur eines Menschen nicht verwandeln, und insofern hat Drobisch vollkommen Recht, daß später wie früher zwischen dem Schaffen der beiden Dichter ein durchgreifender Gegensatz bestand. Betrachten wir die Art und Weise, wie auf der einen Seite der Werther, der Götz, der Fischer u. s. w., wie auf der andern der Wallenstein, Don Carlos, die Künstler u. s. w. entstanden, so werden wir es sehr begreiflich finden, daß insgeheim Goethe stets die Natur, Schiller stets die Freiheit als seine Muse verehrte; denn Goethe beschränkte sich darauf, was ihm im Innern oder von Draußen erklang, mit möglichst geringer Anstrengung zu fixiren, während Schiller von einem ganz unklaren Gefühl ausgehend, mit großartigen Blicken einen Bau- gleichsam a priori ausführte.

In der Heidelberger Dienstagsgesellschaft, die, wie wir erfahren, hauptsächlich aus Theologen besteht, hat ein ungenannter Professor den 8. Nov. 1859 zur Schillerfeier einen Vortrag gehalten, der hauptsächlich darauf ausgeht, Schillers Christenthum zu retten. Das Bestreben ist nicht so neu, als der Verfasser sich vorstellt, Schillers Biographie von Gustav Schwab hat keinen andern Zweck als nachzuweisen, daß der Dichter ein guter Christ gewesen sei. Beide wackere Männer verstehn im Grunde das Wort wie Lessings Klosterbruder, wenn er Nathan zuruft: ihr seid ein Christ! d. h. ein vortrefflicher, herrlicher Mensch. Dagegen wäre nun nichts zu sagen und man könnte sogar noch weiter gehn, wenn man historisch verfährt, und die moderne Bildung seit dem siebenten Jahrhundert in eine christliche, mohamedanische, jüdische, buddhistische u. s. w. sondert. In dieser Weise sind wir alle Christen, weil unsere Bildung auf christlicher Basis steht, so ketzerisch wir uns auch gegen dieselbe verhalten mögen. Eine spätere Nachwelt wird sich in der That so ausdrücken, denn man bezeichnet ja auch Homer, Hesiod, Sokrates, Aristophanes mit dem gemeinsamen Namen Heiden, obgleich sie in ihren Ideen doch wohl noch weiter auseinander gingen, als Hengstenberg und Feuerbach. Vorläufig aber hat man mit jener Bezeichnung etwas anderes im Sinn: man bezeichnet damit entweder die Stärke, in der sich der specifisch christliche Geist unbewußt in einer Seele ausprägt, oder das bewußte Verhalten zu dieser historischen Erscheinung. Was das erste betrifft, so kann seit der Trennung der beiden Confessionen nicht mehr von einem abstract christlichen Geist, sondern nur von den speciellen Formen desselben die Rede sein. Wenn also der Verfasser den Umstand, daß Schiller in der Maria Stuart sowohl die prote-

stantische als katholische Frömmigkeit meisterhaft geschildert habe (was beiläufig nicht wahr ist) als Beleg für Schillers Religiosität anführt, so hätte er grade das Gegentheil daraus herleiten sollen: denn wer sich mit gleicher Liebe in widersprechende religiöse Gefühle versetzen kann, der gehört keinen von ihnen an. Schiller hat eben die Religion in den Balladen, Elegien und theilweise auch in den Tragödien, namentlich in der Braut von Messina, nur als poetisches Costüm benutzt. — Wenn er aber reflectirte, so empfand er zu allen Zeiten gegen das, was man damals Christenthum nannte, entweder Abneigung, weil es seinen poetischen Lebensidealen widersprach, oder Gleichgiltigkeit, weil es seiner Bildung ganz fern lag. Auch der Brief an Zelter, der keineswegs so unbemerkt geblieben ist wie der Verfasser meint, zeigt nur, daß Schiller damals unter dem Einfluß der romantischen Schule gelegentlich auch wol den Einfall haben konnte, durch Verbindung der Kirche mit den Künsten einen neuen Cultus hervorzubringen. Wenn Schiller am weitesten ging in seiner Anerkennung des Christenthums, so war es dasjenige Christenthum, welches Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" darstellt und, wohl gemerkt, auch dieses nur, insofern es durch Kant veredelt war. — Die neue Auslegung der Götter Griechenlands, die übrigens nicht so neu ist als der Verfasser glaubt, widerlegt doch nicht im geringsten die Wahrheit, daß damals Schillers poetischer Empfindung das Christenthum widerstrebte. Uebrigens ist die Vergleichung des christlichen und griechischen „Todes" keine „Sophistik des Poeten", sondern nur eine Bearbeitung der Lessingschen Abhandlung „wie die Alten den Tod gebildet." — Daß der Verfasser die Aussage eines Mitschülers aus der Carlsschule, Schiller sei ein guter Christ gewesen, aber nicht sehr reinlich, als Beleg für Schillers Christenthum anführt, ist doch wol nur scherzhaft gemeint. — Es ist in all solchen Definitionen viel Wortstreit, und man thut gut daran, sich zu erinnern, daß sie immer nur eine relative Geltung haben. Wenn der Verfasser behauptet, Schiller sei ein Nationaldichter der Deutschen, die Deutschen seien ein religiöses Volk, also müsse auch Schiller religiös gewesen sein, so vergißt er dabei, daß man von den Deutschen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Regel das Gegentheil behauptet, nämlich daß sie ganz und gar nicht religiös gewesen seien. In der Reihe der großen Denker und Dichter jener Zeit, von denen zu den Christen im heutigen Sinn, d. h. zu den biblisch Rechtgläubigen kein einziger gehörte, auch Jakobi, Hamann und Lavater nicht — würde Schiller etwa, um den heutigen Ausdruck zu gebrauchen, im linken Centrum stehen. Er ist z. B. weniger christlich als Lessing, da dieser, so leidenschaftlich er zuweilen über das Christenthum sprach, sich doch beständig über das Christenthum Gedanken machte. Dagegen steht er dem Christenthum weniger fern als Goethe, weil er Deist war und Goethe Pantheist. Aber auch das ist

wieder relativ, denn Erfahrungen in der Geschichte des christlichen Bewußtseins hatte Goethe viel mehr gemacht.

Von dem 100jährigen Geburtstag Schillers wenden wir uns zum 90jährigen Arndts, dessen gesammelte Gedichte soeben in Berlin bei Weidmann erschienen sind. Zehn Jahre Unterschied, und eine ganz andere Culturwelt tritt uns entgegen. Hier ist wirklich eine echte und tiefe Religiosität vorhanden, eine Religiosität, die nicht ganz mit dem lutherischen Katechismus zusammenfällt, aber doch in der Hauptsache deutsch protestantisch christlich ist. Der Gott, der in Arndts Gedichten gefeiert wird, ist nicht mehr blos der constitutionelle König des Himmels, wie ihn der Deismus beschreibt, sondern ein starker, lebendiger Gott, von dem man ein beständiges Eingreifen in die menschlichen Angelegenheiten voraussetzt. Man hat Schiller nicht blos zu einem Christen, sondern auch zu einem deutschen Patrioten machen wollen, und einer von seinen ungeschickten Verehrern hat als Beleg die Briefstelle angeführt: „die Liebe zum Vaterlande ist mächtig in mir geworden"; dabei aber übersehen, daß dies Vaterland nicht Deutschland, sondern Würtemberg war, und daß dies Vaterlandsgefühl auf einer Reise von Jena nach Stuttgart herauskam. Bei Arndt dagegen ist das Vaterland der Mittelpunkt aller Gedanken und Empfindungen. Die starke Vaterlandsliebe ist nicht immer das Zeichen politischer Gesundheit, so wie es nicht ein Zeichen physischer Gesundheit ist, wenn man seinen Körper fühlt; sie regt sich am stärksten bei bedrohten, unglücklichen, unterjochten Völkern. Daß man also 1807 lebhafter an das Vaterland dachte, als 1770, läßt sich leicht begreifen. Zudem haben Goethe, Schiller und die übrigen Kosmopoliten das Beste dazu gethan, den Deutschen ihr Vaterland werth zu machen, und dadurch indirect die patriotische Periode vorbereitet. Indessen würde es auch sehr unrichtig sein, wenn man jenen Satz umkehren, und in der Abwesenheit des Nationalgefühls ein Zeichen der Gesundheit sehen wollte.

Arndt gehört zu jenen Dichtern, deren wahrhaft schöpferische Kraft sich auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt. Einige von diesen Dichtern haben das bestimmte Gefühl davon und hören dann zu dichten auf, wie z. B. Uhland; bei Arndt war das nicht der Fall. Einige seiner Lieder, diejenigen, die sich auf die Freiheitskriege beziehn, gehören zu den schönsten, die in deutscher Sprache gesungen sind, und werden voraussichtlich nicht früher untergehn, als diese Sprache selbst. Was aber die übrigen Lieder betrifft — und die Zahl ist ziemlich groß — so ist der Abstand ganz unglaublich. Von ursprünglicher poetischer Lebenskraft ist fast keine Spur darin, und selbst in der Classe der Nachahmungen gehören sie keineswegs in den ersten Rang; für die Geschichte seiner Bildung sind sie immerhin von Wichtigkeit.

Ueber einen neuen plattdeutschen Dichter John Brinkmann (Vagel

Grip, Güſtrow, Opitz) laſſen wir einen competentern Richter urtheilen, Claus Groth im Altonaer Merkur nennt dieſe Sammlung das bedeutendſte, was in neuerer Zeit in plattdeutſcher Sprache erſchienen iſt. Ein norddeutſches Dorfleben entfaltet ſich in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit mit allen Figuren, die dazu gehören, in der vollſten Geſundheit, in der bunten Mannigfaltigkeit aller Jahreszeiten. Freilich iſt es ſchwerer, im Alltäglichen das Ideale zu finden, es geht damit wie mit dem Gefühle der Heimat: erſt die Entfernung wirft den duftigen Schleier darüber, der alles poetiſch verklärt. Brinkmann iſt weit herumgekommen, er hat Amerika geſehn und dort gelernt, welch ein Schatz für Herz und Gemüth ſelbſt im engſten deutſchen Familien- und Gemeindeband ſteckt. Das Einleitungsgedicht ſpricht rührend und herzlich das deutſche Heimweh aus, erzählt, wie er im Hafen von Halifax ein Schiffchen mit der Roſtocker Flagge ſieht (einen Greifen, daher der Titel des Buchs) und ihn die Sehnſucht nach Hauſe überkommt. — Zum Theil ſind die Lieder dem Munde des Volks entnommen, von einzelnen Wendungen gar, ganz und fertig aus der Volksſprache genommen, ſtecken faſt alle Gedichte voll, und manche, die man ſonſt nicht eben formvollendet nennen möchte, werden intereſſant als ein Depoſitorium deſſen, was im Volke als ſein Geiſt umgeht, in ſeiner Sprache als deſſen Körper ſich niedergeſetzt hat. Jedes ſolche Wort iſt ſicher in ſeiner Zeichnung, anſchaulich und voll Leben. — Brinckmanns Gedichte ſind eine neue Fundgrube für den Reichthum der plattdeutſchen Sprache. Auf jeder Seite wird ſelbſt der Kenner auf neue Vocabeln und neue Wendungen ſtoßen. Als ginge man botaniſiren in einem neuen Gebiet, jeden Augenblick eine neue Blume und doch nur die verkappte Geſtalt einer bekannten, aber auch dieſe werden mit neu, der ganze Duft von Wald und Wieſe mit ihrer Herrlichkeit wird noch einmal wieder frühlingsfriſch. — Den eigenthümlichen Vorzug der meklenburgiſchen Mundart haben wir erſt hier erkannt: der Meklenburger kann koſen wie kein andrer Plattdeutſcher. Das kommt beſonders von ſeiner Diminutivform auf ing. — Es iſt etwas Geheimnißvolles um Geiſt und Leben einer Sprache, ſie leben und ſprechen für ſich, ſie reden und ſprechen dem Dichter über die Schulter. In allen dieſen Gedichten redet faſt immer ein ernſthafter, ſchweigſamer, humoriſtiſcher Mann mit. So ſpricht in der allemanniſchen Mundart Hebels immer ein kindliches Weſen, in Grubels nürnberger Gedichten ein kluger praktiſcher Bürger. Das iſt der Sprachgeiſt, der Volksgeiſt, wie er ſich in einem frei gewachſenen Sprachſtamm, der nicht fremden etwa gelehrten und andern Intereſſen gedient hat, abſpiegelt. Vergeblich würde ein Plattdeutſcher ſich abmühen, zu ſcherzen und zu koſen wie Hebel, kein Alemanne aber wäre im Stande, mit dem trocknen Humor oder der tief ergreifenden Wortkargheit zu ſchildern wie Brinckmann.

Die Gedichte von Gisbert Freiherrn Vincke (Berlin, Riegel) ver-

rathen eine große Formgewandtheit und ein gesundes politisches Gefühl. — Wir gehen zum Roman über, in dem wir auch diesmal durchweg weibliche Hände anzuführen haben. — Von den ausgewählten Werken Fernan Caballeros, übersetzt von Lemcke (dem sich für die spätern Lieferungen noch F. Wolf und L. Clarus anschließen werden), sind zwei neue Bände erschienen: die Familie Alvarede und kleine Erzählungen. (Paderborn, Schöningh). Der Uebersetzer hat, wie wir es schon früher als nothwendig dargestellt, diesmal wörtlich übersetzt. Im Uebrigen können wir uns auf unsere frühere Kritik beziehn; die beiden Bände kommen zwar der „Möve" an Interesse nicht gleich, enthalten aber doch viel anziehende und charakteristische Bilder. — Zwei neue Romane von Fanny Lewald („das Mädchen von Hela", 2 Bd. Berlin, Janke) und Elise Polko („Faustina Hasse", 2 Bd. Leipzig, Schlicke) gehören zu dem besten was diese beiden Damen geschrieben haben. Namentlich sticht der neue musikalische Roman von Elise Polko sehr vortheilhaft gegen ihre früheren ab. Beiden hat eine Figur von G. Sand vorgeschwebt: das Mädchen von Hela erinnert an die petite Fadette, Faustina an Consuelo. Es soll damit kein Tadel ausgesprochen sein; denn nur die allgemeine Klangfarbe und Stimmung ist beibehalten, wahrscheinlich sogar unbewußt, im übrigen sind die Figuren frei componirt. Was die Form betrifft, so geben wir Fanny Lewald entschieden den Vorzug; sie ist in der Sprache sehr einfach und weiß sie doch, wo es darauf ankommt, zu großer Kraft zu erheben; namentlich im ersten Bande, der überhaupt bei weitem der bessere ist. In den Mitteln ist sie sehr bescheiden, die Zahl der Figuren ist gering, aber jede von ihnen deutlich und bestimmt, die Composition des Ganzen durchsichtig und zweckmäßig. Elise Polkos Sprache hat immer noch hin und wieder etwas Verschwommenes, und die große Zahl von Figuren, die sie in Scene setzt, ist auch darum unbequem, weil sie eine entschiedene Familienähnlichkeit untereinander haben, und schwer zu unterscheiden sind. — Der sittliche Eindruck beider Romane hat etwas Peinigendes. Wir wollen von den Liebeshändeln absehn, in welche Faustina in Italien verwickelt wird, obgleich man sich unwillkürlich an die bezaubernde Frische erinnert, mit welcher G. Sand solche Dinge darstellt; aber ihr Ehebelen geht über die Grenzen des Angenehmen und Nützlichen hinaus. Daß es einer Frau von Geist und Temperament zuletzt sehr langweilig werden muß, wenn der Herr Gemahl sich immer auf Knieen mit ihr unterhält, ist sehr begreiflich; daß er, als sie sich öffentlich als königliche Maitresse ankündigt, dem Dinge aus dem Wege geht und eine mehrjährige Reise nach Italien macht, finden wir sehr verständig; daß ihm bei der Gelegenheit ein wenig das Herz bricht, thut uns leid; daß sie ihn wiederkommen läßt, als sie des königlichen Galans überdrüssig wird, und daß er sich sofort wieder einstellt — nun es kommen im Theater manche sonderbare Dinge vor! Daß man an all diesen

Geschichten in Dresden kein Arg findet und die göttliche Faustina immer sehr honorirt — warum nicht? wir leben ja im Zeitalter der Auguste! — Aber wozu das alles? Sollte das ganze blos eine historische Schilderung sein, dann wäre eine größere historische Strenge zu wünschen gewesen; eine psychologische Studie, dann wäre ein gründlicheres Eingehen auf die Seelenbewegungen nothwendig. Im übrigen ist der einzige Ton, der sich für dergleichen Begebenheiten ziemt, der ausgelassene übermüthige Humor. Es gehen in der Welt viel wunderliche Dinge vor, und sie geht deshalb doch nicht unter, und sie ist deshalb doch keine schlechte Welt! Wenn der Leser in diese Stimmung versetzt wird, läßt er sich viel gefallen. Freilich wird es einer Frau schwer werden, diesen Ton anzuschlagen, aber warum läßt sie sich dann in dergleichen ein? Solche Zustände mit Gefühl, Seelenerhebung, Empfindungstiefe u. dgl. ausgestattet, ist mehr als man erträgt. — Der Fehler des andern Romans liegt nach einer ganz andern Seite hin. Fanny Lewald geht von den strengsten sittlichen Motiven aus, und wenn man an ihrer Heldin etwas tadeln muß, so ist es nur, daß sie in den mannigfachen Prüfungen nicht mehr Härte des Charakters und Energie erwirbt. Im Anfang scheint ihre Natur auch darauf angelegt zu sein, aber im zweiten Bande schlägt sie um. In der That, was soll auch aus dem Problem gemacht werden? Fanny Lewald sagt mit Recht, daß für ein Dienstmädchen eine zu große Schönheit nicht heilsam ist. Wo sie hinkommt, werden ihr Anträge gemacht, und die Zurückweisung derselben ruft Brutalitäten hervor. Zuletzt verliebt sie sich in ihren Brodherrn und Beschützer, einen jungen sehr edlen Officier, und anstatt sie nun schleunigst zu entfernen, was am nächsten liegen würde, wendet man äußerst künstliche Mittel an, die das Unheil, das man vermeiden wollte, nur noch schneller herbeiführen; zuletzt kommt alles um. — Wir verkennen die edle Absicht nicht, welche der Dichterin bei solchen Geschichten die Feder führt. Es ist ein ähnlicher philanthropischer Sinn, wie im Onkel Tom. Aber der moralische Zweck muß durch den künstlerischen Eindruck getragen werden, und die Brutalitäten, die von einer solchen Lage unzertrennlich sind, können nur durch eins gut gemacht werden, durch die Kraft, mit der eine gesunde Natur sie überwindet; ist das nicht der Fall so geht das ästhetische Mitgefühl in ein peinliches pathologisches über und der künstlerische Zweck wird verfehlt.

Noch ein Buch müssen wir erwähnen, über das wir eine Zeit lang unschlüssig waren, das aber doch die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr auf sich ziehn wird, als daß wir es mit Stillschweigen übergehn könnten: die von Ludmilla Assing herausgegebenen Briefe Humboldts an Varnhagen (Leipzig, Brockhaus). Gott bewahre uns vor Richten, die unsere Papierschnitzel drucken lassen! Die Herausgabe dieser Briefe ist in der That ein

Ereigniß, aber ein in jeder Hinsicht beklagenswerthes; um so beklagenswerther, da man eigentlich doch nichts Neues daraus erfährt. Denn daß man in fürstlichen Kreisen den Bürgerlichen nur selten für voll nimmt, daß man beim Weggehn eines Bürgerlichen nicht selten ausruft: Gott sei Dank jetzt sind wir unter uns! daß bei Hofe grade so viel geklatscht wird wie anderwärts, daß Humboldt sich über manche einflußreiche Person in Ausdrücken auszusprechen pflegte, die nichts weniger als ehrerbietig waren, daß man ihn mit Bettelbriefen bombardirte und daß er in seiner großen Herzensgüte alle Briefe beantwortete — wer hätte das nicht gewußt! — Es kommt auch im gewöhnlichen Leben vor, daß man sich über Leute, mit denen man viel verkehrt, einem Dritten gegenüber viel unbefangener äußert, daß man ihre kleinen Schwächen hervorhebt u. s. w. Wer viel Briefe schreibt, thut das auch wohl brieflich. Varnhagen hat aber nicht bloß alle derartige Papierschnitzel Humboldts aufbewahrt, sondern er hat auch jedes Wort, das ihm in vertrautem Gespräche entfiel, und das er nicht immer auf die Goldwage legte, sorgfältig aufgezeichnet, und alle diese Aufzeichnungen, ja auch die Briefe noch lebender Personen hat die Herausgeberin drucken lassen! Es ist doch eine alte Sitte, daß man in solchen Fällen erst um Erlaubniß fragt, namentlich wenn es sich um hochgestellte Personen handelt, denen ihre Lage eine doppelte Rücksicht vorschreibt. — Auch der Ton dieses ganzen Briefwechsels erregt Mißbehagen. So hat sich einmal Humboldt für einen jungen Mann verwandt, der sich um die Stelle eines Privatsecretärs bei einem Fürsten bewirbt. Der junge Mann hätte, wie Varnhagen an Humboldt schreibt, gern den Weg über Berlin genommen, „schon um Ew. Excellenz den innigsten Ausdruck seiner unbegrenzten Dankbarkeit für so viel edles und menschenfreundliches Bemühn zu Füßen zu legen!“ — „Das dankbarste Gemüth erkennt dies mit innigster Durchdrungenheit! diesen seinen Empfindungen schließen die meinigen sich eifrigst an, in diesem Falle wieder wie schon so oft in früheren Fällen! Mit heißesten Wünschen in treuster Verehrung und Anhänglichkeit unwandelbar Ew. Excellenz gehorsamster Varnhagen!“ Mit denselben heißesten Wünschen, mit derselben treusten Verehrung und Anhänglichkeit unterzeichnet Varnhagen unwandelbar jeden Zettel; auch wenn weiter nichts darin steht, als daß der Schnupfen ihn am Ausgehen hindert. So spricht man mit Humboldt! mit einem der ersten unter Deutschlands wahren und echten Menschen — wie soll man denn an einen kleinen Menschen schreiben, den man braucht! — Es ist wahr, der Abstand zwischen Humboldt und Varnhagen war sehr groß, aber der zwischen Goethe und Eckermann war doch noch größer, und selbst dieser wendet nicht so asiatische Formen an. Wir wenden uns zu einigen erfreulicheren Seiten des Buchs. — Sehr schön spricht sich überall Humboldts Liebe für seinen Bruder Wilhelm aus, obgleich wieder die Aengstlichkeit Bedenken erregt, mit

der Alexander jede Veröffentlichung des Lebens seines Bruders überwacht. Einige vortreffliche Bemerkungen über die Naturphilosophie, über Hegel u. s. w. finden sich in dem Buch, obgleich nicht zahlreich. Das beste sind einige Anecdoten, die wir hier mittheilen. — Auf die Frage des Generals Gerlach: Ew. Excellenz gehn jetzt wohl recht oft in die Kirche? antwortete Humboldt: das jetzt ist ja sehr freundlich von Ihnen; Sie wollen mir dadurch den Weg anzeigen, auf dem ich meine Carriere machen könnte. — Ein andermal sprach man geringschätzig von den Fähigkeiten eines Prinzen. Das muß ich bestreiten, sagte Humboldt, der junge Prinz hat kürzlich mit mir gesprochen; er traf mich wartend im Zimmer seiner Mutter und fragte: wer sind Sie? — Ich heiße Humboldt. — Und was sind Sie? — Ich bin Kammerherr Sr. Maj. des Königs. — Weiter nichts? brach der Prinz kurz ab und wendete sich weiter; das zeigt doch unleugbar von Verstand!

Der Humor ist köstlich; aber — warum setzt sich Humboldt eigentlich in die Lage, solchen Humor anzuwenden? Es gibt gegenwärtig in England und Frankreich keinen Gelehrten von der Größe Humboldts; wenn es aber einen gäbe, so würde ihm schwerlich auf eine solche Frage solche Antwort eingefallen sein. Die Antwort war sehr liebenswürdig, der Humor sehr liebenswürdig; aber beides sehr — deutsch! — Leider. J. S.

Czechische Tänze, Sagen und Volkslieder.

Es gab eine Zeit, wo ein zum Ueberschwänglichen gesteigertes Nationalgefühl allen Ernstes den Anlauf zu dem Beweis zu nehmen schien, daß im Lande Böhmen der Normalmensch wohne. Die Slawen waren nach den Wortführern dieser Bewegung das auserwählte Volk der Gegenwart, die herrschende Macht der Zukunft, ja sie hatten schon in der Vergangenheit die gesammte Welt zu Dank verpflichtet, und was von dem slawischen Genius im Allgemeinen galt, war insbesondere von den Kindern der großen Mutter Slawa zu rühmen, welche in den Stromgebieten der Moldau und Elbe wohnen. Die Czechen repräsentirten den Superlativ aller der lobenden Eigenschaftswörter, mit denen man die ganze Race charakterisirte. Man entwickelte, um dies zu erweisen, einen staunenswerthen Scharfsinn in der Aufhellung der Geschichte, und man erzielte, wie natürlich, staunenswerthe Erfolge. Die böhmische Klio machte Entdeckungen, vor denen die deutsche erröthend die Augen niederschlagen mußte, vor denen selbst die alten römischen Juristen sich von Rechts-

wegen im Grabe hätten umdrehen sollen. Wir erfuhren unter Anderm, daß das Corpus Juris, daß gleichermaßen Eike von Repkows Sachsenspiegel Ausflüsse des Slawenthums gewesen und daß sogar das englische Geschwornengericht eine slawische Erfindung sei. Wir wurden belehrt, daß die bisherige Schreibart des Namens Guttenberg einen Diebstahl am Erbtheil der Czechen ausdrücke, indem man den Erfinder der Buchdruckerkunst Johann von Kuttenberg oder besser Jan Kutnohorsky zu nennen habe. Daß die Reformation nicht von Luther, sondern von dem czechischen Huß ausgegangen, bedurfte blos der Erinnerung und brauchte man sich darum mit einer Widerlegung andrer Meinungen nicht aufzuhalten. Nicht weniger sicher war man mit der Behauptung, daß Lessing ein Westslawe gewesen, war er doch in Kamenz geboren; es war offenbar bloße Bescheidenheit, wenn man nicht auch Fichte für sich in Anspruch nahm, der ja auch aus der Lausitz stammte. Das Drama der neuen Zeit hatte, wie man uns ferner nachwies, ein Slawe, Adrian Krzyzanowski, erschaffen, den Blitzableiter nicht der Amerikaner Franklin, sondern der Czeche Daviz erfunden. Galls Schädellehre und Lavaters Physiognomik waren Disciplinen, welche ihre angeblichen Gründer den Slawen abgeborgt hatten.

Von diesen Behauptungen einer Bewegung, die man als eine Art literarischen Hussitengeistes bezeichnen kann, ist nur eine richtig. Die Czechen sind in der That durchschnittlich das aufgeweckteste und in der Bildung am Weitesten vorgeschrittene slawische Volk; aber die, welche dies hervorhoben, haben übersehen, daß gerade hierin die Widerlegung dessen liegt, was sie von der ganzen Race rühmen. Die böhmischen Slawen erfreuen sich dieses Vorzugs, weil sie am weitesten westlich wohnen, weil sie rings von Deutschen umgeben, weil sie dadurch in die deutsche Culturbewegung hineingezogen, von ihr, soweit das slawische Element dies zuläßt, durchdrungen sind. Sie gehören in allem, was über den Bauer und Kleinbürger, über die Sprache und den Volksgebrauch hinausliegt, in noch umfassenderem Sinne als die Dänen, von welchen Aehnliches gilt, der deutschen Civilisation an, und selbst jenes Nationalgefühl, mit dem sie alles Deutsche von sich stoßen möchten, ist, wenigstens in seiner jetzigen Gestalt, aus dem gehaßten Deutschland importirt.

Der Vorrang der Czechen vor den übrigen Slawenstämmen beruht offenbar darauf, daß sich unter ihnen durch deutsche Einflüsse ein Bürgerstand entwickelt hat. Den übrigen slawischen Völkern mangelt dieser wichtige Culturträger so gut wie ganz, sie scheinen der Anlage dazu zu entbehren und es ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Czechen in anderer geographischer Lage eine Ausnahme von der Regel bilden würden. Keine slawische Nation hat jemals ein aus ihr selbst herausgebornes freies Städtewesen besessen, alle blieben sie in dem Gegensatz zwischen Adeligen und Bauern stecken. Wo wir slawische Städte im Mittelalter zu einem gewissen Aufschwung gelangen

ſehen, erhalten ſie den Antrieb durch deutſche Einwanderer, welche Handwerke treiben, Zünfte bilden und nach lübecker oder magdeburger Recht leben. Bei den Czechen iſt das am unmittelbarſten, ausgedehnteſten und nachhaltigſten geſchehen, und in ähnlicher Weiſe floſſen ihnen andere Errungenſchaften der Arbeit des deutſchen Geiſtes zu.

Wir ſind weit entfernt von der Behauptung, daß es den böhmiſchen Slawen, daß es den Slawen überhaupt an guten Anlagen fehle; ſie zeigen mancherlei Fertigkeiten, große Gewandtheit und Anſtelligkeit, lernen mit Leichtigkeit fremde Sprachen und nehmen raſch eine gewiſſe Politur an, ſie entwickeln Talente in der Muſik, beſitzen einen Schatz ſchöner Volkslieder und repräſentiren in der europäiſchen Völkerfamilie die beſten Tänzer. In allem Uebrigen haben ſie ſich bis jetzt lediglich receptiv verhalten. Sie haben es zu keiner Mannigfaltigkeit, keinem Reichthum der Lebensformen gebracht, haben weder in der Kunſt noch in der Wiſſenſchaft, noch auch in der Induſtrie aus ſich ſelbſt heraus etwas Originales und Epochemachendes geleiſtet.

Was man uns aus der Vergangenheit entgegenhalten kann: Prag, die erſte mitteleuropäiſche Univerſität, Huß, den erſten Reformator an der Grenze des Mittelalters, hält vor der Geſchichte nicht Stich. Prag war damals ſchon weit mehr eine deutſche als eine czechiſche Stadt, Huß war von England her angeregt, und die Bewegung, die er hervorrief, gewann erſt Intenſivität, als ſich der Racenhaß ihrer bemächtigte.

Aehnlich ſteht es mit den Gegenbeweiſen, die man aus der Gegenwart ſchöpfen könnte. Die Czechen beſitzen einige Gelehrte von bedeutendem Range, aber gerade die Führer der Bewegung, welche das Czechenthum weckte und ihm einen neuen Inhalt gab, waren entweder von deutſchem Blut oder mindeſtens deutſcher Bildung. Pelzel und Dombrowski, welche den erſten Anſtoß gaben, ſchrieben zugleich in deutſcher Sprache, Jungmann und Puchmayer, die ihnen folgten, hatten einen deutſchen Vater, Schaffarik ſtudirte auf einer deutſchen Hochſchule, und in gleicher Weiſe wurzelte Palatzkis gelehrte Bildung, wurzelten die Principien, nach denen die übrigen Glieder dieſer Schule ihre Forſchungen anſtellten, in der deutſchen Wiſſenſchaft. Sollte dies bei dem Entdecker der Königinhofener Handſchrift nicht zutreffen — was uns aus guten Gründen nicht Wunder nehmen würde — ſo könnten wir dieſen Anſpruch getroſt fahren laſſen, und unterſcheiden ſich die andern gelehrten Czechen von den Vertretern deutſcher Gelehrſamkeit, ſo zeigt der Charakter ihres wiſſenſchaftlichen Verfahrens nur einen Mangel, keinen Vorzug. Wenn ſie eine bewundernswerthe Gewandtheit in der Analyſe entwickelten, ſo fehlte es ihnen faſt gänzlich an der Begabung zur Syntheſe. Sie ſtudirten mit großem Eifer Sprache, Alterthümer, Geographie, Volkspoeſie und Sagen der Czechen und andrer Slawenſtämme, aber ſie kümmerten ſich wenig oder gar nicht um die

Lebensfragen, die gesellschaftlichen und religiösen Principien dieser Völkerschaften und ebensowenig um die Ursachen ihrer Entwickelung und ihres Falles. So findet man in ihren Werken wol materielle Gelehrsamkeit, aber kein organisches Princip, und so können die Ansprüche, welche sie auf dem Gebiete der geistigen Arbeit zu erheben berechtigt sind, nur bescheidene sein.

Dasselbe gilt von den Czechen, die man als nationale Dichter feiert, selbst von denen, die wie Celakowsky und Erben in erster Reihe genannt werden. Alle Erzeugnisse derselben, auf dem Gebiete des Dramas sowie auf denen der Epik und Lyrik, sind, wo nicht Uebersetzungen, wenigstens Reminiscenzen und Compilationen von solchen aus deutschen Mustern. Wo sie einen Schein von Originalität haben, besteht diese nur in der Form, welche sie der Poesie oder der Sprache des Volkes entlehnen. Auffassung und Gedanke zeigen nirgends das Gepräge freier schöpferischer Kraft.

Anders verhält es sich mit den untern Schichten des Volkes. Zwar macht sich auch hier das deutsche Element in mancherlei Beziehungen geltend, aber doch immer nur in untergeordneter Weise. Dies gilt, wie natürlich, vorzugsweise von dem Landvolk und hier wieder ganz besonders von den Strichen, welche von großen Heerstraßen und volkreicheren Städten fern liegen.

Indem wir aus diesem Gebiet Einiges mittheilen, wird sich das zeigen, was außer der Sprache jetzt noch die eigentliche Nationalität der Czechen ausmacht. Wir werden zwar hier nicht den Normalmenschen, aber ein recht interessantes und nach einigen Seiten hin liebenswürdiges Bild einer Volksseele sehen.

Das Nächste, was uns in die Augen fällt, ist die ungemeine Tanzlust der Czechen und die Erfindungsgabe, die sie auf diesem Gebiete entwickeln. Hier und auf dem damit zusammenhängenden Gebiete der Musik liegen ihre wirklichen Verdienste um die Welt. Ein Sammler der böhmischen Tänze und Tanzmelodien, aus dessen Darstellung wir im Folgenden das Wichtigste auszugsweise entnehmen*), wußte davon nicht weniger als anderthalbhundert zu nennen, und wenn darunter eine ziemliche Anzahl sind, die jetzt nicht mehr vorkommen, so scheint der im Volke liegende schöpferische Trieb trotz des Vorwiegens der von fremdher eingedrungenen Modetänze noch alljährlich neue hervorzubringen. Allenthalben, wo das czechische Landvolk gesellig zusammenkommt, muß getanzt und gesungen werden, nicht blos bei Kirchweih und Erntefest, Hochzeit und Taufe, sondern auch bei Begräbnissen. Der Tanzboden ist der Paradeplatz, die Eigenschaft eines guten Tänzers das höchste Lob der czechischen Jugend. Tanzt man jetzt nur in entlegenen Kreisen noch nach bloßem Gesang oder nach Dudelsack und Hackebrett, in der Regel nur nach

*) Böhmische Nationaltänze. — Culturstudie von Alfred Waldau. Prag, H. Dominikus 1859. Zwei Bändchen. Die Mittheilungen des Verfassers beruhen zum großen Theil auf eigner Beobachtung.

der Drehorgel und Harfe, bei größern Festlichkeiten nach den Tönen eines Dorfmusikanten-Orchesters, so hat dies dem Vergnügen keinen Eintrag gethan, und es gibt fast keine Dorfschaft, in der sich nicht noch gelegentlich ein neuer Tanz ganz plötzlich neben die alten stellte. Ein Beispiel ist die Polka. Zu Anfang der dreißiger Jahre tanzte ein Dienstmädchen in Elbe-Teinitz eines Sonntags einen Tanz, den es sich selbst erdacht, und sang hierzu eine passende Melodie. Der dortige Lehrer, der zufällig dabei war, schrieb die Melodie nieder, und bald nachher wurde der Tanz im Städtchen beliebt. 1835 fand er in Prag Eingang und erst jetzt (wahrscheinlich wegen des in ihm waltenden Halbschrittes*) einen Namen. Vier Jahre später wurde er durch die Musikbande der prager Scharfschützen nach Wien gebracht. Von hier verpflanzte ihn 1840 der Tanzmeister Raab auf das Odeontheater in Paris und von dort machte er seine Weltreise nach allen fünf Erdtheilen. Die erste Polka, die im Musikalienhandel erschien, war von dem Lehrer Hilmar im Dorfe Kopidlno componirt. Der Name des Mädchens, welches den weltberühmten Tanz erfunden, ist unbekannt; unser Gewährsmann will indessen gehört haben, daß sie jetzt im Dorfe Konetopy auf der ehemaligen Herrschaft Brandeis verheirathet lebe. Aehnlich erging es einem Verwandten der Polka, dem Trasak, der, seit ihm der pariser Tanzmeister Cellarius Grazie und Tournüre und einen französischen Namen gegeben, als Polka tremblante alle Welt entzückt hat, ähnlich der Skocna, die in Wien als „Zäpperlpolka" die Vorstädter begeisterte. Der letzte Tanz ist von neckischem, scherzhaftem Charakter, und man begleitet ihn unter den Czechen noch bisweilen mit lustigen Liedchen, von denen unsre Quelle mehre anführt.

Andere nationale Tänze sind weit origineller, wie schon ihre Namen andeuten. Wir nennen aus dem Verzeichniß Waldaus nur einige der auffallendsten. Man hat einen Tanz, der das alte Weib, und einen andern, welcher der Teufel heißt. Man hat ferner einen Müller- und einen Barbiertanz, einen Korporal, einen Ulanen, einen Bauer, einen Schuster und einen Weber, einen Juden, einen Schornsteinfeger und einen Schmied, einen Sachsen, einen Italiener und einen Baiern. Man tanzt einen Kukuk, einen Truthahn, einen Bock und eine Kuh, einen Frosch und eine Wachtel, sogar einen Enterich und einen Krebs. Weit verbreitet sind das Rasirmesser, der Dudelsack, der Kegel, der Häckerling, die Haspel, das Stoppelfeld, sehr beliebt in manchen Gegenden der Hängebalken, das Schnappmesser, der Hafer, die Gerste, die Schaukel, die Peitsche, die Kellerrübe und der Gemüsekohl, das Schilf und der Fiedelbogen. Neben einem Schubkarren begegnen wir einem Leiterwagen, neben einem Dreifuß einer Strohschüssel und einem Stiefelknecht, neben einem Tanz, der den

*) Pulka heißt im Czechischen die Hälfte.

poetiſchen Namen Tauſendſchönchen (Laskavec) führt, dem proſaiſchen Wagenſchmiertanz (Kolomazna). Man ahnt ſchon hieraus, daß das czechiſche Landvolk ſo ziemlich alle Vorkommniſſe ſeines Lebens in mimiſchen Reproduktionen zu verklären und damit in das Gebiet des Humors zu erheben verſucht, und das Folgende wird dies beſtätigen.

Wir betrachten zunächſt einige von den eigenthümlichſten Rundtänzen. Der fröhlichen Kalamajka, die aus zwei Repriſen zu vier Takten im Zweivierteltempo beſteht, und den verwandten, nur wilder und raſcher ſich bewegenden Tänzen Dupak und Bosnak ſteht die Souſedska gegenüber, die große Aehnlichkeit mit dem öſtreichiſchen Ländler hat, aber noch langſamer als dieſer, ja häufig ſogar an einer und derſelben Stelle getanzt wird. In den Liedern, die man dazu ſingt, herrſcht in der Regel frohe Laune, doch haben ſie bisweilen auch einen Anflug elegiſcher Wehmuth. So z. B. das oft gehörte:

„Aennchen, mein Kind von Gold,
Ich bin Dir wahrlich hold.
Aennchen, mein Kind von Gold,
Ich hab' Dich gern.
Und nicht gönnen es die Leute mir,
Daß ich gehe hinter Dir,
Und nicht gönnen es die Leute mir,
Daß ich geh' zu Dir!"

Noch ſanfterer Natur iſt der Hulan (Ulane), der ebenfalls ſehr verbreitet iſt und im Schritt dem Schottiſchen ähnelt, aber nicht in dem ſchleifenden Galopptempo dieſes Tanzes, ſondern in der Art des bekannten Rheinländers gehüpft wird. Originell iſt der Rak (Krebs). Der Tänzer geht, die Tänzerin bei den Händen vor ſich haltend, krebsartig rückwärts. Nach vier Takten tanzen beide gleichfalls rückwärts, einen Galopp, wieder vier Takte, worauf von neuem das Rückwärtsſchreiten beginnt. Der Tanz ſieht ſehr gefällig aus.

Wir übergehen eine große Anzahl ähnlicher Tänze, die von Waldau beſchrieben werden und von denen die meiſten mit ſcherzhaften Liedern begleitet zu werden pflegen, und erwähnen von den einfacheren Rundtänzen nur noch den Kovar (Schmied), deſſen Lied die Frage löſt, weshalb die Schmiede dem Trinken ſo hold ſind, den Salat, bei dem die Tänzerin dem Tänzer droht, zu verrathen, daß er Salat geſtohlen, und das alte Weib (Baba), einen Tanz, den folgendes Liedchen begleitet:

„Eine ſchöne Tochter hat die Alte hier,
Hänschen, geh vor's Haus ſofort,
Bet' ein Vaterunſer dort
Und ſie gibt ſie dir.

Wär' das mein Wille, längst schon hätt' ich sie,
Doch sie nascht so gern, o weh!
Schlürft Rosoglio und Kaffee —
Nein, die mag ich nie."

In der Mitte zwischen den Rundtänzen und den Figurentänzen steht die Osmicka (die Achte). In der Mitte des Tanzsaals werden in einiger Entfernung von einander zwei Stühle aufgestellt, während die Tänzerpaare hintereinandertretend längs der Wand Reihen bilden. Die Musik spielt eine Polka oder einen Walzer, und das erste Paar eröffnet den Reigen, indem es an dem ersten Stuhle halbkreisförmig vorbeitanzt, dann durch den Zwischenraum und den andern Stuhl einen vollständigen Kreis beschreibt und schließlich durch den Zwischenraum zurückkehrend den Umtanz um den ersten Stuhl vollendet und so wieder an seinen Platz gelangt. So wird choreographisch eine arabische Achte dargestellt, woher der Name des Tanzes. Das erste Paar tritt nun in die Reihe zurück, und das zweite beginnt die Tour, dem dann das dritte, vierte u. s. w. folgt. Wunderbar nimmt sich die Houpacka (Schaukel) aus. Die einzelnen Paare stehen dabei auf dem rechten Beine und beugen sich eine Zeit lang mit dem Oberleibe bald vor-, bald rückwärts, dann machen sie taktmäßig je drei Schritte vorwärts und nach der Seite und kehren hierauf zu den Verbeugungen zurück. Ebenfalls schon außerhalb des Bereichs der Rundtänze steht die Bzikota, welche aus anmuthigem Chassiren und Balanciren besteht, das von Tänzer und Tänzerin, die sich dabei gegenüberstehn, in mannigfaltigen Figuren ausgeführt wird. Die Burschen haben dabei in der Regel die Jacken ausgezogen und die Hände in die Achselgegend eingestemmt, „und wer die kleidsame Tracht im südwestlichen Böhmen kennt: die weißen Strümpfe und glänzenden Schuhe mit Schnallen, die dottergelben Lederhosen, die rothen, silbergestickten Westen, die Hemdärmel weißschimmernd wie frischer Schnee und die Iltisfellmütze mit grünem Sammet bordirt — der wird gewiß an diesem malerischen Tanze das innigste Wohlgefallen finden." Die zu dem Tanze gehörende Melodie bewegt sich in der gefälligsten Tonfolge, ihr Text gibt die Worte einer flatterhaften Dorfschönen wieder, die ihrem Schatz die Treue aufkündigt und ihm räth, seine Liebe in das Feld einzupflügen.

Wir kommen jetzt zu den eigentlichen Gruppen- und Figurentänzen. Dieselben sind vorzüglich komischer Natur, stellen meist die Sitten des Landvolkes dar und zeichnen sich durch lebhafte, ausdrucksvolle Gestikulationen aus. Sie entstehen und vergehen fast mit jedem Jahre. Es kommt irgend etwas Komisches im Dorfe vor, und sofort improvisiren die jungen Leute ein Lied, unterlegen dies einer bekannten Melodie oder schaffen eine neue dazu, und diese Novität wird schon bei der nächsten Tanzunterhaltung mit allerhand scherzhaften charakteristischen Geberden getanzt. Sie verbreitet sich weiter und

ihre Beliebtheit dauert fort, bis eine neue Begebenheit einen neuen komiſchen Tanz herbeiſchafft. Der einfachſte von dieſen Tänzen iſt die Rokycanska, zu der man folgende Zeilen ſingt:

„Alſo ſacht und langſam tanzet man in Rokyzan,
Alſo ſacht und langſam ſchreitet dorten man.“

Während des Geſanges ſchreiten die Tanzenden pathetiſch vorwärts und zurück, etwa ſo wie die Winzer beim Austreten der Trauben. Ferner gehört hierher der Tkadlec (Weber), welcher in der Nähe von Münchengrätz entſtand, als einem Weber ſeine Frau entlief, was von den Verſen, die während des Tanzes geſungen werden, erzählt wird. Dann mag hierher zu rechnen ſein der Schuſter (Svec), der meiſt nur von jungen Mädchen getanzt und bei welchem die Handwerksthätigkeit der Fußbekleidungskünſtler durch verſchiedene Geſten verſpottet wird. Intereſſanter und charakteriſtiſcher iſt der Furiant, der auch Sedlac (Bauer) heißt. Hier ahmt der Tänzer einen aufgeblaſenen Großbauer nach, ſtemmt die Arme in die Seiten, blickt weltverachtend um ſich, ſtampft mit den Füßen und ſchiebt ſeine Tänzerin vor ſich hin. Dieſe tanzt bald zierlich vor ihm her, bald im Kreiſe um ihn herum, bald auch dreht ſie ſich minutenlang auf einer und derſelben Stelle, bis endlich der Tänzer ſie umfaßt und mit ihr ernſt und feierlich eine Souſedska zu tanzen anhebt. Der Text des dazu geſungenen Liedes lautet in getreuer deutſcher Ueberſetzung:

„Bauer, Bauer, Bauer,
Und noch einmal Bauer!
Bauer, Bauer, Bauer
Iſt ein großer Herr.
Trägt 'nen Gurt am Bauche
Und auf ſeinem Pelze
Tuli — Tuli — Tuli —
Tulipänchen bunt.
Schaue, ſchaue, ſchaue,
Wie ſo dumm der Bauer,
Schaue, ſchaue, ſchaue,
Wie ſo dumm er iſt!
Auf den Acker fährt er,
Zwei Sackuhren trägt er,
Schaue, ſchaue, ſchaue,
Wie ſo dumm er iſt!“

Andere komiſche Tänze ſind Kolecko (Rädchen) und Smitec (Fiedelbogen). Jener wird folgendermaßen beſchrieben: „Sechs Burſchen führen ihre Tänzerinnen vor. Dann ſtellen ſie ſich einzeln auf, jeder Burſche neben ſeinem Mädchen, und mit nach rückwärts verflochtnen Händen fangen ſie an, ſich nach dem Takte ſtets auf einer einzigen Stelle ſo flink und geſchickt zu drehen,

daß einer den andern gar nicht berührt, bis sie endlich einander loslassen, um sich von vorn zu umschlingen. Dieß alles geht so schnell und greift so genau in einander, daß es den Anschein hat, als ob sechs Spindeln von einem einzigen Rädchen bewegt würden." Beim Smitec ahmt der Tänzer, nachdem er mit seinem Mädchen einige Takte lang vorwärts geschritten ist, dann einige Takte getanzt hat, die Bewegungen eines Geigers nach, während die Dame, ihm das Gesicht zukehrend, verschiedene Figuren vor ihm tanzt.

Diesen Tänzen verwandt sind der Dousky und die Mlynarska: der Winzer- und der Müllertanz. Jener, besonders in der Gegend von Melnik und Cernosek üblich und gewöhnlich nach den Tönen eines Leierkastens getanzt, wird von dem mit Weinlaub bekränzten Winzervolk unter freiem Himmel aufgeführt und besteht in fröhlicher Nachahmung der Beschäftigungen bei der Weinlese. Dieser, bei festlichen Gelegenheiten in Mühlen, seltner in den Schenken getanzt, ist eine Art Redowa, bei der die Paare mit den Händen den Schwung des Mühlrads nachzuahmen suchen. Zu den komischen Tänzen gehören endlich die, bei denen die Geberden und Gewohnheiten von Thieren nachgeahmt werden, z. B. der Krocan (Truthahn), der Valach (Wallach), die Zaba (Frosch). Der, welcher die Nachahmung übernimmt, besteigt zu dem Zweck eine Erhöhung, die übrigen führen unterdeß einen Reihen- oder Kreistanz auf.

Charakteristische Figurentänze sind ferner der Rejdovak und der Strasak, der in der Gegend von Wamberg auch Husicka (Gänschen) genannt wird. Der Rejdovak, aus dem die Redowa unsrer Ballsäle sich entwickelt hat, wird von den czechischen Bauern folgendermaßen ausgeführt: „Der Tänzer hält die Dame wie beim Walzer umschlungen und tanzt mit ihr drei Takte vorwärts in der Linksdrehung, dann in der Rechtsdrehung einen Takt zurück, hierauf wieder drei Takte vorwärts, diesmal aber in der Rechtsdrehung, und einen Takt zurück in der Linksdrehung, womit die ganze Figur des Tanzes vollendet ist, die nun so oft wiederholt wird, als es dem Tänzer beliebt." Das Taktmaß ist das Walzertempo. Dazu wird gewöhnlich ein Lied gesungen, worin ein armer Bursch sich beklagt, daß die Eltern seines Schatzes ihm das Jawort nicht geben wollen. Beim Strasak tanzen die Paare zuerst 16 Takte durch die gewöhnliche Polka, worauf die Tänzer ihre Tänzerinnen loslassen und sich ihnen in einiger Entfernung gegenüberstellen. Dann stampfen beide nach dem Rhythmus der originellen Tanzmelodie mit den Füßen, klatschen in die Hände, drohen einander schelmisch zuerst mit dem rechten, dann mit dem linken Zeigefinger und drehen sich hierauf rasch auf dem Absatz herum. Nun faßt jeder Tänzer statt seiner bisherigen Tänzerin die seines hintern Nachbarn und führt wieder nach 16 Takten-Polka die frühern Figuren aus, worauf ein neuer Damenwechsel eintritt, der sich so lange wiederholt, bis jeder Tänzer sämmtliche anwesende

Mädchen der Reihe nach zum Reigen genommen hat. Ein ähnlicher Tanz ist die Rezanka, die besonders in der Gegend von Tuchomeritz beliebt ist. Dieselbe wird mit dem Gesang einer Ballade begleitet, in der ein Herr einem Mädchen den Krug zerbricht und vergeblich zuerst ein Tuch, dann einen Ring als Ersatz bietet. Zuletzt schenkt er sich ihr selbst, womit sie zufrieden gestellt ist. Erwähnung verdient sodann die Zezhulika (Kukuk), der einzige czechische Nationaltanz, in welchem der feurige Doppelschritt des berühmten polnischen Mazurs herrscht. Derselbe hat seinen Namen vom Anfang des ihn begleitenden Liedes, wo vom Ruf des Kukuks im Buchenwald die Rede ist. Der Tänzer hält die Tänzerin an der rechten Hand und tanzt mit ihr in der Ronde vorwärts. Der markirende Absatz beim vierten Takt ist nicht gebräuchlich, doch kommen die beim Mazur üblichen Drehungen am Schluß jeder Strophe des Liedes vor. Interessant für den Zuschauer ist ferner der Dudak (Dudelsackspfeifer), bei welchem der Dudelsackspfeifer während des Spiels mittanzt, und zwar so, daß er sich in der Mitte des Saals von rechts nach links ländlermäßig herumdreht, indeß die Andern paarweise ihre Kreise um ihn beschreiben. Eigenthümlich ist endlich in diesem Bereich die Skakava, bei der man (namentlich unter den Hannaken) ein von Waldau mitgetheiltes religiöses Lied zu singen pflegt, in welchem „die Mutter vom heiligen Berge" angefleht wird, für den Sänger Fürbitte einzulegen.

Ein Gegenstück hierzu muß in frühern Jahrhunderten die Husitska, der Hussitentanz gewesen sein. Während bei der Skakawa Text und Melodie von geistlichem Charakter sind, der Tanz selbst aber durchaus weltlicher Natur ist, war die Husitska ein ähnlicher Ausdruck andächtiger Erregung wie die Tänze der Shaker und der Derwische, und diesem Charakter entsprachen die dazu gesungnen Lieder nach Melodie sowol wie nach den Textesworten. Die Figuren des Tanzes sind verloren gegangen, der alte Text ebenfalls. Ueber die Melodien aber theilt Waldau folgendes mit: „In Svata Koruna, unfern von dem Geburtsorte des berühmten Taboritenführers Jan Zizka z Trokova lebt ein Mann, der als Geiger in der ganzen Gegend bekannt und beliebt ist. Er besitzt als Erbtheil von seinen Vorfahren, ebenfalls Musikanten, ein altes Notenbuch, in welchem zwanzig Liederweisen handschriftlich aufgezeichnet sind, die, wie es dort geschrieben steht, seine Vorgänger gar häufig im Wirthshaus aufzuspielen pflegten. Es bedarf keiner großen Kenntniß der alten Kirchenmusik und besonders der Gesänge der Böhmischen Brüder, um in diesen Liedern eine wunderbare Verwandtschaft mit den letztern wahrzunehmen. Sie sind durchweg in Moll gesetzt, die tiefste Frömmigkeit, die düsterste Melancholie weht aus jeder Note, und das Anhören derselben ist von ergreifender Wirkung. Dabei stehen die Texte der Melodie diametral entgegen; sie sind nichts weniger als versificirte Gebete, sondern rein weltliche Ge-

ſänge, die ſich von andern böhmiſchen Tanzliedertexten durchaus nicht unterſcheiden."

Wir ſchließen dieſen Theil unſerer Skizze mit einigen Gelegenheitstänzen. Hierher ſind zunächſt die Hochzeitstänze zu rechnen, die mit andern ſchönen alten Gebräuchen verknüpft ſind. Die Theilnehmer bilden dabei in der Regel einen Kreis, der ſich entweder von rechts nach links oder umgekehrt bewegt, während einzelne Paare oder Perſonen abwechſelnd in der Mitte verſchiedene Spiele oder Stellungen ausführen und dann einen Walzer oder eine Polka tanzen. Die wichtigſten Tänze dieſer Gattung ſind: die Voſatka (Strohſchüſſel), die Britva (Raſirmeſſer), die Kolibavka (die Wiege) und das Cepeni (Haubeaufſetzen). Bei der Voſatka halten ſich Tänzer und Tänzerinnen bei den Händen, beugen ſich zurück und drehen ſich mit möglichſter Geſchwindigkeit im Kreiſe herum. Bei der Britva wird ein Tänzer nach dem andern mit naſſem Sande im Geſicht eingerieben und dann mit einem großen hölzernen Raſirmeſſer ſo lange unbarmherzig geſchabt, bis er ein Löſegeld erlegt hat. Darauf miſcht er ſich in den Rundtanz, der ſich während der Operation um ihn herumbewegt hat. Bei der Kolibavka hält ein junges Mädchen in der Mitte des tanzenden Kreiſes eine große Schüſſel auf dem Arme, die ſie wie ein Wiegenkind langſam wiegt, während ſie ein Wiegenlied ſingt. Die Anweſenden legen Geldgeſchenke in die Schüſſel, wofür bei den wohlhabenderen Bauern Pfefferkuchen, Marzipan oder Roſoglio gekauft werden. Bei den Aermern wird der Ertrag der Spende der Braut, als „auf den Kinderbrei" oder „auf die Suppe" beſtimmt, eingehändigt. Beim Cepeni bilden die jüngern Hochzeitsgäſte eine Runde, in deren Mitte zuerſt der Bräutigam mit der Braut, dann mit der Kranzjungfer, dann die Braut mit dem Brautführer, dann der Hochzeitsvater mit der Hochzeitsmutter tanzt u. ſ. w. Zum Schluß wird die Braut von den ältern Frauen in die Mitte geführt, ihr der Rosmarinkranz abgenommen und dafür eine Haube aufgeſetzt, während die Uebrigen ein auf die feierliche Handlung bezügliches Liedchen ſingend in großer Kette um ſie herumtanzen. Eine Verſion dieſes Tanzes iſt der Placek (Fladen), der ebenfalls nur bei Hochzeiten vorkommt. Die Mutter der Braut bringt einen Kuchen von der Größe eines Pflugrads herein, von dem ein Viertel mit Pfefferkuchen belegt, ein anderes mit Quark beſtrichen, ein drittel mit Mohn beſtreut und ein viertes mit „Povideln" beſchmiert iſt. Dieſen Kuchen nimmt die Hochzeitsmutter von ihr in Empfang, tanzt, ihn mit beiden Händen auf dem Kopf feſthaltend, einen Ländler, wozu ſie einen Vers ſingt, und übergibt den Kuchen dann dem Plampatſch, der ihn zerſchneidet und ihr die Stücke in die Schürze thut, aus der ſie dann an die Gäſte vertheilt werden.

Zu den Hochzeitstänzen der Czechen gehören ferner der Korbel (Humpen) und der Satecek (Tüchlein). Bei jenem, der beſonders im Pilſener Kreiſe ge-

bräuchlich ist, bilden sämmtliche Tanzpaare einen Kreis, aus dem zuerst Bräutigam und Braut hervortreten, um aus einem ihnen kredenzten Bierhumpen zu trinken, worauf sie sich küssen und einigemal im Kreise Polka oder Ländler tanzen. Dasselbe thun nach ihnen die übrigen Paare, bis der Humpen wieder zu dem Brautpaar gelangt, welches den Tanz zu beschließen hat. Dabei ist keine andere Musik üblich, als der Dudelsack. Noch eigenthümlicher ist der Sateeek. Hier tritt einer der Tänzer in die Mitte, unterzieht die anwesenden weiblichen Hochzeitsgäste einer Musterung und reicht der, welche ihm die schönste oder liebste ist, ein weißes Tuch. Diese tritt zu ihm, beide breiten das Tuch auf den Boden, knien darauf und geben sich einen Kuß, worauf sie eine Tour Polka oder Walzer miteinander tanzen, während die andern um sie herumkreisen. Nach den Mannspersonen kommt die Reihe an die Mädchen, welche nun ihrerseits unter den Burschen zu wählen haben.

Spielt die Mehrzahl dieser Tänze mit ihren Liedern, die oft Duette sind, oft einen Wechsel zwischen Solo und Chor haben, schon im Gebiet des Drama, so gilt dies noch mehr von denen, die hier und da noch in der Faschingszeit aufgeführt werden.

Hier ist vor Allem der in den Dörfern um Schlan, Beraun, Jungbunzlau und Kuttenberg noch bisweilen vorkommende, aus einem Kinderspiel hervorgegangene „Wachteltanz" zu erwähnen. Sechs Burschen und ebensoviele Mädchen treten in seltsamer Vermummung dabei auf. Sie tragen Larven in Gestalt von Vogelköpfen und sind am ganzen Körper mit bunten Lappen, mit Weizen- und Erbsenstroh behangen. Die Burschen heißen Krepelaci (Wachtelmännchen), die Mädchen Krepelky (Wachtelweibchen). Während die Zuschauer im Saale einen großen Kreis bilden, stellen sich die zwölf Wachteln in der Mitte in zwei Reihen auf, hier die Männchen, dort die Weibchen. Nun ergreifen sie eine Stange, und der Bursch, welcher das Glück hat, diese den andern zu entwinden, wird Wachtelkönig (Krepelak Nejstarší), als welcher er über alle übrigen gebietet. Er ruft: „Tusch, Pani Muzikanti" (Einen Tusch, ihr Herren Musikanten). Eine lustige Fanfare ertönt. Die Zwölf bilden einen Kreis und hüpfen von rechts nach links, wobei sie das nachstehende Liedchen singen:

„Peter sä'te Hirse, Weizen,
Eine Wachtel scheuchte er auf.
Das Wachtelweibchen haben wir,
Das Wachtelmännchen ist nicht hier,
Wenige sind wir, wenige sind wir.
Geh du, Janek, weg von uns."

Bei den letzten Worten stößt der Wachtelkönig einen aus der Kette heraus, die übrigen schließen die Lücke und singen das Lied von Neuem, bis mit den letzten Worten wieder ein Glied der Kette herausgedrängt wird. So geht es

fort, bis zuletzt nur Wachtelkönig und Wachtelkönigin übrig sind, die sich nun die Hände reichen und sich im Kreise drehen. Dabei singen sie die angeführte Strophe bis auf die Schlußzeile, statt deren sie rufen: „Kommt ihr alle her zu uns.“ Wieder fordert der Wachtelkönig die Musikanten zu einem Tusch auf, die Wachteln treten in den Kreis und tanzen paarweise nach Art des Holubiec im polnischen Mazur, wozu sie die Strophe singen:

„Wachtel flog vom Felsen auf, den Wolken zu,
Weckte ein Paar blauer Augen aus der Ruh.
Hätten nicht geruht die Aeuglein blau und hell,
Konnten sie die schöne Wachtel fangen schnell.“

Ist das Lied vorüber, so folgt wieder ein Tusch, die Trompeten schmettern und der Tanzboden widerhallt von Lachen und Jauchzen.

Eine andere in vielen Dörfern der Czechen noch lebenskräftige Fastnachtssitte ist das Fest Voracky. Am Faschingssonntag bestellen die Burschen die Musikanten und gehen mit ihnen in alle Häuser, wo Mädchen sind, um von denselben einen Geldbeitrag einzufordern. Die, welche sich am freigebigsten zeigt, erwirbt damit die Aussicht, das Jahr über am meisten zum Tanz aufgezogen zu werden. Mit den gewonnenen Geldern bezahlen die Burschen die Musikanten, traktiren die Mädchen mit Rosoglio und Zuckerwerk und machen sich lustig bis zum Anbruch des Aschermittwoch. In vielen Dörfern finden am Faschingsdienstag des Morgens Maskeraden von Kindern statt, die sich in Bären verkleidet haben. Ein Knabe ahmt auf einem mit Schnüren wie mit Saiten überspannten Bretchen die Bewegungen eines Citherspielers nach, während die andern sich um ihn drehen und dazu in dumpfen Tönen brummen:

„Der alte Bär aß schon eine Woche nicht,
Die alte Bärin briet ihm eine Lunge,
Daß er esse.“

So ziehen sie von Gehöft zu Gehöft, um sich von den Hausfrauen Krapfen zu erspielen. Nachmittags kommen die erwachsenen Burschen, um einen Tribut „zum Bier“ zu erheben. Sie tragen gewöhnlich Masken sehr einfacher Art, die sie in der Weise bekommen, daß sie sich ein rohes Ei ins Gesicht schlagen lassen und dann in den Mehlkasten blasen. Nachdem sie ihre Spende in Empfang genommen haben, müssen alle Frauen des Hauses, gleichviel ob jung oder alt, längere Zeit mit ihnen in der Stube tanzen, „damit im nächsten Sommer eine lange Gerste wächst.“ Ins Wirthshaus zurückgekehrt, treibt man allerlei Späße, putzt ein Paar an, von dem die weibliche Hälfte einen kolossalen Busen von Werg und eine Haartour von aufgedröselten Stricken trägt, u. s. w. Nähert sich der Aschermittwoch, so wird in der Schenke „der Fasching begraben“. Man bekleidet zu diesem Zweck die Baßgeige des Orchesters mit Frauengewändern, schmückt sie mit Bändern, legt sie auf zwei

Stühle und beklagt mit lautem Geheul ihren Tod. Einer der Burschen singt (wo der Dorfgeistliche nachsichtig ist) ein de profundis, zwei andere schwingen als Ministranten Mörser, die Räucherfässer vorstellen, und verrichten andere Begräbnißceremonien. Mit dem zwölften Glockenschlag aber nimmt die Posse plötzlich ein Ende und ernst und still geht Alles nach Hause.

Wir gehen zu einem andern Gebiet, auf dem sich der czechische Charakter ausprägt, zu den Märchen und Sagen über, von denen uns zwei Sammlungen in deutscher Sprache vorliegen*). Dieselben zeigen großentheils eine auffallende Verwandtschaft mit unseren deutschen Volksdichtungen und stammen daher, wenn sie nicht von Deutschland zu den Czechen gekommen sind, was hier nicht untersucht werden kann, aus derselben Urquelle im Osten. Von den Märchen und Sagen der östlichen Slawen sowie von denen der südlichen unterscheiden sie sich wesentlich. Während bei jenen eine ins Ungeheuerliche schweifende Hyperbolik, bei diesen eine orientalisch bunte Phantasiefülle vorherrscht, zeigen die der Czechen meist eine geregelte Einbildungskraft, einen klaren und ruhigen Geist, vor allem aber eine gute Laune und einen gesunden Humor. Dienstfertigkeit und Barmherzigkeit, wechselseitige Liebe unter den Familiengliedern, Ehrfurcht vor dem Alter, Gottesfurcht erscheinen in diesen Märchen als hochgeschätzte Eigenschaften. Ebenso finden Reinlichkeit, Fleiß und Genügsamkeit immer Anerkennung und Lohn. Haben die czechischen Märchen dies mit unsern deutschen gemein, so weichen sie in einigen andern Stücken von denselben ab. So namentlich in der bedeutenden Rolle, die der Tanz in ihnen spielt, und in der Auffassung des Teufels. Auch in deutschen Märchen tritt der letztere selten als grimmer König der Hölle, häufiger als dummer, als geprellter Teufel auf. Hier aber unter den Czechen erscheint er sogar als moralischer Charakter, als gesellig und hilfreich ohne Nebenabsichten, als uneigennütziger Helfer in der Noth, ja als so kindlich, daß er sich in der Einsamkeit fürchtet. Ein paar Proben werden dies zeigen.

Nachdem der starke Jura einem Bauer mehrere Jahre gedient und von diesem zum Lohn eine vier Centner schwere Flinte bekommen hat, besiegt er in einem wüsten Waldschloß drei Teufel, die dort drei Prinzessinnen bewachen. Den einen wirft er so gewaltig auf den Fußboden, daß er durch drei Stockwerke hindurch bis in den Keller fällt; einen zweiten rüttelt und schüttelt er so, daß er in lauter Stäubchen zerfliegt. Der dritte liefert ihm seine Prinzessin gutwillig aus und bittet ihn, als Jura sich nun zum Gehen anschickt, ihn mitzunehmen, da er nicht allein bleiben möge. Jura will erst nicht, gibt

*) Westslawischer Märchenschatz. Deutsch bearbeitet von J. Wenzig. Leipzig. C. B. Lorck, 1857, und Böhmisches Märchenbuch. Deutsch von A. Waldau. Prag, K. Gerzabek.

bedankte sich der Teufel schön, indem er sagte, wenn er ihm nicht geholfen, hätte er sich mit dem Frauenzimmer vielleicht bis zum jüngsten Tage schleppen müssen, versprach ihm den Dienst zu vergelten, eröffnete ihm zum Schluß, wer er sei, und verschwand. Der Schäfer war zuerst etwas verblüfft, dann dachte er: „Wenn alle Teufel so dumm sind, wie der, so ists gut."

Die Gelegenheit, sich dankbar zu erweisen, fand sich bald. In dem Lande herrschte ein Fürst mit zwei Statthaltern, die so übel wirthschafteten, daß der Teufel Auftrag erhielt, sie zu holen. Er beschloß, die beiden Statthalter zu Gunsten des Schäfers zu verschonen. Zu diesem Zwecke erschien er diesem und wies ihn an, sich vor die Schlösser der Herren zu verfügen und ihm, wenn er sie herausbringe, zu befehlen, daß er sie in Ruhe lasse. Er werde gehorchen. Der Schäfer aber solle sich seine Hülfe von jedem mit einem Sack Gold bezahlen lassen. Wie besprochen, geschah es, und der Schäfer zog reich belohnt nach Hause. Nun hatte aber der Fürst von seinem Sterndeuter erfahren, daß auch er vom Teufel geholt werden sollte, und als er von der Rettung der Statthalter durch den Schäfer hörte, wollte er ebenfalls dessen Beistand. Der Schäfer lehnte dies zuerst ab, da ihm der Teufel gesagt, hier dürfe er sich nicht einmischen. Indeß überlegte er sichs, als der Fürst Besserung versprach, und sagte ihm seine Hülfe zu. Als der Teufel am festgesetzten Tage erschien, war auch der Schäfer da, und als jener mit dem Fürsten kam, rief ihm der Schäfer zu, er möge laufen, was er könne, sonst werde es ihm übel ergehen. Der Teufel fragte, wie er sich erdreisten könne, ihn aufzuhalten. Ob er nicht wisse, was sie ausgemacht? „Du Narr," antwortete der Schäfer, „mir ists ja nicht um den Fürsten, sondern um Dich zu thun. Käthe lebt und fragt nach Dir." Wie der Teufel das hörte, war er weg wie weggeblasen. Der Schäfer aber lachte ihn aus und war froh, daß er den Fürsten durch diese List gerettet hatte.

Bei weitem reicher als an Märchen und Sagen sind die Czechen an Volksliedern. Die vollständigste Sammlung derselben liegt uns in deutscher Uebersetzung in Waldaus „Böhmischen Granaten" vor*). Sie zählt nicht weniger als 850 Nummern. Andere gibt Wenzig in dem oben angeführten Werke, dem auch ein Verzeichniß von Sprichwörtern der Czechen angehängt ist. Die meisten haben sehr schöne Melodien, und wenn das Talent der Czechen für Musik allgemein anerkannt ist, so gibt es sich hier auf das Glänzendste kund. Der Text besitzt oft nur geringen Werth, die Melodie dagegen ist fast immer voll Gefühl und Wohlklang. Auffallend ist in den Sammlungen die große Menge heiterer neckischer Liedchen, zumal wenn man sich erinnert, daß dieser

*) Böhmische Granaten. Czechische Volkslieder, übertragen von Alfred Waldau, Prag, Fr. Ehrlich. 1858.

Stamm bis vor wenigen Jahrzehnten unter dem Druck der Leibeigenschaft seufzte und bis vor zehn Jahren das Joch von Frohnden trug, die nicht viel besser als die Last der Leibeigenschaft waren. Noch auffallender wird dieser Umstand, wenn man die Lieder der Czechen mit denen der Ostslawen, namentlich der Russen vergleicht. Ist es einem dort so schwermüthig ums Herz, als ob man durch tiefe enge Thäler, durch dichten finstern Wald ginge, wo hier und da ein abenteuerlich gestalteter Fels emporragt, hier und da ein düsterer stiller Fluß hinströmt oder ein wolkenbeschatteter See seinen dunkeln Spiegel zeigt, so herrscht hier Frühlingsmorgenluft vor, man geht über weite Wiesen und Getreidefelder mit dem Wechsel von Busch und Hügel, pflückt Veilchen und Hagebuttenrosen, freut sich des Lerchengesangs, des Bachgerieselns, begegnet schmucken Dirnen, hüpfendem Weidevieh und hört in der Ferne die Lust der Schenke, Dudelsack und Fiedelbogen. Es scheint, daß der Czeche sich nicht so leicht von melancholischen Betrachtungen überwältigen läßt, daß er, in Noth gerathen, lieber schweigt, als sie in die Welt hinaussingt, daß er, wenn dies doch einmal geschieht, immer noch einen Rest von Laune und Glauben an den Sonnenschein bewahrt, der auf die Wolken folgen muß. So ist die Zahl der elegischen Lieder nicht groß in den Sammlungen, sehr reich dagegen sind die naiven und die schelmischen vertreten. Nicht häufig sind die Balladen; wo sie einen ernsten Ton anschlagen, wie im Lied „Eifersucht im Tode", dessen Anfang beiläufig an den Klaggesang der edlen Frau des Asan-Aga erinnert, wie „Die Waise", „Die Verwünschte" u. a. gehören sie wahrscheinlich in frühere Zeiten. Sehr innig sind endlich die religiösen Lieder, unter denen sich manche den besten deutschen anreihen. Beispiele hierfür müssen wir auf eine andere Gelegenheit verschieben. —u—

Von der preußischen Grenze.

Zu den unerquicklichsten Debatten unseres Landtags gehört die vom 1. März über die italienische Frage. Zwar stimmen wir mit allen Betheiligten, mit den Ministern und Abgeordneten, darin überein, daß die Gelegenheit nicht glücklich gewählt war; daß es sich für den Landtag nicht ziemt, eine der wichtigsten Fragen, mit denen er sich überhaupt beschäftigen kann, auf die zufällige Veranlassung einer Bittschrift ins Auge zu fassen, daß er vielmehr die Pflicht hat, wenn die Regierung ihn nicht unmittelbar auffordert, selber die Initiative zu ergreifen. Aber wenn die Angelegenheit einmal zur Sprache kam, so mußte sie mit dem ganzen Ernst, der ihr gebührt, behandelt werden. Diesen Ernst vermissen wir durchaus. Die Debatte klang wie ein gelegentliches Gespräch, in dem Jeder von seinen Ansichten und

aber endlich nach unter der Bedingung, daß der Teufel in seine Flinte krieche. In dieser nimmt er ihn mit zu dem Vater der Damen, vor dem er ihn mit großem Krach gen Himmel schießt.

Ein hungriger Teufel hatte die Speisen gestohlen, die man in einem Hause für die Armen hingelegt hatte. Als er wieder heim in die Hölle wollte, war das Thor verschlossen. Er pochte an, aber es wurde ihm nicht aufgethan. Armen Leuten ihr Almosen zu stehlen, hieß es, sei zu schlecht für die Hölle, und der Oberteufel verurtheilte ihn zur Strafe, drei Jahre als Knecht au der Welt zu dienen. So zog er betrübt von dannen und suchte sich einen Dienst. Er kommt nun in ein Dorf, wo die Bauern einen so bösen Herrn haben, daß sie alle verarmt sind. Niemand will ihn nehmen, da man selbst nichts zu essen hat. Endlich findet er doch noch Unterkunft bei einem, und hier zeigt sich bald, daß mit dem neuen Knecht der Segen in die Wirthschaft eingezogen ist. Vieh und Feld gedeiht aufs Beste. Die Nachbarn wundern sich, der böse Schloßherr sieht mit Verdruß, daß unter ihm ein Bauer zu etwas kommt. Er gibt ihm unmöglich scheinende Frohnden auf, läßt ihn einen Felsen nach dem Schlosse fahren, gebietet ihm, binnen vierzehn Tagen einen ganzen Wald zu fällen und in Klaftern zu schichten. Der Bauer ist jedesmal in Angst um die ungeheure Aufgabe. Aber sein Knecht tröstet ihn darüber, und in der That wird alles eher fertig, als man hoffen kann. Der Felsen gelangt aufs Schloß, zertrümmert bei der Durchfahrt das Thor und fällt, auf dem Hofe abgeladen, die Wölbungen zusammendrückend in den Keller hinab. Der Wald wird in einer Nacht gefällt und geschichtet. Der Bauer wurde immer reicher, der Herr immer ärgerlicher. Da ließ er ihn — es war gegen das Ende des dritten Dienstjahres des Knechts — nochmals vor sich fordern und kündigte ihm an, am nächsten Morgen müsse er ihn in die Hölle fahren. Der Bauer entsetzte sich und sagte: „Gnädiger Herr, Gott bewahre uns vor der Hölle.“ Aber der Edelmann blieb bei seinem Befehl und kummervoll ging der Bauer nach Hause. Hier fragte ihn der Knecht, was ihm fehle. „Ach Sohn,“ antwortete der Bauer, „dießmal kannst Du mir nicht helfen. Unser Herr, Gott verzeih mir die Sünde, ist ein ruchloser Mensch. Wir beten, daß Gott uns vor der Hölle behüte, und er will, daß ich ihn in die Hölle fahre.“ Der Knecht sagte: „Laßt nur, Herr. Wer will, dem geschieht kein Unrecht. Morgen diene ich drei Jahre bei Euch und ich habe Euch noch nicht gesagt, wer ich bin; jetzt sollt Ihrs wissen. Ich bin der Teufel, und weil ich den Armen ihr Almosen stahl, mußte ich drei Jahre auf der Welt dienen.“ Der Bauer erschrak. „Erschreckt nicht, Herr,“ sagte der Teufel, „ich habe Euch in nichts geschadet, vielmehr als treuer Knecht geholfen und fordere keinen andern Lohn, als daß Ihr morgen mitfahrt. Es soll Euch kein Leid geschehen. Wir fahren vom Schlosse ohne Aufenthalt bis an Ort und Stelle. Sind wir dort,

ſo wird der Herr ausſteigen. Ihr haltet die Pferde und ſeht Euch nicht eher um, als bis ſich ein ſchwarzer Hund zu Euch geſellt. Der wird Euch, nachdem Ihr geſehen, was Eurem Herrn geſchieht, nach Hauſe führen.“ So geſchah es denn auch, da der Bauer einwilligen mußte, weil er ſonſt ſeine Pferde nicht wieder heimbekommen hätte. Am folgenden Morgen ſtieg der Herr in den Wagen, der Teufel machte den Fuhrmann, der Bauer ſtellte ſich als Bedienter hinten auf und fort flog die Kutſche wie vom Winde gezogen. So kamen ſie endlich über neun Grenzen nach einer großen kahlen Wieſe. Hier hielt der Teufel an, der Herr ſtieg aus und der Bauer wandte ſogleich den Wagen um. Als der Hund erſchien, blickte er ſich um, und ſtatt der Wieſe ſah er nichts als dicken Rauch und Qualm. Entſetzt ſprang er in den Wagen und fuhr, dem Hunde folgend, nach Hauſe. Der böſe Edelmann aber mußte in der Hölle bleiben.

In einem Dorfe war ein Mädchen, Namens Käthe, das ebenſo boshaft als tanzluſtig war. Die Folge jener Eigenſchaft war, daß Niemand etwas mit ihr zu thun haben, am wenigſten mit ihr tanzen wollte, und wenn ſie den Dudelſackspfeifer ſelber bezahlt hätte. Dennoch ſtellte ſie ſich zu jedem Tanze ein. So war ſie an die vierzig Jahr alt geworden, ohne jemals mit ins Rad gezogen worden zu ſein. Da dachte ſie einſt: „Bin ſchon ſo alt und habe noch nie getanzt. Daß doch der Teufel käme und mit mir eins tanzte!“ Der Wunſch war kaum heraus, ſo war ein grüner Jäger da, der ſich zu ihr ſetzte, ihr einſchenken ließ und ſie zu einem Solo aufzog. Sie tanzte den ganzen Abend mit ihm und hatte noch nicht genug. „Könnt ich doch all mein Lebtag ſo wie heute mit Euch tanzen,“ ſagte ſie beim Nachhauſegehen. „Das kann ſein,“ antwortete der Grüne, „Du brauchſt Dich mir bloß an den Hals zu hängen.“ Käthe that's. Da verwandelte ſich der Jäger plötzlich in den Teufel und flog mit ihr geradewegs zur Hölle. Dort wollten ihm ſeine Kollegen das Mädchen abnehmen, ſie aber hielt feſt wie eine Zange, und ſo mußte er ſich mit ihr um den Hals zum Oberteufel verfügen. Hier klagte er ſeine Noth: es habe ihn gedauert, daß ſie keinen Tänzer bekommen, ſo habe er ſie zu tröſten verſucht und ihr zum Schluß einmal die Hölle zeigen wollen. Nun aber wolle ſie ihn nicht loslaſſen. Lucifer nannte ihn einen Dummkopf. Er hätte ſich vorſehen ſollen. Jetzt möge er nur auf die Welt zurückkehren und verſuchen, wie er ſie los würde. Verdrießlich trabte der Teufel zurück, aber was er auch that, was er verſprach, wie er ſchimpfte, Käthe blieb ihm auf dem Halſe. Da fand er endlich, aufs äußerſte erſchöpft, auf einer Wieſe einen Schäfer in einem großen Pelze, den er bat, ihm ſeine Laſt ein Stückchen abzunehmen. Der Schäfer willigte ein, ließ Käthen ſich an den Pelz hängen und trug ſie bis zu einem Teich, wo er den Pelz leiſe aufknüpfte und ihn mit der Jungfer plötzlich ins Waſſer plumpen ließ. Dafür

ringsten daran, daß dies die wirkliche Meinung ist; denn es ist die traditionelle Politik Frankreichs. Ebenso wie Oestreich liegt Frankreich daran, nicht einen unabhängigen italienischen Staat neben sich zu haben, sondern ein loses machtloses Staatengerölle: der Unterschied zwischen beiden liegt nur darin, daß Jeder von ihnen sich selbst die Rolle des aufopfernden Beschützers beilegt. Man lese die Depeschen des Republikaners Bastide: was Kaiser Napoleon noch immer sehr fein und höflich ausdrückt, wird hier mit grober Naivetät verkündet. Wir glauben, daß von allen Regenten Frankreichs Kaiser Napoleon noch immer der erste ist, der bei seinem Instinkt für die Realität der Dinge, wenn Europa einen Willen gezeigt, die egoistischen Wünsche den idealen nachgesetzt hätte; da aber Europa keinen Willen zeigt, sondern nur unklare Velleitäten, so ist es natürlich, daß er zugreift wo es eben geht. Das Grollen Englands hat er durch den guten Bissen des Handelsvertrags besänftigt, nach Preußen und Rußland fragt er vorläufig gar nicht, und was Oestreich betrifft, so rechnet er so: handelte Oestreich nach seinem Interesse, so würde es Sardinien in jeder Weise unterstützen, um diesen Staat zu einem Act eclatanter Undankbarkeit gegen mich zu veranlassen, der seinen Gefühlen und seinen Interessen so nahe liegt; da es aber nur aus Stolz handelt, so wird es lieber sehen, wenn ich selber ganz Italien nehme, als wenn das kleine Sardinien auch nur eine Provinz gewinnt.

Die Rechnung ist richtig und — doch nicht richtig. Daß Napoleon wie jeder Franzose alles mögliche daran setzt, seinem Reich die „natürlichen Grenzen" wieder zu verschaffen, das versteht sich von selbst; daß er aber in einem Augenblick, wo doch noch keiner der übrigen Staaten an ihn gebunden ist, mit diesem Plan offen hervortritt, das sieht doch fast so aus, wie ein Act augenblicklicher Hitze. Denn so wenig wir uns für die weinerliche Politik des Lord John begeistern können, in einem Punkt hat er vollkommen recht: die Erwerbung von Savoyen und Nizza vermehrt Frankreichs Macht nicht um das Gewicht einer Feder, sie regt aber ganz Europa gegen Frankreich auf, denn sie ist eine indirecte Kriegserklärung, zunächst gegen Holland, Belgien, Preußen und Baiern, dann aber gegen alle Welt. Der Kaiser begann den Krieg mit der Erklärung, er wolle für sich keinen Gewinn, er wolle nur die Befreiung Italiens; er hat Italien nicht nur nicht befreit, sondern dessen Befreiung verhindert, und er hat sich einen Gewinn angeeignet; er hat die Bestimmungen des Friedens von Villafranca nicht durchgeführt, und dadurch ein Bündniß mit Oestreich unmöglich gemacht, er hat den Papst in einer Weise herausgefordert, die man nicht vergessen wird; er hat zwar Sardinien im Augenblick in seiner Hand, aber er hat zugleich in ihm seinen gefährlichsten Feind. Die Depesche Thouvenels spricht von einer Sackgasse, in welche die öffentliche Politik sich verlaufen habe; jetzt scheint die französische Politik in eine Sackgasse verlaufen zu sein.

Es ist nicht unmöglich, daß Sardinien sich fügt, in der Erwartung, daß der Papst sich nicht fügen werde. Was hat dann der Kaiser gewonnen? Soll er den Papst zwingen? soll er Sardinien die Intervention erlauben? oder soll er wieder einen Schritt rückwärts gehn? — Wenn aber Sardinien den Entschluß faßt — und auch das ist nicht unmöglich — trotzdem sein Stück durchzusetzen, wird es ihm dann moralisch möglich sein, Zwang gegen die Italiener auszuüben? oder sie den Oestreichern zu überlassen? Die Entscheidung steht vielleicht schon den nächsten Monat

bevor, um so dringender hat Preußen Veranlassung, sich zusammenzuraffen, damit die Krisis es nicht wehrlos finde.

Die preußischen Minister scheinen ihre Wehrkraft nur in der größeren Zahl von Soldaten zu suchen; und daß das Heer einer schnellen und durchgreifenden Reform bedarf, ist keinem Zweifel unterworfen. Der vorgelegte Gesetzentwurf entspricht aber seinem Zwecke nicht. Oestreich ist uns darin das beste Beispiel: es hat ein über seine Kräfte zahlreiches und wohl ausgerüstetes Heer auf den Beinen gehabt, und es ist doch zu einem schnellen Frieden gezwungen worden, weil seine Finanzen zerrüttet waren und weil das ganze Land mit seiner Regierung grollte. Preußen hat sich davor zu hüten, daß es ihm nicht ebenso gehe. Die Zahl des stehenden Heeres um ein Drittel zu vermehren, die Dienstzeit nicht blos nicht abzukürzen, sondern theilweise zu erhöhen und ihr einen strengeren Charakter zu geben, die Ausgaben um beiläufig 14 Millionen zu steigern, die Arbeits- und Steuerkraft des Landes um beiläufig 70,000 Arbeiter zu vermindern; die für den Krieg bestimmte Anleihe im Frieden zu verausgaben und auch nicht einmal eine Andeutung davon zu geben, womit das stehende Deficit gedeckt und woher im Fall der Noth das Geld genommen werden soll — das sind ja vollständig östreichische Zustände! Wenn es blos darauf ankäme, möglichst viel Soldaten in Uniform zu stecken, und das Geld dafür auf dem Papier festzustellen, so könnte man ja statt der 9½ oder wie es sich eigentlich herausstellt 14 Millionen gleich 90 oder 140 fordern. Man befriedigt die ersten Bedürfnisse durch eine Anleihe; um die Zinsen derselben zu bezahlen macht man eine neue Anleihe, und so geht es in einer unendlichen Schraube fort. — Indeß auch die ärgsten Opfer ließen sich noch ertragen, wenn man absähe, wohin das führen soll. Aber darüber nicht die geringste Andeutung. Hr. v. Schleinitz versichert, Preußen wolle vor allen Dingen den Frieden zwischen den Mächten erhalten; an sich ein sehr löbliches Vorhaben, aber sind dazu 14 Millionen Zuschlag nöthig? Ja wir erleben es noch, daß nächstens von dieser oder jener Seite an Preußen die Anfrage gestellt wird, was denn diese außerordentlichen Rüstungen bedeuten sollen, und daß Preußen demnach in einem Augenblick, wo es ihm vielleicht am ungünstigsten ist, durch ein falsches Point d'honneur in den Conflict gezogen wird.

Es scheint uns daher dringend nothwendig, daß, abgesehn von allem Vertraun oder Mißtraun, der preußische Landtag sich endlich einmal zu der Frage an das Ministerium ermanne, was es bisher durchgesetzt hat und was es durchzusetzen gedenkt? In Deutschland hat es bis jetzt nichts durchgesetzt, und seine Stellung zu den Großmächten scheint eben so unklar wie unter Herrn v. Manteufel. Sollte sich das Ministerium zu seiner Entschuldigung darüber beklagen, daß es mit einer so schlimmen Welt zu thun habe, so wird man ihm antworten müssen, daß es einmal in dieser schlimmen Welt lebt und darnach seine Maßregeln zu nehmen hat. Der Prediger mag klagen über die Verderbniß der Zeiten, der Philosoph und Staatsmann hat keine Zeit dazu. Soll es aber überhaupt beim Alten bleiben, dann darf es auch nicht mehr kosten als früher. ††

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Sympathien vorbrachte, was ihm gerade über die Zunge kam, mit derselben behaglichen Nonchalance, als handele es sich um einen Streit zwischen China und Japan. Mag man über den Einfluß, der einer Landesvertretung auf die auswärtige Politik zukommt, verschiedener Ansicht sein, so viel steht fest, daß er hauptsächlich moralischer Natur ist, daß es darauf ankommt, in der Regierung das Gefühl zu erregen, ihr stehe ein fester geschlossener Wille und eine klare Einsicht gegenüber. Daß die Ultramontanen den Papst für den besten Mann Italiens halten, daß die Polen mit jeder nationalen Bewegung sympathisiren, das ist der Regierung nicht unbekannt; aber schwerlich hat sie bei dieser Gelegenheit auch aus den Reden unserer Freunde etwas Neues erfahren. Es ist ein großer Uebelstand, daß wenige Minuten, nachdem der Abgeordnete Behrens auf Grund einer Depesche, die er gelesen, sein Mißtraun gegen die Regierung ausgesprochen, der Abgeordnete von Vincke, der dieselben Ansichten vertrat, ja in gewisser Beziehung noch weiter ging, mit der größten Zuversicht sich dahin erklärte, der Minister des Auswärtigen werde ja wohl in derselben Weise handeln. Aber es ist aller Welt klar, daß der Minister wenigstens diejenigen Ansichten, die der Abgeordnete von Vincke aussprach, officiell nicht vertritt, daß er vielmehr, wenn die preußische Politik überhaupt eine Wirkung haben soll, was zu bezweifeln ist, für das Gegentheil derselben wirkt; daß er nicht das Princip der Nationalität, nicht das Princip der politischen Zweckmäßigkeit betont, sondern das Princip der Legitimität, und daß er dadurch, gemeinschaftlich mit Rußland, dem Kaiser Napoleon die Veranlassung oder wenigstens den Vorwand gegeben hat, gegen Sardinien die Sprache zu führen, die er wirklich führt. In ganz Deutschland ist das Gefühl rege, daß die Entscheidung Preußens in dieser Frage unendlich wichtiger ist, als das Ehegesetz, die Grundsteuerfrage u. s. w.; und daß der preußische Landtag diesem Gefühl so wenig Rechnung trägt, daß er sich so wenig zu der Erkenntniß erhebt, diese Angelegenheit gehe uns eben so nahe an als die Italiener, das wird die gute Meinung, die man in Deutschland von Preußen hegt, nicht gerade verstärken.

Suchen wir uns vorläufig die äußere Lage der Dinge klar zu machen. Seit dem 24. Februar scheint die italienische Frage wieder in die größte Verwirrung gerathen zu sein, doch geben uns die Depeschen Thouvenels nach Wien vom 31. Januar und nach Turin vom 24. Februar, verbunden mit der kaiserlichen Thronrede vom 1. März, einen ziemlich genügenden Leitfaden; insofern die Depesche vom 31. Januar die ideale, die vom 24. Februar die reale Seite der Sache hervorhebt. Beide muß man in Anschlag bringen, wenn man die Napoleonische Politik in ihrer Dauer und in ihrem Wechsel verstehen will.

Die Depesche vom 31. Januar zeigt uns die ideale Seite. Im Namen seines kaiserlichen Herrn bedauert Thouvenel aufs tiefste, daß es trotz aller Bemühungen nicht gelungen sei, die Bestimmungen des Vertrags von Villafranca durchzuführen. Die moralische Verbindlichkeit wird nicht abgeleugnet, man gesteht Oestreich das Recht zu, zu schmollen; aber man wünscht aus Gründen, die sich sehr hören lassen, daß es sich auf dieses Schmollen beschränke. In der Form ist die Depesche so höflich, als man nur verlangen kann. Die Gründe der politischen Zweckmäßigkeit sind unwiderleglich: soll die italienische Frage endlich einmal erledigt werden, so müssen die Wünsche der italienischen Nation so viel als möglich erfüllt und ihr eine so unab-

hängige und selbstständige Lage gegeben werden, daß weder Oestreich noch Frankreich jemals Veranlassung finden können, sich einzumischen und dadurch mit einander in Conflict zu gerathen. Ist Italien unabhängig, so hört jeder Grund eines Zerwürfnisses zwischen Frankreich und Oestreich auf; Frankreich wolle keinen politischen Gewinn machen: — von der Einverleibung Savoyens und Nizzas ist nicht die Rede. — Die natürliche Logik dieser Depesche führt dahin, den factisch seit einem Jahr bereits bestehenden Zustand zu einem Rechtszustand zu erheben und dadurch zugleich die italienische Bewegung zu begrenzen. Eben dahin gingen die Vorschläge Englands; wäre Preußen und Rußland darauf eingegangen, so wäre der Ausgang außer allem Zweifel gewesen.

Statt dessen haben Rußland und Preußen das Princip der Legitimität festgehalten — bis zu welcher Grenze, ist uns nicht bekannt. Auch dies Princip hat seine natürliche Logik. Anerkennung der Abtretung der Lombardei, Restauration der drei Herzöge und des Papstes unter der Bedingung einer vorher beschworenen Verfassung, die unter die Garantie Europa's gestellt wird. Dieses Abkommen wäre zwar nicht dazu angethan gewesen, die italienische Frage zu erledigen, sie hätte dieselbe vielmehr in Permanenz erklärt; aber es kamen hier noch andere als italienische Bedenken zur Sprache. Wenn durch diese Haltung Preußens und Rußlands Oestreich veranlaßt wurde, in seiner deutschen Politik andere Seiten aufzuziehen, z. B. mit Entschiedenheit die Anträge Preußens am Bundestag zu unterstützen, so kam dieser Umstand gar sehr in Rechnung. Davon ist aber keine Rede gewesen; zwischen Oestreich und Preußen besteht die alte Spannung fort und die Einwirkung auf Frankreich äußert sich folgendermaßen:

Forderung auf der einen Seite: Errichtung eines unabhängigen nationalen Staats, bestehend aus ganz Sardinien, Lombardei, Modena, Parma, Toscana, Romagna. Unterstützt durch England.

Forderung auf der andern Seite: Restauration der drei rechtmäßigen Herzöge und des Papstes; Garantie von Reformen. Unterstützt durch Oestreich und theilweise auch durch Rußland und Preußen.

Die beiden Forderungen, sagt Kaiser Napoleon, widersprechen sich; um alle Parteien zu befriedigen, muß also ein Mittelweg eingeschlagen werden. Zwar wird das Princip der Legitimität nicht geachtet, die drei rechtmäßigen Herzöge werden nicht restituirt (Concession an England). Dagegen wird auch das Princip der Nationalität nicht geachtet (Concession an Rußland und Preußen), der Wille der Italiener, einen einheitlichen Staat zu bilden, der sich in Toscana ebenso laut ausgesprochen hat als anderwärts, wird nicht erfüllt, Toscana bleibt ein Staat für sich, wenn nicht unter meinem Vetter, so doch jedenfalls unter einem andern als dem, den die Einwohner von Toscana wollen. Der Papst wird zwar nicht restituirt, dafür wird aber der König von Sardinien sein Vasall, und durch dieses interessante mittelalterliche Verhältniß wird die Confusion in Italien so groß, daß ich mir dadurch die höchst beschwerliche Pflicht aufbürde, jeden Augenblick mit Rath und That einzugreifen. So wird alle Welt zufrieden gestellt, und um die Genugthuung vollständig zu machen, nehme ich mir Savoyen und Nizza.

Das ist die reale Seite der französischen Politik, die Seite, welche die Depesche vom 24. Februar und die kaiserliche Thronrede betont. Wir zweifeln nicht im Ge-

Die Lage des preußischen Ministeriums.

Von der preußischen Grenze.

Wir stehen vor einem Moment der Entscheidung, so ernster Natur, so tief eingreifend und folgenschwer für unsere ganze Zukunft, daß jeder Preuße und jeder Freund Preußens die moralische Verpflichtung hat, sich über diesen Punkt eine Ueberzeugung zu bilden, und dieser Ueberzeugung, so gering auch der Umfang sein mag, in dem man seine Stimme vernimmt, einen offenen Ausdruck zu geben. Die Last einer furchtbar schweren Verantwortlichkeit fällt zunächst auf die Abgeordneten, sie kann nur dadurch einigermaßen erleichtert werden, daß sich das ganze Land an der Discussion betheiligt, zunächst natürlich die Presse. Möge es uns gelingen, den ganzen Ernst, den die Sache erfordert, mit den mancherlei Rücksichten zu verbinden, die uns die Umstände auflegen.

Nicht der geringste Grund der Befriedigung bei der Bildung des neuen Ministeriums war die Ernennung des General Bonin zum Kriegsminister. Man hatte allgemein vorausgesetzt, daß die Regentschaft dem Militärwesen eine besondere Aufmerksamkeit schenken würde, und war auch vollkommen damit einverstanden, da Preußen, um seinen großen Beruf in Deutschland durchzuführen, vor allem einer schlagfertigen Armee bedarf. Es liegt in der Natur der Sache, daß über die Befähigung und politische Richtung der höhern Offiziere im Publicum am wenigsten bekannt ist, und eigentlich war nur der Name des General Bonin dem Volk geläufig, der sich bei der Einrichtung der schleswig-holsteinschen Armee den Ruf eines bedeutenden organisatorischen Talents erworben, und in seinem früheren, wenn auch nur kurzen Ministerium Gelegenheit gehabt, sich über seine politische Richtung entschieden auszusprechen und damit zugleich seinen Charakter und seine Unabhängigkeit in ein glänzendes Licht zu stellen. Die Uebertragung der Militärangelegenheiten an diesen Mann schien also eine Bürgschaft zu sein, daß die allgemein als nothwendig anerkannte Reform im guten preußischen Sinn, in der praktischen Weise von 1810, also auch mit Rücksicht auf die politischen und bürgerlichen Bedürfnisse des gesammten Volks und nicht im Geist eines einseitigen Drill- und Paradesystems und im Interesse einer geschlossnen Kaste erfolgen werde.

Die Mobilisirung des vorigen Jahres zeigte noch augenscheinlicher als früher, wie dringend nothwendig eine durchgreifende Reform sei. Denn wenn Preußen nicht ein einfaches Corps aufstellen konnte, ohne das bürgerliche Leben einer ganzen Provinz in die grenzenloseste Verwirrung, ohne den natürlichen Kreislauf des Lebensbluts ins Stocken zu bringen, so war Preußen trotz seines großen Heeres militärisch schlechter gestellt als alle seine Nachbarn. Der Grund dieser Erscheinung war damals im Publicum noch wenig bekannt. Man wußte nicht oder hatte nicht darauf geachtet, daß die Selbstständigkeit der Landwehr erst seit einigen Jahren aufgehoben und dadurch zugleich auch die Linie unselbstständig und bis zu einem gewissen Grade bewegungsunfähig geworden war; daß man seit Jahren systematisch daran gearbeitet hatte, die Landwehr als solche zu desorganisiren und dadurch allmälig ihre völlige Aufhebung vorzubereiten. Man dachte über die nähern Umstände nicht weiter nach und hatt zu der Regierung so großes Vertrauen, daß man nicht zweifelte, sie werde die richtige Lösung finden. Daß die neue Einrichtung nicht unbedeutende Opfer fordern würde, darauf war man gefaßt, und entschlossen, sie zu bringen, in der Voraussetzung, daß man auch Großes dadurch erreichen werde.

Die plötzliche Entlassung des General Bonin erregte keinen geringen Schreck, um so mehr, da offenbar aus kundiger Feder als Grund dieser Entlassung sehr erhebliche principielle Differenzen angegeben waren. Zwar beeiferte sich das Gesammtministerium, officiös oder man kann sagen officiell, diesen Berichten zu widersprechen, und den Abschied des Generals Bonin gewissermaßen psychologisch zu erklären; aber wenn das Vertrauen zum Ministerium auch so groß war, daß damals eine öffentliche Discussion unterblieb, so fing man doch an, sehr bedenklich und ängstlich zu werden.

Als nach Eröffnung des Landtags der Finanzminister den Mehraufwand der neuen Einrichtung auf beiläufig 9½ Millionen jährlich angab, zeigte sich auf allen Seiten des Hauses große Sensation; diese Sensation wurde nicht geringer, als er bald darauf andeutete, die Kosten würden in Bezug auf andere militärische Verhältnisse noch beträchtlich größer sein. Zuletzt hat man gewissermaßen beiläufig erfahren, daß auch die Flotte drei Millionen mehr in Anspruch nimmt.

Die Sensation war groß, man kann es fast Betäubung nennen: und doch verhinderte wiederum das Vertrauen zur Regierung im Allgemeinen, daß nicht sofort eine heftige Opposition sich erhob. Allmälig rechnete man nach, und es ergab sich einerseits aus der einfachen Verhältnißrechnung, daß die Kosten allerdings um beträchtliche Millionen zu niedrig angegeben seien; es ergab sich ferner, daß durch das neue System einer jährlichen Aushebung von 63,000 statt 40,000 Mann zugleich die Arbeits- und Steuerkraft des Landes sehr vermindert, das Deficit also verhältnißmäßig gesteigert werden müsse; und fragte

man endlich, wo die Deckung zu suchen sei? so erfuhr man nichts weiter, als daß vorläufig von der vorjährigen Anleihe ja ein noch hinreichender Vorrath da sei, für die spätern Jahre werde sich dann das Weitere finden.

Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß diese Principien dieselben sind, welche Oestreich in die Lage gebracht haben, die wir kennen; ja sie erinnern lebhaft an die Principien, denen man in Frankreich vor 1789 folgte. Nicht der kleinste Grund von Preußens Größe ist seine solide Finanzwirthschaft gewesen, d. h. das Princip, die Steuerkraft nicht zu hoch anzuspannen, die Ausgaben nach den Einnahmen einzurichten und Schulden nur zu machen, wenn man die Aussicht hat, sie zu bezahlen. Wenn die Aenderung dieser Principien eine Folge des Constitutionalismus sein soll, so hätte man den letzteren zu theuer erkauft.

Nicht minder bedenklich ist die sociale Bedeutung des neuen Projects. Bisher stand Preußen überall in dem Ruf, im Drillen allen Völkern voraus zu sein und verhältnißmäßig mehr Soldaten zu haben als Bürger. Nun erfährt man plötzlich, daß noch lange nicht genug gedrillt worden ist, und daß die Zahl der Soldaten noch beträchtlich vermehrt werden muß. Die Zahl der jährlich Ausgehobenen steigt um 33 Procent, die Dienstzeit im stehenden Heer von 3 Jahren bei der Infanterie wird festgehalten, bei gewissen Truppengattungen, die eine erhöhte Uebung fordern, sogar noch gesteigert (gegen das letztere wäre am wenigsten einzuwenden), und aus dem Landwehrmann des ersten Aufgebots wird ein Kriegsreservist. Da in Bezug auf die Heerverfassung selbst und namentlich das Avancement nicht die geringste Veränderung in Aussicht gestellt wird, so heißt das, wie wir schon früher auseinander gesetzt haben, nichts anderes, als in einer Weise wie es bisher noch gar nicht vorgekommen ist, das ganze Land unter die Herrschaft des Junkerthums stellen.

Und wenn man nun fragt, welchem Zweck eigentlich diese unerhörten Opfer gebracht werden sollen? so herrscht das tiefste Stillschweigen. Was die andern Staaten im Lauf des letzten halben Jahrs gewollt haben, ist wenigstens bruchstückweise mitgetheilt; von Herrn von Schleinitz finden sich im englischen Blaubuch nur einige verlorene Papiere. Ueber die deutschen Angelegenheiten wird hin und her, bald höflich bald mit Stichelreden verhandelt, ohne daß die Sache einen Schritt vorwärts rückte. Ist etwa die Regierung der Ansicht, die neue Militärverfassung würde im Ausland einen so großen Schreck erregen, daß man ohne weitere Mühe alles durchsetzen könnte was man wollte? Wenn Herr v. Schleinitz das wirklich glaubte, so wäre es ein sehr gefährlicher Irrthum. Die Zeiten des siebenjährigen Kriegs sind vorüber. selbst wenn ein neuer Friedrich der Große aufstände, und auch diesen Krieg hat Friedrich nur aus Verzweiflung geführt, nur um dem Untergange zu ent-

gehen, der ihm drohte; gleich darauf hat er zu dem Mittel gegriffen, auf das Preußen angewiesen ist, zu Allianzen. Diese Politik dauerte von 1764 bis 1790, und damals war Preußen wirklich eine Großmacht. Nachher folgte auf ein paar Jahre doctrinairen Gehabens die sogenannte Politik der freien Hand, die Preußen damals ebenso förderte wie 1849 und in den folgenden Jahren.

Und wenn Preußen seine junge Mannschaft auf 4 Jahre statt 3 Jahre dienen läßt und dadurch das Land vollständig an den Bettelstab bringt, so ist es doch militärisch den Großmächten nicht gewachsen; denn die künstliche Steigerung der Wehrkräfte ist nur bis zu einem gewissen Grade durchführbar, und straft sich immer selbst. Preußen ist auf Allianzen angewiesen. Zunächst natürlich in Deutschland. Aber eine Allianz wird nicht im ersten Anlauf abgeschlossen, sondern muß durch langes Vertrauen vorbereitet werden, und einer der Hauptgründe des Vertrauens, dessen ein Staat sich bei seinen Nachbarn erfreut, ist die innere Consequenz und Festigkeit der Regierung; ihre Uebereinstimmung mit sich selbst und mit dem gesunden Willen des Volks.

Diese Festigkeit fehlt leider dem gegenwärtigen Ministerium durchaus. Den Adel und die reactionäre Partei wird es durch kein Opfer versöhnen, und mit den arbeitenden Volksclassen, auf welchen der Liberalismus beruht, wird es sich, wenn es seinen Gesetzentwurf durchsetzt, in einer Weise verfeinden, die keine spätern Maßregeln wieder gut machen können.

Man erwäge doch nur: die neue Reform soll kein vorübergehendes Opfer sein, das man bringt, um bestimmte Zwecke zu erreichen, sondern es soll den normalen Zustand der preußischen Gesellschaft ausdrücken! Die einzige Antwort der Landesvertretung darauf kann nur die sein, daß dies System dem normalen Zustand der preußischen Gesellschaft nicht entspricht. Da es ihr aber nicht ziemt einer Regierung, der ergeben zu sein sie sonst allen Grund hat, eine blos negative Antwort zu geben, und da es ihr ebenso wenig zukommt in die Details der Militärordnung, die eine Sache des Kriegsherrn sind, näher einzugehn, so muß sie sich an den Kern der Sache halten. Das eine Princip des Entwurfs, die gesammte Jugend in Dienst zu ziehen, ist richtig, und darum ist die Verstärkung der jährlichen Aushebung von 40,000 zu 63,000 zu bewilligen; dagegen ist als Ersatz vom Kriegsminister zu verlangen, daß er die militärische Ausbildung der Ausgehobenen in zwei Jahren statt in drei Jahren vollendet. Daß es möglich ist, haben sehr gewichtige militärische Autoritäten nachgewiesen, und was die Hauptsache ist: es muß möglich sein, denn der Staat ist nicht des Drillens wegen, sondern das Drillen ist des Staats wegen da. Ueber alle andern Punkte wird eine Einigung eher zu erzielen sein; wenn aber in diesem Punkt die Landesvertretung nachgibt, so wird der Begriff „neue Aera," den man so gern anwendet, in der Geschichte etwas ganz anderes bezeichnen, als man gemeint hat.

Indem wir dieſen Begriff der neuen Aera unterſuchen, erledigt ſich zugleich eine zweite ſehr wichtige Frage. Den liberalen Landtagsabgeordneten wird nichts von dem, was wir geſagt haben, neu ſein; aber tief ängſtigt ſie in ihrem Gemüth die Betrachtung: wenn wir dieſe Vorlage abwerfen, ſo iſt damit das Miniſterium, das keinen andern Halt hat als uns, geſtürzt! da ohnehin unſere Miniſter nicht den mindeſten Ehrgeiz beſitzen, ſondern ſich von Herzen gern einer Würde begeben werden, von der ſie nur die Laſt fühlen. Was aber dann folgt, iſt augenſcheinlich; ein Miniſterium der äußerſten Rechten — oder vielmehr der äußerſten Linken, wie es jetzt heißt.

Wohl; dieſe Frage iſt ſehr ernſt, und wir ſind keineswegs gemeint, ihre Bedeutung zu unterſchätzen. Noch liegt uns allen das Andenken an die Zeit des Herrn von Weſtphalen ſehr lebhaft in den Gliedern; noch erinnern wir uns ſehr deutlich, wie laut wir aufathmeten, als die Nachricht von ſeiner Entlaſſung in der Zeitung ſtand. Ja noch mehr: in einer Beziehung wenigſtens würde es heute ſchlimmer ſein; denn jenes Regiment ertrugen wir mit einer gewiſſen Reſignation, in der beſtimmten Ausſicht, es müſſe in nicht zu langer Zeit ein Ende nehmen. Dieſe Ausſicht würde bei einem neuen Miniſterwechſel eine äußerſt geringe ſein.

— Es iſt nicht gerade tröſtlich, was wir dagegen anführen und trotz der ernſten Ueberlegung, mit der wir dieſe Worte ſchreiben, wollen wir ſie für nichts anderes geben, als den Ausdruck einer blos ſubjectiven Ueberzeugung. Das Miniſterium iſt ebenſo wenig zu halten, wenn das Geſetz durchgeht.

Die Reaction mag ſehr froh ſein, daß ein liberales Miniſterium ihr Werk in die Hände nimmt, in viel größerm Maßſtab als ſie ſich ſelber je geträumt; aber danken wird ſie es ihm nicht. Geht dieſes Geſetz durch, ſo iſt die Macht des Adels ungeheuer erhöht, und da ſie im Herrenhaus einen feſten Vertreter hat, den zu ſtürzen das Miniſterinm nicht Kraft genug gehabt, da die liberale Partei durch die Folgen des Geſetzes in ſich ſelbſt zerfallen wird, ſo muß folgerichtig auch die Regierung in die Hände der Partei gelegt werden, die den Adel vertritt. Für uns iſt dieſe Logik der Thatſachen ſo evident, daß gar kein Zweifel daran bleibt. — Aber freilich wäre noch ein Irrthum möglich, und ſo müſſen wir hinzu ſetzen: es erſcheint uns für Preußens Zukunft viel wichtiger, daß eine conſequente und liberale Partei fortdauert, als daß ein liberal genanntes Miniſterium die Geſchäfte führt. Die „neue Aera“ hatte einen großen Uebelſtand; das Volk hatte nichts gethan ſie zu verdienen, und geſchenkt kann ſie nicht werden, das muß Preußen noch ſehr bitter erfahren.

Es war ein ſehr großer Irrthum, der aber bei vielen vorzüglichen Anhängern des Liberalismus hervortrat und gegen den wir ſeit zwei Jahren

unaufhörlich proteſtirt haben: verfaſſungsmäßige Regierung und parlamentariſche Regierung ſei identiſch, d. h. in Preußen werde wie in England die Krone veranlaßt ſein, ihre Rathgeber aus der Majorität des Landtags zu wählen, und demnach würden je nach dieſer Majorität bald Whigs bald Tories, bald Liberale bald Conſervative am Ruder ſein. Soweit ſind wir noch lange nicht, und wir bezweifeln ſehr, ob Preußen bei dem Proviſoriſchen ſeiner geographiſchen Lage jemals dahin kommen wird. Dagegen hat nach unſerer Ueberzeugung der Landtag noch eine andere eben ſo wichtige Aufgabe, die Regierung, gleichviel welcher Partei ſie angehöre, zu controlliren, und ſie von jedem Uebergriff in die Rechte und das Vermögen des Volkes zurück zu halten.

Das vorige Miniſterium hat, abgeſehen von ſeiner beklagenswerthen Richtung im allgemeinen, durch polizeiliche Uebergriffe in alle Theile des Lebens, durch Störung der alt-preußiſchen Beamtengewiſſenhaftigkeit und dadurch, daß ſie bei ihren Beamten die politiſche Anhänglichkeit an ein beſtimmtes Syſtem über die Pflichttreue und Gewiſſenhaftigkeit des Dienſtes, über die Dienſterfahrung und Dienſtbefähigung ſtellte, den preußiſchen Staat, der nicht erſt 1850 conſtituirt wurde, ſondern ſeit Jahrhunderten feſt ſtand, in ſeiner Wurzel angegriffen; es hat alle ſchlechten Seiten des conſtitutionellen Lebens getreulich bei uns eingeführt, alle guten hintertrieben. Man erwartete von der neuen Regentſchaft die Abſtellung dieſer Mißbräuche und die Erſetzung derjenigen höhern oder niedern Beamten, die bei Herrn Wagener, Gödſche u. ſ. w. ſtudirt hatten, durch ſolche, welche die alt-preußiſche Schule durchgemacht und an die alt-preußiſche Amtsehre und Amtspflicht ſich gewöhnt hatten.

Es geſchah mehr und weniger als man erwartet. Mehr: denn man ſah plötzlich die Führer der liberalen Partei im Miniſterium; weniger: denn die Gehilfen des H. v. Weſtphalen blieben größtentheils in ihrem Amt. Aber man gab ſich zufrieden, daß ſo etwas erſt allmälig geſchehn könne; man ertheilte bei den Wahlen das Feldgeſchrei: „miniſterielle Partei!“ und ſetzte ſich auf die rechte Seite, um damit anzudeuten, daß jetzt die liberale Partei den Staat regiere. Im Einzelnen wurde in der That vieles gebeſſert, aber die Miniſter, als ob ſie ewig regieren würden, dachten nicht daran, geſetzlich irgend etwas ſicher zu ſtellen; ſie begnügten ſich mit miniſteriellen Verordnungen, ſo wie die Abgeordneten ſich mit Petitionen begnügten; beide ohne irgendwie zu überlegen, daß damit einem neuen Miniſterium das alte Material unklarer und zweideutiger Geſetze überlaſſen blieb, um es wieder in der alten Weiſe auszulegen, zu drehen und zu wenden. Der Grund war bei beiden, daß ſie bei jedem Geſetzvorſchlag den Widerſtand des Herrenhauſes fürchteten. Das hieß aber freilich die Schwierigkeiten nicht beſeitigen, ſondern

nur umgehen. Und da die Situation vollkommen klar war, vor der Ernennung der neuen Miniſter — denn daß das Herrenhaus freiwillig ſich fügen würde, haben ſie ſich doch wohl nicht eingebildet? — ſo können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es von dieſen vielleicht vorſichtiger geweſen wäre, ſich vor Annahme ihrer Stelle erſt genauer nach den Befehlen Sr. K. Hoheit des Prinz Regenten zu erkundigen, um darüber zu entſcheiden, ob dieſelben zweckmäßiger durch einfache Beamte oder durch Führer einer Partei ausgeführt werden könnten, die durch ihre Vergangenheit bereits beſtimmte Pflichten auf ſich genommen.

Was uns betrifft, ſo war unſere Freude bei jenen Ernennungen mäßiger als bei vielen unſerer Freunde, weil wir uns an die beiden Miniſterien Camphauſen und Auerswald des Jahres 1848 erinnerten, die zwar den beſten Willen von der Welt, aber ſehr wenig Energie und Thatkraft entwickelt hatten. — — Mit einem Wort: die Pflicht der Landesvertretung dem Volk gegenüber iſt in Bezug auf den neuen Geſetzentwurf ganz klar vorgezeichnet; die Ausſichten, für welche man etwa ſeine poſitive Ueberzeugung hingeben könnte, ſind ganz ſchwankend, unklar, wenigſtens völlig unabhängig von dem Willen der Landesvertretung; die Frage iſt aber ſo ernſt und tief eingreifend, daß auch bei den beſten Hoffnungen jede bloße Rückſicht der Opportunität ſchweigen muß. Danach mögen die Landesvertreter entſcheiden. † †

Leſſing und Göze.

Johann Melchior Göze. Eine Rettung von Dr. Georg Reinhard Röpe, ordentl. Lehrer an der Realſchule des Johanneums zu Hamburg. Mit Porträt und Facſimile. Hamburg 1860. Guſtav Eduard Nolte (Herold'ſche Buchhandlung). 280 und XIV. S.

Der verdienten Huldigung gegenüber, die beſonders wieder in den letzten Jahren in biographiſchen Darſtellungen wie in kritiſchen Betrachtungen Leſſing zu Theil geworden, hat nun auch ſein theologiſcher Widerſacher, Johann Melchior Göze, einen Vertheidiger gefunden. Habe doch, ſagt Dr. Röpe ſehr geſchickt, Leſſing ſelbſt ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einer Reihe von Rettungen ſolcher Verſtorbenen eröffnet, denen ſeiner Anſicht nach im Urtheil der Nachwelt Unrecht geſchehen, und dieſes rettende Beſtreben ſogar einem Simon Lemnius zu Gute kommen laſſen, der gegen eine ihm von Luther angethane Unbill zu vertheidigen war. So handle der in Leſſings eigenſtem Sinne, der ein von ihm begangenes Unrecht gut mache. Und Unrecht habe Leſſing Göze'n gethan. Sei er doch ein ſündiger Menſch geweſen wie wir

Alle. Dem jungen Geſchlecht der heutigen, meiſtens im Cultus des Genius befangenen Literaten werde das freilich nicht gefallen. Denn die verlangen unbedingte Verehrung für die Heroen unſrer Literatur. Wenn der Verf. zwar nicht unter dem jungen Geſchlecht, doch aber unter den Geniusverehrern auch ſeinen dermatigen Recenſenten mitverſtanden, und den Widerwillen, die Flecken an den Heroen unſrer Literatur aufgezeigt zu ſehen, auch ihm zugeſchrieben hat, ſo hat er demſelben Unrecht gethan, und hätte nur allenfalls in deſſen Ulrich von Hutten einen Blick zu werfen gebraucht, um ſich eines Beſſern von ihm zu überzeugen. Nein, der Ref. lobt den Verf. aufrichtig um ſein Unternehmen, und urtheilt, daß auch Leſſing's eifrigſte Verehrer es ihm Dank wiſſen müſſen. Ein biographiſches Bild, in dem die Schatten fehlen, hat Ref. jederzeit für erlogen gehatten und ſich nicht dafür erwärmen können; nur Schatten und Licht zuſammen machen eine wirklich menſchliche Geſtalt; und bei den wahrhaft großen Menſchen darf man ſicher ſein, daß die erſtern dem letztern nur zur Erhöhung dienen.

Alſo um Göze zu vertheidigen, muß der Verf. Leſſing angreifen. Das thut er aber nicht blos mit Anſtand und Mäßigung, ſondern auch mit Wahrheitsliebe und Verehrung für den, wie er anerkennt, um die deutſche Geiſtesentwickelung hochverdienten Mann. Freilich gehen ſeine Beſchuldigungen gegen Leſſing zu Gözes Gunſten weit. Er wirft ihm ſpitzfindige Sophiſtik, unwürdige Fechterſtreiche, ein unwahres, und zwar wiſſentlich unwahres Spiel mit Worten vor. In ſeinen durch die Fragmente veranlaßten Streitſchriften, beſonders in den Antigözen, hat Leſſing nach Herrn Röpe „ſein ganzes bis dahin unbeflecktes Schriftſtellerthum verleugnet, und zu ſeiner wahren Ehre bei einer chriſtlich geſinnten Nachwelt möchte man dem großen Manne gönnen, daß es möglich wäre, dieſe Antigözen für alle Zeiten aus ſeinen Werken herauszureißen" (S. 180). Unter dem deutſchen Volke hat ſich ſo ziemtich das umgekehrte Urtheil feſtgeſtellt. Es zählt grade dieſe theologiſchen Streitſchriften Leſſing's zu dem Köſtlichſten, was ihm der theure Mann hintertaſſen; es ſteht in ihnen die würdigſten Staffeln zu dem herrlichen Tempel ſeines Nathan; es hört in ihnen zwiſchen dem Streit und Spott bisweilen Töne anklingen, die aus einer höhern Welt zu kommen ſcheinen.

Göze dagegen heißt ſeinem Vertheidiger einer der beſtverleumdeten Männer des achtzehnten Jahrhunderts. Er ſei mit nichten ein borniirter, geiſt- und witzloſer, fanatiſcher, am wenigſten ein heuchleriſcher Pfaff geweſen, wie er ſchon zu ſeiner Zeit verſchrien worden, und wie ſeitdem ein Biograph, Geſchichtſchreiber und Kritiker dem andern nachſpreche. Was er verfochten, ſei ſeine heiligſte Ueberzeugung, die Art, wie er es verfochten, gründlich, würdig, gemäßigt und jedenfalls grader als die Kampfweiſe ſeines Gegners geweſen. An die Pflicht der chriſtlichen Obrigkeit, die Retigion zu ſchützen und verderb-

liche Bücher zu verbieten, habe er zwar im Geiſte ſeiner Zeit erinnert, doch nie wirklich eine Klage gegen Leſſing anhängig gemacht. In dieſer Stellung, in einem Kampf, in dem er zuletzt nothwendig unterliegen mußte, iſt Göze ſeinem Retter ſo ehrwürdig, daß er ihn eine tragiſche Geſtalt nennt und mit Götz von Berlichingen vergleicht. Wir unſres Orts möchten nur wünſchen, daß, ſo gewiß der eine der letzte Ritter war, der andere der letzte Zionswächter geweſen wäre.

Von jenen Beſchuldigungen wider Göze war die der Heuchelei am leichteſten zu entkräften, wie ſie denn wol auch ſelten im Ernſt hervorgebracht ſein mag. Auch Gelehrſamkeit beſaß er gewiß für einen Mann ſeines Standpunktes genug. Daß man aber ſelbſt bei noch weit größrer Gelehrſamkeit, als dem Hauptpaſtor zu Gebote ſtand, dennoch bornirt ſein kann, iſt eine bekannte Sache. Und bornirt heißen wir Göze, ſofern er über den engen Horizont eines damals von der beſten Zeitbildung längſt überſchrittenen Standpunktes nicht hinausſah und darum außerhalb deſſelben nur Unglauben und Verderben zu ſehen meinte. Ob einem Manne dieſes Schlages füglich Geiſt zugeſchrieben werden könne, hängt davon ab, was man unter Geiſt verſteht, und wenn ihn der Verf. ſogar hin und wieder witzig findet, ſo iſt das Geſchmacksſache. Daß in der Art, wie Göze Leſſingen in's Gewiſſen redete, worin Andere eine widerwärtige pfäffiſche Zudringlichkeit fanden, der Verf. eine würdige, ja rührende Sorge um das Seelenheil des talentvollen Mannes ſieht, das hängt mit einem geiſtlichen Geſchmäckchen zuſammen, das bei ihm durch alle Beleſenheit und Bildung ſehr ſtark durchſchlägt und ihn zur Löſung der Aufgabe, die er ſich geſetzt hat, in dem Streit zwiſchen Göze und Leſſing ein entſcheidendes Wort zu reden, ſchließlich unfähig macht. Wenn Göze am Schluſſe ſeiner zweiten Gegenſchrift den „lieben Herrn Hofrath" beichtväterlich bei Seite nimmt, ihn an das jüngſte Gericht und die feuerflammenden Augen des Richters mahnt, vor dem die Seelen der in Folge von Leſſings Herausgabe der wolfenbüttler Fragmente im Unglauben Verſtorbenen ihn verklagen werden, ſo finden wir ein ſolches Gebahren widerwärtig oder lächerlich, je nachdem. Sehen wir auf den Contraſt, daß ein wenn auch wackerer, doch jedenfalls in Kindervorſtellungen befangener Menſch dem tiefſten Geiſte unter den Zeitgenoſſen, der zugleich an ſittlicher Gediegenheit keinem Andern nachſtand, meiſternd gegenübertrat, ihn mit Vorſtellungen zu ſchrecken ſuchte, die zu den alleräußerlichſten Hülſen der von jenem längſt viel reiner erkannten Wahrheit gehörten, ſo finden wir das lächerlich; erwägen wir aber das Selbſtvertrauen, die Verblendung und Anmaßung, die dazu gehörten, ein ſolches Mißverhältniß gar nicht zu ahnen, ſo wird uns das Schauſpiel widerwärtig. So rückte Göze ſpäter gegen den Werther mit den Sprüchen aus: Wer ein Weib anſiehet, ihr zu begehren, der hat ſchon mit ihr die Ehe gebrochen in

ſeinem Herzen; und: wir wiſſen, daß ein Todtſchläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend; als gegen welche Sprüche der Goetheſche Roman der verwegenſte Widerſpruch ſei. Warum macht ein ſolches Auftreten auch auf einen Solchen den Eindruck des Abgeſchmackten, der den Inhalt jener Sprüche als ſittliche Wahrheit anerkennt? Deswegen, weil ſie in dieſer Form auf die für Werther ſchwärmende Jugend unmöglich Eindruck machen konnte. Die Zeit wollte dieſe ſittlichen Wahrheiten als ſolche menſchlich begründet und entwickelt, nicht als geoffenbarte Gottesgebote ſich entgegengeworfen haben. Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Aber ehrlich war Göze, und noch eins, er war conſequent. Er ſtellte ſich auf den Boden des orthodoxen Lutherthums, und auf dem war ihm nichts anzuhaben. Das wußte Leſſing gar wohl, und darum rief er gegen Luthers Buchſtaben Luthers Geiſt an. Dieſes lutheriſchen Geiſtes, urtheilte er, habe ſein Widerſacher keinen Funken. „Wer bringt uns endlich," redete er den Reformator an, „ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt?" Dieſe Berufung, meint nun freilich Herr Röpe, habe Luther längſt im Voraus zurückgewieſen. Am Schluſſe ſeines großen Bekenntniſſes vom Abendmahl ſchreibe er ja, ob Jemand nach ſeinem Tode ſagen würde, ſo der Luther jetzt lebte, würde er dieſen oder jenen Artikel anders lehren oder halten, denn er habe ihn im Leben nicht genugſam bedacht, dem erwidere er jetzt wie dann und dann wie jetzt, daß er Alles wohl bedacht habe und nie anders lehren würde (S. 186 Anm.). Da haben wir ſchon wieder das Geſchmäckchen. Wenn ſich einer darauf beruft, daß ein längſt Verſtorbener jetzt über Manches anders als bei ſeinen Lebzeiten ſprechen würde, was will er damit ſagen? Offenbar, daß ein Geiſt wie der Abgeſchiedene, wenn er alles das auf ſich hätte wirken laſſen, was ſeit ſeinem Tode in der Welt vorgegangen, wenn er alle die Bildungsmittel benutzen könnte, die uns jetzt zur Verfügung ſtehen, daß er dann, hell und empfänglich und vorſchreitend wie er war, auch ſeine Anſichten weſentlich um- und fortgebildet haben würde. Und hiegegen beruft ſich Herr R. auf ein Wort Luthers bei Leibesleben, alſo ehe und ohne daß alles das auf ihn gewirkt hatte, ja auch nur von ihm geahnt werden konnte, worauf die Vorausſetzung, daß er jetzt anders lehren würde, begründet war. Im Geiſte ſeines Helden iſt ſolche Widerlegung allerdings, aber geiſtreich können wir ſie nicht finden.

Daß nun dem ehrlichen Streiter Göze gegenüber Leſſing nicht ehrlich zu Werke gegangen, ſucht der Verf. hauptſächlich dadurch zu beweiſen, daß er ſeine öffentlichen Aeußerungen in den Streitſchriften wider Göze durch die Privatäußerungen ſeiner gleichzeitigen freundſchaftlichen Briefe controlirte. Seinem Bruder und andern Vertrauten hat er ja längſt, wie jedermann weiß, eingeſtanden, daß er ſeine Waffen nach dem Gegner einrichte, und daher

manchen Satz zum Behuf Streits hinstelle, den er, wenn es sich um Darlegung seiner Ueberzeugungen handelte, nicht aufstellen würde; daß er sich gegen Göze schlechterdings in die Positur gesetzt habe, daß ihm dieser nicht als einem Unchristen beikommen könne; ja er hat sich zuletzt, mit Berufung auf des Apostels Paulus Verfahren im jüdischen Synedrium zwischen Pharisäern und Sadducäern, ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, durch ein scheinbares Compliment für den Katholicismus sich gegen die lutherischen Eiferer zu decken.

Die von Lessing herausgegebenen Fragmente aus dem Werke von Herrmann Samuel Reimarus hatten die Glaubwürdigkeit der Bibel, die Wahrheit der biblischen Geschichte in Abrede gestellt. Dadurch meinten damals Bekenner wie Widersacher der christlichen Religion diese selbst gefährdet. Lessing war dieser Meinung nicht, er sagte vielmehr: die Bibel ist nicht die Religion, so wenig der Buchstabe der Geist ist. Diese Unabhängigkeit der Religion von der Bibel läßt nun Herr Röpe wie einst Göze, nur für die Vernunftreligion gelten, nicht für die christliche. Wenn sie Lessing auch von dieser behaupte, und zwar in Ausdrücken, als glaubte er selbst auch an sie, so sei dies ein täuschendes Spiel mit Worten gewesen. Der Unterschied zwischen christlicher Religion und der Religion Christi, den er später gemacht, könne ihm für jenen Streit nicht zu Gute kommen. „Die Religion, welche Lessing hatte und wollte," sagt der Verf., „bedurfte keiner historischen Thatsachen, und die, welche der historischen Thatsachen bedurfte, wollte er nicht. Aber dies mochte er nicht eingestehen, und somit richtete er seine Angriffe blos gegen die Autorität der historischen Urkunden, immer vorgebend, daß er die Thatsachen selbst nicht bezweifle" (S. 216).

In diese unwahre Stellung, meint Herr R., sei Lessing unvermerkt in der Hitze des unerwartet sich wendenden Streites hineingerathen. Ursprünglich habe er durch die Herausgabe der Fragmente, als einer „noch feineren Untersuchung des Kanon", nicht die Orthodoxen, sondern die neuernden Theologen, die Semler, Teller, Spalding, in Verlegenheit setzen, ihnen zeigen wollen, daß, wenn einmal von Kritik die Rede sein solle, man mit ihr auch Ernst machen, consequent bis zum letzten Ziele fortgehen müsse, nicht beliebig, wo das Weitergehen bedenklich erscheine, Halt machen dürfe. Erst wie sich die Orthodoxen durch seine den Fragmenten beigegebenen Gegensätze nicht haben beruhigen lassen, sondern gleichfalls gegen ihn losgebrochen seien, habe er ungern auch gegen sie Front machen, und, um sich gleichwol noch auf christlichem Boden zu behaupten, eine Stellung einnehmen müssen, die an Zweideutigkeit der jener ihm so verächtlichen neumodischen Theologen nichts nachgegeben habe. Er sei, was er sonst so weit von sich gewiesen, selbst ein Kuppler der Wahrheit geworden.

Ich fürchte, Herr Röpe nimmt Leſſings Herabſetzung der damals modernen Theologie der alten orthodoxen gegenüber zu ernſtlich, oder vielmehr zu uneingeſchränkt, weil er ſeine Freude daran hat. Daß Leſſing die alte Theologie für falſch und unhaltbar, für unreines nicht mehr brauchbares Waſſer erkannte und die Orthodoxen verachtete, kann er freilich nicht läugnen. Aber Leſſing verachtete doch, wie er ſelbſt erklärte, die neumodiſchen Geiſtlichen noch viel mehr. Ganz recht; aber warum? Weil ſie, ſagte er, Theologen viel zu wenig, und Philoſophen lange nicht genug ſind. Weil ſie uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen machen. Alſo nicht daß Theologie und Philoſophie in Berührung traten, nicht daß die letztere einen läuternden, fortbildenden Einfluß auf die erſtere zu gewinnen ſuchte, tadelt Leſſing, ſondern nur daß die bisherigen Vermittler dieſes Proceſſes ſo ſeichte Philoſophen, ſo oberflächliche Theologen, und darum die Miſchung, die ſie zuwege brachten, eine ſo unreine, ſich ſelbſt widerſprechende war. Wie alſo, wenn einer kam, der Philoſoph genug und Theolog nicht zu wenig war? Wenn einer, der in beiden Fächern auf den Grund ſah, ſich um die Fortbildung der Theologie durch die Philoſophie bemühte? Wenn dieſer hoffte, ſtatt des unreinen Waſſers der alten und der Miſtjauche der bisherigen neuernden Theologie reineres Waſſer zu gewinnen? Und das hätte ſich Leſſing nicht zutrauen dürfen? Er hat es ja wirklich geleiſtet, wie auch der Verf. nicht ganz verkennt, und würde es noch vollſtändiger geleiſtet haben, wäre ihm vergönnt geweſen, die theologiſchen Entwürfe ſeines Nachlaſſes auszuführen.

Allein warum bekannte er denn nicht offen, daß er mit ſeinem Fragmentiſten in der Hauptſache einverſtanden ſei? Fürs Erſte darum nicht, weil er es nicht war. An Betrug als betheiligt bei dem Urſprung des Chriſtenthums, hat Leſſing ſicher nicht gedacht. Einer großen Anzahl von Schwierigkeiten entging er auch dadurch, daß er die Annahme einer wörtlichen Eingebung der bibliſchen Schriften wie natürlich fallen ließ. Manches, was bei dieſer Annahme, aus der heraus der Fragmentiſt gegen ſeine orthodoxen Gegner ſo glücklich operirte, ein höchſt anſtößiger Widerſpruch war, wurde ohne dieſelbe, die Evangeliſten als blos menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet, zur unverfänglichen Abweichung verſchiedener Beobachter oder Wiedererzähler. Zweitens aber und hauptſächlich ſtand der Verfaſſer der Erziehung des Menſchengeſchlechts nicht wie Reimarus auf dem Standpunkt einer ſpröden Vernunftreligion, die der geoffenbarten im ſchroffſten Gegenſatz gegenüberlag, ſondern auf dem geſchichtsphiloſophiſchen, der eben in der Reihe der poſitiven Religionen ſelbſt die Entwicklung der natürlichen Religion erkennt. Leſſings Vernunftreligion war, wenn man einen neueren Kunſtausdruck erlauben will, den geoffenbarten Religionen immanent, nicht transſcendent, und demgemäß wollte auch er ſeinen Standpunkt nehmen.

Wenn er die Ausbildung der Offenbarungswahrheiten in Vernunftwahrheiten, die Erhebung über eine schwer zu erweisende Geschichte zu Ideen, als einen Proceß erkannte, den das Christenthum durchzumachen habe, so fiel ja auch er selbst mit seiner Erkenntniß als Werkzeug in diesen Läuterungsproceß des Christenthums hinein, und es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, gleich seinem Fragmentisten von einem Standpunkt außerhalb des Christenthums dieses bekämpfen zu wollen, vielmehr mußte er als seine Aufgabe erkennen, es von innen heraus fortbilden zu helfen. Es ist also nicht bloße Pietät, wie Herr Röpe meint, große Nachwirkung von Kindheitseindrücken, daß Lessing, wie er sich ausdrückte, sich nicht aus seines Vaters Hause werfen, d. h. nicht aus dem Bezirke des Christenthums verweisen lassen wollte, sondern das klarste Bewußtsein seiner wirklichen Stellung, seines Rechts wie seiner Pflicht. Von hier aus erschienen ihm Göze und Reimarus gleich einseitig, der eine in die Grenzen der gegebenen Glaubenslehre, der andere ebenso in die seiner Vernunftreligion gebannt; nur daß gleichwol der Letztere das Princip des Fortschritts, der Erstere das des Stillstands, und das ist immer zugleich des Rückschritts, vertrat, an dem Einen ebenso das kühne, rege, wahrheitsdurstige Vorwärtsstreben anziehend, wie an dem Andern das stumpfe, träge, anmaßliche Beharren widrig war. Wenn Lessing betheuerte, er würde sich verabscheuen, wenn er selbst bei seiner Schriftstellerei einen andern Zweck hätte, als die Menschheit aufzuklären, ihr zu immer vernünftigerem Denken in religiösen Dingen zu verhelfen, so mußte und durfte er auch den Mann verabscheuen, der, wie Göze, eben diesem Bestreben als einem nicht zu duldenden Frevel auf jedem Schritt entgegentrat. Gegen einen Mann, der sich dem Entwicklungsgange des Geistes so plump in den Weg stellte, machte es Lessingen mit Recht dasselbe Vergnügen, alle Künste seiner geistigen Ueberlegenheit spielen zu lassen, als einem Ritter bei Arioſt, einen brutalen unbehilflichen Riesen mit einer geschickten Wendung zum Gelächter der Zuschauer und zum Ergötzen aller künftigen Leser in den Sand zu strecken.

Daß Göze hinter der Aufgabe, das historische Christenthum gegen Reimarus und Lessing gründlich zu vertheidigen, zurückgeblieben sei, verkennt übrigens sein Retter keineswegs. Schon darum, weil er an der wörtlichen Inspiration der Bibel festhielt, unter deren Voraussetzung insbesondere die Wahrhaftigkeit der evangelischen Erzählungen auch nach Herrn Röpes Ansicht nicht zu halten ist. Mit jener Voraussetzung sei jedoch die Theopneustie, die volle göttliche Wahrheit der heil. Schrift, nicht aufgegeben (S. 219 f.). So hätte allenfalls auch Lessing reden können, aber Herr R. versteht mehr darunter als Lessing darunter verstanden haben würde. Dieser meinte, es lasse sich auf die Einwürfe der Fragmente (namentlich nach Aufgebung des Inspirationsbegriffs) noch gar manches zur Rettung der biblischen Geschichte antworten; aber „im schlimmsten Falle“ wäre ja der

Buchstabe nicht der Geist, die Bibel mit ihrer Geschichte nicht die Religion. Herr R. dagegen urtheilt, die christliche Religion, d. h. diejenige, welche Jesum als einen, der mehr als Mensch gewesen, zum Gegenstande der Verehrung macht, stehe und falle mit der Geschichte, die uns die Bibel von ihm erzählt; man könne Jesum unmöglich als den göttlichen Erlöser verehren, ohne die Geschichte seines Erdenlebens für wahr zu halten (S. 177.).

Und wie glaubt er nun diese Geschichte gegen die Angriffe der Kritik, die Bemühungen der Nachfolger des Reimarus, mit mehr Erfolg als Göze vertheidigen zu können? Dieser schrieb einmal, „das innere Zeugniß des heiligen Geistes, welches sich durch die Kunde der heil. Schrift an den Seelen derer offenbart, welche der Wahrheit nicht muthwillig widerstreben, müsse die Ehre behaupten, unser Herz in der Wahrheit festzuhalten." Mit diesen Worten, urtheilt Herr R., sei alles gesagt gewesen, was zu sagen Noth that, und Göze hätte sich von diesem Standpunkte durch Lessings Winkelzüge nicht sollen weglocken lassen (S. 192). Das muß er uns aber noch deutlicher sagen, wenn wir es verstehen sollen. „Das Hauptwunder," läßt er sich an einer andern Stelle vernehmen, „das allein Beweiskraft hat, ist das von der sittlichen Erneuerung des sündigen Menschen" (S. 169). Beweiskraft hat, wofür? Der Standpunkt der neueren Theologie, so löst uns der Verf. das Räthsel, sei „der Schluß von dem noch jetzt fortdauernden Wunder der Religion auf die Wahrheit der Wunder, die bei ihrer ersten Gründung geschehen sein sollen" (S. 187 und 279). Das nennen nur wir Andern einen Cirkel im Beweis; denn wer beweist, daß die christliche Religion, wie sie jetzt besteht, und insbesondere die „sittliche Erneuerung des sündigen Menschen", ein Wunder, und nicht vielmehr jene ein natürliches geschichtliches Erzeugniß, diese ein ebenso natürlicher psychologischer Proceß ist? Also weil es jetzt (einfach und ohne theologischen Krimskrams gesprochen) rechtschaffene Christen gibt, soll es wahr sein, daß Christus bei Jericho zwei Blinde geheilt, zu Kana Wasser in Wein verwandelt habe? Da ist es in der That Zeit, bald besondere Lehrstüble für christliche Logik zu errichten; denn unsere bisherige heidnische läßt dergleichen Schlüsse nicht passiren. Eine bequeme Sache wäre es freilich um solchen Universalbeweis, wenn es nur nicht zugleich die allersinnloseste Sache darum wäre. Sinnlos? Herr R. ist vielmehr „überzeugt, hätte Lessing diese in der Theologie unseres Jahrhunderts immer mehr zur Anerkennung kommende Einsicht gehabt, so wären ihm die Angriffe des Ungenannten, so weit sie die Schrift betrafen, lächerlich, so weit den Herrn und seine Apostel, lästerlich erschienen" (S. 223). Die Einsicht, die Lessing gefehlt, bestimmt Herrn R. diesmal näher als die Erkenntniß, daß das Christenthum ein causales Princip, ein in die Menschheit in den Tagen Jesu gepflanzter Baum sei, der immer noch fortlebe und treibe und aus dessen noch heute reifenden Wunderfrüchten

ſich die Wunder ſeiner erſten Pflanzung erweiſen laſſen. Was Leſſing zu ſolcher Ergänzung ſeiner Einſichten geſagt haben möchte, weiß ich nicht; ich meines Orts kann darin nur einen traurigen Beweis von den rohen materiellen Vorſtellungen unſerer neuen Kirchenmänner ſehen. Offenbar nämlich ſtellen ſie ſich das chriſtliche Erlöſungsprincip, „läſterlich“ und „lächerlich“ zugleich, als eine Art Kuhpockenimpfung vor. Allerdings, wo ich an einem Menſchen Kuhpockenpuſteln ſehe, da kann ich ſicher ſchließen, daß, mag auch auf ihn der Stoff von einem andern Menſchen, auf dieſen wieder von einem andern u. ſ. f. übergetragen ſein, daß doch der erſte Ausgangspunkt dieſes Uebertragungsproceſſes eine wirkliche Kuh geweſen iſt. Die vorfindliche Puſtel wäre hier das in der Gegenwart ſich ereignende angebliche Wunder der Wiedergeburt; die Kuh — nein! wenn das die Weisheit unſerer neueſten Theologie iſt, ſo halte ichs lieber noch mit dem alten Göze: und inſoweit hätte mithin der Verf. an dem Ref. wenigſtens den Zweck ſeines Buchs erreicht.

D. F. Strauß.

Die freie Preſſe in Tirol.

Innsbruck 22. Februar. Die Nr. 46 der Augsburger Allgemeinen Zeitung brachte in einer Correſpondenz aus Wien folgende Stelle: „Es lockt uns ein Lächeln ab, wenn wir in Blättern, denen die Anfeindung des Oeſtreicherthums zur ſüßen Gewohnheit geworden iſt, bei jedem möglichen Anlaß die Beſchuldigung leſen: daß unſere Regierung die öffentliche Meinung fälſche, allen Zeitungen ihre „Söldlingsfedern“ aufdränge, und keine Stimme im Land als eine gouvernentale dulde.“ Wir zweifeln nicht, daß allen Verwarnungen zum Trotz die wiener Preſſe ſich freier ausdrückt als die in Tirol, wo noch Philemon und Baucis den alten Göttern ihre Altäre bauen, und wie auf einer ſeligen Oaſe daſtehen in ihrer Kindeseinfalt. Da wir aber nicht die Anſicht hegen, daß ſich dieſe träumeriſche Idylle bis ins Unendliche fortſpinnen ſoll, und in neueſter Zeit kein Berg zu hoch für den Fortſchritt iſt, ſtimmen wir ganz mit dem Wiener, welcher die Berechtigung auch noch anderer Stimmen anerkennt als jener, die aus den Wolken zu den Menſchenkindern ſprechen. Anders ſcheint es aber von den Unſichtbaren beſchloſſen, die unſere Tannen- und Fichtenhaine hüten. Hier nur ein paar Beiſpiele. Ein Artikel der Botzener Zeitung gegen den höheren Orts ſo huldvoll aufgenommenen Entwurf des tiroler Landesſtatuts wurde abgeſondert an die Vertrauensmänner des verſtärkten ſtändiſchen Ausſchuſſes verſandt. Alsbald forderte man die Redaction auf ſich zu rechtfertigen, wie ſie es wagen dürfte ſolcher Geſtalt gegen den Entwurf zu agitiren, und als ſie jede Verantwortlichkeit von ſich ablehnte,

weil ein Dritter die Abdrücke bestellt und deren Versendung durch die Post selbst besorgt hatte, drang man auf dessen Namhaftmachung. Wie man diesem Schwärmer für die freie Presse wohl das Ungeeignete seines Vorgehens fühlen lassen mag? Wir gestehen gerne zu, daß unsere inländische Presse, die den Märtyrerschein des Liberalismus umnimmt, zu maßlos, kühn, ja fast aufreizend ist, daß unsere Correspondenten in den ausländischen deutschen Journalen jede Gelegenheit vom Zaune brechen unserer Regierung eins zu versetzen; nur ist uns noch nicht klar geworden, warum man um jene zu schulen und diese verstummen zu machen nach Mitteln greift, die dem rechtlichen Standpunkt ferne liegen, der uns von der Wiener Zeitung nach Hübners Abtritt als eine neue werthvolle Errungenschaft gepriesen wurde.

Auffällig dünkt uns überdies noch ferner, daß diese übergesetzliche Strenge nur gegen jene Zeitungen und Scribenten geübt wird, die keinen servilen Hinterhalt ahnen lassen, während jene, die der Regierung vorwerfen, sie sei noch zu wenig reactionär und ultramontan, bei ihren Capucinaden und jesuitischen Prophetenkünsten sich nie ohne Glück auf die Freiheit der Presse berufen, gleichsam als bezeichneten sie das Ziel, das auf das innigste zu wünschen. So ließ zur Zeit, da der Hof in Wien die Schillerfeier als ein Symbol der deutschen Einheit beging, das „Innsbrucker Tageblatt" aus Hinterdux einen Wehruf über den Götzendienst erschallen, womit man den Protestantismus in Tirol einschmuggeln wolle. Auch unsre Zionswächter, die „katholischen Blätter aus Tirol" erhoben ein bitteres Klaglied, daß in der Octave des allerheiligen Festes die Feier des Andenkens an jenen Schiller geduldet werde, der „bekanntlich an die Offenbarung nicht glaubte"; katholische echtgläubige Gemüther könnten sich seiner schon deshalb nicht freuen, „weil sie für sein ewiges Heil besorgt sein müßten." Unsre Jesuiten an der hiesigen Hochschule wagten es zwar nicht, offen gegen den zu seinen Ehren veranstalteten Fackelzug aufzutreten, doch riethen sie den Studenten den schwarzrothgoldenen Schmuck von ihrer Fahne abzunehmen, der ja daran erinnert hätte, daß das Fest ein deutsches sei; den Gymnasialschülern in Botzen wurde von ihren Lehrern, den dortigen Franciskanern, der Besuch der Vorstellung des „Wilhelm Tell" im Theater verboten, und eine hochgestellte Persönlichkeit äußerte unverholen, daß sie in der Schillerfeier nur den verdammlichen Cultus der Creatur oder den Deckmantel revolutionärer Gelüste erblicken könne. Genug, den Organen der Jesuiten in Tirol war es erlaubt das Volk gegen ein Fest aufzuhetzen, dessen „Heiliger" in der Hölle bratet, und der Regierung, die es aus großdeutscher Politik förderte, heimliche Absichten in die Schuhe zu schieben, während in Wien selbst der weltkluge Cardinalerzbischof, ein zweiter Sokrates, dem Arzte der Zeit seinen Hahn opferte, und dem gutmüthigen Volke erlaubt war, acht Tage lang von der Polizei vorerst durchgesehene

deutsche Reden zu hören, und bei Fackelglanz, Gasflammen und Mondschein für den deutschen Dichter und sein deutsches Bewußtsein zu schwärmen. Kurz nachher ließen sich die „katholischen Blätter" über die Ansäßigmachung der Protestanten in Tirol vernehmen. „Die Regierung will, Gott sei Dank! die Wahrheit hören, und die Wahrheit aus dem Volke ohne Mittelpersonen hören", begannen sie, fest überzeugt, daß man das, was sie zur Wahrheit stempeln, stets mit Geduld, Aufmerksamkeit, ja mit einer Art von Zerknirschung hört. Was, fragen sie, wäre die Folge, wenn die Protestanten zum Grundbesitz in Tirol „wirklich" zugelassen würden? „Mißstimmung, Unwille, Kränkung, Schmerz und Erbitterung, um die gelindesten Ausdrücke zu gebrauchen, in der ganzen katholischen Bevölkerung gegen die Regierung selbst, welcher allein die verhaßte Bescherung in jedem Falle, auch wenn die Vertrauensmänner zustimmten, ganz sicher zugeschrieben würde. Beweis dafür ist: die Tiroler haben sich erst dann, aber dann auf Leben und Tod gegen das bairische Regiment erhoben, als dieses Regiment ihren Glauben, ihre Priester und Kirchen, ihre religiösen Uebungen angriff, und nicht eher geruht, als bis die Frevler aus dem Lande gejagt waren, und der alte tirolische Adler wieder über Berg und Thal seine schützenden Fittige ausbreitete, u. s. w. — Werden daher die Protestanten in Tirol zugelassen, auch gegen den in blutigen Thaten ausgesprochenen Willen der Bevölkerung, so zerreißt man dadurch eines der festesten Bande, welche das Tiroler-Herz an Oestreich knüpft. Man kann es dann mit Gewalt zum Gehorsam zwingen, aber Liebe und Anhänglichkeit kann man nimmer erzwingen."

Die Kapuze ist eine zurückgelegte phrygische Mütze; die Verschwisterung beider bewährte sich schon durch Jahrhunderte, und wird von keinem Kundigen geleugnet. So dreist von der Brust weg war es aber unter östreichischer Censur wohl selten einem Journale gestattet die revolutionäre Drohung mit „blutiger That" gegen die Staatsgewalt auszusprechen, ihr den Kampf „auf Leben und Tod" anzukünden. Der Redacteur eines mißliebigen Journals hätte diese Wahrheitsliebe mit ein paar Jahren unfreiwilliger Geistesruhe gebüßt. Die „katholischen Blätter" aber wußten, daß die Regierung derlei Wahrheiten gerne hört. Die Opposition ist eben nur eine scheinbare, sie leistet der Regierung einen Dienst, indem sie im Namen des Volkes die Alleinherrschaft der Jesuiten fordert. „O wie glücklich," seufzt das Jesuitenblatt, „die kindlich fromme Seele, die an der Hand der Kirche den sichern Weg zum Himmel wandelt!"

Neurussische Städte.

1.

Nicolajeff.

Es hielt schwer, noch ein Plätzchen zu finden an Bord der Russalka, der Wassernixe, die allwöchentlich von Odessa nach Nicolajeff schwimmt. Niemals habe ich ein Dampfboot so gedrängt voll Menschen gesehen; bei seiner Kleinheit, der Unzuverlässigkeit seiner Maschine und der geringen Befähigung russischer Localschiffscapitäne hätte man fast bange werden können, wenn die Fahrt nicht gar zu kurz gewesen wäre. Wir liefen aus dem nur für die russischen Schiffe bestimmten Hafen; die imposante Fronte der Stadt lag in ihren gewöhnlichen rothen Staubschleier gehüllt, der auch uns noch anhänglich nachflatterte bis weit hinaus aufs Meer. Die Küste bleibt auf der linken Seite fortwährend in Sicht, ebenso Stunden lang die Stadt. Gegen Mittag taucht nach etwa vierstündiger Fahrt zur Rechten eine lange Erdzunge auf, deren äußerste Spitze von zahllosem wildem Wassergeflügel bevölkert ist. Hier steht die Erdfestung Kinburn, die im Krimkrieg von den Engländern genommen wurde, trotz ihrer 240 Kanonen, von welchen freilich nur 40 montirt waren. Bei Kinburn beginnt der Liman des Dniepr und des Bug, ein träges Brackwasser, gleich einem Landsee von beträchtlicher Breite, wie es alle in das schwarze Meer mündenden Flüsse erzeugen. Jenseits auf dem steil abschüssigen Ufer der linken Seite erhebt sich Oczakow, einst eine bedeutende Festung, 1788 von Potemkin und Suwarow mit furchtbaren Opfern erobert, gegenwärtig geschleift und gänzlich heruntergekommen. Auf ihre Kosten ist das weiterhin auf hohem, zerrissenem Kalkufer gelegene Stanislaw zur Bedeutung gelangt. Hier ankern die nach Cherson bestimmten Schiffe mit Tiefgang, welche in die seichte Dnieprmündung nicht einzulaufen vermögen und ihre Ladung auf Lichterschiffe löschen müssen; dann beginnen zur Rechten weitgedehnte, lichte Eichenwaldungen, sie gehören zu einer der Besitzungen des Barons von Stieglitz in Petersburg. Während wir vorbeifuhren, hatten wir den Anblick eines großartigen Naturschauspiels, ein Heuschreckenzug von mindestens 20 Werst Länge stand über der Halbinsel, das breite Wasser war übersäet mit den Leichen der Insecten, die Schaufeln des Dampfers wurden durch ihre Massen gehemmt. Viele kleinere und größere Fahrzeuge belebten in erfreulicher Weise die spiegelglatte Wasserfläche, Schleppdampfer mit mächtigen Holzflößen im Tau ächzten mühsam vorüber. Plötzlich erhob sich ein wunderbarer Bau mitten aus dem Wasser vor unsern Augen. Es war das Linienschiff Sinope, ein Fahrzeug, das zu 130 Kanonen gebohrt ist, gegenwärtig aber keine einzige trägt und vollständig abgetakelt ist, da Rußland

nach dem Falle von Sebastopol keine Kriegsfahrzeuge mehr im schwarzen Meere haben darf. Der ungeheure Rumpf, neben welchem unser Dampfboot wie ein kleiner Nachen lag, bildet jetzt eine Art Kaserne und ist immer noch mit tausend Händen bemannt. Da wir den Capitän desselben an Bord hatten, so wurden wir mit Musik begrüßt, hoch über uns stand die Equipage in Reihe und Glied, alle Galerien waren besetzt, aus jeder Luke schaute ein Kopf. Als wir weiter fuhren, ward in der Ferne noch ein zweiter solcher Schiffsleichnam sichtbar, noch größer wie die Sinope, für 142 Kanonen eingerichtet, jetzt aber ebenfalls ganz abgetakelt.

Es dauert lange, ehe man gewahr wird, daß man in den Bug eingelaufen ist, der mit trägem Strom in den Liman mündet. Allmälich aber rücken die Ufer zusammen und werden schroffer. Ueberall sieht man Schanzen, Ueberbleibsel des Krimkriegs; das Wasser erscheint wie ein grüner Schlamm, es ist ganz und gar mit Algen angefüllt, wie ein Sargassomeer, welche die Fahrt sehr erschweren. Auf einer Insel mitten im Fluß erhebt sich ein großes aber nicht vollendetes Fort, welches zum Schutze Nicolajeffs in aller Eile errichtet worden war. Die Aussicht ins Land hinein ist wenig erfreulich, überall Steppe ohne Abwechselung. Noch viel minder ist es der Aufenthalt an Bord, die Unordnung ist groß, man weiß kaum wohin man den Fuß setzen soll, endlich erscheint zur Rechten das Ziel: die Stadt Nicolajeff. Die Menge ergießt sich ans Land und Jedermann sorgt für sein weiteres Fortkommen.

Nicolajeff liegt auf einer Halbinsel, die vom Zusammenfluß des Bug mit dem Ingul gebildet wird. Die Anlage der Stadt datirt erst vom Jahre 1789, ihre Bedeutung aber vom Czar Nicolaus her, dem mehr als drei Viertheile derselben ihre Entstehung verdanken. Ursprünglich nur mit Rücksicht auf den Flußverkehr gegründet, hob Nicolajeff sich nach und nach zum Woolwich und Toulon, zum Sitze der Admiralität des schwarzen Meeres. Man sieht es der Stadt auf den ersten Augenblick an, daß sie ein künstliches Gewächs ist. Solche breite, endlos lange, schnurgrade Straßen, solche regelmäßig im rechten Winkel abgezirkelte Quartiere, solche ermüdende Uebereinstimmung der Bauart besitzen nur die Allerhöchst befohlenen Städte, deren wir auch in Deutschland einige aufzuweisen haben. Der Umfang Nicolajeffs ist außerordentlich groß, von einem Ende der Stadt bis zum andern hat man sieben Werst zurückzulegen. Meine Troika, mit prächtigen Tatarenkleppern bespannt, flog munter dahin; dennoch brauchte ich eine halbe Stunde bis zum Hotel St. Petersburg, dem ersten Gasthof der Stadt. Aber das will nicht viel sagen; selbst bescheidenen Ansprüchen wird, namentlich in Bezug auf Reinlichkeit, in südrussischen Hotels wenig Rechnung getragen. In den meisten derselben hat man deutsche Kellner; es scheint aber als habe man sich die

schmutzigsten und ungehobeltesten ausgelesen. Der, dem ich mich im Hotel als Landsmann präsentirte, gähnte mir erst zwei- oder dreimal ins Gesicht, dann fragte er gemüthlich: „Was wollen Sie denn? Vielleicht ein Schnäpschen?“ Er schien es lange nicht begreifen zu können, daß man am hellen lichten Tage ein Zimmer verlange. Später fand ich, daß die Herren Reisenden sich die Sache öfters bequemer machen und ohne Weiteres auf den schmählich eingedrückten Divans des Speisesaals campiren. Uebrigens bekam ich doch mein Zimmer und noch dazu, allerdings auf meinen dringenden Wunsch, und wahrscheinlich auf gütige Verwendung des Herrn Landsmanns, auch ein frisches Betttuch, zu weiterem Luxus wollte sich jedoch der Majordomus nicht verstehn. Kaum war ich im Begriff, mich häuslich einzurichten, so pochte es schon an meiner Thüre, einige merkwürdig aussehende Herren traten ein, überreichten mir einen Zettel und radebrechten ein so furchtbares Französisch, daß ich sofort zu dem Schluß kam, sie müßten Engländer sein. Dies bewährte sich jedoch nicht, denn es waren Amerikaner, Taucher aus Sebastopol, von der bekannten Gesellschaft, welche die versenkten Schiffe im Hafen hervorholen will. Um den schlechten Geschäften, die sie dort machten, ein wenig zu Hilfe zu kommen, gaben sie Vorstellungen in der höheren Wasserspringerkunst, schienen aber dabei ebenfalls nicht viel mehr zu fischen, wie in Sebastopol. Froh, an mir einen Mann des Verständnisses gefunden zu haben, überreichten sie mir ein Gratis-Billet und versprachen treuherzig, mir ihre ganze freie Zeit widmen zu wollen, wobei sie mit Begeisterung den kalten Grog als ein naturgemäßes Heilmittel gegen die verderbliche Witterung empfahlen.

Glücklicherweise ward ich aber solchen vielversprechenden Aussichten bald entrückt. Ich besaß eine Empfehlung an einen Fregattencapitän, nach dessen Wohnung ich alsbald fuhr. Ich fand bei demselben eine äußerst freundliche Aufnahme und die ganze liebenswürdige Familie ließ mich durchaus nicht mehr in das Hotel zurückkehren, sondern setzte sich sofort mit freundlicher Gewaltthätigkeit in den Besitz meiner Effecten und räumte mir ein Zimmer in ihrem Hause ein. Der Capitän war einer der Hunderte von entlassenen Seeoffizieren, die jetzt, großentheils in Nicolajeff, theilweise auch in andern südlichen Städten einer sehr gezwungenen Muße pflegen. Sie sind entlassen worden, ohne den geringsten Sold, ohne irgend eine Vergütung, blos mit der Aussicht auf eine dermaleinstige Wiederanstellung. Wer von ihnen kein Vermögen besitzt, und dies ist bei der Mehrzahl der Fall, der befindet sich in einer beklagenswerthen Lage. Viele von diesen Männern haben sich zur Arbeit bequemen müssen, sind Schreiber geworden oder schätzen sich glücklich, auf einem Gute als Prikaschtschik angestellt zu werden; denn zu einem Oeconomiebeamten bedarf es in Rußland durchaus keiner Kenntniß der Oeconomie. Auch mein Capitän, der zwar nicht vermögenslos, aber mit einem Häuflein

wackerer Jungen gesegnet war, steuerte auf einen solchen Posten los, wie mir seine liebenswürdige Frau im besten Französisch erzählte. Mit ihm selber gestaltete sich die Unterhaltung äußerst einsilbig, er verstand kein Wort einer fremden Sprache und ich sehr wenig Russisch. Ein leidenschaftlicher Raucher, verfertigte er den ganzen Tag für mich Papyros und weihte mich in das Geheimniß der wohlfeilsten Cigarrenröhren ein, die aus einem Stück Schilfrohr bestehen und hier sehr im Gebrauch sind. Der gute Mann hatte einen unbegreiflichen Fehler: er konnte keinen Wein trinken; wie es schien der Ausgleichung halber war er einem kräftigen Schnapse, auch mehreren, durchaus nicht abhold, und eine seiner Lieblingsbeschäftigungen bestand in der Zusammenstellung derartiger Mixturen aus allen möglichen Kräutern, Früchten und Gewürzen. Ich sehe ihn noch mir gegenüber sitzen, mit dem apfelrunden, rothen, glänzenden Gesicht, das ein furchtbarer, blonder Schnurrbart in zwei völlig gleiche Theile schied, wie er mit einem schlauen Lächeln der wasserblauen Augen das Gläschen emporhob, mit unnachahmlicher Geschicklichkeit dessen Inhalt hinabwarf, es dann wieder füllte und mir hinreichte mit dem unausbleiblichen Empfehlungswort: „Karascho!" — „Karascho," antwortete ich ihm, und so ging das Gläslein, oder wenn man will, das Glas, recht häufig hin und her. Damals ward die deutsche Standhaftigkeit auf eine schwere Probe gesetzt; es ist in der Fremde gut, wenn man etwas gelernt hat.

Durch einen Gastfreund ward es mir ermöglicht, in Nicolajeff vieles zu sehen, was dem Fremden sonst nicht gezeigt wird. Unser erster Gang führte nach der Artillerieschule. Sie ist ein prächtiges Gebäude auf einem freien Platze, gerade in der Spitze der Halbinsel, sodaß man von hier aus den besten Ueberblick über die Lage hat. Der Ingul, der an dieser Stelle in den Bug mündet, ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber hier von solcher Tiefe, daß er Linienschiffe aufnehmen kann. Die Kunst hat das Ihrige dazu gethan, aus ihm einen Hafen für die Marine zu machen; der Handelshafen der Stadt befindet sich jenseits im Bug. Aufwärts am Ingul hin führt die hübsche gutgehaltene Promenade, in deren Mitte das ziemlich einfache Palais des Gouverneurs steht, wo Kaiser Nicolaus oft gewohnt hat. Auf der ganzen Länge des Spazierganges begleiten uns zur Linken über dem Flußufer unermeßliche Reihen von Bomben und Kugeln jeder Art in Haufen geschichtet, Mörser, Kanonen, sämmtlich aus Gußeisen; mannshoch wächst das Gras und Unkraut zwischen ihnen empor, aus dem Zündloch einer furchbaren Haubitze war ein Waizenhalm mit mehreren Aehren aufgeschossen, ein rechtes Sinnbild des Friedens. Es hätte geraume Zeit bedurft, die Röhre, die hier lagen, zu zählen, und doch waren noch weit mehr davon in den Arsenalen selbst aufgehäuft. Ich kenne die englischen und die französischen Seekriegswerkstätten, trotzdem hat mir diese russische imponirt; sie erschien mir bedeutender, wie die-

jenige von Kronstadt und St. Petersburg. Freilich ruht jetzt alles, was früher arbeitete. In der kolossalen Ankerschmiede ist nur die kleinste Dampfmaschine im Gang für Reparaturen, nebenbei wird etwas Eisengießerei, meist für fremde Rechnung, betrieben. Die gewaltigen Werkzeugmaschinen aus den besten englischen Fabriken stehen still und würden einrosten, wenn sich nicht von Zeit zu Zeit einige schläfrige Soldaten daran herumrieben. Die Werkstätten, die Vorrathshäuser, die Docks mit ihren ungeheuren Krahnen, die massenhaft aufgeschichteten Bauhölzer, alles das sieht jetzt so todt, verschossen, verkommen aus, als sei es schon seit vielen langen Jahren unthätig sich selber überlassen. Statt der 22,000 Arbeiter, welche früher hier beschäftigt wurden, sind jetzt höchstens noch tausend, theils zur Wache und Aufsicht, theils in wirklicher Thätigkeit, in den Arsenalen. Die Mehrzahl der andern wohnt immer noch in Nicolajeff, und zwar in dem besondern Quartiere der Soldatenstadt, wo sie in Häusern der Krone angesiedelt sind, aber außer der Wohnung fast gar nichts haben, um ihr Leben zu fristen. Man mag eine politische Ansicht theilen, welche man will, Anhänger der Friedensfreunde sein oder nicht, diese Erstorbenheit, dieses plötzliche Stocken eines wohlgeregelten, großartigen Mechanismus thut einem weh, und man bedauert die hier nutzlos schlummernden Geld- und Arbeitskräfte. Ein paar kleine bewaffnete Dampfer, augenscheinlich mehr zu Lustfahrten, wie zu ernsten Zwecken gebaut, und einige Wachtschiffe waren der ganze Rest der Marine im Hafen. Auf dem großen Werfte, welches am Bug erbaut ist, lag eine ziemliche Anzahl von Schiffsgerippen, darunter drei große Fregatten, nebeneinander, unvollendet, unberührt da; ihr Holz beginnt schon zu verwittern, in einigen Jahren werden sie vollkommen unbrauchbare Ruinen sein. Es braucht kaum gesagt zu werden, von welchem Einfluß dieser Zustand auf das Wohl der Stadt und einer großen Anzahl ihrer Bewohner ist; sie gehen, wenn nicht Hilfe kommt, mit schnellen Schritten ihrem Untergang entgegen, sehen wenigstens in eine trübe Zukunft. Viele Leute, die sich sonst in dem rührigen Nicolajeff gefielen oder darin ihren Unterhalt fanden, haben sich weggezogen. Selten erblickt man einen Menschen in den breiten Straßen; die einstöckigen Häuser, deren Mehrzahl übrigens Eigenthum der Krone ist, sind vielfach verwahrlost, viele stehen leer, die Stadt ist eine wurzelkranke Treibhauspflanze.

Lebhafter geht es vor der berühmten Wasserquelle zu, in der Nähe des Kronwerftes, der Bugbrücke und der Landung gegenüber. Gute Quellen sind im Süden immer Gegenstand der Verehrung und des Stolzes der Anwohner, die von Nicolajeff ist die größte Wohlthat für die Stadt, obgleich sie von deren Centrum sehr weit entfernt ist. Es gibt zwar Ziehbrunnen und Cisternen, allein zum hauptsächlichen Gebrauch wird das Quellenwasser vorgezogen. Daher ist das Bassin stets von Hunderten von Karren und Tonnen umringt,

die, theils mit Pferden, theils mit Ochsen bespannt, geduldig in der Reihe warten, bis sie zur Ladung kommen. Da hier zugleich der Landungsplatz der Dampfschiffe und der Handelsfahrzeuge ist, ebenso der ganze Verkehr aus dem Innern hier vorüber muß, so wogt an dieser Stelle ein unaufhörlich reges Leben.

Eine Merkwürdigkeit Nicolajeffs ist die Brücke über den Bug, welcher hier von außerordentlicher Breite ist. Früher geschah der Uebergang mittelst einer Fähre; die großen Truppenzüge und der Transport von Kriegsmaterial, welche während des Krimkrieges hier passiren mußten, auf der Hauptstraße in die taurische Halbinsel, machten die Anlage einer Brücke nothwendig. Der geniale General Tottleben construirte und vollendete dieselbe innerhalb zwanzig Tagen; es ist eine sogenannte Klotzbrücke, nach Art der Schiffbrücken. Die Stelle der Pontons vertreten mächtige Baumstämme, die dicht nebeneinander in der Richtung der Strömung liegen und mittelst Klammern verbunden sind, auf ihnen ruht eine zweite Lage von geringerem Durchmesser der Länge nach und trägt einen Boden aus starken Fichtenbohlen. Die letzteren werden durch schwache auf den Enden liegende Riegel, welche mit Stricken oder gedrehten Weiden verbunden sind, in ihrer Lage gehalten. Leider habe ich Gelegenheit gehabt, die Construction dieser Brücke genauer kennen zu lernen, als mir lieb war. Ich begleitete eines Tags einen werthen Freund auf dessen Besitzung in den Steppen am oberen Ingul. Eine Karawane von vierzig Ochsenwagen, welche Getreide nach Odessa geschafft hatten, war beladen mit Lebensbedürfnissen, Geräthen und Maschinen, darunter eine große Locomobile von 80 Ctr. Schwere, schon mehrere Tage voraus gesandt worden. Wir holten sie auf dem Plateau kurz vor der Stadt Nicolajeff ein und eilten voraus, um zu ermitteln, ob die Bugbrücke im Stande sei, die gewaltige Last sicher zu tragen. Da Erkundigungen aus bester Quelle bestätigten, die Brücke habe durch die schwersten Geschütze nicht gelitten, so sahen wir auch dem Uebergang der Locomobile mit Zuversicht entgegen. Im Anfang ging auch Alles ziemlich gut, allein je weiter die schwere Last sich vom Ufer entfernte, um so gefährlicher fing das schwimmende Werk an zu schwanken und zu wogen; die Bohlenbekleidung stauete sich dachförmig zusammen, es war zum Erschrecken. Dennoch schritten die wackeren Gespanne beharrlich voran auf der beweglichen Straße, während ihre Führer beteten und sich unaufhörlich bekreuzten. Plötzlich geschah ein lauter Krach, der Hinterwagen lag im Wasser. Die Knebel waren gesprengt, die Bohlen der Brücke hatten sich auf einen Haufen zusammengeschoben und der Wagen mit seiner ungeheueren Last war in die Zwischenräume der obersten, die Stromrichtung kreuzenden Stämme gefallen. Sofort wurde alles Mögliche versucht, um dem drohenden Uebel zu entkommen — der Bug ist hier sehr tief, und die kostbare Locomobile wäre, wenn sie in

den Strom gestürzt, auf ewig verloren gewesen — allein trotz dem Ansatz von Hebebäumen, trotz der übermenschlichen Anstrengung der Leute und dem stets willigen Anziehen der Ochsen vermehrte sich die Gefahr mit jedem Augenblick. Der Wagen hatte sich auf die linke Seite geneigt, ein Hinterrad schwebte schon halb in der Luft, der Druck des großen Gewichts senkte zugleich die Brücke so tief unter das Niveau des Stromes, daß das Wasser über die Leiterbäume fluthete und die Thiere bis zum Bauche darin standen. Gleichzeitig erhob sich noch ein heftiger Wind, unsere Lage war eine entsetzliche. Inzwischen waren Boten nach der Stadt geeilt und es kam der Ingenieur der Brücke mit 60 Mann zu Hülfe. Allein auch diese vermochten nichts auszurichten. Trotzdem die Leute wie Besessene schrieen und bis zum Gürtel im Wasser standen, war dem scheinbar Unvermeidlichen nicht zu entgehen. Glücklicherweise hielt auf dem Ufer hinter uns eine lange Reihe von Ochsenwagen, wegen der eingetretenen Sperrung der Brücke. Da unsere eigenen Gespanne schon alle voraus am jenseitigen, viel entfernteren Ufer waren, und die offene Schlucht im Strom, worin der Wagen lag, für sie nicht mehr zu passiren war, so konnten sie uns nichts nützen, denn derselbe war offenbar nur zu retten, wenn er verkehrt, von hinten angepackt und herausgezogen werden konnte. Der Gutsbesitzer eilte zurück und requirirte 18 Paar Ochsen halb mit Gewalt, trotz des Widerstrebens ihrer Führer, die sich jedoch als Leibeigene dem Machtgebot des Edelmanns nicht zu entziehen wagten. Ein ungeheures Tau ward aus dem Arsenal herbeigeschafft, um den Hinterwagen festgeschlungen und an dasselbe die 36 Ochsen gehängt. Endlich war Alles fertig. Ein paarmal zogen die guten Thiere vergeblich an, zuletzt aber unter furchtbarem Geschrei rissen sie mit gewaltigem Ruck glücklich die Last aus ihrer verhängnißvollen Gruft. Die Brücke wurde darauf eiligst wiederhergestellt und auf Zureden des Ingenieurs der Uebergang zum zweitenmal versucht. Jetzt waren 12 Paar Ochsen angelegt, neben jedem Thier ein Mann zum Anfeuern, denn im Galopp mußte es über die schwimmende Straße gehen, damit die Last gar nicht Zeit gewänne, auf einen Punkt besonders zu drücken. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln brachen wir noch dreimal ein, aber nicht wieder so gefährlich wie das erste Mal und jedesmal rissen die Gespanne den Wagen glücklich heraus. Die Geschichte spielte ununterbrochen von Vormittags 9 bis Abends 7 Uhr; die Flüche, die an diesem Tag auf uns herabregneten, kann man sich denken, denn auf jeder Stromseite hielten die ganze lange Zeit hindurch Hunderte von Wagen, welchen durch unsern Unfall die Passage versperrt war.

Wenn man über die Brücke kommt, so befindet sich rechts der Stadtgarten, eine schattige Anlage, deren Werth man in diesem Lande des glühenden Sonnenbrandes recht würdigen lernt und gern den Maaßstaab heimath-

licher Schöpfungen dieser Art daran zu legen vergißt. Auch manche hübsche Privatgärten finden sich im Rayon der Stadt. Die Gewerbthätigkeit und der Handel derselben sind verhältnißmäßig sehr unbedeutend; Nicolajeff ist eine reine Beamten- und Militärstadt. Die Zahl ihrer Einwohner mit Ausnahme der Arsenalarbeiter und der Truppen beträgt ungefähr 25,000 Seelen, es gab eine Zeit, wo ihre Bevölkerung 120,000 zählte.

Die Spuren und Reliquien des Krimkrieges werden dem Land auf lange Zeit bleiben. Da man damals nicht anders erwartete, als daß die Alliirten über die Landenge von Perekop dringen und einen Angriff vom Lande, gleichzeitig wie zu Wasser versuchen würden, so wurde unter General Tottlebens Leitung die ganze Ostseite der Stadt in einem mächtigen Bogen vom Ingul bis zum Bug mit Befestigungen versehen. Die Schnelligkeit, mit welcher dieselben aus der Erde wuchsen, war fabelhaft, allein es wurden auch alle Kräfte angestrengt. Weiber und Kinder, Mädchen und Greise standen in den Gräben und halfen Schanzen aufwerfen, weniger aus Zwang, wie aus eigenem Antrieb; denn es galt ja einem heiligen Krieg, der Sache der Rechtgläubigen gegen die Ungläubigen. Es waren solche Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß das ungeheuere, hier aufgehäufte Kriegsmaterial schwerlich in die Hände des Feindes gefallen wäre. Mitschleppen hätte er es doch nicht gekonnt und der Pariser Frieden hat fast dieselbe Wirkung gehabt, wie eine thatsächliche Vernichtung; es liegt todt und nutzlos begraben. Eine russische Flotte existirt nicht mehr im schwarzen Meere und Nicolajeff hat seine Bedeutung verloren. Selbst wenn in späteren Zeiten, wie kaum zu bezweifeln ist, eine Aenderung der politischen Lage eintreten, und Rußland wieder die unbeschränkte Herrschaft im schwarzen Meere gewinnen sollte, wozu es bei der jährlich wachsenden Zahl der Schraubendampfer der vom Staat unterstützten russischen Gesellschaft keiner besonders großen Vorbereitungen bedürfte, steht es doch sehr in Frage, ob Nicolajeff wieder zum Sitz der Admiralität und zum Depot der Kriegsvorräthe erkoren werden würde.

Die diplomatische Komödie.

Da die Komödie, die mit dem Vertrag von Villafranca begann, sich eilig dem Ende nähert, ist es zweckmäßig, auf die Hauptpointen derselben aufmerksam zu machen — mit Vorbehalt weiterer Enthüllungen. — Zuerst einen Rückblick auf das vergangene Jahr, in Bezug auf die Savoyer Angelegenheit.

1. Juli 1859: Capitän Harris, britischer Bevollmächtigter in der Schweiz, wird darauf aufmerksam gemacht, Frankreich wolle Savoyen und

Nizza nehmen. Auf Befragen erklärt Walewski dem Lord Cowley, 4. Juli, eine solche Idee sei allerdings erwogen, sagt aber nichts Näheres. In Folge einer Warnung von Seiten Lord Russells vom 5. Juli erklärt er, 8. Juli, die Idee sei definitiv aufgegeben. So berichtet wenigstens Lord Cowley in der officiellen Depesche; in einem vertraulichen Schreiben an Lord Russell fügt er hinzu: diese Erklärung sei nur für den Fall gegeben, daß der Vertrag von Villafranca wirklich ausgeführt werde: sollte dagegen Sardinien erheblich vergrößert werden, so müsse Frankreich sich an Savoyen und Nizza entschädigen. — Dieses Privatschreiben wird vertuscht, bis der Inhalt desselben 5. Febr. 1860 durch Walewski dem britischen Gesandten in Erinnerung kommt.

Den 12. Nov. machen die Schweizer wieder darauf aufmerksam, Savoyen sei nicht aufgegeben; für den Fall der Abtretung behalten sie sich die neutralisirten Districte vor. Eine Denkschrift an die Höfe verschickt: Oestreich und Schweden lebhaft dafür; auch Lord Russell, 9. Jan. 1860. — Den 26. Nov. 1859 hatte der Letztere, indem er die Einverleibung sämmtlicher insurgirten Provinzen als den zweckmäßigsten Ausgang festhielt, doch den Mittelweg vorgeschlagen: Parma mit Massa-Carrara an Sardinien, Toskana, durch Modena vergrößert, für sich.

Mittlerweile erfolgt der Umschwung der kaiserlichen Politik. Depesche Russells, 15. Jan. mit den bekannten vier Vorschlägen, von denen der letzte, Einverleibung in Sardinien, falls eine nochmalige Abstimmung dafür ausfalle. 27. Jan. erwidert Thouvenel, der neue Minister, der Kaiser persönlich erachte es für billig und praktisch, die Nationalversammlungen über die zukünftigen Schicksale Mittelitaliens zu befragen, er halte sich aber in seiner Ehre für verpflichtet, zuerst sich mit Oestreich auseinander zu setzen. — Die bekannte Depesche an Oestreich, 31. Jan.: es möge sich mit stillem Murren begnügen; die vertriebenen Fürsten würden wol nicht zurückkehren können; über das sonstige Arrangement nichts. Antwort Rechbergs, 17. Febr., voll stiller Würde und Resignation, fast devot gegen Frankreich, grimmig gegen Sardinien. Nach England wird von östreichischer Seite gemeldet, 30. Jan., Oestreich gedenke, sich nicht mit den Waffen in die mittelitalienischen Angelegenheiten einzumischen.

Wie ist es mit Savoyen? Thouvenel weiß den 27. Jan. darüber nichts, Cavour den 3. Febr. auch nichts. Endlich den 4. Febr. ist Thouvenel in der Lage, Bescheid zu geben; er eröffnet zwei Eventualitäten: 1) selbstständiges mittelitalienisches Königreich, Savoyen und Nizza wird nicht annectirt; 2) Einverleibung Mittelitaliens in Piemont (von einer Ausnahme Toscanas ist nichts gesagt); Savoyen und Nizza an Frankreich; über die neutralisirten Districte Verständigung mit der Schweiz.

Die verschiedenen Warnungsbriefe Russells aufzuzählen, ist nicht der Mühe

werth: am interessantesten ist der vom 6. Febr. an Sir James Hudson: die Abtretung Savoyens wäre ein Fleck auf dem Wappenschild des erlauchten Hauses! Der letzte Warnbrief nach Paris geht den 13. Febr. ab.

Den 10. Febr. entdeckt Sir James Hudson, die eroberungssüchtige Schweiz sei nicht unwesentlich mit schuld an den Eroberungsgelüsten des Kaiser Napoleon! Cavour weiß noch immer von nichts.

Nun geht etwas vor, das noch unbekannt ist.

Darauf 24. Febr. Ultimatum Thouvenels an Cavour: Parma und Modena sollen an Sardinien fallen, die Romagna als päpstliches Lehn; Toskana bildet einen Staat für sich (nach mündlicher Erklärung wird die Candidatur eines piemontesischen Prinzen nicht gestattet); Savoyen und Nizza an Frankreich. Gründe: Durch Einverleibung Toskanas falle das Königreich der propagandistischen Partei anheim, und bedrohe Venedig, die Marken und Neapel. Geht Sardinien auf alles das ein, so garantirt ihm Frankreich die Ausschließung jeder Intervention. — Wo nicht, möge es für sich selbst sorgen.

An demselben Tage Depesche nach London: Frankreich sei im Princip entschieden für die Anwendung des allgemeinen Stimmrechts auf Mittelitalien; da nun aber England, so wie Farini und Ricasoli dagegen seien, so u. s. w.

Den Tag vorher mündliche Erklärung Thouvenels an Lord Cowley: daß, mögen die (4 englischen?) Vorschläge angenommen oder abgelehnt werden, durch sie die kaiserliche Regierung in den Stand gesetzt sei, sich der östreichischen Regierung gegenüber auf loyale ehrenvolle Art von Engagements frei zu machen, deren Erfüllung unmöglich geworden.

29. Febr. — Cavour, der am 20. Febr. in einem Circularschreiben gegen die östreichischen Bedrückungen in Venetien protestirt, gibt Farini und Ricasoli die Weisung, eine neue Abstimmung nach allgemeinem Stimmrecht zu veranlassen; jedes Individuum über 21 Jahr soll erklären: ob Anschluß an Sardinien? ob eigner Staat? — Die königliche Regierung erklärt von vornherein, das Resultat der Abstimmung anzunehmen. — Demnach wird, 2. März, die Abstimmung von Farini und Ricasoli auf den 11. und 12. März angeordnet; natürlich ganz frei. (Den 6. März große Verhaftungen in Neapel.)

1. März. — Cavour meldet seinen Entschluß nach Paris, mit tiefstem Bedauern; der König könne nicht mehr zurück. Den 2. März spricht er sich über Savoyen und Nizza aus; der König wolle natürlich nichts abtreten, aber da die Lage jener Provinzen wirklich eine andere geworden sei, so wäre es ungerecht, das allgemeine Stimmrecht, den Rechtsboden, mit dem die neue Ordnung der Dinge steht und fällt, nicht auch auf diese Provinzen anzuwenden.

Die französische Thronrede ist vom 1. März. Arese, der außerordentliche

Gesandte nach Paris, kehrt den 5. März zurück; an demselben Tage erklärt Marschall Vaillant dem Gouverneur von Mailand, die französischen Truppen würden sofort die Lombardei verlassen, wenn Toskana einverleibt würde.

Im englischen Parlament donnert der Adel gegen die Uebergriffe des Bonapartismus, das Vorspiel zu einer Eroberung Belgiens und der Rheinlande: Manners 2. März, Fitzgerald 5. März, Ellenborough 6. März. Russell spricht stets einige mehr oder minder passende Worte; Palmerston schweigt wie Herr von Schleinitz; der Quäker Bright dagegen ruft regelmäßig, zum Aerger des Adels, mit kaufmännischer Behaglichkeit: ihr werdet doch nicht Geld dafür ausgeben wollen, was für Fahnen man auf dem Montblanc aufpflanzt! — Die Times, moralisch sehr über Napoleon entrüstet, steckt im Voraus jeden Minister, der so eine Idee haben sollte, ins Irrenhaus, das Parlament verwirft das im Sinn des Adels gehaltene Amendement Horsman mit 282 : 56 Stimmen, und votirt die Dankadresse für den Handelsvertrag, d. h. für das französische Bündniß.

Welches ist nun das „Sprichwort", das dieser Comödie zu Grunde liegt? — Welcher von den Betheiligten lügt am dreistesten? Wer wird am riesenhaftesten belogen? Und wer soll die Kosten tragen?

Vielleicht geben die nächsten Tage Antwort — auf alle Fälle aber: es ist eine tolle Welt, in der wir leben; und es ist nichts so unglaublich, als was wirklich ist. † †

Aesthetische Streifzüge.

4.

Trotz der großen und wahrhaft schöpferischen Kräfte, die unsere Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelt, trotz ihres angestrengten Kampfes gegen den Einfluß des Auslandes, durch welchen früher alle Ursprünglichkeit erstickt wurde, hat sie sich demselben nicht ganz entziehen können, und es ist namentlich die leichtere populäre Literatur der Engländer und Franzosen, die unsern einheimischen Erzeugnissen Concurrenz macht. Den Nachtheil dieses Einflusses wird Niemand in Abrede stellen können, aber er hat auch seine guten Folgen gehabt. Unsere Poesie hatte selbst in der besten Zeit die Neigung zum Fragmentarischen, und dieses führt, wenn das bloße Talent in die Fußstapfen des souveränen Genies tritt, nothwendig zum Unkünstlerischen. Psychologische Probleme, deren Lösung der Dichter blos errathen ließ, oder deren Hautgout grade darin bestand, daß sie unlösbar waren, Erzählungen, deren innerer Zusammenhang sich dem natürlichen Verstand entzog, Theater-

stücke ohne Anfang, Mitte und Ende, philosophische Systeme, in denen die Worte aus der deutschen Sprache in einem ganz andern Sinn genommen wurden als der Sprachgebrauch verlangt, und deren Fortschritt nur dadurch vermittelt wurde, daß man den esoterischen Sinn alle Augenblicke an Stelle des exoterischen setzte und umgekehrt: — das waren die Unarten, die über ein Menschenalter hindurch unsere Literatur charakterisirten und von deren Mitschuld unsere Heroen nicht frei zu sprechen sind. Für diese Fehler ist die Literatur der Franzosen ein sehr zweckmäßiges Correctiv, denn mit sehr wenig Ausnahmen erzählen sie nicht anders als so, daß man weiß was wirklich vorgefallen ist; sie schreiben ihre Dramen mit Rücksicht auf die Aufführung, also mit Anfang, Mitte und Schluß; sie bedienen sich in ihrer Philosophie der durch die Grammatik festgesetzten Sprachregeln, und wenn sie leichtsinnig und oberflächlich motiviren, so bleibt man wenigstens über die Absichten nicht in Zweifel, die der Dichter gehabt hat.

Nach einer andern Seite hin waren uns die englischen Romane nützlich. Die geistreiche Gesellschaft hatte sich in unsern guten Tagen so von den gewöhnlichen Menschenkindern isolirt, daß sie leicht den Boden unter ihren Füßen verlor und daß ihr Idealismus wie eine Flucht aus der Wirklichkeit aussah. Im Gedicht kann die Trennung von den Dingen dieser Welt sehr reizend wirken; im Roman dagegen, der sich bei seiner ausführlichen und breiten Darstellung wenigstens den Schein einer realen Welt erfinden muß, führt der Idealismus nicht selten zum Gegentheil dessen was er beabsichtigt. Denn da er nur auf den Geist der betreffenden Personen Rücksicht nimmt, und den Geist hauptsächlich in Urtheilen über ästhetische, religiöse und ähnliche Dinge sucht, so wird er leicht verführt, sich auf den Kreis derjenigen zu beschränken, die aus diesem Geist Profession machen, d. h. auf den Kreis der Künstler und Literaten, und auf diese Weise Ausnahme-Zustände typisch zu behandeln. Die Engländer haben zu allen Zeiten einen größern Sinn für die Realität gehabt, und von dem unsterblichen Pfarrer von Wakefield, von Tom Jones und Peregrine Pickle herab bis auf unsere Tage trifft man in ihren Romanen nur Figuren an, die neben dem Geist auch noch andere Eigenschaften haben, die sich über „Shakespeare, den Geschmack und musikalische Gläser" nur in ihren Nebenstunden unterhalten, und die nicht blos urtheilen, sondern auch leben.

Dies sind die Gründe, warum in neuerer Zeit, im Durchschnitt genommen, der englische und französische Roman mehr Eingang gefunden hat, als der deutsche. In den letzten Jahren ist gegen die alte Weise zu schaffen bei uns eine sehr erfreuliche Reaction eingetreten; man bemüht sich deutlich und zusammenhängend zu erzählen und sich durch ernste Beobachtung des wirklichen Lebens auf die poetischen Erfindungen vorzubereiten. Da unsere Kraft noch

keineswegs gebrochen ist, so können wir hoffen, allmälig die Vorzüge unserer beiden Nachbarn zu vereinigen und beide zu übertreffen.

In früherer Zeit beschränkte sich das Publicum wenigstens in Bezug auf die englische Literatur fast ganz auf Uebersetzungen; seitdem hat sich die Kenntniß der Sprache so bei uns verbreitet, daß wir gern aus der Quelle schöpfen. Nicht wenig hat dazu die Tauchnitz'sche Sammlung beigetragen, von welcher soeben der 500ste Band ausgegeben ist. Da die Sammlung im Ganzen mit sehr richtiger Einsicht geleitet wird und sich ernsthaft bemüht, wenigstens von der leichteren englischen Literatur nur das Beste zu bringen, so können wir diesen Erfolg mit Freude begrüßen. Doch wiederholen wir noch einmal den Wunsch, daß der Herausgeber größere Rücksichten auf die Geschichtschreiber und namentlich die Essayisten nehmen möge. In den englischen Monats- und Vierteljahrsschriften verzettelten sich sehr häufig unter dem bescheidenen Titel „Versuche" Abhandlungen vom ersten Range, die auch in Deutschland großes Interesse erregen würden, wenn man sie zugänglicher machte. In unserer Sammlung sind nur die Versuche von Macaulay und die Vorlesungen von Thackeray; bei einer aufmerksamen Durchmusterung der englischen Journale würde man aber zahlreiche Abhandlungen von gleichem Werth antreffen. — Der genannte Band enthält eine Blumenlese aus 5 Jahrhunderten, vom 14.—18.: Wycliffe, Chaucer, Spenser, Ben Jonson, Locke u. s. w., vortrefflich ausgestattet und gewissermaßen als ein Feiertags-Intermezzo zu betrachten. Wir halten uns an zwei andere Lieferungen, an die neuen Romane von Dickens und Thackeray, die beide fertig vorliegen, der erste in zwei, der andere in vier Bänden. So groß die Zahl der mehr oder minder anerkennenswerthen Talente sind, die in diesem Fach arbeiten, so bleiben diese beiden Dichter doch immer die Führer und vertreten zugleich am vollständigsten die beiden Richtungen, in welche die englische Literatur sich theilt.

Was den Werth der beiden neuen Werke im Verhältniß zu den frühern betrifft, so freut es uns zu sagen, daß Dickens' Tales of two cities gegen Little Dorrit sehr vortheilhaft abstechen. Nicht als könnten wir sie unbedingt loben; im Gegentheil enthalten sie alle Fehler, die man sonst bei Dickens findet, im gesteigerten Maß, und von den gemüthlichen Bildern, die uns bei diesem Dichter doch immer das Liebste sind, bei denen das Herz warm und frei wird, zeigt sich in diesem wilden Nachtstück keine Spur; aber während bei Little Dorrit schwer zu sagen wäre, was man etwa darin loben könnte, zeigt sich in diesen Erzählungen in den Gemälden des Hasses, der Furcht und des Schreckens die alte Kraft; die Sinne des Geistes, wenn man diesen Ausdruck gestatten will, werden noch ebenso gewaltsam erregt, als in seinen besten Werken, und was man sonst bei ihm leicht vermißt, diesmal ist der Zweck, den er

ſich ſetzt, der Gewaltſamkeit der Mittel angemeſſen, und er zeigt wenigſtens eine Ahnung davon, wie das Problem zu löſen wäre. Freilich beſitzt er zu wenig Ruhe und Ordnung des Geiſtes, die Sinnlichkeit überwiegt zu ſehr den Gedanken, mit andern Worten, das Mittel verwandelt ſich zu oft in Zweck, als daß es ihm gelungen wäre, die Löſung befriedigend zu geben.

Der Zweck iſt, die große franzöſiſche Revolution in ihren wildeſten Geſtalten genetiſch begreiflich zu machen. Dickens führt uns in die entſetzlichen Zeiten der Septembermorde 1792 und des Jakobinerthums von 1793, aber er bleibt nicht bei der Oberfläche der politiſchen Bewegung ſtehn, ſondern vertieft ſich in die geheimen Schlupfwinkel der Vorſtadt St. Antoine, um den wahren Souverän jener Tage zu zeigen, das Proletariat, von dem Robespierre, Danton und Marat nur die erbärmlichen Vertreter waren. Den Schrecken jener Zeit ſtellt er mit einer bewundernswürdigen Sinnlichkeit dar, mehr durch den Eindruck auf die Seelen, als durch die Thatſachen ſelbſt. Die unheimliche Figur jenes Holzhackers, der bei jedem Stück Holz, das unter ſeiner Säge fällt, an einen Hals denkt, und der genau berechnet, wie viel Köpfe von der Guillotine raſirt werden, während er eine Pfeife ausraucht, iſt als Arabeske, als ſymboliſche Figur, um den Schrecken zu verſinnlichen, vortrefflich erfunden. Sehr ſchön ſchildert Dickens, wie die kommenden Ereigniſſe ihren Schatten auf die Gegenwart werfen, wie die Furcht Geſpenſter heraufbeſchwört, die dann in Fleiſch und Blut übergehn. In einem ſeiner frühern Romane „Barnaby Rudge" ſchildert Dickens viel ausführlicher und in viel greulichern Farben einen jener Momente, wo Satan die Menge erfaßt und ſie toll macht, und einzelne Figuren dieſer Schilderung, der Centaur, der Henker, auch der Häuptling der vereinigten Bullenbeißer würden wol einen Platz in einem großen Revolutionsgemälde finden; allein man hat immer das Gefühl, daß die Mittel über den Zweck hinausgehn, daß für einen Spectakel von einigen Tagen, in dem es ſich doch hauptſächlich um bloßen Straßenunfug und Plünderung handelt, die Farben zu grell aufgetragen ſind; bei der großen franzöſiſchen Revolution dagegen wiſſen wir ſehr gut, was ſie zu bedeuten hatte, und der Dichter kann mit beſcheidenen Mitteln eine größere Wirkung erreichen, weil ihm unſere hiſtoriſch geſchulte Phantaſie zu Hilfe kommt.

Seine Aufgabe iſt nun, zu zeigen, wie dieſe auf mehrere Jahre ausreichende Wuth in der Seele des Volks möglich geworden iſt. An ſich war der Weg nicht ſchwer zu finden: der furchtbare Druck, den der Adel auf das gemeine Volk ausübt, die vollſtändige Ohnmacht des Geſetzes den Reichen und Mächtigen gegenüber, wird in allen Details ausgeführt; man ſieht an mehreren einzelnen Fällen, wie der Adel das Volk als eine gemeine Thierart anſieht und behandelt; ein Arzt, der das Verbrechen eines Edelmanns denuncirt, wird heimlich in die Baſtille gebracht, dort 18 Jahre in einſamer Haft ge-

halten, verliert darüber den Verstand und verfällt auch später noch, als er endlich befreit und geheilt ist, von Zeit zu Zeit wieder in Blödsinn. Diese und ähnliche Geschichten sind schon früher mit mehr oder minder dramatischer Kraft ausgemalt worden. Aber neu und sehr bedeutend ist das Bild der mehr und mehr anwachsenden Rachsucht, die sich allmälig in der Seele des Volkes festsetzt. Man suche in der Jacquerin, die Dickens als Vorbereitung für die Revolution erfunden hat, nicht historische urkundliche Wahrheit, aber es ist symbolische Wahrheit darin; so hat in der That das Proletariat empfunden, als ihm der Umschwung der Dinge die Macht über Leben und Tod in die Hände gab. Sehr fein ist es, daß den Mittelpunkt dieser Gruppe eine Frau bildet, nicht eine wilde, tobende Bachantin, wie man sich die Furien der Halle gewöhnlich vorstellt, sondern eine eiserne Natur, in der die Rache sich zum kalten Fanatismus verhärtet hat und die eine ruhige Außenseite bewahrt. Das Gemälde dieser Madame Defarge wird bleiben, wie manche andere Frauenbilder des Dichters, z. B. Mrs. Nickelby und die unsterbliche Sara Gamp.

Wenn Dickens im Allgemeinen in der Composition ziemlich nachlässig verfährt, so kann man das diesmal nicht sagen; er hat vielmehr jeden einzelnen Zug sehr sorgfältig berechnet und auch das Kleinste hat seine symbolische Bedeutung, aber seine Berechnung geht hauptsächlich auf die sinnliche Wirkung aus und übertreibt es daher in den Mitteln. Der Roman enthält wieder trotz seines geringen Umfangs eine zahllose Reihe von Ungeheuern und Mißgeburten. Der Mann, der im Anfang des Romans dazu bestimmt ist, jenen Arzt aus seiner einsamen Zelle zu erlösen, träumt fortwährend, daß er einen Todten aus der Erde ausgrabe und ihn frage, ob er leben wolle u. s. w. Sein Untergebener, der immer davon redet, daß er ein ehrlicher Geschäftsmann sei, erweist sich später ganz beiläufig und ohne daß es irgend einen Zweck hätte, nur um den Parallelismus der geträumten und wirklichen Greuel zu verstärken, als Leichenräuber, und solche Erfindungen mit versteckter Absicht, die des Dichters unwürdig sind, finden sich noch mehrere. Die Hauptgruppe, um welche die Erzählungen sich bewegen, ist ohne Farbe und Interesse.

Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß man sehr Unrecht thut, Dickens einen Realisten im eigentlichen Sinn zu nennen. Er hat zwar im ungewöhnlichen Grade die Macht, das Sinnliche des Lebens im grellsten Licht zu vergegenwärtigen, aber die Art wie er beobachtet, möchten wir mit seinem eigenen Bilde bezeichnen: daß ein Mann in einer heftigen Feuersbrunst, in dringender Gefahr von der Menge zerrissen zu werden, sich plötzlich von den umstehenden tausend Gesichtern jedes einzelne mit allen Details, auf die er sonst gar nicht achten würde, in die Seele einprägt. Es ist in seinen Bildern selten ein einfaches gesundes Licht, die Beleuchtung ist in der Regel künstlich concentrirt und hat etwas

Phantaſtiſches, die Realität iſt ihm nicht Zweck, ſondern Mittel; ſie dient ihm nur dazu, die Stimmung, die er mit einer Gewalt anregt wie wenige andere Dichter, ſinnlicher auszuprägen. Es fällt uns eine Stelle aus Martin Chuzzlewit ein, der überhaupt, was Bilder und Stimmungen betrifft, zu den glänzendſten, was Charaktere betrifft zu den ſchwächſten Leiſtungen Dickens gehört: wir meinen Jona's Fahrt mit dem Mann, den er zu ermorden beſchloſſen hat. Die ganze Natur athmet dieſen Entſchluß: Sturm, ein Gewitter der ſchrecklichſten Art, die Welt ſcheint in Aufruhr und Anarchie zu verſinken. Eine andere Scene. Die kleine Ruth und ihr braver Bruder nehmen bei dem gemüthlichen Weſtlock ein Mittag ein. Selige Empfindungen der erwachenden Liebe, die, als ſie Abends gemeinſam nach Hauſe gehn, die ganze Natur anſtecken; die Luft iſt ſtill und traulich, die Abendſonne funkelt heiter in einer Quelle u. ſ. w. — Beide Scenen finden zu derſelben Stunde und wenigſtens theilweiſe an demſelben Ort ſtatt.

Der Fehler iſt klein und wol nur wenig bemerkt worden, wir führen es auch nur an, um darauf hinzuweiſen, daß bei Dickens die Realität nur dazu dient, die Stimmung zu illuſtriren. An ſich iſt die Methode ganz richtig, denn in der Kunſt ſoll durchweg die Materie dem Geiſte dienen. Aber die Stimmung ſelbſt darf nicht der letzte Zweck ſein; ſie iſt wiederum nur die ſinnliche Grundlage der wahrhaft geiſtigen Bewegung, der Handlung, der Charakterbildung, der ſittlichen Empfindung; und darin verſieht es Dickens nicht ſelten, und darum verwandelt ſich der Künſtler nur zu oft in einen Virtuoſen, der die Kunſtſtücke um ihrer ſelbſt willen vorführt.

Von Thackeray haben wir nur wenig zu ſagen. Die Virginier ſind vielleicht nicht ſchlechter als die Newcomes oder Vanity fair oder Pendennis, aber wir wenigſtens haben die Erfahrung gemacht, daß jeder neue Roman uns immer weniger intereſſirt als der unmittelbar vorhergehende. Thackeray iſt ein Realiſt im guten und im ſchlimmen Sinn; er kennt die kleinen Schwächen und die kleinen Größen des menſchlichen Herzens wie wenig andere, und er beſitzt, um ſie zu vergegenwärtigen, eine Sicherheit der Hand wie vielleicht kein anderer. Aber auch hier möchten wir ſagen, die ſogenannte Menſchenkenntniß kann doch immer nur Mittel ſein, nicht Zweck. Jeder Menſchenkenner von Profeſſion wird zuletzt ein Hypochonder. Es iſt gut die Menſchen zu kennen, um ſie zu benutzen, oder ihnen zu gefallen, oder ihnen Gutes zu thun, wer aber dieſe Kenntniß als todtes Capital verſchließt, dem iſt ſie nur eine Laſt. Und dabei rechnet er doch in der Regel falſch; denn das Große des wirklichen Lebens entzieht ſich dieſer ſogenannten Menſchenkenntniß, d. h. der mikroſkopiſchen Beobachtung. Thackeray hebt nicht etwa blos die ſchwarzen Seiten hervor, er findet auch unſcheinbare kleine und doch große Züge glücklich heraus, aber immer nur Einzelnes, denn das Ganze eines

Menſchenlebens zu überſehen, ſteht er den Dingen zu nah, ſeine Perſpectiven ſind ſchief. Als Künſtler gehört er zu denen, die weder Anfang, noch Mitte, noch Ende kennen; eine kleine Geſchichte fädelt ſich an die andere, eine Perſon tritt ab und wird durch eine andere abgelöſt; in dieſer Welt herrſcht der Zufall mit abſoluter Gewalt. Er entwickelt eine Reihe nicht unintereſſanter Bilder, aber kein ganzes Gemälde. Man kann das Buch zumachen, wo man will, und in der That hat Thackeray jetzt die ſchlechte Manier adoptirt, ſeine alten Geſchichten immer wieder fortzuſetzen. Die Virginier ſind eine Fortſetzung von Henry Esmond. Es finden beſtändige Beziehungen ſtatt und namentlich Beatrix ſpielt wieder eine Hauptrolle, diesmal als ſiebzigjährige Frau, die im Ganzen noch beſſer, klüger und angenehmer iſt, als viele Andere. Trotz ſeiner ſehr geſchickten und feinen Zeichnung iſt bei Thackeray die Grundſtimmung eine lyriſche, ſentimentale: thut was ihr wollt, ſeid was ihr wollt, es kommt alles auf eins heraus. Die Welt iſt ein großes Narrenhaus, der Philoſoph, der Menſchenkenner muß ſtets mit dem einen Auge weinen, mit dem andern lächeln; ehrenfeſte und heroiſche Männer kommen unter den Pantoffel, liederliche Frauenzimmer haben auch ihre guten Seiten und im allgemeinen lebt man, wie man kann. Die große Popularität Thackerays, die ſich nicht blos auf ſeine meiſterhafte Zeichnung, ſondern grade auf ſeine Stimmung bezieht, iſt ſehr charakteriſtiſch für unſere Zeit, welche die entſchiedene Neigung hat, die Dinge von allen Seiten zu erwägen, die Thatſachen anzuerkennen, den Umſtänden Rechnung zu tragen und wie die Redensarten alle heißen. J. S.

Die Elbzölle.

(Die Elbzölle. Aktenſtücke und Nachweiſe 1814—59. Nebſt einer Einleitung über die Flußſchifffahrtsbeſtimmungen der Wiener Congreßakte und die Elbzollfrage. Leipzig, Brockhaus 1860.) — Das vorliegende Buch wird niemand erfreuen, aber den, der es lieſt, belehren. Es behandelt eines der traurigſten Capitel des deutſchen Partikulariſmus, die Beeinträchtigung und Niederhaltung des deutſchen Verkehrs durch fürſtliche Sonderintereſſen, die deutſchen Flußzölle und Durchgangsabgaben ragen in die Gegenwart wie ein Reſt der ſchlimmen Zeit, in der Unverſtand und Willkür wetteiferten, unſerm Vaterlande die Gottesgabe ſeiner herrlichen, ſchiffbaren Ströme künſtlich zu verderben. Von 1669 bis 1858 finden wir daſſelbe Schauſpiel von Commiſſionen und Conferenzen, die monatelang tagen und protokolliren, die dringlichſten Klagen des Verkehrs ad acta nehmen und nichts oder wenig verbeſſern. Es kommt immer auf das Ergebniß heraus, welches das Theatrum Europäum von der Elbcommiſſion des Jahres 1669 berichtet: „Darauf ſie allerſeits von einander gereiſet, mit dem ſchließlichen Verlaß, daß derſelben allerſeits gnädigſte Principalen ſich inner

gewiſſer Zeit wegen Einſtellung der faſt überhäuften Zollmißbräuche und Gebrechen zu erklären und allſolchem beſtmöglichſt zu remediren nicht ermangeln würden." — Stapel- oder Umſchlagsgerechtſame vieler Städte, ſo wie Monopole und Privilegien der Schiffergilden unterbrachen und beſchränkten überall den großen Flußverkehr. Außerdem beſtand längs der Flüſſe eine Unzahl von Paſſagezöllen mit den verſchiedenartigſten und verworrenſten Tarifen. Ein Theil dieſer Zölle beruhte auf Verleihungen von Kaiſer und Reich, bei andern berief man ſich auf altes Herkommen und frühere Geleitsrechte, noch andere waren eigenmächtige Einrichtungen einzelner Reichsſtände; bei faſt allen Flußzöllen aber hatte man die urſprünglichen Zollſätze in völlig unberechtigter Weiſe allmälig erhöht.

Im weſtphäliſchen Frieden war feſtgeſtellt worden, daß die im Laufe des Krieges etwa neu eingeführten oder erhöhten Flußzölle aufgehoben oder auf dasjenige Maß zurückgeführt werden ſollten, wie es vor dem Kriege langjähriges Herkommen geweſen; auch ward in den ſeitdem erfundenen kaiſerlichen Wahlkapitulationen anerkannt, daß künftig keine neuen Paſſagezölle vom Kaiſer, ſelbſt unter Zuſtimmung der Kurfürſten, ſollten verliehen werden dürfen, ohne zuvor die betheiligten Reichsſtände über deren Zuläſſigkeit zu vernehmen. Allein deſſenungeachtet ward es ſeit der Zeit des ſiebzehnten Jahrhunderts mit der Zollbelaſtung der deutſchen Flüſſe immer ärger.

Man muß ſich in der That darüber wundern, wie unter ſolchen Mißbräuchen und Bedrückungen ein Flußverkehr, welcher noch die Zollerhebung lohnen konnte, überall fortzubeſtehen vermochte. Es läßt ſich dies auch nur dadurch erklären, daß die Landſtraßen damals von unbeſchreiblich ſchlechter Beſchaffenheit waren und ebenfalls manchen Tranſitbelaſtungen unterlagen, ſo wie ferner daraus, daß die Flußzolltarife vielfach nicht in der ganzen Strenge ihrer vermeintlichen Berechtigung zur Anwendung kamen. Eine nur oberflächliche Controle der Ladungen, eine häufige Verſtändigung der Schiffer mit den Erhebungsbeamten wegen Zollnachlaſſes, oder auch eine im Verwaltungswege angeordnete mildere Praxis mußten nothwendig aushelfen. Bei einer genauen Durchführung der in Anſpruch genommenen Gerechtſame der verſchiedenen Zollämter wäre der große Flußſchifffahrtsverkehr ſofort in völlige Stockung gerathen. Daß man nicht ganz ſo weit ging, hatte ſeinen Grund nur in der Rückſicht auf die Beibehaltung einer Zolleinnahme, nicht auf das Intereſſe der Schifffahrt.

Es war leider ein fremdes Machtgebot, daß zunächſt für den Rheinſtrom eine völlige Umgeſtaltung der Schifffahrtsabgaben mittelſt vollſtändiger Aufhebung aller früheren Zollgerechtſame und Zollmißbräuche eintrat, welche heilſame und durchgreifende Maßregel dann als Norm für die übrigen Flüſſe, die in ihrem ſchiffbaren Laufe verſchiedene Staaten berühren, aufgeſtellt werden konnte.

Auf dem Raſtadter Congreß ſtellten am 3. Mai 1798 die franzöſiſchen Bevollmächtigten an die deutſche Reichsfriedensdeputation die kategoriſche Forderung, daß die Rheinſchifffahrt für beide Nationen frei ſein ſollte und mit ihrer Einwilligung die übrigen Völker dann Theil nehmen könnten. Deutſche Reichstagsgeſandte müſſen ſich von franzöſiſchen Diplomaten darüber belehren laſſen „daß die Befreiung der innern Flüſſe Deutſchlands ein Gegenſtand iſt, der die deutſche Nation ganz vorzüglich intereſſirt." Die Reichsdeputation ſuchte ſich mit Incompetenzerklärungen zu retten, aber ihre Gegner waren nicht geſonnen, ſich durch „unabſehliche Discuſſionen" hinhalten zu laſſen, ſie verlangten namentlich kategoriſch die Aufhebung des Elöflether

Zolles „als eines für ihren Handel mit der Stadt Bremen äußerst schädlichen Hindernisses.“ Sie setzten ihre Forderungen durch und die Art. 8 und 27 des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar erklärten diesen Zoll für immer aufgehoben. Kein Deutscher, dem die Ehre des gemeinsamen Vaterlandes theuer ist, wird ohne das tiefste Gefühl der Scham an die Rastadter Congreßverhandlungen und die damalige Erniedrigung des deutschen Reiches zurückdenken. Allein deshalb bleiben die damaligen Vorgänge doch für uns unvergeßliche und lehrreiche geschichtliche Thatsachen, und wie manche und gerechte Vorwürfe man auch gegen den Uebermuth Frankreichs in jener und der folgenden Zeit sonst erheben mag, als wahr muß es anerkannt werden, daß die deutschen Regierungen und Staatsmänner jener Periode nicht den geringsten Begriff von der volkswirthschaftlichen Bedeutung und der völkerrechtlichen Begründung einer freien Flußschifffahrt hatten, und daß Frankreich es war, von dem damals für das europäische Völkerrecht das wichtige Princip zur Geltung zu bringen versucht ward, die Erhebung von Passagezöllen auf gemeinschaftlichen Flüssen zu finanziellen und zu partieularen Zwecken sei ein nachdrücklichst zu bekämpfender Mißbrauch. Der Lüneviller Friede ging weiter, er setzte für die künftige Regulirung der Rheinschifffahrt fest: „Alle, sowol auf dem rechten als dem linken Ufer erhobenen Rheinzölle sind abgeschafft, und sie dürfen unter keiner Benennung wieder hergestellt werden.“

Ein gemeinschaftliches Schifffahrtsoctroi ward hergestellt, dessen Ertrag vorzüglich zur Bestreitung der Erhebungs-, Verwaltungs- und Polizeikosten bestimmt wurde. Dieses Octroi war in keiner Weise ein Surrogat der aufgehobenen Rheinzölle, sondern eine ganz neue, selbstständige Einrichtung, deren Rechtfertigung darin bestand, daß der Ertrag (wenn auch in Betracht besonderer Umstände noch nicht ausschließlich, doch vorwiegend) zur Unterhaltung des Leinpfades und des Fahrwassers bestimmt war. Von diesen Rastadter und Lüneviller Verhandlungen leiten die Flußschifffahrtsbestimmungen der Wiener Congreßacte ihren Ursprung her.

Als nach dem Sturze der napoleonschen Herrschaft im Jahre 1814 in so manchen andern Beziehungen frühere Ansprüche und Privilegien wieder zur Geltung zu kommen versuchten, und dies zum Theil auch erreichten, schien es den Großmächten, welche den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 abschlossen, mit Recht erforderlich, die vor 10 Jahren zu Stande gekommene Reform des mittelalterlichen Zollunwesens auf dem Rhein, nicht allein im wohlverstandenen Interesse der sämmtlichen Uferstaaten, sondern auch zum Besten des Handels im Allgemeinen, gegen etwaige Restaurationsgelüste sicher zu stellen.

Demgemäß bestimmte der zweite Satz des dritten Artikels des Pariser Friedens:

„Auf dem künftigen Congreß soll ebenfalls untersucht und entschieden werden, auf welche Weise, um die Verbindungen zwischen den Völkern zu erleichtern und dieselben immer weniger fremd unter einander zu machen, die für den Rhein getroffene Feststellung (wonach die Schifffahrt auf demselben für jedermann frei sein und der künftige Congreß sich mit den Grundsätzen beschäftigen soll, nach welchen die Schifffahrtsabgaben auf möglichst gleichmäßige und für den Handel aller Nationen möglichst günstige Weise zu regeln sind) gleichmäßig auf alle andern Flüsse, welche in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten trennen oder durchströmen, auszudehnen sei.“

Folgende Punkte sind bei dieser folgewichtigen Stipulation hauptsächlich zu beachten:

1) In den frühern Verhandlungen und im Rheinoctroivertrag vom Jahre 1804 war daran festgehalten worden, daß die Unterthanen der Uferstaaten bei dem Verkehr auf dem gemeinschaftlichen Strome begünstigt sein sollten; der Pariser Frieden bestimmt dagegen ausdrücklich: „la navigation sera libre de telle sorte qu'elle ne puisse être interdite à personne," und die Schifffahrtsabgaben sollen regulirt werden „de la manière la plus favorable au commerce de toutes les nations."

2) Dem künftigen Congreß wird die Entscheidung über die Ausdehnung dieser Grundsätze auf alle andern, verschiedenen Staaten gemeinsame, schiffbare Flüsse übertragen („il sera décidé"); er soll nicht etwa vermitteln, sondern völkerrechtliche Grundsätze feststellen, denen sich alle betheiligte Staaten zu fügen haben.

Die Frage, von wem die fünf Großmächte, welche den Pariser Frieden unterzeichneten, das Recht erhalten hätten, über Rechte oder Rechtsansprüche dritter Staaten zu entscheiden, ist am treffendsten von einem mecklenburgischen Staatsmanne, dem Geh. Rath Prosch, demselben, der die Gerechtsame seines Souveräns auf den verschiedenen Elbzollconferenzen zu verfechten genöthigt war, beantwortet. Dies Recht ist kein anderes, als womit durch die nämliche Akte über ganze Völker und Reiche die Würfel geworfen, wohl erworbene Rechte, welche Jahrhunderte hindurch unangefochten geblieben waren, im Großen wie im Kleinen vielfach gebrochen und völlig neue Basen für das europäische Staatensystem statuirt wurden. Die Congreßmächte sahen oder fingirten in den öffentlichen Verhältnissen der Staaten, welche in die vorausgegangenen Kriegsereignisse näher oder entfernter hineingezogen waren, eine tabula rasa vor sich und disponirten darüber nach ihrer Convenienz in dem Bewußtsein, daß die Macht der Verhältnisse den also getroffenen Dispositionen Nachdruck geben werde. Wenn die Gewalt der Umstände manigfaltig benutzt wurde, um ohne Rücksicht auf entgegenstehende Rechte Anderer, Verhältnisse zu sanktioniren, die nur durch den Ehrgeiz und das Interesse Einzelner getragen waren und selbst gegen die Gesetze des natürlichen Rechts verstießen, so wird sich weniger gegen denjenigen Gebrauch derselben Macht erinnern lassen, der nur den Zweck hatte, in das europäische Völkerrecht Principien einzuführen, mit deren Hilfe Hemmnisse beseitigt werden sollten, welche aus bestehenden Rechtsverhältnissen Fortschritten der Civilisation und Maßregeln entgegentraten, die im allgemeinen den Völkern nur zum Segen gereichen können. Dahin aber werden die in der Wiener Congreßakte festgestellten Principien über die Schifffahrtsverhältnisse auf den konventionellen Strömen nicht weniger zu rechnen sein, als die später von den europäischen Großmächten gefaßten Beschlüsse gegen den Sklavenhandel und als die durch den jüngsten europäischen Friedensschluß angenommenen Grundsätze über die Rechte der Neutralen im Seekriege.

Die Festsetzungen der Wiener Congreßakte über die Flußschifffahrt sind unbedingt verbindlich für alle Staaten, welche am Congresse theilgenommen.

Der Hauptartikel der Akte über diese Frage ist der Art. 111.

„Die Schifffahrtsabgaben sollen auf eine gleichförmige, unveränderliche und von der verschiedenen Beschaffenheit der Waaren in soweit unabhängige Art festge-

ſetzt werden, als erforderlich iſt, um eine ins Einzelne gehende Prüfung der Ladung auf Defraudations- und Kontraventionsfälle [beſchränken zu können. Der Betrag der Flußſchifffahrtsabgaben ſoll nach den örtlichen Verhältniſſen beſtimmt werden, die eine allgemeine Regel in dieſer Hinſicht nicht zulaſſen. Die neuen Schifffahrtsabgaben dürfen in keinem Falle die gegenwärtig beſtehenden (ceux existants actuellement) überſchreiten. Bei Feſtſtellung des Tarifs ſoll von dem Geſichtspunkte ausgegangen werden, durch Erleichterung der Schifffahrt den Handel zu ermuntern, und das Rheinoctroi wird dabei zur ungefähren Richtſchnur dienen können."

Dies iſt die Baſis für alle Flußſchifffahrtsgeſetzgebung bei Strömen, welche verſchiedne Staaten trennen oder durchſtrömen.

Sehen wir nun, wie dieſe Grundſätze ausgeführt wurden und beſchränken uns dabei unſrer Aufgabe gemäß auf die Elbe. Die Zuſammenkunft der Regierungscommiſſarien, welche in gemeinſamer Berathung die Vorſchriften der Congreßakte auf die einzelnen Ströme anwenden ſollten, war auf ſpäteſtens 6 Monate nach dem Ende des Congreſſes feſtgeſetzt, die Rheinſchifffahrtscommiſſion trat auch wirklich bald zuſammen, die Vereinigung der Elbſchifffahrtscommiſſion dagegen verzögerte ſich bis 1819. Die Berathungen nahmen einen langſamen Fortgang, es fehlte der liberalen Meinung an einem Anhalt, wie man ihn für den Rhein an dem Rheinſchifffahrtsoctroi hatte, keiner der Uferſtaaten war gewillt, ſeine Einnahme aus den Zöllen zu verkürzen. Indeſſen groß war das Erſtaunen der Mitglieder der Conferenz, als der hannoverſche Bevollmächtigte erklärte, der Stader-Zoll ſei gar kein Fluß-, ſondern ein Seezoll, da er nur von Gütern, die aus See kämen, erhoben werden ſollte. Dies war eine Sophiſterei, die ein würdiges Seitenſtück zu dem holländiſchen jusqu'à la mer bildete, ja es noch übertraf; Holland nämlich hatte die Schifffahrt auf der Schelde für vollkommen frei erklärt, und erhob darauf einen Zoll grade vor der Mündung der Schelde, mit der Behauptung, dies ſei kein Fluß-, ſondern ein Seezoll. Stade aber liegt nicht einmal an der Mündung der Elbe. So willkürlicher Auslegung hielt man entgegen, daß die Artikel der Wiener Akte ausdrücklich ſich auf den ganzen Lauf des Stroms bezögen „Régler tout ce qui a rapport à sa navigation," daß alle Schifffahrt auf der Elbe, möge ſie kommen woher ſie wolle, Flußſchifffahrt bleibe, daß Hannover auf dem Congreſſe keine Vorbehalte hinſichtlich des Stader-Zolles gemacht und daß, wenn das Endziel einer allgemein freien Stromſchifffahrt erreicht werden ſolle, keine Ausnahmen gemacht werden können. Hannover hatte ſelbſt in verſchiedenen Erlaſſen des achtzehnten Jahrhunderts den Zoll „ſeinen Elbzoll zu Stade" genannt, es blieb nichts deſto weniger jetzt dabei, daß es ein Seezoll ſei und verſprach nur, den Tarif mitzutheilen und denſelben ohne Zuſtimmung der Uferſtaaten nicht zu erhöhen. Erſt 1844 gab Hannover die Prätenſion des Seezolles auf und erkannte für den Staderzoll die Competenz der Commiſſion an. Aber auch von dieſer beſondern Frage abgehend, entſprach die endlich 1821 unterzeichnete Elbakte nicht den gemäßigteſten Wünſchen für die Freiheit des Verkehrs. Es klingt faſt wie ein Spott, wenn der Vertrag ſagt, die Schifffahrt auf der ganzen Elbe ſoll frei ſein, und gleich darauf hinzufügt, die Zahl der Zollſtätten zwiſchen Melnik und Hamburg ſolle auf vierzehn reducirt, und der Normalſatz für den Ctr. auf 27 g. Gr. 6. Pf. C. M. herabgeſetzt werden; außerdem blieb noch eine

Recognitionsgebühr für das Fahrzeug bestehen, nur wenige Artikel und außer Getreide fast ohne Bedeutung wurden niedriger tarifirt. Dies war sicherlich nicht die Verwirklichung der Verheißung, welche die Wiener Congreßakte Art. 111. gegeben! „On partira néanmoins en dressant le tarif du point de vue d'encourager le commerce en facilitant la navigation," und keineswegs war, wie derselbe Artikel weiter zusagt, das Rheinschifffahrtsoctroi als „norme approximative" genommen. Die Elbuferstaaten, welche am meisten bei der Herabsetzung der Zölle interessirt waren, und diese doch gegen das Widerstreben der andern Staaten nicht durchsetzen konnten, brachten wenigstens eine Bestimmung in den Vertrag (Art. 30), daß sich von Zeit zu Zeit eine Revisionscommission versammeln solle, welche die Beobachtung der bestehenden Stipulationen überwachen und alle thunlichen Erleichterungen für Handel und Schifffahrt berathen solle. 1824 kam eine solche Commission zum ersten Male in Hamburg zusammen, aber die liberalen Vorschläge Preußens, Sachsens und Hamburgs in Bezug auf die Herabsetzung des Tarifes scheiterten an dem Widerstande Dänemarks, Hannovers und hauptsächlich Mecklenburgs, welche meinten, der Zeitraum des Bestehens der Elbschifffahrtsakte sei zu kurz, die Erfahrung über die Wirksamkeit der bestehenden Stipulationen zu gering, um durchgreifende Aenderungen zu motiviren. Der Zusammentritt der nächsten Regierungscommission ward auf den 1. Mai 1828 in Dresden verabredet, es kam indessen nicht allein dazu nicht, sondern auch in den folgenden dreizehn Jahren fand keine Revision der Flußzölle statt. Diese mußten immer drückender werden, da inzwischen die Tarife anderer Flüsse herabgesetzt wurden, und Waarenpreise wie Frachtsätze durch die Concurrenz sanken, das Mißverhältniß zu der hohen Zollbelastung also desto empfindlicher wurde. Außerdem wurden in diesem Zeitraum die mit der Elbe concurrirenden Landstraßen durchgängig verbessert. In der That würde der Elbverkehr unter diesen Verhältnissen kaum noch haben bestehen können, wenn nicht Preußen, das zu der bei weitem bedeutendsten Elbzollquote berechtigt war, auf deren Erhebung für den Verkehr von und nach Plätzen seines Gebiets verzichtet und noch eine Vereinbarung mit den anhaltischen Fürstenthümern getroffen hätte, wodurch der preußische Verkehr von den anhaltischen Elbzöllen und der anhaltische Verkehr von den preußischen Elbzöllen befreit wurde. Dies Beispiel fand bei Sachsen, das überhaupt stets auf der Seite der liberaler gesonnenen Staaten stand, Anklang, es führte ähnliche Maßregeln für seine Elbhandelsplätze ein und durch den Vertrag von 1833, durch den es dem preußischen Zollverein beitrat, ließen sowohl Sachsen als Preußen für die Schifffahrt ihrer Unterthanen eine gegenseitige Herabsetzung ihrer Elbzölle auf ein Viertel eintreten. Gewiß war dies eine anerkennenswerthe Liberalität, aber wir können unsere Ueberzeugung nicht verhehlen, daß Preußen bei einem energischern Auftreten gegen Mecklenburg und Hannover und event. Ergreifung von volkswirthschaftlichen Zwangsmaßregeln allgemeinere Resultate würde erzielt haben.

Die zweite Commission, die 1842 in Dresden zusammentrat, hat wenig erreicht. Wenn z. B. die Recognitionsgebühr in einen Zuschlag zum Waarenzolle umgewandelt wurde, so blieb sich die eigentliche Besteuerung ziemlich gleich und hatte nur für die niedrig tarifirten Artikel einen kleinen Vortheil. Man hätte aus dem Umstand, daß damals die hamburg-berliner Bahn im Bau begriffen, den triftigsten Grund zur Herabsetzung der Elbzölle herleiten sollen, da der neue Schienenweg dieser Wasser-

ſtraße eine gefährliche Concurrenz machen mußte, aber man zog den umgekehrten Weg vor und belaſtete auch die Eiſenbahn mit ſchweren Tranſitzöllen, damit ſie nicht im Stande ſei, den Elbzöllen Abbruch zu thun! Unaufhörliche Klagen des Handelsſtandes, zahlreiche Denkſchriften der Kaufmannſchaften von Magdeburg, Hamburg, Berlin, Leipzig ꝛc. waren die Folge dieſes Zuſtandes, der im Weſentlichen auch nach der dritten Reviſionscommiſſion von 1850 noch fortdauerte, nur einzelne voluminöſe Artikel (bulky articles) wurden den niedriger tarifirten Waaren beigefügt, und bei dieſen hat ſich ſofort eine große Zunahme des Verkehrs gezeigt, z. B. paſſirten Wittenberge 1847 an Farbeholz 56980 Ctr., 1849 nachdem dieſer Artikel herabgeſetzt war: 160,097 Ctr.; Heringe 1847: 10,735 Ctr., 1849: 119,974 Ctr. u. ſ. w.

Ehe die vierte Reviſionscommiſſion zuſammentrat, machte Hamburg den Vorſchlag einer Ablöſung nach Analogie der Beſeitigung des Zolles, Preußen und Oeſtreich erklärten, nicht darauf eingehen zu können, richteten aber mit Hamburg und Sachſen ihr ganzes Beſtreben auf eine durgreifende Reform des geſammten Elbzollweſens im wahren Sinne des Art. 111 der Congreßakte. Aber Mecklenburg und Hannover, um für ihren Widerſtand dagegen einen Grund zu finden, behaupteten, derſelbe komme gar nicht mehr in Betracht, ihm ſei durch die Elbakte genügt und dieſe allein ſei normgebend. Gegen eine ſolche Auffaſſung proteſtirte namentlich Preußen auf das entſchiedenſte. Sein Bevollmächtigter erklärte:

Die hohen Contrahenten vom 23. Juni 1821 haben ſich nur im Sinne der Congreßacte vereinbart und vereinbaren können; es ſind daher die principiellen Beſtimmungen der letzteren fortwährend als in der Elbſchifffahrtsacte vorherrſchend und deshalb maßgebend zu betrachten, und es darf die Elbſchifffahrtsacte unter allen Umſtänden nur in dem Sinne verſtanden werden, wie ſolcher der Abſicht des Wiener Congreſſes entſprechend iſt. — Die Principien des letzteren ſind aber für alle Zeiten aufgeſtellt. Sie beſtehen bis auf den heutigen Tag in unveränderter Geltung, und es müſſen daher, wenn ſich dieſelben mit den im Laufe der Zeit veränderten, thatſächlichen Zuſtänden nicht mehr vereinigen laſſen, dieſe letzteren mit jenen unwandelbaren Principien wiederum in Einklang geſetzt werden.

Aber Hannover und Mecklenburg fügten ſich nicht, ſondern erklärten vielmehr, es ſtehe ganz in ihrer Convenienz, die Zuſtimmung zu Aenderungen des Status quo zu geben oder zu verweigern, und ſie ſeien nicht geſonnen, ſich einer weitern Abänderung ihrer Zollintraden zu unterwerfen, ebenſo wenig durch freihändleriſche Ideen oder durch das ſogenannte Naturrecht, welches keine Leiſtung ohne Gegenleiſtung zulaſſen will, den Fortbeſtand ihres Rechtes ſchmälern zu laſſen. Es iſt augenſcheinlich, daß auf dieſem Wege des Verhandelns nichts zu erreichen iſt. Der deutſche Bund, deſſen Pflicht es geweſen wäre, dieſe Intereſſen wahrzunehmen, da die Wiener Congreßacte für ihn bindend iſt und die Stromſchifffahrtsacten in ſeinem Archiv hinterlegt ſind, hat nichts gethan; es bleibt nur übrig, daß ein neuer europäiſcher Congreß die Sache in die Hand nehme und dem, was 1815 völkerrechtlich feſtgeſtellt iſt, ſeine Ausführung ſichere.

Herausgegeben von Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Buſch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Preußen und die auswärtige Politik.

Von der preußiſchen Grenze.

Seit der vorigen Woche fängt es an im preußiſchen Landtag etwas lebhafter zu werden. Mehr und mehr überzeugen ſich die liberalen Abgeordneten, daß es nicht genügt das Miniſterium gegen die Angriffe ſeiner Gegner zu unterſtützen, und ihm allenfalls einige zufällig eingegangene Bittſchriften zur Berückſichtigung zu überweiſen; daß ſie vielmehr nicht blos in manchen Punkten die Initiative zu ergreifen, ſondern in Fragen von höchſt ernſter Bedeutung gegen das Miniſterium Oppoſition zu machen haben. Für diejenigen, welche an die Möglichkeit einer neuen Aera glaubten, die uns ohne unſer Zuthun geſchenkt wäre, mag das betrübend ſein; wir halten es vielmehr für günſtig, daß dieſe Wendung eintrat, bevor die liberale Partei ſich zu tief in die Gewohnheiten des Miniſterialismus verſtrickt hatte, um ſich wieder zu einer ſelbſtſtändigen Ueberzeugung herauszuarbeiten. Eine Partei, die immer nachgäbe, wäre auch als Stütze völlig unbrauchbar, und daß eine liberale Regierung in Preußen ſolche Stützen nicht entbehren kann, hat ſich nur zu deutlich herausgeſtellt.

In keiner Sache nimmt man ſo ſehr Anſtand, die Regierung zu beſchränken, als im Militärweſen und in der auswärtigen Politik. Man iſt ſo lange gewöhnt geweſen, dieſe Dinge unter die Regalien zu rechnen, und die proviſoriſche Lage Preußens macht die Nothwendigkeit einer ſtraff concentrirten Leitung ſo deutlich, daß eine Vorlage wie das diesjährige Kriegsgeſetz dazu gehörte, das Vertrauen einigermaßen zu erſchüttern. Dieſer Geſetzentwurf greift viel tiefer und umfangreicher in alle Zweige des bürgerlichen Lebens ein, als alle übrigen Geſetze zuſammengenommen; er würde dem ganzen Lande eine andere Phyſiognomie geben, er würde es den Preußen unmöglich machen, in dem Fortſchritt der Cultur mit den übrigen Völkern Europas zu wetteifern. Auch die Spartaner hat es zuletzt nicht gerettet, daß ſie das bürgerliche Leben dem militäriſchen opferten.

Trotz dieſer Bedenken würde vielleicht das Kriegsgeſetz unter mehrfachen Modificationen die Zuſtimmung der liberalen Partei erlangt haben, wenn es ſich als

nothwendig zur Erreichung eines bestimmt angedeuteten Zwecks, also als ein vorübergehendes Uebel, für das man größere Güter erwerben werde, herausgestellt hätte. So wurde denn die auswärtige Politik, die man sonst schon darum gern der Regierung überläßt, weil man die verwickelten Wendungen der Diplomatie nicht leicht controliren kann, nothwendig Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Während des vorigen Jahres, namentlich vor dem Abschluß des Friedens von Villafranca, war die großdeutsche Partei geschäftig, die Politik des Herrn von Schleinitz aufs bitterste anzuklagen und ihn persönlich für die Haltung Preußens verantwortlich zu machen, die den Wünschen jener Partei so wenig entsprach. In diese Klagen stimmten zuletzt auch solche Männer ein, die es aufrichtig mit Preußen meinten. Wir zweifelten damals an der vollen Berechtigung dieser Klagen, weil auf dem Wege, den die preußische Politik in den letzten Wochen vor Villafranca einschlug, das Zaudern immer noch das beste war; und die gleich darauf eintretenden Ereignisse schienen unsere Ansicht zu bestätigen. Seitdem wäre nun der Diplomatie der freieste Spielraum für jede Art entschlossener Thätigkeit gegeben, und wir waren fest überzeugt und wurden durch die Anträge am Bunde in Bezug auf die Bundeskriegsverfassung und auf die Kurhessische Angelegenheit darin bestärkt, daß auch Preußen diesen Stillstand kräftig benutzen würde.

Hr. v. Schleinitz selbst hat ein standhaftes Stillschweigen darüber bewahrt, dafür hat jetzt das neuste englische Blaubuch gesprochen, und leider nur zu deutlich. Wir heben Einzelnes hervor. — Lord Bloomfield an Russell, 14. Jan. „Während ich heute bei Baron Schleinitz war, spielte Se. Excellenz auf mehrere während der letzten Zeit in den englischen Zeitungen veröffentlichte Artikel an, desgleichen auf officielle Mittheilungen, die darauf hinauszulaufen schienen, als ob zwischen der Regierung Ihrer Majestät und der des Kaisers der Franzosen über die in der italienischen Frage zu befolgende Politik ein Einvernehmen bestehe. Ich sagte Sr. Excellenz, daß ich ihm über diesen Punkt keine Information geben könne; er müsse aber überzeugt sein, daß ein Einvernehmen zwischen den beiden Staaten mehr als ein anderes politisches Arrangement geeignet sei, die schwebenden Fragen auf friedliche Art zu erledigen. Baron Schleinitz sagte, wenn auch Preußen die Möglichkeit eines neuen Krieges gern beseitigt sähe, dürfe man doch kaum erwarten, daß es, so zu sagen mit verbundenen Augen, die durch Frankreich und England gemeinschaftlich bewirkte Reorganisation Italiens als eine vollendete Thatsache ansehen solle, wenn es früher nicht aufgefordert worden sei, an den betreffenden Berathungen Theil zu nehmen. Se. Excellenz bemerkte ferner, daß, obwol Preußen nicht geneigt sein dürfte, die der britischen Regierung zugeschriebene Politik in Allem und Jedem gut zu heißen, es doch geneigt wäre, die Frage betreffs einer Nichtinterventions-Erklärung aufzunehmen. Ihrer Majestät Re-

gierung — fügte er hinzu — dürfte bedenken, ob die Ausschließung Deutschlands von allen vertraulichen Mittheilungen über die gegenwärtige Diskussion zur Lösung der italienischen Angelegenheiten schließlich wol zu einem vortheilhaften Ergebniß führen werde, und Se. Excellenz hob sichtbar den Grundsatz der Nichtintervention als einen Punkt hervor, über den die beiden Regierungen sich einigen dürften und durch den sein sehnlicher Wunsch — ein herzlicherer Gedankenaustausch des englischen und preußischen Cabinets über die italienische Frage — erfüllt werden könnte." — Darauf erwidert Lord John Russell, 18. Jan. „Baron Schleinitz irre, wenn er voraussetze, daß die Absicht vorhanden sei, Deutschland von der Theilnahme an der schließlichen Ordnung der italienischen Frage auszuschließen. . . . Was aber die Bemerkung Sr. Excellenz über das Zustandekommen eines Einverständnisses zwischen Preußen und England im Punkte der Nichteinmischung in die innern Angelegenheiten Italiens betrifft, so muß ich bemerken, daß ein durch Ihrer Maj. Regierung im vorigen November gemachter Versuch, gerade über diesen Punkt mit Preußen zu einem Einvernehmen zu gelangen, eine so ungünstige Aufnahme gefunden hat, daß Ihrer Maj. Regierung nicht Willens ist, sich der Möglichkeit einer abermaligen entmuthigenden Antwort auszusetzen. Ihrer Maj. Regierung hat ihre Meinung über die italienischen Angelegenheiten nie verborgen, und hat keinen Wunsch vorzuschreiben oder zu befehlen, da sie die Italiener für fähig hält, ihre innern eigenen Angelegenheiten selbst zu leiten." — Lord Bloomfield antwortet 21. Januar: „Se. Excellenz war sichtlich nicht zufrieden mit der Aufnahme, welche seine Andeutung gefunden hatte; doch schien er auch nicht überrascht davon, daß Ihrer Maj. Regierung bei dem gegenwärtigen Stande der Unterhandlungen abgeneigt sei, auf seinen Vorschlag betreffs eines Einverständnisses über Nichtintervention einzugehn. Er meinte, es lasse sich die Anwendung des Nichtinterventions-Prinzips aus verschiedenen Gesichtspunkten ansehn; Preußen werde in Italien gewiß nicht interveniren, und er warf die Frage auf, ob sich von den andern Mächten dasselbe erwarten lasse?"

Lord Bloomfield an Russell, 4. Februar. „Er habe Baron Schleinitz gesprochen und diesen geneigt gefunden, die italienische Frage von einem praktischeren Gesichtspunkte, als in der letzten Unterredung der Fall gewesen, anzusehn. Die letzten französischen Depeschen scheinen einen günstigen Eindruck auf ihn hervorgebracht zu haben und sie schienen ihm darauf berechnet, die Empfindlichkeiten Oestreichs so viel als möglich zu schonen; er wußte noch nichts über das, was das östreichische Cabinet zu thun beabsichtigte; schien indessen überzeugt, daß Oestreich keinen Versuch machen werde, den Lauf der Dinge in Italien gewaltsam zu hindern, obgleich es vielleicht gegen die Einverleibung der Herzogthümer in Sardinien protestiren dürfte. Se. Exc. be-

merkte, sehr wichtig sei gegenwärtig eine Beachtung der Zustände in Venetien und der dort allenfalls zu erwartenden Bewegung, wenn die Herzogthümer erst zur Abstimmung aufgefordert werden. Sollte sich Sardinien in eine derartige Bewegung einmischen, so könnte das Ergebniß für den Frieden Europas gefährlich werden, und ein blutiger Conflict entstehn. — Ich erwiderte, daß Ew. Lordschaft der sardinischen Regierung die Nothwendigkeit ans Herz gelegt haben, keinen Schritt in der Annexationsfrage vor Einberufung der Versammlungen zu thun und allen Versuchen zu Ruhestörungen im Venetianischen entgegen zu wirken; ferner daß Ihrer Maj. Regierung Bestreben dahin gehe, eine friedliche Lösung der italienischen Wirren zu vermitteln und daß sie, im Falle des Gelingens ihrer gegenwärtigen Bemühungen, wol mit gutem Recht erwarten dürfte, daß Preußen der eventuellen neuen Ordnung in Italien seine Anerkennung nicht versagen werde. — Baron Schleinitz wollte der britischen Regierung für ihre Bemühung gern volle Anerkennung gezollt wissen, doch könne er nicht bestimmen, wie der Prinz-Regent betreffs der zu treffenden Arrangements denken werde. Er gab mir zu verstehen, daß Preußens Politik vom Gange der Ereignisse abhängen müsse, und sagte Nichts, das zu der Vermuthung führen könnte, daß, wofern Oestreich in seinen venetianischen Besitzungen unangefochten gelassen würde, Preußen schließlich einer Gebietsvergrößerung Sardiniens seine Anerkennung versagen dürfte . . . Se. Exc. mag wol glauben, daß das von Ihrer Maj. Regierung vorgeschlagene Arrangement für die Verhältnisse Central-Italiens passen und zu einer friedlichen Lösung führen könne, aber er verhehlt nicht seine Mißbilligung des Princips, die Bevölkerung der italienischen Herzogthümer zur Entscheidung über ihren zukünftigen Monarchen aufzufordern, und ich darf wol hinzufügen, daß Preußens Mißbilligung noch entschiedener sein würde, wenn von allgemeinem Stimmrecht in dieser Frage die Rede sein sollte."

Lord Bloomfield an Russell, 3. März. — „Baron Schleinitz benachrichtigte mich, er habe einen Besuch, den ihm der Fürst de la Tour d'Auvergne heute früh abstattete, dazu benutzt, um auf die vorgeschlagene Einverleibung von Savoyen und Nizza anzuspielen. Se. Exc. scheint dem französischen Gesandten gesagt zu haben, daß es in Deutschland nur eine Meinung entschiedenen Widerstandes gegen das Project gebe, daß Preußen sich bisher auf die kaiserlichen Versicherungen des nach Beendigung des Krieges in Mailand veröffentlichten Manifestes verlassen habe, in welchem jeder Vergrößerungsgedanke abgelehnt worden war; daß er aber jetzt, da die Sache in der Thronrede des Kaisers Erwähnung fand, nicht länger schweigen könne, und daß er vertrauensvoll hoffe, es werde ohne vorgängige Erörterung der Großmächte kein Schritt weiter in dieser Angelegenheit geschehen. — Baron Schleinitz scheint auch dem französischen Gesandten bemerkt zu haben, daß die gegenwärtige Regierung

Preußens es war, welche die in ganz Deutschland während des letzten Krieges aufgeregten Gefühle beruhigte, und zwar auf Kosten ihrer Popularität, und daß aus ihrem bisherigen Stillschweigen nicht auf ihre Gleichgiltigkeit betreffs Savoyens geschlossen werden dürfe, denn sie würde diese Einverleibung mit dem größten Mißtrauen ansehen. Se. Excellenz bemerkte ferner, es sei einigermaßen für ihn überraschend, daß von Seiten der französischen Gesandtschaft an diesem Hofe bis jetzt noch gar keine Anspielung auf die savoyische Frage gemacht worden sei; es sei eine europäische Frage, die bereits ernste Dimensionen angenommen habe, ohne daß bisher Preußen die geringste Mittheilung darüber gemacht worden wäre. Darauf hat der Fürst de la Tour d'Auvergne geantwortet, die französische Regierung kenne das in Deutschland herrschende Gefühl sehr wohl, und dies sei, wie er glaube, der Grund gewesen, weshalb man die Sache so schwer angriff, und weshalb die französische Regierung eine Erörterung des Gegenstandes vermied. — Bevor ich von Baron Schleinitz Abschied nahm, sagte mir Se. Exc., die Politik Preußens sei der Einverleibung entschieden entgegen, und seiner Meinung zufolge sollte Frankreich auf alle Fälle hin aufgefordert werden, keinen Schritt weiter in der Sache zu thun, bevor nicht eine Conferenz gehalten würde."

Die Sache spricht für sich selbst, sie bedarf kaum eines Commentars. Psychologisch am merkwürdigsten ist die Klage des Hrn. v. Schleinitz über die Unpopularität, die sich Preußen wegen seiner friedfertigen Haltung zugezogen. Diese Vorstellung scheint ihn sehr lebhaft zu beschäftigen: schon im vorigen Jahr sprach er sich im preußischen Landtag sehr schmerzlich über diese Unpopularität aus, ja er ging so weit, zu seinem eignen Schaden, in bloßen Kannegießereien und perfiden Schmähungen eine tiefe moralische Berechtigung zu suchen. Diese Empfindlichkeit einer blos ideellen Macht gegenüber ist sehr bezeichnend für einen Staatsmann. Die Popularität ist, je nach den Umständen, sehr viel oder auch nichts; sie ist sehr viel für den, der ihr den richtigen Stoß zu geben, und sie rasch entschlossen auszubeuten versteht; sie ist nichts für den, der sich von ihr leiten, sich gewissermaßen von ihr die Hände binden läßt. Der rechte Nationalwille, stets ein sehr ernstes, ja in letzter Instanz vielleicht entscheidendes Moment, äußert sich nicht so einfach in dieser oberflächlichen Form der Popularität, und es ist sehr schlimm, wenn man „zu beifallslüstern ist, um ihn zu verachten" und doch wieder zu vornehm, um ihn zu verstehen. Es sind in dem letzten halben Jahr große Kundgebungen der öffentlichen Meinung für Preußen erfolgt; aber wenn man sich damit begnügt, an denselben eine stille Freude zu haben, so wird es bald damit zu Ende sein.

Wie Preußen mit den übrigen Mächten stand, namentlich mit Oestreich und den deutschen Mittelstaaten, war schon früher allgemein bekannt, die oben erwähnte Correspondenz läßt uns einen tiefen, aber nur zu traurigen Blick in

die Beziehungen zu England und Frankreich thun. Es ist wahr, die diplomatische Sprache Lord Russells zeichnet sich durchweg durch eine gewisse jugendliche Ungenirtheit aus, aber der Ton, der hier gegen Preußen angestimmt wird, ist doch noch nicht dagewesen, und was das Schlimmste ist, der preußische Minister scheint durch diesen Ton gar nicht überrascht zu werden. Freilich, wenn man im November den Vorschlag Englands, das Prinzip der Nichtintervention für Italien festzustellen, entschieden zurückweist und im Januar mit demselben Vorschlag England entgegenkommt — was für einen Ton soll man da eigentlich erwarten? — Vielleicht sind diese Actenstücke verfälscht oder ungenau? — Das ist sehr möglich; dann aber wird es H. v. Schleinitz wahrscheinlich so machen, wie mit den östreichischen Anklagen nach dem Frieden von Villafranca: er wird erst abwarten, bis jene Papiere ihre volle Wirkung gethan und dann, wenn sie längst vergessen sind, wird er sie widerlegen.

Wir wollen auf den Kern der Sache eingehn. Im Inhalt freilich von der Politik des H. v. Manteuffel himmelweit verschieden, ist die Politik des neuen Cabinets in der Form mit ihr noch immer identisch: es ist die sogenannte Politik der freien Hand. Indem Preußen sich von vornherein zu nichts verpflichtet, sich mit Niemand engagirt, glaubt es dadurch allen übrigen Mächten überlegen zu sein und die letzte Entscheidung in der Hand zu haben. Diese Politik hätte aber nur Sinn, wenn Preußen so mächtig wäre, allenfalls drei seiner Nachbarn zu gleicher Zeit niederzuschlagen; da es aber keinem einzigen von ihnen gewachsen ist, so ist sein Verfahren zweckwidrig und gefahrvoll; denn die wirkliche Freiheit der Action hat nur der Stärkere, nicht der Schwächere. Man hat über den Satz des H. v. Manteuffel: „der Starke geht zurück!“ viel gespottet; es ist aber doch ein Sinn darin, denn nur dem Starken ist es wirklich möglich, nach Belieben zurückzugehn, und da Stärke nur ein relativer Begriff ist, so konnte sich Preußen allenfalls noch in der olmützer Zeit einen Starken nennen. Jedenfalls waren seine Gegner auch keine Helden. Es könnte aber einmal mit einem Stärkeren zu thun haben, und dann würde ihm auch das Zurückgehn nicht ohne Weiteres möglich sein; wenigstens wäre die Grenze dieses Zurückgehns nicht leicht nach Wunsch festzustellen.

Soviel stellt sich aus der Correspondenz klar heraus, daß Preußen mit England auf gar keinem Fuß steht; wie es sich mit Frankreich gestellt hat, darüber klärt uns die bezaubernde Naivetät des französischen Bevollmächtigten auf. Auf die Bemerkung des H. v. Schleinitz, Deutschland werde über die Einverleibung Savoyens sehr ungehalten sein, antwortet er mit der ausgesuchtesten Höflichkeit: eben darum hat man noch nichts davon gesagt! — Zur Diplomatie ist doch viel Kaltblütigkeit nöthig.

Mit Rußland scheint Preußen etwas besser zu stehn, d. h. beide unter-

stützen sich darin, eben nichts zu thun. Fürst Gortschakof hat dem britischen Bevollmächtigten einigemal sehr zornig angedeutet, er werde sich um gar nichts kümmern; das ist auch „Politik der freien Hand," aber wenn sich H. v. Schleinitz zu sehr darüber freuen sollte, so darf er nicht vergessen, daß diese Hand eben so frei ist gegen Preußen, als gegen Jemand anders.

So weit wir die Verhältnisse übersehen können, scheint uns der Hauptfehler der preußischen Politik darin zu liegen, daß sie nicht da angefangen hat, wo anzufangen war; nämlich mit Oestreich. Die beiden Anträge Preußens am Bundestag sind vortrefflich und im allgemeinen von der öffentlichen Meinung auch richtig gewürdigt worden, aber genügt es denn für einen Staat wie Preußen, einen Antrag zu stellen, den man dann ruhig zu den Acten legt? Die Correspondenz zwischen den Herrn v. Schleinitz und v. Beust, die doch offenbar für das Publikum bestimmt ist, hat das Eigenthümliche, vollkommen resultatlos zu bleiben. Herr v. Schleinitz lehnt die theoretische Discussion ab und stellt sich auf den praktischen Standpunkt, aber nicht immer ist der der praktische Mann, der von Praxis spricht; vorläufig ist offenbar Herr v. Beust praktischer, denn — es bleibt alles beim Alten.

Mit den Mittelstaaten ist jeder Versuch einer Verständigung vollständig zwecklos, solange Preußen sich nicht mit Oestreich geeinigt hat. Ist eine Einigung mit Oestreich möglich? — Wir sollten es meinen, denn was Preußen von Oestreich fordern kann, ist zum großen Theil keine Benachtheiligung Oestreichs. Es hat nämlich zu fordern, daß Oestreich sich mit ihm vereinigt, um am Bundestag durchzusetzen: 1) Annahme der von Preußen vorgeschlagenen Kriegsverfassung; 2) was unmittelbar damit zusammenhängt, Uebertragung der Befestigungen an der Nord- und Ostsee an Preußen dergestalt, daß der Widerspruch der einzelnen Staaten gegen die für nothwendig anerkannten Vertheidigungsmaßregeln als ungiltig bezeichnet wird; 3) Ordnung der kurhessischen Angelegenheiten nach dem Prinzip, daß der Bundestag sich in die innern Angelegenheiten der Bundesstaaten nicht weiter einzumischen habe, als zur Aufrechthaltung der Bundesgesetze nöthig; 4) Execution gegen Dänemark zur Vollziehung der Bundesbeschlüsse. Mit allen diesen Anforderungen würde Preußen so in den Schranken der Buundesprinzipien bleiben, Oestreich selbst würde dadurch so entschieden gewinnen, daß eine Garantie des im höchsten Grad bedrohten venetianischen Besitzes durch den deutschen Bund in den Augen eines ruhigen Staatsmannes eine mehr als hinreichende Gegenleistung wäre.

Da aber Oestreich sich solcher Staatsmänner nicht erfreut, so bleibt freilich der Ausgang der Unterhandlungen zweifelhaft, solange Preußen nicht, höflich aber gemessen, darauf aufmerksam macht, daß die Entscheidung sofort erfolgen müsse, in dem einen oder in dem andern Sinn. Die Correspondenz mit den Mittelstaaten kann immer auf das Gebiet der Theorie überge-

ſpielt werden; bei Oeſtreich iſt aber dieſe theoretiſche Unterſuchung bald abzuſchneiden. Wenn Oeſtreich auf den preußiſchen Antrag, im Kriegsfall den Oberbefehl über die Bundesheere mit Preußen zu theilen, nicht eingeht, ſo muß es ſich doch darüber erklären, was es eigentlich will? Die formale Beſtimmung der Ernennung eines Oberfeldherrn muß doch einen materiellen Sinn haben. Will Oeſtreich ſeine Truppen unter einen baieriſchen oder hannöverſchen General ſtellen? oder nimmt es den Oberbefehl auch über die preußiſche Armee in Anſpruch? Da von dem erſten natürlich nicht die Rede iſt, ſo muß Oeſtreich zu der letzten Erklärung getrieben werden; und ſobald dieſe erfolgt, iſt auch Preußens politiſche Richtung genau vorgezeichnet. Es wird alsdann ſeine Sache dem preußiſchen und dem deutſchen Volk vorzulegen und nicht weniger, ſondern mehr zu fordern haben.

Die Sache iſt ſo klar, daß am Ende auch Oeſtreich und ſelbſt die Mittelſtaaten ſie einſehn, und unter zwei Eventualitäten die minder unbequeme wählen werden, ſobald ſie ſich nur überzeugt haben, daß es Preußen mit ſeinem Willen Ernſt iſt. Davon werden ſie ſich aber nicht eher überzeugen, als bis in Preußen eine einheitliche Regierung hergeſtellt iſt. Wie viel daran noch fehlt, das ſtellt ſich immer mehr heraus, und wenn das Miniſterium die verſchiedenen Factoren der Geſetzgebung und Verwaltung weder für ſich zu gewinnen, noch ihren Widerſtand zu brechen weiß; wenn es ſich vielmehr bald nach dem einen, bald nach dem andern richtet, und ſo den vergeblichen Verſuch macht, zwei Prinzipien, die einander ausſchließen, gleichmäßig zu vertreten — wo ſoll dann ſein Credit herkommen? Das Ausland hat die Augen ganz gut offen und vielleicht ſind manche ſonſt unerklärliche Ereigniſſe des letzten Monats nur daraus zu begreifen, daß der Mann, der jetzt den meiſten Willen hat, den Andern doch noch mehr Willen d. h. Widerſtandskraft beigemeſſen hat, als ſie wirklich haben; jetzt iſt er aber darüber völlig enttäuſcht.

Möge Preußen ſich nicht damit tröſten, daß es anderwärts nicht beſſer ausſieht: Preußen iſt eben darauf angewieſen, mehr Politik zu treiben als die andern, weil es weniger warten kann. Es iſt wahr, in England macht ſich das Gewicht von Pfund, Schilling und Pence mehr geltend als nöthig; aber eine zuſammenhängende Politik in der italieniſchen Sache kann man den Whigs nicht abſprechen, wenn man ſich von den offenbaren Lügen vor dem Parlament nicht täuſchen läßt. Was Oeſtreich betrifft, ſo grenzt die offenbare Schadenfreude über die Einverleibung Savoyens freilich an Raſerei; was hilft uns das aber, wenn wir die Koſten derſelben mitzutragen haben? — daß mehr Rekruten einexercirt werden, kann das Gewicht unſerer Gründe nicht ſtärken, ſo lange man nicht die Meinung hat, daß dieſe Rekruten eventuell auch marſchiren müſſen; d. h. daß dieſes rohe Material durch den Willen, der wirklich etwas will, einmal Leben erhält. ††

Der Mond im Aberglauben.

Um die hervorragende Rolle zu begreifen, die der Mond im Aberglauben spielt, ist es nicht nöthig, sich an die Gestalt zu erinnern, in welcher er den Urvölkern erscheinen mußte. Seine Bedeutung in jenem Kreis von Anschauungen, seine Stellung in der Physiologie, Psychologie und Medicin des Volkes erklärt sich zum Theil schon, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sein Bild auf unsre Stimmung und Empfindung, auf die Stimmung und Empfindung des gebildeten Menschen wirkt, sobald dieser mit ihm allein und nicht gerade ohne allen Sinn für die Natur ist. Der Mond ist die Sphinx des Himmels, von der Sprache als Mann aufgefaßt und doch in der Seele als Weibliches empfunden, halb regelrechtes, wohl erklärliches Naturding, halb mystischer Magus, der nach jedem Räthsel, das wir lösen, ein neues im Munde hat. Die Wissenschaft ist auf der Leiter, die seine Strahlen bilden, zu ihm hinaufgestiegen und hat ihn Stück für Stück der Eigenschaften entkleidet, welche die Phantasie der Fabelwelt ihm verliehen. Er hat es dulden müssen, von ihr gemessen und gewogen zu werden. Von ihren Spiegeln gefangen, von ihren Fernröhren bedroht, hat er fast über alle seine häuslichen Verhältnisse, über seine bürgerliche Stellung im Staat der Gestirne, selbst über manche seiner privaten Neigungen und Liebhabereien in einer Weise Rede gestanden, daß man meinen sollte, es fehle nur noch wenig zu einem vollständigen Signalement. Jeder aufmerksame Bürgerschüler kann es ihm wiederholen, um wie viel kleiner er als die Erde ist, wie viele Meilen sein Durchmesser hat, was sein spezifisches Gewicht, seine mittlere Entfernung von unserm Planeten beträgt. Wir können die Figuren der Tour, die er um diesen tanzt, mit Kreide auf den Tisch malen, wir wissen sogar, in welchem Grade ihm seine vornehmere Tänzerin imponiren müßte, falls ihm die Fähigkeit zum Vergleichen innewohnte. Er hat gestehen müssen, daß er um vieles weniger schön, als diese, ja daß er eigentlich ein recht häßlicher Himmelskörper ist, daß er den anmuthigen Wechsel der Jahreszeiten nicht kennt, daß er kein Wasser, weder das dichte greifbare der Seen und Ströme, noch das dünne fliegende der Wolken, hat, daß er nichts von dem erhabnen Zorn der Gewitter, nichts von der holden Gluth der Morgenröthe, nichts von Himmelsbläue und Waldesgrün weiß, daß ihm jeder Begriff des animalischen und vegetabilischen Lebens fehlt, welches uns hier unter ihm mit seinen Farben, Formen und Stimmen erfreut.

Der Mond der Astronomen ist ein unheimlicher, düstrer Gesell, mißfarbig, am ganzen Leibe mit Warzen und Buckeln, dreimal so hoch als unsre höchsten Berge, mit tiefen Schrammen und Pockennarben, grausiger als unsere tiefsten

Krater und Schluchten bedeckt, ſtumm, taub, weil ohne Luft, öder und unwirthlicher als die wüſteſte Erdenwüſte.

Es iſt wahr, dieſe Schilderung beſchreibt nur die eine Seite des Erdtrabanten. Die andere, uns ewig abgekehrt und darum unſerm Auge ewig verborgen, könnte das Sprichwort rechtfertigen, daß hinterm Berge Leute wohnen, und damit eben das enthalten, was uns den Mond als Doppelnatur, als Sphinx bezeichnen läßt. Allein auch dieſe Vermuthung wird von der Wiſſenſchaft widerlegt. Sie weiß, daß auch dort keine Atmoſphäre, die der unſrer Erde einigermaßen gliche, und ſomit auch dort kein Waſſer ſein kann, und da aus dem Waſſer alles entſpringt, was wir Leben nennen, ſo wird unſre Charakteriſtik des Mondes in der Hauptſache auch von jener geheimnißvolleren Hälfte zu gelten haben. Wer durchaus das Bedürfniß empfindet, die Mondſchlacke mit denkenden und fühlenden Kreaturen zu bevölkern, mag ſich deren innerhalb der im Obigen liegenden Bedingungen zu conſtruiren verſuchen. Es wird ziemlich viel Phantaſie dazu erforderlich ſein, und Weſen mit Fleiſch von unſerm Fleiſch, Bein von unſerm Bein, Seelen gleich unſern Seelen wird man nicht dahin ſchicken dürfen. Vielleicht thuns Elfen, wie Fechner einmal im Scherz vermuthete, vielleicht ein Wagnerſcher Homunculus.

Der Mann von Bildung weiß alles das. Wer aber dächte an dieſe Proſa des Fernrohrs, wenn ihm an einem ſtillen Abend im einſamen Zimmer das Geſicht des Mondes durch die Fenſter herein ſieht? Wer erinnerte ſich der Schlacke, wenn die ſilberne Sichel ihm im Schatten des Waldes zwiſchen den Tannenäſten ſichtbar wird, oder wenn ihm die volle bleiche Scheibe aus der Mitte eines abgelegnen Weihers, umgeben von den ſchwarzen Spiegelbildern des Uferſchilfs melancholiſch entgegenzittert? In der That, wenige werden ſein, denen er unter ſolchen Umſtänden nicht mehr oder minder die Stimmung umwandelt, denen er nicht die Welt in einem andern Licht erſcheinen läßt, auf die er nicht als ein Füllhorn ſchwermüthiger Phantaſien wirkt, wenige, auf die ſein Bild nicht mehr oder minder den Eindruck eines begleitenden Geſichts, auf die es nur den einer kalten fernen Lichtkugel macht. Daß es nicht die Nacht allein, daß es dieſe nicht einmal vorzugsweiſe iſt, wodurch wir in dieſe Stimmung verſetzt werden, ergibt ſich ſchon, wenn wir uns die Nacht ohne Mond denken. Die Nacht ohne den Mond gleicht im Menſchenleben dem tiefen traumloſen Schlafe, die mondbeglänzte Nacht dem Schlafe des Träumenden. Die Natur nimmt im Licht des Mondes andere Formen an, die Umriſſe, die Schatten werden andere. Das Flüſtern der Büſche, das Rauſchen der Gewäſſer ſcheint unter ſeinem Einfluß aus einem weicheren Ton zu gehen. Ueber die Landſchaft iſt ein Licht ohne Wärme, eine gewiſſe kühle Jungfräulichkeit ausgegoſſen, das Weſen, das in dem plaſtiſchen Geiſte des Griechenthums ſich zur Geſtalt der Artemis verkörperte. Der Verſtand tritt vor der Empfindung

zurück, durch die Seele zieht es wie eine leise Melodie in Moll, das Heldengedicht des Sonnenlebens wird unter der Magie des Mondes zur Elegie. Ein seltsames Verschwimmen, Verschieben und Verweben geht vor sich. Indem er seinen silbernen Zauberstab über den Strom streckt, tauchen vom Grunde die weißen Nebelgestalten der Wasserfrauen auf, um ihre Reigen über den Strudeln zu tanzen, lautlose Tänze, zu denen nur die Welle am Ufer und vielleicht ein verirrtes Lüftchen in den Wipfeln die Musik macht. Droben am Himmel ziehen auf das Geheiß des Königs der Nacht stille Wolkengeschwader hierhin und dorthin. In der Ferne am Meeresgestade hebt er wie ein netzziehender Fischer die Flut, drängt er sie über die grauen Watten auf den Stand der Ebbe zurück. Eine Leuchte der Liebenden, weckt er in ihnen sehnsüchtige Gefühle, vermittelt er den Wechsel der Grüße zwischen ihnen. Ein Magnet für den Nachtwandler, führt er ihn in grausiger Höhe auf Pfaden hin, die nur er selbst und die von ihm Bezauberten ohne Schwindel und tödtlichen Sturz beschreiten können. Ein Wecker der Todten, läßt er sie schnellen Rittes dem Gegenstand ihres Verlangens zueilen.

Wir sind an der Grenze des Aberglaubens angelangt, ja das Bisherige stand zum Theil schon mit einem, zum Theil bereits auch mit dem andern Fuß auf dem Gebiet des Aberglaubens. Es wurde der Rest von Aberglauben geschildert, der dem Gebildeten bleibt. Da derselbe kein bleibender Wahn, sondern nur eine zeitweilige Stimmung, eine Gefangenschaft des Verstandes unter der von Natureinflüssen übermächtig gewordenen Phantasie ist, die mit dem Monde, ja schon mit der Rückkehr des Träumers unter Menschen verschwindet, so hätte statt der Bezeichnung Aberglauben eine andere gewählt werden sollen. Indeß ist jene Stimmung mit ihren Hallucinationen nahe verwandt mit dem wirklichen Aberglauben, gleichsam der noch flüssige, noch nicht auf bestimmte Gegenstände gerichtete, noch nicht zu Dogmen und Regeln ausgeprägte Aberglaube, und so mag der obige Ausdruck stehen bleiben. Genau zu bestimmen, wo hier die Grenze gezogen werden muß und bis wie weit ein wirklicher Einfluß des Mondes auf die äußere und innere Welt stattfindet, ist unmöglich. Einiges, was zur Regulirung dieser Grenze dienen kann, soll zum Schlusse beigebracht werden, nachdem wir einen Blick auf den Glauben des Volkes gethan haben, zu dem wir uns jetzt wenden.

Der Glaube des Volkes vom Monde ist das Resultat jenes temporären Ueberwiegens der Phantasie über den Verstand, mit hinübergenommen in das Tagesleben, vermischt mit einigen richtigen, nur falsch angewendeten Beobachtungen und dem einen oder andern Nachklang altheidnischer Vorstellungen, angewendet auf Nahrung und Nothdurft der Alltagsexistenz, ausgeprägt in der groben Münze von Bauernregeln, Zaubersprüchen und Sympathiekuren. Der Aberglaube des Gebildeten vom Monde ist sentimental. Er sieht den guten Mond stille durch

die Abendwolken gehen, fragt, warum der Thränen unterm Mond so viel sind. Der Aberglaube des Volkes ist naiv, aufs Praktische gerichtet. Er sieht im Mond seinen Doctor für Zahnschmerzen und Kröpfe und fragt sich, ob es gerathner ist, bei zunehmendem oder abnehmendem Monde seine Erbsen zu säen.

Ueber das eigentliche Wesen des Mondes lauten die Sagen verschieden. Bald klingt die alte Zeit nach, die ihn als belebtes Wesen auffaßte, bald ist er ein bloßer Ort am Himmel, wohin Uebelthäter verbannt sind. Aehnlichen Auffassungen begegnen wir in den Gebräuchen, die sich auf seinen wahren oder vermeintlichen Einfluß auf das Temperament und die Gesundheit der Menschen, auf das Gedeihen der Feldfrüchte und andere Vorgänge und Zustände des Lebens beziehen, doch spielen hier bereits orientalische Gedanken, durch Römer, Kreuzfahrer und mittelalterliche Juden vermittelt, in den germanischen Ideenkreis herein. Jene beiden Vorstellungen finden sich schon in der Edda angedeutet obwol die, nach welcher der Mond ein belebtes, göttliches oder halbgöttliches Wesen ist, hier noch entschieden vorwiegt. Die älteste Gestalt der Mythe läßt Wodan als Weltordner die Riesentochter Nacht und deren Sohn Tag zu sich berufen und ihn jedem von beiden ein Roß und einen Wagen geben, damit sie in je vierundzwanzig Stunden einmal um die Erde fahren. Nacht hat den Vortritt, ihr Roß (der Mond) heißt Reifmähne, das knirscht in sein Gebiß und wirft den Schaum über die Erde, wovon der Thau herkommt. Nach ihr kommt Tag, dessen Roß heißt Scheinmähne, es hat leuchtende Haare (die Sonnenstrahlen), von denen Luft und Erde ganz erhellt werden. Später, als die reine Naturreligion sich mit ethischen Momenten erfüllte, nahm diese Mythe eine andere Form an. Es heißt hier: Es war ein Mann, Namens Mundelför (Scheibenschwinger) der hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, und da sie so hold waren und so schön leuchteten, nannte er den Sohn Mond und die Tochter Sonne; diese aber vermählte er einem Manne, der Glanz hieß. Die Götter jedoch wurden zornig über den Stolz Mundelförs, nahmen ihm seine beiden Kinder und setzten sie an den Himmel, um den Gang von Sonne und Mond zu leiten. Sonne mußte die Hengste führen, die vor den Sonnenwagen gespannt sind, und Frühwach und Allgeschwind heißen. Unter ihren Bugen sind Blasebälge, um sie abzukühlen; denn der Sonnenwagen ist aus Feuerfunken gemacht, die aus Muspelheim herüberflogen, und ist ganz glühend. Vor ihn ist auch ein Schild gesetzt, um die Hitze aufzufangen; wenn der herunterfiele, würden Wasser und Erde entbrennen. Mond wurde bestimmt, den Gang des Mondes zu leiten und über Neulicht und Volllicht zu herrschen. Noch späteren Ursprungs und wol nur eine Wiederholung oder vielmehr eine anderswo entstandene Gestalt derselben Mythe, die sich dann an diese anhing, ist die Erzählung, nach welcher Mond, als er einmal auf die Erde herabgesehen und Widfinns

Kinder Bil und Hiuk erblickt, wie sie vom Brunnen Byrgr kamen und eine Stange mit einem Eimer Wasser auf den Schultern trugen, diese raubte und zu sich nahm, so daß man sie noch heute im Monde gehen sieht.

Die Urgestalt der Vorstellung des germanischen Stammes vom Monde drücken diese Mythen nicht aus. Man wird sich vielmehr im Anfang denselben einfach als Auge, als rollendes Rad (noch jetzt sagt man in der Oberpfalz: „Der Mond ist voll wie ein Pflugrad"), als glänzenden Schild gedacht haben, Ausdrücke, die in der Edda wenigstens von der Sonne wiederholt gebraucht werden.

Neben diesen Bildungen der Mythe ging unter den südlichen Germanen — vielleicht schon früh — eine andere Auffassung der beiden großen Gestirne her. Die Sonne wurde für eine göttliche Frau, der Mond für einen Mann gehalten. Beide waren Gatten, der Mond aber ein so kühler Gemahl, daß es die Sonne verdroß. Sie schlug dem Gatten eine Wette vor: wer zuerst aufwachen würde, sollte das Recht haben, bei Tage zu scheinen, dem Trägen gehöre die Nacht. Früh am Morgen zündete die Sonne der Welt das Licht an und weckte den phlegmatischen Gemahl. Seitdem leuchten beide getrennt. Beide reut indeß die Scheidung, und so suchen sie sich einander zu nähern. Das ist die Zeit der Sonnenfinsternisse. Dann machen sie sich gegenseitig Vorwürfe, aber keines behält Recht, und so trennen sie sich wieder. Vor Schmerz nimmt der Mond dann ab, bis ihm die Hoffnung wiederkehrt und ihn wieder voller werden läßt.

Von allen diesen Sagen und Mythen bewahrt unser Volksaberglaube deutlich erkennbare Reste. Im Böhmerwald wird eine Sonnenfinsterniß als Streit zwischen Sonne und Mond aufgefaßt, und damit der Mond, der als der Stärkere gilt, nicht Herr werde, fallen die Altgläubigen auf die Knie und beten zum Ofen gewendet oder schlagen mit Messern auf Pfannen oder Sensen, damit der Mond, hierdurch erschreckt, ablasse.

Noch wichtiger aber für unsern Zusammenhang ist die Art und Weise, in welcher sich das Volk in den verschiedensten Gegenden Deutschlands die Mondflecken erklärt. Hier sehen wir mit geringen Veränderungen die jüngere Eddamythe vor uns, ja einige Versionen zeigen auch Spuren der jüngsten.

Bekannt ist, daß wir in den Flecken des Mondes einen Mann vor uns haben, der wegen eines Vergehens dorthin versetzt worden ist. In der Gegend von Reutlingen ist es ein Weingärtner, der eines Abends noch bei Mondschein arbeitete und „Rebenbüschele" machte. Da bei Mondschein zu arbeiten, wie später zu erwähnen sein wird, für frevelhaft gilt, so wurde er zur Strafe dafür in den Mond verwünscht, in dem er noch immer „schweben" muß. Er trägt dabei das corpus delicti, sein Rebenbüschele an einem Stock auf der Schulter (ähnlich denen, die an den Pranger gestellt werden).

Dieß möchte die älteste Form dieser Sage sein. Andere Erzählungen stehen auf dem Boden des Christenthums: es war eine Verletzung des Gebots der Sonntagsheiligung, welches den Mann in den Mond brachte. Im vordern Schwarzwald, bei Kalw und Liebenzell heißt es, daß der Verwünschte einst am Sonntag Besenreiser schnitt. Als er heimging, begegnete ihm im Walde der liebe Gott, stellte ihn über seine Unkirchlichkeit zur Rede und sagte ihm zugleich, daß er ihn dafür bestrafen müsse. Indeß solle er wählen dürfen, ob er in den Mond oder in die Sonne verwünscht sein wolle. Darauf versetzte er: „Wenn es sein muß, will ich lieber im Mond erfrieren, als in der Sonne verbrennen," und so ist er mit seinem Bündel Besenreiser auf dem Rücken in den Mond gekommen. Damit das „Besenmännle" aber nicht erfriere, hat ihm der liebe Gott sein Bündel angezündet, und das brennt jetzt fort und wird nimmer erlöschen. In einer noch moderneren Fassung der Sage hat der Mann am Sonntag Holz gestohlen, statt des lieben Gottes stellt ihn sein Pfarrer zur Rede, er leugnet und verwünscht sich selbst in den Mond, wenn er es gethan, und sein Fluch geht in Erfüllung. In Graubündten ferner erzählt man die Sache folgendermaßen: Einen Senner bat eine arme Frau um ein wenig Milch, er aber wies sie mit Scheltworten ab. Da verwünschte sie ihn für seine Unbarmherzigkeit an den kältesten Ort, worauf er in den Mond kam, in dem er noch immer mit seinem Milcheimer zu sehen ist.

So die süddeutschen Sagen vom Mann im Mond. Aehnlich die norddeutschen. Hier ist der Mann in der Mark deshalb in den Mond gesetzt, weil er am Sonntag sich mit Errichtung eines Dornenzauns beschäftigt hat, im Paderbornschen, weil er am Ostertag Leuten, die zur Kirche wollten, das Hecken (Feldthor) sperrte, in der Gegend von Woeste, weil er am Sonntag mähete, zu Hemer in Westfalen, weil er am Ostermorgen „im Glauben, unser Herr Christus wäre nun todt," Holz stahl, zu Vorhop in Westfalen, weil er am Gründonnerstag Besen band, u. s. w. Im Holsteinischen heißt es: In der Zeit, da noch das Wünschen half, stahl einmal ein Mann am Weihnachtsabend Kohl aus dem Garten seines Nachbars. Eben wollte er mit der vollen Hucke davon gehen, als die Leute seiner gewahr wurden und ihn in den Mond verwünschten, wo man ihn noch jetzt mit seiner Kohlhucke sieht. An jedem Weihnachtsabend kehrt er sich einmal um. Dieselbe Sage hört man im Havelland, nur ist es hier der heilige Christ, der, „auf seinem weißen Schimmel vorüberreitend", den Dieb ertappt und bestraft. Auf Silt ist der Verbannte ein Schafdieb gewesen, der mit seinem Kohlbüschel die Schafe der Nachbarn an sich lockte. Im Siegenschen war er ein junger Mensch, der des Nachts zu seinem Mädchen ins Fenster steigen wollte und, da ihm der Mond zu hell dazu schien, ihn mit einer Dornwelle zu verfinstern versuchte, wobei

er an ihm hängen blieb. In Schmallenberg war er ein Säufer, der, als er des Nachts nach Hause ging, dem Mond mit einem Dornbusch drohte, und dafür sammt dem Dornbusch von ihm hinaufgezogen wurde.

Die Rantumer, auf der Insel Silt, sagen: Der Mann im Mond ist ein Riese, der steht zur Zeit der Flut gebückt, weil er dann Wasser schöpft und auf die Erde gießt, woher die Flut kommt. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und ruht von seiner Arbeit aus, und dann kann sich das Wasser wieder verlaufen.

Mit Ausnahme der zuletzt genannten Deutung ist es also immer ein Frevel, der den Mann in den Mond gebracht hat, und das stimmt durchaus mit der alten Erzählung, nach welcher die Götter Mundelförs Kinder in die Sonne und den Mond versetzten, um seinen Uebermuth, um ein Sacrilegium zu bestrafen. Aber auch von der jüngsten der drei Gestalten, in denen die Mythe vom Mond in der Edda auftritt, von der, nach welcher der Mondmann Widfinns Kinder raubte, läßt sich im deutschen Aberglauben ein Nachklang aufzeigen, und zwar zunächst in den Sagen, in welchen von zwei Personen im Monde die Rede ist, dann aber in denen, in welchen der Mondmann seinen Platz am Himmel verläßt, um auf die Erde zu kommen und die, welche bei Mondschein spinnen oder stricken, mit Entführung zu bedrohen. Wir geben für jede der beiden Versionen ein Beispiel. Zu Hemer in Westfalen wird erzählt, daß im Mond ein Mann mit einer Gabel voll Dornen und eine Frau mit einer Kirne (Butterfaß) neben einander stehen, zur Strafe dafür, daß jener am Sonntag sein Feld mit Dornen umzäunte, während die Frau butterte. Zu Brackenheim in Schwaben war eine arme Frau, die sich mit Spinnen nährte und dabei so fleißig war, daß sie selbst bei Mondschein noch an der Kunkel saß. Da trat einmal mit dem Schlag zwölf ein Mann zu ihr herein, brachte ihr einen ganzen Arm voll Spindeln und sagte, die müsse sie ihm noch in dieser Nacht voll spinnen, wo nicht, so werde er sie mit fort nehmen. Der Frau ward Angst darüber, aber ein guter Geist gab ihr ein, daß sie die Spindeln nur einmal überspann und so zu rechter Zeit fertig wurde. Die Sage macht aus dem Mann den Teufel. Er ist aber sicher kein anderer, als jener Sohn Mundelförs, das Urbild der meisten von den verschiedenen Gestalten des Mannes im Monde. Das geht, abgesehen von dem oben erwähnten reutlinger Winzer, schon daraus hervor, daß eine andere Deutung der Mondflecken in demselben ein Mädchen erblickt, welches am Sonnabend im Mondschein gesponnen hat und dafür wirklich vom Mondschein sammt ihrem Rocken hinaufgezogen worden ist. Die Edda sagt es nicht ausdrücklich, aber Bil und Hiuk werden bei ihrem Wasserholen eben auch das Verbot, bei Mondlicht zu arbeiten, übertreten haben.

Welchen Grund dieses Verbot oder diese Scheu hatte, läßt sich nur ra-

then, nicht genau bestimmen. Möglich, daß die Urzeit eine nachtheilige Einwirkung des Mondes auf die Gesundheit der Menschen und auf die Erdennatur überhaupt wahrzunehmen meinte. Möglich, daß die Mythe vom Raube der wasserholenden Kinder ein Symbol des Einflusses des Mondes auf das Meer, oder eine Folgerung daraus ist, so daß man geglaubt hätte, wie der Mond die Flut hebt, könne er auch Menschen der Erde entheben. Vielleicht auch, daß dazu ein ähnliches Gefühl trat, wie das, welches den Israeliten untersagte, am siebenten Tage zu arbeiten. Wie hier die Arbeit auf sechs Tage der Woche beschränkt wurde, so könnte unter den Germanen die Billigkeit verboten haben, anders als bei Sonnenlicht thätig zu sein, und dieses Gefühl, anfänglich eine bloße Scheu, später zum Verbot und noch später zu einem Glied in der Mythe geworden sein.

Eigenthümlich und vielleicht nur eine Christianisirung der im Obigen angeführten ältesten Eddamythe, nach welcher Sonne und Mond Riesenkinder sind, die im Anfang der Dinge an ihren Platz gestellt wurden, ist die von Maurer mitgetheilte Sage aus Island, daß die Sonne das Gesicht Evas, der Mond das Antlitz Adams zeige. Dagegen erinnert eine andere dort im Volksmund lebende Erzählung lebhaft an einen bekannten Zug in den Sagen vom wilden Jäger. Ein Dieb war eben dabei, an einem einsamen Orte die Lende eines von ihm gestohlnen Schafes zu verspeisen. Der Mond schien gerade hell und klar vom Himmel herab. Da rief der Bursch übermüthig zu ihm hinauf: „Willst du, Mond, in deinen Mund diesen fetten Bissen?“ Sofort antwortete eine Stimme: „Willst du, Dieb, auf deine Wange diesen heißen Schlüssel?“ und zugleich fiel vom Himmel wirklich ein glühender Schlüssel herab und brannte dem Spötter ein Brandmal auf den Backen.

Die Götter der Urzeit bilden sich aus unbestimmten Empfindungen und Wahrnehmungen, gewinnen für einige Zeit plastische Gestalt und sterben dann in derselben Weise wie alles andere, d. h. sie lösen sich in das auf, aus dem sie entstanden sind, nur daß dann jene Elemente, jene Empfindungen und Wahrnehmungen in der Volksseele in bestimmterer Fassung, als Dogmen fortleben. Die ethischen Götter sind aus unserm Aberglauben verschwunden bis auf geringe Reste. Dagegen bewahrt derselbe zahlreiche Erinnerungen an die flüssige, vielfach verschwimmende Welt der dieser vorausgehenden Naturreligion, und das ist begreiflich, da jene nur eine vergängliche Bildungsstufe der Volksseele abspiegeln, während die Natur für den Naturmenschen immer dieselbe ist. Die aus der unklaren Empfindung, daß der Mond einen Einfluß auf Mensch und Welt ausübe, hervorgegangene Mythe vom Mondmann oder Mondgott, der Menschen entführt, welche sich seinem Schein aussetzen, in demselben Arbeiten verrichten, wird sich, als der Gott am Christenthum starb, wieder in die Vorstellung von einer schädlichen Einwirkung des Mondes auf die Erde

umgewandelt haben, und diese Vorstellung mag dann später zu der noch blassern und allgemeineren zurückgekehrt sein, nach welcher das Himmelslicht der Nacht überhaupt einen zauberhaften Einfluß auf uns und unsre Umgebung besitze. So finden wir auch da, wo der Glaube an den Mann im Monde schon längst nur noch Kinderglaube ist, eine Menge von Geboten und Verboten, welche das Thun und Lassen des alltäglichen Lebens nach dem Monde regeln. Bei Weitem mehr als die Sonne dient er unsern Bauern als Uhr ihres Schaffens. Seine Wechsel werden beim Feld- und Gartenbau, bei sympathetischen Kuren, beim Schröpfen und Aderlassen, beim Haarschneiden, beim Abtreiben von Würmern als wichtiges Bestimmungszeichen betrachtet. Der zunehmende Mond gibt eine günstige, der abnehmende eine ungünstige Zeit für alle Unternehmungen des Landmanns, vorzüglich für Säen und Pflanzen, aber auch für Dienst- und Wohnungswechsel, Hochzeiten u. s. w. Der Vollmond scheint in manchen Gegenden geradezu als giftig aufgefaßt zu werden, während sein Licht in andern als Heilmittel benutzt wird. Auch der Neumond hat seine Bedeutung, ja selbst der Montag nimmt an der Wichtigkeit für das Leben, die sein Namengeber hat, einen nicht unbeträchtlichen Antheil. Viele dieser Regeln widersprechen sich, indem hier das eine, dort das Entgegengesetzte beobachtet werden muß, manche stammen offenbar aus der Astrologie des Orients, viele haben ihre Begründung nur darin, daß man den Mond und seine Phasen mit dem Leben verglich, ihn als ein Symbol und Omen irdischer Entwickelung betrachtete, andere wieder beruhen auf altgermanischem Zauberglauben.

Im Folgenden geben wir eine Uebersicht der wichtigsten Sätze dieses Aberglaubens, und zwar zunächst der an das Obige sich enger anschließenden, nach denen der Mond als gefahrdrohendes schädliches Gestirn erscheint. Im Mondschein darf man nicht spinnen, in der Oberpfalz, weil solches Garn nicht hält, in Südschwaben, weil man damit einem seiner Angehörigen einen Strick an den Hals spinnt. Man darf ferner kein Geräth, keinen Wagen u. dgl. im Mondschein stehen lassen, da es sonst bald entzwei geht. Aus ähnlichen Gründen ist es in Schlesien verboten, Wäsche im Mondschein hängen zu lassen. Wer aus einem Bach oder Brunnen trinkt, in den der Mond scheint, begeht in der Oberpfalz einen Frevel (entweder gegen sich selbst oder gegen den Mond) weil er den (giftigen?) Mond mit hinein trinkt. Ebendaselbst darf man im Mondschein nicht tanzen, weil dann die Decke der Erde so dünn wie Spinnewebe ist und die Geister durch das Tanzen heraufgelockt werden. Verboten ist ferner in vielen Gegenden Deutschlands, ungetaufte Kinder dem Mondschein auszusetzen, da sie leicht mondsüchtig oder Zauberer werden, sehr unklug, nach dem Mond mit den Fingern zu weisen, weil man dann ein Nagelgeschwür, oder gegen ihn auszuspeien, weil man sonst einen Ausschlag um den Mund

bekommt. Als wir auf der Fahrt nach Amerika eines Abends, wo der Mond hell schien, auf dem Verdeck eingeschlafen waren, weckte uns ein holländischer Matrose, „damit wir nicht blind würden.“ Schwängerung im Mondschein, heißt es in der Oberpfalz, hat mondsüchtige Kinder zur Folge. Endlich soll der Mondschein den Teint schwärzen, die Fäulniß des Fleisches und der Fische befördern, die Barbiermesser stumpf machen. Der Montag gilt in den verschiedensten Strichen Deutschlands für einen Unglückstag, im Lauenburgischen, weil das an ihm Begonnene „nicht wochenalt wird“, im Altenburgischen, weil man das Glück für die Woche mit weggibt, wenn man an ihm etwas verleiht oder großes Geld ausgibt, am Rhein, weil die Mägde, die an ihm einen Dienst antreten, viel zerbrechen oder bald wieder abziehen. Andere hierher gehörige Regeln führt Gräße (des deutschen Landmanns Practica S. 199) an: Man darf Montags beim Kauf nichts schuldig bleiben, keinen Strumpf links anziehen, sich beim Nachbar kein Feuer holen und ebenso keinem, der solches holen will, dasselbe geben. Wer Montags in eine fremde Wohnung kommt und darin nicht ausruht, der nimmt den Leuten die Ruhe mit weg oder macht, daß der Mann die Frau prügelt. Einiges hiervon bezieht sich darauf, daß das Volk den Montag als ersten, nicht, wie die Kirche will, als zweiten Tag der Woche auffaßt, das meiste aber steht in Beziehung zu dem Tage, der nach dem Mond genannt ist.

Zahlreicher als diese Behauptungen vom Mond im Allgemeinen sind die Regeln des Aberglaubens, welche sich auf seine Phasen beziehen. Die Haare muß man sich in Tirol bei abnehmendem, im ganzen übrigen Deutschland dagegen bei zunehmendem Monde verschneiden lassen. Eier im ersten Viertel gelegt, sind gut zur Speise und zum Erzielen junger Brut; die aus dem letzten Viertel dienen nicht zur Zucht. Alles Schlachtvieh und ebenso Krebse, Muscheln und Austern sollen im Vollmond fetter sein. Kinder müssen während derselben Phase entwöhnt werden, da sie dann besonders gedeihen; desgleichen soll man in dieser Zeit die Kälber absetzen. Kürbisse sollen drei Tage vor dem vollen Mond gesteckt werden, weil sie dann eine besondere Größe erlangen. Getreide muß man (in Tirol wird der Roggen ausgenommen) nach allgemeinem Glauben bei zunehmendem Mond säen, bei abnehmendem Mond dagegen Erbsen und Buchweizen, weil diese sonst zu lange blühen (in Westpreußen und der Mark) ebenso alles das, was seine Frucht unter der Erde ansetzt, z. B. Kartoffeln, Rüben und Möhren; wer letzteres nicht beobachtet, hat zu befürchten, daß die Kraft dieser Gewächse zu sehr in das Kraut geht. Brachen soll man (in Tirol), wenn „der Mond unter der Erde ist.“ Eine Bauernregel lautet:

„Vom neuen bis zum vollen Schein
Sä' Nachmittags, so wird's fein rein,

Vom alten bis zum neuen Licht
Sä' Vormittags, so wird's nicht brandicht."

Andere Sprüche empfehlen, bei Neumond zu säen. Im allgemeinen gilt, daß alle Dinge, die auf ein Gewinnen oder Behalten abzielen, bei wachsendem, alle, welche darauf gerichtet sind, etwas loszuwerden, bei schwindendem Mond vorzunehmen sind. Da indeß im Aberglauben die Willkür der Phantasie vorherrscht, so sind die Ausnahmen fast so zahlreich vertreten als die Regel. Bei zunehmendem Mond muß man die Schafe scheeren, die Wiesen mähen, die zum Schlag bestimmten Waldstrecken fällen, Dünger auf den Acker fahren (Kärnthen). Vorzüglich muß alles zum Bauen bestimmte Holz in dieser Periode gefällt werden, weil sonst dem daraus errichteten Hause ein Unglück widerfährt (Kärnthen); Brennholz dagegen ist bei abnehmendem Licht zu schlagen, da es so besser brennt. Waschen soll man (Tirol) bei abnehmendem Mond, und in derselben Zeit nimmt man in der Mark das Schweineschlachten und in Mecklenburg das Weißen der Stuben vor, „weil sie sonst nicht trocken werden." In vielen Gegenden, z. B. in Ostpreußen, Pommern und Hessen läßt sich niemand leicht im letzten Viertel trauen. Dagegen ist der Vollmond und ebenso der Neumond zum Hochzeitsbitter sehr zu empfehlen. Bei Gräße heißt es ferner, wenn eine Sache glücken soll, muß sie während des Neumonds angefangen werden, namentlich muß man in dieser Zeit neue Wohnungen beziehen, weil „dann die Nahrung zunimmt". Wer kein Geld im Beutel hat, darf ihn bei Neumond nicht besehen, da er in diesem Fall, so lange das Licht währt, kein Geld haben würde. Aehnliches sagt man vom ersten Viertel. Wer sein Silber während des Vollmonds zählt, der sieht es oft zu Golde werden, lesen wir bei Gräße. Dagegen heißt es in der von Zingerle mitgetheilten „Blume der Tugend", einem Gedicht aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts:

„Und etleich lewt die tragenn her fur
Silber vnd Gold, hor ich jechenn
Wenne sew newen man sechenn."

Eigen klingt der von Montanus angeführte Aberglaube, daß in der Neumondszeit Verstand und Vernunft, wo sie nicht recht feststünden, zu wackeln anfingen.

Von höchster Wichtigkeit ist der Mond für die Bestimmung des Wetters. „Wollt ihr wissen," sagt die Meteorologie der Bauern, „ob in einem jeglichen Monat schön Wetter sein oder regnen wird, so lug, in welcher Stunde ein neuer Mond wird, an welchem Zeichen, und welcher Planet zu derselben Stunde regiert: so wird derselbe Monat gern heiß und trocken, kalt und feucht nach den Urtheilen der vier Zeiten des Jahres. Item, wenn der Mond neu geworden, wie es dann denselben Monat wittern soll, das findest du also: Scheint der Mond weiß, so wird es gern schön, scheint er aber roth, so wird

es gern windig. Scheint er bleich, so regnet es gern. Item, wenn es regnet an dem nächsten Montag, nachdem der Mond neu ist worden, so soll es den ganzen Monat aus regnen. Und sagen die Meisten von dem Mond, wenn der Mond neu ist und hat an dem Horn einen dunkeln Schein, schwarze Male, so bedeutet das in seiner Neue Regentage. Wenn er vier Tage alt wird und goldgelbe Farben an ihm sind, so bedeutet das kürzlich starke Winde. Ist er aber schwarz in der Mitte, so wird schön Wetter sein, klar und heiter bis zu Ende."

Der Mond mästet, wie wir aus unsrer Rockenphilosophie sahen, Austern und Schlachtochsen, wirkt als magischer Guano auf den Acker, als Heckpfennig auf den Beutel, dient als Monatsuhr für den Säemann und den Gärtner, als Wetterprophet und Barometer. Das folgende wird zeigen, daß er auch unter den Arzneimitteln der Volksapotheke eine Rolle spielt, trotzdem oder vielleicht gerade, weil sein Schein hier und da für giftig gilt. Sommersprossen vertreibt man, indem man sich des Nachts mit Wasser wäscht, in welches der Vollmond scheint (Tirol). Kröpfe wird man los, wenn man sich bei zunehmendem Mond drei Abende hintereinander mit dem Gesicht gegen den Mond stellt, einen Stein aufhebt, den leidenden Theil stillschweigend damit berührt und den Stein dann hinter sich wirft (Harz, Schlesien). Zahnschmerz wird unfehlbar geheilt, wenn man den Vollmond ansieht und spricht: „Maand, ik klag di Tähnpien, Rietpien, Splietpien un Gicht, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes u. s. w. (Lauenburg) oder wenn der Geplagte bei abnehmendem Mond mit einem Nagel in den Zahn bohrt, bis Blut kommt und den Nagel dann stillschweigend in die Nordseite einer Eiche schlägt; so lange der Baum steht, wird man nie wieder Zahnschmerz haben (Mark). Gepulverte Todtenknochen, bei abnehmendem Mond eingenommen, sind gut gegen Epilepsie (Tirol). Eisenkraut nach dem Aufgang des Hundssterns bei Neumond gebrochen, hilft gegen Kopfweh. Krebse bei Vollmond gefangen, wenn die Sonne im Löwen ist, lebendig verbrannt und dann zerstoßen, sind das beste Mittel gegen die Hundswuth. Bruchschäden vergehen, wenn man bei Vollmond das an eine Wand fallende Licht mit der hohlen Hand dreimal auf die Geschwulst schöpft und dazu die Formel „im Namen Gottes des Vaters u. s. w." spricht. In ähnlicher Weise werden Flechten und Warzen vertrieben, letztere auf folgende Methode: Man sieht scharf in den Vollmond und spricht: „Wat ik seh, dat steit, wat ik striek, dat geit, im Namen u. s. w." oder bei zunehmendem Mond: „Dat nimmt tau, wat ik bekiek, dat nimmt af, wat ik bestriek" (Mecklenburg, Lauenburg und Baiern). Ein Zaubersegen gegen die Gicht endlich, der in Lauenburg gebräuchlich ist, und bei abnehmendem Monde Dienstags und Freitags angewendet wird, lautet: „Gicht, ich befehle dir durch Gottes Macht, durch Gottes Kraft, du sollst nicht mehr reißen, du sollst nicht mehr schleißen, du sollst nicht meh

rennen, du ſollſt nicht mehr brennen, du ſollſt nicht mehr brechen, du ſollſt nicht mehr ſtechen. Der du unter den Neunundneunzig und Siebenundſiebzig biſt, ſicherlich magſt du vergehen, wie die weiße Wand (wie der Mondſchein von der Wand?), da unſer Herr Jeſus am Kreuze hang. Im Namen u. ſ. w."

Jedenfalls iſt der Mond auch bei anderm Zauberwerk nothwendiger Helfer. So beim Gießen von Freikugeln, beim Diebsbann, bei der Anfertigung von Wünſchelruthen. Einen hierher gehörigen Aberglauben theilt Kuhn in ſeinen „Sagen, Gebräuchen und Märchen aus Weſtfalen" mit. Es iſt eine Anweiſung, einen Stecken zu ſchneiden, mit dem man einen Abweſenden prügeln kann. Man ſchneidet denſelben an einem Dienſtag, wenn der Mond neu wird, im Namen der Dreieinigkeit, zieht ſeinen Rock aus, ſchlägt, indem man den Namen des zu Prügelnden nennt, tapfer drauflos, und derſelbe bekommt die Schläge, gleichviel wie weit er entfernt iſt.

Nicht zu verwundern iſt es, wenn der Mond, der ſo viel vermag, auch als Schutzmittel gegen magiſche Einwirkungen, als Gegenzauber, als Amulet, namentlich gegen den böſen oder neidiſchen Blick gebraucht wurde. In Deutſchland ſcheint dieſer Aberglaube — wenn man von den Mondchen an unſern Pferdezäumen, die aus der Türkei ſtammen, und von dem Umſtand abſieht, daß von der Ritterrüſtung des Mittelalters bei unſern Offizieren einzig der halbmondförmige Ringkragen übrig geblieben iſt — nicht vorzukommen. Dagegen finden wir denſelben unter den Griechen und Römern, im heutigen Italien und vor allem im alten und neuen Orient weit verbreitet. Sehr wahrſcheinlich waren die Mondchen, welche die Kameele der Richter 8, 21 genannten Beduinenemire Sebah und Zalmuna trugen, und ebenſo die Jeſaias 3, 18 erwähnten, zum Schmuck der hebräiſchen Modedamen gehörigen kleinen Monde*) ſolche Amulete. Der halbe Mond auf den türkiſchen Moſcheen, der bekanntlich ſchon das Wahrzeichen des alten Byzanz war, welches er nach der Sage vor einem nächtlichen Ueberfall bewahrte, iſt ein Ueberbleibſel des Heidenthums. Wie er noch jetzt in der Türkei, Kindern und Pferden um den Hals gehangen, als Mittel gegen Augenzauber dient, ſo war er ſchon im Alterthum ein ſolches Amulet. Bekannt ſind die *μήνιοκοι*, welche die Griechen, die lunulae, welche die Römer ihren Kindern als Schutzwehr gegen den Neid der Götter und Menſchen und vorzüglich gegen den *ὀφθαλμὸς βάσκανος*, das zaubernde Auge, umzuhängen pflegten. Auch Frauen wahrten ſich mit ſolchen Mondchen, welche aus Gold, Silber oder Bein gemacht und an einem Band um den Hals getragen wurden. Ebenſo hing man ſie, wie die Basreliefs der Trajansſäule (vgl. Jahn, über den Aberglauben des böſen Blicks S. 42) zeigen, Pferden um. Wahrſcheinlich ſicherte man mit ihnen auch lebloſe Gegenſtände, Häuſer, Stadtthore, und ſo könnte jenes Wahrzeichen des vorchriſtlichen By-

*) Luther hat das hebräiſche Wort nicht genau mit „Spangen" wiedergegeben.

ganz ein Wahrzeichen im engern Sinn, d. h. ein Amulet gewesen sein. Wie dem aber auch sei, das Bild des Mondes war im Alterthum wahrscheinlich unter den Juden, sicher unter den Griechen und Römern ein Mittel gegen den bösen Blick, es ist noch jetzt ein solches unter den Türken und noch heute tragen neapolitanische Damen silberne Halbmonde am Arm zum Schutz gegen die fallende Sucht, die allenthalben als eine durch Zauber herbeizuführende Krankheit, als etwas „Angethanes" gilt.

Fast durchweg verschieden von den oben angeführten Sagen und Regeln des Aberglaubens vom Monde, die ihre Heimat in Deutschland und andern germanischen Ländern haben, ist das, was die auf orientalischer Astrologie fußende Kunstmagie vom Einfluß des Mondes auf die Erde zu melden hat. Dahin gehört alles, was die Complexion der Steine, Pflanzen, Thiere und Menschen nach den Planeten und Himmelszeichen bestimmt. Der Bauer weiß davon wenig oder nichts; dennoch muß das auf den Mond Bezügliche hier in Betracht gezogen werden, da nach den gedruckten Regeln dieser Theorie noch heute hier und da Ehen und Freundschaften geschlossen und mancherlei andere Unternehmungen bestimmt werden. Es gibt nach dieser Lehre gewisse Metalle und Steine, gewisse Pflanzen und Thiere und ebenso gewisse Menschen, in denen sich, je nach der Constellation, unter der sie geboren oder entstanden sind, der eine oder der andere Himmelskörper mit den Eigenschaften seines Wesens darstellt. So gibt es solarische, jovialische, saturninische, martialische und so auch lunarische Naturdinge und Menschen. Beispiele werden darthun, was damit gemeint ist. Lunarische, unter dem Einfluß des Mondes entstandene, dessen Züge tragende Mineralien sind das weiße Erz, das Silber und der blaue Saphir (Gold und Karfunkel gehören der Sonne an, Eisen, Schwefel und Rubin sind Marskinder u. s. w.). Lunarisch sind alle Kräuter, welche weiche, dicke und saftige Blätter und einen wässerigen Geschmack haben, alle Sumpfpflanzen und alle solche, die besonders rasch wachsen: der Kohl und der Kürbiß, Melone, Gurke, Zwiebel, Lauch, die Mandragorawurzel (Alraun), der Mohn, der Salat, die Rübe, alle Pilze und Schwämme, das Mondkraut, die Wasserlinse, von den Bäumen aber die Linde. Die lunarischen Thiere entsprechen dem: sie lieben feuchte Orte, wachsen rasch, sind langsam, meist ungeschickt, fruchtbar und unrein, „von wegen der lunarischen Impression und des gistigen Menstrui;" zu ihnen zählen unter andern das Schwein und das Kaninchen, der hundsköpfige Affe, Ente, Gans, Kukuk, Wachtel, Wasserschlange, Schildkröte, die meisten Fische, die Spinne, der Krebs und die Auster. Die lunarischen Menschen werden, wenn sie wohlgeordnet sind, tüchtige Schiffsleute, glückliche Fischer, schlaue Müller, die besten Jäger, hurtige und verschwiegene Boten; wenn sie dagegen übel geordnet sind, das Gegentheil von dem Gesagten, Verräther, Meineidige, Hexen und Zauberer.

Ein Kind geboren in des Mondes Stunde, heißt es ferner, wird unstet in seinem Wandel, läßt sich niemand meistern, thut sich selbst leicht den Tod an, hat selten Glück in zeitlichen Dingen; denn es mag seines Glücks nicht erwarten, stirbt meist in jungen Jahren, hat dunkle Augen, schielt gewöhnlich, wird oft krank, geht geduckt, ist kalter Natur, selten fröhlich. Es ist wahrhaftig, wird leicht zornig, vergeht ihm aber bald, begehrt nicht fremdes Gut, ist gern ein Kaufmann oder Schiffer, sein Angesicht ist bleich, es wird zeitig grau und darf von Glück sagen, wenn es im Angesicht nicht ein Zeichen überkommt.

Wieder eine andere Quelle, die sich genauer über die Sache verbreitet, sagt folgendes: Der Mond thut uns von allen Gestirnen am meisten, beides Uebles und Gutes, weil er uns am nächsten ist. Wer in der Zeit, wo der Mond seinen Schein von der Sonne empfängt, geboren ist, es sei Mann oder Weib, deß Angesicht wird voll sein, seine Farbe gibt gar lichten Schein, gemengt mit Farben roth und weiß; sein Haupt ist nicht zu groß, seine Stirn weder zu kurz noch zu lang, sein Leichnam wohlgemacht und schlank, thut alleweg den Leuten Gutes, gefällt jedermann vor andern Leuten, ist gesprächig, witzig, gütig, seine Augen sind nicht sehr schwarz, seine Augenbrauen stoßen über den Augen zusammen, er hat kleine Zehen an den Füßen u. s. w. Wer im wachsenden Mond geboren wird, ist von schönem, lichtem, aber kleinem Antlitz, bekommt nur einen kleinen Bart, geht gern müßig, reist gern über Land und Meer, lebt gern von fremdem Brot und ist karg. Welche aber im abnehmenden Mond geboren werden, die sind gewißlich Thoren, dieweil sie leben, und wenn ihnen soll Weisheit widerfahren, so müssen sie sich zu weisen und alten Leuten thun oder sie sind verdorben.

Damit hätten wir das Wesentlichste des Aberglaubens vom Monde zusammengestellt und können nun in der Kürze die Frage zu lösen versuchen, wie viel davon Aberglaube, Uebertreibung, Willkür, Mißverständniß, Verkehrung begründeter Thatsachen ist. Eine begründete Thatsache ist die bekannte, daß zur Zeit der Syzygien (Neumond und Vollmond) die Flut höher steigt, als während der Viertel. Gewiß ist dann, daß der Mond Einfluß auf die wässrigen Niederschläge hat, daß es durchschnittlich am meisten regnet, wenn er bald voll werden will, und wenn er der Erde am nächsten ist, daß es hingegen meist heiteres Wetter gibt, wenn er bald neu werden will und von der Erde am fernsten ist. Bewiesen ist ferner, daß der Mond auf die Bildung und Vertheilung der Wolken wirkt, daß er diese, namentlich bei Vollmond, wenn sie am Horizont heraufziehen, zertheilt, und daß er selbst in gewisser Beziehung zu den Gewittern steht. Sicher ist sodann, daß sein Wechsel einen Druck auf die Luft ausübt, von dem zwar das Barometer wenig, die Lunge der Menschen nichts empfindet, den aber die Elfen und Luftgeister mit ihrer zarteren

Organisation unzweifelhaft spüren, indem sie leichter und schwerer athmen werden. „Der Mond", sagt Fechner, dessen gründlichen Untersuchungen über die Stellung des Erdtrabanten zu seiner Gebieterin wir hier folgen*), „ist der Spielmann, der den Elfen mit leisem, nur von ihnen gehörtem und gefühltem Klang und Hauch zum Tanz auf dem grünen Plan aufspielt; wir sehen blos sein goldnes Horn."

Falsch ist dagegen, daß der Volksglaube immer vom kalten Mond spricht. Wenn die Nacht kalt ist, so kommt das nicht vom Monde, sondern von der Erde. Nur ist die Wärme, die der Mond ausstrahlt, in demselben Maße geringer als die der Sonne, in welchem sein Licht schwächer als das Sonnenlicht ist, und so erschöpft es sich schon in den Höhen unsrer Atmosphäre und gelangt nicht zu dem Grunde des unsern Planeten umflutenden Luftmeers, wo sich der Mensch mit seinem Gefühl und seinem Thermometer bewegt.

Nicht ganz ohne Grund ist, was von dem Einfluß des Mondes auf die Gewächse geglaubt wird. Schübler fand nach 425jährigen Beobachtungen über gute und schlechte Weinjahre in Würtemberg einen auffallenden Bezug derselben zu der 19jährigen Periode, in welcher die Syzygien, Quadraturen und Hauptpunkte des synodischen Umlaufs überhaupt wieder nahe auf dieselben Tage der einzelnen Monate fallen, zu der nahe damit zusammentreffenden Periode der Mondsknoten und zu der neunjährigen der Apsiden. Selbstverständlich wirkt der Mond auch durch die Gesammtheit seiner Witterungseinflüsse auf das Gedeihen der Trauben, und so wäre er denn nicht blos bei der Ebbe und Flut des Wassers im Meere, sondern auch bei der des Weines im Fasse thätig. Wer hätte gedacht, daß die keusche Luna mit Bachus dem Zecher eine geheime Liebschaft hätte?

Der Einfluß des Mondes dringt aber nicht blos durch Luft und Meer, er geht selbst in die Tiefen der Erde und ergreift mit dem Wägbaren zugleich das Unwägbare. Die Erde bebt und die Magnetnadel zittert unter dieser Einwirkung. Es ist, als wenn es neben der Ebbe und Flut des Meeres, auch eine Ebbe und Flut der festen Erdmasse gäbe. Wie die Meeresflut am höchsten bei Vollmond und Neumond steigt, wächst auch die Häufigkeit der Erdbeben in dem Maß, in welchem Neumond oder Vollmond heranrückt. Die Erde hat zwei Meere, ein kaltes wässriges auf der Oberfläche und ein heißes, aus geschmolzenem Gestein und Metall in ihrem Innern. Die feste Kruste des Planeten ist nur wie eine dünne Eierschale zwischen beiden eingeschoben. Wie das Außenmeer ebbt und flutet, so auch das Innenmeer, und dann, wenn die Flut des letztern am stärksten ist, drängt es am stärksten gegen jene Schale, und das nennen wir Erdbeben. Allerdings treten diese nicht immer zu den Zeiten ein, wo der Einfluß des Mondes auf die beiden Meere sein

*) Schleiden und der Mond. Von G. Th. Fechner. Leipzig, Gumprecht, 1856.

Maximum erreicht, immer aber bleibt reichlich so viel übrig, um den Mond als Mitursache der Erdbeben zu bezeichnen.

Daß der Mond in das Spiel der magnetischen Kräfte der Erde eingreift, ist durch Kreils Beobachtungen entschieden. Dieser Einfluß ist klein, aber doch ein Einfluß, und er gehört nach der Sorgfalt, mit der er beobachtet worden ist, zu den bestconstatirten, die wir kennen. Die Magnetnadel im Kompaß bewegt sich unter ihm; warum, kann man fragen, nicht auch die Magnetnadel im Herzen? Er wirkt auf die drei Meere des Makrokosmus, auf das Luftmeer, das Wassermeer und das unterirdische Feuermeer, warum nicht auch auf das Ebben und Fluten im Mikrokosmus, auf die Bewegung der Kräfte im organischen Leben?

Die Antwort lautet zunächst: gewiß würde der Mond eine Ebbe und Flut im menschlichen Körper bewirken, wenn der Mensch so groß wie die Erde wäre. Ferner: der Mond scheint nur bei heiterm Himmel, und leicht kann man als Einfluß des Mondes ansehen, was nur Folge des heitern Himmels ist. Letzterer hat in seiner Begleitung Kühle und starken Thau, und diese mögen das Gift sein, welches in der warmen Jahreszeit, wie oben angeführt, den Augen schadet oder, wie Andere sagen, Kopfschmerzen hervorruft, wenn man sich dem Monde unbedeckt aussetzt. Sodann mag die Helle des Mondes selbst Wirkungen hervorbringen, die, ohne aus den Grenzen gewöhnlicher Lichtwirkungen herauszutreten, doch beim Monde leicht als eigenthümliche Wirkungen gedeutet werden können. Es ist, um dies auf etwas Bestimmtes anzuwenden, denkbar, daß es, wenn reizbare Personen, namentlich Kinder und Frauen, bei Vollmond unruhig schlafen und nachtwandeln und solche Nachtwandler ihre Richtung nach dem Monde hinnehmen, nur das helle Licht ist, das sie halbwach werden läßt und sie anzieht. Ferner ist der Mensch geneigt, zwischen zeitlich zusammentreffenden ähnlichen Vorgängen einen Causalbezug zu vermuthen. Die Periodicität des Mondes auf der einen und die des organischen Lebens auf der andern Seite bieten solche Analogien in Menge, und bei dem Vielen, was im organischen Gebiet wechselnd ab- und zunimmt, kann es nicht fehlen, daß diese Ab- und Zunahme mit der Ab- und Zunahme zusammenfällt, die wir am Monde beobachten. Da man nun bei vorgefaßten Meinungen meist nur auf die zutreffenden Fälle zu achten, nur diese sich zu merken pflegt, so entsteht hierdurch leicht ein falscher Schein constatirter Wirksamkeit des Mondes. Dieser Schein, zum Glauben geworden, thut dann seine Wunder; nervenschwache Personen empfinden, was sie erwarten, ihre Phantasie schafft ihnen, was sie als bloßes Bild in sich hegt, zur Wirklichkeit um. Der an die Wand gemalte Teufel kommt mit Fleisch und Bein. Der größte Theil des Mondaberglaubens möchte auf diesem Grunde ruhen.

Man hat behauptet, daß der Mond in einem gewissen Verhältniß zu dem

Vorkommen von Wahnsinnsfällen stehe. Genaue Beobachtungen zeigten aber, daß kein irgend erheblicher Einfluß des Erdsatelliten auf dieses Gebiet stattfindet. Dagegen scheinen andere Beobachtungen dafür zu sprechen, daß der Mond einigen, aber freilich nur einen schwachen Einfluß auf Epileptische ausübt, daß die größte Sterblichkeit mit dem Neumond, die geringste mit dem Vollmond zusammenfällt, daß die alle vierzehn Tage erfolgende regelmäßige Rückkehr der Anfälle von tropischen Fiebern mit der Zeit des Voll- und Neumondes zusammentrifft (ein Umstand, der schon bei Galen erwähnt wird) und daß der Aberglaube von der Wirkung der Mondphasen auf Kropfkrankheiten kein reiner Aberglaube ist, indem nicht zu alte Leiden dieser Gattung wirklich mit dem ab- und zunehmenden Monde ab- und zunehmen. Endlich sollen nach der Beobachtung Nieberdings die nach Marschfiebern häufig zurückbleibenden Milzanschwellungen und Wassersuchten ganz entschieden dem Einfluß des Mondes unterliegen, und dasselbe wird von Jörg in Bezug auf chronische Hautkrankheiten in den amerikanischen Tropenländern behauptet.

Daß ein erheblicher directer Einfluß des Mondes auf die Vegetation der Pflanzen, wie ihn der Aberglaube annimmt, stattfinde, ist durch positive Versuche widerlegt, indeß deuten viele Angaben darauf hin, daß in den Tropen allerdings etwas mehr von einem derartigen Wirken der Mondperiodicität zu spüren ist.

Wir kommen zum Schluß. Wenn der Mond überhaupt einen Einfluß auf den Lebensprozeß äußert, so ist dieser jedenfalls ebenso wie der meteorologische nur ein untergeordneter, so daß er nicht aus kurzen Beobachtungen und nach oberflächlichen Angaben mit Sicherheit erkannt werden kann, indem andere unregelmäßige Einwirkungen ihn leicht verdecken können. Um ihn dennoch aufzufinden, oder über sein Vorhandensein oder Nichtvorhandensein zu entscheiden, bleibt kein anderes Mittel, als auf dieselbe Weise wie in Betreff der meteorologischen Einflüsse des Mondlaufs zu verfahren, d. h. zahlreiche Beobachtungen anzustellen und die Ergebnisse zu Mittelwerthen oder vergleichbaren Summen zu vereinigen. Es ist nicht viel, was man nach den bisherigen Untersuchungen in der Hand behält, indeß ist es immerhin genug, zu zeigen, daß der Aberglaube vom Monde, wie er im Volke lebt, nach den meisten seiner Dogmen wirklich Aberglaube ist. Der feinere Aberglaube hat nebenher auch seine Erklärung gefunden, wenigstens insoweit, als er fragte, warum der Thränen unterm Mond so viel sind. Wir sahen, daß es am meisten regnet, wenn der Mond bald voll werden will und wenn er der Erde am nächsten ist. Thränen sind nur eine besondere Art Regen, und so erklärt sichs, daß kurz vor der Zeit des Vollmonds nicht bloß der Himmel, sondern auch der Mensch am meisten weint, womit der Einfluß des Mondes auf die Sentimentalität befriedigend aufgehellt wäre.

Neue Geschichtschreibung.

Es ist die zweite Auflage zweier bedeutender Geschichtswerke, was uns heute zunächst beschäftigt: Sybels Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795, Bd. 1. 2., (Düsseldorf, Buddeus), und Häussers deutsche Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, Bd. 1. 2. 3. 4. (Berlin, Weidmann). — Ueber den Werth beider Bücher ist kaum noch etwas hinzuzufügen, die Anerkennung derselben ist allgemein, nur mit Ausnahme derjenigen, denen die Wahrheit unbequem ist, und auch wir haben nicht versäumt, bei Gelegenheit der ersten Auflage auf den großen Vortheil hinzuweisen, den nicht nur die Wissenschaft, sondern auch das sittliche Selbstgefühl der Nation daraus ziehen müsse. Es ist nur zu verwundern, daß die zweite Auflage so lange hat auf sich warten lassen: von Sybel erschien der erste Band im Frühjahr 1853, von Häusser im Frühjahr 1854. Bei Sybel liegt der Grund, daß er nicht so rasch ins Volk eingedrungen ist, hauptsächlich wol an dem langsamen Erscheinen des Werks, womit noch andere buchhändlerische Unbequemlichkeiten verknüpft waren; daß Häusser sein Werk so rasch vollendete, hat zwar der äußeren Vollendung einigen Abbruch gethan, für die übrigens bei der neuen Auflage sehr viel geschehen ist, aber es war für die Verbreitung sehr vortheilhaft. Und hier sei es uns gestattet, ein Bedauern auszusprechen, das gewiß viele mit uns theilen. Sybel hat äußerlich eine sehr glänzende Stellung in München, er hat auch eine Art von Mission; denn es ist kein kleiner Gewinn, in einem Lande, wo der Ultramontanismus noch so mächtig ist, für die protestantische Wissenschaft Propaganda zu machen. Ebenso wenig verkennen wir die Bedeutung der neuen Unternehmungen, an deren Spitze er steht, für die Geschichte als Wissenschaft betrachtet. Aber mit der letzteren hat es überhaupt gute Wege. Unsere historischen Schulen sind in der besten Ordnung, die Methode in der Aufsuchung, Sammlung und Behandlung des Materials steht fest, und nicht blos geschickte Arbeiter sondern auch Kenner, die ein größeres Unternehmen zu leiten befähigt sind, finden sich in hinreichender Zahl. Zudem scheint es uns kein so großes Unglück, wenn es mit dieser organisirten Arbeit im Felde der Forschung etwas langsamer geht; wenigstens scheint uns die Beschleunigung derselben zu theuer erkauft, wenn dadurch wahrhaft schöpferische Kräfte in ihrem selbstständigen Schaffen gehemmt werden. Daß Sybel in der ersten Reihe unserer Geschichtschreiber steht, sowol als Künstler wie als Forscher, werden alle, die mit ihm arbeiten, ohne Neid zugestehn; aber uns scheint, daß er mit seiner Arbeit, die wol kein andrer so durchführen kann, zugleich eine

Ehrenschuld gegen das deutsche Volk übernommen habe. Selbst der Abschluß mit dem Frieden von Basel würde doch noch den Wunsch in uns zurücklassen, daß er die ganze Revolutionszeit behandeln möge. Im folgenden soll nichts Neues gesagt, sondern das Bekannte einmal wieder in Erinnerung gebracht werden. — Das nächste und bedeutendste Verdienst der beiden Geschichtschreiber liegt darin, daß sie das Material unseres Wissens wirklich und sehr bedeutend vermehrt haben. Ihre Darstellung ist aus den Acten geschöpft und hat auf den Zusammenhang der Geschichte ein neues Licht geworfen, welches durch keine Sophistik mehr verdunkelt werden kann. Das zweite Verdienst ist, daß sie die Revolutionen Europas in ihrem innern Zusammenhang erörtert haben, was bisher noch nirgend geschehen ist. Dies Verdienst kommt Häusser in demselben Grade zu wie Sybel, obgleich er als Darsteller den deutschen Standpunkt festhält, während sich Sybel in die innere Geschichte der französischen und polnischen Revolution vertieft. Daß nun das Resultat ihrer Forschungen auf eine höchst überraschende Weise mit der politischen Ueberzeugung der gebildeten Vaterlandsfreunde übereinkommt, oder vielmehr derselben eine historische Grundlage gibt, sie ergänzt und berichtigt, das möchte mancher als ein bloßes Glück bezeichnen, weil man doch die Quellen sich nicht selber schaffen kann. Aber es liegt doch noch etwas mehr darin, nämlich der Sinn für das Reale und Wesentliche, ohne welchen auch die vollständigste Kenntniß der Quellen unfruchtbar bleibt. Wenn jeder Freund der Literatur Veranlassung hat, die beiden Werke als künstlerische Erzeugnisse zu ehren, wenn jeder Freund der Wissenschaft ihnen die große Bereicherung unserer Kenntniß danken muß, so haben wir als Politiker noch viel mehr Veranlassung, ihr Gedeihen und ihren Fortgang zu wünschen, denn sie nutzen unserer Sache mehr als hundert politische oder staatsphilosophische Abhandlungen. Die Weidmannsche Buchhandlung verdient also unsern lebhaftesten Dank, daß sie die neue Ausgabe einem bei weitem größern Kreise des Publikums zugänglich gemacht hat.

Man hat in frühern Zeiten von dem Geschichtschreiber Objectivität verlangt, ein Stichwort, bei dem sich sehr viel denken läßt, das aber in seiner Unbestimmtheit das Urtheil nicht selten verwirrt. Wenn man darunter weiter nichts versteht, als daß der Geschichtschreiber sich bemühn soll, die Sachen genau so darzustellen wie sie wirklich waren, und von der eigenen Persönlichkeit so viel als möglich zu abstrahiren, so wird Jedermann diese Forderung billigen. Aber man kann noch etwas anderes darunter verstehn: wenn man nämlich von ihm verlangt, er solle uns seine Darstellung ebenso beweisen wie es bei andern Wissenschaften geschieht. In früherer Zeit hat man das bis zu einem gewissen Grade wirklich versucht, die historischen Werke waren so eingerichtet, daß die Noten bei weitem den Text überwucherten. Vollständig wurde der Zweck doch nicht dabei erreicht, denn mit dem bloßen Anführen

einiger Belegstellen ist es nur in den wenigsten Fällen gethan. Bei allen ernsteren Sachen ist das Urtheil des Historikers das Resümé einer Vergleichung von tausend verschiedenen Stellen, die er doch unmöglich zusammen mit seinen Ueberlegungen und Schlüssen dem Leser wieder vorzählen kann.

Theils dieser Umstand, theils die künstlerische Rücksicht hat unsere neuesten Geschichtschreiber seit Ranke bewogen, von der Begründung ihrer Darstellung ganz zu abstrahiren und es dem Leser zu überlassen, wenn er ihnen nicht glaubt, denselben Weg der Forschung durchzumachen, den sie durchgemacht haben. Daß man damit einen argen Mißbrauch treiben kann, liegt auf der Hand; andererseits ist es sehr schwer die Grenze festzustellen, bis zu welcher die Persönlichkeit des Verfassers als vollwichtige Bürgschaft für seine Behauptungen eintreten kann. Einem Meister wie Sybel gegenüber darf man in dieser Beziehung keinen Tadel, sondern nur Fragen und Bedenken aufstellen. Und so möge auch das verstanden werden, was wir zu sagen haben.

Sybel begnügt sich nicht damit, sein Urtheil zwischen den Zeilen aus den mitgetheilten Thatsachen lesen zu lassen, sondern er gibt ihm stets einen bestimmten Ausdruck, zuweilen in recht harten und schneidenden Formen. In den meisten Fällen, so weit wir ihn zu controlliren im Stande sind, pflichten wir diesem Urtheil bei, aber doch nicht immer, und ein Beispiel müssen wir anführen, weil sich eine allgemeinere Frage daran knüpft. Wir meinen das Urtheil über Mirabeau und Lafayette, worin freilich sehr bedeutende Geschichtschreiber z. B. Dahlmann mit ihm übereinstimmen.

Zunächst müssen wir bemerken, daß Sybel für diese Sachen keine andere Quellen hat benutzen können, als die auch uns vollständig bekannt sind. Und wie man aus diesen Quellen z. B. aus der Correspondenz Mirabeaus mit dem Herzog v. Aremberg das heraus lesen kann, was Sybel darin gefunden hat, ist uns gradezu unverständlich. Fast möchten wir glauben, der allgemeine Eindruck der beiderseitigen Persönlichkeiten habe doch etwas maßgebend auf das Urtheil über ihre Handlungsweise eingewirkt. Und da ist freilich keine Wahl. Mirabeau ist eine höchst interessante und bedeutende Persönlichkeit, voll Geist und Leben in jedem Zuge, selbst in seinen Schwächen verführerisch und von jener dämonischen Anziehungskraft, der man im Leben wie im Gedicht nur selten widersteht, und Lafayette hatte auch in seiner besten Zeit etwas langweilig biedermännisches, das kaum eine warme menschliche Theilnahme aufkommen läßt; aber dieser Eindruck der Persönlichkeiten hat auch so stark auf Sybel gewirkt, daß er es mit ihnen grade so macht wie Mommsen mit Cäsar und Pompejus: die Erwähnung des einen erfolgt stets mit einem begeisterten Prädikat, die des andern mit einem verächtlich wegwerfenden. Aber die Sache verdient doch noch einen wesentlich andern Gesichtspunkt.

Sybel gehört nicht zu den Fataliſten, die in der ganzen Geſchichte der Revolution einen innern nothwendigen Zuſammenhang finden. Er glaubt vielmehr und wir treten dieſem Glauben aufs freudigſte bei, daß ſie hätte zum Guten gewandt und daß ihre Greuel hätten verhütet werden können. Die Frage iſt nicht blos hiſtoriſch wichtig, ſondern ſie iſt eine brennende, eine, die ſich täglich wiederholen kann.

Sowol Lafayette als Mirabeau waren Willens dieſes Werk zu unternehmen, den Abſolutismus und das Junkerthum einerſeits, die Demokratie andrerſeits zu bekämpfen und eine verfaſſungsmäßige Monarchie herzuſtellen. In ſeinen Principien war Lafayette weiter links, er wollte die Monarchie beſchränkter als Mirabeau und er wollte die Ausgleichung der Stände weiter treiben. In ſeiner Haltung dagegen war er weit conſervativer, was freilich theilweiſe aus dem Unterſchied der Stellung und des Temperaments hervorging: der eine war Befehlshaber, der andere Redner — und jeder Redner iſt etwas Demagog; der eine hatte den Ruf eines tugendhaften Biedermanns, der andere den eines genialen Böſewichts, und der Ruf wirkt doch immer etwas auf den Menſchen ein; der eine war phlegmatiſch und reſervirt, aus der Schule Waſhingtons, der andere aufbrauſend und leidenſchaftlich, der, wenn er einmal ins Feuer kam, nicht viel darnach fragte, ob er ſeiner Sache nützte oder ſchadete. Die Correſpondenz mit Aremberg giebt darüber einige ſehr merkwürdige Aufſchlüſſe.

Beide wollten die Rettung der Monarchie, aber auf verſchiedene Weiſe: Mirabeau, indem er zum König überging, ſeine eigene bisherige Partei angriff, den König durch ſeine Popularität ſtützte und ihn durch ſeinen Geiſt beherrſchte und in Schranken hielt; Lafayette, indem er eine von dem König und der Demokratie unabhängige dritte Macht gründete, ſich als Dictator derſelben behauptete und das, was er wollte, mit Gewalt einrichtete.

Beides iſt mißglückt, aber unſere wohlerwogene Ueberzeugung iſt folgende: Lafayettes Plan konnte gelingen und wäre gelungen, ja er wäre vielleicht noch nach Mirabeaus Tod gelungen, wenn der General nur einen Funken mehr Entſchloſſenheit gehabt hätte; Mirabeau's Plan war dagegen gleich von vorn herein gradezu abſurd und es hat auch wol Niemand an die Möglichkeit geglaubt als etwa der Herzog von Aremberg, der für den Geiſt ſeines Freundes ſchwärmte und ſich etwas damit wußte, ihn zu protegiren. Um Lafayette richtig zu beurtheilen, muß man dieſen Plan im Auge behalten und ihn nach ſeinem eigenen Maßſtab, nicht nach einem fremden meſſen. So geben wir z. B. Sybels Argwohn, die Hauptſache des 5. October ſei von Lafayette durchgeführt, vollſtändig zu, finden es aber auch ganz natürlich, daß er ſo handelte, denn in ſeinem Plan lag gar nicht, den König frei zu machen, ſondern ihn ſich zu unterwerfen.

Was aber wollte Mirabeau eigentlich? Seine Lage war so zweideutig, daß es für ihn kaum noch einen Ausweg gab. Seine Popularität hatte er sich im leidenschaftlichen Kampf gegen die Royalisten erworben; es ist wahr, seine Principien waren immer monarchisch; aber wenn er nun mit derselben Heftigkeit gegen seine Bundesgenossen zu Felde ziehen wollte, so wäre das doch von der Partei als Verrath empfunden worden und seine Popularität, das einzige, was er dem König bieten konnte, hätte damit aufgehört. Die Treue wird nicht blos nach abstrakten Prinzipien abgemessen, sie hängt auch von persönlichen Beziehungen ab, und die Rathschläge, welche Mirabeau dem König gegen die Nationalversammlung ertheilte, würde man zu jeder Zeit Verrath nennen. Seine Sprache auf der Rednerbühne war eine ganz andere als in seinen Briefen, und einigemale ließ er sich, während er hier dem König seine Treue aufs leidenschaftlichste betheuerte, dort zu heftigen Declamationen im alten Stil verleiten, für die er dann gegen Aremberg demüthig Abbitte leistete. Das schlimmste bleibt doch, daß er für seine Bekehrung sich Geld, ja ungeheuer viel Geld geben ließ. Man hat hier sehr feine Distinctionen gemacht, er habe ja doch dieses Geldes wegen seine Ueberzeugung nicht verleugnet u. s. w., aber damit ist die Sache noch nicht erledigt. Bei Mirabeaus leichtsinniger Verschwendung mußte es bald bekannt werden, und das natürliche Gefühl, an feine Distinctionen nicht gewöhnt, nennt denjenigen, der zuerst heftig für die eine, dann ebenso heftig für die andere Seite spricht und handelt, wenn er in der Zwischenzeit von der letzteren Geld erhalten hat, einen feilen Verräther. So würde sich die allgemeine Stimme in Frankreich ausgesprochen haben, und genau ebenso empfand der König, der sich über diesen Kauf an Bouillé mit aller Verachtung ausspricht, deren er nur fähig war. Mirabeau brachte dem König nichts als seine Person, er hatte ihm gegenüber nicht die geringste Stütze, keine Partei, keine Classe, keine öffentliche Macht war in seiner Hand; die Constitutionellen hätten ihn ebenso gehaßt wie die Royalisten und die Demokraten, und wenn es ihm wirklich gelungen wäre, woran gar nicht zu denken ist, die Revolution niederzuschlagen, so hätte der Hof alsbald ihn mitsammt seiner Verfassung mit einem Fußtritt entfernt. Nie ist ein Mensch zu einer glücklicheren Zeit gestorben als Mirabeau; er hätte sonst wahrscheinlich ein schmähliches Ende gehabt. — Was Lafayette betrifft, so fehlte ihm allerdings in den beiden Momenten, wo es ihm möglich gewesen wäre, die Dictatur an sich zu reißen, die nöthige Rücksichtslosigkeit; sein abstractes Pflichtgefühl hielt ihn von dem entscheidenden Gewaltschritt zurück. Das war schlimm genug für Frankreich. Er selbst aber ist doch auf eine möglichst anständige Weise abgetreten, und dies ist der einzige Punkt, wo auch Sybel seine gewöhnlich tadelnden Beiwörter zurückhält.

Noch einmal, wir haben bei dieser Betrachtung etwas mehr im Auge,

als das bloße Urtheil über zwei Menschen. Wir glauben, daß in einer Revolutionszeit die Mittelpartei sich solidarisch zusammenbinden und die öffentliche Macht in die Hände nehmen muß, sonst kann sie wol gegen Reaction und Anarchie declamiren, aber sie nicht bezwingen. Ging Mirabeau wirklich die Idee der constitutionellen Monarchie über seine Persönlichkeit, so mußte er sich um jeden Preis mit Lafayette verbinden; wie sehr aber Lafayette Veranlassung hatte, ihm zu mißtrauen und gegen ihn zurückhaltend zu sein, das zeigt grade am deutlichsten die Correspondenz mit Aremberg.

Dies ist der einzige Punkt in der französischen Revolutionsgeschichte, in welchem wir von Sybel abweichen. Die Geschichte der Demokratie ist ein Meisterstück, und von den früheren Geschichtschreibern hat der einzige Barante auf ein ähnliches Resultat hingelenkt, dessen Darstellung aber sich mit der männlichen Energie des Sybel'schen Stils in keiner Weise vergleichen läßt. Ueber die Geschichte der polnischen Wirthschaft ist schon früher in diesen Blättern das Nöthige gesagt worden. Seit der Zeit sind eine Reihe russischer Denkwürdigkeiten erschienen, aus deren Benutzung wir Sybels Methode einigermaßen controlliren können: er hat den eigentlich politischen Inhalt derselben vollständig in seine Darstellung aufgenommen; die persönlichen, pikanten Momente aber verschmäht. Sybel ist aus Rankes Schule, aber darin weicht er von seinem Lehrer vollständig ab: er behandelt die ernsten Gegenstände mit strengem Ernst, Humor und Ironie wendet er fast nie an. Sonst weiß er sehr schön zu charakterisiren; was er z. B. über Danton oder Robespierre sagt, ist ausgezeichnet; aber er nimmt von der Farbe immer nur so viel, als zu der gehaltenen Stimmung des Ganzen paßt.

Gegen Häussers Buch sind verschiedene Ausstellungen gemacht worden, die aber hauptsächlich von den politischen Gegnern herrühren. Jeder Schriftsteller hat eine eigene Individualität und hat das Recht dazu. Daß Häusser mit seiner Parteistellung so offen und entschieden hervortritt, daß er nicht als Weltbürger schreibt, sondern als deutscher Patriot, das ist es grade, was uns bei ihm anzieht, und wenn auch wir in der Darstellung bald mehr Eile, bald mehr Ausführlichkeit wünschten, so ist das eben nur ein individueller Wunsch; das ganze Buch macht einen erhebenden Eindruck, und das große Verdienst, die verworrenen Fäden der deutschen Politik in den Jahren 1790—95 und 1802—09 entwirrt zu haben, wird ihm kein Gegner bestreiten können. Häusser hat im vergangenen Jahre über die Zweckmäßigkeit der preußischen Politik andere Ansichten gehabt als wir, und man erzählte mit einer gewissen Schadenfreude, er sei großdeutsch geworden: die zweite Auflage seines Buchs ist die beste Antwort darauf. Es ist dieselbe unerschütterliche Ueberzeugung, derselbe männliche Freimuth im Ausdruck derselben. In Opportunitätsfragen

werden sich unter uns noch öfters Meinungsverschiedenheiten herausstellen, in den Prinzipien wird man die Partei nicht leicht auseinanderreißen.

Ueber jene wichtige Periode sind wiederum einige bedeutende Beiträge erschienen, die wir aber nur anzeigen, weil sie als Specialschriften außerhalb des Kreises unsrer Besprechung liegen. — Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Jahre 1809 und 1810, aus dem Nachlasse des Wirklichen Geheimraths Magnus Friedrich von Bassewitz, herausgegegeben von Carl von Reinhard. Nebst einer Biographie und dem Portrait des Verfassers, sowie einem Register aller in diesem wie in den früheren beiden Werken vorkommenden Personennamen (Leipzig, Brockhaus). — Das Werk ist eine Fortsetzung der beiden frühern von demselben Verfasser, welche die Zustände der Kurmark unmittelbar vor dem Ausbruch des französischen Krieges im October 1806 und die Periode von 1806—1808 behandeln. — Aus einer andern Specialschrift: Geschichte der preußischen Post von ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart. Nach amtlichen Quellen vom Postrath Stephan (Berlin, Decker), theilen wir später einiges mit.

Für das Studium der Militärgeschichte ist eine sehr wichtige Quelle die Histoire du duc de Wellington par A. Brialmont, 2. Aufl., 3. Bd., Brüssel, Flatau. Das Werk hat sich bei Kennern bereits ein gebührendes Ansehen erworben; auch die Darstellung ist vortrefflich. Der 3. Band umfaßt die politische Laufbahn des berühmten Feldherrn. — Näher liegt uns eine Biograghie: Life of George Washington by W. Irving, 5. Bd. Leipzig, Tauchnitz (ins Deutsche übersetzt, Leipzig, Lorck): das letzte Werk des liebenswürdigen und edlen Schriftstellers, der in demselben seine große Darstellungsgabe ganz zurückdrängt und lediglich den Stoff hervortreten läßt, der aber vollkommen hinreicht, um den Charakter eines der edelsten Menschen, den die Geschichte kennt, deutlich hervortreten zu lassen. — Die Charakteristik der beiden Generale nach Anleitung der vorliegenden Bücher behalten wir uns vor.

Aesthetische Streifzüge.

5.

„Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsere Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frisch gebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu leugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unsrer Einbildungskraft merklich erhöht."

Goethe ist es, der so spricht, in seiner Schrift über Winckelmann, 1805, also in einer Zeit, wo die ehemals revolutionäre poetische Jugend, von dem süßen Anblick der Marienbilder und ähnlichen Dingen verlockt, in dem Schooß der allein seligmachenden Kirche das Heil für ihre müden und gequälten Seelen suchte. Man kann denken, welchen Anstoß damals diese „frivole" Auffassung erregen mußte; und in der That hat keine von den Schriften des „großen Heiden" das neumodische, reflectirt katholische Christenthum so tief verletzt, als diese Apologie eines Geistesverwandten.

Die Stelle fiel uns ein, als wir die Selbstbiographie eines jungen Convertiten lasen: „Ernst Kochs Gedichte, aus dessen Nachlaß gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen." E. Koch ist der Verfasser des vor kurzem neu herausgegebenen Capriccio „Prinz Rosa-Stramin," dessen echt poetische Stimmung allgemeine Würdigung gefunden hat.

Ernst Koch wurde 3. Juni 1808 in Niedersachsen geboren. Sein Vater, ein Justizbeamter, wurde von einem Amt auf das andere versetzt, bis er 1821 nach Kassel kam. „Hier, „erzählt Koch," entwickelten und erweiterten bald der höhere Unterricht, der Besuch des Theaters und das Residenzleben die poetischen Anlagen des Gymnasiasten; hier dichtete ich schon in der Tertia, lieferte in Secunda himmelstürmende Aufsätze, bei denen dem würdigen Lehrer der Maßstab der schulmäßigen Prosa versagte, und durchschwärmte in Prima alle Leiden und Freuden einer poetischen Gymnasiasten-Liebe." Schon im 17. Jahre bezog er die Universität Marburg, promovirte daselbst als Doctor Juris 1829, versuchte sich im folgenden Jahr in Berlin als Privatdocent zu habilitiren und wurde dann als Referendarius im kurhessischen Dienst an-

gestellt. Mitten unter seinen juristischen Arbeiten schrieb er sein erstes poetisches Werk, die Vigilien, welches ihm „die Gnade und Liebe des aufgeregten Publicums erwarb.“ „Diese erkaltete plötzlich, als ich 1832 die Ernennung zum außerordentlichen Referenten im Ministerium des Hr. Hassenpflug annahm.“

Hier bleibt eine Lücke; der Verfasser erzählt nicht, was ihn bewogen hat diese Ernennung anzunehmen, von der es sehr begreiflich ist, daß sie die Stimme des Publicums erkältete. „Mit dem Publicum zerfallen, zerfiel ich bald mit mir selbst und begann statt der Prüfungsarbeiten ein ungebundenes Leben, das mich in Schulden und allerlei Verwirrung stürzte und im Dec. 1834 (kurz nach dem Erscheinen des Rosa-Stramin) zu dem Entschluß brachte, das Vaterland heimlich und ohne bestimmte Aussicht zu verlassen. Ich wendete mich nach Straßburg. Verschiedene Pläne, mir eine Existenz zu gründen, mißglückten hier und in Paris, und schon nach einigen Monaten bestimmte mich der gänzliche Mangel an Subsistenzmitteln, in die französische Armee einzutreten. Man sandte die Freiwilligen über Toulon nach Algier in die Fremdenlegion. Diese wurden noch in demselben Sommer nach Spanien als Hilfstruppen der Königin Christina gegen die Carlisten übergeführt und ich theilte nun das Schicksal dieses Corps, das innerhalb zweier Jahre durch Kugeln, Krankheiten und Strapazen von 7000 auf 381 Mann herabschmolz.“ Schwer verwundet, wurde er den 15. März 1837 in das Lazareth von Pamplona gebracht, wo er in ein schweres Nervenfieber verfiel. Was dort mit ihm vorging, hat er in einem andern Aufsatz berichtet.

„Das in jedem Menschen wohnende Bedürfniß des Glaubens hatte bei mir sich schon früher in ruhigen Stunden in der Art geregt, daß ich mir vornahm, wenn ich einmal Zeit hätte, mir mein vollständiges Glaubensbekenntniß aufzubauen, damit ich wüßte, woran ich wäre. Denn am Ende muß man doch, dacht' ich, an etwas glauben, und mit sich über dies wichtige Capitel im Reinen sein. Aehnliches kam mir hier im Hospital in den Sinn, indem ich nach vier Wochen zum ersten Mal mit ruhiger Besinnung aufgewacht war, dem Tode, wie es schien, durch Zufall entrissen Aber warum fing ich nicht damit an, die Lehren, in denen ich erzogen war, wenn nicht unbedingt anzunehmen, doch wenigstens näher zu prüfen? Eben darum nicht, weil ich drin erzogen war, und nach denselben es meinem forschenden Geist frei stand, mich von einer Unterwerfung oder einer Prüfung zu dispensiren oder nicht. Es wird keinem Katholiken einfallen, sich in einer Stunde der Muße seinen Glauben selber machen zu wollen, oder er tritt, wenn er wirklich diesen Entschluß faßt, sofort auf das Gebiet des Protestantismus. Daß ich nun die Idee, mir ein System meines Glaubens zu bauen, (welches ich mir wahrscheinlich sehr bequem eingerichtet haben würde) bald wieder aufgab, läßt sich

wol glauben. Schon die Umgebungen waren zu erbärmlich und niederschlagend, um meinen Geist auf das hohe Pferd zu setzen. . . Daß schon früher zweimal, 1834 und 1836, die Gnade Gottes mit dem flüchtigen Gedanken, in die katholische Kirche zurückzukehren, bei mir angepocht hatte, daran dachte ich nicht mehr. . ."

Der Einfall kam ihm wieder, als er einmal, halb genesen, ein Glockengeläute hörte. Er forderte den Priester des Hospitals auf, ihn zu besuchen. „Er gab mir zunächst eine zweibändige, lateinisch geschriebene Symbolik, deren Verfasser ich leider vergessen habe, hiernächst den Catechisme de l'Empire français. Mit Begierde, mit einem Heißhunger meiner Seele verschlang ich die geistige Speise, sitzend und betend auf meinem Lager. Nach etwa acht Tagen konnte ich aufstehn und täglich eine Stunde den Caplan auf seinem Zimmer besuchen, um mich von ihm prüfen zu lassen. Am 27. April wurde ich für reif erklärt, die Sacramente zu empfangen.

Was hatte ihn bestimmt? Er untersucht alle denkbaren Motive, und kommt endlich auf das einfachste: „es war eine reine und ganz unverdiente Barmherzigkeit des allmächtigen Vaters" u. s. w.

Den Tag darauf wurde er als geheilt entlassen, im Juni wurde die Fremdenlegion aufgelöst, und er kam Anfang September 1837 in Marburg an, wo ihm ein Freund Dingelstedts Urtheil zeigte: „Kassel hat eigentlich nur einen einzigen Dichter geboren, den Verfasser der Rosa-Stramin." Die Eltern söhnten sich mit ihm aus, aber die neue Regierung wollte ihn nicht anstellen. Endlich erinnerte sich sein alter Gönner Hassenpflug, damals Civilgouverneur in Luxemburg, des Nothleidenden, und gab ihm eine Stelle als Regierungssecretär. Nach Hassenpflugs Abgang machte man ihn Dec. 1842 zum Bureauchef; von dieser Stellung wurde er Jan. 1846 entbunden und erhielt endlich 1848 die Professur der deutschen Sprache am Athenäum, 1847. Den 24. Nov. 1858 starb er.

Außer dem Rosa-Stramin hat er noch Novellen geschrieben, die 1847 gesammelt wurden. Seine Gedichte sind meist zur Verherrlichung der katholischen Kirche geschrieben, nicht bigott, sondern in der Weise der alten Marienlieder von Novalis, Schlegel, doch nicht in dem Rhythmus dieser Schule, sondern mit Anklängen an seine alten Lieblingsdichter Schiller, Körner und Matthisson. Heine, den man in den Novellen hin und wieder herauserkennt, hat auf seine Lyrik nicht eingewirkt — höchstens auf das eine: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

„Wie hat das Lied so schön erklungen, das einst Herr Arndt der Dichter sang, und das wir alle mitgesungen bei 33 Jahre lang? Das Lied vom deutschen Vaterlande, wo an dem Rhein die Rebe blüht, und wo, dem deutschen Rhein zur Schande, am fernen Belt die Möve zieht. Und wo wir mit Ver-

gnügen hören, daß alle Länder, groß und klein, wie sie im Buch bei Deutschland stehen, das Vaterland des Deutschen sein. Der deutsche Bund — Gott geb ihm Friede! (1849 geschrieben!) — hat immer, seit der Völkerschlacht, bei diesem geograph'schen Liede ein fürchterlich Gesicht gemacht. Und als der deutsche Bund entschlafen, wie ist das Lied dahergesaust! wie ists den Fürsten und den Grafen gleich Sturmwind in den Kopf gebraust! . . . Wohin ich mocht durch Deutschland wandern, am Rhein und an der Donau Strand, hat einer stets gefragt den andern: was ist des Deutschen Vaterland? Da sprach an einem schönen Tage zu Wien Herr Raveaux frank und frei, daß nunmehr auf die ewge Frage die Antwort schon gefunden sei. Doch dieses war nur eine Flause, noch heute ist es unbekannt, noch singen sie bei jedem Schmause: Was ist des Deutschen Vaterland?" — U. s. w.; es ist auch uns nichts Neues. — Zu etwas Anderem. —

Den beiden Romanen, die wir im vorigen Heft besprochen, sei ein frisches heiteres Lebensbild gegenübergestellt: Olle Kamellen von Fritz Reuter (Wismar, Hinstorf.) Die Zeichnung des Einzelnen ist vortrefflich, Charaktere und Begebenheiten mit vollkommen sicherer Hand ausgeführt und dabei eine übermüthige Lustigkeit, die wirklich überwältigend wirkt. Das Plattdeutsche ist uns nicht geläufig, trotzdem macht das Ganze einen rein ästhetischen Eindruck auf uns, und diese Wirkung wird nirgend ausbleiben, wo Sinn für ein frisches natürliches Leben vorhanden ist. Claus Groth ist mit seinen Hoffnungen auf die plattdeutsche Sprache nach unserer Ueberzeugung zu weit gegangen. 1) wäre es gar nicht wünschenswerth, wenn die deutsche Nation, die sich doch sprachlich wenigstens als solche fühlt, sich wieder in zwei Nationen spalten sollte, und 2) darf man nicht vergessen, daß das Plattdeutsch doch nie in dem Sinn Schriftsprache werden kann wie das Hochdeutsche, weil es die große Entwicklung des vorigen Jahrhunderts nicht selber durchgemacht und sie indirect doch empfunden hat. Auch für den Niederdeutschen ist das Hochdeutsche die eigentliche Schriftsprache, und er empfindet sein eigenes Platt als eine Ausdrucksform, die hauptsächlich für ganz bestimmte Empfindungen und Gedanken eingerichtet ist. Jedenfalls empfinden wir es so, und während uns der frische derbe Humor in den plattdeutschen Sprichwörtern und Volksliedern, so wie in diesen naturwüchsigen lustigen Geschichten im höchsten Grade anzieht, empfinden wir bei sentimentalen und pathetischen Gedichten so, als ob bekannte hochdeutsch gedachte Anschauungen in ein ihnen fremdes und widerstrebendes Gewand eingehüllt wären. Fritz Reuter ist ein echter Dichter und wird sich um so mehr Geltung verschaffen, wenn er es mit der Composition und zum Theil auch mit der Bestimmung seiner Personen genauer nimmt; namentlich bei der ersten Geschichte, so vortrefflich die einzelnen Bilder sind,

wird es uns durchaus nicht klar, unter was für Leuten wir uns eigentlich bewegen. Wäre es nicht der Mühe werth, den Versuch zu machen, ob man das Plattdeutsche nicht eben so verwerthen kann, wie W. Scott das Schottische? Für das gegenseitige Verständniß der beiden Mundarten scheint uns dieser Weg der natürlichste zu sein.

Kleine historische Schriften.

Seit einiger Zeit hat sich die öffentliche Meinung in Deutschland sehr zu Gunsten des Kaisers Napoleon gewendet, dessen starker Wille in einer Zeit allgemeiner Schlaffheit und Unentschlossenheit wol imponiren kann, und dessen Entwürfe — abgesehen davon, daß er seinen eignen Vortheil dabei wol nicht aus den Augen lassen wird — wenigstens in einigen Punkten dem Interesse Europas dienen: so namentlich jetzt in der Aufrichtung der italienischen Nationalität und im Kampf gegen den Ultramontanismus. Es ist aber zu wünschen, daß man darüber den Gesichtspunkt, den man im vorigen Jahr zu ausschließlich festhielt, nicht ganz aus den Augen verliere: daß nämlich dieser energische Wille Deutschland bedroht. Daran zu erinnern, ist eine neue Schrift von Adolph Schmidt (Leipzig, Veit) sehr geeignet: Elsaß und Lothringen; Nachweis, wie diese Provinzen dem Reich verloren gegangen. Es ist vorauszusehen, daß die nächsten Jahre zwischen den deutschen Fürsten nicht blos, sondern auch innerhalb des Volks selbst erhebliche Meinungsverschiedenheiten und in Folge dessen starke Parteikämpfe ans Licht bringen; möchte nur der eine Gedanke dabei festgehalten werden, daß es Verrath wäre, an irgend eine Schmälerung der Reichsgrenze zu denken. Wer einst das Reich haben soll, das mögen die Umstände und der gesunde Menschenverstand entscheiden; aber das Reich ist ein Fideicommiß, das dem Erben, wer es auch sei, ungeschmälert erhalten werden soll! — Der Verfasser ist soeben an Droysen's Stelle als Professor der Geschichte nach Jena berufen. — Ein hübsches Bild aus der preußischen Geschichte gibt G. Natorp (Iserlohn, Bädeker) in dem Büchlein: Die Grafschaft Mark; Denkschrift zur Feier des 250. Jahrestages ihrer Vereinigung mit der preußischen Monarchie. — Ebendahin gehört: Vorgänge in und um Torgau während des siebenjährigen Krieges, namentlich die Schlacht bei Süptitz, am 3. Nov. 1760. Zur hundertjährigen Erinnerungsfeier vom Archidiaconus Bürger — Torgau, Wienbrack. — Noch einige Monographien von localer Bedeutung: Chronik der Residenzstadt Hannover von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart; von F. W. Andrä (Hildesheim, Fricke). — Ein Stück wittemberger Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. Vortrag im evangelischen Verein am 26. März 1859 gehalten, von C. J. Nitzsch (Berlin, Wie

gandt). — Luthers Reise nach Rom, oder ist es wahr, daß derselbe knieend die Stufen der Peterskirche erstiegen hat? von H. K. Brandes (Lemgo, Meyer): es wird nachgewiesen, daß diese Annahme falsch ist. — Ferdinand der Zweite und die Juden. Nach Actenstücken in den Archiven der k. k. Ministerien von G. Wolf (Wien, Braumüller). „Kein strenggläubiger Katholik, sagt der Verfasser, hat Ferdinand einen Vorwurf wegen seiner Gesinnungen zu Gunsten der Juden gemacht. Dies beweist, daß Strenggläubigkeit im Katholicismus nicht Hand in Hand mit Judenhaß und Verfolgung geht, denn Humanität ist das oberste Gesetz aller Religionen!" — Der Kaiser begnügte sich damit, die Protestanten zu köpfen. — Ueber die neuern Darstellungen der deutschen Kaiserzeit, Festrede zum 28. Nov. 1859 von Prof. Heinrich von Sybel — München. —

Parlamentarisch schicklich.

„Der Präsident erkannte als gebieterische Pflicht, den ehrenwerthen Herrn zu fragen, ob er sich des ihm entschlüpften Ausdrucks im gewöhnlichen Sinne bedient habe.

Mr. Blotton zögerte nicht, die Frage zu verneinen. Er habe das Wort im Pickwickier Sinne gebraucht. (Hört! hört!) Er stehe nicht an, zu erklären, daß er persönlich die größte Hochachtung gegen den ehrenwerthen Herrn hege, und ihn nur im pickwickischen Gesichtspunkt für einen Windbeutel ansehe. (Hört! hört!)

Herr Pickwick fühlte sich durch die offene, aufrichtige und genügende Erklärung seines ehrenwerthen Freundes vollkommen zufrieden gestellt" u. s. w. —

Es klingt närrisch genug, aber es ist ganz in der Ordnung. Wenn die Debatten eines Landtags nicht ledern und pedandisch werden sollen, so muß zuweilen in denselben eine Gemüthsstimmung herrschen, welche „nur im pickwickischen Sinne" gemeinte Ausdrücke entschuldigt. Wir vom Festland werden uns zwar nicht leicht die britische Gemüthsruhe aneignen, es für pickwickisch zu finden, wenn man uns zuruft: der ehrenwerthe Gentleman, dessen schäbige Gesinnungen ich öffentlich brandmarken würde, wenn ich es der Mühe werth hielt u. s. w. — aber das entgegengesetzte Extrem der Franzosen, sofort mit dem Monsieur je suis a Vos ordres! bei der Hand zu sein, will doch für Deutschland auch nicht passen.

Am allerwenigsten aber will es passen, wenn der Präsident, dessen Gewalt nothwendig eine sehr discretionäre sein muß, sich alle Augenblicke genöthigt glaubt, den Schulmeister zu spielen, um unter den Jungen Ordnung zu halten. Wollte er bei jeder Gelegenheit, wo er die Aeußerung eines Abgeordneten, die nur im pickwickischen Sinn gemeint war, mißbilligt, mit seinem Ordnungsruf einschreiten, so würde er damit mehr Unordnung als Ordnung hervorbringen.

Natürlich sind es einige Vorfälle im preußischen Landtag, die uns zu diesen Bemerkungen veranlassen. Wir können um so unbefangener davon reden, da wir die allgemeine Ansicht von der vorzüglichen Befähigung des gegenwärtigen Präsidenten vollkommen theilen, und das, was uns als ein Mißgriff erscheint, nur einer vorübergehenden Verstimmung beimessen.

Ueber das, was parlamentarisch schicklich ist, sind wir zu sehr geneigt, dem Vorbild der Fremden blind nachzugehn. Hauptsächlich ist das der Fall mit der Einmischung des Königs oder des Regenten in die Debatte. Daß man dies für parlamentarisch unschicklich findet, hat doch nur folgenden Grund.

Wenn einer der Abgeordneten sich auf die persönliche Ansicht des Fürsten beruft, und diese als Argument gegen seine Gegner anwendet, so ist das parlamentarisch unschicklich, denn er stopft denselben den Mund, da es unhöflich wäre, und gegen die Ehrfurcht, die man der Krom schuldet, die persönlichen Ansichten des Trägers derselben so zu behandeln, als die anderer Leute. Für diese Ansichten treten seine Diener, die Minister ein, von denen man mit Recht voraussetzt, sie werden nur diejenigen Ansichten ihres Herrn vertreten, die auch die ihrigen sind. Sie stehn, wie man sich ausdrückt, vor den Riß.

Dagegen wäre es arge Pedanterie, jede Erwähnung des Königs oder des Regenten als unparlamentarisch zu bezeichnen. Wenn z. B. ein Mitglied der äußersten Rechten — oder vielmehr, wie es jetzt heißt, äußersten Linken — seine Ansicht über eine beliebige Steuer mit der besondern Treue gegen das Königthum im Allgemeinen motivirt — wem stopft er damit den Mund? — Die andern können ja sagen, wir sind ebenso treu als Du; und grade weil wir treu sind, oder: obwol wir treu sind u. s. w.; oder sie können sagen: die Treue gegen das Königthum ist uns viel, aber die Pflichten gegen unser Vaterland gehn doch noch vor u. s. w.

Denn das zu denken und zu sagen ist doch wol erlaubt? — Es ist jetzt namentlich in Bezug auf die Kriegsherrschaft ein solcher Mißbrauch der gewöhnlichsten Begriffe eingetreten, daß jede beliebige Angelegenheit unter den militärischen Gesichtspunkt gestellt und dadurch als Sache des Kriegsherrn dem freien Votum der Abgeordneten entzogen werden kann.

Natürlich ist das nur im Pickwickischen Sinn gemeint. Das mögen die preußischen Abgeordneten sich merken. † †

Mit **Nr. 13** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im März 1860.

Die Verlagshandlung.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

herausgegeben

von

Gustav Freytag und **Julian Schmidt.**

---

19. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1860.

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1860. Zweites Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Von der preußischen Grenze. S. 35. 77. 169. 237. 401.

Der Bundestag und Schleswig-Holstein. S. 41. 103.

Napoleon III. und die Stimmung in Deutschland. S. 81.

Statistisches über die Vergrößerung Sardiniens. S. 117.

Zur östreichischen Finanzlage. S. 161.

Zur Statistik der Schweiz. S. 201.

Zur Geschichte der Rheinzölle. S. 224.

Preußen und der deutsche Bund. S. 241.

Die Entwicklung der schweizer Verfassung. S. 249.

Europäische Aussichten. S. 281.

Aus Oberungarn. S. 319.

Oestreich und Deutschland. S. 321.

Der Schluß des Landtags. S. 361.

Giuseppe Garibaldi. S. 374.

Die Coalition. S. 397.

Die ersten deutschen Handelsverträge. S. 432.

Russische Zustände. 1. Die Gerechtigkeitspflege. — Der Senat. — Die Verwaltung. S. 441.

2. Die Leibeigenschaftsfrage. S. 481.

Aus Schleswig. S. 477.

Bilder und Schilderungen.

Neurussische Städte 2. Cherson. S. 19.

Ein Streifzug in Livland. S. 27.

Chablais, Faucigny und Genevois. S. 69.

Nablus und die Samariter. S. 88. 140. 181. 211. 253.

Palermo. S. 276.

Galatz. S. 300.

Sicilien. S. 313.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Fortüne eines Bürgerlichen nach dem dreißigjährigen Kriege. S. 329.

Deutsche Narrenstädte. S. 408.

Deutſche Dorfgerichte vor hundert Jahren. S. 466.

Sloapen. S. 474.

Der Abergiaube vom Augenzauber. S. 496.

Militäriſche Tagesfragen.

Die Umgeſtaltung des preußiſchen Heeres. S. 1.

Der Adel in unſern Heeren. S. 158.

Die preußiſchen gezogenen Kanonen. S. 517.

Literatur und Kunſt.

Alte Kirchenmuſik. S. 80.

Die Glaubensphiloſophie. 2. S. 121. 3. S. 166.

Ein Wort über die Schillerſtiftung. S. 274.

Adam Bede und andere Romane. (Holtei, Guiſchard, J. Burow, L. Erneſti, Brachvogel.) S. 287.

Das Leipziger Gewandhaus im Winter 1859—1860. S. 293. 348.

Literariſche Streifzüge. 6. (Spohr, Caballeros, v. Badenfeld, Brandes, Marbach, v. Leinburg, Eſchenhagen, v. Andechs, Elze, Springer, * Eritis sicut Deus.) S. 367.

Reiſehandbücher von Bädeker. S. 513.

Briefe.

Ungedruckte Briefe Gneiſenaus. S. 7. 58.

Ungedruckte Briefe v. Stägemanns. S. 385. 427. 457.

Kürzere Beſprechungen literariſcher Erſcheinungen.

Naturwiſſenſchaften. Die geſammten Naturwiſſenſchaften (Bädeker). S. 480.

Geſchichte. Handelmann. S. 39. v. Richthofen. S. 39. Kapp. S. 40.

Geographiſche und Reiſeliteratur. Heine. S. 120. Onomander. S. 120. v. Kaickſtein, * Drei Monate im Orient, W. v. K. S. 440. Hoffmann. S. 480.

Muſik. Köhler. S. 40. Schäubiie. S. 40.

Militäriſche Schriften. Williſen. S. 39.

Sammelwerke. Unſere Zeit. S. 40. Haus- und Familienlexikon. S. 40. Männer der Zeit, Zeithefte, Unſre Tage. S. 240.

Militärische Tagesfragen.

Die Umgestaltung des preußischen Heeres.

Gleich bei dem Bekanntwerden des nunmehr den Ständen vorliegenden Planes zur Reorganisation der preußischen Armee tauchten bei einem alten Militär Bedenken so ernster Natur auf, daß er, obwol kein Preuße, es für Pflicht hält, seine Ansichten über diesen hochwichtigen Gegenstand auszusprechen.

Ein jeglicher Officier weiß, daß keineswegs ein bestimmter Modus der Heeres-Organisation, nicht die auf dem Exercirplatz zu erlernende Taktik, nicht die mehr oder weniger vollendete Ausbildung eines oder des anderen Zweiges der Exercir-Reglements im ernsten Kampfe die Entscheidung bringt. Der kriegsmuthige, entschlossene Geist der Truppe, der feste Wille zu siegen, die körperliche Gewandtheit und Ausdauer, die Uebung, das Terrain zu benutzen, mithin nicht allein die mechanische Ausbildung, entscheidet bei einsichtsvoller und consequenter Führung den Kampf, führt zum Siege.

In älteren Zeiten wie in allerneuester hat freilich gar oft ein ganz anderer Factor den Sieg herbeigeführt, das Gold, doch die Macht dieses Metalles darf hier wol unerwähnt bleiben; es handelt sich hier nur darum, wie eine ehrliche Masse tüchtig geführt werden könne.

Eine gut geführte, intelligente, nicht an eine einzige Art der Kriegführung gewöhnte Truppe muß auch gegen ungewohnte Art des Gefechtes sicher, auf die eigene Kraft vertrauend, die richtigen Gegenanstrengungen zu ergreifen wissen.

Schlachten, durch künstliche Evolutionen gewonnen, wie im siebenjährigen Kriege, werden nicht mehr geschlagen, zur Parade herabgewürdigte Nachahmungen großer Schlachten hoffentlich nicht mehr, wie unter Kaiser Nicolaus dem Ersten, wochenlang eingeübt werden.

Das so unendlich verbesserte Feuergewehr, das so unglaublich erleichterte, auf enorme Distanzen treffende, bewegliche neue Geschütz bedingt eine ganz andere Art der Ausbildung des Infanteristen als die früher beliebte, in Warschau vor dreißig Jahren auf das brillanteste und vollkommenste ausgebildete. Nur der Reiter bleibt unberührt von allen diesen Neuerungen: sein geschwindes Roß ist keiner mechanischen Ausbildung fähig; jetzt, wie vor Cäsars Zei-

ten, gilt es, den Säbel oder die Lanze richtig zu gebrauchen, zur rechten Zeit; (jetzt freilich früher wie in vorigen Zeiten) das Eisen in die Seiten des Pferdes zu drücken, die Zügel in der linken Hand nachzulassen.

Der junge Soldat darf nicht mehr auf dem ebenen Exercirplatz, er muß im Terrain eingeübt werden, muß leicht und ungezwungen sich bewegen können, muß lernen seine Augen zu gebrauchen, sich umzusehen, alle Vortheile des Terrains zu erspähen, seine Intelligenz muß ausgebildet werden für den ihm im Felde obliegenden Endzweck; er muß gut und ruhig schießen, mit Schnelligkeit in starken Colonnen sich bewegen, aus der Kette mit Leichtigkeit zur Compagnie-Colonne sich sammeln, sowie die Kette verstärken können.

Alle diese Erfordernisse lernen sich aber, richtig aufgefaßt und gelehrt, leichter als das frühere stramme Exerciren, weil sie den Geist und die Einbildungskraft der jungen Mannschaft beschäftigen, in Thätigkeit erhalten, sobald Officiere und Unterofficiere ihre wahre Bestimmung kennen.

Man lehre den jungen Soldaten, auf welche Weise das Gewehr in die Hand genommen werden kann und muß (solcher Handstellungen für beide Hände gibt es nur sechs bis sieben), nehme diese Handstellungen als Tempos an, bringe ihm die Handhabung des Gewehres nach diesen Tempos bei, und in unglaublich kurzer Zeit hat der junge Soldat das Exerciren mit dem Gewehr begriffen und sich zu eigen gemacht; vor allem, wenn man bei diesem Unterricht wie bei allem mechanischen, die Lancaster'sche Methode des Unterrichtes einführt, eine Methode, die sich in Holstein als höchst praktisch bewährt hat.

Vom ersten Tage des Eintrittes ins Regiment an lasse man die jungen Leute turnen, und erst wenn dadurch Haltung und Geschmeidigkeit gewonnen, lehre man den Recruten zu marschiren, gleich anfänglich nach voller Regimentsmusik, und zu evoliren; vor allem aber verlange man nicht, daß körperlich ausgebildetere und geistig begabtere und entwickeltere junge Leute durch den vorgeschriebenen wöchentlichen Unterrichtscursus zurückgehalten werden; man entlasse sie bald möglichst aus der Recrutenschule.

Früher brachte man dem jungen Soldaten vor allem die steife, straffe Haltung bei, lehrte ihn im Gliede wohl gerichtet die Fühlung zu erhalten und hatte späterhin die unendlichste Mühe, demselben begreiflich zu machen, daß er selbstständig auf sich allein und seine Rottenkameraden sich zu verlassen habe.

Die Ausbildung des Infanteristen kann nur Folgendes bezwecken: 1. Kenntniß und richtigen Gebrauch des Gewehres, 2. leichte und sichere Haltung des Körpers, 3. Gewohnheit rasch in größeren Abtheilungen sich zu bewegen und zwar nicht allein auf der Ebene des Exercirplatzes, sondern im Terrain und selbst auf einem sehr coupirten, 4. in der Kette alle Vortheile des Terrains zu benutzen und die Signale zu kennen.

Das von Rohrsche System hatte diese Zwecke vor Augen, hängt aber noch zu sehr an dem alten Zopf. Der Schlußstein der militärischen Ausbildung muß das Präsentiren des Gewehres, das in geöffneten Gliedern Vorbeidefiliren, das Tirailliren auf dem Exercirplatze sein, nicht aber der Hauptzweck der Uebungen.

In der schleswig-holsteinischen Armee hat das dritte Bataillon unter Leitung des an den bei Bau empfangenen Wunden gestorbenen Hauptmanns von Schmidt diesem System zufolge in unglaublich kurzer Zeit, zwölf Tage früher als die anderen Bataillone, seine junge Mannschaft ins Bataillon eintreten lassen können.

Sobald der junge Soldat eingetreten, beginnen die größeren Uebungen im Bataillon, Regiment und Brigade, das Marschiren, das Beziehen der Biwacht, des Lagers; an die Wachtparaden sollte bei der kurzen Dienstzeit gar nicht gedacht werden, das leidige Schildwachestehen den Invaliden überlassen bleiben.

Ein Nichterkennen aller Bedingungen zur vollendeten Ausbildung einer Armee wäre es, wenn man aus falschverstandener Oekonomie gegen einen solchen Modus der Ausbildung finanzielle Einwendungen machen wollte. Eine gut organisirte Armee darf gar keine Oekonomie, kein System der Ersparniß kennen; nur die strengste, gewissenhafteste Ordnung in der Verwaltung und der Verpflegung.

In ganz Deutschland hebt man nach und nach die Zünfte auf, sieht man ein, daß die Zeiten der geschlossenen Gewerke vorüber seien; die alte, ehrwürdige Einrichtung der im Mittelalter die Städte reich, unabhängig und mächtig machenden Zünfte gehört der Geschichte an.

Zuerst in Preußen hat man in Zeiten der größten Erniedrigung und Gefahr alle Männer des Volkes in den Waffen geübt, bewaffnet gegen den gemeinsamen Feind geführt, und zweimal ist die preußische Landwehr siegreich in Paris eingezogen. Von dem Augenblick an, als die Victoria des brandenburger Thores siegreich zurückgebracht worden, durfte man in Preußen das Militär nicht mehr als einen geschlossenen Stand betrachten und behandeln, die Zeiten der geworbenen Regimenter nicht mehr zurückführen wollen, Zeiten, in denen der Soldat keine andere Heimat anerkannte als das Regiment, Zeiten des straffen Exercirens, in denen der Soldat stundenlang in strammer Haltung stehen konnte, Zeiten des Prügelns und des Ehrlichmachens im Regimente selbst, Zeiten, in denen jeder ungebildete Junker eine Grenadiercompagnie nach der Schnur schwenken und exerciren lassen konnte.

Wie schwer es aber fällt, anerzogene Vorurtheile völlig abzulegen, beweist das Verlangen einer dreijährigen Dienstzeit für die preußische Armee. Man hofft dadurch die brillanten Paraden der potsdamer Garderegimenter sich er-

halten zu können, und mußte doch wiſſen, daß drei Jahre nicht genügen, weder den jungen Bauernburſchen noch den gebildeten jungen Mann vollſtändig zu einer Maſchine zu drillen, die ſich fehlerfrei in jeglicher Hand ſicher bewegen läßt. Dagegen hatte die Erfahrung gelehrt, daß es keiner zwei Jahre bedarf, um junge, richtig und verſtändig eingeübte Leute völlig zum Feldſoldaten vorzubereiten, daß nur im Felde ſelbſt die vollſtändige Ausbildung zum Krieger gewonnen werden kann. Wer glaubt zudem, daß je in der Armee die volle dreijährige Dienſtzeit eingehalten werde, ſo lange es noch Finanzminiſter gibt? Für eine Illuſion gibt man mithin eine Einrichtung auf, die ſich ihrer Zeit bewährt und die volksthümlich geworden, und opfert Millionen auf, die man ſo nothwendig bei Ausbruch eines Krieges, im Kriege ſelbſt gebraucht, und vernachläſſigt eine Inſtitution, die man allgemein wünſcht in ganz Deutſchland eingeführt zu ſehen, der man vergeblich in anderen Ländern, bei unſeren kriegeriſchen, uns feindlichen Nachbarn nachzuſtreben verſucht.

Von jeher hat man in allen Ländern, die im Kriege Großes geleiſtet, die Eigenthümlichkeiten, den Charakter, die Gewohnheiten, das Volksthümliche eines jeden Volksſtammes zu benutzen verſtanden. In neueren Zeiten bildeten die Franzoſen ihre beſten Reiterregimenter aus den Deutſchen und den Wallonen, ihre leichten Infanteriſten aus den Bewohnern der Pyrenäen, der Alpen und Ardennen; gebrauchte doch Napoleon der Erſte nur ſeine deutſchen Verbündeten zum Vorpoſtendienſt; die Oeſtreicher benutzten die Ungarn als Huſaren, die Polen als Lanzenbewaffnete, die Tiroler als Jäger, die Kroaten als leichte Truppen; die Ruſſen überließen ihren irregulären Koſaken den Vorpoſtendienſt, und hat nicht die Geſchichte des Krimkrieges bewieſen, daß die wohleinexercirten Koſaken nicht mehr leiſteten, was die früheren irregulären.

Nur wir Deutſchen nehmen die Burſchen jedes Dorfes, blos der Größe nach ausgeſucht, ebenſowol zum Artilleriſten als zum Reiter und zum Infanteriſten, kennen nur eine ausgeſuchte Waffe, die Büchſenſchützen aus den Söhnen der Forſt- und Jagdbeamten zuſammengeſetzt, eine Waffe, die nirgends ihres Gleichen hat.

Der Grundgedanke jeglicher Organiſation, jedweder durchgreifender Neuerung muß der ſein, das vorhandene Gute und Volksthümliche zu benutzen, richtig anzuwenden. Dieſer Grundſatz ſteht feſt und wird ewig feſt ſtehen, ferner und nicht minder der, daß eine durchgreifende Veränderung der Organiſation ſich nicht auf einmal praktiſch durchführen laſſe, ſondern vorbereitender Schritte bedürfe; beide Grundſätze vermiſſen wir in dem jetzt vorliegenden Organiſationsplane.

Der ruſſiſche Einfluß, die Paraden, haben in Preußen zur Folge gehabt, daß die Garden bevorzugt, die Landwehr vernachläſſigt und in Folge deſſen von den Gardeoffizieren wenigſtens mißachtet worden: daher denn auch gro-

theils die Mißstände, die sich 1828 und 1859 gezeigt haben und die nunmehr durch die neue Organisation beseitigt werden sollen. Von keiner Seite sind Klagen erhoben worden, daß die Landwehrmänner nicht pünktlich sich bei den Fahnen eingestellt haben, und ist diese Opferbereitwilligkeit doch wol im jetzigen Augenblick zu berücksichtigen.

Schon die kurze Dienstzeit der jetzigen preußischen Armee erfordert eine große Zahl von Unteroffizieren und Offizieren; eine richtig ausgebildete Schützenkette bedarf einer weit größern Zahl von Offizieren, als bisher in den deutschen Armeen angestellt gewesen; das ununterbrochene Einexerciren absorbirt eine Menge von Kräften, stumpft Offiziere sowol als Unteroffiziere ab, macht sie den größten Theil des Jahres hindurch untauglich zu ernsten und wissenschaftlichen Beschäftigungen. Vergeblich suchen wir eine Bestimmung, wie die fehlenden Offizierstellen zu besetzen, doch verlangt die auf allgemeine Wehrpflicht basirte Organisation vor allem gebildete junge Offiziere, denen allein die jetzige junge Mannschaft willig und gern gehorcht. Ebenso wenig wie in jetzigen Zeiten der Junker, der das Gut des Vaters übernimmt, sein Gehöft ohne Kenntniß der rationellen Landwirthschaft, ohne Studien der Chemie und der Mechanik führen kann, Studien, von denen die Väter keine Ahndung hatten, ebensowenig vermag ein Junker ohne alle Bildung die ihm zum Theil wenigstens geistig weit überlegenen und gebildetern jungen Soldaten zu befehligen. Die große Zahl der erforderlichen Offiziere kann nicht in den in früheren Zeiten vielleicht zweckmäßig organisirten, jetzt aber nicht mehr ihrem Zweck entsprechenden, jedenfalls unzulänglichen Cadettenhäusern ausgebildet werden und läßt sich wol nur aus der Classe der Freiwilligen ergänzen, die mit gehörigen Schulkenntnissen versehen und als für ihre Stellung befähigt sich erweisend, ihre übrige volle Dienstzeit als Offiziere fungiren wollen.

Wenn, wie schon oben angeführt, der Glaube ganz allgemein in Deutschland verbreitet ist: die Landwehr habe in den Freiheitskriegen die Entscheidung gebracht, und dieser Glaube berechtigt ist; so müßte man sie, den Stolz des ganzen preußischen Landes, als den Kern der ganzen Armee ansehen, sie nicht nur erhalten, sondern die ganze Organisation auf dieselbe basiren, das stehende Heer nur als die Vorschule derselben ansehen. Kurze allgemeine Dienstpflicht in der Linie, ein zahlreiches Offiziers- und Unteroffizierscorps, militärische Ausbildung in den Volksschulen, sind die Erfordernisse, eine Landwehr schnell und dienstüchtig zusammenzurufen und im Momente der Gefahr schlagfertig zu halten.

Bei ganz allgemeiner Dienstpflicht ist es keineswegs eine Ungerechtigkeit, die Dienstzeit in der Linie völlig gleichmäßig allen jungen Männern aufzuerlegen. Der Staat ist völlig berechtigt, eine längere Dienstzeit von denen zu verlangen, die im Regimente besoldet, verpflegt, bekleidet werden, als von

denen, die aus eigenen Mitteln sich kleiden und ohne Sold dienen. Diesen Grundsatz angenommen, können sich die Regimenter eine große Anzahl vollständig durchgebildeter Soldaten, die bei Zusammenziehung der Landwehr als Rottenführer, (wir nehmen die Rotte als Einheit des Schützen-Systems zu vier Mann an, weil diese vier Mann einen Kreis bilden können, mithin einen taktischen Körper,) als Gefreiten, als Unterofficiere einzutreten und den Rest ihrer Dienstzeit in der Landwehr zu dienen haben, erhalten. Die längere Dienstzeit wird den Leuten natürlich in der Landwehr gekürzt, gereicht dem Infanteristen und dem Reiter, mehr noch dem Artilleristen und dem Pionier, vor allem aber den bei den Handwerkercompagnien Angestellten zum Vortheil, weil sie im Regimente Kenntnisse erwerben können, die in der Dorfschule nicht zu erlangen sind. Dem Handwerker kann mehr als eine bloß technische Ausbildung in seiner Dienstzeit beigebracht werden, und ohne Frage bleiben viele Gesellen bei den Handwerkercompagnien, wenn sie als Meister entlassen werden können und eine Ausbildung erhalten haben, die ihnen kein Meister einer Landstadt beizubringen im Stande ist.

Bei einzelnen Regimentern, wenn auch nicht in der preußischen Armee, sind diese Grundsätze befolgt worden und haben, obwol nur im Kleinen durchgeführt, des besten Erfolges sich zu erfreuen gehabt.

Unmöglich würde es sein, einen genauen Plan zu einer solchen Armeeorganisation zu entwerfen, ohne die nothwendigen Data zur Hand zu haben, und leugnen läßt es sich nicht, daß Schwierigkeiten dabei zu überwinden, völlige Gleichheit der Stärke und der Zusammensetzung schwerlich zu erreichen sein werden. Dieses sind aber Uebelstände, die nicht in den Regimentern selbst empfunden, die nur in den Büreaux des Kriegsministeriums beanstandet werden. Unserer Ansicht nach müssen Landwehr und stehendes Heer eng mit einander verbunden sein, die Landwehrmänner durchgängig zu dem Regimente gehören, in welchem sie ihre Ausbildung erhalten, der Regimentsverband das Mittel der Vereinigung und Verschmelzung sein und bleiben. Officiere und Mannschaft kennen sich, Alle folgen der Fahne, zu der sie geschworen, tragen dieselbe Uniform, und die oben erwähnte, längere Zeit in der jüngsten Abtheilung der Armee gediente Mannschaft wird nicht wenig dazu beitragen, dieses Band fester zu knüpfen.

Die Regimenter, gleichviel ob aus zwei oder drei Bataillonen bestehend, haben vier Compagnien Linie in Friedenszeiten, im Kriege und bei größeren Uebungen mit Zuziehung der Landwehr vier Divisionen, eine jede aus einer Compagnie Landwehr und einer Compagnie Linie bestehend, unter einem berittenen Hauptmann 1. Classe.

Die Reiterregimenter, wenn vollzählig, bestehen gleichfalls aus vier Divisionen oder acht Schwadronen.

Bei der Artillerie bildet die Landwehr die Festungsartillerie, die Bedienung der Reservebatterien und complettirt die Feldbatterien.

Wie nun aber auch die Armeeorganisation modificirt wird, die Grundbedingung bleibt allgemeine Wehrpflicht der ganzen jungen kräftigen, kriegerischen Jugend. Möge die Armee, wie sie auch formirt wird, stets ihres alten bewährten Rufes eingedenk bleiben. Der feste Wille der jetzigen Regierung bürgt dafür, daß man nicht mit geschlossenen Augen oder mit übermüthigem Dünkel die Gefahr, in der Preußen und ganz Deutschland schwebt, verkennt, daß man entschlossen dieser Gefahr entgegen treten will; und sieht ja doch trotz aller Bemühungen Einzelner das gesammte Deutschland zutrauungsvoll auf Preußen, als die Macht, die jetzt allein vermag, durch Ernst und Energie der drohenden Gefahr zu begegnen; als der Macht, an die das übrige Deutschland sich anschließen kann, um den schlauen und übermüthigen Gegner seine Grenzen nicht überschreiten zu lassen.

Dresden im März 1860. O. Baudissin.

Ungedruckte Briefe Gneisenaus.

1.

Wir Deutschen müssen die Memoiren durch vertraute Briefwechsel ersetzen und deshalb auch die Scherflein entgegennehmen, welche reichbegabte, ausgezeichnete Männer hinterlassen haben.

Die hier mitgetheilten Schreiben versetzen uns mitten in die Begebenheiten einer vielbewegten Zeit und schildern die Thatsachen nach eignen Anschauungen oder doch wenigstens nach den lebendigen unmittelbaren Eindrücken, welche das höher pulsirende Volksleben ausübte.

Bieten die folgenden Briefe, welche an den, auch als Schriftsteller geschätzten Professor Benzenberg gerichtet sind, auch kein außergewöhnliches Material für die Beurtheilung der Jahre von 1817—1824, so liefern sie doch in kleinen Zügen und Anmerkungen, in Urtheilen und Aussprüchen interessante Spezialitäten und zugleich den Beweis, welche politisch sociale Parteirichtung selbst die hellsten Köpfe beherrschte; sie bezeugen ferner dem berühmten Verfasser die höchste Biederkeit des Charakters.

1.

Coblenz den 2. Mai 1816.

Sie wollen mein, verehrter Herr Professor, meinen herzlichen Dank empfangen für Ihre mir übersandten Werke. Die Schweitzerreise habe ich eben angefangen zu lesen — soviel nämlich andere geistlosere Lesereien es mir gestatten — und darin eine gediegene Speise gefunden, wie man sie nur selten antrifft. Ich sage Ihnen dies mit nur flüchtigen Zügen, weil mir jetzt wenig Zeit gelassen ist zu schreiben und weil die Absicht dieses Briefes ist, eine Bitte an Sie gelangen zu lassen, nämlich, falls ein Mechanikus in Düsseldorf ist, einen Reisestock mit darin angebrachtem Höhenmesser, in der Art als ein solcher in Ihrer Reisebeschreibung abgebildet ist, machen zu lassen und mir selbigen vor meiner Abreise zuzusenden, damit ich solchen auf den böhmischen und andern Bergen gebrauchen kann. Ich habe das Zutrauen, daß Sie mir diese Gefälligkeit nicht versagen werden, wenn Sie können.

Wenn mich der Zustand meiner Gesundheit wieder in das Rheinthal zurückführt, so will ich Ihnen schon jetzt den Wunsch ausdrücken, daß Sie Ihren Besuch in Coblenz wiederholen, aber so gefällig sein mögen, denselben zu verlängern, damit wir zugleich lernend uns erfreuen mögen.

Ich bitte Sie, die Versicherung meiner wohlbegründeten Hochachtung anzunehmen und meiner mit Wohlwollen eingedenk zu sein.

v. Gneisenau.

2.

Coblenz, den 23. Juny 1816.

Mein verehrter Herr Professor.

Für Ihren so sehr anziehenden Brief wollen Sie, verehrter Herr Professor, meinen herzlichen Dank hinnehmen, so wie für die darin enthaltene Nachweisung, wo ich den Höhenbarometer zu suchen habe. Ich werde damit und mit Anleitung Ihrer Schrift über barometrische Messungen die böhmischen, schlesischen und vielleicht auch die schweizer Gebirge durchwandern, so viel als meine Beine zulassen.

In Absicht auf meine vorhabende Reise hatte ich meine ganz besondern Entwürfe und zwar auf Sie selbst, mein hochgeachteter Freund.

Ich hielt Sie bis vor Kurzem für einen Privatgelehrten, der, wie diese Klasse von Männern, von dem Verhängniß nicht mit Glücksgütern ausgestattet, von dem Ertrag seiner gelehrten Arbeiten lebt. Da hatte ich denn den Einfall, Ihnen, weil ich Sie lieb gewonnen habe, und sofern es Ihnen genehm wäre, eine Art Ferien zu machen und Ihnen anzubieten mit mir nach Carlsbad, Töplitz, Schlesien und vielleicht der Schweiz zu gehen. Außer der Annehmlichkeit Ihres Umganges hatte ich dabei noch andere Vortheile im Auge, nämlich von den Abfällen Ihrer Gelehrsamkeit eines und das andere für

mich Genießbare aufzunehmen, und dann hätte es meine Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt, einen Gelehrten an meiner Seite herum zu führen. Nun erfahre ich, daß Sie ein reicher Mann sind, noch reicher dadurch, daß Sie so unabhängig von allen sonst gemeiniglich unentbehrlich geglaubten Bedürfnissen sind. Da mußte ich nun meinen Antrag bei Seite legen. Aber loben würde ich es an Ihnen, wenn Sie, ungeachtet Ihrer äußern und innern Unabhängigkeit dennoch sich bereitwillig finden ließen, entweder nach Carlsbad zu kommen oder einen Platz in meinem Wagen anzunehmen.

In drei Tagen etwa gehe ich nach Cöln, um das schöne Rheinthal noch einmal zu sehen und zugleich die dortigen Kunstsammlungen. Düsseldorf ist nur wenige Meilen von Cöln, vielleicht sind Sie so artig, dann dorthin zu kommen.

Die Rheinlande und ihre Bewohner habe ich so lieb gewonnen, daß ich jetzt den festen Entschluß gefaßt habe, obgleich meine militärische Wirksamkeit hier aufhört, mir ein Landgut am Rhein zu kaufen. Eine feste Wahl habe ich noch nicht getroffen.

Von einer Constitution höre auch ich viel reden. Bei der Stimmung der Gemüther und nach dem lächerlich ärgerlichen Streit, den das elendeste Gesindel Berlins erhoben hat, halte ich die Einleitung zu einer Constitution für sehr bedenklich, wenn da nicht mit hoher Weisheit verfahren wird. Ich habe mich nun zu Vinckes Meinung bekehrt, daß nämlich eine gute Verwaltung uns vor allem Noth thue. Früher hatte ich gemeint, aus einer guten Verfassung werde eine gute Verwaltung von selbst sich entwickeln, denn die unsere ist eine solche nicht und offenbar zu zahlreich und folglich zu kostbar; nun hat man durch Mangel an feinem Gefühl die Sachen dergestalt geleitet, daß man bei der Verwaltung anfangen muß, um die Verfassung in Gang zu bringen. Vinckes vortreffliche Schrift über die britische Verwaltung enthält vortreffliche Lehren, die nicht den Personen zu Gefallen, sondern des edleren Zweckes wegen zu regieren sich bestreben.

Sie wollen meiner mit Wohlwollen eingedenk sein, als Ihren, Ihnen treu ergebenen Dr. v. Gneisenau.

3.

Kauffung den 1. November 1816.

Mein verehrter Herr Professor.

Zuvörderst lassen Sie sich sagen, daß Ihre so beschleunigte Abreise aus unserm Gebirge, bei denen, die Sie dem Leibe und dem Geiste nach kennen, allgemeines Bedauern erregt hat. Dies ist keine verbindliche Uebertreibung sondern die lautere Wahrheit. Sie haben sich Aller Gewogenheit erworben; der Aristokraten, der Constitutionellen; und ich vermuthe auch der Jacobiner.

Sie hätten freilich noch länger hier bleiben können und sollen, das Wet-

ter iſt ſeitdem ſo ungemein ſchön geweſen und ich habe ſeitdem einige Fahrten im Hirſchberger Thal umher gemacht, wo Sie mir durch Rath hätten nützlich werden können. Ich habe nämlich gegen mein Mittelkauffung das Gut Erdmannsdorf, zwiſchen Schmiedeberg und Hirſchberg und Warmbrunn, mitten inne, in einer herrlichen Gegend gelegen, eingetauſcht. In einigen Tagen gehe ich für meine Perſon dorthin, in einigen Wochen mein ſämmtlicher Hausſtand. Dort alſo mögen Sie mich ſuchen, wenn Sie ſo artig wären, auch einmal noch das Gebirge, bevor Sie nach Berlin gehen, zu beſuchen. Zur Conſtitution kommen Sie immer noch zeitig genug. Unſere Kränzchen haben angefangen und ich bin dann, an einer guten Straße nun wohnend, im Stande, die Geiſter des Hirſchberger Thales zu verſammeln und dem wandernden Philoſophen zur Prüfung vorzuführen. An meinem neuen Aufenthalt finde ich viel zu thun, ich will aber und zwar mit wenigen Koſten, ein kleines Paradies daraus ſchaffen und zwar ſogleich den Anfang machen mit Niederreißen alter, die Ausſicht hindernden Gebäude, zurichtend die jetzt wüſten Gründe zu Gartenanlagen und Einſetzung großer Waldbäume um das Wohnhaus und zwar ſelbſt im Winter. Sie ſehen, daß ich Beſchäftigung genug habe und demnach um Conſtitutionen mich nicht bekümmern werde, nach den Geſetzen einer weiſen Selbſtſucht.

Dann laſſen Sie ſich auch danken für Ueberſendung der beiden Bücher. Ueber den Almanach hat meine Frau ſofort ſich hergemacht und ich habe Ihre Briefe begonnen. Aber Sie wollen mir erlauben, Ihnen zu ſagen, daß in dem hiſtoriſchen Theil derſelben, da wo über die Schlachten geredet wird, viele Irrthümer enthalten ſind, auf die ich um ſo mehr erpicht bin, da einige derſelben mir ſelbſt nachtheilig ſind, und da Ihre Bücher dereinſt als Quellen ſicherlich benutzt werden. Aber ſo geht es mit hiſtoriſcher Wahrheit überhaupt. Wie ſoll man da noch Vertrauen zur Geſchichte haben. Wären Sie in Paris hübſch zu mir gekommen und hätten mir Ihren Schlachtbericht, vorgelegt, ſo hätte ich Ihre Irrthümer berichtigt, und wenn ich auch Manches verſchwiegen hätte, z. B. Wellingtons Blutſchuld am 16. und deren nähere Umſtände, die Fehler großgeachteter Männer am 16. und 18.' u. ſ. w., da es um das Wohl des Staates ſelbſt willen nicht gut iſt, daß man den Zeitgenoſſen alles ſage, ſondern auch etwas für die Nachkommen aufbewahre, ſo wäre doch in dem, was ich Ihnen mitgetheilt hätte, Nichts auszuſtellen geweſen, und ſolches hätte unentſtellte Thatſachen enthalten, wenn auch nicht alle.

Wie ſchwer es iſt, Geſchichte, nämlich wahre, zu ſchreiben, davon liefern Sie ſelbſt einen Beweis. Alles, was Sie aus den Tiefen der Phyſik, Mathematik, Metaphyſik u. ſ. w. zu Tage gefördert haben, iſt hell, klar, unwiderleglich, folglich höchſt wahr. Alle Irrthümer aber, die in Ihren Büchern ſte-

cken, ſind hiſtoriſcher Natur. Man kann ſagen, wenn ein ſo heller Kopf dem Einfluſſe der hiſtoriſchen Irrthümer nicht entgehen kann (ich hätte beinahe geſagt: der konſtanten Größe hiſtoriſcher Irrthümer), wie könnte es ein anderer. Darum gehe ich ſo ungern an Niederſchreibung deſſen, was ich geſehen, denn ich ſtehe unter demſelben Einfluſſe und bei mir, als handelnder Perſon, kommt noch die Leidenſchaftlichkeit hinzu, womit ich erfüllt bin gegen Indolenz, Furchtſamkeit, (politiſche) Selbſtſucht, Mangel an Vaterlandsliebe, Franzoſenſinn, Zaudern, Unentſchloſſenheit, Falſchheit, Gleichgültigkeit gegen die großen Zwecke des Lebens. Ich werde demnach mit dieſer Arbeit warten, bis ich durch das Landleben etwas beſänftigt ſein werde.

Hier folgen einige Empfehlungen für Sie, obgleich ich dies für anmaßlich halte; aber Sie wollen es und ich thue Ihren Willen. Auch folgt hier eine an den Feldmarſchall Blücher, ſofern Sie Gebrauch davon machen wollen. An Männer, mit denen Sie bereits perſönlich bekannt ſind, folgen Empfehlungen nicht mit. Ueberall bei den Empfehlungsnehmern wollen Sie meine Grüße überbringen. Nun noch dieſe kurze Schilderung von einigen derſelben. Rühle, ein Gelehrter, der ſich ebenfalls mit Conſtitutionsweſen beſchäftigt. Schinkel, ein liebenswürdiger Künſtler, auf Reiſen gebildet, in Italien und Sicilien geweſen. Fr. Berg, eine gelehrte Frau, die der verſtorbenen Königin Leben beſchrieben. Gräfin Voß, ihre Tochter, ebenfalls gelehrte Frau. Diez, Opponent gegen neuere Zeit und neuere Grundſätze; in Konſtantinopel lange als Geſandter geweſen; orientalirt. Boguslawski, Gelehrter, Dichter, Sternkundiger. Wolzogen, Gelehrter, Soldat, alle Feldzüge ſeit 1812. Viele Umſtände des Krieges genau kennend. N. B. in Rußland und auch in Deutſchland.

Sobald ich meine Arbeiten in Erdmannsdorf in Gang geſetzt haben werde, gedenke ich nach Breslau zu gehen und hoffe Sie noch da zu treffen.

Wollen Sie etwa an gewiſſe Perſonen, die Sie ſich auserleſen haben, Empfehlungen, ſo laſſen Sie mir ſolche nur wiſſen und ich werde ſolche, wo es meine Grundſätze erlauben, Ihnen zuſenden.

Gehaben Sie ſich wohl und empfehlen Sie mich proviſoriſch Ihrem Gaſtfreund

v. Gneiſenau.

4.

Erdmannsdorf den 13. Novemb. 1816.

Soeben gehen mehrere Nummern des Weſtphäliſchen Anzeigers bei mir ein und mit ſelbigen der hier beigeſchloſſene Brief, den ich Ihnen lieber alsbald ſenden, als bis zu meiner Reiſe nach Breslau aufheben will, denn mit dieſer ſteht es noch weit im Felde. Ich habe nämlich dem Juſtizcommiſſarius Catze verſprochen, ihn mit nach Breslau zu nehmen, wo er Geſchäfte hat; durch die ſo lange gedehnten Unterhandlungen zwiſchen dem Grafen von Kalkreuth und mir über unſere Güter ſind des Erſteren Geſchäfte in Unordnung gerathen und in

Rückstand, daher er solche erst ordnen und abarbeiten muß, ehe er die Reise antreten kann. Ueberdies sind die Berührungen zwischen dem Grafen S. und mir und hinwiederum zwischen mir und meinem Amtmann in Mittelkauffung so sehr verwickelt und es thut so sehr noth, sie alsbald auseinander zu wickeln, daß auch ich mich nicht eher entfernen kann, bis die verschiedenen Rechnungsprüfer mit ihren Arbeiten fertig sind; daher muß ich Ihnen meinen Segen zu Ihrer berliner Reise schriftlich ertheilen.

Die Aufsätze im Kronos sind nicht die gewöhnliche Milchspeise der deutschen Almanache; besonders gefielen mir die Ihres Freundes. Auch bin ich ganz lüstern geworden nach einer solchen Rumford'schen Lampe und ich möchte mir gerne eine verschreiben, wenn der Ort angezeigt wäre, wo solche zu haben.

Während Sie dort unten in schwarzem Schlamm waten, sitze ich hier in der heitersten Winterlandschaft, die Schneekoppe mit dem ganzen Gebirgskamm und seinem großen Schatten, das weite Thal im grellsten Sonnenschein vor mir. Es läßt sich sehr angenehm hier wohnen, aber ich habe noch viel zu thun. Das Gut ist herunter in allen seinen Bestandtheilen; was Gutes daran ist die Bodenlage, Ebenheit der Felder.

Die Bücher aus Breslau sind noch nicht in meinen Händen, sondern noch in Verwahrsam des hirschberger Accisamtes. Ich bin jetzt mit Raabe allein, lese sehr viel, eben nicht zum Besten meines Unterleibes, und bin demnach sehr begierig auf G. Brandes Astronomie, um darin zu sehen, ob ein unwissender Laie wie ich, es etwa wagen dürfe, an die Beschauung des Himmels sich zu wagen, wo ich dann eine kleine Warte anlegen und einige Fernröhre anschaffen würde, um meine Kinder an der Beschauung des gestirnten Himmels zu ergötzen und zu erheben. So was reinigt das Gemüth von kleinen Leidenschaften doch noch mehr, als die griechische Tragödie.

Gott erhalte und beschütze Sie und mögen Sie meiner mit Wohlwollen gedenken. Ihr

treu ergebner Freund

v. Gneisenau.

5.

Berlin 20. April 1817.

Es ist mir Bedürfniß, über gegenwärtiges Buch Ihr Urtheil, mein lieber Doctor der Constitutionen zu vernehmen. Schöne, große Sätze aus der Erfahrung der letzteren 25 Jahre geschöpft, lassen sich darin vernehmen und tiefe Weisheit, aber dennoch scheint es mir mangelhaft, das heißt: mangelhaft in dem Sinne, daß es noch einer Ergänzung bedarf. Auf das Geschichtliche, Vorhandene, Positive scheint mir, in fast zu großer Ausdehnung, zu viel Werth gelegt und zu wenig auf die fortschreitende Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes; sind denn neue Gesetze nicht fast immer Aufhebung eines bestan-

denen und Feststellung eines neuen, die oft aus Erkenntniß, manchmal freilich auch aus Wahn sich gestaltet? Darum wollen Sie an den Rand des Buches Ihr Ja oder Ihr Nein! hinzusetzen und wo es der Raum erlaubt, in wenigen Worten die Gründe Ihrer Verneinung aussprechen.

Guten Morgen! Heute gehe ich nach Glienicke v. Gneisenau.

6.

Berlin den 3. Juny 1817.

Für die mir mitgetheilten Drucksachen danke ich recht sehr. In unserm polemischen Deutschland ist es unmöglich, sich nicht von irgend einer Seite her angegriffen zu sehen, sobald man eine hohe Stufe, entweder in der Literatur oder der gesellschaftlichen Rangordnung erstiegen hat. Darum mögen Sie es sich gefallen lassen, wenn Sie öffentlich angegriffen werden. Als Blitzableiter könnten Sie das von dem Hamburger Censor so sehr mißhandelte Blatt des deutschen Beobachters Ihrem Gegner senden, damit er Erbarmen mit Ihnen hätte.

Was mit dem Bleiabdruck gemeint sei, verstehe ich nicht und muß deshalb um mündliche Erläuterung bitten, darum habe ich das Opus über Montgelas noch zurückbehalten. v. Gneisenau.

8.

Berlin den 24. Juny 1817.

Hier sende ich Ihnen abermals etwas von Coblenz. Gestern vernahm ich, der Contract mit Creglinger bestimme den Monat Mai zum Ablieferungstermin. Der König soll sehr entrüstet sein. Sie haben von Silbergeschirren geredet, wo Sie nur von silberplattirten oder vielmehr gar nicht hätten reden sollen. Unterrichtet waren Sie von mir, ich kann demnach nur annehmen, daß die Auslassung zu einem Reizmittel hat dienen sollen.

Ihrer Einwendung kann ich Nichts entgegensetzen, das heißt, so wenig als nichts. Einen Auftrag hatte ich indeß nicht, es ist mir aber lieb Ihre Gesinnung darüber zu wissen, falls mir ein solcher werden sollte. Es war eine Idee, die mir schnell durch den Kopf fuhr. Wenn auch keine Staatszeitung, so würde doch ein Blatt von Ihnen herausgegeben, hier in der Hauptstadt und mit milder Censur behandelt, wo das Für und Wider die Regierung erörtert würde, ein großes Publicum, folglich eine große Wirkung gewinnen. Schon einmal äußerte ich gegen Sie, Ihren Beobachter nach Berlin zu verlegen. Die Berliner Censur würde Manches durchgelassen haben, was die Hamburger verurtheilte.

Guten Morgen! v. Gneisenau.

7.

Berlin den 23. Juni 1817.

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie meinen, daß ich eine sträfliche Freude daran habe, wenn meine Freunde öffentlich angegriffen werden; ich bin egoistisch genug, dieses nur unseren Gegnern, den Verfinsterern, zu gönnen. Bei dem Oppositionsblatt und der Nemesis ist mir offenbar, daß sie die Talente des Beobachters noch mehr scheuen, als seine Grundsätze. Der Artikel in Nr. 142 des Oppositionsblattes ist übrigens recht über die Erlaubniß schlecht geschrieben.

Der Staatskanzler hatte die letzteren Nummern des Beobachters gestern noch nicht gelesen und ist darum noch in einigem Groll gegen Sie befangen, dessen letzten Rest ich wegzutilgen strebte. „Er müsse noch mündlich mit Ihnen verhandeln," meinte er. Auch er hatte seine Freude daran, daß Sie von den Jacobinern angegriffen werden. Machen Sie sich demnach auf eine Unterredung gefaßt. Ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht jetzt in Ihrer Macht stehe: eine preußische große Staatszeitung zu schreiben; freilich wol mit Bedingungen. Wollten Sie hierauf eingehen, so wäre es hohe Zeit, an die Artikel des Traktates zu denken! — Guten Morgen!

v. Gneisenau.

9.

Berlin den 11. December 1817.

Entschuldigend muß ich vor Ihnen hintreten, mein verehrter Herr Doktor, daß ich Ihr wohlwollendes Schreiben so spät und in eilender Kürze beantworte. Ueber die vielen Bittstellenden habe ich die Freunde vernachlässigt und jenen früher als diesen geantwortet. Wären Sie nicht Besitzer von Brüggen, sondern ein darbender Gelehrter, so hätten Sie früher Antwort erhalten, an der übrigens weder dem reichen noch dem gelehrten Professor nicht viel gelegen zu sein braucht.

Ich bin nun wieder in die Hauptstadt eingezogen. Wie gegen den Winter immer, so auch diesmal, ist viel unruhiges Redens hier. Ungebührliche Forderungen auf der einen, wenig begründeter Argwohn auf der anderen Seite.

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Ich setze diesen Vers her, um Ihre Behauptung zu bestätigen, daß diejenigen, die am wenigsten vom Latein verstehen, am meisten davon zur Schau tragen.

In Wien wird die Wartburgische Studentengeschichte noch tragischer genommen als hier. Der Graf Zichy hat den Auftrag erhalten, nach Weimar zu reisen, und den Großherzog zur Rede zu stellen wegen seines Betragens bei diesem Vorfall. Graf Zichy wird wohl thun, wenn er dem Herzog nicht nach Tische, sondern lieber vorher, den Verweis ertheilt.

Unsere Ministerialveränderungen setzen das Publicum in Erstaunen, sind aber in Personen und Sachen begründet. Als Herr v. Sch. den Kultus verlor, dafür aber die Bergwerke bekam, wandte ein Spötter den Vers Virgils auf ihn an: flatere si nequeo superos, Acheronta movebo.

Warum unterzeichnen Sie einige Ihrer Artikel im deutschen Beobachter, während Sie dies bei anderen unterlassen? Wer Sie und Ihren Vortrag kennt, wird sich nicht irren; aber so viele andere möchten leicht sich freuen und glauben, es gebe zwei Benzenberge, so wie die französische Ducheſſe meinte, daß es zwei Bonaparte gebe, wenn der auf St. Helena das Manuscript nicht geschrieben haben sollte. Uebrigens hat man sich in Wien überzeugt, daß er es geschrieben und Genz hat es dargethan, indem er die Blätter so zusammenfügte, wie sie chronologisch aneinander gehören. Das Manuscript ist nämlich in zerstreuten Blättern nach England gekommen. Bonaparte ist so bedeutend krank, daß der Gouverneur H. Lowe für nöthig erachtet hat, den fremden Kommissarien ein Bülletin über seinen Gesundheitszustand zur Nachricht an ihre Höfe mitzutheilen. Die Wassersucht hat den gefallenen Herrscher ergriffen und die Beine sind ihm geschwollen. Ueberdies ist er vom Scharbock befallen und das Zahnfleisch blutet ihm stets. Letztere Krankheit zeugt von der Niedergeschlagenheit seines Gemüthes.

Möge die Rheinreise des Staatskanzlers recht viel zur Verständigung der älteren und jüngeren Kinder der Monarchie beitragen und Männer wie Sie dazu mitwirken. Nur durch herzliche Vereinigung mögen wir der Scheelsucht des Auslandes trotzen; durch Zwist gehen wir gemeinschaftlichem Untergang entgegen. Bleiben Sie hold und gewogen Ihrem

treu ergebenen Freund
v. Gneisenau

10.

Berlin den 19. Jan. 1818.

Eben war ich im Begriff, mein verehrter Meister, einen Brief an Sie zu schreiben, als ich durch den Ihrigen erfreut wurde.

Mein Wunsch ist nämlich, daß Sie einen Paragraphen über die Angelegenheit der Reklamationen in Ihrem Beobachter einrücken und damit die Meinung zum Rechten lenken, denn diese Sache ist, und zwar durch die französischen Blätter in verrätherischer Absicht vorsätzlich falsch dargestellt worden, und zwar ganz zum Nachtheil Preußens. Ich habe zu diesem Ansinnen an Ihr Blatt nicht etwa einen Auftrag, im Gegentheil darf ich erwarten, daß von manchen furchtsamen Tadel darüber ausgehen werde, indem sie meinen, man solle doch ja Niemanden reizen; ich bin nicht einmal auf offiziellem Wege von dem Gegenstand unterrichtet, sondern ich theile Ihnen nur mit, was ich in Unterredungen erfahren, aber das Wenige, was ich Ihnen mitzutheilen

habe, ſcheint mir dann doch ſo wichtig für den Unterricht des deutſchen Publicums und für die Rechtfertigung des preußiſchen Benehmens, daß mir wol der Wunſch gerechtfertigt erſcheint, es möge ſolches in das deutſche Publium ausgehen. Auch habe ich dabei noch den Wunſch, daß den Furchtſamen kein anderer Weg übrig bleibe, als gerecht und edel zu ſein. Alles zuſammen wollen Sie auf Ihre Weiſe ſchmelzen, damit etwas Gediegenes daraus werde und mein Name nicht darin erſcheine, der mehr erbitternd als beſänftigend hierbei wirken mögte.

Als der Frieden in Paris 1814 geſchloſſen wurde, war beliebt worden, der franzöſiſchen Nation keine Kontributionen aufzulegen, man begriff aber damals ſchon, daß man nicht das Recht hatte, in Anſehung der Reklamationen eben ſo zu verfahren. Dieſe waren das Eigenthum der reſp. Unterthanen und über ſolche konnte man nicht unterhandeln. Die gerechten Anſprüche ſollten demnach ermittelt und dieſe befriedigt werden.

Obgleich die Bourboniſche Regierung nur das halbe Reich Napoleons geerbt hatte, ſo wollte ſie ſich dennoch ſeiner Grundſätze ganz bemächtigen, ſoweit dies die ihr gelaſſenen geringeren Kräfte zuließen. In die Ausführung der Reklamationsſtipulationen ward alſo nicht ein ſonderlicher Eifer gelegt.

Das Jahr 1815 kam; in ihm der zweite Frieden von Paris und in dieſem die Auflegung der Kontributionen. Mit Zahlung derſelben ward alsbald der Anfang gemacht. Eigentlich hätte man mit Zahlung der Reklamationen den Anfang machen ſollen, da ſie das Prioritätsrecht hatten; da dieſe aber noch nicht ermittelt waren und eine Commiſſion hierzu erſt ernannt ward, ſo nahm man einſtweilen die Kontributionen, welches allerdings ganz angenehm war, da auch diejenigen Mächte daran Antheil nahmen, die an Reklamationen Nichts zu erwarten hatten und England für die ſeinigen ein Fauſtpfand hatte.

Jetzt machte der Kaiſer Alexander den Antrag, daß man doch ja die brave franzöſiſche Nation nicht auf das Aeußerſte treiben und ſie gänzlich verarmen ſolle. Von den ſo weit getriebenen Reklamationen ſolle man das Meiſte erlaſſen und bedenken, daß es doch beſſer ſei, etwas weniger zu nehmen, als gar Nichts zu erhalten. N. B. Rußland hat keine Reklamationen zu fordern.

Unbillige Reklamationen haben allerdings Statt gefunden, z. B. von Baiern aus jener Zeit, wo es ſich, um ſeines Nutzens willen, dem Teufel verſchrieben hatte. Von uns ward aber vorher geprüft, verworfen, und nur zugelaſſen, was zuläſſig war.

Wie könnten wir aber um gerechte Anſprüche unſerer Unterthanen unterhandeln! Lieber vor der Hand verſcherzen und ſich ſeine Rechte bewahren.

Unſer Antrag muß ſich demnach darauf richten, daß wenn es erwieſen

daß es unumgänglich nöthig sei, der französischen Regierung an ihren, ihr auferlegten Zahlungen etwas zu erlassen, solches nur von den Kontributionen, nicht aber von den Reklamationen geschehen könne, und daß demnach jeder der Souveräne, die an den Kontributionszahlungen Antheil nehmen, bis auf den Fürsten von Lichtenstein herab, pro rata von dem Empfangenen in diesem Falle wieder herauszuzahlen hätte.

Will dies nicht die ewige Gerechtigkeit? Kann man ohne verächtlich zu werden oder bereits zu sein, anders verfahren? Wenn Sie diese Meinung theilen, so mögen Sie verfahren wie geboten.

Nächstens ein Mehreres. Zwischen Hoffesten, Geschäften und Catarrhanfällen mangelt mir die Zeit, einen noch längeren Brief zu machen. Nicht jedem ist wie dem Beobachter gegeben, gediegenes Gold aus seinem Ermel fließen zu lassen. Gott befohlen! Mit wohlbegründeter Hochachtung

v. Gneisenau.

P. S. So eben fällt mir Nr. 596 des deutschen Beobachters in die Hand, und darum eine mir auffallende Anmerkung über den Adelsursprung. Sicherlich kann solcher nicht überall aus einer Kaste von Eroberern hergeleitet werden. Aber in Polen ist es höchst wahrscheinlich der Fall. Der Bauer nämlich ist meist blonden Haares und Bartes, dabei nicht häufig von gefälliger Gesichtsbildung; der Edelmann dagegen ist schwarzen oder dunkelbraunen Bartes und Haares und der Kopf so wie die Gestalt meist von einer edleren Form. Daraus ließen sich wol die dort noch so harten Formen der Leibeigenschaft erklären.

Ist die in derselben Nummer enthaltene Angabe aus dem grand livre de France von 22,818,000 Morgen Ackerland nicht etwa ein Druckfehler? Da käme ja kein Morgen auf jede Seele? Freilich ist der französische Morgen größer, als der mägdeburger; aber denn doch? Wenn man auch 5 Berliner Scheffel reinen Ertrag, nach Abzug der Saat, auf den französischen Morgen annähme und das ist im Durchschnitt schon viel, so kämen noch nicht zwei Berliner Scheffel auf einen Menschen in einem Lande, wo nur wenig Kartoffeln gebaut werden und wenig Fleisch verzehrt, in den südlichen Provinzen sogar nur wenig Milch und Käse, und wo in gewöhnlichen Jahren Getreide ausgeführt wird?

11.

Berlin den 23. Sept. 1818.

Verehrter Herr Doktor!

Was mögen Sie von mir denken, Herr Doktor, daß ich Ihnen auf zwei Ihrer Briefe noch nicht geantwortet habe? Allein einmal geht mir das Schreiben nicht so gut von der Hand wie Ihnen und dann hatte ich daheim mit Bau und Hochzeit und Literatur so viel zu thun, daß ich wirklich ganz verstockt

im Aufschub der schuldigen Beantwortungen wurde. Nun sich eine Gelegenheit darbietet, Ihnen einige Worte der Freundschaft zuzusenden, will ich es nicht länger versäumen.

Der General von Knesebeck hat gegen mich den Wunsch ausgedrückt, Sie in Aachen zu sprechen. Sie werden es wol möglich machen können, Sich dahin zu begeben, um ihm Auskunft über die Provinz zu geben, und Sie werden diese Gelegenheit nicht versäumen Ihren Landsleuten nützlich zu werden. Auch der Kriegsminister wird Sie sicherlich gerne sehen, so wie dessen Begleiter und Vertrauter der Major von Eichler, der aus einem Ihrer Tadler Ihr Anhänger geworden ist. So stark ist die Wahrheit.

An Ihrem deutschen Beobachter habe ich mich an den Artikeln, die von Ihnen herrührten, recht erfreut. Ich lese darum nur das, was Sie schreiben, das Uebrige ist Baumwolle, worin man die Kleinode packt.

Die Sachen stehen hier noch beim Alten. Der Fürst H. hat edle Anwandlungen; er fühlt sich aber zu alt und die von ihm geschaffene Administration zu schwach, um einen constitutionellen Sturm zu bestehen. Darum will man anscheinend von Unten auf bauen, um Zeit zu gewinnen, das heißt, Kommunalverfassungen gründen, auf diese Kreisverfassungen, auf diese die Staatsverfassung. Unterdessen möchten wohl zwei Geschlechter untergehen, wenn auch nicht äußere Störungen einwirkten, bis wir zu einer verständigen Verfassung gelangten.

Das Turnerwesen ist aufs Neue in Ungunst gekommen. Die schlesischen Turnplätze werden geschlossen werden, wegen Uebertreibungen der Führer, unter welchen sich wohl hie und da eine revolutionssüchtige Seele finden mag. Von Jahn selbst habe ich indessen keine Abnormität vernommen.

Der Kaiser von Rußland athmet in seinen Worten nichts als friedliche Gesinnung. Er verabscheue das Blutvergießen, sagt er, sei ein Christ und rühme sich dessen; sein Ehrgeiz sei, den Frieden und die Einigkeit zu erhalten. Er hat eine lange Unterredung mit mir gehabt; eben so mit Knesebeck und Ancillon. Seine Armee ist mit den neuen Einrichtungen von 7 Regimentern und der jetzigen Aushebung von 80,000 Mann eine Million stark, und das ist nicht übertrieben. Wenn ein Monarch mit solcher Macht nicht ehrgeizige Entwürfe verfolgt, so ist dies ein Wunder wie irgend eines.

Mein liebendes Paar habe ich abreisen lassen; in diesen Tagen wird solches in Coblenz ankommen. Gebe Gott seinen Segen!

Unter der Bitte um Fortdauer Ihres Wohlwollens und unter der Zusicherung meiner treuen Ergebenheit

Ihr Freund und Dr.
v. Gneisenau.

Neurussische Städte.

2.

Cherson.

Durch die Steppe fährt man, wenn man es haben kann, am liebsten bei Nacht, und so fuhr ich auch gegen Mitternacht in guter Begleitung von Nicolajeff nach Cherson. Die Fahrt ist kurz, frühzeitig am Morgen war die letztere Stadt erreicht. Ihr erster Anblick ist nicht sehr erquicklich: schlecht gepflegte Straßen, vernachlässigte Gebäude, Trümmer und Schmutz überall. Indeß sind die Häuser nicht so nach der Schablone gebaut, wie in Nicolajeff und manche darunter präsentiren sich recht stattlich. In einem der letztern fanden wir freundliche Aufnahme und fühlten uns bald heimisch. Ein Bad im Dniepr erfrischte trotz des lauwarmen Wassers hinlänglich zu einem Gang durch die Stadt.

Cherson ist im Jahre 1778 von Potemkin gegründet worden und war anfänglich die Hauptstadt des südlichen Rußland, aber Odessa und Nicolajeff liefen ihr allmälig den Rang ab, und gegenwärtig steht sie tief unter ersterem, wenn auch, namentlich in Handelsbeziehungen, über letzterem. Sie ist die Hauptstadt des Gouvernements immer noch dem Namen nach, außerdem die des Kreises Cherson, während Odessa keine Kreisstadt ist, wie außer jener noch Ovidiopol, Elisabethgrad, Tiraspol und Alexandria, welche die fünf Kreise des Gouvernements repräsentiren. Ebenso ist Cherson der Sitz des obersten Gerichtshofs. Seine Bevölkerung beläuft sich auf 30—40,000 Einwohner. Der Handelsverkehr ist bedeutend, diesen Eindruck empfängt man, je mehr man sich dem Herzen der Stadt und dem Hafen nähert. Hier herrscht stets ein reges Leben, man bemerkt besonders viele Juden und Tataren. Die Magazine sind unansehnlich; der Kaufhof, den eine jede größere russische Stadt besitzt, befindet sich in dem griechischen Viertel, wo die angeseheneren Kaufleute wohnen; in der Soldatenvorstadt ist die Besatzung einquartiert, ein unbedeutender Ring von Erdwällen umgibt die Stadt und die unansehnliche Citadelle. Der Hauptspaziergang ist der Stadtgarten, welcher aber ziemlich beschränkt und nicht besonders angelegt ist, trotz seiner angenehmen Lage inmitten der Stadt. In ihm erhebt sich das Bronzedenkmal Potemkins von Falconet, es ist eine der geschmacklosesten Statuen, die ich je gesehen habe, und wetteifert in dieser Hinsicht mit derjenigen Richelieu's in Odessa; der Fürst ist dargestellt im Küraß, aber mit weiten, faltigen Beinkleidern, mit der Linken stützt er sich auf's Schwert, in der Rechten hält er den Feldherrnstab, neben ihm steht der Helm auf dem herabgefallenen Mantel. Das Ganze sieht sonderbar aus. Die

Inſchrift lautet: Regnante Nicolao Primo Omnium Russiorum Imperatore et Autokratore, Michaelo Comite Vorontsov Supremae Novae Rüssiae atque Bessarabiae Gubernatore, Jacobo Hanskau Chersonensis Provinciae Gubernatore, Principi Gregorio Potemkin Tauriczeskiy Nova Russia grata hoc Monumentum anno MDCCCXXVI erexit. — Man ſieht, das Denkmal iſt ebenſo gut dem Fürſten Woronzoff, wie dem Gouvernementspräſidenten Hanskau errichtet. Uebrigens iſt es merkwürdig, wie lebhaft noch das Andenken an jenen Emporkömmling, der den Mantel des Raleigh ſo glücklich zu copiren wußte, in Südrußland iſt; andere Namen verſchwinden gänzlich neben dem ſeinigen. Vielleicht tragen dazu die zahlreichen Denkſäulen bei, die er überall auf dem Wege des Beſuchs der Kaiſerin Katharina II. in der Krim errichten ließ; welche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe ſchon gänzlich verwitterten Obelisken! In genialerer, kühnerer Weiſe iſt noch niemals ein Herrſcher über die Zuſtände ſeines Landes und ſeiner Unterthanen getäuſcht worden, wie Katharina während dieſer Reiſe. Man hat die Erzählungen davon zum Theil in das Gebiet der Fabel verweiſen wollen, ſie ſind aber alle nur zu wahr. In einigen Dörfern und Edelhöfen bewahrt man noch die gemalten Proſpecte auf, mittelſt deren er prächtige Dörfer in die Steppen zauberte; die Straße war mit Bäumen bepflanzt, welche freilich keine Wurzeln hatten, aus tauſend Werſt weiter Entfernung waren Menſchen und Thiere in unglaublicher Zahl herbeigetrieben worden, die überall der Kaiſerin das Bild glücklicher Menſchen, ſtattlicher Heerden, allgemeinen Wohlſtandes in maleriſchen längs des Weges vertheilten Gruppen vorſpiegeln mußten. Für ihre Verpflegung war zwar ſo ſchlecht geſorgt worden, daß Viele davon hungerten, das ſchadete aber nichts, Tags über mußten ſie dennoch tanzen. In der Nacht, während die Fürſtin ſchlief, eingewiegt in Träume von dem ſichtbaren Glück ihres Volkes, wurden die armen Schauſpieler des ungeheuern Stücks unbarmherzig auf Wagen gepackt und in raſender Eile wieder vorausgeführt auf andere Stationen zur Wiederholung der Poſſe. Die Unglücklichen wußten gar nicht, wie ihnen geſchah, ſie glaubten ſich auf ewig aus der Heimat entführt und Viele haben ſie in der That nicht wiedergeſehen. Mit welchen Herzen mögen ſie der Landesmutter ihren Gruß zugerufen haben! Die Sagen von dieſer abenteuerlichen Fahrt haben ſich mit großer Friſche im Volke erhalten und werden gern erzählt. Potemkin hat dem ruſſiſchen Reich einen Edelſtein erworben und ſich dadurch den Beinamen der Taurier; ſein kriegeriſches Verdienſt iſt aber weit geringer geweſen, wie ſein organiſatoriſches; für dieſes ſind ihm allerdings die Städte Neurußlands Dank ſchuldig.

Ein zweites Monument ſoll in der Steppe außerhalb der Stadt ſtehen, ein zerfallener Obelisk, errichtet dem Andenken John Howards, des Gefängnißreformators, des Eiferers für Verbeſſerung der Hospitäler und Seuchen-

maßregeln. Dieser wackere Apostel der Humanität besiegelte sein Streben durch seinen Tod, er starb am 20. Januar 1790 in der jungen Stadt Cherson an der Pest, deren Studium ihn dahin getrieben hatte.

Das Herz von Cherson, in das alle Adern der Stadt und des ganzen Umlandes einmünden, ist der Hafen. Zwar bietet derselbe keine imposanten Bauten, der Dniepr ist hier nicht sonderlich breit, sehr seicht und sieht in seiner Stagnation einem Sumpf ähnlicher, wie einem der drei großen Ströme Rußlands — nichts destoweniger ist der Verkehr hier ein ganz außerordentlicher, und namentlich der Fremde wird in diesem Gewühl so viele Anziehungspunkte finden, daß er sich nicht so bald davon trennen mag. Besonders bunt gestaltet sich der Anblick Abends, wenn die Fischer aus dem Liman, die Bauern aus den Feldern, die Arbeiter aus den Mühlen und Fabriken heimkehren und die bis zum Bord vollgedrängten Fähren unaufhörlich den Strom kreuzen. Tausende stehen und gehen auf dem Landungsplatz, fröhliches Lachen, Jauchzen, Singen schallt durch die Luft; dazwischen der helle Schrei einer erschreckten Dirne und die Glocke, die zu neuer Abfahrt ruft. Oder auch an Markttagen, wenn von weit und breit her die Gutsbesitzer und Bauern in die Stadt kommen, um einen oder ein paar Tage lustig zu leben und für viele Monde lang den Bedarf des Hauses einzukaufen. Dann hat sich der ganze Quai in eine Zeltstadt verwandelt und der Strom selber ist zum Markt geworden. Dicht an einander, Bord an Bord, die stumpfen Kiele tief in den Uferschlamm gebohrt, liegen hier längs dem Haupttrottoir, das für die Fußgänger bestimmt ist, die Dnieprlodken, gewaltige Kähne, gleich schwimmenden Häusern oder Archen. Blos in den zwei Monaten Juli und August kommen sie den Strom herabgeschwommen. Wie der Ansiedler am Mississippi oder Missouri alljährlich mit dem Flachboot hinuntertreibt nach New-Orleans, daselbst Schiff und Ladung verkauft und dann mit dem Dampfer und dem Gelde zurückfliegt, so macht es der Waldbesitzer, der Händler, der Speculant am oberen Dniepr, nur mit dem Unterschied, daß er zu Fuß oder im Wagen zurückkehrt. Alljährlich baut er eine plumpe, ungefüge Lodka, die nur mit dem Strome zu schwimmen geschickt und daher nicht im Stande ist, die Reise mehr als einmal zu machen; die Rippen, Planken, kurz alle Theile des Fahrzeugs sind derartig construirt und behauen, daß sie leicht unbeschädigt auseinander genommen und zu andern Zwecken verwendet werden können. Das Schiff wird beladen mit allen nur möglichen Producten des Landes, der Eigner mit Kind und Gesind vertraut sich ihm an und gelangt auch ohne weitere Kenntniß von Schifffahrt gewöhnlich glücklich nach Cherson. Hier und da bleibt einmal eine Lodka auf einer Sandbank sitzen, aber ohne größeren Schaden, die Waaren werden größtentheils gerettet. Mit Hilfe der Hafenknechte drängt sich das Ungethüm zwischen die andern seines Gleichen, dicht an den Kai, und

dann ist seine Fahrt vollbracht. Auf dem Verdeck ist von Brettern ein ordentliches Haus aufgeschlagen; am nächsten Morgen prangt am Giebel desselben ein mächtiger Strauß von Federgras, zum Zeichen, daß der Handel eröffnet sei. Dieser erstreckt sich auf alles, was Erde und Kunst erzeugen und die größten Gegensätze vereinigen sich hier friedlich. Holz in Blöcken, alle möglichen Geräthe des Ackerbaues und der Wirthschaft von Tausenden hölzerner Löffel an bis zu dem vierrädrigen Pferdewagen, der fix und fertig für acht Rubel zu haben ist, Eisen in allen Formen, besonders die halbkugelförmigen Kessel aus feinstem Guß, die nur in Rußland selbst hergestellt werden können, das unentbehrlichste Stück jeder Haushaltung, Pflugschaare, Messer, Barren; Fässer mit Mehl und Grütze, Hirse und Lein, Oel, Essig, Dagutt und Theer, Flachs, Hanf, Leder, Schusterarbeit, darunter die berühmten Wasserstiefeln von Charkow, die der Unkundige im Anfang für ein paar Feuereimer hält; Krimmerpelze, Tulups (Schafpelze) und Astrakan; Honig und Wachs, Gebinde mancherlei Gattung, selbst das grobe, unmögliche Papier aus den antediluvianischen Mühlen des Innern, stark wie Carton mit tiefen Gruben und scharfem, unregelmäßigem Rand — alles dies ist hier zu haben. Neben der Planke vom Ufer aufs Schiff steht der bärtige Knecht oder Genosse des Handelsherrn im langen Kaftan, den bunten Gürtel um die Hüften, in frischgeölten Riesenstiefeln; die Mütze in der Hand, verbeugt er sich unaufhörlich so tief, daß der ganze Scheitel seines gleichmäßig in der Mitte getheilten üppigen Haarwuchses sichtbar wird, und ladet mit Schmeichelworten die Vorübergehenden ein, herbeizutreten und zu kaufen, was das Herz begehre. Gleich am Eingange des Verdeckhauses steht das schmale Pult mit dem Buche des Kaufmanns, auf dem Tisch in der Mitte brodelt unaufhörlich der Samowar, vielleicht sitzt auch eine breite Hausfrau mit reicher Spitzenhaube dahinter und kredenzt Jedem, der es verlangt, ein Täßchen des geliebten Thees. Ringsum in großen flachen Schalen von Holz, in- und auswendig vergoldet und mit bunten Malereien geziert, sind Muster von Getreide, Buchweizen, Hirsen, Leinsaat, Hanfsamen ausgestellt; unwillkürlich taucht der Besucher die Hand hinein und läßt die glänzenden Körner durch die Finger rollen; der schlaue Kaufmann merkt sofort, ob ein Geschäft zu machen ist oder nicht; im ersteren Fall holt er eine dunkle Flasche und ein alterthümliches Spitzglas aus ihrem Versteck, und vielen Ohren däucht der Ton des Pfropfens Musik, viele Augen funkeln und bald gibt es nichts mehr, das nicht gekauft würde. Der Handelsmann ist fast immer ein Großrusse, er behält also sein ruhiges Blut, lacht in den Bart und macht seinen Schnitt. Kein anderes Volk besitzt dieses zähe Talent für Schacher und Handel, wie die Großrussen, zu allem Uebrigen sind sie verdorben. Das Sprichwort sagt: „Der Zigeuner haut den Juden übers Ohr, der Grieche übervortheilt den Zigeuner, der Armenier prellt den Griechen, aber ein Mos-

kowiter leimt zehn Armenier!“ Man unterscheidet den Kleinrussen sofort von dem Großrussen, nicht allein am Dialekt, sondern auch an der Tracht, vornehmlich an der Frisur; der erstere scheert die Haare kurz oder ganz und gar ab, bis auf einen Büschel in der Mitte, gleich den alten Germanen und den Moldavanern, auch gestattet ihm die Sitte nicht, vor dem vierzigsten Jahr einen Bart zu tragen, welcher der Stolz des Großrussen ist, sobald er ihn gewonnen hat. In der bunten Menge, die da hin und herwogt, erblicken wir die stolzen Kosaken in allen möglichen Schattirungen, im bunten reichverbrämten Kaftan, zur Seite die Weiber mit ihren rothen Hauben und die Mädchen mit den buntdurchflochtenen Zöpfen; wie Königinnen wandeln die Frauen der Altrussen unter der großen halbmondförmigen Haube von Goldstoff, die wie ein blitzendes Diadem aussieht, mit ihren buntgestickten Miedern, aus welchen das feine, weiße Hemd üppig hervorbauscht, und in rothen, schwarz oder blau garnirten Wollenröcken. Dazwischen gelbgesichtige Tataren mit blauem Kaftan, bunten weiten Kattunbeinkleidern, die niedrige Mütze von schwarzem Lämmerfell auf dem Kopf, sie haben überall etwas zu horchen oder zu handeln und lassen nicht so leicht die Gelegenheit vorbei, ein Geschäftchen zu machen. Hier deutsche Colonisten aus der Molotschna, deren knopflose Röcke sie sofort als Mennoniten kenntlich machen, dort russische Soldaten in dem häßlichen grauen Capot, der ihnen bis auf die Füße reicht; Juden mit dicken Marderpelzmützen trotz der Sonnengluth, unaufhörlich tröpfelt von ihren Korkzieherlocken der Schweiß herab auf die fettglänzenden Kaftane; dort leibeigene Bauern in kattunenen Hemden, einen alten Strohhut auf dem Kopf, die Peitsche in der Hand, die mit offnem Mund alle die Wunder anstaunen; bettelnde Zigeunerinnen, deutsche Drehorgelmänner, die in der ganzen Welt zu finden sind, kurz Menschen von jedem Schlag, Alter und Geschlecht. Es lohnt die Mühe, sich durch das Gewühl zu drängen, wobei man freilich unempfindlich sein muß gegen Berührungen und Ausdünstungen mancherlei Art. — Hat der Lodkenbesitzer seine Waaren ausverkauft, so verhandelt er zuletzt noch das Schiff auf den Abbruch, entweder im Ganzen oder Stück für Stück. Tief in den Steppen erkennt man an den Löchern der Pflöcke die Planken der Dnieprbarken in den Wänden der besten Häuser.

Der Hauptgegenstand des Handels von Cherson ist das auf dem Dniepr herabgeflößte Holz; hier ist der Holzhof für das ganze an diesem Material arme Neurußland. Längs des Hafens und weit hinauf am Fluß sind ungeheuere Massen davon aufgehäuft. Die großen Stämme werden in Flößen vereinigt durch Schleppdampfer nach den Küstenhäfen weiter befördert. Nächstdem wird Getreide, Wolle, Talg, Hanf und Flachs hauptsächlich verladen. Bedeutend sind die Wollwäschereien Chersons, welche glänzende Geschäfte machen; im Innern des Landes fehlt meist die Gelegenheit, die Wolle auf

den Thieren ſelbſt zu waſchen. Eine von Franzoſen errichtete Dampfſägemühle hat nicht minder große Erfolge gehabt, mehrere Dampfmehlmühlen ſind vorhanden, andere in der Entſtehung begriffen. Ein beſonderer Handelsartikel der Stadt ſind die Melonen und Waſſermelonen, welche nirgends in der Welt ſo gut gedeihen, wie hier. Hunderte von Booten verſchiffen dieſelben nach allen Richtungen hin, ungerechnet die zahlloſen Pawoſken, die damit beladen ins Innere gehen. Weder in Spanien, noch in Italien, weder in Ungarn, noch in Conſtantinopel findet man dieſe Früchte von ſolchem Umfang und Wohlgeſchmack wie in Cherſon. Mehrere Monate lang lebt das Volk in Südrußland faſt ausſchließlich von ihnen. Bei einer guten Ernte kann man öfters einen ganzen Wagen voll davon für einen Rubel und noch weniger kaufen; dann genießt man nur die beſten davon, die übrigen dienen zu Schweinefutter. Es gibt nichts Erfriſchenderes, wie eine gut reife, vollſaftige Arbuſe (Waſſermelone), beſonders wenn ſie im Eiskeller aufbewahrt geweſen iſt, ſie erſetzt auf das beſte das ſchlechte Waſſer und fehlt daher während der Zeit der Reife bei keiner Mahlzeit. Es gibt unzählige Abarten davon in allen möglichen Formen und Größen, von der eines Apfels bis zu derjenigen eines Rieſenkürbiſſes; man hat deren ſchon von vierzig Pfund Schwere gezogen. Wenn der ruſſiſche Bauer ein Brod und ein paar Waſſermelonen hat, ſo bedarf er keines weiteren Proviants und wird auch nie mehr auf die Reiſe mitnehmen. Ein anderer wichtiger Handelszweig der Stadt Cherſon ſind Fiſche. Alle nach Süden fließenden Ströme Rußlands ſind überaus fiſchreich, am meiſten aber der Dniepr; ebenſo iſt das ſchwarze Meer dafür bekannt; die in letzterem vorkommenden Fiſche ſteigen in den Limanen und Flüſſen weit hinauf; im Dniper gehen ſie bis zu deſſen Fällen bei Nikopol. Der gemeinſte Fiſch iſt die Makrele, die in ungeheuren Mengen gefangen, entweder friſch verzehrt, oder eingeſalzen oder an der Sonne gedörrt wird. Sie wird allgemein als Häring angeſehen und verkauft. Nächſtdem ſind die Barbe (Motarja) und Karauſche (Karas) die gemeinſten, auch dieſe werden in zahlloſen Mengen gedörrt und bilden eine Hauptnahrung. Fleiſch kommt in manchen Haushaltungen der Leibeigenen, die von der Herrſchaft ernährt werden, höchſtens ein- oder zweimal im Jahr vor, ſo daß die Leute gar keinen rechten Geſchmack daran finden, dagegen bildet ein gedörrter Fiſch, der ohne weitere Zubereitung verſpeiſt wird, nach dem Branntwein den wichtigſten Theil der Wochenproviſion, die ſie auf dem Gute empfangen. Merkwürdig häufig iſt der Stör, ein gewaltiger Kumpan, den man ſchon bis 30 Fuß lang gefangen hat. Er fehlt niemals auf den Märkten, ſein feſtes, mit gelbem Fett durchwachſenes, grätenloſes Fleiſch iſt nahrhaft, aber unverdaulich. Ganz vortrefflich ſind die jungen Störe von Armslänge bis zu zehn Pfund ſchwer; ich ziehe ſie dem Sterlet vor, welcher für den feinſten Fiſch der Welt gilt, be-

sonders seitdem ihm Alexander Dumas in seinem Monte Christo ein so köstliches Monument gesetzt hat. Uebrigens ist der Sterlet des Dnieprs, wie man sagt, nicht der ächte, der allein in der Wolga vorkommen soll. Wahrhaft ungeheuer ist der Reichthum der Gewässer an Krebsen, welche ebenfalls eins der allergewöhnlichsten Nahrungsmittel sind. Auf allen Märkten sieht man große Haufen davon in gekochtem Zustand auf der bloßen Erde aufgeschüttet. Für einen Kopeken bekommt man mehr davon, als man auf einmal bewältigen kann. Oft habe ich mit Erstaunen zugesehen, wie der gemeine Russe mit dieser Kost umspringt, das mühsame Entschälen ist nicht seine Sache, er schiebt den Krebs zwischen die Kinnbaken und zermalmt ihn, wie er ist, mit Stumpf und Stiel. Aus allen diesen Köstlichkeiten der Gewässer mit Zusatz von Quaß, Kräutern, Zwiebeln, Gewürzen und Rahm wird eine eigenthümliche Kalteschaale bereitet, die Badwinia oder kalte Suppe, die mit Stücken Eis darin aufgetragen wird; sie ist ein berühmter Leckerbissen, zu dem jedoch ein kräftiger Magen gehört.

Zum erstenmal habe ich sie gegessen in dem Adelsclub zu Cherson, in welchen ich von Freunden eingeführt ward. In jeder Gouvernementsstadt besteht ein solcher als Sammelpunkt der ganzen Corporation zu geselliger Erholung. Der russische Adel ist eine ganz eigenthümliche Institution, wesentlich verschieden von demjenigen anderer Länder. Der äußere Unterschied zwischen einem russischen Adeligen und einem Nichtadeligen ist kein großer; denn wenn der letztere Talent und Glück hat, kann er es zum Adel bringen. Die Verhältnisse sind einigermaßen verwickelt, weshalb sie auch im Ausland noch wenig bekannt sind oder falsch beurtheilt werden. Mit den Ahnen und der Reinheit der Race nimmt man es in Rußland nicht so genau; trotzdem schließt sich die Aristokratie nach Kräften ab und wacht eifersüchtig an den Grenzen ihrer Bevorrechtungen. Dahin zählt sie z. B. die nur ihr gestattete Erwerbung von Grundbesitz mit Seelen; ohne die letzteren kann der Bürgerliche Land kaufen, so viel er will; um ein Gut mit Seelen zu erwerben, bedarf er der Darleihung eines Namens, was übrigens alles zu machen ist. Es gibt einen doppelten Adel in Rußland, den Personaladel und den Erbadel. Der erstere, natürlich der minder angesehene, tritt bei Bürgerlichen mit dem Charakter des Collegienassessors oder der achten Rangklasse im Civildienst ein, im Militär durch Erreichung des Officiergrades. Auch der Erbadel kann erworben werden mit der vierten Classe des Civildienstes, dem wirklichen Staatsrath, und mit dem Oberstenrang im Militär. Dies ist aber eine neuere Bestimmung, unter Nicolaus verlieh schon der fünfte Rang im Civil, der Staatsrath schlechthin, und der Major im Militär den erblichen Adel. Der Kaiser kann denselben auch durch ein Machtwort ertheilen, es geschieht dies nicht oft und ist fast nur Ausländern gegenüber üblich. Ebenso verleiht der Empfang hoher ruf-

ſiſcher Orden den Erbadel, ſie werden aber ſelten Jemandem ertheilt, der ihn nicht ſchon beſitzt. Ausländiſcher Adel hat volle Geltung in Rußland, ja ſogar faſt zu viel, denn er wird gern und ohne beſonderen Argwohn anerkannt, wenn er auch etwas zweifelhaft ſein mag. Die alten Familien, die Woronzoff, Stroganoff, Gagarin, Beſtuſcheff, Tolſtoi, Dolgorucki, Kutuſoff, Repnin und wie ſie alle heißen, ſind allerdings ſo adelsſtolz und excluſiv, wie nur die engliſche Lordſchaft immer ſein kann, mit ängſtlicher Sorgfalt ſuchen ſie ihren Rang nach jeder Seite hin zu wahren und die Zeichen deſſelben um ſich zu verbreiten; nichts deſtoweniger ſind unter ihnen Mesalliancen, namentlich mit Ausländerinnen, nicht gerade ſelten. Mit ihnen kämpfen vergeblich jene Ariſtokraten mit tatariſchen oder tſcherkeſſiſchen Namen, welche erſt eine neuere Zeit auf den Schild gehoben hat. Im Laufe der Jahre haben viele von dieſen Namen ſich unmerklich geändert, d. h. ruſſificirt, eine Sitte, welche ſchon Gogel lächerlich gemacht hat. Alle Glieder der hohen Ariſtokratie blicken mit ſouveräner Verachtung herab auf die niederen Adelsclaſſen und gehen viel lieber mit Bürgern um, wie mit ihnen. Beſonders wird der gebildete Ausländer von ihnen bevorzugt; und es kann nicht fehlen, daß der glatte Schliff ihres ganzen Weſens auf dieſen gewöhnlich einen gewinnenden Eindruck macht. Manchmal aber bricht doch ein Blitz des Sarmatencharacters deutlich genug hervor. Der ruſſiſche Adel bildet eine Corporation, einen Staat im Staat; daß dies mancherlei Uebelſtände im Gefolge hat, iſt erklärlich und neuerdings in der Bauernfrage ſchroff genug hervorgetreten. An der Spitze des Adels ſteht in jedem Gouvernement ein Adelsmarſchall, der auf fünf Jahre gewählt wird. Dies vielbegehrte Ehrenamt verleiht hohes Anſehen und den Titel Excellenz oder Generalsrang. Die Corporation beſitzt verſchiedene Rechte, die ſich aber außer der Repräſentation nicht über ihren Bezirk hinaus erſtrecken, ſo z. B. das der Wahl verſchiedener höherer Beamter. Die Adelsverſammlungen finden gewöhnlich in jedem Gouvernement zweimal im Jahre ſtatt, können aber auch, wenn nöthig, öfter ausgeſchrieben werden; ſie werden nur von den Grundbeſitzern und dem höheren Adel beſucht, ein eigner Beamter iſt zur ſorgfältigen Führung der Adelsliſten und zur Prüfung der Titel angeſtellt. — Ohne Frage ruht im ruſſiſchen Adel der Schwerpunkt der Bildung und der Macht des Reiches. Er iſt der entſchieden bevorzugte Stand, gegen den kein anderer anzukämpfen vermag. Er iſt aber numeriſch im Vortheil, denn es gibt in Rußland weit mehr Adelige, wie Bürger und das mag bei der Werthmeſſung des ruſſiſchen Adels mit in die Wagſchaale geworfen werden.

Gewöhnlich iſt der Adelsclub Gemeingut oder Actienunternehmen der Corporationen des Bezirks; ſo hier in Cherſon. Ein reicher Edelmann hat das Haus dazu hergegeben, ein Oekonom iſt angeſtellt, der die Wirthſchaft

besorgt, die Einrichtung der Conversationssäle und Spielzimmer ist geschmackvoll, ohne gerade glänzend zu sein. Das Lesezimmer ist der vernachlässigtste Theil, es sind darin nur ein paar russische Zeitungen zu finden. Jeder Adelsclub hält streng auf seine Absonderung; von dem Tschin (der Büreaukratie) ist die siebente Classe, die der Hofräthe, die letzte, welche mit einigem Anstande sich zur Theilnahme berechtigt halten darf. Die Hauptunterhaltung ist, wie bekannt, das Spiel, und zwar ein Spiel, wie es nur in Rußland vorkommen kann. Einen sehr unschuldigen Beitrag dazu kann ich aus eigner Erfahrung mittheilen. Ein sehr liebenswürdiger junger Edelmann mit deutschem Namen, proponirte mir eine Partie Billard; ich nahm sie an, frug aber glücklicherweise, um welchen Satz? — „Nun um den gewöhnlichen." — „Und wie hoch ist der gewöhnliche Satz?" — „Hundert Rubel." — Verbindlich dankend legte ich mein Queue auf die Tafel. Aber wir spielten dennoch und zwar um Nichts. Daß der Champagner in Strömen floß, braucht wol kaum erwähnt zu werden, der russische Adel kennt ja keinen andern Wein. Es war eine lustige Nacht; ich werde ihrer lange gedenken. Zu einem der Herren am Spieltisch trat plötzlich ein Diener und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Er sprang in die Höhe und ein grauer Schatten lief über sein Gesicht. Die Heuschrecken waren gekommen und hatten seine ganze Ernte vernichtet — und diese Ernte hatte er soeben im Voraus verspielt. Einerlei, Champagner her, es gilt die nächstjährige Ernte!

Ein Streifzug in Livland.

Aus Riga.

Es war am Morgen eines noch ganz winterlichen Märztages, als ich auf einem längeren Ausfluge von Riga aus begriffen von Dorpat aufbrach, um auch einmal die kleineren und kleinsten Städte, insbesondere Fellin und Pernau kennen zu lernen. Neben mir in der geräumigen, bequemen Kibitke saß ein junger Pädagog, der nach eben beendigtem Universitätskursus seine ersten Experimente in der Erziehungskunst an den Sprößlingen irgend eines Magnaten im westlichen Livland beginnen wollte. Mit Wehmuth verließen wir beide die freundliche Musenstadt: mein Begleiter, weil ihm der Abschied von seinen

Freunden schwer geworden war und weil seine künftige ländliche Abgeschlossenheit ihm vielleicht eine ungünstige Parallele mit der hinter ihm liegenden geselligen Periode vor die Seele führte; ich, weil ich in dem östlichsten Bollwerke deutscher Cultur und Wissenschaft so manche Bresche und Mauerlücke bemerkt hatte und mir das Schicksal dieser noch so jungen Bildungsstätte im Bilde der stattlichen Kirchenruine auf dem Domberge Dorpats vorschwebte, die jetzt ebenfalls nur noch als Rüstkammer für todte Waffen und Schätze der Gelehrsamkeit, als Bibliotheksloeal benutzt wird, während sonst das freie Wort des Evangeliums dort zündend die Herzen traf. — Unsere Unterhaltung bewegte sich um denselben Gegenstand und was mir mein Livländer mittheilte, bestätigte nur meine eigenen Erfahrungen. Zwar hat der bisherige Kurator der Universität und aller Schulen der Ostseeprovinzen, der Infanteriegeneral von Kaffström, welcher, streng diensteifrig den Gamaschendienst der Armee an den Musensitz verpflanzend, die Dressur und das Reglement pedantisch gehandhabt (selbst die Blumentöpfe im botanischen Garten hatte er nach der Größe geordnet wissen wollen!), seine Untergebenen nur nach dem äußeren Schein beurtheilt und dabei, um seine Sparsamkeit nach oben hin bekunden zu können, wichtige Lehrstühle an der Universität unbesetzt gelassen hatte, das Zeitliche gesegnet. Allein sein Nachfolger, der frühere kiew'sche Kurator von Bradke, setzt das begonnene Werk der Reetifieirung noch wirksamer fort, indem er bei höherer Bildungsstufe und größerer Gewandtheit auch die wissenschaftlichen Leistungen der Docenten argwöhnischer überwacht und bei streng orthodoxer Richtung wenigstens einen regelmäßigen Kirchenbesuch von Seiten der Studirenden zu erzielen bestrebt ist. Außerdem hat seit einigen Jahren die Berufung ausländischer Professoren (bei der man auch zuweilen wenig wählerisch zu Werke ging) gänzlich aufgehört und man rekrutirt sich aus den dünn gesäeten inländischen Kräften, von welchen dann nicht selten die besten an die petersburger Akademie der Wissenschaften entrückt werden. An die Stelle des aus der Mitte der Professoren gewählten Rectors ist seit zehn Jahren ein von der Regierung ernannter Beamter getreten, der keine Vorlesungen hält, ja nicht einmal mehr als den untersten gelehrten Grad (den des graduirten Studenten) zu besitzen braucht. Um den Namen einer philosophischen Facultät los zu werden, hat man dieselbe 1850 in zwei besondere Facultäten, eine „philologisch-historische" und eine „physiko-mathematische" getrennt, ja man hätte schon damals den Lehrstuhl der reinen Philosophie eingehen lassen, wenn nicht die Ungefährlichkeit der jetzt dort, man kann nicht sagen herrschenden, sondern: vertretenen philosophischen Richtung vollkommene Beruhigung gewährte, sintemal dieselbe „weil die Werke der Speculation nicht alle gleich zuverlässig sind und weil gewisse Theile derselben die Grenzen der Fähigkeit des jugendlichen Geistes überschreiten" an die Stelle der speculativen Philo-

ſophie Phyſik, Aſtronomie und Mathematik geſetzt hat. Wie angenehm aber beſonders der theologiſchen Facultät, welche, ganz auf der bleiernen Baſis des Credo ruhend, ihren Jüngern nicht einmal die freie Benutzung der Univerſitätsbibliothek geſtattet, ſondern die neueren kritiſchen Werke nur gegen ein von einem Profeſſor ausgeſtelltes Recept verabreichen läßt, die Zahmheit der ſonſt ſo gefährlichen ſpirituellen Nachbarin, die ihre Endreſultate den Leuten vor erreichtem Schwabenalter mitzutheilen ſich weigert, ſein muß, läßt ſich leicht denken. Auch ſie hat ihre Lücken in neuerer Zeit nur durch Kur- und Livländer, unter denen ſogar die Ariſtokratie vertreten war, ergänzt. Am widerlichſten berührt ferner noch Docenten und Lernende das anmaßende, eigenwillige Gebahren der eigentlich blos als Examinatoren wirkſamen Profeſſoren der ruſſiſchen Sprache, deren Laune oder Ungunſt das beſte Reſultat einer wiſſenſchaftlichen Prüfung durch ein tribuniciſches Veto in Geſtalt einer unter Nummer Eins ſtehenden Cenſur zunichte machen kann. Was endlich das Thun und Treiben der Studenten betrifft, ſo werden dieſelben wol durch die vielfachen Examina, durch welche man ſie ſchon während der Studienzeit controlirt, zu einigem Fleiße genöthigt; allein theils erzeugt dieſer Zwang, wie jeder andere, Unluſt, theils bedingt auch die dem Balten angeborene Neigung zur Bequemlichkeit und zum Sichgehenlaſſen eine gewiſſe Oberflächlichkeit, ein cavaliermäßiges Betreiben der Wiſſenſchaft. Auch die Hemmung aller Bewegung im geſelligen Leben zeigt nur zu deutlich ihre nachtheiligen Wirkungen; denn wenn auch die Univerſitätspolizei das Zuſammenſein von mehr als drei Muſenſöhnen auf irgend einem Privatzimmer ohne vorhergehende Anzeige und Erlaubniß als Gefährdung der akademiſchen und ſtaatlichen Sicherheit anſieht und beſtraft, ſo ſind der geheimen und auswärtigen Orgien deſto mehr und das ewige Commerciren bei Grog und Punſch der Geſundheit nur zu ſchädlich. Uebrigens theilt ſich in echt deutſcher Manier die Studentenſchaft nach den drei Herzogthümern in drei ſich gewöhnlich anfeindende Landsmannſchaften aus denen neuerdings die Crême des hohen Adels wieder beſonders ausgeſchieden iſt. Dann ſtehen noch die unter ſpezieller Aufſicht gehaltenen Polen zuſammen, mißtrauiſch gegen Ruſſen und Deutſche, bei letzteren in geringer Achtung, und endlich die Ruſſophilen, hoffnungsvolle Abſenker der petersburger oder moskauer Univerſität, die ihr Bosche zaráchrani (die Nationalhymne) bei jeder Zuſammenkunft anſtimmen und die meiſte Anwartſchaft auf goldene Medaillen und Reiſeſtipendien haben. Wahrlich, bunt genug iſt die Geſellſchaft zuſammengeſetzt und fremdartig genug für den Ausländer! — Wie die meiſten ſeiner Landsleute, gab auch mein Begleiter bei all ſeiner Kenntniß der Uebelſtände die Hoffnung auf Beſſerwerden nicht auf, eine Hoffnung, die ſich beſonders auf den Regierungswechſel ſtützte. Und ich hütete mich wohl, ihm zu widerſprechen; denn warum ſoll man dem Kranen ſeine Hoffnung

mißgönnen? Man wird ebenso lange glatten Worten trauen, Garantieen in liebenswürdigen Persönlichkeiten erblicken, ja oft des Zufalls Gunst für „monarchisches Wohlwollen" halten, bis endlich der Fortschritt und Sieg des durch die gewöhnliche Staatsklugheit gebotenen Entnationalisirungsprincips auch dem Kurzsichtigsten die Augen öffnen und die deutsche Akademie Dorpat zu einem russischen Seminare herabgesunken sein wird. — Während unseres Gespräches war die Stadt hinter uns längst dem Blicke entschwunden und wir selbst hatten von der Poststraße abbiegend den „Winterweg" eingeschlagen. Vor uns lag die weite, einförmige Schneefläche, in der Ferne vom dunkeln Föhrenwalde begrenzt, und nur ein Auge, das auch im Sommer das einfache Bild der nordischen Natur sich fixirt hatte, vermochte die Bestimmung des unter der tiefen Schneedecke ruhenden Bodens zu entziffern, den die Bahn des Schlittens unterschiedslos durchschnitt. Einzelne Birken und höheres Gebüsch verrathen uns den sumpfigen „Heuschlag", an dessen Ende dort, wo dichtes, niedriges Gestrüpp den unebenen Boden überzieht, das schwankende Moor beginnt, in welchem sonst lüber trübem Schlamm und steifem Riedgras der gravitätische Kranich herumsteigt. Hier endlich, wo wir ein improvisirtes Loch in einem aus schiefliegenden, langen Holzscheiten gebildeten Zaun passiren, liegt die grüne Roggensaat unter unsern Spuren. Alles, was in der warmen Jahreszeit das Fortkommen hindert und die Reisenden zwingt, sich in großen Kurven dem Ziele zu nähern, im Winter duldet es die schnurgerade Abbreviaturlinie der Schlittenbahn. Diese zaubert in den ödesten Strecken plötzlich reges Leben hervor. Der Edelman beeilt sich, sein Getreide in die Seestädte zu versenden den Branntwein seinem Verdünnungsprocesse im eigentlichen Rußland, wo er Monopol der Regierung ist, entgegenzuführen und aus den unzugänglichen morastigen Wäldern den Holzbedarf für den nächsten Winter holen zu lassen; auch der Bauer fährt seinen Flachs zur Stadt, um Salz und andere Bedürfnisse dafür einzutauschen. Dann ist ja auch der Winter, weil die Feldgeschäfte ruhen, die Zeit der Erholung und der Besuche, und so eilen zwischen den schweren Lastfuhren die hohen, massiven Schneefahrzeuge der Deutschen, der schmalen Straße wegen von zwei, auch drei voreinander gespannten Pferden gezogen und schon von weitem sich durch die an die Deichsel gebundenen großen Klingeln ankündigend, welche auch dazu dienen sollen, die im Frühjahre nicht selten rudelweise herumstreifenden Wölfe zu verscheuchen. Isegrimm, dessen Begegnung die Russen auf der Reise für glückverkündend erachten, zeigte sich uns diesmal nicht. Zahllose Krähen, die ohne Scheu hart am Wege sitzen blieben, furchtsame, über den Schnee dahinhuschende Schneehühner und zuweilen Freund Lampe, hier auch schon meist in weißen Pelz gekleidet, belebten allein die todte Ebene abseit der Straße. Hie und da tauchten am Horizonte niedrige, langgestreckte Edelhöfe, seltener Kirchthürme auf. Beide liegen stets

isolirt, nicht einmal in der Nähe von Dörfern, das Gutsgebäude umgeben von Ställen und „Branntweinsküche", die Kirche von Pastorat, Küsterwohnung, Herrnhuterbethaus und Kirchenkrug. Deutet nicht schon dieses äußere Zeichen unverkennbar auf die von Alters her principiell befolgte unpolitische Abscheidung des Deutschen von dem Autochthonen hin? Sie wird voraussichtlich den ohnehin schwachen Widerstand gegen die Russificirung bedeutend abkürzen. Jedoch auch die Dörfer und einzelnen Bauerngehöfte (hier „Streugesinde" genannt) trafen wir in spärlicher Anzahl; denn es kommen in Esth- und Livland durchschnittlich nur 800 Menschen auf die Quadratmeile! Zuweilen sah ich in der Ferne dicken Qualm aus den Strohdächern hervorbrechen und erwartete im nächsten Augenblicke das Aufsteigen der Flamme. Beim Näherkommen aber erwies sich stets der Rauch als der nothwendige Insasse des Hauses, welcher nur in Ermangelung eines Schlotes überall das Haus zu durchbrechen gezwungen war. Trotz der Kälte standen die Kinder in bloßen schmutzigen, beinahe schwarzen Hemden unter den Thüren; die größeren liefen dann unsern Pferden voran, um die Pforten der Zäune zu öffnen und eine Kupfermünze als Belohnung zu empfangen; die kleineren flüchteten wol auch unter dem Rufe „Saks tulleb": der Deutsche kommt! schüchtern ins Innere der Hütte. Schmutzige Armuth, bereits das Erbtheil der Esthen, als vor zwei Jahrtausenden die südlichen Culturvölker von ihnen Kunde bekamen, drückt heute noch mit wenigen Ausnahmen die Nation, und wenn man insbesondere die Liebigsche Theorie von der Bestimmung des Civilisationsgrades nach dem Verhältnisse des Seifenverbrauchs hier anwenden wollte, würde dieses Volk wenig über dem Gefrierpunkte der Barbarei auf der Skala zu figuriren haben. Der Esthe freilich entschuldigt sich mit dem Sprichworte: „Kis tööd teeb, se mustaks saab" (Wer arbeitet, macht sich schwarz) und sagt in einem anderen spottend über den Deutschen: „Robi suits ja tukki wing on saksa surm" (Rauch und Qualm ist des Deutschen Tod)! —

Allmälig brach die Nacht an, und ich wunderte mich nicht wenig, als plötzlich die etwas ausgefahrenen Gleise des Weges sich ebneten und unsere kleinen Pferde mit verdoppelter Schnelligkeit über die glatte Fläche trabten: wir befanden uns auf dem Wirzjärw, dem größten Landsee in den Provinzen nächst dem Peipus. Wie die meisten anderen hat auch er im Gegensatze zu den malerischen Seeufern Finnlands eine niedrige, morastige Einfassung, und wir hatten daher die Abwesenheit des Tageslichts nicht zu bedauern. Nach einer mehrstündigen Fahrt, auf welcher Fichtenäste, in kurzen Zwischenräumen gesteckt, den Weg kennzeichneten, erreichten wir wieder das feste Land und lenkten in das vom aufgehenden Monde unterbrochene Dunkel des Waldes ein. Das hart am engen Durchhau stehende Unterholz war völlig eingeschneit und täuschte das Auge durch die phantastischsten Formen; dünne große Stämme

von der Wucht des Schnees wie Gerten gebogen, bildeten Ehrenpforten und Triumphbogen, und als wir aus dem Zwielichte des Nadelholzes in die mondhellen Birkenpartien gelangten, die von fingerdicker Eiskruste überzogen waren, schienen die weißen Stämme nur die Säulen eines aus funkelndem Silberdraht geflochtenen Gewölbes zu sein. Aus diesen Illusionen weckte uns freilich stets ein Blick auf unsern Rosselenker Sürri, der unter seiner aufgeklappten Fuchspelzmütze prosaisch nüchtern in die Welt hinausschaute, nur zuweilen mit der Zunge schnalzend oder ein russisches Commandowort ausstoßend, das sich in der eigenthümlich weichen esthnischen Aussprache wunderlich genug ausnahm. Aber russisch muß einmal mit dem Pferde gesprochen werden; auch der Deutsche thut es, und wer den Reichthum jener Sprache an süß schmeichelnden, aber auch an gebieterisch polternden Wörtern und Endungen kennt, wird sich hierüber nicht wundern. — Endlich war der Wald zu Ende, und vor uns lag das Ziel der heutigen Fahrt, ein Krug, der wahrscheinlich auch nur während des Winters seine Saison feierte. Es gibt kaum eine Gegend in Deutschland, wo in den Städten die Gasthofscultur auf so niedriger Stufe stände, wie im deutschen Rußland. Mangel an Sauberkeit und Comfort bei großer Theuerung herrscht selbst in Rigas erstem Hotel; wie lassen sich da auf dem Lande große Anstalten für die Bequemlichkeit der Einkehrenden erwarten? Auf der „großen Straße" (von Riga über Dorpat nach Narva) logirt man noch leidlich in den geräumigen Poststationen; auf den Seitenwegen findet man nur das, was die Gnade des Gutsbesitzers für den Reisenden thut. Und dies ist blutwenig! Ein Krug gleicht wie ein Ei dem andern. Einstöckig, lang, in der Mitte mit einigen Säulen versehen, zerfiel auch der unsrige in zwei durch die Hausflur geschiedene Hälften für die Deutschen und Nationalen, während an den beiden Enden sich die entsprechenden „Stadollen" für Pferde und Schlitten befanden Wir fanden zum Glück das deutsche Zimmer leer (denn wir hätten sonst weiter fahren müssen) und machten es uns so bequem, als der noch warme große Ofen, ein roher Tisch, eine leere Bettstelle und eine Gartenbank es uns gestatteten. Der „Körtsipapa" (Krüger) lieferte uns nichts als etwas Stroh und ein dünnes Lichtendchen; er hatte ja auch nichts, wonach uns gelüsten konnte! Nur sprechen hörte ich ihn gern, denn er bemühte sich deutsch mit uns zu conversiren und da der Esthe weder F noch Sch in seiner Sprache hat und selten zwei Consonanten im Anlaute richtig auszusprechen vermag, so lobte er z. B. unter unsern Pferden „das Wuks mit lange Wanz!" Nachdem wir uns an unsern mitgebrachten Mundvorräthen, unter denen hier weder Salz noch Besteck fehlen darf, gesättigt, streckten wir uns in den Kleidern auf das Strohlager, konnten aber lange nicht einschlummern, weil von der Bauernstube herüber wüstes Geschrei und das einförmige „Reito teito" berauschter Sänger herübertönte, und weil uns die in allen Ecken zirpenden Heimchen und andere beflü-

barsten geschadet habe, weil derselbe zu den ergiebigsten Flachsgegenden Livlands gehört. Der Preis, welcher durchschnittlich gegen drei Thaler für den Stein beträgt, war wegen mangelnder Ausfuhr auf die Hälfte gesunken und auch dafür fand der Bauer keinen Absatz. Ueberhaupt mag auch bei diesem Geschäft der Nationale arg übervortheilt werden; denn in Fellin leben viele Flachshändler, die den größten Theil des Jahres in reinem Nichtsthun zubringen und nur in der ersten Hälfte des Winters ihre Commis aufs Land schicken, welche dann mit Hülfe der Branntweinflasche die Bauern zu günstigen Bedingungen bewegen. Ins Innere der Stadt zurückgekehrt, fand ich meinen Reisegefährten nicht mehr vor. Dennoch wurde es mir nicht schwer, unter den gemüthlichen Kleinstädtern neue Bekanntschaften zu schließen, und ich verließ endlich das Städtchen mit Befriedigung, weil mir sein geselliges, zwangloses Leben nach längerem Aufenthalte in Riga wohlgethan hatte.

Von der preußischen Grenze.

Die Krisis in der preußischen Regierung, auf deren Möglichkeit wir seit einigen Wochen hindeuten, scheint schneller einzutreten, als wir selber vermuthet. Das Herrenhaus hat dem Ministerium offen den Fehdehandschuh hingeworfen und es der fortgesetzten Gesetzwidrigkeit beschuldigt. Es hat dazu eine Frage von untergeordneter politischer Tragweite benutzt, die Frage: ob die Juden nach der Verfassung das Recht der Standschaft haben? Es hat dieser Frage die Wendung gegeben, daß ein solches Recht nur auf dem Wege der Gesetzgebung, nicht durch Ministerialrescripte festgesetzt werden könne. Sonderbarer Weise ist diese Wendung von derjenigen Partei ausgegangen, welche im vorigen Landtag auf der äußersten Rechten saß und, mit dem gegenwärtigen Ministerium darin einig, daß Art. 12 der Verfassungsurkunde eine solche Auslegung geböte oder möglich mache, auf die Streichung jenes Artikels antrug. Die jetzige Anschuldigung ist also nicht aus einer Rechtsüberzeugung, sondern aus einem Parteimanöver hervorgegangen.

Warum tritt das Herrenhaus mit seiner Anschuldigung grade jetzt hervor? da das Ministerium durch Einbringung einer neuen Kreisordnung den besten Vorsatz zeigt, die Sache in der That auf legislativem Wege zum Austrag zu bringen! — Wir glauben grade deshalb. Der neue Gesetzentwurf ist so durchgreifend, daß bei einer energischen Handhabung desselben die Forderungen, die man von liberaler Seite an das Ministerium stellt, in reichem Maß hätten erfüllt werden können.

Vorausgesetzt freilich, daß das Ministerium bliebe. Denn diese Wiederaufnahme des Stein'schen Gendarmeriedekrets hat freilich seine zwei Seiten: seine Wirkungen ändern sich wesentlich, je nachdem ein reactionaires oder liberales Ministerium die Geschäfte leitet.

Es scheint also, daß die erstere Partei ihre Zeit gekommen glaubt; daß sie bereit ist, auf Befehl Sr. k. Hoheit des Regenten die Geschäfte zu übernehmen und wenigstens einen Theil von der Erbschaft des gegenwärtigen Ministeriums, namentlich das Militairgesetz, anzutreten.

In der That bleibt dem Ministerium kaum etwas anderes übrig, als bei dem Prinzen den Antrag zu stellen, mit dem es hätte anfangen sollen, nämlich die Stimmen der lebenslänglichen Mitglieder des Herrenhauses, die zum großen Theil nach dem Maß ihrer Feindschaft gegen den Liberalismus ernannt wurden, durch Ernennung neuer lebenslänglicher Mitglieder zu paralysiren. Die Majorität des Herrenhauses scheint darauf zu rechnen, daß der Prinz auf diesen Antrag nicht eingehen und demnach das Ministerium entlassen werde. Vielleicht hat, indem wir dieses schreiben, die Entscheidung bereits stattgefunden.

Unter den particularistischen Blättern Deutschlands herrscht über diese Aussicht große Freude und sie scheinen der Ansicht zu sein, daß ein preußisches Ministerium aus der Feudalpartei ihren Zwecken besser entsprechen werde. Sie vergessen ganz, daß im Allgemeinen die Richtung, welche Preußen in der auswärtigen Politik zu verfolgen hat, von der Parteifarbe ganz unabhängig, vielmehr dem Staat durch seine eigene Natur vorgeschrieben ist. Oder sie rechnen auch so, daß eine Feudalregierung in Preußen unpopulär und daher schwächend für den Staat nach Innen und Außen sein müsse, und lassen es in diesem Hintergedanken an Andeutungen nicht fehlen, daß man von Bundeswegen dieser Partei manches zugestehen könne, was man der entgegengesetzten versagen müsse.

Auf so etwas scheinen auch unsere Tories zu speculiren, denen sonst grade dieser Theil der Erbschaft sehr bedenklich sein müßte. Denn die Lage ist so, daß voraussichtlich in kürzester Frist dem preußischen Volk ungeheuere Opfer zugemuthet werden müssen; und in diesem Augenblick eine Verwaltung an die Spitze zu stellen, die schon durch ihre Antecedentien dem größten Theil des Volkes verhaßt ist und deren olmützer Glaubensgenossen im auswärtigen Geschäft auch grade keine Lorbeern eingeerntet haben, scheint doch nicht ohne Gefahr.

Daß die Gefahr mit schnellen Schritten herankommt, lehren die neuesten Vorgänge in Italien und der damit zusammenhängende Notenwechsel. Auf eine staatsrechtliche Analyse der Thouvenel'schen Noten an die Großmächte und an die Schweiz oder der Anrede an die angeblichen Abgeordneten des souverainen Volks von Savoyen lassen wir uns nicht ein; es wäre grade so, als ob wir ein Inserat von Mr. Barnum analysiren wollten. Bei dem außerordentlichen Scharfsinn, der sonst Thouvenels Depeschen auszeichnet, ist anzunehmen, daß man sich gar nicht mehr die Mühe gibt, die wahren Absichten sophistisch zu verstecken. Die Frage der natürlichen Grenzen ist offen gestellt, und damit die Schweiz, Bayern, Preußen, Belgien und Niederland gleichzeitig bedroht. Die Frage ist nur, wer von diesen Mächten zunächst zu fürchten hat?

Die Schweiz hat, was die staatsrechtliche Würdigung der Lage betrifft, unser

gelte und unbeflügelte Mitbewohner des Zimmers in Aufregung setzten. Mit dem ersten Grauen des Tages brachen wir auf, nachdem wir die wenigen Kopeken für Licht und Stroh bezahlt hatten (für das Quartier wird nie etwas entrichtet) und noch vor Mittag erreichten wir eine Anhöhe, von welcher wir unter uns den von hohen Ufern umsäumten Felliner See, gegenüber auf einem Berge die Stadt selbst und daneben die geringen Ueberreste der von den Russen schon im sechzehnten Jahrhundert gesprengten Burg, der Residenz eines Comthurs vom deutschen Orden, erblickten. Je näher wir kamen, desto mehr belebte sich der Weg mit Schlitten, Reitern und Fußgängern, die nach der Stadt eilten, wo, wie wir bald erfuhren, ein Jahrmarkt abgehalten wurde. Mann und Weib gingen nach esthnischer Sitte nicht nebeneinander, sondern die Frau stets einige Schritte hinter dem Eheherrn; die Schlitten waren nicht die gewöhnlichen flachen, nach hinten breiter werdenden Lastschleifen, sondern mit kastenartigen, wenn auch roh gezimmerten Aufsätzen versehen; unter den Reitern befanden sich auch viele Weiber, quer auf dem einfachsten aller Damensättel, einem aus Latten gefertigten Lehnsitze hockend. Ihre durch Pappe gesteiften rundlichen Hauben wurden von den bei jeder Witterung über den Kopf gezogenen weißen Tüchern verdeckt, aus welchen die meist unschönen, durch harte Arbeit und schlechte Kost frühzeitig gefurchten Gesichter hervorschauten, während ein bis über die Kniee hinabreichender brauner Kittel, unter welchem ein blau, roth und gelb gestreifter Rock hervorragte, die Körperformen verhüllte. Das Gedränge mehrte sich, als wir die Häuser der Stadt erreicht hatten, so, daß wir mit Mühe die bescheidene Herberge erreichen konnten. Die deutschen Kaufläden, in denen man Colonial-, Mode- und Bijouteriewaaren neben Weinen, Lederzeug, Uhren, Seifensiederartikeln und Delicatessen im buntesten Gemische neben einander findet, waren mit Käufern vom Lande angefüllt, die weniger die Hoffnung auf größere Auswahl und billigere Preise, als die Aussicht, Bekannte zu treffen, in die Stadt gelockt hatte und die nun zugleich die Gelegenheit benutzten, auch ihre Bedürfnisse zu erhandeln. Außerdem standen nur wenige Buden auf dem freundlichen Marktplatze, meist Schuhmacherwaaren enthaltend, an welchen die sehnsüchtigen Blicke vieler jungen Esthen hafteten, deren größter Stolz im Besitze eines Stiefelpaares an Stelle der ledernen Sandalen oder „Passeln" besteht. Daneben boten, von der Jugend belagert, einige Zuckerbäcker ihre Waaren aus und auch der langbärtige Russe fehlte nicht mit frisch gesalzenem Lachse, Rauchwurst, krimschen Feigen und Nüssen und dem von jedermann freundlich beäugelten Caviarfäßchen. Dagegen sieht man die Producte der russischen Industrie mit Ausnahme der Lederwaaren weder auf den dortigen Jahrmärkten noch in den Läden; ja mit Mißtrauen und Verachtung bezeichnet der Käufer diesen oder jenen Artikel als „russische Waare." Selten läßt sich auch der Kaufmann mit russischen Fabrikanten ein,

weil in der That niemals die Lieferung der Probe entspricht. Vielleicht ver führt ihr ungemein starkes Imitationstalent die Russen zur Täuschung oder sollte nicht auch die in der Beamtenwelt herrschende Depravation in eine allgemeinen Neigung des Volkes zu schlauem Betruge ihren Grund haben können? Gewiß z. B. ist, daß im Innern des Reiches niemand bereits lackirte Holzwaaren, besonders Stellmacherarbeiten, kauft aus Furcht, durch den Anstrich über die Mängel der Artikel getäuscht zu werden! So würde also bei einer starken Herabsetzung des Einfuhrtarifs die russische Industrie immer noch keine Concurrenz aushalten können und die Frucht des Absperrungssystems hat in ihrer goldenen Schale einen faulen Kern. Der Bauer kauft am liebsten von dem Juden, der den Werth seiner meist im Lande gekauften Waaren durch den geheimnißvollen Nimbus des Schmuggels zu erhöhen weiß und dadurch, daß er als streng verpönter Hausirer in Liv- und Esthland überall verfolgt und bestraft wird, Mitleid erregt und oft auch auf den Gütern Schutz vor seinen Häschern findet. — Eine kurzer Gang durch eine schmale Gasse brachte mich aus der Stadt hinaus, wo zwischen der massiven protestantischen Kirche und dem geschnörkelten Holzbau der ihr gegenüberstehenden russischen sich der viel regere Verkehr des esthnischen Viehmarktes entwickelt hatte. Da der Ackerbau mit Pferden betrieben wird, so beschränkt sich Kauf und Tausch ausschließlich auf die kurzen, dickbäuchigen, aber flinken Bauernpferdchen. Ohne Sattel und Bügel galoppirten die Braunkittel mit langem, fliegendem Haar auf der Landstraße hin und her, um die Tüchtigkeit der Vierfüßler zu erproben; dann begann im tschudischen Kauderwälsch der friedliche Wortwechsel des Feilschens, worauf im nahen Kruge ein unvermeidlicher Schnaps den Handel besiegelte. Die quiekenden Töne des Torropills (Dudelsacks) und einer jammernden Geige, nach welchen sich in engem Kreise die Tanzenden drehten, drangen aus dem schmuzigen Innern zu mir herüber, akkompagnirt von dem traurigen Gesange der außen sitzenden Bettler. Vor der Thür aber stand ein beurlaubter Gardist, dessen bunte Uniform seltsam mit dem einfarbigen Publicum contrastirte, das neugierig am Munde seines Landsmanns hing. Wahrscheinlich erzählte er ihnen von dem Elende seiner langen Dienstzeit, das bei der bekannten brutalen Behandlung und bei der Unbekanntschaft mit der russischen Sprache die finnischen Völker am schwersten treffen, mag, und von dem großen Kriege mit dem „Pránzus" und dem neuen „Punnane Part" d. h. rothe Ente, wie die Esthen scherzweise den ersten Bonaparte zu nennen pflegten. Die Atmosphäre war von dem Geruche von Branntwein und Salzfischen, Rauch und Birkentheer (der esthnischen Stiefelwichse) erfüllt, und da die Sicherheit der Person bei der Unvorsichtigkeit und dem dichten Gedränge der Fahrenden und Reiter eben nicht ganz garantiefest war, entzog ich mich bald dem Gewühle. Später hörte ich, daß der orientalische Krieg gerade diesem Bezuk am fühl-

Literatur.

Williſen über die neue preußiſche Heeresorganiſation. — Unter dem Titel „Ueber die große Landesvertheidigung oder Feſtungsbau und Heerbildung in Preußen. Vom Verfaſſer der Theorie des großen Krieges" iſt vom General v. Williſen im Verlag von Duncker und Humblot in Berlin ſoeben eine Flugſchrift erſchienen, deren erſter Theil ſich gegen den in der Broſchüre „Das preußiſche Landesvertheidigungsſyſtem" vorgetragnen Vorſchlag einer Befeſtigung Berlins erklärt, während der zweite den jetzt der preußiſchen Landesvertretung vorliegenden Heeresreformplan bekämpft, indem er zweijährige Dienſtzeit als vollkommen genügend darſtellt und dem Aufrücken der Unteroffiziere zu Offizieren das Wort redet. In Betreff des erſtern Punktes müſſen wir uns gegen v. Williſens Anſicht erklären, indem wir aus Gründen, die wir ſpäter zu entwickeln gedenken, eine Befeſtigung Berlins für ebenſo zweckmäßig halten, als die Befeſtigung von Paris. In gleicher Weiſe iſt eine Marine für Preußen Bedürfniß, was v. Williſen ebenfalls verneinen zu müſſen glaubt. Mit dem zweiten Abſchnitt dagegen ſind wir im Allgemeinen einverſtanden, namentlich auch mit dem, was der Verfaſſer über die zwei Klaſſen von Offizieren ſagt, und zwar — abgeſehen von andern und höhern Rückſichten, die wir bereits wiederholt entwickelt haben — auch deshalb, weil ſonſt in nicht ferner Zeit die Stellen nicht mehr zu beſetzen ſein werden und andrerſeits bei der unzukömmlichen Löhnung auch die Unteroffiziercorps allmälig zurückgehen müſſen, da ſie innerhalb des Militärverbandes keine Ausſichten haben, die denen außerhalb deſſelben irgend gleichkommen. Das ganze Buch iſt übrigens, wie zu erwarten war, reich an einzelnen klaren, richtigen und genialen Ideen, nur daß der Verfaſſer oft vor lauter Theorie und Conſequenz zu falſchen oder halbrichtigen Schlüſſen gelangt. Es geht ihm hier wie 1850 in Rendsburg, wo er dem erſten Satz ſeiner Kriegstheorie zu Liebe: „Bilde Maſſen" alle Poſitionen und ſelbſt Friedrichſtadt räumte und, dadurch ſchließlich in Rendsburg eingeklemmt, gar nicht zur Befolgung des zweiten Satzes: „Schaffe dir Freiheit der Bewegung" gelangen konnte.

Neue Schriften über Amerika. — Auch auf dieſem Gebiet beginnt der deutſche Fleiß eine höchſt anerkennenswerthe Thätigkeit. Die bedeutendſte Leiſtung auf demſelben — überhaupt eine der wichtigſten Erſcheinungen der neuen hiſtoriſchen Literatur — iſt das große Werk von Heinrich Handelmann (Docent in Kiel): „Geſchichte der amerikaniſchen Coloniſation und Unabhängigkeit." Der erſte Band, der die Geſchichte der Vereinigten Staaten und der Inſel Hayti enthält, erſchien vor drei Jahren (Kiel, Schwers); der zweite, die Geſchichte von Braſilien, vor kurzem (Berlin, Springer). Mittheilungen aus dieſem Buch, welches namentlich auf die innere Geſchichte der Coloniſation mit gründlicher Einſicht eingeht, behalten wir uns vor. — Eine willkommene Ergänzung dazu bildet das Werk des k. preuß. Miniſterreſidenten v. Richthofen: „Die äußern und innern politiſchen Zuſtände der Republik Mexico ſeit deren Gründung bis auf die neueſte Zeit." (Berlin, Hertz). — Endlich eine ſehr anziehende

Episode aus dem Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten, das „Leben des Generals F. W. v. Steuben“ von F. Kapp, dem Verfasser des geistvollen Büchleins über die Sklaverei in den Vereinigten Staaten (Berlin, Duncker u. Humblot). —

Neue Sammelwerke. — Von dem „Jahrbuch zum Conversations-Lexicon. Unsere Zeit“ (Leipzig, Brockhaus) ist soeben der 3. Bd. vollendet. Die Artikel rühren zum großen Theil von Quellen ersten Ranges her, und sind für das Verständniß der Zeitgeschichte unentbehrlich. — In demselben Verlage erscheint (redigirt von Dr. Rud. Arendt) ein „Illustrirtes Haus- und Familien-Lexicon, Handbuch für das praktische Leben“ (Naturwissenschaft, Volkswirthschaft und Gesellschaftsleben, Pädagogik, Technologie u. s. w.) — Das frühere Sammelwerk „die Gegenwart“ wird in Halbbänden wohlfeiler (24 Halbbände zu 15 Ngr.) herausgegeben; die ausführlichen, namentlich historischen Artikel desselben behalten noch heute ihren vollen Werth.

Musik. — Ein empfehlenswerthes kleines Handbuch — nicht blos für den Lehrer, sondern auch für den Selbstunterricht — ist Louis Köhlers „Clavierunterricht; Studien, Erfahrungen und Rathschläge.“ (Leipzig. J. J. Weber.) — Ferner Schäubles „Gesanglehre für Schule und Haus, 1. Cursus“ (Basel, Bahnmaier). — Von Wilhelmine Schröder-Devrient erscheinen in der Gartenlaube Denkwürdigkeiten; ein lesenswerther Aufsatz über sie von Fanny Lewald steht in der Nationalzeitung. —

Druckfehler in dem Artikel: Lessing und Göze in Nr. 12. d. J.

Seite 449, Zeile 9. statt: hervorgebracht, zu lesen: vorgebracht. Seite 450, Zeile 3 v. u. statt: controlirte, zu lesen: controlirt. Zeile 2 v. u. statt. ja längst, wie, zu lesen: ja, wie längst. Seite 451, Zeile 1, statt: Streits, zu lesen: des Streits. Zeile 28, statt: feineren, zu lesen: freieren. Seite 453, Zeile 9, statt: große, zu lesen: bloße. Seite 454, Zeile 22, statt: nur, zu lesen: nun.

Mit **Nr. 13** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im März 1860.

Die Verlagshandlung.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig

Geschäft übernommen; ihre Note vom 19. März enthält alles, was darüber zu sagen ist; sie beweist mit den schlagendsten Gründen, daß die Abtretung Savoyens an Frankreich ohne Einwilligung der Eidgenossenschaft ein flagranter Bruch des Völkerrechts sei. Die Eidgenossenschaft scheint aber nicht gesonnen zu sein, ihr offenbares Recht, die neutralisirten Distrikte Savoyens militärisch zu besetzen, vor dem Einmarsch der Franzosen in Ausübung zu bringen; und nach demselben wird es nicht gehen. Es wäre thöricht, von einem kleinen Staat einen Heroismus zu fordern, der den großen abgeht; hätte die Schweiz aber diesen Heroismus gehabt, so wäre vielleicht damit der Zukunft Europas eine andere Wendung gegeben: einen factischen Widerstand hätten die Großmächte nicht im Stich lassen können. Wie die Sache jetzt steht, halten sich Oestreich und Rußland zurück, und Preußen blos im Verein mit England würde es schwerlich unternehmen, den Protest bis zu einem Angriffskriege gegen Frankreich zu treiben; am wenigsten in der innern Krisis, in der es jetzt begriffen ist.

So räthselhaft die französische Politik aussieht, so können wir doch Einiges mit Bestimmtheit aus ihr entnehmen. — Unzweifelhaft wäre es Napoleon lieber gewesen, wenn Toscana nicht an Sardinien gefallen wäre. Unzweifelhaft hätte er es hindern können, denn Sardinien würde keinen Bundesgenossen gefunden haben. Unzweifelhaft würde er sich damit Oestreich geneigt gemacht haben, auch in dem Fall, wenn er seinen Vetter nach Florenz geschickt hätte; denn jedes Sardinien angethane Herzeleid würde Oestreich entzückt haben. Er hat es nicht gethan; er hat Sardinien gewähren lassen; ja wir gehn noch weiter: trotz der weisen Lehren, die er am 24. Februar Sardinien ertheilt: ein Staat dürfe sich nicht über das Maß seiner organischen Kräfte hinaus vergrößern, um nicht seinen Schwerpunkt zu verlieren und der Revolution anheim zu fallen; trotz dieser weisen Lehren — die freilich auf Toscana keine Anwendung fanden, die aber Sardinien jetzt sehr ernstlich beherzigen sollte, wo jeder Schritt über die gegenwärtigen Grenzen hinaus in der That den Organismus des Staats verrücken würde — scheint er im Stillen den getreuen Bundesgenossen, mit dem er wieder auf dem besten Fuß steht, gegen Venetien und die Marken aufzureizen; freilich so, daß er selbst die Hände frei behält. Zugleich hat die Gährung in Neapel eine Stärke angenommen, daß dies Land für Murat oder sonst einen reif ist. Das alles sind keine Freundschaftssymptome für Oestreich. — Was hat der Kaiser für einen Zweck dabei? Ohne weiteres einen Angriff auf den Rhein zu unternehmen, solange die Gefahr einer deutsch-europäischen Coalition vorhanden ist, wird er vermeiden. — Entweder denkt er daran, Oestreich durch Sardinien in Schach zu halten, um sich während eines Rheinkriegs seine Neutralität zu sichern; oder er will durch Zertrümmerung Oestreichs sich die Hilfe Rußlands erkaufen. Vielleicht hat er noch einen dritten Gedanken. Vielleicht denkt er an die Möglichkeit, die Rheinprovinz auf eine ähnliche Weise zu erwerben wie Savoyen. Vielleicht hat er grade darum Sardinien geschont; denn es ist nicht zu leugnen, die Kosten des Feldzugs sind für diesen Staat reichlich ersetzt, er ist um das dreifache vergrößert, und es hängt nur von der Regierung ab, ohne Ausdehnung über seine gegenwärtigen Grenzen als nationaler Staat seine innere Kraft zu verzehnfachen.

Natürlich würde dieser letzte Gedanke, wenn er vorhanden sein sollte, an der betreffenden Stelle die gebührende verächtliche Abweisung finden. — Aber wir wollten

Digitized by Google

diejenigen Blätter, die mit einem kindiſchen Hohn darauf hinweiſen, wie ſehr Preußen Oeſtreichs und Deutſchlands bedürfe, darauf aufmerkſam machen, daß das Bedürfniß ein gegenſeitiges iſt; ja Oeſtreich ſteht in größerer Gefahr als Preußen.

Denn geſetzt, Preußen wird im Stich gelaſſen und von den Franzoſen geſchlagen. Die antinapoleoniſchen Pläne hat der Neffe nicht. Preußen und Deutſchland erobern zu wollen, fällt ihm nicht ein, er will nur die Rheinlinie. Dieſe würde er in einem Frieden zu erlangen ſuchen, und es würde ihm gar nicht darauf ankommen, das alte Prinzip der „Entſchädigungen" wieder aufzuwärmen und mit Preußen ein anderweitiges Arrangement in Deutſchland zu vereinbaren. Wer die Koſten tragen würde, ſieht jeder.

Man droht mit einem Rheinbund. Mögen doch die particulariſtiſchen Blätter bedenken, was ſie damit ſagen! Auf einen Rheinbund würde doch wol wieder ein Freiheitskrieg folgen; und diesmal würde er keine Reſtauration des Particularismus mit ſich führen.

Noch einmal. Ein Zuſammenraffen des deutſchen Bundes zur Abwendung der gemeinſamen Gefahr iſt für alle Theile gleich nothwendig. Bedingungen: militäriſche Organiſation Deutſchlands nach Maßgabe der preußiſchen Vorſchläge mit Hinzufügung der Küſtenvertheidigung; Garantie für ſämmtliche deutſche Fürſten und Bundesſtädte, daß ſie von ihrer Souveränetät nichts weiter einbüßen, als ſoviel zu dieſer militäriſchen Organiſation nothwendig iſt, da doch ihre eigene Erhaltung nur durch eine ſolche Organiſation garantirt werden kann; Garantie für das deutſche Volk, daß ſeine verfaſſungsmäßig feſtgeſtellten Freiheiten nicht von Bundeswegen aufgehoben werden können (Heſſen-Caſſel); endlich Garantie Venedigs. Mit dieſem Vertrage könnten alle gleichmäßig zufrieden ſein. Die in ähnlicher Weiſe bedrohten Staaten Belgien und Holland würden ihre Hilfe darin ſuchen; vielleicht auch die Schweiz, deren Neutralität doch jetzt ſehr auf ſchwankenden Füßen ſteht; England zuverläſſig und — ein Staat, den man in dieſer Verbindung am wenigſten ſuchen ſollte — Sardinien würde mit beiden Händen zugreifen. Man denke wie man will über die Art und Weiſe, wie dieſer Staat ſich vergrößert hat: jeder unbefangene Beobachter muß zugeben, daß das jetzige Reſultat für jeden Freund der Menſchheit das befriedigendſte iſt. Eine ſolche Coalition hätte ein ruſſiſch-franzöſiſches Bündniß nicht zu fürchten, ja ſie könnte nichts ſehnlicher wünſchen als einen Krieg, um an Stelle des alten ſchlecht bewährten Gleichgewichts ein wirkliches Gleichgewicht hervorzubringen. † †

Der Bundestag und Schleswig-Holstein.

Am 8. März hat der Bundestag einen Beschluß gefaßt, der den Dänen wenig gefallen, vielen Deutschen noch nicht genügen wird, jedenfalls einen Beschluß von einer gewissen Bedeutung.

Die schleswig-holsteinische Frage kam zum ersten Male in der Bundesversammlung zur Sprache, nachdem Christian der Achte 1846 durch seinen „Offenen Brief" einen dänischen Gesammtstaat zu constituiren versucht hatte. Damals ließ der König auf die Beschwerde der holsteinischen Stände erklären, es sei ihm niemals in den Sinn gekommen, die Selbstständigkeit des Herzogthums Holstein, dessen Verfassung und sonstige auf Gesetz und Herkommen beruhende Beziehungen zu beeinträchtigen, er werde bei seinen Bestrebungen, die Successionsverhältnisse von Holstein zu ordnen, wohlbegründeten Rechten der Agnaten nicht zu nahe treten.

Der Bundestag sprach darauf hin am 27. Sptbr. 1846 die Erwartung aus, daß der König-Herzog bei endlicher Feststellung der im Offenen Briefe vom 8. Juli besprochenen Verhältnisse die Rechte Aller und Jeder, insbesondere aber des deutschen Bundes, erbberechtigter Agnaten und der gesetzmäßigen Landesvertretung Holsteins beachten werde, und behielt sich, als Organ des deutschen Bundes, die Geltendmachung seiner verfassungsmäßigen Competenz in vorkommenden Fällen vor. Nicht direct in diesen Worten, aber in der Acceptation der dänischen Erklärung lag eine Wahrung der Selbstständigkeit Holsteins und seiner Verbindung mit Schleswig; es war trotz der undeutlichen und geschraubten Wendungen der Erklärung kein Zweifel, daß diese Verbindung unter den „sonstigen auf Gesetz und Herkommen beruhenden Beziehungen" gemeint war; wie weit freilich die Competenz der B.-V. sich erstrecke, darüber enthielt der Beschluß keinen bestimmten Ausspruch. Sie hatte damals, den blos angekündigten und soeben widerrufenen Absichten gegenüber, keinen Anlaß, bestimmter aufzutreten.

Am 4. April 1848 faßte die Bundesversammlung — nicht die Nationalversammlung — einen Beschluß, in welchem sie das Recht Holsteins auf seine staatsrechtliche Verbindung mit Schleswig ausdrücklich billigte.

Am 10. Juli 1849 hatte Preußen unter dem Druck vielfacher Umstände — der Einwirkung Oestreichs, der Anstrengungen Englands, der Drohungen Frankreichs und Rußlands, der Unsicherheit der Lage in Deutschland, des Ungestüms der demokratischen Parteien, das Preußen zu Kämpfen innerhalb der deutschen Grenzen und damit zugleich in eine rückschreitende Bewegung drängte, endlich der Noth und der Klagen seiner Ostseeprovinzen — die Friedenspräliminarien mit Dänemark zu Berlin auf der Grundlage geschlossen, daß Schleswig, unbeschadet seiner politischen Verbindung mit der dänischen Krone, eine von der dänischen in Gesetzgebung und Verwaltung gesonderte Verfassung erhalten, dagegen seine politische Verbindung mit Holstein aufhören sollte. Erst am 20. Jan. 1850 bevollmächtigte die am 30. Sptbr. 1849 eingesetzte Bundescentralcommission Preußen zum Abschluß des Friedens für den Bund, indem sie zugleich darauf drang, als die Basis des Friedens die Erklärung der Bundesversammlung vom 17. Sptbr. 1846 und die darin anerkannten Rechte festzuhalten. Inzwischen hatte der dänische Gesandte am 17. Jan. 1850 in Berlin Friedensvorschläge übergeben, durch welche Krieg und Marine, Zoll- und Postwesen, öffentliche Schuld und Staatsvermögen mit Inbegriff der Domänen für gemeinsam mit Dänemark erklärt wurden und Schleswig zur Theilnahme an der dänischen Volksvertretung beigezogen, überhaupt Schleswigs Selbstständigkeit auf eine provinzielle reducirt wurde. Preußen antwortete am 19. Febr. mit einem Gegenvorschlag, nach welchem Schleswig eine ähnliche Stellung zu Dänemark wie Norwegen zu Schweden, namentlich für sich gesonderte Volksvertretung in vollstem Sinne, Heer und Flotte, Finanzen und Indigenat, erhalten hätte. Indessen war Oestreich in Italien zum Frieden, in Ungarn mit russischer Hilfe zur Herrschaft gelangt, es wendete sich sofort mit verstärktem Eifer gegen das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849. Sachsen und Hannover traten zurück, die Union umfaßte außer Preußen nur die kleineren deutschen Staaten, ganz Europa stand gegen Preußen. Rußland ließ nicht ab, zum Frieden mit Dänemark zu drängen; es machte selbst die Wiederaufnahme seiner diplomatischen Beziehungen zum deutschen Bunde in einer Depesche an den Fürsten Gortschakoff vom 1. Febr. 1850 vom Frieden mit Dänemark abhängig, da die Bundescentralcommission nur mit der Zustimmung Dänemarks den Bund vertreten könne. Nach längeren Verhandlungen über die beiderseitigen Vorschläge eilte Preußen, zum Schluß zu kommen, und proponirte am 17. April 1850 einen Frieden auf der Grundlage des status quo ante bellum. Am 2. Juli kam derselbe zu Stande, zugleich verpflichtete sich Preußen — nicht zugleich im Namen des Bundes — in einem geheimen Artikel, an den Verhandlungen Theil zu nehmen, die zur Regulirung der Thronfolge in den Ländern der dänischen Krone angeknüpft werden sollten. Schon am 4. Juli begannen, ehe der Friedensschluß bekannt war, Verhandlungen in

London unter den Gesandten Frankreichs, Dänemarks, Großbritanniens, Rußlands und Schwedens, die davon ausgingen, daß die Erhaltung der Integrität der dänischen Monarchie von hoher Wichtigkeit für die Erhaltung des Friedens sei, und den Zweck hatten, sämmtliche Besitzungen der dänischen Krone unter ihr vereinigt zu erhalten und zu dem Behuf eine Aenderung in der Thronfolge herbeizuführen. Preußen protestirte wiederholt. Es kam darauf an, wie sich Oestreich zu diesen Bestrebungen stellen würde. Bisher hatte es zwar nicht gegen Deutschland Partei genommen, aber auch, antipathisch gegen die Rechte und Interessen der Völker, am Krieg gegen Dänemark sich nicht betheiligt, ja seinen Gesandten in Kopenhagen gelassen. Jetzt entschied es sich ebensowol aus Deferenz gegen Rußland, das ihm geholfen, als auch, um Preußen noch mehr zu isoliren, dem übrigen Europa beizustimmen. Am 26. April 1850 hatte Oestreich die deutschen Bundesgenossen zur Entsendung ihrer Bevollmächtigten nach Frankfurt zu der am 10. Mai behufs Einsetzung eines neuen provisorischen Centralorgans zu eröffnenden Bundesplenarversammlung berufen, am 11. Mai den Congreß eröffnet, am 19. Juli auf Einberufung der Bundesversammlung angetragen; am 2. August wurde das londoner Protokoll fixirt. Am 23., während in Frankfurt der Bundestag mit dem dänischen Gesandten ohne Preußen und die mit ihm verbündeten Regierungen tagte, trat Oestreich dem Protokoll, die Legitimität, auf die es sonst pocht, hintansetzend, bei. Nun fragte sichs, ob Preußen seine Stellung in Deutschland behaupten würde: damit wurde zugleich die schleswig-holsteinische Sache entschieden. Preußen, isolirt gegen Europa, nahm den Kampf nicht an, die olmützer Punktation besiegelte seine Niederlage und das Schicksal der deutschen Herzogthümer. Der Widerstand Preußens gegen das noch fortwährend von ihm bekämpfte londoner Protokoll hörte auf.

Die Folge des Umschwungs war und mußte sein, daß, wenn auch der Friede von Berlin auf dem status quo ante bellum abgeschlossen war, doch bei den jetzt erfolgenden Verhandlungen vor Allem die „Integrität der dänischen Monarchie" und die, auch in Kurhessen glorreich beschützte, „landesherrliche Gewalt und Autorität" im Gegensatz gegen die Selbstständigkeit und innere Verbindung der Herzogthümer und gegen die Rechte und Interessen der Unterthanen ins Gewicht fielen.

Indessen stand es doch etwas anders um die Sache Schleswig-Holsteins als um die anderer deutscher Länder, z. B. Kurhessens. Es handelte sich nicht blos um einen Streit zwischen Landesherrn und Unterthanen, es war auch deutsches Land und Volk in Gefahr gegen fremdes; deutsche Truppen unter Führung deutscher Fürsten und Prinzen hatten am Kriege Theil genommen; die weit überwiegende Anzahl der Regierungen, auch extrem reactionäre, hegten, wenn nicht für die Sache der Unterthanen, doch für die Deutschlands einiges

Interesse, und so war Oestreich, mochte es diese Sympathieen auch nicht theilen, durch seinen Anspruch auf die Führung Deutschlands nicht minder als durch die Grundlage des berliner Friedens genöthigt, sich der deutschen Interessen gegen Dänemark einigermaßen anzunehmen.

Die weiteren Verhandlungen über die Ausführung des Friedens begannen, während Oestreich und Preußen die Herzogthümer „pacificirten" und Holstein mit Truppen besetzt hielten. Die Verfassung van 1849 wurde außer Kraft gesetzt, die Verfassungsgesetze van 1831 und 1834 traten dagegen wieder in Wirksamkeit für Schleswig und Holstein, wie die auf Grund des Rezesses van 1702 bestehende Verfassung für Lauenburg.

In einer Praclamatian vom 14. Juli 1850 hatte Dänemark nur zugesagt, daß eine Incarporation von Schleswig in Dänemark nicht beabsichtigt werde, und die Einberufung „achtbarer" Männer aus Schleswig, Holstein und Dänemark, um über die zukünftige Stellung Schleswigs zu beratben, angekündigt. Im Mai 1851 wurde der Notabelnversammlung zu Flensburg ein Organisationsplan vargelegt, welcher bezweckte, Schleswig mit dem Königreich Dänemark enger als bisher und namentlich durch eine auf Holstein sich nicht erstreckende constitutianelle Verbindung zu vereinigen. Die Berathung blieb ohne den gewünschten Erfolg. Jetzt nahmen die deutschen Mächte, als auf Anrufen Dänemarks im Namen des Bundes intervenirend die Angelegenheit in ihre Hand. Nach dem Wechsel vielfacher Erklärungen vereinigten sie sich namentlich durch die dänischen Depeschen vam 26. Aug. und 6. Decbr., die östreichische vom 26. Decbr, die preußische vom 30. Decbr. 1851 und die dänische vom 29. Jan. 1852, nachdem die deutschen Mächte sich der Unabhängigkeit Schleswigs lebhaft angenammen und auf verbindliche Erklärungen zu Sicherung derselben gedrungen batten, hauptsächlich zu folgenden Punkten:

Dänemark verpflichtet sich, Schleswig in keiner Weise dem Königreich einzuverleiben; die nicht politischen Beziehungen der Verbindung Schleswigs mit Holstein bleiben erhalten; durch die neue Organisatian der dänischen Manarchie soll kein Theil dem andern untergeordnet werden; diese Organisation soll nur nach Berathung mit den Ständen der Herzogthümer Schleswig und Holstein, unter Mitwirkung von Ritter- und Landschaft in Lauenburg und nach Verhandlung mit dem dänischen Reichstag eingeführt werden. Justiz, Cultus und Unterricht, innere Verwaltung, Domänen und Steuern, Handel und Industrie gehören zu den besonderen Angelegenheiten der Herzagthümer, jedes derselben hat für diese Angelegenheiten einen Minister, der die Stellung eines Ministers des Innern einnimmt. Auswärtiges, Krieg, bewaffnete Macht, Finanzen und Staatsrath baben die Herzogthümer mit Dänemark gemein; die bisher blas berathenden Provinzialstände der Herzagthümer sollen in beschließende umgestaltet werden; die dänische und die deutsche Nationalität sollen in Schles-

wig gleichmäßig beschützt sein. Die deutschen Mächte dagegen bestehen nicht auf Erhaltung der politischen Realunion Holsteins mit Schleswig und versprechen, einer Aenderung der Thronfolge zur Sicherung der Einheit der dänischen Monarchie zuzustimmen. Am 8. Mai 1852 ward der definitive londoner Tractat, wonach die Integrität der dänischen Monarchie als unwandelbar festzuhaltendes Prinzip und das Erbfolgerecht des Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und der Nachkommenschaft aus seiner Ehe mit der Prinzessin Louise von Hessen anerkannt wurde, wie von Frankreich, England, Rußland, Schweden und Norwegen, so von Oestreich und Preußen unterzeichnet.

Damit war freilich ein Bedeutendes, der eigentliche Gegenstand des Kriegs mit Dänemark, geopfert, und gewiß können die Gründe, welche dafür in den Anlagen zur dänischen Depesche vom 6. Decbr. und in der Anlage zur östreichischen vom 26. Decbr. 1851 entwickelt werden, keineswegs als dem Recht entsprechende gelten. In der letzteren heißt es, nachdem die Erklärung des Königs von Dänemark, daß weder eine Incorporation des Herzogthums Schleswig in das Königreich stattfinden, noch irgend dieselbe bezweckende Schritte vorgenommen werden sollen, acceptirt worden ist: „Wenn dagegen Se. Kgl. Maj. von Dänemark diejenigen anderweitigen Erklärungen, welche von der Regierung Ihres Vorfahrs auf dem Throne am 7. Sptbr. 1846 in der B.-V. gegeben und von der letzteren laut des Beschlusses vom 17. dess. Mon. als befriedigend anerkannt worden, und wonach es nicht in dem Willen Königs Christian des Achten gelegen, irgend eine Veränderung in den Verhältnissen herbeizuführen, welche das Herzogthum Holstein mit dem Herzogthum Schleswig damals verbanden, — der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht mehr in allen Stücken angemessen finden, insbesondere sich überzeugt halten, daß die namentlich seit dem Jahre 1834 stattgefundene, infolge der letzten Begebenheiten aber bereits thatsächlich aufgehobene Gemeinschaft beider Herzogthümer rücksichtlich der Administration und der Rechtspflege in oberster Instanz auch für die Zukunft aufgehoben bleiben müsse, so wird von Seiten des kaiserlichen Hofes anerkannt, daß die erwähnten Erklärungen vom 7. Sptbr. 1846 die damaligen Verhältnisse der dänischen Monarchie zur Voraussetzung hatten, und nicht mit der rechtlichen Wirkung verbunden waren, die vom Könige hinsichtlich jener Verbindung unter veränderten Umständen vermöge seiner Souveränitätsrechte zu fassenden, die gesetzliche Competenz des deutschen Bundes nicht berührenden Entschließungen von der Zustimmung des Bundes abhängig zu machen" und weiter. „Da Se. M. der Kaiser niemals zugeben wird, daß innerhalb des deutschen Bundes die Souveränetätsrechte eines seiner Mitglieder anderen Beschränkungen unterworfen, oder daß an ein Mitglied des Bundes weitergehende Anforderungen gestellt werden, als dieses gegenüber sämmtlichen Genossen des

Bundes vermöge der grundgesetzlichen Gleichheit der wechselseitigen Vertragsrechte und Vertragsobliegenheiten geschieht; da es ferner für die kaiserl. Regierung außer allem Zweifel steht, daß die Geltung der Bundesgesetze, mithin auch die nur aus denselben hervorgehende Competenz des Bundes sich niemals auf ein zum Bunde nicht gehöriges Land erstrecken kann, da auch überdies die kaiserl. Regierung bereits früher ausgesprochen hat und durch die gegenwärtige Erklärung nochmals ausspricht, daß sie aus dem Bundesbeschlusse vom 17. Sptbr. 1846 für den Bund keine Rechte herleitet, welche über den Wortlaut des Beschlusses hinausgehen würden, so erachtet Se. Maj. die Bedingungen für gegeben, unter welchen es der Weisheit und Gerechtigkeit des Königs gelingen wird, die bundesgemäßen Verhältnisse . . . Holsteins und Lauenburgs mit den Erfordernissen einer gemeinschaftlichen Verfassung und Verwaltung seiner Staaten als einer gesammten Monarchie . . . zu vereinigen . . .“ Diese Gründe wollen offenbar nur wenig besagen, sie stehen im Widerspruch damit, daß man sich zugleich für Schleswig wie für Holstein und Lauenburg Unabhängigkeit und Bewilligung entscheidender Stimme für die Ständeversammlung anstatt der blos berathenden feierlich versprechen und garantiren ließ. Der wahre Grund war in der That, wie schon bei den preußischen Friedenspräliminarien ein anderer, nicht wohl zu nennender: der Wille des Kaisers von Rußland, der den Skandinavismus fürchtete und haßte, und durch die engere Verbindung Dänemarks mit den deutschen Herzogthümern zu paralysiren suchte (von Baiern verlangte der russische Gesandte die Anerkennung des londoner Tractats mit den Worten: c'est la volonté de l'Empereur!). Aber indem die deutschen Mächte so auf der einen Seite nachgaben, trafen sie auf der andern Vorkehrungen, um eine Unterdrückung der Herzogthümer im dänischen Gesammtstaat zu verhindern, und glaubten damit die Gefahr abzuwenden.

Der öffentliche Ausdruck der Vereinbarungen war das Patent des Königs von Dänemark vom 28. Jan. 1852. Sein Wortlaut und seine Auslegung durch die deutschen Mächte sind für den Stand der schleswig-holsteinischen Sache entscheidend. Wir müssen deshalb näher darauf eingehen, um so mehr, als dieses Patent nicht überall genügend gewürdigt worden ist.

Es soll darnach mit der Ordnung der Angelegenheiten der Monarchie unter Beibehaltung und weiterer Ausbildung der alle Theile derselben umfassenden sowol als der für einzelne Theile gegründeten Einrichtungen, in dem Geiste der Erhaltung und Verbesserung rechtlich bestehender Verhältnisse vorgeschritten werden. Wie die ungeschmälerte Erhaltung der Monarchie in ihrem ganzen Gebietsumfange mit dem Beistand der europäischen Großmächte für die Zukunft gesichert, so soll die Verbindung der verschiedenen Theile zu einem wohlgeordneten Ganzen, zunächst im Wege

der Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten durch gemeinschaftliche Behörden erhalten und befestigt, demnächst aber auf die Einführung einer gemeinschaftlichen Verfassung zum Zwecke der Behandlung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten Bedacht genommen werden. Gemeinschaftliche Ministerien an der Stelle der früheren Collegialbehörden sollen für alle Theile der Monarchie, die auswärtigen Angelegenheiten, Krieg und Marine, die Finanzen mit dem Zollwesen („die früher zum Ressort der ersten und zweiten Section der Rentekammer gehörigen Sachen, insoweit sie die Steuern und Abgaben, das Hebungs- und Rechnungswesen angehen," also mit Ausschluß sämmtlicher zur dritten Section der Rentekammer gehörigen schleswig-holsteinischen Finanzsachen), das Postwesen verwalten. Justiz, Inneres, Kirchen- und Schulwesen, (die früher zum Ressort der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei gehörigen Sachen," „die früher zum Ressort der schleswig-holsteinischen Regierung gehörigen Geschäfte"), Domänen, Steuern und Abgaben, Handel und Industrie („die aus Schleswig, Holstein und Lauenburg eingehenden früher zum Ressort der Rentekammer und der dritten Section des Generalzollkammer- und Commerzcollegiums gehörigen Sachen, mit Ausnahme der dem Marineministerium zugewiesenen Leuchtfeuersachen und der dem Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten zugewiesenen Consulatsachen") behalten die Herzogthümer gesondert, so daß die Ressortverhältnisse der Minister der Justiz, des Innern, des Kirchen- und Unterrichtswesens für Dänemark sich nicht darauf erstrecken. Für diese Geschäfte wird, so weit sie Schleswig betreffen, ein Ministerium für das Herzogthum Schleswig, so weit sie Holstein und Lauenburg betreffen, ein Ministerium für diese Herzogthümer gegründet; diejenigen Sachen, welche die den Herzogthümern Schleswig und Holstein gemeinschaftlichen nicht politischen Einrichtungen und Anstalten betreffen, namentlich die Universität zu Kiel, die Ritterschaft, den schleswig-holsteinischen Canal, das Brandversicherungswesen, die Strafanstalten, das Taubstummeninstitut und die Irrenanstalt, sollen von dem Minister für Schleswig und von dem Minister für Holstein und Lauenburg collegialisch behandelt werden. Diese beiden Minister sind dem König allein verantwortlich, die Verantwortlichkeit der übrigen ist auf den Theil ihrer Wirksamkeit beschränkt, welcher das Königreich Dänemark betrifft. Alle Minister haben ihren alleinigen Sitz in Kopenhagen. Sie bilden zusammen den geheimen Staatsrath. Der König verspricht, wie das dänische Grundgesetz zu halten, so den Provinzialständen der Herzogthümer Holstein und Schleswig eine solche Entwicklung angedeihen zu lassen, daß jedes derselben hinsichtlich seiner bisher zu dem Wirkungskreis der berathenden Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten eine ständische Vertretung mit beschließender Gewalt erhalten wird. Gesetzentwürfe

ſollen zu dem Ende ausgearbeitet und den Provinzialſtänden zur Begutachtung vorgelegt, in dem Geſetz für Schleswig ſoll dabei der däniſchen und deutſchen Nationalität völlig gleiche Berechtigung und kräftiger Schutz verſchafft und geſichert werden. Die Wirkſamkeit des ſchleswig-holſtein-lauenburgiſchen Oberappellationsgerichts bleibt für Schleswig ſuſpendirt, zum Zweck der definitiven Beſchränkung der Competenz auf Holſtein und Lauenburg ſoll den nächſten Verſammlungen der Provinzialſtände ein Geſetzentwurf zur Begutachtung vorgelegt werden. Nach völliger Wiederherſtellung der landesherrlichen Gewalt des Königs in Holſtein ſoll dieſes Herzogthum nach den zu Recht beſtehenden Geſetzen, welche nicht anders als auf verfaſſungsmäßigem Wege abgeändert werden ſollen, regiert werden. Behufs der Einführung eines gemeinſchaftlichen Zollſyſtems für die ganze Monarchie zur Aufhebung der Zolllinie an der Eider ſoll Einleitung getroffen werden. Hinſichtlich der Verfaſſung des Herzogthums Lauenburg verheißt der König, nach vorgängiger verfaſſungsmäßiger Verhandlung mit der Ritter- und Landſchaft ſeine Beſchlüſſe zur öffentlichen Kunde zu bringen. Unverändert bleibt das Verhältniß des Königs als Mitglied des deutſchen Bundes für die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg.

Am 29. Juli 1852 empfahlen Oeſtreich und Preußen dieſes Patent der Bundesverſammlung als den Geſetzen und Rechten des Bundes entſprechend. An den berliner Frieden anknüpfend, der beiden Theilen die Rechte vorbehielt, die ihnen vor dem Kriege zuſtanden, äußerten ſie, die Zuſtände vor dem Kriege könnten nicht mehr unbedingt den Maßſtab zur Regelung der mehrfach veränderten Verhältniſſe darbieten, referirten von dem Organiſationsplan, welcher der Notabelnverſammlung zu Flensburg im Mai 1851 vorgelegt wurde und „Schleswig mit dem eigentlichen Königreiche Dänemark enger als bisher und namentlich durch eine auf Holſtein ſich nicht erſtreckende conſtitutionelle Verbindung vereinigen“ ſollte, und wie ſie dabei die Geltendmachung der Geſetze und Beſchlüſſe des Bundes ſich vorbehalten hätten. Sie legten dar, die Regierung habe am 26. Aug. 1851 erklärt, der König ſei geſonnen, Holſtein nach den rechtlich beſtehenden Geſetzen zu regieren und Veränderungen in der Verfaſſung des Herzogthums nur auf verfaſſungsmäßigem Wege einzuführen, und werde das Verhältniß Holſteins zum Bunde und die dem letzteren daraus erwachſenden Rechte nicht aus den Augen verlieren. Sie hätten zwar in dieſer Erklärung ein werthvolles Unterpfand der Abſichten des Königs erkannt, aber doch ſich für verpflichtet gehalten, der däniſchen Regierung eine gleichmäßige Beachtung der Inſtitutionen und der ſelbſtſtändigen Stellung aller Theile der Monarchie anzuempfehlen, da nach der Ueberzeugung der deutſchen Mächte nur auf dieſer Grundlage eine lebenskräftige Verbindung der unter dem Scep-

ter des Königs vereinigten Lande unter sich und zugleich eine in jeder Hinsicht befriedigende Verständigung mit dem deutschen Bunde erlangt werden könne. Das Patent vom 28. Jan. entspreche jenen Ansichten und Absichten und sei der Ausdruck der Verständigung der drei Regierungen. Dies wird unter einer Mahnung an die Regierungen, nicht den Maßstab der Aufregung, sondern den „der ruhigen Würdigung wirklicher Rechte und gegebener Verhältnisse anzulegen," folgendergestalt motivirt:

Der oben erwähnte Bundesbeschluß vom 17. Sptbr. 1846 beruhe nicht auf einer Prüfung bestrittener Rechte oder auch nur der Zuständigkeit des Bundes zu ihrer Entscheidung, sondern enthalte nur eine Berufung auf die am 7. Septbr. von der k. dänischen Regierung gegebenen Aufklärungen, durch welche die B.-V., die Geltendmachung ihrer Competenz sich vorbehaltend, für die Gegenwart jede Beschwerde als beseitigt erachtete. Die B.-V. habe hiernach darauf zählen können, daß die dänische Regierung nicht willkürlich eine von jenen Aufklärungen abweichende Richtung einschlagen werde, aber andererseits hätten diese Aufklärungen die damaligen Verhältnisse der dänischen Monarchie und insbesondre die unumschränkte, in den verschiedenen Landestheilen nur an den Beirath der Stände gebundene Regierungsgewalt des Königs zur Voraussetzung gehabt und nicht unzweifelhafte Souveränetätsrechte über die verfassungsmäßige Competenz des Bundes hinaus, durch bestimmte von dem Wechsel der Umstände und den späteren Ereignissen unabhängige Verbindlichkeiten beschränken sollen oder können. Die Gemeinschaft der öffentlichen Rechtsverhältnisse der Herzogthümer sei in der dänischen Erklärung zwar „ganz so, wie sie damals innerhalb des Gesammtverbandes der Monarchie als Regel bestand", nicht aber als ein grundgesetzliches Recht der Herzogthümer anerkannt worden. Dies müsse man bei der Beurtheilung derjenigen Bestimmungen des Patents vom 28. Jan. 1852, wonach es bei der in den letzten Jahren erfolgten Einführung einer gesonderten Verwaltung für jedes der Herzogthümer Holstein und Schleswig bleiben und das bisher gemeinsame Oberappellationsgericht auf Holstein und Lauenburg beschränkt werden solle, im Auge behalten. In allen übrigen Punkten beruhe das Patent, soweit es Holstein und Lauenburg angehe, „wesentlich" auf der Grundlage des Zustandes vor dem Kriege. Wenn der König die ungeschmälerte Erhaltung der dänischen Monarchie und die Verbindung ihrer einzelnen Theile zu einem Ganzen beabsichtige, so stehe das mit allen früheren Erklärungen, namentlich mit der vom 7. Sptbr. 1846, im Einklange. Der deutschen und dänischen Nationalität im Herzogthum Schleswig werde gleiche Berechtigung zugesichert. Die rechtlich bestehende und nach dem Grundsatze des Art. 56 der Wiener Schlußakte nur auf verfassungsmäßigem Wege abzuändernde Wirksamkeit der holstein. Provinzialstände und der lauenburg. Ritter- und Landschaft werde wieder ins Leben gerufen. In

der Anerkennung der selbstständigen und gleich berechtigten Stellung der verschiedenen Bestandtheile der Monarchie, deren keiner dem andern untergeordnet oder einverleibt sei, stimme die Bekanntmachung vom 28. Jan. mit der früheren Verkündigung vom 14. Juli 1850 überein, „mit welcher letzteren die Zusage erneuert wurde, daß eine Incorporation des Herzogthums Schleswig in das Königreich Dänemark nicht stattfinden solle."

Oestreich und Preußen beantragten darauf, daß die Bundesversammlung das Patent vom 28. Jan. als den Gesetzen und Rechten des Bundes entsprechend anerkenne und die von Oestreich und Preußen im Namen des Bundes bewirkte Beilegung der Streitigkeiten definitiv genehmige und dies der dänischen Gesandtschaft mit dem Beifügen mittheile, daß die B.-V. sich überzeugt halte, der König werde auch in Zukunft über die Erhaltung und gedeihliche Ausbildung sowol der gesetzlich bestehenden Einrichtungen seiner deutschen Bundeslande, als auch der Stellung, die ihnen im Verbande mit den übrigen Theilen der Monarchie gebühre, in eben dem gerechten und versöhnlichen Geiste wachen, von welchem die Bekanntmachung vom 28. Jan. Zeugniß gebe.

Der Gesandte für Dänemark knüpfte daran die Erklärung des Einverständnisses seiner Regierung und die Versicherung, daß dieselbe die Bewahrung, Wiederherstellung und gedeihliche Ausbildung sowol der alle Theile der Monarchie umfassenden, als der für ihre einzelnen Theile überlieferten Institutionen ins Leben zu führen und diese Institutionen auf verfassungsmäßigem Wege fortzubilden und zu entwickeln und den Rechten der Krone wie der Unterthanen, namentlich auch der holsteinischen Provinzialstände und der lauenburgischen Ritter- und Landschaft eine erneute Grundlage zu geben beabsichtige. Drei Stimmen dissentirten — die großherzl. und herzogl. sächs. Häuser, die Curie Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg (durch Oldenburg und Schwarzburg gegen Anhalt) und die freien Städte; diese Stimmen verlangten Ueberweisung der Sache an einen Ausschuß, die großherzogl. und herzogl. sächs. Häuser, indem sie in einfacher und schlagender Weise darlegten: die Aufrechthaltung der Monarchie im gesammten territorialem Umfange erfordere die Zustimmung der Agnaten, die noch fehle; die in Aussicht gestellte Verfassung für das erst in den letzten Jahren constitutionell gewordene Königreich Dänemark und die mit ihm unter einem Regenten verbundenen Herzogthümer sei etwas von dem Zustande vor 1848 durchaus Verschiedenes, an sich bei der Verschiedenheit der Nationalität Bedenkliches; die Stimme der Herzogthümer könnte durch die Verfassung zu einer illusorischen herabgedrückt werden, im geh. Staatsrath stehen sieben dänische Minister einem für Holstein und Lauenburg gegenüber; die Trennung Holsteins

von Schleswig in politiſchen Angelegenheiten, die Einführung des gemeinſamen Zollſyſtems, die Beſeitigung der ſchleswig-holſteiniſchen Regierung und die Beſchränkung der Competenz des Apellationsgerichts ſeien weſentliche Veränderungen des früheren Zuſtandes, von denen man nicht zugeben könne, daß ſie nicht zu vermeiden geweſen wären; ſetze man auch keinen Zweifel in die Geſinnung des Königs, ſo werde er doch durch überwiegend däniſche Miniſter berathen. Gewiß nur zu gegründete Bedenken!

Aber was halfen die ſchlagendſten Gründe, was konnten ſie helfen, wo die Sache auf einem andern Felde ſchon entſchieden war! Sollte der deutſche Bund den Krieg ohne Oeſtreich und Preußen erneuern? Alle übrigen Regierungen beeilten ſich, die fatale Geſchichte aus der Welt zu ſchaffen, indem ſie den Anträgen Oeſtreichs und Preußens zuſtimmten. Einige — Baden, Anhalt-Deſſau und Bernburg — nannten das Kind bei ſeinem Namen, eine vollendete Thatſache, andere — Sachſen, Hannover, Würtemberg, Niederlande, ſechszehnte Stimme (Lichtenſtein, Reuß u. ſ. w.) — ſprachen dabei ihre Anerkennung gegen Oeſtreich und Preußen aus. Baiern dagegen ſtimmte mit dem Bedauern zu, daß es unmöglich geworden, die Lage der Herzogthümer beſſer zu wahren. Sachſen deutete noch darauf hin, daß der Bund ſich durch das weitere Verfahren Dänemarks genöthigt ſehen könnte, ſeine competenzmäßige Wirkſamkeit aufs neue zu bethätigen. Hannover äußerte, die Ausführung des Friedens vom 2. Juli 1850 habe noch nicht ſeine gänzliche Vollendung erhalten, es dürfe aber mit Zuverſicht „der weiteren Entwicklung der Sache am Bunde“ entgegengeſehen werden. Großherzogthum Heſſen erwartete und ſetzte voraus, daß die Beſtimmungen des Patents vom 28. Jan. in verſöhnlicher und gerechter Weiſe ausgeführt werden. — Der Londoner Tractat iſt nicht vom Bunde, außer von Oeſtreich und Preußen überhaupt nur von Sachſen, Würtemberg und Baden ratificirt worden.

Für den Augenblick war freilich damit die Sache abgemacht, aber aus der Welt war ſie damit nicht; man hatte zu viel auf den guten Willen der Dänen gerechnet.

Am 7. Febr. 1852 wurde der Ritter- und Landſchaft Lauenburgs der Entwurf eines Geſetzes, die Ordnung und Feſtſtellung der innern Verfaſſung des Herzogthums Lauenburg betreffend, vorgelegt, am 20. Decbr. 1853 das Geſetz, weſentlich in Uebereinſtimmung mit den Anträgen des Landtags, publicirt, — nur eine kleine Abweichung vom Entwurf fand ſich im Patent, nämlich im Eingange der Zuſatz; die Regierung behalte ſich die weiteren Maßregeln noch vor, welche zur Verwirklichung der auf die Einführung einer gemeinſchaftlichen Verfaſſung zum Zwecke der Behandlung der der geſammten Monarchie gemeinſchaftlichen Angelegenheiten gerichteten Abſichten in Betreff Lauenburgs erforderlich werden möchten!! In § 1 des Patents wird aner-

kannt, daß es für die Ausschreibung neuer Steuern wie bei Veränderungen im Steuerwesen überhaupt der Zustimmung und bei Erlassung neuer und Abänderung und authentischer Interpretation bestehender Gesetze der Zuziehung der Landstände bedarf und daß ihnen das Recht zukommt, Wünsche des Landes vor den Thron zu bringen. In § 21 werden die Rechte des Landes und der Landstände nach dem Receß von 1702, namentlich auf besondere Regierung und Justiz, anerkannt und bestätigt. — Den holsteinischen Ständen wurde der Entwurf einer Verfassung Holsteins vorgelegt, zugleich aber untersagt, die §§ 1—6 desselben, in denen die Gegenstände gemeinsamer Gesetzgebung und Verwaltung für die ganze Monarchie und die der eigenen Gesetzgebung und Verwaltung des Herzogthums bezeichnet und so getrennt waren, daß sogar etwaige Abänderungen der ständischen Mitwirkung nicht bedürfen sollten, in Berathung zu ziehen. Dasselbe betraf Schleswig. Am 15. Febr. 1854 wurde die Spezialverfassung für Schleswig, am 11. Juni 1854 die für Holstein publicirt, obgleich sich die Stände dagegen erklärt hatten. — Dem dänischen Reichstag wurde die Gesammtverfassung wiederholt zur Annahme vorgelegt, die Verfassung vom 26. Juli 1854 genügte ihm nicht, er erlangte die vom 2. Oct. 1855 mit beschließender Gewalt in Finanz- und Gesetzgebungsangelegenheiten mit verstärktem demokratischen Element. Am 16. Oct. wurde alsbald ein Ministerium der gemeinschaftlichen „innern" Angelegenheiten errichtet, ferner der Verfassung gemäß, wurden am 10. Nov. 1855 die schleswigschen Domänen aus den speziellen Angelegenheiten des Herzogthums gestrichen und am 23. Juni 1856 das Gleiche für die Domänen Holsteins verfügt und damit ein sehr bedeutender Theil der Einkünfte der Herzogthümer diesen entzogen und dem Gesammtstaat eine Summe zugewiesen, zu welcher die drei deutschen Herzogthümer (denn die Gesammtverfassung erstreckte sich auch auf Lauenburg) drei Mal so viel als Dänemark beitrugen. Am 19. Mai 1856 genehmigte der Reichsrath den Verkauf zweier schleswigscher Domänen.

Da die deutschen Herzogthümer über die Verfassungsgesetze, soweit sie die Gemeinschaft mit Dänemark angingen, nicht gehört worden waren, ja gehindert wurden, eine Beschwerde zu überreichen, so blieb ihnen nichts übrig, als im gemeinsamen Reichsrath selbst ihre Beschwerden zu erheben. Der Erfolg war nicht zweifelhaft: die deutsche Minorität mußte gegen die dänische Majorität unterliegen. Inzwischen hatte der Uebermuth der Dänen auch sonst in der Verwaltung der Herzogthümer nicht unterlassen, die Bewohner derselben nach Willkür zu mißhandeln, und namentlich im Münzwesen Verwirrung angerichtet, und in Schleswig war aus der versprochenen Gleichberechtigung der Nationalitäten die grausamste Unterdrückung der deutschen geworden.

Da zeigten die deutschen Mächte, daß sie nicht gemeint waren, die Vereinbarungen, die Dänemark mit ihnen getroffen hatte, in allen Stücken mit

Füßen treten zu lassen. Am 1. Juni 1856 richtete Preußen, am 23. Oestreich eine Note an die dänische Regierung, Preußen unter Beifügung einer scharf ausführenden Denkschrift. Sie äußerten sich namentlich dagegen, daß über die Gesammtverfassung die Provinzialstände nicht gehört, daß die Domänen den gemeinschaftlichen Angelegenheiten zugewiesen worden seien und daß (durch eine Verfügung über das Areal des Kronwerks der Festung Rendsburg) in die zwischen dem Bunde und Dänemark streitig gebliebene Berichtigung der Grenzen zwischen Holstein und Schleswig eingegriffen werde. Die preuß. Denkschrift wies mit bündigen Worten nach, daß nicht nur in der königl. Verordnung von 1834 verheißen sei, alle Entwürfe solcher allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in den Personen- und Eigenthumsrechten, in Steuern und öffentlichen Lasten zum Gegenstande haben, der Ständeversammlung für Holstein und Schleswig zur Berathung vorzulegen und namentlich Veränderungen der provinzialständischen Verfassungen nicht eher als nach Anhörung der Stände zu verfügen, sondern daß auch in den Verhandlungen mit den deutschen Mächten ausdrücklich verbürgt worden sei, die Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark nur nach Berathung mit den Provinzialständen Schleswigs und Holsteins und unter Mitwirkung der lauenburg. Ritter- und Landschaft einzuführen; daß ferner in dem Patent von 1852 den Provinzialständen sogar hinsichtlich aller „bisher zu dem Wirkungskreise der berathenden Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten" beschließende Befugniß und Vorlegung eines Gesetzentwurfs über deren Ertheilung zugesichert worden war. Es wurde weiter gezeigt, wie der verfassungsmäßige Weg der Berathung mit den Landständen bei keinem der Verfassungsgesetze eingehalten sei, wie aber diese überhaupt den Provinzialständen jede sichere Basis entzögen und dem Gutfinden der Regierung überließen, jede Angelegenheit zu einer gemeinsamen zu erklären, wie dies in der That durch die Verfassung von 1855 mit den Domänen geschehen sei und wie dadurch die feierlich zugesicherte Selbstständigkeit der Herzogthümer bedroht werde. Nach einer Hindeutung darauf, daß sich die Gesammtverfassung auch vom Standpunkte des monarchischen Prinzips anfechten lassen dürfte, wurde endlich angeregt, daß Dänemark zur Erledigung der Grenzfragen Vorschläge machen möge. Dänemark antwortete am 5. Sptbr.: über den Weg zur Einführung einer Gesammtverfassung habe es in dem Patent vom Jan. 1852 keine Verpflichtungen übernommen (freilich in diesem Patent nicht so deutlich, als in den vorausgegangenen Verhandlungen!), die Rechte der Provinzialstände hätten sich nicht auf die gemeinschaftlichen Angelegenheiten erstreckt, man habe früher nicht alle einzelnen Angelegenheiten bezeichnen können, welche als gemeinsame zu betrachten wären, sondern die Regierung habe sich weniger erhebliche Veränderungen vorbehalten (die Domänenfrage betrifft ein Object von gegen 16. Mill. Thaler!),

die Domanialeinkünfte seien von Alters her in die gemeinschaftliche Casse geflossen, für diese Cassenverwaltung sei es so gut wie unmöglich, die Einnahmen zu trennen, die Zuziehung des Ertrags der Domänen zu den gemeinsamen Einnahmen sei 1852 verfügt worden und um so mehr begründet, als diese „ohne neue Belastung fließende Einnahme für die gemeinschaftlichen Ausgaben nicht zu entbehren und sonst für Holstein auf andere Weise aufzubringen war (bravo!), als der König „ursprünglich" auf die Domänen die nämlichen Ansprüche hatte, wie solche das deutsche Staats- und Fürstenrecht begründe, als auch im Königreiche die Domänen stets den gemeinsamen Finanzen zu Gut oder zu Last gestanden hatten, und als eben damals vom Königreiche der Sundzoll nicht ohne manche Einwendungen und nur unter der bestimmten Voraussetzung der Gemeinschaft der Domänen der gemeinschaftlichen Casse zugewiesen wurde;" der König sei vor der Gesammtverfassung zur freiesten Disposition über die Domänen und Forsten in den Herzogthümern berechtigt und weder bei der Verwaltung noch beim Verkauf an ständische Controle gebunden gewesen u. s. w. Aehnlich wurde am 13. Oct. nach Wien geantwortet. Weder Oestreich noch Preußen konnten sich dabei beruhigen. Sie erwiderten — Graf Buol am 26. Oct., Frhr. v. Manteuffel am 23. Oct. — im Hinblick auf den letzten Punkt, immer auf die Vereinbarungen von 1851 und 1852 verweisend, die Sache sei durch die veränderte Verfassung eine andere geworden, und kündigten an, daß die Höfe von Wien und Berlin, wenn Dänemark nicht mehr thunlich fände, durch Verhandlung mit den Provinzialständen die Initiative einzuschlagen, sich berufen erachten müßten, der Bundesversammlung zur Wahrung des Standpunkts Anlaß zu geben, den sie in dieser Angelegenheit nach Maßgabe der Bundesgesetze und der Zusicherungen der dänischen Regierung einnehme. Neue Ausflüchte seitens des kopenhagener Kabinets in den Erlassen vom 27. Febr. 1857 an die beiden deutschen Höfe! Nach Scheele's Sturz ruht die Sache kurze Zeit. Am 13. Mai 1857 verspricht das neue Ministerium in einer Depesche nach Wien und Berlin die Einberufung der holsteinischen Provinzialstände, um ihnen einen revidirten Entwurf der Verfassung für die besonderen Angelegenheiten Holsteins zur verfassungsmäßigen Behandlung vorzulegen. Oestreich und Preußen nahmen deshalb noch Anstand, die Sache vor den Bundestag zu bringen und notificirten dies dem kopenhagener Kabinet am 20. Mai, wiewol mit dem Bedenken, ob der Versammlung volle Freiheit gewährt werde, ihre Berathungen auch auf diejenigen Angelegenheiten zu erstrecken, die in der Gesammtverfassung als gemeinschaftliche bezeichnet seien. Wie gegründet dies Bedenken war, ging aus den Depeschen hervor, die Dänemark am 24. Juni 1857 an Oestreich und Preußen erließ. Am 6. Juli erwiderten dieselben, daß sie, da der Zusammentritt der Stände nahe bevor-

ſtehe, die weiteren Schritte der däniſchen Regierung abwarten wollten. In der That beſchränkte dieſe die Verhandlungen der Ständeverſammlung zu Itzehoe auf einen Entwurf eines Verfaſſungsgeſetzes für die beſonderen Angelegenheiten Holſteins. Die Stände lehnten die Zuſtimmung ab und vereinigten ſich am 12. Sptbr. zu einem der Regierung zu übergebenden „Bedenken," das klar und gründlich nachwies, wie die Geſammtverfaſſung zur Beeinträchtigung des Herzogthums führte. Die Verſammlung wurde ohne Weiteres geſchloſſen.

Die lauenburgiſchen Stände brachten am 29. Oct. 1857 ihre Beſchwerde an den Bund. Jetzt gaben Oeſtreich und Preußen der Bundesverſammlung von ihren Verhandlungen mit Dänemark zur gemeinſamen Erwägung und Beſchlußnahme Kenntniß. Hannover knüpfte daran, auf Art. 31 der wiener Schlußakte geſtützt, und um etwaige Fortſchritte der däniſchen Regierung zur Unterordnung der deutſchen Herzogthümer zu hindern, den Antrag, die Sache der Herzogthümer ex officio in Berathung zu nehmen und, falls ſich herausſtelle, daß Dänemark ſeinen Verbindlichkeiten gegen den Bund nicht genügt habe, Erfüllung derſelben unter der Androhung zu verlangen, daß die anſtößigen Beſtimmungen und Einrichtungen für unverbindlich erklärt werden würden. Am 5. Novbr. wurde ein Ausſchuß gewählt (Oeſtreich, Preußen, Baiern, Sachſen, Hannover, Würtemberg, Kurheſſen, Stellvertreter Mecklenburg und Baden). Am 19. Novbr. beantragte der Ausſchuß, die Beſchwerde der Ritter- und Landſchaft Lauenburgs zuvörderſt der däniſchen Regierung zu ihrer Aeußerung mitzutheilen. Bis zum 14. Jan. war, angeblich wegen des Umfangs der Widerlegung, keine Aeußerung erfolgt. Der Ausſchuß erſtattete ſein Gutachten, im Weſentlichen nach folgender Richtung:

Die Competenz der Bundesverſammlung, die Verfaſſungszuſtände eines Landes aus eigenem Ermeſſen einer Prüfung zu unterziehen, ſei in der wiener Schlußacte und dem Bundesbeſchluß vom 23. Aug. 1851 begründet. Nach den Verordnungen für die Provinzialſtände von Holſtein und Schleswig vom 28. Mai 1831 und 15. Mai 1834 dürfe eine Abänderung in den zur Regulirung der ſtändiſchen Verhältniſſe erlaſſenen beſonderen Geſetzen nur nach vorgängiger Berathung mit den Ständen getroffen werden und der Wirkungskreis der Stände umfaſſe das Recht der Berathung über die Entwürfe allgemeiner Geſetze, welche Veränderungen in Perſonen- und Eigenthumsrechten, in den Steuern und öffentlichen Laſten zum Gegenſtande haben, ferner das Recht der Antragſtellung bezüglich dieſer Gegenſtände, der Bitte und Beſchwerde in Beziehung auf das ſpezielle Wohl und Intereſſe des Herzogthums, endlich das Recht der Beſchlußfaſſung in Communalangelegenheiten, die Repartition nicht bereits geſetzlich regulirter Anlagen über die contribuirenden Diſtricte und die Beſtimmung der Vertheilung. Die Verordnung vom 11. Juni 1854

normire den Wirkungskreis der Provinzialstädte ganz anders, indem sie u. A. namentlich die Gegenstände der „gemeinsamen" Gesetzgebung denselben entziehe. Die Bekanntmachung vom 23. Juni 1856 ändere wieder diese Bestimmungen ab, indem sie u. A. die den Provinzialständen zugewiesenen Domänenangelegenheiten dem Reichsrath überweise, — obwol die Regierung selbst kurz vorher gegen die holsteinischen Stände ausgesprochen habe: „Nach der Allerh. Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 und dem damit übereinstimmenden §. 3 der Verordnung vom 11. Juni 1854 gehört die Verwaltung der Domänen und Forsten im Herzogthum Holstein zu dem amtlichen Wirkungskreise des Ministeriums für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg und bildet deshalb eine besondere Angelegenheit." — Selbst nach dem Gesetz von 1854 sei diese Abänderung nicht ohne Zustimmung der Stände zulässig gewesen; dürfte die Regierung diesen Wirkungskreis überhaupt beliebig ändern, so würde der ständischen Wirksamkeit jeder gesetzliche Boden entzogen sein. Die durchgreifendsten Verfassungsänderungen enthalte die Gesammtverfassung von 1855, indem sie, während nach den Gesetzen von 1831 neben dem unbeschränkt regierenden König-Herzog die Landstände das einzige Organ der Gesetzgebung waren und ihre Wirksamkeit sich auf alle oben bezeichneten allgemeinen Gesetze bezog, die gesetzgebende Gewalt dem König und dem Reichsrathe gemeinschaftlich beilege, dem Reichsrathe ausschließlich die Mitwirkung bei den „gemeinschaftlichen" Gegenständen der Monarchie und das Recht der Anträge und Beschwerden in denselben überweise, auch ein Reichsgericht constituire und dadurch die nach dem Ges. von 1854 den Provinzialständen zukommenden Gerechtsame beeinträchtige. Da somit diese Gesetze den Wirkungskreis der Provinzialstände abänderten und ihnen Gegenstände ihrer Mitwirkung entzögen, den Provinzialständen aber, beziehentlich das Gesetz von 1854 in Betreff der §§ 1 bis 6, nicht zur Berathung vorgelegt worden seien, so seien sie nicht verfassungsmäßig zu Stande gekommen und verstießen gegen Art. 56 der wiener Schlußacte. — Auch nach der Verfassung von Lauenburg sei die Zuziehung der Provinzialstände bei dem Erlaß neuer und der Abänderung bestehender allgemeiner Gesetze erforderlich gewesen. Es sei denselben der Entwurf eines Verfassungsgesetzes für Lauenburg vorgelegt und das Gesetz am 20. Novbr. 1853 im Wesentlichen nach ihren Anträgen publicirt worden. Darin seien nicht nur die althergebrachten Rechte des Landes und der Landstände bestätigt, sondern auch ausdrücklich die Ausschreibung neuer Steuern und Veränderungen im Steuerwesen überhaupt, der Erlaß neuer und die Abänderung bestehender Gesetze als Gegenstände der landständischen Zustimmung anerkannt. Die Gesammtverfassung ändere diesen Wirkungskreis nicht minder als den der holsteinischen Stände, ohne daß die Stände Lauenburgs darüber gefragt wor-

den seien. Der Vorbehalt der Regierung im Eingange des Gesetzes von 1853 sei den Provinzialständen nicht mit vorgelegt worden. — Die Forderung, daß eine gemeinschaftliche Verfassung nur auf gesetz- und verfassungsmäßigem Wege eingeführt werde, sei aber nicht nur im Bundesrecht, sondern auch in den Verhandlungen mit den den Bund vertretenden Höfen von Wien und Berlin in den Jahren 1851 und 1852 und in den Erklärungen Oestreichs, Preußens und Dänemarks in der Sitzung vom 29. Juli 1852 begründet. — Dem damaligen Abkommen entspreche ferner die Stellung nicht, welche die deutschen Herzogthümer nach der Gesammtverfassung in der Monarchie einnähmen und welche dieselben dem dänischen Landestheil unterordne. — Das Verfassungsgesetz von 1855 widerstreite auch dem Bundesrecht, namentlich dem monarchischen Prinzip, insofern es den Regierungsantritt des Thronfolgers von dem vorausgegangenen Eid auf die Verfassung abhängig mache, um so mehr, weil der inzwischen die Regierung führende geheime Staatsrath zum größten Theile aus den Ministern für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten bestehe, und ferner insofern, als die Aushebung von Mannschaft für das Heer der Zustimmung des Reichsraths bedürfe und dies wenigstens nach dem Wortlaut auch das Bundescontingent treffe. — Der Grenzregulirung halber habe sich Dänemark zu Fortsetzung der Verhandlungen bereit erklärt und seien deshalb nun Commissarien zu ernennen.

Der Beschluß, den der Ausschuß hiernach beantragte, lautete im Wesentlichen: 1) der dänischen Regierung kund zu geben, daß die B.-V. a) im Hinblick auf die Bestimmung des Art. 56 der wiener Schlußacte die Verordnung vom 11. Juli 1854, insoweit Bestimmungen derselben der Berathung der Provinzialstände des Herzogthums Holstein nicht unterbreitet worden seien, die Bekanntmachung vom 23. Juni 1856 und das Verfassungsgesetz für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten vom 2. Oct. 1855, insoweit dieses auf die Herzogthümer Holstein und Lauenburg Anwendung finden solle, als in verfassungsmäßiger Wirksamkeit bestehend nicht anerkennen könne und b) in den behufs der Neugestaltung der Verfassungsverhältnisse der Herzogthümer Holstein und Lauenburg und der Ordnung ihrer Beziehungen zu den übrigen Theilen der dänischen Monarchie und ihrer Gesammtheit erlassenen Gesetzen ꝛc. die allseitige Beachtung der in den Jahren 1851 und 1852, namentlich durch das Patent vom 28. Jan. 1852, in Bezug auf Abänderung der Verfassungen der genannten Herzogthümer, wie auf die denselben einzuräumende gleichberechtigte und selbstständige Stellung gegebenen bindenden ꝛc. Zusicherungen vermisse, c) auch das Verfassungsgesetz von 1855 nicht durchweg mit den Grundsätzen des Bundesrechts vereinbar erachte; 2) demzufolge an die dänische Regierung das Ersuchen zu stellen: a) in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg einen den Bundesgrundgesetzen und den ertheilten Zusicherun-

gen entſprechenden, insbeſondere die Selbſtſtändigkeit der beſonderen Verfaſſungen und der Verwaltung der Herzogthümer ſichernden und deren gleichberechtigte Stellung wahrenden Zuſtand herbeizuführen und b) der B.-V. über die getroffenen oder beabſichtigten Anordnungen Mittheilung zu machen.

Der däniſche Geſandte beſchränkte ſich auf eine Verwahrung der Rechte des Königs gegen einſeitige Auslegung der Staatsverträge, nahm allgemein Bezug auf die Vereinbarungen und den Bundesbeſchluß von 1852 und ſprach übrigens unter Vorbehalt des „Weiteren" die Bereitwilligkeit ſeiner Regierung aus, der Angelegenheit eine unparteiiſche Prüfung zu widmen.

(Schluß im nächſten Heft.)

Ungedruckte Briefe Gneiſenaus.

12.

Berlin den 30. März 1820.

Mein lieber Herr Doktor!

Zuvörderſt, mein lieber Benzenberg, beginne ich damit, Ihre Gutmüthigkeit zu lobpreiſen, was auch die Welt, die Ihnen nicht Ihre Gelehrſamkeit und Ihren ſcharfen durchdringenden Verſtand, wol aber jene Tugend gern abſprechen möchte, gegen meine Behauptung ſagen möge. Obngeachtet meines ſo langen Stillſchweigens haben Sie dennoch fortgefahren, meiner eingedenk zu ſein und mich durch Ihre ſo ſehr gewichtigen Briefe zu erfreuen.

Nach dieſer Selbſtanklage ſei es mir aber geſtattet, auch meine Entſchuldigung darzulegen. Es iſt bei mir durch die Entwicklung meiner Verhältniſſe Regel geworden, die Beantwortung derjenigen Briefe, welche vornehme, reiche, berühmte oder glückliche Leute an mich richten, ſaumſelig zu beantworten, pünktlicher aber diejenigen, die von eigentlichen Bittſtellern oder Hilfsbedürftigen herrühren: dieſer iſt nun eine größere Zahl als jener, und obgleich ich den wenigſten helfen kann, ſo will ich ihnen doch den Troſt einer Antwort gönnen. Die meiſten dieſer Antwortſchreiben ſind einer Natur, daß ich ſie wol eigenhändig anfertigen muß. Sie ſehen hieraus, daß, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen pünktlicher antworten ſoll, Sie eilen müſſen, unglücklich zu werden.

Zu dieſer eben geſchilderten Beſchäftigung kommt, außer meinen eigenen Dienſtverrichtungen für den Staatsrath, das heut zu Tage unabweisliche Zeitungsleſen, das Studium meiner eigentlichen Berufsliteratur, die meiner Geſundheit ſchuldige Bewegung zu Pferde und zu Fuße und endlich die zeitraubenden ſocialen Quäle'eien in Beſuchen und Gegenbeſuchen, Mahlzeiten und Thees. Somit iſt der Tag dahingeflohen, ohne daß man ſich die Erheiterung eines freundſchaftlichen Briefwechſels hätte verſchaffen können. Endlich kommt (wie bei Friedensſchlüſſen und zwar der wichtigſte) ein geheimer Artikel zu meiner Entſchuldigung, nämlich, daß ich meine Briefe weder mit ſo viel Geiſt, noch mit ſo gediegenem Stoff auszuſtatten weiß, wie Sie. Da befinde ich mich denn vor Ihnen, wie wir weiland in Paris vor der Vendomeſäule, erſtaunend, wie Görres ſagt, ob unſerm eigenen Unternehmen.

Sind Ihnen indeß meine Buchſtaben fern, ſo iſt dennoch Ihnen mein Geiſt ſtets nah und ich erfreue mich an Ihren Aufſätzen und Schriften. Ihre adminiſtrativen Anſichten haben das Gepräge der höchſten Klarheit, und Ihre conſtitutionellen das der Mäßigung. Darum ſind Ihnen auch die Jakobiner ſo feindſelig geſinnt.

Irre reden iſt heutzutage an der Tagesordnung und zwar bei beiden einander feindſeligen Parteien. Da thut eine Stimme des klaren praktiſchen Verſtandes ſo ſehr wohl und es iſt erfreulich, ſolche Worte zu vernehmen, als die Ihrigen in der Staatszeitung.

Aber die Begebenheiten entwickeln ſich mit geſteigerter Schnelle. Was jenſeits der Pyrenäen jetzt vorfiel, kann vielleicht ſehr weitgreifende Folgen haben. Ich halte leider die Sache des Königthums in Spanien für verloren, wenn nicht die neuen Cortes ein ſeltener Geiſt politiſcher Weisheit beſeelt. Die Begebenheiten dorten ſind dermaßen unglücklich geſtellt, daß man zwar das Königthum, aber nicht den König beklagen kann. Er begann in der Geſchichte aufzutreten als Aufrührer gegen ſeinen Vater und König, und endigt als ein feiger Tyrann, der den Muth verliert, als der Sturm zu brauſen beginnt.

Die Frage iſt nun, ob das Beiſpiel der ſpaniſchen Truppen nicht anſteckend auf die in Frankreich wirken werde, da die franzöſiſche Armee in revolutionärem Sinn durch St. Cyr organiſirt iſt. Es herrſcht dort die Meinung, daß der König nur auf ſeine Garden ſich verlaſſen könne.

In einer Proklamation an die Spanier ſagte einſt Bonaparte: „So wie der bourboniſche Zweig in Spanien nicht alle ſeine Kräfte aufbot, um den Zweig in Frankreich auf ſeinem Thron zu erhalten, ſo mußte er ſich gefaßt halten, von dem ſeinigen zu ſeiner Zeit ebenfalls herabzuſteigen.“ Liegt hierin nicht eine große Wahrheit? Was ſoll nun Ludwig der Achtzehnte thun? Soll er Ferdinand den Siebenten unterſtützen? Mit welchen Truppen? Welche Wir-

kung wird dies haben? in Spanien? in Frankreich? Das sind wol, mein lieber Benzenberg, Fragen, vor denen selbst Ihre Dialektik bedenklich verweilen wird und die keine Ihrer Gleichungen aufzulösen vermag.

Durch frühere fehlerhafte Schritte kann wol ein König in Lagen kommen, wo es ihm dann unmöglich wird keine Fehler zu begehen. „Sei glücklich" rief das römische Volk seinen Imperatoren zu, und wol mit Recht, denn zum Regieren gehört nicht weniger Glück, als zum Krieg führen. Wenn ehedem die Leute vor unseren damaligen Ministern sich ehrerbietig verbeugten, da glaubten sie erhabene Geister vor sich zu haben. Aber die einfache Staatsmaschine war einmal im Gange, die Räder durften nur geölt werden; heutzutage ist es anders, da sollen die Minister alles wissen, alles kennen, alles neu schaffen und jedermann dabei zufrieden stellen, überdies alle christlichen Tugenden besitzen, und noch obendrein, wie Sie verlangen, einen Antheil an Gottlosigkeit.

Sie machen uns Hoffnung, Sie hier zu sehen. Wenn Sie sich wieder einmal entschließen könnten, mich in Schlesien zu besuchen, so wäre ich jetzt besser im Stande, Sie aufzunehmen. Die Nähe von Hirschberg, Schmiedeberg und Warmbrunn und die Chaussee führen mir jetzt mehr Gäste zu, als damals in schlechter Jahreszeit und bei den abscheulichen Kaufunger Wegen der Fall war. Zudem haben Sie die Sudeten noch nicht gesehen, obgleich Sie mitten darinnen sich befanden. Also Freund Rübezal und sein Nachbar laden Sie ein.

Der Himmel erhalte Sie in Gesundheit und Heiterkeit.

Ihr treuergebener Freund und Dr.
v. Gneisenau.

13.

Berlin den 6. Juli 1820.

Mein verehrter Herr Professor!

Sie haben die Probebogen Ihres Werkes über Constitutionen von mir zurückverlangt und ich gehorche Ihrem Willen, indem ich es Ihnen hiermit übersende, obgleich ich mich ungern davon trenne, der Erinnerung an unsern Aufenthalt in Carlsbad und Töplitz wegen. Auch hätte ich solches Ihnen, wenn Sie es nun einmal wieder verlangen, gern persönlich überreicht, aber leider hat es Ihnen nicht gefallen, Ihre desfallsige Verheißung zu erfüllen. Es ist aber wirklich hier nicht so schlimm, als man es im Ausland sich vorstellt. Hier und da ein unzufriedener Professor oder sonst einer der Unbeschäftigten.

Was uns mehr drückt, ist der niedere Preis des Getreides, der nachtheilig auf die Städte zurückwirkt, durch Mangel an Absatz. Wagen- und Meubelmagazine sind hier angefüllt und keine Käufer dazu. Dabei ist kein Absatz unserer Leinenwaaren, unseres Holzes, unseres Eisens, unserer Wolltücher. Die ehe-

mals hierfür zuströmenden Summen bleiben aus und der Geldmangel macht sich sehr fühlbar. Auf diese Weise geht der größere Theil des güterbesitzenden Adels langsam zu Grunde; gleichsam an der Schwindsucht. Der Schlendrian des Getreidebaues geht dabei aus Gewohnheit und Mangel an Nachdenken fort, und viele in den hinteren Gegenden der Monarchie wissen es nicht einmal, daß sie bei dem Getreidebau noch zusetzen, denn der Ertrag der andern Gutsadministrationszweige verbirgt das Deficit des Ackerbaues, weil diesem in den Rechnungen kein eignes Folium gegeben ist. Zum Theil machen auch die Bauerdienste und Frohnen allein noch den Ackerbau möglich, zum Schaden derer, die mit eignen oder gemietheten Kräften solchen treiben. Aber welche Verschwendung von Kräften?

Wenn Ihr Satz: daß in der Monarchie jährlich 154 Millionen Scheffel Getreide zur Mühle kommen, richtig ist, so möchte ich einen ganz neuen Finanzplan darauf zu gründen in Vorschlag bringen, der alle Vortheile des physiokratischen Systems und keinen seiner Nachtheile hätte, nämlich durch eine allgemeine Mahlsteuer, die uns ein ganzes Heer von anderen Abgaben ersparen könnte. Der jetzige niedrige Getreidepreis wäre einer solchen Reform wol günstig. Die Auflage, die auf einen Scheffel gelegt werden könnte, würde für den Verzehrer nimmermehr von Bedeutung sein können, wol aber für den Staat. Es ist wol mein Wunsch, daß Sie mir Ihre Gedanken darüber mittheilen, aber nach Schlesien hin, wohin ich morgen abgehen werde.

Gott erhalte Sie gesund und heiter zur Freude Ihrer Freunde, zum Aerger der wüthenden Jakobiner, zur Belehrung der jetzigen deutschen Generation. Sein auch Sie meiner in Freundschaft eingedenk, als Ihrem

treu ergebenen Freunde
v. Gneisenau.

14.

Erdmannsdorf den 6. Sept. 1820.

Mein lieber Herr Professor!

Es thut mir sehr leid, daß Sie so spät erst in Berlin haben eintreffen können und ich so zeitig habe von da abreisen müssen, wodurch wir uns beide verfehlt haben. An Stoff zur Unterhaltung würde es uns nicht gemangelt haben.

Bevor ich von Berlin abreiste, habe ich Ihnen, wie Sie begehrt, die Aushängebogen Ihres Constitutionsbüchleins wieder zurückgesandt, obgleich ich mich ungern davon trennte. Aus Ihrem letzten Schreiben geht nicht hervor, daß Sie meinen Brief bereits hätten erhalten gehabt. Ich erwähne desselben meines Gewissens wegen.

Ueber eine Stelle Ihres vorletzten Briefes grüble ich stets nach, ohne Grund fassen zu können. Sie sagen nämlich: „analogisch von einigen Krei-

ſen unſeres Rheinlandes zu ſchließen, ſei es wahrſcheinlich, daß in unſerer Geſammtmonarchie des Jahres 154 Millionen Getreide zur Mühle kommen, um entweder gemahlen oder geſchrotet zu werden." — Wäre dies der Fall ſo wäre ja das Mittel gefunden, um allen unſeren Finanzverlegenheiten abzuhelfen und der Klaſſenſteuer ſammt noch mehreren unbeliebten Abgaben entbehren zu können., Vier Groſchen Mahlſteuer auf den Scheffel würde ganz andere Einnahmen abwerfen, als die mühſam zuſammengeſuchte Klaſſenſteuer und würde bei den jetzigen Getreidepreiſen kaum fühlbar ſein; ſelbſt bei den höchſten Preiſen nur etwa $^1/_{10}$ des Werthes des Scheffels betragen. Mit einer ſolchen Abgabe wäre überdies der Zweck der phyſiokratiſchen Oekonomiſten erreicht, nämlich inſoweit, als dies vernunftgemäß geſchehen kann, die Abgaben auf den Boden allein, oder was Eines iſt, auf deſſen Erzeugniſſe zu legen. Dadurch daß das Getreide, welches im Lande verzehrt wird, allein beſteuert wird, vermeidet man, daß deſſen Preis auf den auswärtigen Märkten geſteigert würde, wodurch wir mit dem fremden Getreide nicht Preis halten könnten. Mit einer ſolchen Mahlſteuer könnte eine zweckmäßige Mühlenordnung verbunden werden, wodurch das Publikum einer andern Steuer los würde, nämlich derjenigen, die der Müller, außer ſeiner ihm zugebilligten Mahlmezze erhebt. Ich habe Sie gebeten, über dieſen Gegenſtand Nachforſchungen anzuſtellen und wofern Ihre erſtere Behauptung 154 Millionen Scheffel begründet werden kann, ſo erſcheint mir der Gegenſtand als höchſt wichtig und ich bin der Meinung, daß dann darauf eine Vereinfachung und feſte Begründung unſerer Finanzen herbeigeführt werden könne.

Fügt man hierzu eine Einkommenſteuer, welche Abgabe, die Reichen mögen dagegen ſagen was ſie wollen, denn doch die gerechteſte unter allen iſt, ſo iſt durch dieſe beiden Abgaben ungefähr die Hälfte unſerer Ausgaben gedeckt. Zölle, Verbrauchſteuern und dieſe zwar geſteigert je nach der ſteigenden Bevölkerung der Städte, Salzſteuer ꝛc. und dann die Grundſteuer würden mehr als hinreichen, um die andere Hälfte zu decken und obenein einen Tilgungsfond anzulegen, der die Staatsſchuld, ſoweit als möglich ſein möchte, bald herunter bringen würde.

Während ich, mein verehrter Herr Profeſſor, hier in meiner Weisheit das Finanzſyſtem des Staates erwäge, vernachläſſige ich mein eigenes. So verkehrt ſind die Menſchen. Die Einrichtungen der Staaten wollen ſie ordnen, die Freiheit verkündigen, während ſie in ihrem eigenen Haus Tyrannen oder Sklaven ſind. Daß ich den Verfaſſer des Conſtitutionsbüchleins hiervon ausnehme, verſteht ſich, denn dieſer verfährt mit weiſer Mäßigung und gelangt bald zu klarer Erkenntniß der Uebertreibungen. Darum wird er aber auch von den unverſtändigen oder eigenſüchtigen Umwälzern ſcheel angeſehen.

Ueber Ihren geiſtreichen Brief habe ich mich übrigens erfreut; auch leſe

ich jetzt mit Liebe alle Artikel, die Sie für das Conversationslexikon geschrieben haben. Möchten doch die Hauptschriftsteller Deutschlands mit eben solcher Klarheit und Gedrängtheit schreiben, so würden bald die gemeinnützigsten Kenntnisse als Courant umher laufen in den Händen aller und nicht wie Wechselbriefe in den Händen weniger.

Sie wollten in zwei Monaten bereits wieder zurückkehren, ich erwarte aber, daß man Sie zurückhalten werde; ein solcher Mann, wie Sie, gehört in den Mittelpunkt der Monarchie und nicht an das andere Ende des Halbmessers.

Wenn Sie die 40 Meilen Entfernung nicht scheuen, so sein Sie hiermit hierher eingeladen. Meine jetzige Niederlassung ist besser als die im Jahr 1816 und unser Gebirge kennen Sie noch nicht: der Herbst ist da gewöhnlich sehr schön. Zum ruhigen Arbeiten ist hier auch Alles mehr geignet, als in Ihrem unruhigen Gasthof. Lassen Sie sich daher erbitten. Mit hochachtungsvoller Ergebenheit Ihr

tr. Freund und Diener
v. Gneisenau.

15.

Berlin den 8. May 1823.

Mein verehrter Herr Professor!

Es sind bereits über drei Monate, daß ich Ihren letzten Brief unbeantwortet gelassen; am Ende muß aber doch das Stillschweigen gebrochen werden.

Golden sind die Worte Ihres Briefes und mit goldenen Buchstaben sollte er gedruckt werden, zur Lehre und Warnung für diejenigen, die über Kopf und Hals sich gerne in die Abwege der Demokratie stürzen möchten. Es ist ein Glück, daß die Demokratie sich nicht auf ihren eigenen Vortheil versteht, wie Sie mit tiefer politischer Weisheit sagen, in ihrem leidenschaftlichen Eifer ihre verderblichen Pläne verlautbart und dadurch die Regierung scheu gemacht hat. Hätte sich die Demokratie mit Weltklugheit betragen, wir wären wahrlich schon in den Strudel hinabgezogen. Eine verständige Verfassung wird nun wol noch einige Zeit verzögert werden, allein um diesen Preis erkaufen wir eine solche nicht zu theuer. Sie sind ein guter Pilot, um zwischen Klippen hindurch zu steuern, denn Sie haben bereits im Jahr 1816 warnende Worte gesprochen, wo der politischen Weisheit noch nicht viel vorhanden war.

Der Tod des Staatskanzlers ist ein wahrer Verlust, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß er die letzten Jahre das Steuer nicht mehr mit gewohnter fester Hand führte, und ihm das Regieren auch etwas schwer gemacht worden war, selbst durch seine Freunde jenseits des Rheins! Diesen Verlust will man

indeſſen hier nicht als einen ſolchen betrachten und vielleicht iſt der König der einzige, der ihn anerkennt. Er hat ausdrücklich dem Miniſter v. Voß erklärt: „er wolle nicht, daß an der Hardenberg'ſchen Verwaltung etwas geändert werden ſolle, denn wenn man auch ſeine Einrichtungen als neue bezeichne, ſo ſeien ſie nun auch ſchon alt geworden.“ Auch hat der König in ſeinen Aeußerungen über den Staatskanzler ſtets in lobenden Ausdrücken geſprochen.

Bei dem Entſchluß zu einem Kriege Frankreichs gegen Spanien iſt beſchloſſen worden, nachdem man ſich in Beſitz dieſer Länder geſetzt haben würde die alten Cortes zuſammen zu berufen und eine Conſtitution zu berathſchlagen, ſomit den König Ferdinand nicht wieder in den vollen Beſitz ſeiner mißbrauchten Gewalt zu ſetzen. Dies iſt mit Genehmigung der verbündeten Mächte geſchehen, folglich wirkt hier Oeſtreich abermals wie früher bei dem Königreich der Niederlande, mit, Conſtitutionen einzuführen, die es ſo ſehr verabſcheut. So ſtark wirken die Meinungen, von denen die verſchiedenen Zeitalter beherrſcht ſind.

Der Kaiſer von Rußland dankt einen Theil ſeiner Armee ab, weil die Finanzen ſeiner Reiche nicht hinreichen, ſolche in zeitheriger Größe ferner zu erhalten. Die Finanznoth muß ſehr dringend ſein, die dieſen Monarchen zu einem ſolchen Entſchluß vermag, in einem Augenblick, wo der Friede mit der Pforte noch nicht befeſtigt und Spanien noch nicht beruhigt iſt und die Liberalen in Frankreich ſo ſehr thätig ſich beweiſen!

Es war wol ein bitterer Verluſt, den ich erlitten. Die junge Frau hatte ſich in der Stille ihrer Häuslichkeit zu einer ſo hohen moraliſchen Würde ausgebildet, daß ich meine innige Freude an ihr hatte; ſie war von allen, die ſie kannten, hochgeachtet und auf einmal ward ſie ihren Kindern entriſſen. Seitdem iſt mir das Leben dunkel verhangen und ich ſehne mich nach Einſamkeit fern von dem Treiben der Welt.

Herr v. Vincke, der dieſen Brief mitnimmt, wird Ihnen mehr von unſeren conſtitutionellen Einrichtungen ſagen können, als ich vermag. Man hegt gute Erwartungen davon, freilich nicht im Sinne des Radikalismus.

Meine treuen Wünſche umgeben Sie und auch Sie wollen meiner in Wohlwollen eingedenk verbleiben als Ihrem

ergebenen Freund und Diener
v. Gneiſenau.

16.

Berlin den 3. May 1824.

Mein lieber Benzenberg!

Seien Sie nicht ungehalten auf meine lange Verzögerung dieſer Beantwortung Ihres ſo höchſt anziehenden Schreibens. Ich habe es mit zwiefach

hohem Intereſſe geleſen, einmal wegen Ihrer Gemüthsruhe bei Ihrer harten Verwundung, und dann wegen der einzig richtigen Art, womit Sie das wichtigſte aller artilleriſtiſchen Probleme erfaßt haben. Nur auf dieſem von Ihnen eingeſchlagenen Weg kann man zu einer klaren Theorie eines wichtigen Theiles des Geſchützweſens gelangen. Aber machen Sie ſich auf einen heftigen Widerſpruch von Seiten der Artilleriſten gefaßt, namentlich der unſrigen, denn die engländiſchen gehen leicht auf eine Theorie ein, und die franzöſiſchen haben ſich bei Dupins Belehrungen über die Vorzüge der engländiſchen Artillerie gegen die ihrige, wunderbar ruhig betragen. Sie, mein lieber Benzenberg, lieben übrigens den Widerſpruch, da er Ihnen Gelegenheit gibt, die Ueberlegenheit Ihrer Dialektik zu zeigen.

Mit dem General von Clauſewitz habe ich über die Gegenſtände Ihrer Briefe verhandelt. Was wir dabei zu bemerken hätten, iſt etwa folgendes: (was folgt iſt ein gedrängter Auszug:)

1) Es iſt nötbig durch Verſuche zu ermitteln, wo die Grenze liegt, zwiſchen Vermehrung der Ladung und der Länge des Rohrs: und dem Widerſtand der Luft, der ſolche unnütz macht.
2) Da man mit ſchweren Geſchützen weiter ſchießt, als mit leichten, ſo ſind die Einrichtungen zu ſuchen, womit man leichtere Geſchütze und Geſchoſſe dahin bringen könnte, ebenſo weit zu ſchießen als jene größeren.
3) Geſchmiedete Geſchütze ſind die beſten, da man ſie aber nicht ſo groß ſchmieden kann, als wie metallene, ſo muß man das vorhergehende (No. 2) zu erreichen ſuchen.
4) Bleierne Kugeln ſind beſſer als eiſerne, aber nur in einem gezogenen Lauf; in einem glatten Rohr ſchlagen ſie ſich platt. Darum hat man ſtatt der bleiernen Kartätſchenkugeln eiſerne eingeführt.
5) Nothwendig ſind praktiſche Verſuche, um die Anſtrengung kennen zu lernen, ſo wie die Zeit, um ein gezogenes Kanonenrohr mit einer bleiernen Kugel zu laden.
6) Mißlichkeit der Verminderung des Gewichts der Geſchütze wegen Verminderung der Schußweite. Ein befeſtigter Lauf iſt eigentlich ein ſehr ſchweres Geſchütz.
7) Alles kommt darauf an, den Streuungskegel zu ermitteln; dieſer wird wieder bei ſehr vervollkommten Geſchützen und Geſchoſſen immer noch ſehr groß ſein. Schwierigkeit: die Entfernung und Elevation zu ſchätzen, die man zu nehmen hat; die Hauptwirkung der Artillerie beim Schießen mit Kugeln iſt in den beſſern Aufſchlägen zu ſuchen, nicht in dem directeren Einſchlagen der Kugel.
8) Es ſcheint uns nicht, daß eine einpfündige Kugel ſo viel Schaden an-

richtet als eine sechspfündige, z. B. beim Demontiren der Geschütze beim Ricochetiren; selbst wegen des geringen Durchmessers bei der Bedienung der Geschütze.

General Clausewitz sagt bei Gelegenheit dessen, was Sie über den General v. Scharnhorst urtheilten, daß dieser allerdings das ballistische System nicht gekannt habe und nicht tief darin eingegangen sei und Tempelhof nicht selbst studirt habe; es habe ihm auch dazu an Uebung in der höheren Mathematik gefehlt; er habe aber eine ungemeine historische Kenntniß alles dessen, was in der Artillerie gethan worden war, besessen, und dabei von der Physik und Chemie die neueren richtigen Ansichten gehabt, und vielleicht besser als irgend einer gewußt, worauf es nach dem damaligen Stand der Kunst noch ankomme. Sein ungemein praktischer Sinn und seine große Kriegserfahrung (groß war sie, obgleich er nur 5 Feldzüge gemacht hatte, wegen des immer wachsamen Beobachtungsgeistes) entfernten ihn von einseitiger Ausbildung eines Gedankens, und sein Denken zeichnete sich hier wie in anderen Stücken dadurch aus, daß er neben dem Zergliedern noch viel besser das Umfassen verstand.

Von Ihnen, mein lieber Benzenberg, sagte der genannte General: Da der Pr. B. einen ausgezeichneten Untersuchungsgeist hat und stark in der Mathematik wie in den Naturwissenschaften ist, stark genug, um von allen Vorurtheilen und üblich gewordenen Theorien loszulassen und sich mit Freiheit zu bewegen; da er die überaus schätzbare Tendenz hat, dem gesunden Menschenverstand überall zu seinem Recht verhelfen zu wollen und bei einfachen Gegenständen wo dieser hinreicht den unnöthigen Ideenapparat der Wissenschaft wegzulassen, so kann man sich nur freuen, daß er seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gerichtet hat, der den Krieg so nahe angeht und zu Entdeckungen führen kann, die unserem Kriegsstaat Nutzen und Ehre bringen. Ich (General Clausewitz) bedauere nur, daß ich wenigstens bei uns keinen Mann kenne, der wie Scharnhorst ihm dabei mit seiner Umsicht und Erfahrung nützlich werden könnte; lebte dieser noch, er würde eine große Freude daran haben und Benzenberg würde ihn gewiß nicht ohne Vergnügen über den Gegenstand sprechen hören. — Dieses Urtheil unterschreibe ich. Was werden Ihre bitteren Gegner sagen zu dem Umschwung in der europäischen Politik; sie, die Ihre constitutionellen Ideen alle der Freiheit feindselig erklärten; denen zwei Kammern nicht genug thaten, welche doch sogar die nordamerikanische Republik (die am meisten demokratische, die je war) selbst in ihren Provinzialverfassungen beibehalten hat; sie, die nur Eine Kammer wollten, und nicht bedachten, daß eine solche Verfassungsform jeden größeren Staat unabweislich in Revolutionen stürzen müsse? Aber diese Männer sind zu ungemessen in ihren Forderungen gewesen, und haben nicht berechnet, daß früher oder später

die Regierungen auf ihre Gefahr aufmerksam werden und begreifen müssen, daß jede Regierung eine Hauptpflicht zu erfüllen habe, in des Volkes Interesse ebensowol, als in ihrem eigenen, nämlich die, im Besitz des Regimentes zu bleiben und sich nicht daraus vertreiben zu lassen, weder durch offene Gewalt, noch durch Scheingründe. Die Begebenheiten in Spanien, Neapel, Piemont und Portugal haben darüber besser belehrt, als alle Theorien.

Geben Sie mir bald wieder ein Zeichen des Lebens von sich. Mit lang gewohnter treuer Ergebenheit

Ihr aufrichtiger Freund und Diener
v. Gneisenau.

17.

Erdmannsdorf den 4. Nov. 1824.

Mein hochgeehrter Herr Doktor!

Ihrer Schreiben, enthaltend Ihre Versuche über die Bahn der Projektilen habe ich einmal gegen den Prinzen August erwähnt und da er den Wunsch äußerte, solche näher kennen zu lernen, so habe ich ihm solche mitgetheilt. Dies hat zur Folge gehabt, daß er Ihren Aufsatz seiner Artillerie-Prüfungscommission übergeben hat, um darüber zu urtheilen. Das von der genannten Commission erstattete Gutachten liegt meinem Briefe hierbei. Sie mögen nun sehen, wie Sie die Beisitzer derselben von ihrer Ueberzeugung zu der Ihrigen bekehren mögen, wenn anders es Ihre ernstliche Absicht ist, eine Revolution zu machen — — in der Artillerie.

Ich wünsche und hoffe, daß Sie sich wohl befinden. Bei einem Körper wie der Ihrige und bei einer so regelmäßigen Lebensart als Sie sich zum Gesetz gemacht haben, ist dies wol nicht anders möglich und da können nur gewaltsame Störungen, wie die des letzteren Frühjahres, ein Krankenlager veranlassen.

Ueber die geheimen Verbindungen zum Umsturz der Regierungen in Deutschland sind Sie wol mit mir verwundert gewesen. Ich habe lange deren Dasein bestritten, namentlich gegen den Staatskanzler, aber der Glaube daran ist mir endlich durch die That aufgezwungen worden. An der revolutionären Gesinnung habe ich nie gezweifelt, wol aber an einem formalen Bund zu solchen Zwecken. Durch solches Getreibe mußten endlich die Regierungen aufmerksam werden und da eine jede derselben denn doch vernünftiger Weise das Gesetz, sich selbst aufrecht zu erhalten, zur ersten Pflicht sich machen muß, so kann man es ihnen nicht verdenken, wenn sie gründlich hinter das Geheimniß zu kommen suchen und sich der Führer bemächtigen. Die Güte des Königs ist hierbei überschwenglich und viele schwer Beschuldigte und Ueberwiesene sind ihrer Haft ohne Weiteres entlassen worden. Einige

ſchuldige Häupter werden wol darin verbleiben, aber wahrſcheinlich wird keines fallen.

Seit July befinde ich mich hier auf meinem Landſitz, wo es ſich im Ganzen angenehm lebt, aber oft doch tumultuariſcher, als wie es meinen Neigungen zuſagt. Beſonders zieht mir die Nähe von Warmbrunn zur Badezeit viele langweilige Beſuchende zu, denen man nicht entgehen kann. Zur Eröffnung der Staatsraths-Sitzungen werde ich wieder in Berlin ſein. Dahin wollen Sie geneigteſt Ihre Briefe richten, wenn es Ihnen freundlich einfallen ſollte mich mit einem zu erfreuen.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner alten Ihnen gewidmeten Hochachtung. Ihr

treu ergebener Freund und Diener
v. Gneiſenau.

18.

Sommerſchönburg den 19. July 1828.

Mein lieber Benzenberg!

Ihr Brief vom 2. Juny d. J. hat mir eine große Freude gemacht, indem ich daraus entnommen habe, daß Sie ſich noch gern mit ſtatiſtiſchen Gegenſtänden beſchäftigen, dieſes mit großem Verſtande thuen, folglich durch Ihren Schlagfluß Ihre Seelenkräfte nicht gelitten haben. Bei guter Pflege werden Sie wol noch dahin gelangen, daß Ihre Hand Ihrem Geiſte folgen kann und das wünſche ich Ihnen von Herzen.

Das von Ihnen abgehandelte Staatsſchuldenweſen iſt eine Art von Myſterium; die Menſchen glauben daran; ſie zweifeln aber auch daran; und ſpielen doch mit. Es gibt ein Spiel, das heißt: ſtirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg; lebt er lang, ſo wird er alt. Jeder der Spielenden hält den Splitter, der oben in einer brennenden Kohle ſich endigt, in der Hand, ſagt obigen Spruch ſchnell her und gibt ſofort den Splitter weiter, damit er nicht in ſeiner Hand erlöſche, ſonſt müßte er Strafe geben. So mit den Staatspapieren, die Geldfürſten eilen, ſolche loszuwerden; wer ſie in feſter Hand behält, der läuft Gefahr, daß der Splitter in ſeiner Hand erlöſche.

Hier ſitze ich auf meiner Hufe und treibe Ackerbau in neuen Methoden, die mir aber noch nichts eingebracht haben. Zwar habe ich vortreffliche Saaten, aber ich befürchte, das dafür zu löſende Geld wird nicht in meinen Seckel gelangen. So iſt es mit ſolchen Landwirthen, die nicht als Knaben bereits hinter dem Pflug hergegangen ſind. Immer werde ich gewahr, daß mir, nach einem Soldatenausdruck zu reden, der Kleindienſt fehlt.

Niemals aber fehlt mir die Theilnahme, die ich Ihnen gewidmet habe als Ihr

treuer Freund
v. Gneiſenau.

Chablais, Faucigny und Genevois.

Ein früherer Artikel d. Bl. hat die völkerrechtliche und militärische Seite der savoyischen Frage ins Auge gefaßt. Im Nachstehenden betrachten wir zunächst das Land in topographischer Hinsicht und dann einige der Hauptgründe, aus denen die Nordsavoyer sich vor einer Einverleibung in Frankreich sträuben und einen Anschluß an die schweizerische Eidgenossenschaft vorziehen müssen.

Die drei vorzüglich in Frage stehenden Theile Savoyens sind das Chablais, das Faucigny und ein kleiner Theil der Landschaft Genevois. Das Pays de Chablais, der Ager Caballicus der Römerzeit, bildet den am weitesten nördlich gelegnen Landstrich von Savoyen. Im Norden und Osten an schweizerisches Gebiet, den Genfer See und den Kanton Wallis, im Süden und Westen an das Faucigny grenzend, in Betreff der Verwaltung der Provinz Annecy zugetheilt, nimmt es einen Flächenraum von 82,841 Hectaren (à 3,⁵⁰⁰ preußische Morgen) ein. Einwohner hat es gegen 55,000. Es zerfällt in 5 Mandements oder Kreise, die 60 Gemeinden umfassen. Der Hauptort des Ländchens ist das fünf Stunden von Genf entfernte Thonon, ein Städtchen von ungefähr 5000 Einwohnern, wo bisher ein königlicher Intendant und ein Gericht erster Instanz ihren Sitz hatten. Der Ort liegt recht anmuthig auf einem Hügel über dem Genfer See, den man hier auf eine weite Strecke überblickt. Jenseits zeigen sich verschiedene Ortschaften des Waadtlandes: Rolle, das freundliche Morges, das stolze Lausanne, und darüber, den Horizont begrenzend, die Gipfel des Jura: la Dole, Mont-Tendre, Noiremont, Dent de Vaulion u. a. Nicht weit von Thonon, dicht am Wasser, steht das alterthümliche, zum Theil in Ruinen liegende Schloß Ripaille, in das sich Herzog Amadeus der Achte nach vierzigjähriger Regierungszeit zurückzog, um mit fünf Rittern eine Art Einsiedlerleben zu führen. Hier stiftete er den Orden vom heiligen Mauritius und Lazarus und hier trafen ihn die Abgesandten des basler Concils, die ihm die Nachricht brachten, daß er zum Papst gewählt sei — eine Würde, die er unter dem Namen Felix der Fünfte nur wenige Monate bekleidete. Noch jetzt werden die Thürme und die Gärten der sechs ritterlichen Einsiedler gezeigt, die übrigens nichts weniger als morose Eremiten waren.

Von Thonon nach Osten wandernd, überschreitet man zunächst auf einer schönen Steinbrücke die breite, im Frühjahr sehr wasserreiche Dranse. Südlich von hier nach den Bergen hin liegt Armoy, von wo eine kleine Eisenbahn Holz und Eisen zur Verladung nach Thonon befördert. Nicht fern von

da trifft man das in neueſter Zeit wieder ſtark beſuchte Mineralbad Amphion, wo man mitten in der Einſamkeit des Gebirgs Gebäude im griechiſchen Styl, pariſer Reſtaurants und Hotels, pariſer Dandies und Griſetten, pariſer Crinolinen und ähnlichen Schmetterlingen der eleganten Welt begegnet. Durch eine ſchattige Kaſtanienallee führt die Straße nach dem gleichfalls nahe am Seeufer hoch gelegenen Evian, einem alten unſauberen Städtchen mit italieniſchem Charakter: Rebenlaubarabesken, ſteinernen Häuschen mit kleinen Fenſtern, blaßgelben, dunkelhaarigen und ſchwarzäugigen Einwohnern, den verwegenſten Schiffern des Sees. Der Ort hat zwei Klöſter, von denen eines den Schweſtern des heiligen Paul, das andere den Schweſtern des heiligen Joſeph gehört. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 2500. Durch Evian führt die oft erwähnte Simplonſtraße. Folgt man derſelben nach Oſten, ſo bietet ſich dem Wandrer bis zu dem Grenzdorf Bouveret ein Wechſel von Landſchaften dar, der kaum ſeinesgleichen findet. Schmale Thalſchluchten, von alten Nuß- und Kaſtanienbäumen beſchattet, wechſeln mit ſchroffen vielzackigen Felſen, deren Häupter in die Wolken ragen, während ihr Fuß ſich in den dunkelblauen Abgrund des Leman hinabſenkt. Die Straße windet ſich fortwährend in geringer Entfernung vom See hin und führt über die Dörfer Maxilly, Rive und Tourronde in etwa drei Stunden nach den in Rouſſeaus Heloïſe gefeierten Dörfchen Meillerie. Drüben über dem Waſſer ſteigt über bewaldeten Vorbergen der ſcharfgeſpitzte Felſenzahn der Dent de Jaman empor. Darunter ſchimmern die Städtchen und Dörfer des „waadtländiſchen Nizza“: Vevay, Clarens und Montreux. Hart am See zeigt ſich die alte oft beſungene Burg Chillon mit ihren verwitterten Thürmen und Mauern. Von Meillerie bis zur Schweizergrenze iſt es nicht mehr weit. Man kommt auf dieſem Wege zuerſt nach Bret und der Stelle, wo 563 die römiſche Stadt Tauretunum verſchüttet worden ſein ſoll, dann zu der in tiefer Schlucht hinrauſchenden Morges. Jenſeits derſelben betritt der Reiſende das Dorf Saint Gingolph, bekannt als langjähriger Sommeraufenthalt des Marquis de Cuſtine.

Das Pays de Faucigny gehört zum Stromgebiet der Arve, deren Thal daſſelbe in nordweſtlicher Richtung durchſchneidet. Im Südoſten trennt es die ſchneebedeckte Felſenmauer des Montblanc von dem zu Piemont gehörigen Aoſtathal; andere Hochgebirge, die indeß von mehren Päſſen und Querthälern durchbrochen werden, ſchließen es im Oſten von dem Canton Wallis ab; wieder andere Bergzüge ſcheiden es im Norden vom Chablais, während es im Weſten von der Landſchaft Genevois begrenzt wird. Das Faucigny umfaßt einen Flächenraum von 187,800 Hectaren und hat gegen 100,000 Einwohner. Es iſt in 10 Mandements und 96 Gemeinden getheilt. Ihren Namen hat die Landſchaft von einem jetzt in Trümmern liegenden Raubſchloſſe über dem Dorfe Contamines im Arvethal. Ihr Charakter iſt durchgehends der eines

wilden, vielzerklüfteten Berglandes, das im Gebirgsstock des Montblanc die höchste Erhebung der Bodenfläche Europas darstellt.

Die Arve, die zwischen Chamouny und der Grenze von Wallis entspringt und sich bei Genf in die Rhone ergießt, theilt den Charakter aller von den Gletscherbergen kommenden Flüsse, sie hat ein graues mit Sand gemischtes Wasser und ist noch bei Genf, nach einem Lauf von etwa fünf deutschen Meilen, so kalt, daß ihre Temperatur selbst während der heißesten Sommer niemals + 12° übersteigt.

Die Straße von Genf nach Bonneville, der jetzigen Hauptstadt des Faucigny, führt zunächst über das Grenzdorf Moilleſulaz, dann über Annemasse und dann zwischen der Montagne des Voirons und dem Grand Salève hindurch nach dem auf der Höhe gelegenen Dorfe Collonge, wo man eine prachtvolle Aussicht auf die mächtige Pyramide des Mole, auf den Mont Vergy, auf die hohe weißbeschneite Aiguille Verte und nach der andern Seite auf den Genfer See, das Waadtland und die Kette des Jura hat. Nachdem der Weg in das Thal der wild in tiefer Schlucht hinströmenden Menoge hinabgestiegen ist und diesen Bach überschritten hat, steigt er wieder über Arthaz nach Nangy. Von dieser auf wohlangebauter Hochfläche gelegenen Ortschaft erblickt man zuerst einen Theil des Thales der in breitem versandeten Bett hinrauschenden Arve. Längs der Vorberge des Mole berührt die Chaussee die Weiler Usses, Pierrière, Maison Bastian und Baudin und zuletzt Bonneville. Dieses Städtchen, etwa 1300 Fuß über dem Meeresspiegel am rechten Ufer der Arve gelegen, zählt gegen 2400 Einwohner und hat unter seinen neuern Gebäuden mehre recht stattliche. Eine steinerne Brücke bringt den Reisenden, der von hier weiter flußaufwärts zu gehen gedenkt, auf das linke Ufer der Arve. Rechts mündet die Borne, geradeüber erhebt sich breitschultrig der Brison, von dem eine kleine Kirche wie ein Adlershorst herabschaut. Weiterhin passirt die Straße die Weiler Maison Dumont und Vaugier; letzterem gegenüber schießt aus dem Vallée de Serra das tückische Gebirgswasser La Giffre hervor. Eine Strecke weiter blickt man nach Süden in das Vallée du Reposoir hinab, über dem ein mit den Ruinen des Schlosses Mussel gekrönter Felsenkegel emporragt, während in der Tiefe ein Karthäuserkloster liegt, abgeschieden, einsam und schweigsam, wie der Geist der strengen Regel es verlangt.

Den Mont Saint Sigismond im Auge, überschreitet man dann abermals die Arve und kommt nach Cluſes, einem hübschen seit dem großen Brande von 1844 neuerbauten Städtchen, über dem sich die Trümmer des Schlosses Malatière erheben. Cluſes besteht nur aus einer langen zwischen Fels und Fluß eingezwängten Häuserzeile und hat ungefähr 1300 Einwohner, unter denen sich viele Uhrmacher befinden.

Dieser Theil des Faucygny ist einer der gewerbfleißigsten Striche von

Savoyen, das sonst nicht viel von industrieller Thätigkeit weiß. Im obern Arvethal und dessen Seitenthälern hat die Fabrikation von Uhren, die schon seit lange im neuenburger Jura blüht, lebhafte Nachahmung gefunden. Es bestehen hier in sieben Gemeinden bereits 270 Werkstätten dieses Gewerbes und die Zahl der beschäftigten Arbeiter beträgt gegen 2000, der Werth der jährlichen Production durchschnittlich die Summe von 1,800,000 Francs. Man hat in Bonneville, Cluses und Sallenches Uhrmacherschulen. Hauptsitz der Fabrikthätigkeit ist Cluses, Stapelplatz der Erzeugnisse derselben Genf, von wo sie in den Handel kommen. Schon seit Jahren hegte man den Plan, diese Bezirke bis hinauf nach Chamouny durch eine im Arvethal hinlaufende Eisenbahn mit Genf, dem eigentlichen Centralpunkte ganz Nordsavoyens zu verbinden, und in der That hätte ein solches Unternehmen im Hinblick auf den industriellen Verkehr dieser Striche, auf den Fremdenstrom nach dem Montblanc und auf den Eistransport von diesem Gebirgsstock nach Genf, Lyon und Marseille sehr gute Aussichten. Aber die sardinische Regierung hat für die Angelegenheit nichts thun wollen oder können, wie sie überhaupt die Interessen Savoyens in den letzten zehn Jahren auffallend vernachlässigte. Existirt doch zwischen dem obern Faucigny und dem Chablais, obwol es verschiedene Thalpässe gibt, keine directe Postverbindung, so daß man, um von Bonneville nach Thonon zu gelangen, den Weg über Genf nehmen muß.

Wie der Name Cluses (Klause) andeutet, beginnt hier eine enge tiefe Felsengasse, die sich reich an kleinen Wasserfällen und andern mehr oder minder imposanten Landschaftsbildern fast drei Stunden weit hinaufzieht. Das nächstfolgende ärmliche Dorf heißt Balme. Nicht weit davon führt ein Weg durch schönen Buchenwald, an dessen Ende die aus dem höher gelegenen Flainesee durch unterirdische Kanäle abfließenden Gewässer in krystallhellen Quellen wieder zu Tage brechen, nach dem wohlhabenden, meist von Hausirern bewohnten Dorfe Maglans, in dessen Nähe der Nant d'Orli einen schönen Wasserfall bildet.

Das Thal erweitert sich nun, und nach einer halben Stunde erreicht der Wanderer das Dorf Douay, wo der majestätische Wassersturz des Nant d'Arpenas über eine 800 Fuß hohe Felswand herabrauscht. Bald nachher bei dem Dorfe Saint Martin eröffnet sich plötzlich vor dem erstaunten Auge die Aussicht auf die großartig prächtige Schneelandschaft des Montblanc, die ganz nahe zu sein scheint, obwol sie in gerader Richtung noch über vier Stunden entfernt ist.

Den Montblanc und das an seinem Fuß gelegene Chamouny zu beschreiben, die beide noch zum Faucigny gehören, ist überflüssig. Dagegen mag noch das Städtchen Sallenches mit seinen neuen hübschen Häusern und seinen 1300 Einwohnern, sowie der im benachbarten Sixtenthal gelegene Ort

Tanninges erwähnt werden, in deſſen Nähe verſchiedene große faſt ausſchließlich von Maurern und Steinmetzen bewohnte Dörfer liegen, deren Einwohner im Frühjahr auf Arbeit nach der Schweiz und Weſt-Frankreich wandern.

Von der Provinz Genevois gehört nur der Kreis Carouge mit etwa 12,000 Einwohnern zu dem Theile Savoyens, um den es ſich hier im Weſentlichen handelt. Dieſer Kreis iſt im Süden von dem Bach des Uſſes begrenzt, der in tiefer, an der Straße von Genf nach Annecy durch den berühmten Pont de Caille überbrückter Schlucht hinfließt, und hat außer dem Grenzſtädtchen St. Julien keinen Ort von Bedeutung.

Von den Bewohnern dieſer Bezirke gilt im Weſentlichen daſſelbe, wie von den übrigen Savoyarden in den kleinen Städten und auf dem Lande. Sie theilen die Wanderluſt derſelben, nur daß das Ziel dieſer Neigung weniger Frankreich als die Schweiz, namentlich Genf iſt, wo viele Tauſende von ihnen den Sommer über als Bauarbeiter und Tagelöhner ihr Brot ſuchen. Sie ſind, da die ſardiniſche Regierung nur ungenügend für den Volksunterricht ſorgte, durchſchnittlich unwiſſend, bigott und abergläubiſch. Sie gelten für arbeitſam, ſparſam und überaus genügſam. Käſe, Brot und ſaurer Wein bilden die Hauptnahrungsmittel der Landbevölkerung, und mit der Reinlichkeit und Wohnlichkeit der Häuſer iſt es mit Ausnahme der genannten Städtchen allenthalben übel beſtellt. Kaum bedarf es der Grenzzeichen, um den Reiſenden, der von der Schweiz nach Savoyen geht, erkennen zu laſſen, daß er ſich auf anderm Gebiet befindet. Gleich hinter Chêne, keine Stunde von den prächtigen Vorſtädten des Klein-Paris am Leman, tritt dieſer Unterſchied auffällig hervor. Schon hier beſtehen die meiſten Bauernwohnungen aus den elendeſten ſchmutzigſten Holzbaracken, und weiter im Innern bieten ſie größtentheils einen noch kläglicheren Anblick dar.

Die Produkte Nordſavoyens beſtehen außer den genannten Fabrikaten des Arvethals und ſeiner Uhrmacherwerkſtätten hauptſächlich in Baumaterialien, gutem Schiefer, Steinkohlen, etwas Wein und Honig. Für alle dieſe Artikel iſt Genf der natürliche Markt, wie andrerſeits der nordſavoyiſche Landbau und die Induſtrie dieſer Landſtriche ihre Betriebskapitalien in der Regel aus genfer Kreditinſtituten beziehen. Schon daraus und aus dem Vergleich der eignen Armuth und Verkommenheit mit dem lachenden Wohlſtand der Schweiz würde es ſich erklären, wenn mehr als zwölftauſend Nordſavoyer bei der jetzigen Kriſis den Wunſch ausſprachen, mit der Eidgenoſſenſchaft vereinigt zu werden. Der Wunſch iſt kein erſt jetzt aufgetauchter. Er wurde ſchon beim Weſtphäliſchen Kongreß laut, er wiederholte ſich 1713 und 1748 in Aachen, und noch 1814 erſchienen zwei ſavoyiſche Magiſtratsperſonen in Zürich und baten im Namen der drei Provinzen, die durch nahe an 600 Unterſchriften, die Mehrheit der Wähler zu jener Zeit, vertreten waren, um Verwendung, daß ihnen geſtattet

würde, als zwanzigster Kanton der Eidgenoſſenſchaft beizutreten. Jetzt erhebt ſich dieſe Stimme von Neuem und um ſo lauter, als das, was droht, das Gewünſchte in um ſo hellerem Licht erſcheinen läßt. Hier Despotie, Centraliſation, die ſpaniſchen Stiefeln des Sicherheitsgeſetzes, Lambeſſa und Cayenne, ſchwere Auflagen und die Blutſteuer der Konſkription, die in Nordſavoyen zweitauſend junge Männer ihren friedlichen Beſchäftigungen entziehen wird, damit ſie Frankreichs natürliche Grenzen erweitern helfen. Dort das Gegentheil von allen dieſen traurigen Ausſichten. Als Glied der Eidgenoſſenſchaft würde das nördliche Savoyen ein beſondrer Staat mit eignen Geſetzen und ſelbſtgewählter Regierung werden. Indem ſie Schweizer würden, hätten die Bewohner dieſer Lande Antheil an jener ehrenvollen Neutralität, um welche der Republikenbund der Alpen von manchem europäiſchen Staat zweiten und dritten Ranges beneidet wird. Mit dem Bundesbanner würden Freiheit der Rede und der Preſſe, volle Handels- und Gewerbefreiheit und in deren Gefolge auch jene Betriebſamkeit und jener rührige Unternehmungsgeiſt, der die Schweizer vor allen Nationen des europäiſchen Feſtlandes auszeichnet und der ſie trotz der durchſchnittlichen Armuth ihres Bodens reicher wie viele beſſer angeſeſſene Völker gemacht hat, in die entfernteſten Thäler einziehen. In der Schweiz kennt man ferner kein ſtehendes Heer, ſondern nur eine Miliz, keine Cabinetskriege, ſondern nur die Pflicht der Vertheidigung des Vaterlandes.

Noch ganz anders aber ſtellt ſich der Vergleich, wenn wir nach den Staatslaſten fragen, denen, welche man in Nordſavoyen bis jetzt trug, denen, welche die Vereinigung mit Frankreich aufbürden müßte, und denen, die man als Schweizerbürger auf ſich nehmen würde. Eine auch in andrer Hinſicht intereſſante Flugſchrift des ſavoyiſchen Advocaten Bard*) gibt in Bezug hierauf überraſchende Zuſammenſtellungen. Beziehen ſich dieſe nur auf das Faucigny, ſo iſt es, da die Verhältniſſe der beiden Provinzen ziemlich dieſelben ſind und die Zahl der Einwohner des übrigen in Rede ſtehenden Theils von Savoyen ſich nach dem Obigen zu der des Faucigny ungefähr wie 100 zu 57 verhält, nicht ſchwer, Schlüſſe auf ganz Nordſavoyen zu ziehen.

Fragen wir zunächſt nach den directen Abgaben, ſo zeigt uns die Schrift, daß Sardinien bisher bei etwa 4,600,000 Einwohnern ein jährliches Budget von 150 Millionen Francs hatte, ſo daß jeder Kopf, abgeſehen von den Provinzialſteuern, circa 32 Francs beizutragen gehabt hätte, wofern alle Diſtricte gleich beſteuert geweſen wären. Frankreich hat bei einer Einwohnerzahl von 36 Millionen durchſchnittlich ein Budget von 1,700,000,000 Francs, ſo daß, wieder abgeſehen von den Provinzialſteuern, etwas mehr als 47 Francs auf den Kopf fallen. Dagegen gibt es in der Schweiz keine directen Staats-

*) Le Chablais et le Faucigny ou la Savoie neutralisée. Par Jos. Bard. Bonneville Aimé Hahn. 1860.

abgaben; die Einwohnerzahl beträgt 2,200,000 Seelen, das Budget in gewöhnlichen Zeiten 16 Millionen Francs, so daß etwas mehr als 7 Francs auf den Kopf kommen. Rechnet man dazu die durschnittlich 7½ Francs betragenden Kantonalabgaben, so ergibt sich eine auf jeden Kopf fallende jährliche Steuersumme von nicht ganz 15 Francs. Nun zahlt aber der Bewohner des Faucigny und des Chablais nicht den mittlern Durchschnitt der sardinischen Steuer, sondern nur etwas über 19 Francs auf den Kopf. Würde dieser herabgesetzte Maßstab beibehalten, so hätte er als Franzose nicht ganz 28, als Schweizerbürger nicht ganz 9 Francs an jährlicher Steuer zu entrichten.

Das Faucigny zahlte im Jahre 1858 an Sardinien: Staatssteuern 1,800,000, Provinzialsteuern 151,736, im Ganzen also 1,951,736 Francs. Es würde, zu Frankreich geschlagen, an Staatssteuern 2,603,800, an Provinzialsteuern soviel wie bisher, im Ganzen also 2,755,536 Francs, der Schweiz einverleibt aber nur 967,656 Francs zu entrichten haben. Diese Ziffern sind ungeschliffen wie alle Ziffern, aber sehr beredt. Man sieht aus ihnen, daß eine Einverleibung in Frankreich für den Nordsavoyer eine ungeheure Mehrbelastung, eine Einverleibung des Landes in die Schweiz dagegen eine sehr beträchtliche Erleichterung im Gefolge haben würde. Als Schweizerkanton würde das Faucigny fast eine volle Million weniger wie als sardinische Provinz und beinahe zwei Millionen weniger wie als Theil eines französischen Departements aufzubringen haben.

Wir kommen zu den indirecten Steuern, wobei wir die Zölle unberücksichtigt lassen. Sardinien braucht ein starkes stehendes Heer, Frankreich ebenfalls. Das Faucigny liefert im Frieden jährlich 222 Soldaten, und da diese fünf Jahre dienen, so hat dieses Ländchen immer 1110 Mann im Heere. Von diesen erhält jeder jährlich von seiner Familie mindestens 50 Francs Zuschuß zu seinen Ausgaben, was für alle zusammen 55,500 Francs macht, eine Summe, die nicht im Ländchen selbst verzehrt wird. Außerdem entgeht dem letzteren ihre Arbeitskraft, welche in Geld umgesetzt (Bard rechnet 300 Werktage zu durchschnittlich 2 Francs Verdienst) auf 666,000 Francs zu veranschlagen ist, so daß das stehende Heer Sardiniens dem Faucigny jährlich 721,000 Francs kosten würde. Bei einer Einverleibung in Frankreich bliebe dieses Verhältniß unverändert bestehen, bei einer Verwandlung Nordsavoyens in einen Schweizerkanton fiele diese indirecte Abgabe, da die Eidgenossenschaft nur Milizen kennt und diese im Jahre nur wenige Tage mobil gemacht werden, so gut wie ganz weg. Bei einem Kriege dort Sardiniens, hier Frankreichs würden sich jene Ausgaben unzweifelhaft mindestens verdoppeln, während die Schweiz unter correcten Verhältnissen neutral und somit nicht in dem Fall ist, Krieg zu führen, was sich freilich jetzt ändern kann.

So entrichtete das Faucigny an directen und indirecten Abgaben, ab-

geſehen von Zöllen, bis jetzt jährlich 2,673,236 Francs. Wird es franzöſiſch, ſo ſteigert ſich dieſe Summe auf 3,477,036, wird es ſchweizeriſch, ſo vermindert ſie ſich auf 967,656. Es würde folglich als Schweizerkanton 1,755,524 Francs weniger wie als ſardiniſche und 2,509,380 Francs weniger wie als franzöſiſche Provinz zahlen.

Fragen wir weiter nach der Verwendung dieſer Steuer, ſo erfahren wir, daß in Frankreich wie in Sardinien ein Drittel der Einkünfte vom Heere und ſehr bedeutende Summen von der Verzinſung der Staatsſchuld verſchlungen werden, und daß — namentlich in Frankreich — auch der Hof beträchtliche Koſten verurſacht. Von den 2½ Millionen, die das Faucigny bis jetzt jährlich an Sardinien entrichtete, wurden nur 216,421 Francs auf die Provinz ſelbſt unmittelbar verwendet und davon nur die kärgliche Summe von 23,272 Francs auf Schulen. Würde der Landſtrich franzöſiſch, ſo gingen von den dann zu zahlenden 3½ Millionen jährlicher Abgaben 2⅞ auf Nimmerwiederſehen aus der Provinz. Wäre es ein Theil der Schweiz, ſo könnten von den in dieſem Falle jährlich direct und indirect zu beſchaffenden 815,920 Francs beinahe 500,000 dem Kanton unmittelbar zu Gute verwendet werden. Genf verausgabt von ſeinen Einkünften jährlich 331,548, Luzern 207,272, Freiburg 139,123 Francs für den Jugendunterricht — Sardinien auf den im Faucigny 23,272 Francs! Genf hat etwa 65,000, Luzern 134,000, Freiburg 100,000, das Faucigny ebenfalls 100,000 Einwohner. Wir wiederholen: Ziffern ſind ungeſchliffne Geſellen, aber beredte Redner!

Die Staatsſchulden Frankreichs beliefen ſich 1830 auf 4427, im Jahre 1858 auf 8422, die Sardiniens 1848 auf 188, im Jahre 1858 auf 880 Millionen Francs. Die Schweiz dagegen beſaß zu Ende des Jahres 1857 ein Vermögen von faſt 12½ Millionen Francs.

Das Angeführte wird hinreichen, um zu zeigen, was von den zwölftauſend Petenten für Einverleibung in die Schweiz und was von den Nordſavoyern in der Deputation zu halten iſt, welche dem Kaiſer in Paris ihre Begeiſterung über die Ausſicht, Franzoſen zu werden, ausſprachen. Der Kaiſer, ſo hörte man bei dieſer widerwärtigen Poſſe, hätte ſich aus Freundſchaft für die Schweiz beinahe bewogen gefunden, das neutrale Savoyen an die Freunde in den Alpen zu verſchenken, nur der dringende Wunſch, das heiße Begehren der Nordſavoyer, Frankreich anzugehören, hielt ihn ab, nöthigte ihn, ſeinem Herzen Gewalt anzuthun. Unſere Zahlen nennen dies eine Meiſterprobe der Verachtung von Verſtand und Gewiſſen.

Von der preußiſchen Grenze.

Unſere Abgeordneten ſind im Begriff, ſich in den Oſterferien von ihren Geſchäften zu erholen. Die Gemüthsſtimmung, welche ſich als Reſultat ihrer bisherigen Arbeiten ergibt, kann keine ſehr erfreuliche ſein; keine der großen Fragen, um die es ſich handelt, iſt gelöſt, und der eigentliche Mittelpunkt ihres Wirkens und Schaffens iſt in Frage geſtellt.

Beginnen wir mit der großen Politik. Sie hat ſich zwar diesmal auf den engen Umkreis zweier Departements in den Alpen eingeſchränkt, aber auch in dieſem kleinen Umkreis enthält ſie noch Funken, die zu einem Weltbrand hinreichen würden. Ueber das gute Recht der Schweiz iſt kein Zweifel. Die Neutralität der beiden Departements war der Schweiz garantirt, und wenn Frankreich und Sardinien ſich in dem Vertrage, der den Uebergang Savoyens an Frankreich conſtatirt, dazu verpflichten, in dieſer Beziehung keine Veränderung eintreten zu laſſen, ſo iſt das eine leere Phraſe; denn der Begriff der Neutralität, auf die Provinz eines mächtigen Militärſtaats angewandt, bedeutet gar nichts. Eben ſo unzweifelhaft iſt es, daß die Großmächte verpflichtet wären, für die Aufrechthaltung der Neutralität von Faucigny und Chablais Sorge zu tragen. So wenig wir an die Wahrhaftigkeit der von Frankreich ausgehenden Actenſtücke glauben, ſo meinen wir doch, daß die früheren Erklärungen Thouvenel's, jene beiden Departements ſollten an die Schweiz abgetreten werden, keine offene Lüge waren. Napoleon hatte Europa mehr Widerſtandskraft zugetraut als es wirklich zeigte; zwar meldet eben der Telegraph von einer Collectiv-Note der Mächte — das erfreulichſte Ereigniß von der Welt, wenn es wahr wäre — wir müſſen aber bekennen, daß wir nicht verſtehen, wo dieſe herkommen ſoll, da nach allem, was vorhergegangen iſt, Oeſtreich und Rußland ſich an einem ſolchen Act nicht betheiligen wollen. An eine Erklärung Preußens, etwa in Gemeinſchaft mit England, die über die einfache Mißbilligung hinausginge, können wir nicht glauben, da Preußen in dieſem Conflict mit Frankreich ganz allein ſtehen würde. Auf England iſt gar nicht zu rechnen, und die Rodomontaden, die jetzt im Parlament gehört werden, flößen uns nicht den geringſten Reſpect ein, da das Miniſterium ſeit wenigſtens einem halben Jahr über den Ausgang der Sache nicht in Zweifel ſein konnte, da die öffentliche Meinung trotz aller Schmähungen auf Napoleon fortfährt, jeden Miniſter ins Irrenhaus zu ſperren, der wegen jener beiden Departements mit Frankreich Krieg führen wollte, und da man mitten unter jenen Rodomontaden mit dem großen Alliirten über einen neuen maritimen Vertrag in Unterhandlung tritt. Wenn nicht ein ganz unerwarteter Umſchwung eintritt, ſo ſcheint uns jener Punkt für Europa verloren.

Die Einheit Deutſchlands, Frankreich gegenüber, ſteht auf ſchwächern Füßen als je. Ueber die preußiſchen Anträge wegen der Bundeskriegsverfaſſung verlautet noch nichts; dagegen wirft der Ausgang der kurheſſiſchen Frage ein erſchreckendes Licht auf die Hoffnungen unſerer nächſten Zukunft. Der preußiſche Antrag iſt mit einer großen Majorität verworfen, und dagegen, mit einigen Modificationen, die Rechtsbeſtändigkeit der Verfaſſung von 1852 ausgeſprochen; Preußen hat ſofort eine

ſehr ernſte Rechtsverwahrung dagegen eingelegt und noch in derſelben Sitzung hat der Bundestag dieſe Rechtsverwahrung mit einer Rechtsverwahrung ſeinerſeits erwidert. Durch die Wiederholung der beiderſeitigen Erklärungen am folgenden Tage iſt der Ernſt derſelben nur noch erhöht worden.

Ein öſtreichiſches Blatt hat die Naivetät, dieſe Rechtsverwahrung Preußens für etwas ganz Unbegreifliches zu erklären, wenn Preußen nicht etwa aus dem Bunde auszutreten gedenke. In der Sache ſelbſt möge Preußen vollkommen Recht haben, aber mit der Abſtimmung des Bundestags ſei die Frage definitiv erledigt. Das Gefährliche dieſer Naivetät liegt darin, daß der Bundestag als die ſouveräne Regierung Deutſchlands aufgefaßt wird, welche die Grenzen ihrer Machtvollkommenheit nach eignem Ermeſſen zu beſtimmen habe. Dies zur Conſequenz getrieben würde die bisherige Verfaſſung Deutſchlands vollkommen aufheben. Preußens Auffaſſung iſt folgende. Der Bundestag hat kein weiteres Recht, in die Landesverfaſſungen einzugreifen, als daß er diejenigen Beſtimmungen derſelben, die mit den Bundesgeſetzen unvereinbar ſind, auszumerzen aufgibt. Die Außerſtandſetzung der Verfaſſung von 1831 von Bundeswegen 1852 konnte daher nur als eine Suspenſion betrachtet werden, da die Verfaſſung von 1831, von den mit den Bundesgeſetzen unvereinbaren Beſtimmungen abgeſehn, rechtlich fortbeſtand. Wenn nun der Bundestag eine neue octroyirte Verfaſſung trotzdem als rechtskräftig proclamirt und unter ſeine Garantie ſtellt, ſo überſchreitet er damit nach der preußiſchen Auffaſſung ſeine Befugniſſe, und Preußen iſt zu ſeiner Rechtswahrung um ſo mehr veranlaßt, da bei ſeiner jetzigen Stimmung der Bundestag ſich leicht veranlaßt ſehen könnte, ſeine Souveränetät noch weiter auszudehnen und Verordnungen zu erlaſſen, die Preußens europäiſche Machtſtellung völlig aufheben würden. Den beſten Willen dazu hat er bereits ausgeſprochen.

Kaum haben wir nöthig zu ſagen, daß wir der preußiſchen Auffaſſung vollſtändig beipflichten und das preußiſche Memorial für eins der edelſten Momente der neuſten Zeit halten. Aber damit iſt noch keineswegs geſagt, daß wir die preußiſche Politik verſtehn. Die Aufgabe einer Regierung iſt doch nicht, gute Memoriale zu ſchreiben, was Privatleute allenfalls auch können, ſondern den darin enthaltenen Prinzipien Geltung zu verſchaffen. Was etwa die preußiſche Regierung gethan hat, ihre Ueberzeugungen durchzuſetzen, iſt uns völlig unbekannt. In keiner Sache konnte die öffentliche Meinung Deutſchlands ſo entſchieden für Preußen gewonnen werden: die preußiſche Regierung aber, noch dazu in einer Zeit, wo die meiſten Noten mehr für das Publikum als für die betreffenden Mächte geſchrieben werden, ließ ihr Memorial ruhig in den Bundesarchiven vermodern, und nur eine zufällige Indiscretion brachte es ans Licht, zum großen Verdruß des berliner Miniſteriums. Ferner kam es darauf an, den eigenen Landtag zu einer energiſchen Kundgebung zu veranlaſſen, der bald ähnliche von allen Seiten Deutſchlands gefolgt ſein würden. Statt deſſen wurden die Freunde des Miniſteriums beſchworen, nur ja nichts zu reden, was irgendwo Anſtoß geben könnte. Freilich wäre auf eine Kundgebung der Abgeordneten entſchieden eine entgegengeſetzte Kundgebung des Herrenhauſes gefolgt, eine vollſtändige Billigung der Olmützer Politik, und da man in den Kreiſen, die in der Eſchenheimergaſſe maßgebend ſind, aus dem Herrenhauſe die künftigen Miniſter Preußens erwartet, ſo iſt freilich erklärlich, daß man auf die Memoriale des jetzigen Mini-

steriums nicht viel Werth legt. So lange in dieser Beziehung nicht eine durchgreifende Aenderung eingetreten ist, kann das jetzige Ministerium nicht darauf rechnen, in der deutschen Politik auch nur einen Fuß breit zu gewinnen.

Und nicht viel besser siehts im Innern aus. Wider Vermuthen hat die Regierung dieses Jahr dem Landtag eine Reihe höchst wichtiger folgenreicher Gesetze vorgelegt, die ihn, wenn sie alle in Berathung kommen sollen, vermuthlich weit über die gewöhnliche Zeit hinaus in Anspruch nehmen werden. Von diesen Gesetzen stellt sie das eine in den Vordergrund, welches in seiner gegenwärtigen Fassung den Interessen des Adels im höchsten Grade förderlich, den Interessen des Bürgerthums im höchsten Grade feindlich ist. Dies Gesetz wird voraussichtlich im Herrenhause angenommen, von den Abgeordneten dagegen verworfen oder in wesentlichen Punkten amendirt werden. Allen übrigen Gesetzen steht zuversichtlich das entgegengesetzte Schicksal bevor, wie es mit der Civilehe schon geschehen, mit dem Wuchergesetz in den nächsten Tagen zu erwarten ist. — Was ist das für eine Lage für das Ministerium? Und dabei führt das Herrenhaus, unterstützt von dem vornehmsten Staatsbeamten, eine Sprache, als ob in ihm die eigentliche Regierung wäre, im Ministerium dagegen die Opposition.

Dieser Zustand kann nicht lange dauern. Schon um der auswärtigen, namentlich der deutschen Politik willen nicht. An den deutschen Höfen ist man überzeugt, oder, was einerlei ist, man stellt sich überzeugt, daß Graf Arnim-Boitzenburg, oder wer sonst der Tory-Candidat sein möge, in den deutschen Angelegenheiten die Olmützer Politik fortsetzen werde; man ist überzeugt, oder, was dasselbe ist, man stellt sich überzeugt, daß das Herrenhaus in kurzer Frist durch seinen Widerstand gegen die Regierungsmaßregeln den Prinzen zur Ernennung eines Olmützer Ministeriums veranlassen werde. Zwar würde sich einem solchen Ministerium gegenüber der deutsche Partikularismus auch in der Bundeskriegsverfassung ebensowenig zu Concessionen verstehen, als dem jetzigen gegenüber; Concessionen würde man nur einer starken Regierung machen, und wie schwach die Olmützer sind, nach außen und nach innen, das haben acht traurige Jahre hinlänglich gelehrt. Aber entscheiden muß sich Preußen. Denn unter allen Eventualitäten ist für die auswärtige und die innere Politik die schlimmste diejenige, in welcher man nicht weiß, was für Prinzipien die maßgebenden sind; eine Politik, die es mit keinem verderben will und daher keinen befriedigt; eine Politik, die nicht blos den unmittelbaren Maßregeln der Regierung die Spitze abbricht, sondern die auch die Zukunft bedroht, indem sie im Volk jene halbe, unsichere, zwischen Vertrauen und Mißtrauen unglücklich schwankende Stimmung hervorruft, die jede kräftige energische Ueberzeugung, jeden Glauben an sich selbst, jeden freien eigenen Umschwung verkümmert. In unsern Tagen kann man ohne Uebertreibung sagen: Halbheit ist nicht blos die unschönste, sondern geradezu die gefährlichste Politik. — ††

Alte Kirchenmusik.

Ueber den Riedel'schen Verein in Leipzig sagt der Stifter desselben: Im Mai 1854 bildete sich unter meiner Leitung ein einfaches Gesangquartett. Wenn dasselbe binnen wenigen Jahren zu einem Gesangverein von ungefähr 150 Sängerinnen und Sängern, sowie 250 nichtsingenden Mitgliedern angewachsen ist, so glaube ich dieses schnelle Emporblühen wol nicht allein meinen desfallsigen Bemühungen zuschreiben zu müssen, auch nicht dem sehr hoch anzuschlagenden außerordentlichen Eifer der aktiven Mitglieder, sondern vor Allem dem Umstande, daß der Verein nach dem ersten Jahre seines Bestehens sich vorzugsweise mit der Aufführung alter Kirchenmusik beschäftigte und dadurch eine längst bemerklich gewordene Lücke in dem sonst so reichen Musikleben Leipzigs auszufüllen versuchte. Nicht in Leipzig allein, sondern aller Orten — die vielen „Domchöre" und zahlreiche für diesen Zweck errichtete Gesangvereine beweisen es — zeigt sich eine lebhafte Theilnahme des musikalischen Publikums für ein Kunstfeld, welches mit Unrecht so lange brach gelegen und welches Jahrhunderte hindurch eine unendliche Anzahl Kunstwerke von hoher und höchster Schönheit hervorgebracht hat. Ein beinahe unversiegbarer Quell der erhebendsten geistigen Genüsse eröffnet sich hier demjenigen, der nicht einseitiger Weise an dem weltlichen Theile der Tonkunst sich genügen lassen kann, mit welcher Begeisterung und Verehrung man auch die wunderbare Bereicherung desselben durch die größten Meister der neueren Zeit anerkennen muß. Die Blüthe der religiösen Tonkunst aber ist sowol der künstlerischen Bedeutung wie der Masse nach in den Chorgesang-Compositionen der letzten drei Jahrhunderte zu finden. Diesen unerschöpflichen Schatz erhabenster, wie lieblicher Musik, diese Fülle herrlichster Kunstwerke fernerhin der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, hieße den gerechten Vorwurf der Barbarei auf sich laden. Zudem erfordert jede Kunst, so auch die Musik zu ihrem wahren Gedeihen eine gleich sorgsame Pflege nach allen wesentlichen Richtungen, soll nicht die nothwendige gegenseitige Aufeinanderwirkung der letzteren gehemmt werden und neben der Einseitigkeit auch Verflachung eintreten. Daß Leipzig vor Allem den schönen Beruf hat, die Tonkunst in allen ihren Zweigen und Richtungen zu repräsentiren, werden die kunstsinnigen Bewohner dieser musikliebenden Stadt um so weniger verkennen wollen, als sie wol wissen, daß kaum ein anderer Ort sich solchen weithingreifenden musikalischen Einflusses rühmen kann, wie grade Leipzig mit seiner großen musikalischen Vergangenheit. Dies erkennend, hält es der Riedelsche Verein für seine fernere Aufgabe (ohne deshalb neue Kirchenmusik oder Compositionen anderer Gattung, namentlich selten gehörte Werke, principiell ausschließen zu wollen), nach und nach alle hervorragenden Erscheinungen der älteren Kirchenmusik vorzuführen und die Vereinsmitglieder — aktive und inaktive — auf dem Gebiete des Chorgesanges mit den Meisterwerken aller Zeiten und Schulen vertraut zu machen.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig

Napoleon III. und die Stimmung in Deutschland.

Der Argwohn, in welchem die Deutschen über den Rhein auf Person und Pläne des Kaisers Napoleon sehen, ist mit einigen andern Empfindungen verbunden. Zunächst freilich mit widerwilliger Achtung, welche eine feste Manneskraft sich auch bei dem Gegner erringt. Daneben aber läuft ein gewisses ironisches Interesse, sehr ähnlich der schmeichelhaften Laune, womit das Volk des Theaters den Erzintriguanten und Bösewicht eines Stückes betrachtet. Auch wer tiefere Erwägungen schätzt, wird mit dramatischer Spannung die Handlungen eines Menschen verfolgen, der das größte tragische Schicksal sich und Andern schaffend allmälig den dunklen Dämonen seines Lebens verfällt. Vielleicht ist grade jetzt, wo der Kaiser auf der Höhe seines Ruhmes und glänzender Erfolge steht, aus der Wolke über ihm die Hand des Verhängnisses sichtbar, welche, wir ahnen es, langsam nach seinem Haupt herniedergreift, verwirrend, sinnbethörend, um ihn fortzuziehen zum Verderben in derselben Richtung, die er scheinbar so frei und mit so viel Willkür sich erwählt hat.

Wol steht der Kaiser auf der Höhe seiner Macht. Riesengroß sind die Fortschritte seit dem letzten Jahre. Er ist durch einen beispiellos glücklichen Krieg mit seinem Heere zusammen gewachsen; er hat bei einem vielleicht mäßigem Feldherrntalent die stolze Erfahrung gemacht, daß auch auf dem Schlachtfeld in den Stunden der furchtbarsten Entscheidung seine Nerven und seine Willenskraft immer noch stärker sind, als die gewöhnlicher Gegner. Wie den Krieg, so hat er Europa den Frieden dictirt, plötzlich, ganz nach persönlichem Gutdünken. Mit einer Kühnheit, die nicht ohne Größe war, hat er seine Siegerstellung in Frankreich selbst benutzt, sowol den Ultramontanen als den Schutzzöllnern eine Kriegserklärung zu machen. Er hat nach Außen die Zerfahrenheit und Rathlosigkeit der europäischen Großmächte gründlich kennen gelernt und hat jetzt bereits gegen die stille Ansicht zu kämpfen,

daß es nur noch wenig Irdiſches gibt, was er zu ſcheuen hat. Durch den Annex von Savoyen und Nizza ſchmeichelt er dem Nationalſtolz der Franzoſen ſo ſehr, daß er, einſt der verhaßte Uſurpator, jetzt auch eifrigen Gegnern für den Mann Frankreichs gilt. So ſicher fühlt er ſich mit Recht, daß er ſein Volk wieder in großartigſter Weiſe bewaffnen kann. Er wird dafür ſorgen, daß die Million Nationalgarden eine militäriſch tüchtigere Landwehr Frankreichs werde, als ſie unter Louis Philipp war. So iſt ihm gelungen, nicht nur ſeinen Franzoſen, der geſammten Civiliſation gründlich zu imponiren. Sehr Vieles hat er erreicht, noch mehr ſteht in Ausſicht. Frankreich gehorcht jedem Druck ſeiner Hand; ein vortrefflicher, großartiger Mechanismus; ja mehr als das, ein junges Frankreich wächſt auf mit einigen idealen Empfindungen, die ſeit lange in der verderbten Cultur von Paris geſchwunden waren. Das Gefühl der Herrſchaft über Europa, der Ruhm ſeines Regiments geben nicht nur dem Heere, auch dem jungen Bürger wieder eine patriotiſche Wärme, wie ſie der erſte Conſul durch ein Jahrzehnt für ſich zu erwecken wußte. Der alte Cäſar ſtarb auf Helena, der glücklichere Neffe Auguſtus verheißt eine neue Zeit der Größe und des Ruhms. Wieder beginnt Frankreich die Expanſivkraft eines feſtgeſchloſſenen, einheitlich organiſirten Staates, die alten Inſtincte einer kriegeriſchen Nation zu zeigen. Und mit der Macht ſchwoll auch des Kaiſers Stolz; immer noch iſt er ein Herr mit gemüthlichen Bedürfniſſen und patriarchalen Empfindungen, aber ſeine Anſprüche haben ſich ſehr geſteigert, er iſt weniger zugänglich für gute Behandlung geworden, denn er hat in dem letzten Jahr an ſeinen Mitſouveränen viel Verächtliches geſehn und iſt von der höchſtgemutheten Dynaſtie als ſchonender Gönner verehrt worden. Auch ſeine Begehrlichkeit, noch vor Jahresfriſt ein ſchmiegſames Kätzchen mit Sammetpfoten, iſt zu einem ſpringenden Panther herangewachſen. Sehr hat er ſich verändert, der ſo oft, und auch in dieſen Blättern ſo freundlich begutachtet worden iſt, er hat ein ſtrenges Ausſehen erhalten, er iſt jetzt wirklich ein großer Herr.

Und doch. — Es iſt gegen gute Lebensart mit Prophetenzungen zu reden, auch haben wir durchaus keine beſondere Verbindung mit dem geheimnißvollen Jenſeits, welches vor kurzem durch amerikaniſche Klopfgeiſter im Palaſt des Kaiſers Offenbarungen gab. Aber es gibt gewiſſe einfache, allen ehrlichen Seelen verſtändliche Geſetze, nach denen die Welt regiert worden iſt, ſeitdem es eine Geſchichte gibt; und dieſen Geſetzen ſind die Erfolge des Kaiſers und ſeines Staates unterworfen, wie alles Leben. Er hat Mißtrauen geſäet bei allen Nationen Europas, ſeinen offiziellen Worten glaubt man nicht mehr. Die feindſelige Stimmung, welche, wenige Stätten ausgenommen, überall gegen ihn in den Gemüthern arbeitet, kann nicht mehr beſchwichtigt, nicht mehr verſöhnt werden. Daß er dies noch hofft, iſt einer von den Fehlern, welche fortan in

ſeiner Rechnung zu Tage kommen werden. Daß es ihm geglückt iſt die öffentliche Meinung in Frankreich zu borniren, ſteigert Mißtrauen und Beſorgniſſe. Je populärer er in Frankreich wird, deſto mehr erſcheint er dem übrigen Europa als Gegner. Langſam und unbehülflich mag der Weg ſein vom Mißtrauen der Völker und Kabinete bis zu einer großen Kraftanſtrengung des cultivirten Europas, ihn unſchädlich zu machen; wechſelvoll und unſicher mögen ſelbſt die Chancen einer ſolchen Coalition ſein, aber daß ſie zuletzt doch kommen werde und mit unwiderſtehlicher Gewalt gegen ſeine Politik anſtürmen, darüber vermag nur er ſich zu täuſchen. Denn ein anderer Fehler in ſeiner Methode zu rechnen iſt, er vermag lange ſchwache Kabinete uneinig zu erhalten, aber er vermag nicht immer dem Zorn der Völker entgegenzuarbeiten, nicht durch kluge Rede, nicht durch die Preſſe, ſelbſt nicht durch einzelne politiſche Conceſſionen. Er iſt nicht Auguſtus, der Perſer und Egypter gegen ſich hatte und als ſtärkſten Feind deutſche Indianer. Was gegen ihn wühlt, unaufhörlich, immer kräftiger, iſt das Gewiſſen der Völker.

Und deshalb bedarf es keines großen Scharfſinnes, zu erkennen, daß der Stern des Kaiſers in Wirklichkeit die Mittagshöhe bereits durchlaufen hat. Wie blendend das Licht ſei, das er ausſtrahlt, wie viel Ruhm und Erfolge er noch erreichen möge, er hat in dem letzten Jahre das gethan, was einſt als der Anfang ſeines Niederganges betrachtet werden muß; er hat aller Welt enthüllt, daß derſelbe Fluch, der ſeinen Oheim nach St. Helena warf, auch auf ihm laſtet, der Fluch der unruhigen, gewaltthätigen Abenteuerlichkeit. Er ſpricht und handelt ſehr vorſichtig und überlegt, aber Jedermann verſteht jetzt, daß er die ſittlichen Schranken nicht gefunden hat, welche das übermüthige Gelüſt des Mannes bändigen. Gegen Recht und Geſetz iſt er zur Herrſchaft gekommen, möglich, daß er Vieles ſühnen konnte, wenn er die Weisheit fand, ſich auf dem Throne zu beſcheiden. Aber was grade er ſorglich zu vermeiden hatte, das hat er jetzt gewagt, er hat auch in der auswärtigen Politik die Traditionen des erſten Kaiſerreichs wieder lebendig gemacht, und er hat es gethan ganz in der alten Weiſe ſeines Hauſes, unter einer Hülle von Phraſen, liſtig, heimlich, unehrlich gegen eigenes Wort, und wieder ebenſo gewaltſam und eigenmächtig. Es iſt die alte Kralle des alten Raubthiers, welche wieder über die Grenzen Frankreichs ſchlägt. Er hat dem uneinigen Europa den Fehdehandſchuh hingeworfen, um die Schwächen ſeiner Franzoſen für ſich zu gewinnen. Allerdings iſt ihm gelungen, die öffentliche Meinung von Frankreich zum Mitſchuldigen ſeiner Attentate zu machen, und er hat dadurch allerdings Eines erreicht, — es iſt jetzt möglich, daß er als Franzoſe endet und daß ſein Sturz eine große geſchichtliche Kataſtrophe wird.

Wir Deutſche dürfen das ſagen, denn wir ſind es, denen wieder das Schickſal werden wird, die Uebermacht des Kaiſers zu dämpfen. Nur vom Rhein her,

durch Preußen ist er militärisch mit Hoffnung auf gründlichen Erfolg anzugreifen, nur Deutschland kann unter Umständen seiner Macht siegreich so gegenübertreten, daß die Quellen seiner Existenz untergraben werden. Allgemein ist bei uns diese Ueberzeugung, und Niemand fühlt tiefer, als der Deutsche selbst, daß es ein schwerer Kampf sein wird, und daß der Gegner uns vorher großes Leid zufügen kann und vielfach unsere unselige politische Zerfahrenheit für sich ausbeuten. Aber ebenso sicher lebt die Empfindung in Millionen, daß der Arm und noch mehr das Herz der Deutschen zuletzt zu einem Siege führen werden, der eine gründliche Beseitigung einschließt sowol der Gefahren, welche durch ihn drohen, als der innern Schäden, unter denen wir leiden.

Doch welches Recht hat der Deutsche zu solcher Voraussicht? wo ist die Organisation, welche stark genug ist, der geschlossenen Einheit Frankreichs siegreich zu widerstehen? Der deutsche Bund, das lockere Band, welches die divergirenden Interessen zahlreicher Dynastien zusammenhalten soll, erscheint in seiner Uneinigkeit als das System deutscher Ohnmacht. Der größte deutsche Staat, Preußen, ist zu fast allen Bundesregierungen in einer Stellung, die man beinahe eine feindliche nennen kann. Noch im vorigen Jahre während des italienischen Krieges galt es jeder Regierung, auch Preußen, für selbstverständlich, daß zum Vortheil Oestreichs die Bundespflichten erfüllt werden müßten; es ist keine unbegründete Annahme, daß jetzt, im Jahr 1860, Oestreich nicht daran denken würde, seine Bundespflicht zu erfüllen, wenn preußisches Bundesgebiet am Rhein angegriffen werden sollte. Zu einer Verbindung Preußens mit andern Staaten, ist gegenwärtig noch geringe Aussicht; zu einer Verbindung nämlich, welche deutscher Politik diente. Weit geöffnet sind Frankreichs und Rußlands Arme für eine neue Tripleallianz, aber eine solche Allianz wäre gegen England und Deutschlands Interessen gerichtet, sie würde Preußen vom Main bis über die Eider vergrößern, aber sie dürfte Deutschland die Rheinpfalz kosten und das protestantische und constitutionelle England tödtlich beschädigen. Für die Politik aber, welche der gegenwärtigen Regierung Preußens patriotisch erscheint, würde Rußland, selbst in finanziellen und socialen Nöthen, sich im besten Fall in zweiter Linie halten und etwa mit freundschaftlicher Reserve die deutschen Ostseeprovinzen besetzen. Die Stellung Dänemarks und des scandinavischen Nordens ist kaum mehr zweideutig. Und in England hat ein festes Bündniß mit Preußen zwar zahlreiche Freunde, aber die wärmsten gehören einer Partei an, welche in andern Fragen zu unpopulär ist, als daß sie jetzt schon eine dauerhafte und starke Herrschaft zu hoffen hätte. Die Häupter der Whigs haben dem guten Einvernehmen mit Napoleon bereits so viel geopfert, daß schwer zu sagen ist, wo sie innehalten werden.

So ist Deutschland ohne Hoffnung auf große Allianzen. Es besteht

thatſächlich nur aus Preußen und den Mittel- und Kleinſtaaten; es iſt an Einwohnerzahl nicht größer als Frankreich, ſeine Regierungen ſind bitter entzweit, und wie ſeine politiſche Organiſation, iſt auch ſeine militäriſche höchſt unvollſtändig. Und über dem allen fehlt, ſo ſcheint es, der ſtarke leitende Wille und eine gewaltige Menſchenkraft, welche die widerſtrebenden Elemente zum Beſten des Ganzen unterzuzwingen verſteht.

Endlich Preußen ſelbſt, der Staat unſerer herzlichen Sorge und unſerer Hoffnung, iſt in einer eigenthümlichen Entwickelungsperiode, welche ſeine Phyſiognomie gegenwärtig weder beſonders imponirend, noch vorzugsweiſe liebenswerth macht. Die Energie und Begeiſterung des preußiſchen Volkes hat mehr als irgend eine andere Kraft den erſten Napoleon geworfen und den Staat der Hohenzollern aus dem Verderben zu neuem Leben erhoben; aber der Segen dieſer großen Zeit kam dem übrigen Europa, ja den andern deutſchen Staaten faſt mehr zu Gute, als den Preußen ſelbſt; denn jene Erhebung des preußiſchen Volkes, ohne Beiſpiel in der Geſchichte neuerer Staaten, hatte für Preußen ſelbſt eine unvermeidliche Folge: die Volkskraft war ungewöhnlich in Anſpruch genommen worden, die geſammte männliche waffentüchtige Jugend in wenig wohlhabendem Lande hatte drei Jahre in blutigen Schlachten gekämpft, ſie war decimirt, der Ueberreſt kehrte ermüdet in verarmte, ausgeſogene Provinzen zurück. Und gerade was jener Bewegung die einzige Größe und Energie gab, daß die geſammte Intelligenz des Volkes unter die Fahnen geeilt war, das wurde nach dem Kriege verhängnißvoll. Faſt bei jedem Scharmützel, in allen Schlachten von Groß-Görſchen bis Waterloo waren in den Reihen des Heeres ſolche gefallen, welche unter andern Verhältniſſen Führer und Leiter der Volkskraft hätten werden müſſen. Die Ueberlebenden, aus ihrem bürgerlichen Beruf herausgeriſſen, blieben zum Theil auch nach dem Kriege bei der Fahne, zum Theil kehrten ſie mit der Reſignation und ſtraffen Zucht, welche die Gewöhnung an militäriſchen Gehorſam gibt, in das Bürgerleben zurück. Die neue Organiſation des Staates feſſelte eine große Zahl in den Beamtenſtand. So kam es, daß faſt drei Jahrzehnte nach dem Kriege in Preußen die freie politiſche Intelligenz ſich weniger energiſch äußern konnte, als ſelbſt in kleinern Staaten. Emſig arbeitete das Volk, in den langen Friedensjahren aus ſeiner Armuth herauszukommen. In dem Beamtenſtand erhielt ſich noch lange Vieles von den Traditionen der großen Organiſationsperiode; den meiſten Seelen, welche die Zeit der Erhebung mitgelebt hatten, ſchwand die Weihe der großen Jahre nicht ganz. Durch Jahrzehnte war es der preußiſche Beamtenſtand, welcher trotz Allem die liberale Intelligenz des Landes vertrat, häufig auch der höchſten Staatsregierung verſtändige Richtung gab. Aber dieſe Intelligenzen, die Schön, Vincke und ihre Altersgenoſſen vermochten doch nicht zu verhindern, daß die faſt wider-

ſtandsloſe Schwäche, welche damals auf dem preußiſchen Volke lag, auch allmälig die Regierung verkümmerte. In den Traditionen der heiligen Allianz, in den Feſſeln, welche die Intereſſen fremder Staaten auch auf Preußen legten, verengte ſich der Geſichtskreis der auswärtigen und innern Politik. Später als faſt alle andern deutſchen Staaten erhielt Preußen eine Repräſentativverfaſſung. Sie mußte der Regierung abgetrotzt werden. Die Väter hatten die Convention von Tauroggen unterzeichnet und im ſtürmiſchen Drängen vom Könige den Kampf gegen Napoleon den Erſten gefordert; die Söhne mußten in lautem Tumult eine Verfaſſung für Preußen heiſchen, unter Straßenlärm und blutigen Conflicten begann die neue innere Entwickelung.

Erſt ſeit zwölf Jahren beſtehen in Preußen die Anfänge des conſtitutionellen Lebens. Unter den ungünſtigſten Verhältniſſen wurde es eingeführt. Schwerfällig, ungeſchickt, nicht reich an erhebenden Momenten war der Kampf um ſeine Einbürgerung. Ja, er iſt heut noch lange nicht beendigt, und die Regierung, wie wohlwollend ſie ſei, und die Vertreter des Volkes, wie patriotiſch ſie empfinden, beide leiden noch an den Uebelſtänden einer neuen und unfertigen Staatsorganiſation. Noch ſtehen die Gewohnheiten des alten Soldaten- und Beamtenſtaates ſchlecht verbunden gegen das neue Verfaſſungsleben. Noch iſt die Regierung nicht gewöhnt, den geſetzlichen Ausdruck des Volkswillens achtungsvoll anzuhören, noch hat dem Volke ſelbſt die kurze Betheiligung an Staatsangelegenheiten nicht die genügende Anzahl politiſcher Talente herausgebildet.

Das ſind nur einige von den Hinderniſſen, unter denen jetzt die preußiſche Kraft arbeitet; noch viele andere ließen ſich zufügen, ſie ſind in dem Kabinet des Kaiſers vielleicht beſſer gekannt und richtiger gewürdigt, als in Berlin ſelbſt. Und doch wagt der Preuße und Deutſche im Fall eines Zuſammenſtoßes mit dem Kriegsſchiff des modernen Frankreichs ſich einen ſiegreichen Ausgang zu erwarten? und doch betrachtet er nicht ohne Ironie die gewaltige Thätigkeit des Herrſchers von Frankreich? Woher über alle Sorge die geheime Sicherheit?

Was zunächſt die Lage Preußens betrifft, ſo wird ſie mit einem Schlage geändert, ſobald ein Rheinkrieg zur Erhaltung deutſcher Grenzen entſchieden iſt. Während jetzt der geheime oder offene Widerſtand anderer deutſcher Regierungen ſo ſtark iſt, daß er Preußen faſt ganz iſolirt hat, ſobald die preußiſchen Trommeln zu den Waffen rufen, wird er ohnmächtig. Sollte ja Jemand das bezweifeln, der lauſche auf die mürriſchen Vorwürfe gerade derer, die Preußen am wenigſten lieben. Es iſt nicht unmöglich, daß jetzt in mehr als einer Regierung der Hintergedanke ſich regt, daß einem Unterordnen unter Preußens Führung jede Eventualität vorzuziehen ſei. Beim Beginn eines Krieges wird ſolche Stimmung nicht mehr laut gedacht werden dürfen. Eine Regierung,

die dann intriguiren oder widerſtehen will, thut es zum ſichern Verderben ihrer Dynaſtie. Was der deutſchen Nation jetzt ein unbefriedigendes Ausſehn gibt, iſt das tiefe Bedürfniß, ſich zu begeiſtern, zu lieben und zu verehren, ein zwingender Drang unſerer Natur, der noch ſo wenig Befriedigung findet. Einer großen Kraftanſtrengung Preußens wird das Volk laut zujauchzen. Selbſt momentane Unfälle, wie ſie der Krieg wol bringen kann, werden darin nichts verändern. Wer die Deutſchen nicht kennt, der wird erſtaunen, wie tief, leidenſchaftlich und patriotiſch dieſes lang unterdrückte Gefühl herausbrechen wird; es wird im Innern widerſtandslos alle Schranken niederreißen, welche die nationale Kraftentwicklung hemmen.

Noch beſſer ſteht es in Preußen ſelbſt. Die Unbehilflichkeit, mit welcher jetzt der neugeſtaltete Organismus ſich bewegt, wird einer großherzigen Thätigkeit Platz machen. Wer Preußen kennt, darf wol ſagen, daß es keinen Staat gibt, der unter ſeinen Bürgern mehr Intelligenz, Tüchtigkeit, Opferfähigkeit und patriotiſche Hingabe beſitzt. Dieſe Kräfte wirken jetzt oft noch nicht an der rechten Stelle. In den Stunden der Noth und Gefahr wird hier die Spreu blitzſchnell weggefegt ſein und der Weizen glänzend auf der Tenne liegen. Wol ſind die Franzoſen eine kriegeriſche Nation, die Preußen ſind es in noch höherem Sinn; denn was ein Volk furchtbar macht, das moraliſche Element, wie es der Militär nennt, das beſitzt der preußiſche Bürger nicht weniger als der Soldat. Auch wer nie unter der Fahne ſtand, trägt tief in ſich die männliche Empfindung, daß er ſich dem Staate ſchuldig iſt, und dieſe Liebe zum Staat, verſchieden gefärbt nach Bildung und Erziehung, von der hingebenden Liebe zu dem Herrſcherhauſe, unter dem Preußen gewachſen iſt, bis zu der ſtolzen Ueberzeugung, daß in Preußen die Zukunft Deutſchlands liegt, dies Gefühl wird in Millionen mit einer heißen Einmüthigkeit arbeiten, die der größten Opfer und der größten Thaten fähig iſt. Möglich, daß auch ſolche Begeiſterung erſt durch harte Unfälle geprüft wird; aber wie ſie im Anfange dieſes Jahrhunderts alle Hinderniſſe ſiegreich überwunden hat, ſo wird ſie es bei einer neuen Gefahr würdig der Väter wieder thun, denn eine geſunde Entwicklung der Volkskraft hat in den letzten Jahren doch große Fortſchritte bewirkt, der höhere Wohlſtand hat in Preußen nicht den Egoismus roher, die Sitten ſchlechter, die Anhänglichkeit an das Herrſcherhaus geringer gemacht.

So wäre ein Krieg gegen Frankreich für Preußen und Deutſchland immerhin ein verhängnißvolles Ereigniß, das herbeizuſehnen Frevel, auf das hoffnungsvoll zu rechnen Unrecht wäre; wenn er aber käme, ein gerechter Defenſivkrieg gegen verdeckte Intriguen unſeres weſtlichen Nachbars, ſo würde die Nation ihn aufnehmen und durchfechten bis zur letzten Kraft. Unſer Erfolg im Anfange mag zweifelhaft ſein; wir wiſſen nicht, wie tief ſeine Wechſelfälle uns treffen können, aber von Einem ſind wir innig überzeugt: wie ſein letztes

Ende sein wird: Wir werden Europa die seit Jahren entbehrte Sicherheit des Friedens bringen. Und die Zuversicht, mit welcher wir nach Westen schauen, liegt wie einst, auch jetzt wieder in der sicheren Erwartung einer großartigen Kraftentwicklung des deutschen Volkes. ♀

Nablus und die Samariter.

1.

Im Prophetengarten. — Die Ulema von Nablus.

An einem der heißesten Tage des Sommers von 1859 war ich*) mit meiner Reisegesellschaft früh von Khan Lubban, dem Lebona-Quell, aufgebrochen, um Nablus zu erreichen. Durch schattenlose, von steinigen Höhen unterbrochene Thäler, in welchen nur selten ein grünes Sesam-Feld oder ein dunkler Olivenhain unsre Augen erquickte, gelangten wir auf die sich stundenweit hinziehende Ebene Machneh, die beträchtlichste des Hochlandes von Samarien, welche wir als den letzten Theil unsres beschwerlichen Weges freudig begrüßten. Kein Lüftchen regte sich, und durch den Einfluß einer fast senkrecht stehenden Sonne lagerte sich auf die Fläche ein gelblicher Dunst, in welchem die ferneren Gegenstände, die Spitzen der östlichen Bergkette und das Dorf Awarta mit der weißgetünchten Grabkapelle Eleasars halb verschwammen. Schon war es fast Mittag, als wir uns dem Ende der Ebene näherten. Der Garizim, dessen Ostabhang wir anderthalb Stunde lang zu unsrer Linken gehabt hatten, bildet hier eine steile, von schroffen Felszacken starrende Wand, welche auf einmal bis zu dem höchsten Kamme des Gebirges mit dem zierlichen Weli Scheich Ghanim dem Auge entgegentritt. Noch hatten wir einen in die Ebene vorspringenden niedrigen Felsenrücken zu passiren, über welchen vielfältig verschlungene, durch die tausendjährige Arbeit der Hufe zu tiefen Rinnen gewordene Wege führen, und sahen dann den großartigen Paß unter uns, den merkwürdigsten Einschnitt in der cisjordanischen Bergkette, welchen seine für den Verkehr so günstige Lage und sein Naturreichthum zum Vororte des mittlern Palästina gestempelt hat.

Die Urstämme des Menschengeschlechts, welche die für die Epigonen, wie

*) Wir verdanken die nachstehenden interessanten Mittheilungen über das Leben in einer wenig bekannten palästinensischen Mittelstadt der Güte des Hrn. D. Rosen, k. preußischen Consuls in Jerusalem. D. Red.

Schiller ſagt, „denkende und dichtende“ Sprache ſchufen und ausbildeten, wurden bei dieſer Arbeit durch eine kindlich lebhafte Phantaſie unterſtützt, welche ſie zu ſo manchen, hernach in ihrem urſprünglichen Werthe vergeſſenen, bildlichen Bezeichnungen führte. Wie ihnen der einzelne Bergkegel ein aufrechtſtehender Mann war, der ſich uns noch durch Ausdrücke wie Berges-Haupt, -Nacken, Seite, -Fuß, bei den Orientalen ſogar Rockſchoß (etek) bekundet, ſo verglichen ſie den langgeſtreckten Berg mit einem großen Hausthiere, von welchem unſre Sprache u. a. die Kruppe, den Rücken, den Sattel und die Hörner bewahrt hat. Seltſam erſcheint uns nun die Auffaſſung der Alt-Kanaaniten, welche den, den Ebal vom Garizim trennenden Grund — wir würden Sattel ſagen — eine Schulter, Schkem, nennen, da er doch nicht nach einer, ſondern nach zwei Seiten von einem mächtigen Bergeshaupte überragt wird. Doch iſt dieſe Auslegung unbeſtritten, und wenn der Schulterſtadt, dem alten Sichem, ſchon durch den Namen eine Lage auf der Höhe des Sattels angewieſen wird, ſo deuten nicht weniger die Stellen in der Geneſis darauf hin, in welchen von dem Verkehr der Patriarchen in dieſer für ihre Geſchichte ſo wichtigen Gegend die Rede iſt.

Die heutige Stadt Nablus, im Laufe der Jahrhunderte eine halbe Stunde weit gegen die weſtliche Thalſenkung vorgeſchoben, verbarg ſich noch vor unſern Blicken hinter prächtigen Olivenpflanzungen, aber ſchon verkündigten Züge von Kameelen, Landleute, mit ihren Eſeln vom Markte heimkehrend, auch Gruppen von Städtern, welche im feſtlichen Schmuck — es war eben Freitag — ſich unter den Bäumen lagerten — ihre Nähe. Bei einer hoch aus dem Oſtabfall des Sattels, an einer Stelle, wo dieſer nur dreihundert Schritt breit iſt, hervorkommenden Quelle machten wir Halt. Dieſe Quelle, Ain Defna geheißen, iſt ein gewöhnlicher Frühſtücksort für morgenländiſche ſowol, als auch abendländiſche Reiſende, welche auf dem Wege von oder nach Jeruſalem durch die Gegend von Nablus ziehen. Orientaliſche Städte, welchen bekanntlich die Einrichtung unſrer Gaſthäuſer abgeht, bieten in der Regel nur wenig leicht zugängliche Erfriſchungen, und wenn noch dazu ihre Einwohner, wie dies zu Nablus der Fall iſt, in dem Rufe der Ungaſtlichkeit und Roheit gegen Fremde ſtehen, ſo vermeidet man gern ſie zu betreten und zehrt von mitgebrachten Vorräthen. Um über den Reſt des Tages mit mehr Freiheit verfügen zu können, folgten wir dem allgemeinen Beiſpiel; auch hofften wir während des Aufenthalts von unſern Packthieren überholt zu werden, welche mit Zelten und Zeltgeräth ſchwer beladen unter der Hut ihrer Führer zurückgeblieben waren. Wir hatten uns nämlich ſo eingerichtet, daß wir von der in läſtiger Weiſe bindenden orientaliſchen Gaſtfreundſchaft völlig frei waren, und

hofften unſere luſtigen Wohnungen an einem der vielen lieblichen Punkte, welche die Umgegend von Nablus darbietet, aufſtellen zu können.

Kaum war unſer Gepäck eingetroffen, als wir aufſtiegen, um den kleinen Reſt unſrer Reiſe zurückzulegen. Zwei einander gegenüberliegende Schluchten erweitern weſtlich von der Quelle den Sattel, und ebenda beginnt die herrliche Olivenpflanzung, durch welche unſer Weg bis zur Stadt führte. Die einheimiſche Sage verlegt den urſprünglichen Ort unter dieſe Bäume und allerdings beſteht der Boden daſelbſt aus mit vielen Füllſteinen untermiſchter Schutterde. Ein mühſam zuſammengetragener, jetzt altersgrauer Haufe jener Schutterde am Fuße des Ebal bezeugt durch ſeine Ausdehnung die Anſtrengung früherer Jahrhunderte, dieſen Ruinenboden für den Anbau zu erobern.

Wir waren der Stadt ſchon nahe, als die erſten Häuſer und Minarets uns durch die Zweige entgegenglänzten. Doch nun machte ſich eine andere Schwierigkeit geltend. Von unſerer Reiſegeſellſchaft war nur ich früher in Nablus geweſen, aber nicht lange genug um ſogleich einen von der Straße entlegenern Punkt für unſer Lager beſtimmen zu können, und die Olivenhaine im Oſten und Weſten der Stadt, unter welchen die Karawanen zu nächtigen pflegen, bieten für längeren Aufenthalt ſchon wegen der Entlegenheit des Waſſers große Unbequemlichkeit. In unſerer Verlegenheit bemerkten wir die hohen ſchattigen Bäume eines ſich an die nordöſtlichſten Häuſer der Stadt ſchließenden Gartens, an deſſen nur wenige Fuß hohen Steinzaun wir ſofort heranritten. Dort harrte unſer zunächſt ein unfreundlicher Empfang. Eine Anzahl arabiſcher Frauen und Mädchen, welche unverſchleiert in ihrer Haustracht, theils mit Kindern ſpielend, theils mit Handarbeit beſchäftigt, des Gartens genoſſen, fuhr bei unſerm Anblick erſchreckt auf, barg ſich vor unſern Blicken in einer Laubhütte und griff uns von da mit ſcharfen Reden an, aus welchen wir ſoviel verſtanden, daß wir verfluchten Ungläubigen uns aus der Nähe eines Harems wegſcheren ſollten. Wir ließen uns dadurch nicht abſchrecken, und auf unſer Zureden trat bald eine Alte, das ergraute Haar nach Landesſitte brandroth gefärbt, aus dem Verſteck hervor und erkundigte ſich nach unſerm Begehren. Wir trugen ihr den Wunſch, in dem Garten unſre Zelte aufzuſchlagen, vor, und verſchwiegen dabei nicht, daß es unſre Abſicht ſei für dieſe Erlaubniß hernach ein Bachſchiſch verabfolgen zu laſſen. Bachſchiſch, das Seſam thu dich auf aller orientaliſchen Herzen! Die Alte gedachte bei dem ſüßen Klange ſofort einer engliſchen Reiſegeſellſchaft, welche ebenſo in dem Garten campirt und ſich durch ihre thätlich bewieſene Erkenntlichkeit ein unvergängliches Denkmal in dem Gemüthern der Beſchenkten aufgerichtet hatte. Dieſe ihre Wohlthäter preiſend, bat ſie uns abzuſteigen und zeigte uns eine Stelle der Mauer, welche ſie el Bab, die Thüre, nannte, indem einzelne vorſpringende Steine in dem ohne Mörtel aufgeführten Baue die Möglichkeit nicht allzu-

schwierigen Ueberklimmens boten. Durch die Zuversicht der Alten ermuthigt, kamen nun auch allmälig die jüngeren Frauen und Mädchen, nicht mehr verschleiert als vorher, zum Vorschein und suchten, als die zu unsrer Gesellschaft gehörigen Damen die sogenannte Thüre nicht practikabel fanden, durch eigenhändiges Wegräumen einiger Steine die Schwierigkeit zu verringern.

Der Garten war von ziemlicher Ausdehnung und enthielt einen Quellbrunnen, von welchem die Alte uns mit einigem Selbstgefühl mittheilte, er heiße Bir el Umbia, der Prophetenbrunnen, weil alle Propheten aus den Kindern Israel sein Wasser getrunken. Hohe, prächtige Feigen- und Maulbeerbäume, untermischt mit dem zierlichen Laub der Oliven und dem reizenden Grün der Jujuben (Zizyphus spina Christi) vertheilten sich in lieblicher Unordnung über dem sanft gegen Süden ansteigenden Raume, welcher hier und da auch zum Anbau von Cussa, einer gurkenähnlichen Kürbisart, und von Tabak (dieser letztere in classischer Ordnung) benutzt war.

Nachdem wir auf einem wohlgehaltenen, gegen die heiße Sonne durch die dichtbelaubten Aeste einiger Feigenbäume geschützten Platze uns niedergelassen und einen Trunk aus dem kühlen Prophetenborn zu uns genommen, glaubten wir in unserer Wahl einen vorzüglichen Wurf gethan zu haben und ließen unter den hochstrebenden Zweigen eines Maulbeerbaums die Zelte aufschlagen.

Bald aber wurden wir auf einen Uebelstand aufmerksam. Das Grundstück am heiligen Brunnen zerfiel in eine Anzahl Duodezterritorien, deren eigentliche Häupter dem Freitag zu Ehren in den verschiedenen Kaffeehäusern der Stadt des Kefs mit gurgelndem Nargbileh genossen, während die Weiber und Kinder, gleichsam die Unterthanen, je die erbeigenthümliche Scholle behüteten. Es löste uns diese Entdeckung das Räthsel der großen Zahl dem schönen Geschlechte angehöriger Wesen, welche sich im Garten umhertrieben; eine Hoffnung des von ihnen ausgehenden Lärmes loszuwerden dagegen ließ sie nicht aufkommen. Daß man gegen Außen zu einem einigen Bunde gediehen war, hatten wir eben erfahren; im Innern aber herrschte die ärgste Uneinigkeit, welche sich fast unaufhörlich durch Zanken und Schreien Luft machte. Wie schön hätte die Idee eines Wetzlar sich in der Alten mit dem rothgefärbten Haar personifiziren lassen! Aber eine solche Idee war unter den barbarischen Gästen des Prophetenbrunnens nie aufgetaucht, und alle hier vertretenen Lebensalter befanden sich in eifrigem Zungengefecht, als durch das Gerücht von unserer Ankunft herbeigezogen, der älteste Sohn der Greisin, ein ernstblickender Mann über die Gartenmauer stieg, welcher durch wohl angebrachte Kraftausdrücke, namentlich „ja Kelbe!“ (du Hündinn) „ja Medjnunet!“ (du Wahnsinnige) welche er freigebig nach allen Seiten hinspendete, bald den Landfrieden herstellte.

Unterdeſſen waren unſere Zelte aufgeſchlagen worden und nahmen ſich inmitten des grünen Laubes ſtattlich genug aus. Wer nur in Europa gereiſt iſt und ſich da in Süd und Nord, Oſt und Weſt unwandelbar Abends durch einen vornehm friſirten Adonis hat auf ſeine Nummer leuchten laſſen, der kann ſich von dem Reiz des Zurückgehens auf Nomadenſitte keinen Begriff machen. Freilich hält ein Dach von gedoppelter Leinwand weder die Gluth der Sonne, noch die Kühle der Nacht, noch endlich die ſich gelegentlich erhebenden Winde in genügendem Maaße ab; aber die Unmittelbarkeit, mit welcher man alle Genüſſe der Natur in ſich aufnimmt, das ſteigende Wohlſein, die Folge des ſteten Aufenthalts in der friſchen Luft, überwiegt weit alle Schattenſeiten dieſes Lebens. Unſer Hauptzelt war auch geräumig genug: ſeine Mittelſtange hatte bei entſprechendem Umfange der Wände 15 Fuß Höhe, ſo daß mehrere Perſonen bequem darin verkehren konnten. Natürlich fehlte es auch nicht an Feldſtühlen, Feldtiſchen, Feldbetten, Teppichen, Polſtern und Geſchirr aller Art. Für die Küche war ein Abyſſinier engagirt worden, welcher in Frankreich die Kochkunſt gelernt zu haben vorgab, deſſen Bildung aber ſich nicht weit über das Wort msjé hinauserſtreckte, welches er, ſo oft man ihn Abdallah rief, mit ächtem Garçontone zum Beſten gab. Nachdem derſelbe auch ſein für arme Leute, wie ſolche uns umgaben, beſonders lockendes Geräthe aufgeſtellt, drängte ſich uns die Frage auf, ob auch wol in der civiliſirten Heimat vor einer Stadt von 18000 Einwohnern ein Fremdling für ſich und ſeine Habe hinter gewobenen Wänden auf ſoviel Sicherheit rechnen könne, wie wir vor dem verſchrieenen Nablus.

Unſer Grundherr ließ ſich nunmehr zum Beſuche melden, und wir empfingen den um den Landfrieden im Prophetengarten verdienten Mann um ſo lieber, als wir in ihm einen Repräſentanten der zahlreichſten Kaſte des Nabluſer Volks ſahen, des niedern Handwerker- und Arbeiterſtandes. Ein Proletariat kennen die paläſtinenſiſchen Städte nicht, und die Moralität der unterſten Sphäre ihrer Bewohnerſchaft ſteht unſtreitig höher, als die unſrer Beſitzloſen. In Beziehung auf Bildung dagegen mögen beide eine Stufe einnehmen; auch unſer Ahmed war ein Weſen von höchſt beſchränktem Geſichtskreiſe. Er bat zunächſt um Verzeihung, daß die Weiber unſre Ohren durch ihr Gezänke zerriſſen. „Es ſind eben Weiber," ſagte er, „und Sie wiſſen, was das bedeutet. Wenn wieder eine mukſt, werde ich ſie todtſchlagen." — Plötzlich fiel ihm ein, daß die Volksmenge, welche ſich um uns anzugaffen um den Garten geſammelt hatte, uns läſtig ſein könne, und ſo donnerte er, ſeine Rede an uns unterbrechend, das Publicum auf dem Steinzaun an: „Seid ihr Juden, ihr Schweine, ſeid ihr Chriſten, ihr Hunde? Was iſt an dieſen Leuten zu ſehn? es ſind Menſchen wie ihr! Wollt ihr, Gottesleugner, gleich von der Mauer herunter?" u. ſ. w. Dann, in ruhigem Tone

ſich wieder an uns wendend, fuhr er fort: „Ja todtſchlagen will ich die Sau. Denn das Verdienſt iſt knapp, und die Franken, die hier früher nächtigten, haben ſich ſehr erkenntlich gezeigt.“ — Ich erfuhr ferner von ihm, daß er in einer weſtlich an den Garten ſtoßenden Fabrik von Schläuchen aus Ziegenhäuten arbeite, deren Vorhandenſein in unſrer nahen Nachbarſchaft mir einen von Zeit zu Zeit durch die Luft ziehenden Loheduft erklärte, welchen ich bis dahin mit der Prophetenſtätte nicht hatte in Einklang bringen können. Seinen jüngern Bruder nahmen wir auf ſeine Empfehlung als Laufburſchen in Dienſt, und waren im Allgemeinen mit ſeinen Leiſtungen zufrieden, obwol ſein einfältiger Vorwitz uns bisweilen ungeduldig machte. Er hieß Muhamed, wurde aber ſeiner großen Ohren wegen im Volke nur Abu Dan, Vater der Ohren, genannt. Auch daheim würde ſeines Gleichen der Spitzname Langohr zieren.

Was ich hier von den Worten unſres Grundherrn angeführt habe, mag die Roheit zu charakteriſiren dienen, welche ſich überall im Verkehr des gemeinen Volks von Nablus bemerklich macht. Dieſelbe iſt auch im Vergleich zu den übrigen größern Orten des Landes auffallend. Sobald die Unterhaltung warm wird, was ungemein leicht zu geſchehen ſcheint, hört man in ſtaunenswerther Fülle Scheltworte, wie Akrut und Muarras (Kuppler), Hund, Schwein, Eſel, Chriſt, Jude und in ſeltnern Fällen Samaritaner geben und wiedergeben; freilich ohne viele Wirkung, da der zu häufige Gebrauch hier die Schärfen abgeſtumpft hat. Der Ausdruck jen'al abûk, Gott ſoll deinen Vater verfluchen! iſt bei keiner emphatiſchen Rede zu entbehren. Wie wenig man ſich aber auch dabei denkt, bewies mir die Unterhaltung eines zärtlichen Vaters mit dem von ihm auf dem Arme getragenen Söhnlein, welche ich eines Tages auf den Straßen von Nablus hörte. Jen'al abûk! ſagte neckiſch der Alte; la jen'al abûk enti! nein dein Vater ſoll verflucht werden! erwiderte lallend der Säugling.

Um uns des Beſuches zu entledigen, ſchlug ich meinen Gefährten einen Spaziergang vor, der uns nach dem Fuße des Garizim führen ſollte. Von keinem der Gegend kundigen Führer begleitet, fanden wir aus dem Olivenhain den Berg hinauf keinen Weg, ſo daß wir uns öſtlich wandten und in wenig mehr als einer Viertelſtunde an einen Weli gelangten, den wir ſchon von Ain Defna aus mit ſeinen zierlichen Kuppeln, umgeben von üppigem Grün, in der Garizim-Schlucht hatten auftauchen ſehn. Ein Knabe von etwa 13 Jahren, welcher die Stelle des abweſenden Hüters vertrat und an der offnen Thüre ſaß, verwehrte uns den Eintritt nicht, beſtand aber mit großer Entſchiedenheit darauf, daß wir, bevor wir auch nur die Marmorplatten des Vorhofs beträten, unſre Schuhe ausziehen ſollten. Nachdem wir dieſer Förmlichkeit genügt hatten, konnten wir den aus mehreren Gemächern beſtehenden

Bau mit aller Muße durchforſchen. Wir bemerkten darin eine Anzahl weißgetünchter Gräber in der Form von rohen Sarkophagen: eine Inſchrift trug keins derſelben und auch der kleine Wächter wußte uns nur davon anzugeben, daß ſie die irdiſchen Reſte von Scheichs und Heiligen unbekannten Namens enthielten. Viele anſcheinend ſehr alte Gräber umgeben auch äußerlich den Bau, ſowol innerhalb als auch außerhalb der Einſchlußmauer. Die Stätte führt den an unſre Styliten erinnernden Namen Ridjâl el Amud, die Säulenmänner, und gilt bei den Muhamedanern als der Begräbnißplatz vieler jüdiſcher Propheten. Die Samaritaner verſichern dagegen, daß dort Jakob die aus Meſopotamien mitgebrachten Götzen vergraben habe. Als wir den Rückweg antraten, rief uns der kleine Hüter ein mubârak „ſei's geſegnet" zu, gleichſam zu dem durch die vollbrachte Wallfahrt erworbenen Anſpruch auf die ewige Seligkeit Glück wünſchend.

Bei den Zelten eingetroffen, fanden wir unſere Mahlzeit bereitet. Als Deſſert dienten uns dabei Waſſermelonen und Aprikoſen, welche verſchiedene Perſonen als Geſchenke dargebracht hatten. Es iſt dies eine im Orient verbreitete feinere Art der Bettelei, indem für eine ſolche Gabe der doppelte Werth in Geld als Gegengeſchenk verabfolgt werden muß. Auch hier ſaßen die Geber, der Kleidung nach zu urtheilen, arme Leute und wahrſcheinlich Verwandte des Grundherrn, eine ſchweigende, hungrig blickende Gruppe, in einer gewiſſen Entfernung von dem Zelt auf dem Boden, das Ergebniß ihrer Speculation erwartend. In Berückſichtigung des immerhin unſichern Erfolges hatten ſie ſich zu unſerm Bedauern an das Billigſte gehalten, welches auch in Nablus nicht das Beſte zu ſein pflegt.

In der Stadt mußte inzwiſchen die Nachricht von der Ankunft einer Geſellſchaft Frendjis die Runde gemacht haben. War ſchon früher ein ſtets anwachſender Schwarm turbulenter Straßenjugend erſchienen, ſo hatten ſich jetzt auch die geſetzteren Lebensalter anlocken laſſen und krönten die den Garten ſüdlich überragenden Schutthügel. Von dem nächſten herab rief mit heiſerm Gewimmer eine Reihe Ausſätziger die fingerloſen Hände in die Höhe haltend, unſre Barmherzigkeit an; auf den ferneren ſaßen Geſellſchaften älterer Männer, welche die Lücken der Unterhaltung mit Tabakswolken füllend uns zum Gegenſtande ihrer Betrachtungen machten; endlich in dem Garten ſelbſt hockten in bunten Gruppen unter den Bäumen die Nachbarinnen und Baſen der Eignerinnen.

Die Sonne war eben im Begriff unterzugehn, als eine Reſpectsperſon der Stadt, der Kodjabaſch der einheimiſchen Proteſtanten, d. h. der Deputirte dieſer Confeſſion bei dem, dem Statthalter zur Seite ſtehenden Municipalrathe, nebſt den Gemeindevorſtehern mir einen Beſuch machte. Der Kodjabaſch, Chawadja Daud Tannus, ein geborner arabiſcher Grieche, welcher vor

neun Jahren zum Protestantismus übertrat, war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, in dessen scharf geschnittenen Gesichtszügen sich wol Intelligenz, aber noch mehr Schlauheit lesen ließ. Eine unter dem schwarztuchnen Oberkleide wegen der körperlichen Fülle über Gebühr hervortretende Sutane von golddurchwirktem Seidendamast stach durch das helle Rosa ihres Grundtons eigenthümlich von dem schwärzlich braunen Antlitz ihres Inhabers ab, welchem außerdem zwei Shawls, der eine als Gürtel und der andre als Turban getragen, das Ansehn der Wohlhabenheit gab. Seine Begleiter, unter denen er mir einen verkommen aussehenden jungen Menschen als seiner Schwester Tochtermann und vom preußisch englischen Bischof zu Jerusalem besoldeten Gemeindeschullehrer vorstellte, waren in der gewöhnlichen Tracht morgenländischer Handwerker. —

Nachdem er der Sitte gemäß uns sanfte Vorwürfe gemacht, daß wir unter Zelten wohnten, während wir doch ein eignes Haus — er meinte das seinige — in Nablus besäßen, und wir unter allen andern Häusern des Orts das beste aussuchen könnten (Here houses many, erklärte der Schulmeister, welcher schon längst auf eine Gelegenheit gewartet hatte, seine Bekanntschaft mit der englischen Sprache zu dokumentiren), drückte er uns seine Verwunderung aus, daß wir gerade da unser Lager aufgeschlagen, inmitten armer Leute, durch Zanksucht und unanständiges Betragen ausgezeichneter! Wie sollten die vornehmen Muhamedaner, die uns doch sicher Ehrenbesuche zu machen beabsichtigten, dort zu uns gelangen, wie sollten sie über die Mauer steigen bei dem dreifachen Hinderniß, der Würde, den langen Kleidern und der Wohlbeleibtheit? (Nakib very fatt, erklärte der Schulmeister). Ich konnte ihm nicht Unrecht geben, und da uns weiter in Aussicht gestellt wurde, daß wir, um von dem Prophetengarten zur Stadt zu gelangen, jedesmal von einer langen Reihe aussätziger Bettler gleichsam Wachtparade würden abnehmen müssen, so beschlossen wir ernstlich baldmöglichst einen besser gelegenen Lagerplatz aufzusuchen.

Der Kodjabasch kam nunmehr auf den eigentlichen Zweck seines Besuchs. In längerer Rede hub er an, uns den vortrefflichen Zustand der Gemeinde im Geistlichen zunebst dem elenden im Weltlichen zu schildern, und bat sodann um unsere Vermittelung den protestantischen Bischof zu Jerusalem zur Remedur zu bewegen. Der eigentliche Sinn dieses Wunsches entging mir so wenig wie irgend einem meiner Leser; doch verbarg ich mein richtiges Verständniß und antwortete, ich sehe wol ein, daß die Gemeinde ohne Hirten nicht bestehen könne, und vielleicht lasse der Bischof sich bewegen ihnen einen Missionar als Geistlichen zu senden. Gegen diese ideale Auffassung seiner Worte verwahrte sich aber der Kodjabasch nachdrücklich. „Was soll uns“ rief er aus, „ein Missionar, ein Engländer, der nie ordentlich arabisch lernt, aber um so

eifriger darauf sieht, daß Niemand je bei seiner Predigt fehle? Neues kann uns ein solcher Mann nicht sagen, da wir durch die göttliche Gnade auf dieselbe Grundlage der ewigen Wahrheiten wie er geleitet worden sind, und wenn er es nur mit Fehlern gegen Grammatik und Redebrauch vorbringt, die der Araber einmal nicht vertragen kann, so läuft der Unterschied darauf hinaus, daß er dasjenige, was wir uns selber besser sagen können, in ungenießbarer Form aufträgt. Den Burschen da (auf den Schulmeister weisend), sollten Sie einmal hören, der hält Gottesdienst trotz einem Bischof (I ... prayers ... and ... preaching, bestätigte, in freudiger Verlegenheit der schwesterliche Tochtermann) und genügt für unsere geistigen Bedürfnisse vollkommen. Was soll uns ein Missionar, da wir ihn und die Bibel haben? Aber eine reelle Aufhülfe ...“ „Missenary no necessary, money necessary,“ beschloß erklärend des Ohms Rede der kleine Schulmeister.

Wir lehnten den uns zugemutheten Auftrag ab, was durchaus kein Befremden zu erregen schien. Es war gewiß nicht das erste Mal, daß diese Gemeinde sich vergebens Geld er- und einen Geistlichen verbeten. Mit Theilnahme hörten wir dagegen, was uns über die kleine Schule mitgetheilt wurde, und nahmen eine Einladung sie zu besichtigen gern an. Von kommenden Generationen lassen sich vielleicht Frücht des redlichen Eifers der anglikanischen Mission erwarten, welche bei der in Eigennutz verkommenen gegenwärtigen zu suchen die bisherigen Erfahrungen verbieten. —

Wir hatten durch unsern Dolmetscher den Kaimakam (Distrikts-Gouverneur) von Nablus von unserer Ankunft benachrichtigen lassen, und derselbe sandte noch denselben Abend zwei seiner Cavassen, welche zu unserm Schutze bei den Zelten wachen sollten. Gegen von unsres Gleichen ausgehende böse Anschläge waren wir damit um so mehr gesichert, die Störungen der Thierwelt dagegen wurden dadurch nicht beseitigt. Eine freie Stelle in dem nahen Olivenhain diente als Schlachtplatz und nicht gar weit von da lagen die irdischen Reste eines Kameels — Anlässe genug zu Kämpfen zwischen Schakalen und Hunden, welche letzteren durch ihr Bellen auch ihre Artgenossen in und an dem Prophetengarten in die höchste Aufregung versetzten. Unser Entschluß keine zweite Nacht daselbst zuzubringen, gedieh auf dem unerquicklichen Lager zur völligen Reife.

Schon bald nach Sonnenaufgang (den 1. Juli) unternahmen wir daher einen Spaziergang nach der schönen Quelle Ras-el-ain (Quellenhaupt), woselbst wir einen angemessenern Lagerplatz zu finden hofften. Die beiden Aghas welche der Kaimakam uns zur Verfügung gestellt hatte, begleiteten uns; es waren junge Männer von 20 bis 25 Jahren von angenehmer Gesichtsbildung höflichen Manieren und an Festtagen sogar eleganter Kleidung. Der Weg, welchen sie uns führten, läuft den der Südseite der Stadt sich anschließenden

Gärten entlang, aber so viel höher an der hier steil aufsteigenden Bergwand, daß sich uns überall auf das reiche Thal und die Stadt eine entzückende Aussicht darbot. Auf die Sohle dieses Thales reicht Nablus nur an einer Stelle in den östlichsten Quartier hinab; der ganze Rest liegt auf dem fast regelmäßig abgerundeten Fuße des Aarâk, eines Vorsprungs des Garizim, und in der Erweiterung, welche diesem Fuße durch die westwärts sich absenkende Schlucht des Quellenhauptes zu Theil wird. Während demnach die südnördlichen Querstraßen ziemlich steil abfallen, stellen die ostwestlichen Längstraßen die untersten Terrassen des Bergabhangs dar, welche sich durch die oberhalb der Stadt befindlichen Parallelen viel steiler fortsetzen. Unser Weg, selber eine dieser höheren Parallelen, diente zugleich als Wasserleitung für die große Quelle, welche mittels einer sorgfältig gehaltenen Steinrinne alle unter ihr liegenden Gärten überrieselnd, bis zum östlichen Stadttheile gebracht wird.

Je mehr wir uns dem tief in die Schlucht zurücktretenden Ras-el-ain näherten, um so mehr erweiterte sich die Gartenlandschaft vor der Stadt, und um so reicher und dichter wurde das Grün der Bäume. Die Quelle selbst, eine der mächtigsten in Palästina, kommt durch zwei anscheinend sehr alte, aus großen gehauenen Steinen zusammengesetzte Kanäle zum Vorschein, nach einer alten Sitte dieses Landes, welche den wirklichen Quellort gegen Verunreinigung und Entheiligung zu schützen gebietet. Die hohe Lage über der Stadt und die nach zwei Seiten sie überragenden felsigen Abhänge geben ihr einen besondern Reiz.

Von der Quelle brachten uns die Aghas auf eine über ihr und dem Anfange der Wasserleitung gelegene Gartenterrasse, wo wir im Schatten ausruhn und der Aussicht genießen sollten. Der Raum zog sich, 25 bis 40 Schritt breit auf 400 Schritt Länge über dem Weg, welchen wir gekommen, den Abhang entlang und bildete eine ebene Fläche, welche offenbar durch Abschlagen des Gesteins an der Bergseite, Aufbauen desselben an der Thalseite und Ausfüllen des Zwischenraums mit Humus hervorgebracht worden war — der Aarak kann in der That als ein Muster der alten Terrassencultur von Palästina gelten. Eine Menge in der Bergseite ausgegrabener Höhlen waren vielleicht die Erbbegräbnisse der alten Besitzer, haben aber wegen der Lockerheit des Gesteins ihre ursprüngliche Gestalt nur in wenig Fällen bewahrt. Eine Einfriedigung durch ohne Mörtel über einander gelegte Steine sahen wir blos ostwärts, sonst bildet der aufsteigende oder absteigende Abhang selbst die Grenze. Von der Tiefe des Humus zeugten weitschattende Juglans regia, welche mit den hier zu hohen Bäumen gedeihenden Mandeln und Maulbeeren, den Aprikosen, Feigen, Pflaumen und Oliven, endlich dem reizenden Gebüsch der Granaten, der Rosen und des Sumach den Schmuck des unbewässerten Theils dieser Bergseite bilden.

Fast alle diese Baum- und Strauchgattungen mit manchen andern untermischt, wiederholen sich in den untern bewässerten Gärten, auf welche wir wie auf einen Wald hinabblickten. Und welch ein Wald, welche mannigfaltige Schattirungen des Laubes vom gelblichen Grün des Citronengebüsches bis zu dem schwärzlichen der ulmenähnlichen Celtis, welche hier und da ihre schöne Laubkrone auf grau weißlichem graziösen Stamme hoch über die edlern Schwestern erhebt. Die festgeschlossenen Laubkuppeln der Pomeranzen, welche hier eine erstaunliche Höhe erreichen, neben den sparrigen braunen Aesten und dem prächtig glänzenden Grün der Maulbeere, dem matten Silbergrau luftiger Olivenwipfel, endlich einzelnen Palmen, Schinus und andern durch ihre Form ausgezeichneten seltenen Baumarten bilden mit den vorgenannten ein Ganzes von unbeschreiblicher Wirkung. Die Stadt selbst mit ihren hochgebauten Steinhäusern mit zierlichen Fenstererkern, Kuppeln und Arkaden, mit ihren Moscheen und Minarets schimmert weiß gelblich zwischen diesem nähern und dem ferneren Gartenwalde der Thalsohle hervor, hinter welchem letzteren sich in kühn geschlungenen und bisweilen von starren Felspartien unterbrochenen Linien der gewaltige Ebal erhebt. Das matte Grün der Opuntiengärten, welche sich in der Nähe der Stadt bis zu halber Höhe des sonnigen Abhangs hinaufziehn, verschwindet fast in der Entfernung, und so stellt sich vor dem goldig bräunlichen, einfach großartigen Hintergrunde die weiße Stadt in dem sie umgebenden und vielfach in sie eindringenden Grün als ein im Lande Kanaan einziges Bild dar, welches unwiderstehlich unser Auge fesselte.

Der Entschluß hier zu bleiben war demnach bald gefaßt, und wir trugen dem gewandteren der beiden Aghas — er führte den Beinamen el Hillu „der Süße", welcher seinen eigentlichen Namen völlig verdrängt zu haben schien — auf, mit dem Eigenthümer wegen der Benutzung seines Grundes Rücksprache zu nehmen. Er stellte sich, als verstände er uns nicht; denn auch in dieser Weise bezeugt man im Morgenlande Respect und Höflichkeit; und erst nachdem ihm der Auftrag wiederholt worden, rief er befremdet aus: den Hund um Erlaubniß fragen? zu welchem Zwecke? Sie haben nur zu bestimmen, wo die Zelte stehen sollen, und das ist alles! Niemand wird sich unterstehn, dagegen einzureden." — Er hatte Recht; der Grundherr, ein schlichter muhamedanischer Handwerker der Stadt, ließ sich uns nicht einmal in jener seiner Eigenschaft vorstellen, und wir bemerkten ihn nur hier und da in Gesellschaft unsrer Leute, denen er gegen Theilnahme an ihrem Mittagsbrode hilfreiche Hand leistete. Auch bei unsrer Abreise zeigte er sich mit einem kleinen, ihm dargebotenen Geldgeschenke höchst zufrieden; war es doch die Polizei des Kaimakam, welche uns die Honneurs seines Berggartens machte.

Es mußten nun die Zelte mit ihrem mannigfaltigen Zubehör, alles was

Tags zuvor mühsam ausgekramt worden war, nach der neuen Lagerstelle hinaustransportirt werden. Die Klugheit hätte wol von uns erheischt, diese Arbeit selbst zu überwachen, aber der Zauber des Ortes widersprach zu mächtig. Wie hätten wir die dort wehende freie Bergluft, das Plätschern der Quelle, den Blick auf die im Sonnenschein glänzende Landschaft hingeben können, um von den privilegirten Bettlern des Orts, den unersättlichen Aussätzigen, beständig angerufen, zwischen widerwärtigen Weibern und schmutzigen Kindern vielleicht noch Stunden lang auf dem staubigen Schuttboden des Prophetengartens zu weilen? Wir hatten einen erprobten muhamedanischen Diener bei uns, welchem wir die nöthigen Anordnungen überließen. An hilfreichen Händen konnte es, da Abu Dan zu den unsern zählte, nicht fehlen. Die Operation gelang vollkommen, und in überraschend kurzer Zeit sahen wir uns wieder von allen den Comforts umgeben, deren Genuß uns bei der Abreise von Jerusalem als wünschenswerth erschienen war.

Noch waren die Zelte nicht aufgestellt, als ein Bursche von 12 bis 13 Jahren heränkam, um uns im Auftrage des Schulmeisters nach der Schule abzuholen. Die Zeit war sehr ungünstig gewählt, und wir lehnten ab, worauf sich der kleine Sendbote betrübt zurückzog. Wenn wir die Anstalt für eine solche hielten, die man zu jeder beliebigen Stunde besichtigen kann, so war das ein ihr gemachtes Compliment, welches, wie wir bald bemerkten, nicht gewürdigt wurde. Nach weniger als einer halben Stunde erschien der arme Junge im Schweiße gebadet wieder mit dem Auftrage, bestimmt die Zeit zu erfahren, wo wir an demselben Tage unsern Besuch machen würden. Er trug dies Anliegen mit so ängstlichen Mienen vor, daß wir für ihn eine Brutalität des kleinen gelbblassen Mannes befürchteten, falls er mit einer ausweichenden Antwort heimkehrte, und unsern Besuch auf eine frühe Nachmittagsstunde zusagten. Weshalb es dem Lehrer so wichtig war, die Zeit des Besuchs voraus zu kennen, wurde uns erst später klar und soll seiner Zeit mitgetheilt werden.

Eine kleine Weile darauf wurde uns der Kaimakam angemeldet — nach orientalischem Gebrauche besuchen nämlich, sofern nicht große Standesverschiedenheit eine Ausnahme bewirkt, die Ansässigen den Ankömmling zuerst. Wir hatten während der wenigen Tage unsres Aufenthalts im Berglande Samariens diesen Mann schon soviel loben hören, daß wir begierig waren, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er erschien auf einem prächtigen Grauschimmel mit wenig zahlreichem Gefolge im Gegensatze zu der Mehrzahl seiner Collegen, welche vornehmlich bei Europäern wo möglich mit einer Legion Tschibuktschis und sonstiger Repräsentanten des privilegirten Müssiggangs zu prunken beflissen sind. Er ist ein Mann von edlen, gewinnenden Gesichtszügen, wol kaum 45 Jahr alt, aber früh ergraut, was häufig die Folge langen Aufenthaltes in heißen ungesunden Gegenden ist. Es schien

ihm zu gefallen, von mir in seiner Muttersprache, der türkischen, angeredet zu werden, und die Unterhaltung nahm bald einen vertraulichen Charakter an. Ich erfuhr von ihm, daß er, ein geborner Rumelier, früh nach Aegypten gekommen und bei Muhamed Ali in Dienste getreten sei, daß er unter diesem einsichtigen Regenten und seinen beiden ersten Nachfolgern viel Gutes genossen habe, aber von dem jetzigen Vicekönige, dem kindischen Saïd Pascha, ohne besondere Veranlassung seines Amtes entsetzt worden sei. Diesen letzteren betrachtete er als den muthwilligen Zerstörer des Werkes seines Vaters; dennoch schien er der ägyptischen Verwaltung in ihrem dermaligen Zustande des Verfalls vor der türkischen den Vorzug einzuräumen.

Ein türkischer Beamter, welcher nicht allein über den Zustand seines Vaterlandes nachdenkt, sondern auch seine Meinung auszusprechen wagt, ist eine so seltene Erscheinung, daß ich gern gleich den größtmöglichen Nutzen daraus gezogen hätte. Aber nothwendige Geschäfte riefen den Kaimakam zurück und ich mußte meinen Wunsch, das Gespräch fortzusetzen, auf eine andere Zusammenkunft verschieben. —

Ich hatte gehofft, bei unserm Besuche in Nablus irgend welche Aufzeichnungen über die mittelalterliche Geschichte der Stadt und Umgegend zu entdecken, indem bekanntlich nach der Vernichtung der Samariterherrschaft durch die byzantinischen Kaiser nur die Hauptbegebenheiten, und auch diese nur gelegentlich der allgemeinen Geschichte von Palästina in den vorhandenen Quellen erwähnt werden. Ein ebenso sehr in dem Rufe der Gelehrsamkeit wie der Frömmigkeit stehender Scheich zu Jerusalem hatte mir zu dem Ende auf meine Bitte Empfehlungsbriefe an die vornehmsten Ulemas von Nablus ausgestellt, welche denselben gleich nach unsrer Ankunft überreicht worden waren. Den dünkelhaften Glaubenshäuptern einer altmuselmännischen Stadt war somit ebenfalls die Verpflichtung aufgelegt worden, uns Ungläubigen und Ausländern den ersten Besuch zu machen. Sie erschienen noch an demselben Vormittage, eine Schaar von 16 bis 18 blendend weißen Turbanen, voran auf bequem gesattelten Rößlein, in Schwarz, in Hellgrün und in Rosa gekleidet, der Nakyb el Eschraf (das Haupt der Nachkommen des Propheten), der Mufti der Hanifiten und der Kadhi, hinter welchen der übrige Troß zu Fuß den Berg hinankeuchte.

Ein so zahlreicher Besuch von Männern, welche Verachtung der Christen gleichsam amtlich zur Schau tragen müssen, nahm uns mit Recht Wunder. Es waren dieselben, welche nach der Publikation des Hatti Humajûn, über die Bedeutung dieses Humbug sich täuschend, ein Edict erlassen hatten, des Inhalts, daß, nachdem die Kopfsteuer, d. i. der von den Christen für Benutzung des wichtigsten Theils ihrer irdischen Leiber jährlich zu erlegende Pachtzins, abgeschafft worden, jeder Muslem das Recht, ja die Pflicht habe

seinen christlichen Nachbar todtzuschlagen. Wir erfuhren später, daß die vorerwähnten drei Häupter, je von der Pflicht gedrängt und die üble Nachrede der beiden andern fürchtend, zusammengetreten waren und dann alle Uebrigen zur Theilnahme an der Expedition aufgefordert hatten. So blieb denn in der That Niemand in der Stadt, der vor dem in der Moschee versammelten Volke e pulpito seinen Zelotismus an dem Beispiele der andern, zu den fremden Gottesverläugnern laufenden, herausstreichen konnte. So klug ist man in Nablus.

Und dennoch gibt es Zweifler an der der guten Stadt zu Theil gewordenen Intelligenz. Auch der mir befreundete Scheich von Jerusalem gehört zu ihnen; derselbe schien den Ort sogar als eine Art Schilda anzusehen, wo überhaupt Bücher zu suchen Thorheit wäre. „Geographische und historische Werke," äußerte er, als er mir die von ihm verfaßten Empfehlungsbriefe übergab, „kann zwar mancher Pinsel schreiben, und der Werth des wirklich Gelehrten bemißt sich nur nach seinen scholastischen Productionen. Doch lassen sich selbst jene bei den Bewohnern von Nablus nicht erwarten. Dieselben stehen mit Recht im Morgenlande im Rufe schwachen Hirns. Schon ihre Vorfahren verkannten in ihrer Einfalt die Träger der nachmosaischen Offenbarung, und nie hat das Gebirge einen bedeutenden Mann erzeugt. Ihre Theologen und Rechtskundigen," schloß er, „gefallen mir nur in dem einen Falle, daß sie Seife kochen."

Dies harte Urtheil war mir gegenwärtig, als ich die gemessenen, nach Rang und Würde die schmale Steintreppe der Terrasse hinaufsteigenden Efendis empfing. Das Zelt faßte den Haufen nicht, und ich schlug demnach vor, im Schatten eines großen Nußbaums Platz zu nehmen, wo rasch zwei kleine Teppiche der Art, welche man im Morgenlande Seddjâdeh, Bettteppich, nennt, ausgebreitet wurden. Die drei Führer nahmen auf dem einen Platz, der ganze Rest auf und an dem andern als lebendige Illustration des Vordersatzes von Sadis berühmten Spruche: Zehn Derwische finden auf einem Teppich Raum; zwei Kaiser auf dem Erdboden keinen. — Die Kosten der Unterhaltung wurden ausschließlich von dem weniger besetzten bestritten.

Was aber diese Unterhaltung anbetrifft, so war sie im Allgemeinen von der Art derer, welche nur vieljährige Gewohnheit orientalischen Umgangs genießbar machen kann —, jede Frage ein fälliger Wechsel auf eine vorher bekannte stereotype Antwort, welche ein Interesse des Fragers weder voraussetzt, noch sich darum kümmert, kurz die Herrschaft der conventionellen Phrase auf ihrem Höhenpunkte. Wieder und wieder erkundigt sich solch ein unverfälschter Sohn des Ostens nach dem Befinden seines Interlokutors, er würde aber erschrecken, wenn er eine andere Antwort vernähme als etwa: „Allah behüte dich!" — Man gibt die Frage zurück und erhält die Antwort: „Allah schenke

dir langes Leben!" Man bestellt Grüße von einem entfernten Freunde und vernimmt als Dank: „Gott grüße dich!" Man fragt nach dem Zustande der Provinz unter dem neuen Gouverneur, nach Ortschaften, in denen vor Kurzem Aufstand geherrscht, Antwort: „Sie sind in der Hut Allahs!" — Ein solches Gespräch hat den Vortheil, nicht zu compromittiren, sowie auf der andern Seite die der Regel nach in ihm bezeugte maßlose Freundlichkeit nicht verpflichtet. Der alte Kadhi behauptete, seit 23 Jahren in den intimsten und reellsten Geschäftsverbindungen — er widmet seine Mußestunden der Seifenfabrikation — mit mir zu stehen; der alte Nakyb versicherte, daß er die Freundschaft für mich von Vater und Großvater ererbt habe, und der alte Mufti machte ein Gesicht, als ob er dies nicht blos glaubte, sondern auch für etwas höchst beneidenswerthes hielte!

Doch gab es einen Gegenstand, welcher die Gemüther dieser Männer „dahinten weit in der Türkei" wirklich bewegte, so daß sie vor ihm die gleichgültige Redensart zu Boden fallen ließen, nämlich das eben damals stattfindende Aufeinanderschlagen der Völker im fernen Westen. Sie waren Kinder gewesen, als der große Oheim auch in Palästina seinen Namen Abu Lion selbst den rohen Landbewohnern geläufig machte, und sie hatten durch übertriebene Gerüchte von den spätern Thaten des dämonischen Mannes, der die Reiche Europas zu Boden trat, vernommen. Was Wunder, daß sie von dem Unterliegen Oestreichs im Voraus in einer für unser deutsches Gefühl verletzenden Weise überzeugt waren, daß sie den Neffen als eine andere Avatare desselben unsaubern Geistes betrachteten, welche, nachdem der letzte orientalische Krieg den Osten dem Westen bedrohlich näher gerückt, sie unmittelbar berührte. „Wenn", das war ungefähr ihr Raisonnement, „jene ungläubigen Völker sich in ihrer Raufluft einander zu Grunde richten, so zeigt sich darin die gerechte Strafgewalt Gottes, vor der wir uns gern beugen. Wie aber, wenn der Krieg nicht zur allseitigen Erschlaffung, sondern zur Uebermacht der einen oder der andern christlichen Nation führt? Und wenn das Strafgericht sich auch auf das halbungläubige Regiment zu Constantinopel erstreckt? — Wird der französische Kaiser dem Sultan verstatten, neutral zu bleiben? und werden die Franzosen, wenn die Pforte sich ihnen in die Arme wirft, weniger auf alle Verhältnisse drücken, als vor 3 Jahren, wo es in der Türkei hieß, die russische Hölle sei doch besser, als das französische Paradies?" —

Es ließ sich hiergegen nicht viel einwenden, auch lag es nicht in unserer Absicht, auf Kosten der Wahrheit die guten Aussichten der Pforte herauszustreichen. Unsere Antworten waren daher im Wesentlichen nur darauf berechnet, weitere Meinungsäußerungen hervorzurufen, und wir fanden diese Leute, welche eben noch allen Aufschlüssen über ihre Provinz mit so viel Aengstlichkeit ausgewichen waren, über Erwarten freimüthig, sobald es sich von ihrer

Regierung handelte. Sie urtheilten einstimmig, daß die türkische Verwaltung während des und nach dem russischen Kriege sich um ein Bedeutendes verschlechtert habe und daß dies allen Klassen der Gesellschaft peinlich fühlbar sei; aber für den Sultan im Gegensatze zu den Organen seiner Regierung äußerten sie eine vertrauensvolle Ergebenheit. „Efendina (unser Gebieter)", hieß es, „ist der Fürst der Gläubigen, und sich ihm widersetzen ist religiöser Frevel. Wollte er nur seine dreitausend Paschas, die Blutegel des Reichs, sammt und sonders henken lassen, so würden alle Herzen ihm zufließen. Sind doch die Empörungen nie wider ihn, sondern lediglich gegen die ungerechten, unersättlichen Paschas gerichtet!"

Die Ereignisse gehen schnell im 19. Jahrhundert, und auch im Orient fangen Ideen und Thaten den Kaftan und die Pantoffeln abzulegen an. Jetzt, wo, trotz dem Verbot, darüber zu reden, die ungeheuerlichen Nachrichten von dem Complott zu Constantinopel alle Lippen in Bewegung setzen, würden meine Freunde wol kaum noch dreitausend Galgen mit je einem baumelnden Pascha genügend finden, das goldene Zeitalter des osmanischen Chalifats zurückzubeschwören. Vorläufig freute es uns, sie in so zuversichtlicher Stimmung entlassen zu können.

Der Bundestag und Schleswig-Holstein.

2.

Am 4. Februar brachte Hannover zur Sprache: wenn der Ausschußantrag genehmigt würde, müsse man auch dafür sorgen, daß die dänische Regierung nicht weiter fortfahre, auf der rechtswidrigen Basis zu handeln, namentlich keine neuen Gesetze ꝛc. durch den Reichsrath beschließen lasse, die auch auf die Herzogthümer Anwendung finden sollten; die Umstände erforderten, daß dies sogleich geschehe; denn die dänische Regierung scheine nicht von selbst einhalten zu wollen. Die Haltung des Ministeriums vor dem Reichsrath bekunde, daß die Thätigkeit des Reichsraths bezüglich der Herzogthümer keine Unterbrechung erleiden solle, vielmehr scheine sich die Regierung zu beeilen, die Zeit bis zur Fassung des Bundesbeschlusses zur Förderung von Interessen und Wünschen des Landes Dänemark auf Kosten der Herzogthümer und zur Erschwerung

einer Aenderung zu benutzen; dies zu dulden entspreche weder der Würde noch dem Interesse des Bundes. Es werde deshalb beantragt: die B.-V. wolle gleichzeitig oder sofort nach dem Beschlusse von der königl. dänischen Regierung verlangen, daß dieselbe bis dahin, wo sie die Forderungen des Hauptbeschlusses erfüllt habe, davon abstehe, neue Gesetze, Verfügungen und Geldauflagen, welche über den factischen Zustand, der bis zum jüngsten Zusammentritt des Reichsraths stattfand, hinausgehen, durch den Reichsrath oder unmittelbar hinsichtlich der Herzogthümer Holstein und Lauenburg zu beschließen und einzuführen. In derselben Sitzung erfolgte auch endlich durch den Gesandten eine ausführliche Entgegnung auf die lauenburgische Beschwerde. Es wurde zunächst der Ritter- und Landschaft die Befugniß zur Beschwerde in dem Umfang derselben bestritten, ferner nur eine provinzielle Selbstständigkeit Lauenburgs anerkannt, eine Beeinträchtigung der landständischen Gerechtsame durch die Gesammtverfassung, wie überhaupt ein Einfluß der Ritter- und Landschaft auf die finanzielle Stellung und auf die Domänen Lauenburgs in Abrede gestellt, aber auch ausdrücklich und unter Bezugnahme auf eine „Allerh. Resolution vom 21. Jan. 1857" zugestanden, daß neue Bestimmungen ohne Zuziehung der Ritter- und Landschaft, namentlich über die finanzielle Stellung des Herzogthums, nicht getroffen werden dürfen. Es war dem Ausschluß leicht, diese Erklärung (so wenn sie nicht Zugeständnisse enthielt,) zu widerlegen; für die staatliche, nicht blos provinzielle Selbstständigkeit des Herzogthums brauchte er nur auf die Erklärungen der Regierung nach dem Erwerb Lauenburgs in der Bundesversammlung am 5. Novbr. 1816 und 5. Febr. 1818 zu verweisen. Den Antrag Hannovers machte er im Wesentlichen zu dem seinigen. Am 11. und 25. Febr. 1858 genehmigte die B.-V. die Ausschußanträge; nur die Niederlande stimmten, jedoch blos in Betreff einiger Punkte mit Dänemark dagegen. Hannover und Sachsen-Coburg-Gotha verlangten, daß die B.-V. in Gemäßheit der Uebereinkommen von 1851 und 1852 auch das Herzogthum Schleswig und die demselben garantirte Selbstständigkeit im Auge behalten möge, bez. mit der Erwartung, daß Dänemark diese übernommene Verpflichtung in Ausführung setzen werde, — worauf das Präsidium bemerkte, der Ausschuß habe die Ansicht festgehalten, sich für jetzt vorzugsweise mit Untersuchung der Verfassungsverhältnisse in Holstein und Lauenburg befassen zu sollen, Dänemark aber gegen eine Einmischung des Bundes sich erklärte. Coburg-Gotha verlangte noch, daß bei den bevorstehenden Verhandlungen den holsteinischen Ständen beschließende Befugniß gewahrt und daß der dänischen Regierung ein kurzer Termin gesetzt werde. Am 26. März gab der dänische Gesandte eine Erklärung ab; es wurde versprochen, den Ständen nachträglich die Verordnung von 1854 zur Berathung vorzulegen und dabei die provinzielle Selbstständigkeit zu sichern, zu-

gleich aber die Gesammtverfassung aufrecht erhalten und nur eine Revision derselben mit dem Reichsrath auf Grund der Anträge Holsteins in Aussicht gestellt und die bindende Wirkung dieser Anträge bestritten, ferner über die Einwendungen der B.-V. gegen die jetzige Stellung der Herzogthümer in der Monarchie auf Grund der Verträge von 1851 und 1852 eine Verhandlung durch beiderseitige (seitens des Bundes und Dänemarks ernannte Delegirte beantragt, weil der B.-V. kein einseitiges Auslegungsrecht zukomme, endlich für diejenigen Angelegenheiten, welche früher nicht in das Gebiet der provinzialständischen Mitwirkung gehört hätten, fortwährend die Gültigkeit der Beschlüsse des Reichsraths beansprucht. Diese Erklärung wurde nach lebhaften Commissionsberathungen (Hannover hatte auf bestimmtere Fassung des Beschlusses gedrungen) nicht für genügend erachtet, vielmehr am 20. Mai (gegen Dänemark und die Niederlande) beschlossen, an die dänische Regierung das Ersuchen zu stellen, der B.-V. baldmöglichst und jedenfalls innerhalb der nächsten sechs Wochen bestimmte Mittheilung darüber zu machen, wie sie, im Vollzuge des Bundesbeschlusses vom 11. Febr., die Verhältnisse Holsteins und Lauenburgs zu ordnen gedenke, sich, der B.-V. aber auf dieser Grundlage die Beschlußfassung darüber vorzubehalten, welcher Werth den in Aussicht gestellten Berathungen mit deren Ständen beikomme und ob und in welcher Form weitere Verhandlungen einzuleiten sein würden, und ferner der königl. dänischen Regierung zu erklären, wie die B.-V. die Auslegung des Bundesbeschlusses vom 25. Febr. (über die Sistirung weiterer Vorschritte), welche in der königl. dänischen Aeußerung vom 26. März aufgestellt sei, nicht anzuerkennen vermöge, vielmehr sich jede weitere Beschlußnahme vorbehalte, falls Vorgänge zu ihrer Kenntniß kommen sollten, welche mit dem Zwecke und Wortlaute jenes Bundesbeschlusses nicht im Einklang ständen. Am 15. Juli ließ hierauf die dänische Regierung erklären: rücksichtlich Lauenburgs sei sie bereit, solche ausdrückliche verfassungsmäßige Normen zu veranlassen, durch welche jeglicher Zweifel an ihrer Erklärung vom 4. Febr. beseitigt werde, in Betreff Holsteins dagegen liege die Sache anders, die Stände hätten sich (im Jahre 1857), obwol ihnen Gelegenheit gegeben worden (!), über die Abgrenzung der gemeinschaftlichen und besonderen Angelegenheiten und die Stellung des Herzogthums zur Gesammtverfassung nicht ausgesprochen, die Einwendungen der B.-V. seien weder so einfach noch so unzweideutig, daß der Regierung sich die Antwort, wie sie zu beseitigen, ohne Weiteres darbiete; die Regierung sei zwar demnach, zur Vermeidung eines Zusammenstoßes, geneigt, dem Bundesbeschluß Folge zu leisten, bestehe aber auf ihrem Vorschlag der Verhandlung durch beiderseitige Delegirte in der Weise, daß sie mittlerweile die Gesammtverfassung als außer Wirksamkeit seiend betrachten wolle. — Diese Erklärung hatte die Wirkung, daß der Aus-

schuß für die holstein-lauenburgische Verfassungssache sich mit dem Executionsausschuß in Verbindung setzte. In Bezug auf Lauenburg glaubte er zwar die Aeußerungen der Regierung als hinlänglich eingehend bezeichnen zu können, in Betreff Holsteins dagegen glaubte er, müsse vor Allem auf Beseitigung der verfassungs- und bundeswidrigen Gesetze und Anordnungen bestanden werden, welche die Regierung nur unter der Bedingung der Verhandlung durch Delegirte gewähren wolle. Am 12. August beschloß die B.-V. nach den Anträgen der Ausschüsse (die Niederlande dagegen, Hannover und Oldenburg noch nicht mit dem Beschlusse zufrieden), die Erklärung der königl. dän. Regierung sei nicht als genügend anzusehn; diese Regierung sei aufzufordern, binnen drei Wochen sich darüber näher zu erklären, ob mit dem Verfassungsgesetz von 1855 die Bekanntmachungen vom 16. Okt. 1855 (über Errichtung eines gemeinschaftlichen Ministeriums des Innern) und vom 23. Juni 1856, eine nähere Bestimmung der besonderen Angelegenheiten des Herzogthums Holstein betreffend, sowie die §§ 1 bis 6 der Verordnung vom 11. Juni 1854 für Holstein und Lauenburg außer Wirksamkeit treten, und durch das Organ der vereinigten Ausschüsse, deren vertraulicher Sitzung der königl. dän. Bundestagsgesandte zu dem Behufe beizuwohnen eingeladen werde, der B.-V. solche Mittheilungen machen zu lassen, welche dem Beschlusse vom 20. Mai entsprechen und die Ausführung der Beschlüsse vom 11. und 25. Febr. sicher stellen. Nochmals versuchte die dänische Regierung, nachdem sie jedoch das gemeinschaftliche Ministerium des Innern aufgehoben hatte, leere Ausflüchte. Am 11. Novbr. beantragten die Ausschüsse, die B.-V. möge die Executionscommission beauftragen, in Folge der ungenügenden Erklärungen der königl. dänischen Regierung für das weitere Verfahren die der Sachlage entsprechenden Anträge nach Maßgabe der Bundesgesetze zu stellen. Aber die dänische Regierung hatte indessen gemerkt, daß es der B.-V. voller Ernst war, die Ansprüche des Bundes durchzuführen und am 6. Novbr. 1858 die Gesammtverfassung von 1855, soweit sie auf Holstein und Lauenburg anwendbar war, die §§ 1 bis 6 der Verordnung vom 11. Juni 1854, und die Bekanntmachung vom 23. Juni 1856 aufgehoben und die holsteinische Ständeversammlung auf den 3. Jan. 1859 einberufen. Nun wurde, am 23. Decbr., das Executionsverfahren beanstandet und den vereinigten Ausschüssen der Auftrag ertheilt, über das Ergebniß der Verhandlungen mit den Ständen, wenn nöthig, Bericht zu erstatten.

Was geschah jetzt? Die Regierung legte den zu Itzehoe versammelten Ständen nur den Entwurf eines Verfassungsgesetzes für Holstein vor, forderte sie hinsichtlich der Stellung Holsteins zur Gesammtmonarchie ohne Vorlegung eines Gesetzes auf, ihre Anträge und Wünsche vorzubringen und wies dabei auf die Verfassung von 1855 als Ausgangspunkt hin, indem sie zugleich er-

klärte, sie habe sich von der Richtigkeit der Gründe, auf welche die Beschlüsse des Bundes wegen deren Aufhebung gestützt seien, nicht überzeugen können. Die Stände, durch die ihnen angewiesene Grundlage genöthigt, sich an das Patent von 1852 zu halten, protestirten zwar abermals gegen die Aufhebung der legislativen und administrativen Gemeinschaft mit Schleswig und bezeichneten diese Verbindung als die Voraussetzung einer zufriedenstellenden Ordnung, gaben sich aber die Mühe, selbst eine förmliche Gesammtstaatsverfassung auszuarbeiten. Nach dieser Verfassung wäre zu jedem gemeinschaftlichen Gesetz und zu jeder Geldbewilligung über das Normalbudget hinaus Zustimmung von vier Provinzialversammlungen erforderlich gewesen (eine andere Gesammtverfassung läßt sich ohne Einverleibung der Herzogthümer kaum denken!). Wie vorauszusehn, war dies der dänischen Regierung nicht genehm; durch Patent vom 23. Septbr. 1859 wies sie die ständischen Vorschläge (unter dem 11. März abgegeben,) zurück, sprach dabei ihren Willen aus, daß ferner auf einen verfassungsmäßigen Anschluß der Herzogthümer Holstein und Lauenburg an die übrigen Theile der Monarchie hingearbeitet werde, und verordnete zugleich für die Zwischenzeit bis zu endgültiger Regulirung der Verfassungsverhältnisse „zur Sicherung der Interessen" Holsteins: 1) eine Angelegenheit, welche „zur Zeit" eine „besondere" holsteinische Angelegenheit bilde und solchergestalt zu dem dem Ministerium für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg angewiesenen amtlichen Wirkungskreise gehöre, solle diesem Ministerium nicht anders als durch ein „in Uebereinstimmung mit der Verordnung vom 11. Juni 1854 erlassenes Gesetz," d. h. mit Zustimmung der Stände, entzogen; 2) in den „gemeinschaftlichen" Angelegenheiten der Monarchie sollen Gesetze über Gegenstände, die vor Erlaß der Verordnung vom 11. Juni 1854 zum Wirkungskreise der früheren „berathenden" holstein. Provinzialstände gehört haben würden, für das Herzogthum Holstein nicht erlassen werden, bevor der Provinzialständeversammlung Gelegenheit zu ihrem Gutachten gegeben sei; 3) wolle die Regierung von dieser Versammlung solche Anträge in Betreff „gemeinschaftlicher" Angelegenheiten der Monarchie entgegen nehmen, deren Einreichung zu jenem früheren Kreise der Provinzialständeversammlung gehört habe; 4) zu den gemeinschaftlichen Ausgaben der Monarchie solle Holstein (statt früher 23 Procent, die Stände hatten ihre Quote als 20,75 Procent bezeichnet,) 21,64 Procent und zwar 5) derjenigen Staatseinnahmen, welche „bisher" gemeinschaftlich gewesen seien, und 6) ebenso 21,64 Procent und zwar von den besonderen Einkünften des Herzogthums zu den gemeinschaftlichen Ausgaben beitragen, soweit diese die gemeinschaftlichen Einnahmen übersteigen möchten; 7) damit unter gewöhnlichen Verhältnissen und namentlich in Friedenszeiten nicht nöthig werde, die holsteinische Provinzialständever-

sammlung behufs Aufbringung des zur Deckung der gemeinschaftlichen Ausgaben der Monarchie von den besonderen Intraden des Herzogthums zu entrichtenden Beitrags zur Vornahme einer außerordentlichen Repartition aufzufordern, so werde der König auf Vorschlag des Finanzministers „in diesem Sinne das Maximum festsetzen, welches der auf das Herzogthum fallende Beitrag zu den gemeinschaftlichen Ausgaben der Monarchie nicht überschreiten dürfe". Eine wahrhaft dänische Verordnung! Wie klug wird (unter 1, 2 und 3) jede deutliche Bezeichnung der „besonderen" und „gemeinschaftlichen" Angelegenheiten vermieden, während doch die Regierung unausgesetzt den Ständen streitig gemacht hat, daß sie auf Grund der Gesetze von 1831 und 1834 befugt seien, in „gemeinschaftlichen" Angelegenheiten mitzusprechen, und daß ihnen in Betreff der Domänen irgend eine Mitwirkung zukomme! Wie klug wird hervorgehoben, daß sie nur berathende, nur zum Gutachten berechtigt seien! Wie geschickt wird ihnen (unter 4 bis 7) das gemeinschaftliche Budget und ihr Beitrag dazu trotz der vorausgehenden Bestimmungen über ihre Mitwirkung in gemeinschaftlichen Dingen eskamotirt, wie geschickt dem (gemeinschaftlichen) Finanzminister die Bestimmung des holsteinischen Maximums — es wird wol in jedem Sinne ein Maximum gemeint — zugewiesen! Wie sorgfältig wird verschwiegen, wer die gemeinsamen Ausgaben bestimmen soll und welches die „bisher" gemeinschaftlichen Einnahmen sind, zu denen ja die Regierung die Domänen mitgezählt hatte! — Unter dem 2. Novbr. 1859 theilte der Gesandte den vereinigten Ausschüssen in einer Note das Ergebniß der Berathungen in Itzehoe und die Verordnung vom 23. Septbr. mit und erläuterte die letztere dahin: durch die Bestimmung unter 1) werde die „in Gemäßheit der Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 früher gezogene und von den holsteinischen Ständen auch als zweckmäßig anerkannte Grenze zwischen den gemeinschaftlichen und den besonderen Angelegenheiten" gegen einseitige Veränderungen gesichert; unter 4) bis 7) sei die Quote Holsteins genau nach Verhältniß der Bevölkerung festgestellt, auf das Bedenken der Stände wegen „nicht ganz richtiger Postirung der aus den im Herzogthum belegenen Domänen fließenden Intraden" habe der König „in Uebereinstimmung mit den Vorschlägen einer von der Regierung niedergesetzt gewesenen Commission eine Umpostirung zum Vortheile der besonderen Finanzen des Herzogthums Holstein" durch besondere Resolution angeordnet. Zugleich ließ die Regierung erklären, sie beabsichtige, da es ihr nicht geglückt sei, durch Verhandlungen mit den Provinzialständen zu einem praktischen Resultat zu gelangen, Abgeordnete des Herzogthums Holstein mit den Vertretern der übrigen Theile der Monarchie, in gleicher Zahl von den holsteinischen Provinzialständen und vom Reichsrath gewählt, zusammentreten zu lassen, um durch gemeinsame Verhandlung größere Uebereinstimmung herbeizuführen, vielleicht ergebe sich dann, daß sich die Bedenken der holsteinischen

Stände durch gewiſſe Modificationen der Geſammtverfaſſung von 1855 beſeitigen ließen; wie die Regierung hoffe, werde durch ſolche von ihr geleitete Verhandlungen eine Verfaſſung vorbereitet werden können, die „zu einer den Anſichten der Bewohner der verſchiedenen Landestheile über ihre Intereſſen und Rechte entſprechenden definitiven Ordnung führen würde.“ Wieder ein eigenthümlicher Ausweg! Offenbar getraut ſich die däniſche Regierung nicht, ſelbſtändig genügende Abänderungen der Geſammtverfaſſung vorzuſchlagen und vor der däniſchen Bevölkerung und ihrer Vertretung zu verantworten, ſie ruft ihre däniſchen Unterthanen zu Hilfe; ſie will aber auch dieſe Geſammtverfaſſung — obgleich ſie für Holſtein und Lauenburg nicht mehr gilt, außer Dänemark nur Schleswig umfaſſen würde (— 10 ſchleswigſche Abgeordnete gegen 35 däniſche und 20 vom König gewählte! —) und deshalb nicht eine Verfaſſung, ſondern eine Zwangsjacke für Schleswig wäre, obgleich überhaupt die Aufhebung einer Geſammtverfaſſung für zwei von den vier darin vertretenen Theilen offenbar die Beſeitigung der ganzen „Geſammtverfaſſung“ nach ſich ziehen muß — ſie will dieſelbe nicht aufgeben, dieſe Verfaſſung ſoll nur einige Modificationen — welche? — erleiden, aber den Ausgangspunkt der Verhandlung bilden, ja die holſteiniſchen Deputirten ſollen eben mit denjenigen verhandeln, die nach der — für Holſtein ungültigen — Verfaſſung die ganze Monarchie vertreten! Von Lauenburg wird dabei nicht geſprochen, Dänemark weis das divide et impera zu ſchätzen. Und wo und wie frei ſollen die Deputirten berathen? Und ſoll etwa das Reſultat vollſtändig entſcheiden, die Holſteiner binden?

Am 18. Februar d. J. erſtatteten die vereinigten Ausſchüſſe der Bundesverſammlung Bericht. Sie ſprachen ſich, die ungenügende Einleitung und den Ausgang der Itzehoer Berathungen bedauernd, dahin aus: der Hoffnung, daß Verhandlungen zwiſchen den Vertretern der verſchiedenen Theile der Monarchie zur Ordnung der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten führen würden, könne man ſich nur in der Vorausſetzung anſchließen, daß zu dieſen Verhandlungen *Delegirte der geſetzlichen Vertreter ſämmtlicher vier Landestheile und zwar auf gleichgeſicherter Rechtsbaſis hinſichtlich derjenigen Verfaſſungsverhältniſſe* zuſammenträten, *welche jedem Theile zukommen und verbleiben* müſſen, bis eine definitive Verſtändigung über die künftige Geſtaltung der Gemeinſchaft erreicht ſein werde und daß folglich die Regierung bei der Leitung der Verhandlungen und bei der Beſcheidung der Reſultate eine von allen Theilen gleichmäßig unabhängige und dadurch unparteiiſche Stellung einzunehmen nicht gehindert ſei; das Stillſchweigen über Lauenburg könne nur die Bedeutung haben, daß zunächſt mit Holſtein und erſt ſpäter mit Lauenburg verhandelt werden ſolle, dadurch aber würde entweder Lauenburg in der gleichmäßigen Geltendmachung ſeiner Wünſche beſchränkt oder,

wenn dieſe noch berückſichtigt werden ſollten, dasjenige wieder in Frage geſtellt werden, was aus den Verhandlungen Holſteins mit Schleswig und Dänemark hervorgegangen wäre; den Verhältniſſen und dem Princip der Vereinbarungen von 1851 und 1852, wodurch die ſelbſtändige und gleichberechtigte Stellung der verſchiedenen Theile der Monarchie, deren keiner dem andern untergeordnet und einverleibt werden ſolle, anerkannt werde, entſpreche, daß jeder der vier Theile der Monarchie durch beſondere Delegirte vertreten werde, und Dänemark und Schleswig könnten ſich beſchwert fühlen, wenn Holſtein allein eine gleiche Zahl von Vertretern eingeräumt würde, wie ihnen beiden zuſammengenommen; das Patent vom 23. Sptbr. v. J. genüge nicht, Holſtein die Rechtsbaſis, auf der die verſchiedenen Theile in die Verhandlung eintreten ſollen, gleichmäßig zu ſichern; denn der Kreis der beſonderen holſteiniſchen Angelegenheiten ſei nicht deutlich bezeichnet, nur das Patent von 1852 könne maßgebend ſein, aber es enthalte keine zweifelloſe Entſcheidung; ſo lange hierüber eine Verſtändigung nicht erreicht worden, ſeien während der Uebergangsperiode Streitigkeiten über die Grenze der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten und einſeitige Verfügungen zu verhüten, das Patent von 1852 müſſe deshalb als ausſchließend maßgebend darüber behandelt werden, welche Angelegenheiten als beſondere Holſteins, beziehungsweiſe gemeinſchaftliche für Holſtein und Schleswig, zu betrachten ſeien, und es müſſe auch jeder ſtörende Eingriff der Geſetzgebung über die gemeinſamen Angelegenheiten in die beſonderen Angelegenheiten verhindert werden. Statt deſſen enthalte das Patent vom Sptbr. 1859 ſelbſt einen Eingriff, inſofern es (unter 2) den Umfang der Wirkſamkeit der Provinzialſtände, entgegen dem Geſetz vom 28. Mai 1831, der ihnen Mitwirkung bei allen allgemeine Perſonen- und Eigenthumsrechte, Steuern und öffentliche Laſten betreffenden Geſetzen einräume, beſchränke und den Ständen eine blos berathende, begutachtende Mitwirkung zugeſtehe. Hätten die Stände früher nur dieſe Mitwirkung gehabt, ſo habe ihnen auch ein in allen Entſchlüſſen vollkommen freier Landesherr gegenüber geſtanden; durch die Geſammtverfaſſung, die für Dänemark fortbeſtehe, ſei das anders geworden, jetzt könne der däniſche Reichsrath die Entſchließungen des holſteiniſchen Landesherrn moraliſch beeinfluſſen und rechtlich beſtimmen und hindern, ſein Recht der Beſchwerde und die Miniſterverantwortlichkeit erſtrecke ſich nicht blos auf die in der Verfaſſung als gemeinſchaftlich bezeichneten, ſondern auch auf die Begrenzung dieſer und der beſonderen Angelegenheiten, jetzt wäre ein bloſes Gutachten der holſt. Stände beinahe werthlos und mit der früheren Berechtigung derſelben nicht gleichzuſtellen, ja die Stellung des Herzogthums wäre jetzt durch den Wegfall ihrer Vertretung im Reichsrath noch verſchlechtert. So lange alſo die abſolute Machtvollkommenheit des Königs nicht wieder her-

gestellt sei, erscheine Holsteins Selbständigkeit nur dann gesichert, wenn die Mitwirkung seiner Stände als entscheidende anerkannt werde. Dafür sprechen aber nicht blos Billigkeits-, sondern förmliche Rechtsgründe. Es folge schon aus der wiederholt zugesicherten gleichen Stellung der Herzogthümer Holstein und Schleswig zu Dänemark, es folge daraus, daß den Herzogthümern eine selbstständige Stellung verheißen sei, ausdrücklich werde im Patent vom Jan. 1852 versprochen: es solle „auf verfassungsmäßigem Wege den Provinzialständen sowol von Schleswig als von Holstein eine solche Entwicklung angedeihen," daß jedes der Herzogthümer hinsichtlich seiner bisher zum Wirkungskreise der berathenden Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten eine ständische Vertretung mit beschließender Befugniß erhalten werde; zu diesem Wirkungskreis habe jedes allgemeine Gesetz gehört, das Personen- und Eigenthumsrechte, Steuern und öffentliche Lasten zum Gegenstand gehabt, er habe folglich auch die jetzt für gemeinsam erklärten Angelegenheiten umfaßt; [deshalb auch sei ihnen in dem Gesetz vom 11. Juni 1854 und im Patent vom Sptbr. 1859 unter 1) das Recht der Zustimmung wenigstens für die „besonderen" Angelegenheiten ertheilt worden, aber] und selbst nach der Gesammtverfassung sei Holstein wenigstens qualitativ (im Reichsrath) das Recht der Zustimmung auch in gemeinsamen Angelegenheiten zugekommen. Das Ersuchen der B.-V. an die dänische Regierung, einen die Selbstständigkeit der besonderen Verfassungen und der Verwaltung der Herzogthümer sichernden und deren gleichberechtigte Stellung wahrenden Zustand herbeizuführen, habe nur diesen Sinn gehabt, daß ihnen beschließende Befugniß zuerkannt werde; es dürfe deshalb ohne Zustimmung der Stände bis zur definitiven Vereinbarung kein Gesetz erlassen werden. Durch die Bestimmungen unter 4 bis 7 des Patents würden die Finanzen Holsteins nicht etwa der Einwirkung des dänischen Reichsraths entzogen, da der Finanzminister dem dänischen Reichsrath für jede Amtshandlung verantwortlich sei und nach der Gesammtverfassung von 1855 sowol das Normalbudget als die zweijährigen Zulagebudgets durch Gesetz festgestellt werden und der Zustimmung des Reichsraths bedürfen; sowol durch das Gesetz von 1831 als auch durch die Verheißungen von 1852 habe Holstein ein Recht auf Mitwirkung bei den Finanzgesetzen und zwar müsse auch hier eine beschließende Mitwirkung anerkannt werden; Lauenburg sei durch die Aufhebung der Verordnung von 1854 und der Gesammtverfassung wieder in den vollen Umfang seiner Verfassungsrechte eingetreten und damit gegen ohne Zustimmung seiner Stände zu erlassende Gesetze gesichert; es scheine räthlich, das eingeleitete Executionsverfahren zu sistiren, um den Erfolg der Verhandlungen mit Vertretern der einzelnen Landestheile abzuwarten, von selbst verstehe sich, daß diese Verhandlungen einer definitiven Verständigung mit den Ständen der Herzogthümer

nicht vorgreifen, sondern nur vorarbeiten dürften. Der Antrag der Ausschüsse lautete, die B.-V. wolle beschließen

I. Durch Vermittlung des Gesandten der königl. dänischen, herzogl. holstein- und lauenburgischen Regierung unter Bezugnahme auf die in obigem Vortrage enthaltenen Erläuterungen kund zu geben, daß die B.-V. zwar a) in den bisherigen Maßnahmen der Regierung, insbesondre in den der holsteinischen Ständeversammlung gemachten Vorlagen und in der einfachen Zurückweisung der Propositionen dieser Stände, noch immer die Erfüllung der durch den Bundesbeschluß vom 11. Febr. 1858 Ziffer 2 sub a und b festgestellten Verpflichtungen derselben zu vermissen und deßhalb auf deren schleuniger Erledigung zu bestehen habe, gleichwol b) mit Rücksicht auf die von der königl. herzoglichen Regierung mittelst Note vom 2. November 1850 gegebenen Erklärungen von dem zur Erwirkung der Ausführung des Beschlusses durch den Bundesbeschluß vom 12. August 1858 bereits eingeleiteten bundesgesetzlichen Verfahren vorläufig noch ferner Abstand nehmen werde. Sie knüpfe jedoch c) hieran die Bedingung, daß bis zur Herstellung eines definitiven, den Zusicherungen von 1851 und 1852 entsprechenden Verfassungszustandes 1) hinsichtlich der Bestimmungen über die Gegenstände, welche als allgemeine oder besondere Angelegenheiten betrachtet werden sollen der Tenor der allerhöchsten Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 ausschließlich maßgebend sei, 2) in Wahrung der Gleichberechtigung der deutschen Bundesländer mit den übrigen Theilen der Monarchie für die Dauer des Zwischenzustandes, alle Gesetzesvorlagen, welche dem Reichsrathe zugehen, auch den Ständen der Herzogthümer Holstein und Lauenburg vorgelegt werden und kein Gesetz über gemeinschaftliche Angelegenheiten, namentlich auch in Finanzsachen, für die Herzogthümer erlassen werde, wenn es nicht die Zustimmung der Stände dieser Herzogthümer erhalten hat, indem die B.-V. Verordnungen, welche im Widerspruche hiermit ergehen sollten, als rechtsverbindlich für die Herzogthümer nicht würde betrachten können;

II. der königl. herzoglichen Regierung ferner zu eröffnen, daß die B.-V. der Absicht dieser Regierung, Delegirte der verschiedenen Theile des Reiches zu Berathungen über eine definitive gemeinschaftliche Verfassung zu berufen, unter der Bedingung nicht entgegentreten wolle, daß a) dem Prinzip der Vereinbarungen von 1851 bis 1852 entsprechend, diese Verhandlungen mit Delegirten der gesetzlichen Spezialvertretungen sämmtlicher Landestheile stattfinden, daß b) dieselben mit möglichster Beschleunigung herbeigeführt werden, damit in der Herstellung eines gesetzmäßigen Verfassungszustandes diese Zwischenmaßregel nicht unnöthige Verzögerung verursache, und daß c) selbst-

verständlich durch diese Berathung der Verhandlung mit den Ständen der Herzogthümer Holstein und Lauenburg in keiner Weise präjudizirt wird;

III. die vereinigten Ausschüsse zu beauftragen, mit Rücksicht auf die Ausführung dieses Beschlusses nach ihrem Ermessen und, wenn nothwendig, an die B.-V. weiteren Bericht zu erstatten.

Nach diesem Beschluß stehen die Herzogthümer Holstein und Lauenburg Dänemark vollkommen selbstständig gegenüber; nur die in dem Patent von 1852 erwähnten Gegenstände gelten als gemeinschaftliche der ganzen Monarchie, aber auch für diese haben die Stände der Herzogthümer das Recht der Zustimmung; ohne diese Zustimmung erlassene Gesetze sind unverbindlich; die Gesammtverfassung muß mit den Landständen der Herzogthümer vereinbart werden, Berathungen mit Delegirten der vier Landestheile, also auch Schleswigs, sollen vorbereiten; der ganze Ausschußbericht, auf dessen Erläuterungen sich der Beschluß ausdrücklich bezieht, nöthigt durch seine Deductionen, auch auf Schleswig anzuwenden, was — von der Bundescompetenz abgesehen — von Holstein und Lauenburg gesagt wird, und erinnert ausdrücklich an die Angelegenheiten, die nach dem Patent von 1852 „als gemeinschaftliche für Holstein und Schleswig" zu betrachten seien; überhaupt werden Holstein und Lauenburg, so in ihrer Freiheit gesichert, im Stande sein, gegen die Unterdrückung Schleswigs und für dessen Selbstständigkeit aufzutreten und gegen Dänemark zu wirken; für jede Verletzung der Selbstständigkeit der Bundesländer droht der Regierung seitens des Bundes die Execution, seitens der deutschen Unterthanen selbst berechtigte Steuerverweigerung.

Der dänische Gesandte begriff denn auch alsbald die Tragweite des Beschlusses. Er verwahrte sich gegen das in Aussicht gestellte Executionsverfahren, gegen die den Provinzialständen zugesprochene beschließende Befugniß in der Hoffnung, die B.-V. werde der dänischen Regierung den Weg, den sie für den einzig praktischen zur endlichen Ausgleichung halte, nicht unmöglich machen, protestirte, sofern für die eventuelle Vertretung, welche den nicht zum deutschen Bunde gehörigen Theilen der Monarchie bei Berathungen von Delegirten über eine gemeinschaftliche Verfassung zu gewähren sein würde, die bundesrechtliche Competenz in Anspruch genommen werden wollte, und behielt seiner Regierung alle Rechte vor.

Aber die B.-V. ließ sich nicht beirren. Am 8. März genehmigte sie den Beschluß. Nur zwei Stimmen waren dagegen, zwei fremde, Dänemark und die Niederlande für Limburg und Luxemburg.

Dänemark stimmte und protestirte wie folgt:

Die Zustimmung der B.-V. zur Ordnung der gemeinschaftlichen Verfassungsverhältnisse der Monarchie durch eine Berathung mit theils von den holsteinischen Ständen, theils von dem Reichsrathe gewählten Delegirten sämmt-

licher Landestheile werde nach dem Ausschußantrag an die Bedingung geknüpft, daß diese Verhandlungen mit Delegirten der gesetzlichen Spezialvertretungen sämmtlicher Landestheile stattfinden. So geneigt die dänische Regierung sein würde, den Rath ihrer Bundesgenossen mit Beziehung auf die Theilnahme Holsteins an solchen Verhandlungen anzunehmen, so unmöglich sei es ihr, einem Beschlusse Folge zu leisten, der sich in der Form einer Bedingung darüber ausspreche, wie die zum Bunde nicht gehörenden Landestheile in einer solchen Versammlung vertreten werden sollen, und durch die Forderung, daß der Reichstag des Königreichs und die Ständeversammlung des Herzogthums Schleswig die Delegirten zu erwählen haben sollen, in die inneren Verhältnisse der betreffenden Landestheile und in die freie Selbstbestimmung des Königs eingreife. Die Regierung erachte sich deshalb durch einen solchen Bundesbeschluß nicht gebunden. Da derselbe aber auf die Möglichkeit des Zustandebringens der beabsichtigten Versammlung einwirken, die holsteinische Ständeversammlung wahrscheinlich, darauf gestützt, die Wahl der Delegirten verweigern würde, so werde sich die dänische Regierung, wenn der Ausschußantrag zum Beschluß erhoben werden sollte, durch praktische Rücksichten genöthigt sehn, die beabsichtigte Verhandlung wieder aufzugeben. Sie werde alsdann mit der Ständeversammlung Holsteins directe und unmittelbare Verhandlungen über den Entwurf einer neuen gemeinschaftlichen Verfassung in der Hoffnung eröffnen, daß, wenngleich durch einen solchen Bundesbeschluß die Verständigung erschwert worden, eine bessere Erkenntniß (wie artig!) dessen, was die gemeinschaftlichen Interessen erfordern, sich schließlich in Holstein geltend machen werde.

Nach den Ausschußanträgen solle ferner darauf bestanden werden, daß bis zur definitiven Regelung der Verfassungsverhältnisse alle dem Reichsrathe zugehenden Gesetzvorlagen auch den Ständen der Herzogthümer Holstein und Lauenburg vorgelegt und, namentlich auch in Finanzsachen, kein Gesetz für diese Herzogthümer erlassen werden solle, wenn es nicht die Zustimmung der Stände erhalten habe, indem die B.-V. im Widerspruch damit ergehende Verordnungen als rechtsverbindlich für die Herzogthümer nicht würde betrachten können. Die Ausschüsse stützten diesen Antrag theils auf die Bestimmungen der älteren „Ständeanordnungen," theils auf das Patent vom 28. Jan. 1852. Allein weder nach den Ausdrücken der älteren Verfassungsgesetze, noch nach der Uebung habe die berathende Befugniß der Provinzialstände ein so weites Gebiet als die einer beschließenden Landesvertretung umfaßt, namentlich habe ihnen in Bezug auf die Verwendung der Einnahmen und Mittel des ganzen Staates keinerlei Mitwirkung, geschweige eine Entscheidung, zugestanden. Das Patent von 1852 enthalte die Zusage einer beschließenden Befugniß für die Provinzialstände nicht für alle diejenigen Angelegenheiten, die früher rechtlich

oder factisch den Gegenstand ihrer berathenden Wirksamkeit bildeten, sondern beschränke dies Versprechen ausdrücklich auf die Angelegenheiten, die nach der in dem Patent getroffenen Ordnung der Landestheile als „seine" (d. h. ihm eigenthümliche oder besondere, also nicht gemeinschaftliche) Angelegenheiten zukommen sollten. Von diesem Gesichtspunkt aus sei auch die Verordnung vom 11. Juni 1854, betreffend die besonderen Angelegenheiten des Herzogthums Holstein, die den Ständen keine umfassendere Beschlußfähigkeit zugestehe, nicht angefochten worden. Eine solche Ansicht würde vielmehr dem Patent von 1852 und dem Bundesbeschluß vom 29. Juli 1852 entschieden widerstreiten. Der Ausschußbericht mache ferner geltend, daß der für die übrigen Theile der Monarchie bestehende Reichsrath einen Einfluß auf die Freiheit des königl. Willens in Betreff Holsteins übe und dadurch die früheren Verhältnisse wesentlich verändert worden seien. Aber nachdem die Verfassung vom 2. October 1855, so weit sie die Herzogthümer betroffen, aufgehoben worden, sei dem König in diesen wieder die volle Souveränität überkommen, die er durch ihm für diese Wirksamkeit ausschließlich verantwortliche Minister ausübe. Er habe während der letzten Zusammenkunft des Reichsraths die Unabhängigkeit Holsteins und Lauenburgs vor den Beschlüssen desselben sicher gestellt und schon vor der Eröffnung des Reichsraths das Budget Holsteins, so weit es die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie betreffe, festgestellt und werde seine Machtvollkommenheit dem Reichsrathe gegenüber zu wahren und die Interessen und Rechte Holsteins und Lauenburgs zur Geltung zu bringen wissen. Bestimmungen im Sinne des Ausschußantrags würden auch praktisch unausführbar sein; denn die Entwicklung und der Gang der der gesammten Monarchie gemeinschaftlichen Angelegenheiten könne, „wenn nicht anderweitige Garantieen hinzugefügt würden," nicht von der Zustimmung zweier getrennt verhandelnden Versammlungen abhängig gemacht werden, um so weniger, als die eine derselben „unter ausschließlicher Rücksichtnahme auf die nur provinziellen Angelegenheiten organisirt und erwählt" sei und die Regierung ihr gegenüber „alle die besonderen Garantieen und den wesentlichen Einfluß vermissen" würde, welche dem „mit spezieller Rücksichtnahme auf die Natur der gemeinschaftlichen Angelegenheiten organisirten Reichsrathe gegenüber für nothwendig erachtet" worden seien.

Wie die Regierung der holsteinischen Ständeversammlung keine beschließende Befugniß in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten während der Uebergangszeit zugestehen könne, so sei auch das Zustandekommen einer definitiven Gesammtverfassung nicht von der Zustimmung dieser Versammlung abhängig zu machen, schon weil ihr nur allenfalls eine rathgebende Mitwirkung gebühre, was auch früher in den Verhandlungen des Bundestags immer anerkannt worden sei. Den Rath der Stände werde die Regierung auch in Betreff der

Gesammtverfassung so weit berücksichtigen, als es mit den Interessen der Gesammtheit vereinbar sei, aber eine solche Gleichberechtigung und Selbstständigkeit, wie sie jetzt zum ersten Male beansprucht werde, lasse sich weder aus dem Patent, noch aus dem Bundesbeschlusse von 1852 ableiten.

Dem Verlangen, daß die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 für die Sonderung zwischen den gemeinschaftlichen und den speziell holsteinischen Angelegenheiten während der Uebergangszeit bestimmend sein solle, würde die dänische Regierung beipflichten, wenn es nicht mit den andern Punkten in Verbindung gebracht worden wäre.

Daß in der Note vom 2. Novbr. v. J. Lauenburgs keine Erwähnung geschehen, rühre daher, daß dieses Herzogthum „seiner ganzen historischen Entwicklung und seinen eigenthümlichen Verhältnissen zufolge sowol geeignet sei, als gewiß auch an dem Wunsche festhalte, seine in mehreren Beziehungen besondere Stellung in der Monarchie beizubehalten; auch habe die B.-V. selbst die früher von der Regierung ausgesprochenen Ansichten als befriedigend und „hinlänglich eingehend" anerkannt und deshalb kein Anlaß vorgelegen, Lauenburgs besonders zu gedenken.

Wie die Regierung sonach den Ausschußanträgen nicht beitreten könne, so müsse sie zuversichtlich erwarten, daß die B.-V. nicht hindernd eingreife, wo es sich um Verhältnisse handle, „welche ganz offenbar nur unter Anwendung größter Vorsicht und sorgfältiger Wahrnehmung der factischen Umstände ihrer Lösung entgegengeführt werden" könnten, die Regierung sei ununterbrochen bemüht gewesen, die volle verfassungsmäßige Verbindung Holsteins und Lauenburgs mit der übrigen Monarchie wieder herzustellen. Sie werde, wenn die B.-V. dem jetzt von ihr beabsichtigten Versuche entgegentrete, den neugewählten holsteinischen Ständen einen revidirten Verfassungsentwurf vorlegen und halte auf diesem Wege eine Verständigung für erreichbar. Sie verzichte deshalb auch für jetzt darauf, ihre Verwahrungen gegen die Berechtigung des wieder in den Vordergrund gestellten Executionsverfahrens auszuführen, zumal sie jetzt, nach der Aufhebung aller beanstandeten Verfassungsbestimmungen die Sachlage als wesentlich verändert und eine bundesrechtliche Begründung der Execution noch weniger für nachgewiesen erachten könne als früher. Wenn sie daher „zur Zeit nur im Allgemeinen die Berufung auf die Bundesgesetze und etwa nöthig werdende Darlegungen sich vorbehalte," so dürfe sie doch daran erinnern, „mit welch eingehender Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse die B.-V. bis jetzt in anderen Verfassungsangelegenheiten vorgegangen" sei, „obgleich zweifelsohne die Erledigung jedesmal mit geringeren Schwierigkeiten verknüpft war, als die verfassungsmäßige Ordnung einer Monarchie, deren wesentlichster Theil außerhalb des deutschen Bundes sich befindet." Sie habe schließlich den Gesandten angewiesen, „Angesichts der

bevorstehenden Abstimmung, unter Anknüpfung an die früher abgegebenen Erklärungen und Verwahrungen, so wie unter namentlicher Berufung auf die Artikel 53, 56 und 57 der wiener Schlußacte die Rechte Sr. Maj. des Königs und weitere Entschließung ausdrücklich zu reserviren."

Das Präsidium bezog sich in Betreff dieser Ausführungen und Verwahrungen auf den so eben gefaßten Bundesbeschluß und die demselben vorangegangene Motivirung und bemerkte, daß die B.-V. weiteren Eröffnungen der königl. herzoglichen Regierung entgegensehe.

Wir haben fast nur die nackten Thatsachen sprechen lassen. Sie zeugen dafür, daß die Bundesversammlung, Oestreich und Preußen an der Spitze, seit 1857 die Interessen der Bundesländer Holstein und Lauenburg zu wahren bestrebt war. Wir können niemals den Wunsch aufgeben, daß auch dem deutschen Land Schleswig und seiner politischen Verbindung mit Holstein der Schutz Deutschlands werde. Aber wir müssen anerkennen, daß Schleswig nicht zum deutschen Bunde gehört, und daß die Bundesversammlung und die deutschen Mächte an die Verträge von 1851 und 1852 — leider! — gebunden sind. Auf dem Wege, den ihr letzter Beschluß einschlägt, nämlich im Interesse Holsteins und durch Holstein, wird sie auch für Schleswigs Selbstständigkeit ein Gewicht in die Wagschale legen können. Auf jeden Fall bleibt es ihr vorbehalten, unmittelbar auf Grund der Verträge für Schleswig in die Schranken zu treten, und zwar vorbehalten nach den Worten des Präsidiums. Aber hier mit der That einzuschreiten, wäre nicht Bundesexecution, sondern Bundeskrieg, und ob der Moment einem solchen günstig wäre, kann sich nicht nach dieser einen Frage und ihrer Entscheidung, sondern nur nach der gesammten Weltlage bestimmen.

Genug, wir sehen die Bundesversammlung in dieser Sache wenigstens auf dem rechten Wege, und es mag als eine gute Vorbedeutung aufgefaßt werden, daß man an demselben 8. März, wo der Beschluß in der holsteinlauenburgischen Sache gefaßt wurde, auch die Veröffentlichung der Bundestagsverhandlungen beschloß.

Statistisches über die Vergrößerung Sardiniens.

Die nunmehr mit Sardinien und der Lombardei zu einem Reich verbundenen mittelitalienischen Länder zerfielen zuletzt in zwei Theile: die Gruppe der „Emilischen Provinzen" und das Gebiet von Toscana.

Die Emilia, welche den Sitz ihrer Regierung vom 8. December vor. Jahres bis zur Einverleibung in Modena hatte, während die gesetzgebende Commission und das Militärcommando in Bologna waren, umfaßte das Herzogthum Parma, das Herzogthum Modena und die Romagna, welche drei Gebiete zusammen 398 Quadratmeilen groß und nach der diesjährigen Volkszählung von 2,124,201 Menschen bewohnt sind. Im Oktober 1859 machten die drei Provinzen eine fünfprozentige Anleihe von 10 (nach Andern 16) Millionen Lire zu 83%; später kam dazu eine andere von 50 Millionen, die indeß auch für Toscana negozirt wurde. Truppen hatte die Emilia zu Ende vorigen Jahres: 14 Regimenter Linieninfanterie zu je 1200 Mann, 7 Jägerbataillone, 1 Reg. Liniencavalerie, 2 Reg. Husaren, 1 Schwadron Guiden und an Artillerie 7 Batterien à 8 Geschütze.

Das frühere Herzogthum Parma hatte auf 113 Quadratmeilen im Jahre 1855 eine Bevölkerung von 511,808 Seelen. Die größten Städte sind: Parma mit 44,758, und Piacenza mit 29,955 Einwohnern. Die Schulden des Landes betrugen vor der Vertreibung der herzoglichen Familie 13,300,000, das unmittelbare Staatsvermögen gegen 20,000,000 Lire. In Betreff der sozialen Verhältnisse ist zu bemerken, daß die Bauern mit wenigen Ausnahmen bloße Pächter sind.

Modena hatte eine Größe von 110 Quadratmeilen und im Jahre 1857 eine Einwohnerzahl von 604,512 Seelen. Die größten Städte des ehemaligen Herzogthums sind: Modena mit 31,052, Reggio mit 18,684, Carrara mit 8156 Einwohnern. Ueber die Finanzverhältnisse läßt sich, da dieselben unter der früheren Regierung unbedingt geheim gehalten wurden, nur soviel sagen, daß die Schulden, einschließlich der „Renten" gegen 12 Millionen Lire betragen mögen. In sozialen Beziehungen war Modena bis auf die neuesten Ereignisse das Eldorado des Jesuitismus und Absolutismus; der Volksunterricht wurde systematisch niedergehalten und jede selbstständige Regung der Einwohner mit Gewalt unterdrückt.

Die Romagna, bestehend aus den vier Legationen Bologna, Ferrara, Forli und Ravenna, hat eine Größe von 175 Quadratmeilen und war 1853 von 1,014,582 Menschen bewohnt. Die Stadt Bologna hatte im Jahre 1858 gegen 80,000, Ferrara 25,586, Ravenna 26,000 Einwohner. Durch die Losreißung der Romagna entsteht, wie man in Rom behauptet, der päpstlichen Staatskasse ein Ausfall in den Einnahmen von monatlich 300,000 Scudi. Wie viel von der Schuld des Kirchenstaats auf die ehemalige Provinz zu rechnen ist, läßt sich nicht angeben, da über die Finanzverhältnisse des Erbguts des heiligen Petrus nichts Bestimmtes oder nur soviel mit Bestimmtheit zu sagen ist, daß sie sehr unerfreulicher Natur sind.

Der andere Theil Mittelitaliens, das ehemalige Großherzogthum Tos-

cana hatte im Jahre 1859 auf 402¹/₂ Quadratmeilen 1,806,940 Einwohner. Die größten Städte sind Florenz mit 114,081, Livorno mit 79,891, Pisa mit 22,892, Lucca mit 21,764 und Siena mit 22,589 Einwohnern. Die Einnahmen wurden im Jahre 1859 auf 39,866,400 Lire angegeben, worunter 28,837,750 L. indirecte, 7,900,000 L. directe Steuer und 2,586,850 L. Domänenertrag waren. Die Schuld wurde 1856 zu 118,654,994, das Staatsvermögen zu 123,723,470 Lire angegeben. Im Jahre 1842 soll Toscana gar keine Staatsschuld gehabt haben. Die 1859 nach der Flucht des Großherzogs eingesetzte provisorische Regierung fand gegen 20 Millionen an Geld und Werthen in den Kassen vor. Im August vorigen Jahres hieß es, dieselbe habe mit einem livorneser Hause eine dreiprozentige Anleihe zum Nominalbetrag von 29 Millionen Lire abgeschlossen, doch wurde dies sofort dahin berichtigt, daß es sich nicht um eine neue Anleihe, sondern um den Rest der 1853 abgeschlossenen gehandelt, welcher jetzt fällig geworden sei. Ueber das toscanische Militär ist nichts Zuverlässiges mitzutheilen; es soll gegen 24,000 Mann betragen. Die Einfuhr beträgt etwa 90, die Ausfuhr gegen 70 Millionen Lire. Obwol während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den aufgeklärten Despotismus des leopoldinischen Regierungssystems in Toscana mehr Verbesserungen stattfanden als sonstwo in Italien, blieb doch der Hauptgrundbesitz in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, und die Bauern wurden nicht freie Eigenthümer. In der Zeit von 1849 bis 1859 herrschte die Reaction, welche sich selbst gegen die leopoldinische Tradition erklärte. Das kleine Land hatte im Jahre 1855 nicht weniger als 314 Klöster mit mehr als 7000 Insassen.

Sardinien hatte vor der Einverleibung Mittelitaliens, aber mit Hinzurechnung der Lombardei, so weit sie ihm durch den letzten Krieg zugefallen, 1732 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung, die nach der Zählung von 1855 sich auf 7,893,500 Seelen belief. Nach der durch die Annexion herbeigeführten Vergrößerung stellt sich das Verhältniß folgendermaßen:

Piemont mit Einschl. von Genua, Nizza und Savoyen	936 Q.M.	4,590,260 Einw.
Insel Sardinien	439 „	577,282 „
Lombardei	357 „	2,726,000 „
Emilische Provinzen	398 „	2,124,201 „
Toscana	402¹/₂ „	1,806,904 „
	2532¹/₂ Q.M.	11,824,647 Einw.
Zieht man davon Savoyen und Nizza ab mit	258 „	707,100 „
so würde der neue norditalienische Staat haben	2274¹/₂ Q.M.	11,117,547 Einw.

Dieser Staat würde ungefähr so groß und so bevölkert sein, als das Königreich Neapel mit sammt dem Kirchenstaat, und in der Reihe der europäischen Länder der Einwohnerzahl nach unmittelbar nach Spanien (mit 15¹/₂ Mill.) kommen.

Geographiſche und Reiſeliteratur.

Eine Sommerreiſe nach Tripolis. Von Wilhelm Heine. Berlin 1860. Beſſerſche Buchhandlung. Enthält im Weſentlichen eine ſehr weit ausgeſponnene Geſchichte der Belagerung Maltas durch die Feldherrn Sultan Solimans, eine Beſchreibung dieſer Inſel und eine ebenfalls ſehr ausführliche Erzählung der Begebenheiten während des Krieges, den die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1801 bis 1803 mit dem Paſcha von Tripolis führten. Von Tripolis ſelbſt, dem dortigen Leben u. ſ. w. handeln nur wenige Seiten. Es wäre gut, wenn der Titel dies andeutete, und es wäre zu wünſchen, wenn manche Schriftſteller ihren Productionstrieb zügelten und nicht aus wenigen Beobachtungen und vielen Excerpten jedes Jahr ein paar neue Bücher zuſammenſtellten. Schneidet man von dieſer „Sommerreiſe" das Fremde heraus, ſo bleiben höchſtens ein paar Dutzend Seiten übrig und das Buch ſchrumpft zu zwei oder drei mäßig großen Aufſätzen zuſammen.

Japan und ſeine Bewohner. Geſchichtliche Rückblicke und ethnographiſche Schilderungen von Land und Leuten. Von W. Heine. Leipzig, H. Coſtenoble. 1860. — Eine Art Geſchichte Japans und der Reiſenden, die im Laufe der letzten drei Jahrhunderte dieſes Inſelreich beſuchten, womit ausführliche Auszüge aus den Schriften dieſer Reiſenden, Beſchreibungen von Land und Volk enthaltend, verbunden ſind. Da jene Schriften wenigen zugänglich ſind, und Japan durch die preußiſche Schiffsexpedition dahin unſerm Intereſſe näher gerückt iſt, ſo iſt dieſes Unternehmen willkommen zu nennen, obwol die einzelnen Mittheilungen geſchickter verbunden, manche kürzer gehalten ſein könnten. Von beſonderem Intereſſe ſind die Auszüge aus Pinto, Engelbert Kämpfer, Hendrik Doeff und Karl Peter Thunberg. Zum Schluß folgt eine Ueberſicht der Herrſcher Japans in chronologiſcher Reihenfolge, ein Ueberblick über die Perioden, in welchen fremde Völker in Japan landeten und eine Tabelle der japaniſchen Inſeln.

Altes und Neues aus den Ländern des Oſtens. 3 Bd. Kleinaſien. — Von Onomander. Hamburg, Perthes, Beſſer u. Mauke. 1860. — Das Neue in dieſem Werke — eine Tour von Smyrna nach Demiſch am Tmolus, von dort über Kulah und Uſchack nach Kutayah und von da nach Konſtantinopel — iſt reich an intereſſanten Einzelnheiten, guten Beobachtungen von Land und Leuten, ſpannenden Erlebniſſen. Das Alte dagegen hat geringen Werth. Es ſind die Gedanken und Meinungen eines Dilettanten über die Zuſtände des alten Jonien, den Kampf der joniſchen Kolonien mit den Perſern, über Herodot und Thucydides u. a. m., und über dieſe Gegenſtände hören wir doch lieber einen gelehrten Hiſtoriker urtheilen, als einen Laien, der, ſoviel er auch darüber geleſen und nachgedacht haben mag, der Baſis ermangelt, von der aus allein ein Verſtändniß des Alterthums zu erlangen iſt. Ebenfalls zum Alten rechnen wir, was der Verfaſſer von Konſtantinopel zu erzählen hat. Es iſt entweder ſchon bekannt oder veraltet, da ſeit der Zeit, wo die bezüglichen Beobachtungen angeſtellt wurden, der orientaliſche Krieg weſentliche Veränderungen hervorgerufen hat.

Herausgegeben von Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Buſch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Glaubensphiloſophie.

2.*)

Der Verſuch, die Form der mathematiſchen Lehrbücher auf die Philoſophie anzuwenden, hat nicht blos auf die ſpeculativen Syſteme ſelbſt, ſondern auch auf die Geſchichtſchreiber derſelben einen ſehr bedeutenden und nicht gerade günſtigen Einfluß ausgeübt. In der Mathematik hängt jeder folgende Lehrſatz durch ſeine Beweiſe ſo eng mit jedem vorhergehenden zuſammen, daß man die Geneſis der Wiſſenſchaft nicht gut anders vorſtellen kann als in der chronologiſchen Folge, wie ſie im Lehrbuch ſtehn. Man erzählt von Pascal; er habe ohne Beihilfe eines Lehrers und eines Lehrbuchs Mathematik ſtudirt, und ſei in ſeinen Entdeckungen bis zu Paragraph ſo und ſo des Euklid gekommen. Ob die Geſchichte wahr iſt, darauf kommt weniger an: ſie verſinnlicht nur die allgemeine Vorſtellung, daß das chronologiſche Auffinden der mathematiſchen Lehrſätze ihrer logiſchen Reihenfolge entſprechen müſſe.

Von demſelben Vorurtheil ging man, namentlich ſeit Hegel, bei der Geſchichte der Philoſophie aus. Feſt davon überzeugt, daß in der geſammten Philoſophie keine wirkliche Unwahrheit, ſondern immer nur eine einſeitige Wahrheit vorkomme, die auf der nächſtfolgenden Stufe des philoſophiſchen Bewußtſeins ihre Ergänzung und Berichtigung fände, ließ man ſich durch die ſcheinbaren Rückſchritte nicht irren, ſondern legte bei der Conſtruction dieſer Geſchichte das Geſetz zu Grunde, daß jede Einſeitigkeit zunächſt die entgegengeſetzte Einſeitigkeit hervorruft und dann erſt eine Vermittlung zuläßt, in welcher die beiden frühern Einſeitigkeiten in doppeltem Sinn „aufgehoben," d. h. ſowol widerlegt als in ihrer relativen Berechtigung anerkannt wären. Die Sache verhielt ſich ſo, daß Hegel ſeine eigne Logik als den philoſophiſchen Euklid auffaßte und von jedem Pascal nachzuweiſen unternahm, bis zu welchem Paragraph derſelben er in ſeinem Denken gekommen ſei. Sehr günſtig erwieſen ſich für dieſe Methode beſonders die älteren griechiſchen Philoſophen vor Ariſtoteles, da von vielen derſelben nur einzelne räthſelhafte Kernworte

*) Der erſte Artikel im 1. Heft des laufenden Jahrgangs.

aufbewahrt waren, die erst durch das neu entdeckte Gesetz des Satzes und Gegensatzes einen verständlichen Sinn erhielten. Ueber die Periode von Aristoteles bis Carteſius ging man dann eilig hinweg und sparte die ganze Kraft der Dialektik für die neuere Zeit auf, welche die reichste Ausbeute verstattete, da fast jeder der neuen Philosophen dafür gesorgt hatte, durch ein kräftiges dem Gedächtniß leicht einzuprägendes Stichwort (cogito ergo sum; substantia est u. s. w.) Seite und Paragraph des Hegelschen Systems, bis zu welchem er gekommen, zu markiren. Nach dieser Darstellung sah die ganze Geschichte der Philosophie wie eine Reihe von Randbemerkungen zur „Logik“ aus, welche bei jedem Paragraphen Namen und Zeit des Entdeckers notirten; die Individualität der Philosophen, ja selbst die Beziehung auf die sonstigen Interessen der Zeit trat vollständig zurück, und es sah so aus, als ob die Begriffe aus eigner freier Kraft, wie in einem andern System die Atome, sich das luftige Schloß, in dem sie hausen sollten, selbst aufgebaut hätten. In der That wurde die Selbstbewegung des Begriffs der Lieblingsausdruck der Schule.

Daß man diese Form der Geschichtschreibung nicht mehr gelten läßt, hat zunächst einen sehr einfachen Grund: man ist nicht mehr von der absoluten Geltung der Hegelschen Logik überzeugt; sie hat aufgehört der philosophische Euklid zu sein. Demnach haben jene Randnoten keinen Nutzen mehr: denn wo der leitende Gesichtspunkt verrückt ist, aus dem man die Perspective nimmt, wird auch die gesammte Zeichnung verrückt. Man mußte sich also bemühn, die einzelnen philosophischen Systeme auf ihre eignen Füße zu stellen und den Schwerpunkt nicht außer ihnen, sondern in ihnen selbst zu suchen. Denn freilich war es eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die einzelnen Denker, aus ihnen nur diejenigen Lehrsätze auszuziehn, die das allgemeine Denken bereicherten, ohne auf den Zusammenhang zu achten, in welchem sie dieselben vorgetragen hatten. Es hat mit philosophischen Sätzen doch eine andere Bewandtniß als mit mathematischen: diese sind blos Abstractionen der sinnlichen Anschauung, die also jedem, dessen Verstand in Ordnung ist, zur Evidenz gebracht werden können; jene dagegen erhalten ihren wahren Sinn erst durch den Zusammenhang mit dem Gesammtinhalt des Denkens und Empfindens, welches in einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Individuum sich zu einer lebendigen Einheit krystallisirt. Um ein philosophisches System richtig zu verstehn, müssen wir den Mann richtig verstehn, der es geschaffen hat.

Wenn jene Methode sich damit begnügt, auf die Sätze hinzuweisen, die er seinem Vorgänger verdankt, und deren geschickte Combination ihn auf neue Sätze geleitet hat, so müssen wir dagegen, die wir das Denken für einen lebendigen, d. h. für einen individuellen Proceß halten, uns in seinem Gemüth umsehn, um uns die Fragen, die er an das Leben richtete, und den

Weg, den er ſuchte, verſtändlich zu machen; mit andern Worten, wir müſſen die Geſchichte der Philoſophie wenigſtens bis zu einer gewiſſen Grenze unter das Schema der Literaturgeſchichte ſtellen. Daraus ergibt ſich zugleich, daß wir auf die Form der Philoſophie eine größere Aufmerkſamkeit zu wenden haben als bis jetzt geſchehn iſt. Kant der Profeſſor, Fichte der Redner, Schelling der Artiſt, Jacobi, Lavater, Hamann die Briefſchreiber: — das ſind nicht zufällige Unterſchiede der Form, ſondern es hängt aufs innigſte mit ihrem philoſophiſchen Lebensprincip zuſammen.

Wenn man in der Hegelſchen Zeit auf diejenigen Philoſophen den größten Werth legte, welche den reichſten „ſpeculativen Inhalt“ entwickelten, ſo wird ſich jetzt dies Urtheil einigermaßen modificiren: man wird zunächſt darnach fragen, ob dieſer Inhalt ihnen eigen gehörte, ob er wirklich lebendig war; ob er das Leben der Zeit ergriff und demnach auch fortdauerndes Leben behauptet. So wird heute ſich das Urtheil über Schelling und Jacobi ganz anders feſtſtellen, als vor dreißig bis vierzig Jahren. Schelling hat einen ganz außerordentlichen Reichthum an ſpeculativen Ideen, oder wie man ſich unhöflicher ausdrücken würde, an geiſtreichen, halb poetiſchen, halb proſaiſchen Einfällen. Dagegen iſt Jacobi äußerſt arm; den „ſpeculativen Inhalt“ ſeiner dicken acht Bände könnte man ganz bequem auf einen Bogen bringen. Nimmt man aber Schellings Schriften heut zur Hand, ſo wird man ein Drittel derſelben, die naturphiloſophiſchen, wiſſenſchaftlich betrachtet als baaren Unſinn auffaſſen; ein anderes Drittel, über den „Grund“ in Gott der zugleich „Abgrund“ und „Ungrund“ und „Urgrund“ iſt, und ähnliche Dinge wird man mit derſelben Andacht betrachten, wie etwa die Werke ſeines Lehrmeiſters Jakob Böhme, und bei dem Reſt wird man bedauern, daß er ſie nicht zu Hexametern oder Stanzen ausgearbeitet hat, wo ſie durch ihren angenehmen Klang zwiſchen Goethe's und Schiller's „zahmen Xenien“ eine recht artige Stelle behaupten würden. Individuelles Leben iſt in ihm nicht vorhanden, die Wiſſenſchaft wird von ihm nicht bereichert, und er ſpeculirt nicht aus dem innern Drang heraus, ſich über Gedanken, die ihn quälen, die ihn erdrücken, Luft und Licht zu verſchaffen, ſondern weil der Geſchmack der Zeit zur Speculation trieb. Jacobi dagegen ſehn wir mit dem ganzen Herzen, mit allen Kräften ſeiner Natur, ſo groß oder ſo klein ſie war, bei ſeinem Denken thätig, und bei ſeinem innigen Zuſammenhang mit den meiſten hervorragenden Geiſtern ſeiner Zeit, bei ſeinem unermüdlichen Eifer, ſich ihnen verſtändlich zu machen, bei ſeinem unleugbaren Scharfſinn und der zuweilen glänzenden Beredtſamkeit gewinnen wir aus ihm — zwar nicht eine Aufklärung über die Fragen, die uns beſchäftigen wie ihn, aber eine Verſtändigung für eine ſehr wichtige Seite des Zeitalters, die wir zu ſehr vernachläſſigt haben. Indem der Frager uns ſeine eigene Gemüthsſtimmung verſtändlich

macht, tritt uns dadurch die Frage selbst in ein helleres Licht, die nicht von ihm allein, sondern von einem großen Theil der redlich Suchenden an den Himmel und die Erde gerichtet wurde.

Wie sehr es nicht blos auf die Gedanken, sondern auf die Stimmung derselben ankommt, zeigt Jacobi's Verhältniß zu Kant. In der Richtung ihrer Philosophie lag viel Verwandtes: beide gingen vom Suchen eines Uebersinnlichen aus; beide suchten die Unmöglichkeit nachzuweisen, sich desselben auf dem Wege der Demonstration zu bemächtigen; beide acceptirten es aus andern Gründen, die nicht weit auseinander lagen. Kant „forderte" Gott und Freiheit, kraft des Bedürfnisses der praktischen Vernunft, sich ihre Zwecke, die sie mit unmittelbarer Gewißheit in sich findet, ausführbar zu denken; Jacobi leitete Beides aus dem Bedürfniß her, sich an der im Menschen erscheinenden Tugend als an Etwas, was über die bloße Erscheinung hinausgehe, zu erbauen. Die Aehnlichkeit ist auffallend, und auch die Widersprüche, die in einzelnen Stichwörtern lagen, schwinden bei näherem Zusehn sehr merklich. — So pflegt man Jacobis Philosophie als Glaubensphilosophie zu bezeichnen, und auch Kant war mit dem Mißbrauch des Wortes Glauben sehr unzufrieden. Aber einmal ist bei diesem Glauben nicht etwa vom Katechismus die Rede, sondern blos von dem Glauben an Gott und Freiheit; — mit dem dritten Punkt, mit der Unsterblichkeit nimmt es Jacobi nicht genau; sodann spricht er nicht etwa als Gläubiger, der den Ungläubigen predigt, sondern als Ungläubiger, der sich nach dem Glauben sehnt und diese Sehnsucht, dieses Bedürfniß seinen Brüdern im Unglauben verständlich machen will, weil es ihm unerträglich ist, ihnen als bloser Grillenfänger zu erscheinen. Den 10. Juni 1797 schreibt er an den Superintendenten Ewald: „Ich habe als Schriftsteller keinen andern Beruf als mein Nichtwissen darzustellen. Ich bin nicht gesandt zu den Hungrigen, sondern zu den Satten, um diesen wo möglich die Naturbegebenheiten des Hungers zu erklären. Mein Genius spricht hierüber so deutlich mit mir, daß ich ihn geradezu ins Angesicht schlagen würde, wenn ich mir herausnähme, auf irgend eine Art als Speisemeister zu erscheinen." — Dergleichen Bekenntnisse ziehen sich durch alle seine Briefe, von seinem ersten philosophischen Auftreten an bis kurz vor seinem Tode. Wir führen nur noch eine Stelle an, aus einem Brief an Reinhold 8. Oct. 1817: „Ich bin mit Twesten darüber einig, daß wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse. Wie ich aber dazu gelangen könne, diese historisch gediegene, einmüthige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde, das weiß ich nicht .... Twesten sagt in der „Rede eines Geistlichen an seine Amtsbrüder:" „uns will Niemand hören, sondern etwas Höheres durch uns; und ist es ausgemacht, daß es ein solches Höheres nicht

gibt, dann können wir nur auch den Mund halten.“ — Was und wo ist nun aber dies Höhere? das doch auch muß mitgetheilt werden können, wenn es der Mühe werth sein soll, daß nicht blos die Theologen den Mund aufthun. Ich höre auf mancherlei Weise darnach fragen, aber nirgend woher eine recht tüchtige Antwort .... Du siehst, daß ich noch immer derselbe bin; durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüth ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie gemeinschaftlich mich trügen, sondern wie das eine unaufhörlich mich hebt, so versenkt mich unaufhörlich das Andere.“

Ist der Ausdruck Glaubensphilosophie nicht recht geschickt, so lassen sich auch gegen den zweiten, Gefühlsphilosophie, manche Einwendungen machen. Er trifft insofern zu, als Jacobi überall auf das Gefühl zu wirken sucht, und als bei seinem eigenen Denken das Gefühl stets gegenwärtig ist. Man darf ihn aber nicht etwa so mißverstehen, als ob er dem Gefühl im Denken und im Handeln die Herrschaft geben wollte. Einzelne Aeußerungen dieser Art, z. B. der berühmte Dithyrambus gegen den kategorischen Imperativ: „ja ich will lügen, wie Desdemona sterbend log! will morden wie Timoleon!“ u. s. w. sind eben nur Ausbrüche einer augenblicklichen Erregtheit; im Uebrigen zieht sich durch alle seine Schriften von der ersten bis zur letzten der Grundgedanke, daß auch bei dem Wohlgeschaffenen das subjective Gefühl kein sicherer Leiter des Handelns sei, sondern daß Sitte und Gesetz hinzukommen müssen. Und was jenes Gefühl betrifft, welches sein Denken stets begleitet, so läßt er demselben zwar vollen Spielraum, die schlechten Resultate seiner Forschungen zu beweinen, aber er gestattet ihm keinen Einfluß auf das Denken selbst; auch hier schwimmt er zwischen zwei Wassern, von denen das eine beständig ihn hebt, das andere beständig ihn senkt.

Der Gegensatz zwischen Kant und Jacobi liegt nicht in der Tendenz ihrer Philosophie, sondern theils in der Stimmung ihres Gemüths, theils in der Form ihres Ausdrucks. Wie dieser Gegensatz sich allmälig entwickelte, werden wir in der dritten Periode der Jacobischen Philosophie, die fast ausschließlich vom Kampf gegen den transcendentalen Idealismus ausgefüllt wird, auseinandersetzen; hier, um Jacobis eigene Natur und seine Stellung zur Zeit richtiger zu würdigen, nur einige Worte über Kants Natur, insofern sie einen Gegensatz zu Jacobi bildet.

Als die Kantische Philosophie 1781 zum erstenmal in die allgemeine Literaturbewegung Deutschlands eintrat, dauerte es einige Jahre, bevor sie die gebührende Aufmerksamkeit erregte, und auch dann noch beschwerte man sich vielseitig über ihre Dunkelheit oder wenigstens über ihren Mangel an Popularität, eine Beschwerde, die, wie Rosenkranz in seiner Geschichte der Kantischen Philosophie richtig bemerkt, gegen jedes neue speculative System erhoben zu

werden pflegt. In dem Sinn konnte übrigens der Vorwurf gegen Kant nicht gemeint sein wie gegen die spätern Philosophen, die nicht blos einen völlig neuen Vorstellungskreis eröffneten, sondern es verschmähten, dem Gemeinverstand eine Brücke zum Verständniß desselben zu schlagen, d. h. an die bisherigen Vorstellungen anzuknüpfen und dieselben dann durch eine höhere Einsicht zu berichtigen und zu erläutern. Dies Versäumniß unterliegt gerechtem Tadel, denn es kommt ungefähr darauf heraus, als wenn man zum Publicum in einer Sprache reden wollte, deren Grammatik und Wörterbuch ihm fremd wäre. Auch ist in diesem Fall das Verständniß der Eingeweihten immer nur ein scheinbares, was sich darin zeigt, daß sie zwar die hochklingenden Worte und Redewendungen wiederholen, sie aber nicht fruchtbar zu machen wissen. — Kant indessen trifft dieser Vorwurf nicht: auch in seinen schwierigsten Werken knüpft er an die gemeine Vorstellung an, zeigt das Leere oder Widersinnige derselben und zwingt so den Leser, seinen weitern Untersuchungen zu folgen, schon um sich in seinem eignen Denken zu orientiren. — Außerdem besitzt Kant im höchsten Grade zwei Eigenschaften, welche hauptsächlich die Popularität hervorbringen: die Kühnheit sich paradox auszudrücken, und die Besonnenheit, jede Paradoxie seines Scharfsinns am Gemeingefühl zu prüfen und durch Exemplification zu erläutern. Daß er das letztere bei der „Kritik der reinen Vernunft" dem Leser gegenüber unterlassen hat, gibt er selber mit Recht als den Hauptgrund für die Schwierigkeit dieser Schrift an; indeß bezieht sich dieser Mangel nur auf gewisse Kapitel, da bei den Hauptpunkten das Einzelne und das Allgemeine sich decken.

Einen andern Mangel empfand Kant selbst eben so lebhaft als seine Gegner: die Schwerfälligkeit seines Ausdrucks. Wegen ihrer Darstellungsweise beneidete er Männer, die in speculativer Hinsicht tief unter ihm standen, wie Garve und Mendelssohn; auch die Bewunderung von Schillers Anmuth und Würde bezog sich wol hauptsächlich auf den Stil. Er selber hat mehrfach Veranlassung genommen, sich wegen des Unvollkommenen seiner Schreibart zu entschuldigen: es habe ihm an Zeit gefehlt; so in der ersten Preisschrift, in welcher er mit Mendelssohn concurrirte. Und dabei ist zu bemerken, daß er sehr schön schreiben konnte. Nicht blos in den kleinen Schriften, die überhaupt für ein weiteres Publikum bestimmt waren, sondern auch in der Kritik der reinen Vernunft trifft man häufig Stellen an, die durch die Kraft eines großen vollständig zusammengerafften und bei aller Fülle doch ruhigen Verstandes jenen überwältigenden Eindruck machen, der mit einem gewissen Entzücken verbunden ist und sich durch nichts wieder verwischen läßt. — Dasselbe Gefühl erregen längere Deductionen speculativer Begriffe, wo man Anfang und Ende klar übersieht. — Eine ganz andere Seite seines Talents zeigt sich in früheren Schriften, z. B. den „Träumen eines Geistersehers," aus

denen man den Landsmann Hippels und Hamanns deutlich heraus erkennt. Der Humor iſt an einzelnen Stellen eben ſo fein als überraſchend, aber freilich iſt der Eindruck des Ganzen nicht rein. Es ſieht ſo aus, als ob ſich Kant mitunter daran erinnere, daß dergleichen Scherze für einen ehrbaren Gelehrten nicht paſſen, und dann durch ein plötzlich angenommenes ſteifes Ausſehn den vorigen Eindruck gewaltſam abſchwäche.

Als Kant ſeine Kritik herausgab, war er 57 Jahr alt, er hatte eine Reihe von Jahren hindurch Vorleſungen gehalten, nach Wolfſchen Compendien, deren Kunſtausdrücke und Redeweiſe er ſich doch in gewiſſem Grade aneignete. Er fand die lateiniſche Sprache für den philoſophiſchen Gebrauch ausgebildeter als die deutſche, bediente ſich derſelben mit großer Gewandtheit und flocht auch in ſeinen deutſchen Vorleſungen lateiniſche Redensarten ein, theils in Parentheſe, um den lateiniſchen Wortvorrath ſeiner Schüler bei der Gelegenheit zu vermehren, theils auch aus Bequemlichkeit, weil ihm der deutſche Ausdruck nicht bei der Hand war. Abſichtlich behielt er die ſchon früher geſtempelten Kunſtausdrücke bei, richtete alle ſeine Unterſuchungen nach dem Schema der vier Kategorientafeln ein, um die Schüler an Disciplin und Ordnung zu gewöhnen, und bediente ſich unwillkürlich eines Satzbaues, der an die Participialconſtructionen der altlateiniſchen und die Adverbialconſtructionen der neulateiniſchen Sprache erinnerte. Dieſe Schwerfälligkeit des Satzbaues hat da, wo nicht ein maſſiver fertiger Gedanke ſeinen Sprachkörper ſich ſelber ſchuf, wo es mehr auf eine vorbereitende Deduction ankam, mit den Jahren immer zugenommen, und er iſt es hauptſächlich, der das Studium der Kantiſchen Schriften auch noch heute erſchwert.

Ein zweiter Umſtand ſind die zahlreichen Kunſtausdrücke. Man hat den Gebrauch derſelben in der Philoſophie neuerdings dadurch zu rechtfertigen geſucht, daß man dem Ungeweihten den Zugang in das Heiligthum erſchweren müſſe. Dieſe Rechtfertigung iſt eine bloſe Kinderei. Der Gebrauch der Kunſtausdrücke iſt nur zu rechtfertigen, wenn dadurch eine größere Kürze, Beſtimmtheit und Deutlichkeit des Ausdrucks hervorgebracht wird. Das geſchieht aber nur, wenn man bei der Bildung von Kunſtausdrücken in der Weiſe des Mathematikers und Phyſikers verfährt. Entweder ſtellt man dem Schüler den Gegenſtand vor Augen, gibt ihm die ſtets wiederkehrenden Merkmale an und nennt ihm den Namen, oder man gibt ihm eine Nominaldefinition des Begriffs, die ohne Ausnahme, wo der Begriff vorkommt, demſelben muß ſubſtituirt werden können. Wenn z. B. der Mathematiker diejenige Zahl, die mit ſich ſelbſt multiplizirt X gibt, die Wurzel aus X nennt, ſo hört damit jede andere Vorſtellung, die man ſonſt mit dem Begriff Wurzel verknüpft, vollſtändig auf.

Prüfen wir nach dieſem Maßſtab die Kantiſchen Kunſtausdrücke, ſo werden

wir die Forderungen nicht immer befriedigt finden. Wir erinnern nur an einen, der am häufigsten vorkommt: transcendental. „Ich nenne" sagt Kant in der Kritik der reinen Vernunft S. 25, „alle Erkenntniß transcendental, die sich nicht sowol mit Gegenständen, sondern mit unsern Begriffen a priori von Gegenständen überhaupt beschäftigt." — Die Definition ist deutlich genug, leider aber läßt sie sich nur in der Hälfte der Fälle, wo Kant diesen Ausdruck gebraucht, demselben substituiren. Freilich klingt überall ein ähnlicher Begriff durch, aber das ist bei Kunstausdrücken lange nicht genügend. Rosenkranz gibt B. 12 S. 159 eine ganz andere Definition, die auch nicht überall paßt, und in manchen Fällen hat das Wort ganz den Anschein eines Epitheton ornans. Während in den schwierigsten Kapiteln der Kritik, z. B. in der Abhandlung über Raum und Zeit, die Untersuchung in so großen Zügen fortgeführt wird, daß kein Widerstand möglich ist, kommt man in manchen viel einfacheren Kapiteln nicht vorwärts. z. B. in dem zweiten Abschnitt der „Deduction der reinen Verstandsbegriffe". Es treten hier eine Reihe von Definitionen auf, theils lateinischer theils deutscher Worte, bei denen man nicht recht weiß, ob es eine Beschreibung sein soll oder eine Kritik; ob und was von den künftigen Untersuchungen dadurch vorbereitet werden soll, man wundert sich nur über die Menge von Synonymen, die Kant im Kopf hat. Und hier ists noch schlimmer als mit dem Ausdruck transcendental, der an sich betrachtet gar nichts sagt: es sind alles Worte des gemeinen Sprachgebrauchs, denen der Philosoph einen neuen Stempel aufzuprägen keine Machtvollkommenheit besitzt. Durch diesen Mißbrauch der Kunstausdrücke wird grade das Gegentheil von dem bewirkt, was man beabsichtigt: statt kürzer wird der Ausdruck weitschweifiger; statt bestimmter ungenau; statt deutlicher unklarer und fließender. Am schlimmsten wird der Mißbrauch in den Händen eifriger Schüler, welche diese Ausdrücke ihrem Gedächtniß einprägen und damit zuletzt gar nichts sagen, wie das bei Kantianern, bei Hegelianern und bei Schellingianern oft genug der Fall gewesen ist. Die philosophischen Kunstausdrücke heben und kräftigen die Sprachen nur dann, wenn sie den Gesetzen der deutschen Grammatik folgen, und es ist nicht zu läugnen, daß Kant der erste war, der in der deutschen Literatur diese schädliche Richtung angebahnt hat.

Diese Aeußerlichkeit hängt mit der innern Natur unseres Philosophen zusammen. Die Haltung seines Denkens im Großen ist so erhaben, daß es eine grenzenlose Thorheit wäre, zu behaupten, nur sein Kopf sei dabei betheiligt gewesen; aber wegen seiner Strenge in wissenschaftlichen Dingen lag ihm daran, das Denken soviel als möglich zu isoliren oder ihm das Gefühl zu subordiniren. In einer Zeit, wo alle Welt geschäftig war über das eigene Innere zu grübeln und dasselbe den Freunden aufzuschließen, hielt Kant

ſtrenge zurück; ſein Leben war methodiſch geregelt, beſtimmte Stunden waren dem Nachdenken überwieſen; wenn er ſpazieren ging oder einige Freunde zur heitern Tiſchgeſellſchaft bei ſich hatte, ließ er die Stunden der Erholung durch metaphyſiſche Fragen nicht ſtören. Ungeſtüme Verehrer, wie Fichte, die in die Geheimniſſe ſeines Syſtems eindringen wollten, verwies er an ſeinen Freund, den Hofprediger Schulz, der zu ſeiner Kritik einen populären Commentar geſchrieben. Auf Polemik ließ er ſich faſt gar nicht ein: nur einmal wurde er darin ausführlicher, als ihn Eberhard durch einige ungeſchickte Impertinenzen gereizt hatte. In der Regel las er die Schriften ſeiner Gegner gar nicht, ſondern ſchickte ſie dem „neugierigen alten Mann", Hamann, der einen wahren Heißhunger nach neuen Büchern hatte. Auch philoſophiſche Bücher las er wenig; er hatte, freilich angeregt durch ſeine Vorgänger, den Schwerpunkt ſeines Denkens ſo ſicher in ſich ſelbſt, daß ihn wenig kümmerte, was andere dachten. Deſto eifriger ſtudirte er alles, was ſeine reale Kenntniß vermehren konnte, Naturwiſſenſchaft, Geographie u. ſ. w. — Natürlich machte ihm der ungeheuere Erfolg ſeines Syſtems viel Freude, und er ließ ſeinen eifrigen Anhängern mitunter einige wohlwollende Worte zukommen, ohne zwiſchen ihnen viel Unterſchied zu machen. Auch dieſe Briefe ſind weder ſehr gemüthlichen, noch ſehr ſpeculativen Inhalts: dem getreuen Tieftrunk berichtet er, er habe die ihm zugeſchickten märkſchen Rübchen mit großem Wohlgeſchmack verzehrt, und den getreuen Markus Herz erſucht er um ein Recept gegen Verſtopfung. In dieſer Unperſönlichkeit ſind die Kantiſchen Briefe einzig in unſerer Literatur. So heiter er im Umgang war, und ſo wenig er Geſelligkeit entbehren konnte, ſo blieb er doch auch den nächſten Freunden gegenüber immer auf dem Standpunkt kühler Höflichkeit, ſelbſt in den äußeren Formen; ein Bedürfniß, ſein Inneres mitzutheilen oder ähnliche Mittheilungen zu empfangen, hatte er gar nicht. Endlich, was bei der ſtarren Form ſeines Moralſyſtems doch in Anſchlag gebracht werden muß, er verbrachte den langen, methodiſch geregelten Gang ſeines Lebens als unverheiratheter Mann, und kannte daher manche Bedürfniſſe des Gefühls, manche Conflicte verſchiedenartiger Pflichten nicht aus jener unmittelbaren Erfahrung, die doch auch der Theorie wenigſtens die Farbe gibt. Daß bei dieſer Lebensweiſe ſein Charakter nie auch nur die leiſeſte Spur von Selbſtſucht zeigt, ſpricht ebenſo für ſein Herz als für ſeine Grundſätze.

Alle dieſe flüchtigen Bemerkungen ſollen nur dazu dienen, durch den Gegenſatz die Phyſiognomie Jacobis ſchärfer hervorzuheben. Um für die Eigenthümlichkeit derſelben gewiſſermaßen einen Mittelpunkt zu finden, heben wir aus der zweiten Ausgabe ſeiner „Briefe über Spinoza" (1789) ein Stelle heraus, die bereits Fichte als charakteriſtiſch für das Weſen ſeiner Philoſophie bezeichnet. Er berichtet nämlich ein ſonderbares Phänomen in der Geſchichte

seines Innern. „Es war eine von allen religiösen Begriffen ganz unabhängige Vorstellung endloser Fortdauer, welche mich im achten oder neunten Jahr bei dem Nachgrübeln über die Ewigkeit unversehens mit einer Klarheit anwandelte und mit einer Gewalt ergriff, daß ich mit einem lauten Schrei auffuhr und in eine Art von Ohnmacht sank. Eine sehr natürliche Bewegung zwang mich, sobald ich wieder zu mir selbst kam, dieselbe Vorstellung in mir zu erneuern, und der Erfolg war ein Zustand unaussprechlicher Verzweiflung. Der Gedanke der Vernichtung, der mir immer gräßlich gewesen war, wurde mir nun noch gräßlicher; und ebenso wenig konnte ich die Aussicht einer ewigen Fortdauer ertragen .... Ich brachte es allmälig dahin, von dieser sonderbaren Plage seltener ergriffen und nach einigen Jahren ihrer ganz los zu werden. Nun vergaß ich bald jede Vorsorge, die ich bisher angewendet, sie von mir entfernt zu halten, und glaubte zuletzt nicht mehr, daß sie das Eigne wirklich haben könnte, wodurch sie mir so furchtbar geworden war, .., bis in meinem 23. Jahr die alte Erscheinung auf einmal wieder vor mich trat. Ich erkannte ihre eigne gräßliche Gestalt, war aber standhaft genug, sie fest zu halten für einen zweiten Blick, und wußte nun mit Gewißheit: sie war! — Seitdem hat diese Vorstellung ungeachtet der Sorgfalt, die ich beständig anwende, sie zu vermeiden, mich noch oft ergriffen. Ich habe Grund zu vermuthen, daß ich sie zu jeder Zeit willkürlich in mir erregen könnte, und glaube, es stände in meiner Macht, wenn ich sie einigemal wiederholte, mir in einigen Minuten dadurch das Leben zu nehmen. — Wie viel man auch hiervon möchte abziehn wollen, so wird es doch immer merkwürdig bleiben, daß eine vom Menschen selbst in ihm hervorgebrachte speculative Vorstellung auf ihn selbst so fürchterlich zurückwirken könne, daß er die Gefahr, sie zu erwecken, mehr scheut als jede andere Gefahr." —

Was es nun mit diesem Phänomen für eine Bewandtniß hatte, geht uns nicht weiter an; wo aber die Operationen des Kopfes so unmittelbar auf die Nerven einwirken, muß natürlich die Philosophie eine andere Färbung annehmen, als bei Kant.

Jacobi erreichte ein hohes Alter, sein Leben war im Ganzen glücklich, er war ein schöner, kräftiger Mann, in allen ritterlichen Uebungen gewandt und für jeden Lebensgenuß zugänglich, aber fast alle zwei Monate erfahren wir aus seinen Briefen, daß er irgend eine lebensgefährliche Krankheit überstanden haben will, und das geht von seiner Jugend bis ins hohe Alter. Wenn er daher der größte Virtuos im Briefschreiben ist, und sich in dieser Beziehung an die unmittelbar vorhergehende Periode, an Bodmer, Gleim u. s. w. anschließt, so erhält doch seine Correspondenz durch jenes Phänomen eine ganz andere Färbung: denn wenn es jenen hauptsächlich darauf ankam, ihre Herzchen gegeneinander auszutauschen, sich einander zu verhätscheln und in

poetischen Empfindungen zu bestärken, so will Jacobi vor allen jenes Räthsel seines Lebens aussprechen; alle Augenblicke überfällt ihn die entsetzliche Vorstellung, es gäbe keinen Gott und keine Freiheit und die Welt wäre ein Gespenst. Die Qual dieser Vorstellung los zu werden, muß er sich vor allen aussprechen — und seine ganze Philosophie besteht aus Briefen, die er über diese Zustände an seine nächsten Freunde, an seine entfernten Freunde, die er zuletzt an alle Welt schreibt, selbst an Nicolai; denn er erträgt es nicht, von irgend jemand für einen blosen Thoren angesehn zu werden. Von der ersten Zeit seines eignen Nachdenkens bis zu seinem Lebensende ist er fest davon überzeugt, daß, wissenschaftlich betrachtet, das Spinozistische System — das System, welches die Welt aus sich selber, ohne Gott und Freiheit erklärt, das einzig haltbare sei; aber während Lessing, Goethe, Herder dies System ihrem Gefühl anzupassen verstehn, erregt es ihm Grauen. Beide Punkte den Menschen klar zu machen, ist die philosophische Aufgabe seines Lebens.

Zu diesem Zweck studirte er mit unablässigen Eifer und, wie ihm Fichte bezeugt, der wenigstens in Bezug auf sein eigenes System für competent gelten muß, mit tief eingehendem Verständniß jedes alte und neue System der Philosophie, dessen er habhaft werden konnte, und bot allein seinen Scharfsinn auf um nachzuweisen, daß man auf dem Wege des Raisonnements niemals über die Sphäre des Endlichen hinaus, niemals zu Gott und Freiheit, dem einzigen, woran ihm etwas gelegen war, vordringen könne. Daher die große Objectivität, mit der er sich hauptsächlich in diejenigen Philosophien vertiefte, die consequent und entschieden sich zu diesen negativen Resultat bekannten; daher sein Haß gegen alle wohlmeinenden Vermittler, welche dieser strengen Gedankenfolge die Spitze abbrachen.

Auf der andern Seite bot er alle Bildersprache und alle Kraft seiner Beredtsamkeit auf, um das Entsetzen und den Abscheu auszudrücken, den diese Resultate in ihm erregten. Dieses Entsetzen betrachtete er als den Hebel, der ihn aus dem Reiche des abstracten Denkens in das überirdische Reich des Glaubens tragen, mit andern Worten, in ihm und andern die Ueberzeugung erwecken sollte, daß trotz aller jener Verstandesschlüsse Gott und Freiheit doch existiren. Diesen Sprung aus dem Naturzusammenhang in das Reich des Wunders pflegte er als seinen Salto mortale zu bezeichnen.

Hier schien er sich nun mit Kant zu begegnen, der, nachdem er die metaphysischen Beweise für das Dasein Gottes widerlegt, die transcendentale Idee Gottes und der Freiheit aus den Bedürfnissen des Gewissens wiederherstellte. Aber damit war Jacobi keineswegs gedient: er wollte nicht Ideen, sondern Realität; und eine transcendentale Idee, von der man nicht wissen könne, ob ihr außerhalb des menschlichen Gemüths etwas entspreche, erschien ihm als ein Mährchen und eine Lüge. Der Unterschied war folgender: Kant,

der niemals von einem salto mortale redete, hatte ihn wirklich gemacht, und was er mit diesem Sprunge erreicht, die Idee, befriedigte ihn vollkommen: Jacobi dagegen, der beständig einen Anlauf machte, hatte zum Sprunge nicht die Kraft, und kam daher, obgleich er mit schlagenden Gründen bewiesen zu haben glaubte, die Deduction könne nicht zu Gott führen, dennoch immer wieder auf den Weg der Deduction zurück. Da er nun überall auf halbem Wege stehen blieb, so ging daraus ein beständiger Wechsel der Gemüthsbewegung hervor, die er seinen Freunden zu schildern sich gedrungen fand. Da ihm selbst aber diese Zustände von großer Wichtigkeit waren, so nahm er fast von allen Briefen, die er schrieb und erhielt, eine Abschrift, ließ dieselbe nach andern Seiten circuliren und machte es mit den darauf erfolgenden Briefen ebenso, bis er endlich die sämmtlichen Actenstücke drucken ließ. Auf diese Weise sind die meisten und die besten seiner Schriften entstanden (wie auch von Hamann und Lavater die Briefe bei weitem das echteste sind); denn was er unmittelbar für das Publicum schrieb, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Individualität, mit der er sich verständigen wollte, ist meistens gemacht. Dies ist ein gewaltiger Unterschied gegen Kant. Kant schrieb seine Werke aus wissenschaftlichem Bedürfniß; wer sie lesen wollte, war willkommen, wer es nicht wollte, mochte es bleiben lassen. Jacobi dagegen war in fieberhafter Angst über das, was die Leute von seinen Schriften sagen würden, selbst Leute, die er aufs gründlichste verachtete. Am liebsten hätte er persönlich an jedes einzelne deutsche Individuum geschrieben, und außerdem noch an eine Menge Engländer und Franzosen. Daher die beständigen Wiederholungen in seinen Werken, die eifrigen Versuche sich mit jeder Art der Bildung auseinanderzusetzen. Am wichtigsten war es ihm freilich, Autoritäten zu gewinnen oder sich durch sie zu befestigen, und die flehende Hingebung, mit der er Männern wie Goethe, Lavater, Hamann, Herder, Lessing und Kant entgegen kam, hat wirklich etwas Rührendes, da sie ganz ehrlich gemeint ist. Ueberhaupt macht der Mann zwar durchaus keinen erhebenden Eindruck, aber sein Lebenslauf, der ihn mit den auserlesensten Geistern der Nation in die innigste Berührung brachte, bietet doch viel menschlich Interessantes dar. Er zerfällt in drei Perioden: die zweite umfaßt die spinozistischen, die dritte die transcendentalen Streitigkeiten; auf die erste, die vorbereitende, werfen wir hier zunächst einen Blick.

Fr. Heinr. Jacobi ist in Düsseldorf den 25. Jan. 1743 geboren: also 19 Jahr jünger als Kant und Klopstock, 14 Jahr jünger als Lessing und Mendelssohn, 10 Jahr jünger als Wieland. Die Zeitgenossen, die ihm im Alter zunächst standen, waren sein Bruder Georg und Stilling geb. 1740, Lavater, Hippel und Merk geb. 1741, Lichtenberg und Garve geb. 1742, Claudius geb. 1743, Herder geb. 1744. Sein Vater war ein Kaufmann in

Düſſeldorf, der für ſehr reich galt, weil ſeine Geſchäfte ſehr ausgedehnt waren. Er hielt ſeinen älteren Sohn Georg für ein Genie, den jüngern für einen Dummkopf, und beſtimmte ihn daher zum Handel, gar nicht etwa aus Vorliebe für dies Gewerbe. Der Knabe las mit einer frommen Dienſtmagd religiöſe Schriften und ſchloß ſich, als er confirmirt war, einer frommen Geſellſchaft an, die ſich „die Feinen“ nannte. Im 16. Jahr kam er als Lehrling in ein Handlungshaus zu Frankfurt a. M.; bald darauf nach Genf, wo er in ſeinen Muſeſtunden den Unterricht Leſage's genoß, ſehr eifrig die franzöſiſche Literatur ſtudirte und ſich durch ritterliche Uebungen, ſo wie durch Verkehr mit der guten Geſellſchaft die äußere Politur verſchaffte. Als er Anfang 1762 zurückkehrte, übergab ihm ſein Vater Haus und Handlung und bald darauf eine reiche junge Frau, Betty von Clermont. Es war ein großes Glück, daß er dieſe Frau, die ihm eine angeſehene Stellung in der Geſellſchaft verſchaffte, auch innig lieben konnte. Sein Umgang breitete ſich bald ſehr bedeutend aus: Sophie v. Laroche und die Gräfinnen Hatzfeld beſchäftigten ſeine Phantaſie, der Freiherr v. Hompeſch und der Graf von Goltſtein eröffneten ihm die vornehme Welt. — Ueber ſeine Entwickelung in dieſer erſten Periode hat er in der Schrift „über Hume“ 1787 ausführliche Mittheilungen gemacht.

„So lange ich mich beſinne, hat mir das angeklebt, daß ich mit keinem Begriff mich behelfen konnte, deſſen äußerer oder innerer Gegenſtand mir nicht anſchaulich wurde durch Empfindungen oder durch Gefühl. Jede Demonſtration, die mir nicht Satz für Satz auf dieſe Weiſe wahr gemacht werden konnte, jede Erklärung, die ſich mit keinem Gegenſtand intuitiv vergleichen ließ, die nicht genetiſch war: dafür war ich blind und verſtockt. So habe ich den mathematiſchen Punkt, die mathematiſche Linie und Fläche ſo lange als bloſe Hirngeſpinnſte oder comme de mauvaises plaisanteries angeſehn, bis ſie mir in umgekehrter Ordnung erklärt wurden: die Fläche als die Grenze des Körpers u. ſ. w. Nicht eher verſtand ich das Weſen des Cirkels, bis ich ſeine Entſtehung aus der Bewegung einer Linie, wovon das eine Ende feſt, das andere beweglich, begriff. — Dieſe Idioſynkraſie verurſachte mir früh eine Menge unangenehmer Begegnungen. Dummheit wurde mir beſtändig, und ſehr häufig Leichtſinn, Hartnäckigkeit und Bosheit vorgeworfen. Aber weder Schimpfworte noch die härteſten Behandlungen konnten mich von meinem Uebel heilen. Man gewann nur ſoviel, daß ich ſelbſt eine ſehr ſchlechte Meinung von meinen Geiſtesfähigkeiten bekam, die mich um ſo mehr drückte, da ſie mit der brennendſten Begierde nach philoſophiſchen Einſichten verbunden war.“ — Erſt Leſage brachte ihm andere Anſichten bei. — „Er zeigte mir an verſchiedenen Beiſpielen, daß was ich geglaubt hatte, nur nicht begreifen zu können, größtentheils entweder leere Worte oder Irrthümer waren, ermahnte mich auf meinem Wege getroſt fortzugehn und guten Muth zu faſſen... Denken Sie

ſich einen feurigen und ebenſo weichherzigen Jüngling, voll Schüchternheit und Mißtrauen in ſich ſelbſt und voll Enthuſiasmus für jede höhere Geiſteswürde... Mit dieſem Abend fing eine neue Epoche meines Lebens an.“

„Meine Zurückkunft nach Deutſchland traf grade in die Zeit der Aufgabe der Berliner Akademie über die Evidenz in metaphyſiſchen Wiſſenſchaften. Ich erwartete mit Sehnſucht die Herausgabe der Abhandlungen. Die gekrönte Schrift (von Mendelsſohn) erfüllte meine Erwartungen nicht; deſto größer war die Ueberraſchung, da ich in der zweiten Abhandlung (von Kant), die nur hatte accediren können, (1763) Winke und Aufſchlüſſe fand, die meinen Bedürfniſſen nicht angemeſſener hätten ſein können. Dieſe Abhandlung verhalf mir zur vollkommnen Entwickelung derjenigen Begriffe, in welchen die Urſache meiner ſo hart beſcholtenen Ungelehrigkeit, das ganze Geheimniß meiner Idioſynkraſie verborgen lag. — In Mendelsſohns Abhandlung war es mir beſonders auffallend geweſen, den Beweis vom Daſein Gottes aus der Idee ſo weitläufig erörtert und ſeine Bündigkeit mit ſo großer Zuverläſſigkeit behauptet zu finden. Der Zuſtand, in welchem ich über dem Leſen dieſer Abſchnitte gerieth, war von der ſonderbarſten Art. Immer war meine Art, wenn ich Behauptungen, die mir ungegründet und irrig ſchienen, von einem guten Kopf ſo vorgetragen fand, daß der Vortrag ſelbſt bewies, er habe die Sache reiflich und von verſchiedenen Seiten betrachtet: daß es mir dann nicht genug war, von meiner eignen, entgegengeſetzten Meinung zu wiſſen, daß ſie auf eben ſo reifliches Nachdenken gegründet ſei, um ſofort zu ſchließen, weil Wahrheiten nicht miteinander in Widerſpruch ſtehn können, daß die meiner Meinung widerſprechende ſchlechterdings ein Irrthum ſein müſſe. Bei mir kam es darauf an: nicht die entgegengeſetzte Behauptung ungereimt, ſondern ſie vernünftig zu machen. Ich müſſe den Grund des Irrthums, ſeine Möglichkeit in einem guten Kopf entdecken und mich dergeſtalt in die Denkart des Irrenden verſetzen können, daß ich ihm nachzuirren und mit ſeiner Ueberzeugung zu ſympathiſiren im Stande war.“ — Von der weitern Deduction ſpäter. — Auch aus dem Briefwechſel mit Leſage iſt einiges aufbewahrt. Wir erfahren daraus, daß Jacobi nahe daran war, ſich durch Voltaires und Rouſſeaus Schriften zur Freigeiſterei verleiten zu laſſen. Fortwährend beklagt er ſich mit großer Bitterkeit über ſein Geſchäft, das ihn von allen philoſophiſchen Studien zurückhalte. Leſage tröſtet ihn einmal 18. Oct. 1763 par le spectacle des inconveniens qui accompagnent le plus souvent la célébrité des auteurs, surtout de ceux qui subjugués quelque fois par une ardente imagination, s'attirent de la part des sots ou des phlegmatiques d'amères persécutions fondées sur de sinistres interprétations de leurs sentiments trop peu developpés aux yeux vulgaires .... Ce que j'y verrais de plus dangereux pour votre repos, ce serait votre gout et votre sagacité pour

les questions de metaphysique relatives à la religion. — Es liegt etwas Prophetiſches in dieſen Worten. — Ein andermal klagt Jacobi darüber, daß Leſage auf ſeine metaphyſiſchen Fragen nicht antworte; dieſer erwidert, es habe jeder ſeine individuelle Manier ſich die Welt verſtändlich zu machen, die für keinen andern paſſe, und wenn ihm die Welt nicht ſtimmen wolle, ſo möge er bedenken daß auch die Mathematik nicht alle irrationellen Größen auflöſen könne.

Durch ſeinen Bruder Georg und durch Sophie Laroche, Wielands alte Geliebte, wurde Wielands Bekanntſchaft vermittelt. Schon Nov. 1770 wechſeln ſie zärtliche Briefe. Ihre erſte Zuſammenkunft, von Jacobi beſchrieben, iſt charakteriſtiſch genug um hier mitgetheilt zu werden. „Den 12. Mai 1771 reiſte ich mit meinem Bruder von Düſſeldorf ab. Die Vorſtellung des Vergnügens, dem wir uns näherten, erhielt unſer Herz in einer ſanften Bewegung, und machte unſre Sinne zu den feinſten Rührungen geſchickt. Wir ſahen eine Menge neuer Schönheiten an den Ufern des Rheins, und bemerkten, daß die Scenen des Frühlings uns noch niemals mit ſo entzückenden Freuden begeiſtert hatte. Einer den Andern umarmend, prieſen wir die holde Natur, welche liebreich auf den Dank zweier der zärtlichſten Seelen zu achten, und, indem ſie noch freundlicher uns zulächelte, ihn zu belohnen ſchien. Als wir des folgenden Tages bei Coblenz in einem der ſchönſten Thäler voll blühender Obſtbäume anlangten, und nunmehr unſere Reiſe ſo nahe vollendet war, ergriff ich die Hand meines Bruders, um ihm durch einen ſanften Druck derſelben meinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die ich unter ſeiner Begleitung genoſſen hatte; er nahm die meinige und blickte voll zärtlicher Rührung mich an; die ſelige Thräne der ruhigen Empfindung ſtieg in unſer beider Augen, und wir ſegneten die Gegend mit dem heiligen Kuſſe der Freundſchaft. — Eine Viertelſtunde nachher langten wir vor dem La Rocheſchen Hauſe an. Beim Eintritt in den Saal fiel mir zuerſt der empfindſame Leuchſenring*) in die Augen, welcher durch Wieland und auch durch mich von unſerm Congreß in Ehrenbreitſtein benachrichtigt worden, und, um demſelben beizuwohnen, zwei Tage vor uns daſelbſt angelangt war.“ — Nun erfolgt die Vorſtellung; gleich darauf ſehn ſie aus dem Fenſter Wieland im Wagen ankommen. „Der Herr von La Roche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach; und wir empfingen unſern Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kam die Frau von La Roche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe ſich nach ihr erkundigt, und ſchien äußerſt ungeduldig, ſie zu ſehen; auf einmal erblickte er ſie — ich

*) Goethe's Pater Brey. Jacobi hatte ihn im vorigen Jahr auf einer Reiſe in Leyden kennen gelernt.

sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde, und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen: Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn und sagte in einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: — Wieland — Wieland — O ja, Sie sind es, — Sie sind noch immer mein lieber Wieland! — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thräne enthalten: mir strömten sie die Wangen hinunter, ich schluchzte; ich war außer mir und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt und wie wir hinauf in den Saal gekommen sind. — Die Empfindungen, die ich an diesem Abende gehabt, sind ein starker Beweis für mich, daß das Gefühl der Zärtlichkeit sich nicht in blos vervielfältigte und zusammengedrängte Sensationen auflösen lasse; denn wenn auch in einem Sinne alle übrige vereiniget, und dieser auf einmal mit der ganzen Schöpfung gerührt werden könnte, so würde doch dieser unmittelbare Genuß, welcher gewiß der größte ist, der sich erdenken läßt, allemal wesentlich von jenem unbeschreiblichen, alle anderen an Köstlichkeit übertreffenden Gefühle, welches wir Liebe oder Zärtlichkeit nennen, unterschieden bleiben. Vor meiner Ankunft in dem La Rocheschen Hause hatte das sympathetische Gefühl noch kein Mal mein Herz ganz eingenommen; auch hatte ich mich noch kein Mal in dem Grade glücklich gefühlt; nunmehr schien mir mein ganzes voriges Leben Tand, und die unbedeutende Erinnerung davon hätte ich ohne Widerwillen aus meinem Gedächtniß vertilgen gesehn. Meine gegenwärtigen Freunde theilten, ob zwar in ungleichen Graden, diese Empfindungen mit mir."

In demselben Brief wird Wieland folgendermaßen geschildert: „Der freimüthige, heuchellose Wieland, dem der Himmel zu der Leyer des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußern Gestalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine

außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus, seine Augen werden heller und glänzender, sein Mund öffnet sich etwas, und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wielands Person ist so fein, daß er den meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal davon bis auf das Mark erschüttert worden."

Da wir einmal im Kapitel der Empfindsamkeit sind, möge noch ein späterer Brief des seit 11 Jahren glücklich verheiratheten Jacobi an Sophie La Roche (9 Oct. 1773) hier folgen: „Kann ich Ihnen heute etwas Schöneres sagen, als wenn ich Ihnen erkläre, daß meine Gesinnungen, meine Empfindungen gegen Sie so beschaffen sind, daß ich mir nichts Köstlicheres zu wünschen wüßte, als — nicht einmal wirklich so geliebt zu sein, sondern in meinem Leben nur einmal so geliebt gewesen zu sein, wie ich Sie liebe. Und wissen Sie, warum mir dieses die höchste aller Glückseligkeiten zu sein scheint? — Weil ich mir das Geschöpf, das mich so liebte, unter keinem andern als Sophiens Bilde vorzustellen im Stande bin, und ich diesen Engel in meiner eignen Seele haben möchte. Was ginge selbst Sophie La Roche mich an, wenn meine Seele früher auf diese Art vollendet worden wäre! — In Ihrem Anschauen, meine Freundin, reinigt sich mein Herz je mehr und mehr. Kein trügerischer, ekelschwangerer Genuß soll es forthin von seinem Ziel entfernen; in wahren Ahnungen inniger Vereinigung soll es harren, bis es Leben merke und gebe. — Können Sie mit Ihrem „Orden der Empfindsamkeit" durch diese Wörterfülle durchtasten, dann wissen Sie, ob ich Sie mehr als jemals liebe und hochschätze. .. Es freut mich, daß Leuchsenring nunmehr auch Helvetius die wahre Sensibilität abspricht. Heute Mittag sprachen wir von dieses Mannes System über die Freundschaft. Die Frage ward aufgeworfen, ob nicht ein Freund endlich aufhören würde, uns zu interessiren, wenn nach einer langwierigen Krankheit seine Geisteskräfte, ohne Hilfe verloren gegangen und sein Körper scheußlich geworden wäre." U. s. w. — 11 April 1774. „Warum können Sie es nicht wahrnehmen, das Schweben meiner Seele vor der Ihrigen, ihr stilles Anschauen vor derselben?"

Die Freundschaft mit Wieland hielt sich anfangs auf der höchsten Höhe der Zärtlichkeit, und zwar ist Jacobi in diesem Verhältniß der Starke und Dominirende; Wieland muß sich ihm gegenüber stets wegen seiner Charakterschwächen und namentlich seiner Empfindlichkeit gegen jeden äußern Angriff entschuldigen. 26. Aug. 1771 schreibt er ihm: Je vous aime de tout mon coeur parce que je vous trouve un de ces hommes qu'on ne voit que très rarement; parce que vous avez de la tête et du coeur; parce que vous joignez l'en-

thousiasme du beau au discernement du vrai; enfin parce que vous avez l'imagination d'un poète, le coup d'oeil d'un philosophe et de l'esprit comme — un démon. Souffrez que je vous conjure d'être un peu plus sur vos gardes contre le feu de votre tempérament et la chaleur de votre imagination. Endlich beſchloſſen ſie, ihre Freundſchaft durch ein gemeinſames Unternehmen zu befeſtigen, die Herausgabe des deutſchen Merkur. Wie daſſelbe gerade das Entgegengeſetzte herbeiführte, werden wir im nächſten Heft berichten; hier nur etwas über die erſten literariſchen Arbeiten Jacobi's, die im Merkur von 1773 erſchienen: „über die von Herder in ſeiner Abhandlung über den Urſprung der Sprache vorgelegte genetiſche Erklärung der thieriſchen Kunſtfertigkeiten und Kunſttriebe;“ und über Pauws Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois. Das Ganze hat kein Intereſſe mehr, dagegen ſind einige Bemerkungen über das Heidenthum für das Verſtändniß ſeiner philoſophiſchen Entwickelung von Wichtigkeit.

„Gelehrte und Ungelehrte pflegen zu verſtummen, wenn ſie an die Geſchichte der alten abgöttiſchen Religionen kommen; ſie begreifen nicht, wie dergleichen ungereimte Begriffe mit vernünftigen ſich paaren konnten. — Leibniz war, wie Leſſing noch kürzlich erinnert, der Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen ſein könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſei; weswegen er denn oft die Gefälligkeit gehabt, dieſe Meinung ſo lange zu drehen, bis es ihm gelungen, dieſe Seite ſichtbar, dieſen Verſtand begreiflich zu machen. Wir verſtehen diejenigen Leute nicht, und wenn es Leute aus dem Pöbel wären, von denen wir urtheilen, ſie denken oder glauben etwas Ungereimtes; wir beſtimmen nicht mit der erforderlichen Genauigkeit ihre Ideen und deren Verhältniſſe untereinander; wir merken nicht, daß ſie und wir mit denſelben Worten nicht einerlei und gleichviel Begriffe verbinden; daß folglich beim Schall eben dieſer Worte ganz andre Dinge vor ihrem Verſtand als vor dem unſern ſchweben und aus derſelben Verbindung ganz verſchiedene, oft entgegengeſetzte Reſultate entſpringen müſſen, ohne daß darum weder der eine noch der andere die mindeſte Unrichtigkeit im Schließen begangen hat. — Von der heidniſchen Theologie beſitzen wir nur eine ſehr unvollkommne Kenntniß. Gleich den Pflanzen arten die Facta uns, indem ſie von ihrem Urſprung ſich entfernen, und blos durch den Unterſchied von Zeit und Ort, durch das Verſchwinden der gelegentlichen Urſachen erſcheint, was vorhin Wahrheit geweſen, nun als der größte Irrthum. Die Religion eines Volks muß in dem vollſtändigſten Zuſammenhang mit der natürlichen, bürgerlichen, politiſchen und gelehrten Geſchichte deſſelben ſtudirt werden, ſonſt iſt kein wahrer Begriff von ihr möglich. Sie aus dieſem Zuſammenhang herausreißen, eine iſolirte Kenntniß davon erhaſchen wollen, heißt die unfruchtbarſte aller Bemühungen unternehmen. Es würde mit unſerer Religion ebenſo

sein, wenn unsre Cultur unterginge, und ein späteres Geschlecht unsere theologischen Schriften, die Reste unsrer Kirchen u. s. w. aus dem Schutt aufgrübe. — Daß die Vielgötterei nicht ein ursprünglicher, sondern ein ausgearteter, verdorbener Lehrbegriff gewesen, bezeugen nicht allein die ältesten Nachrichten, sondern kann aus innern Gründen gefolgert werden. Die große obgleich verworrene Idee einer allwaltenden Kraft war die erste Folge der auf den Menschen von allen Seiten der Natur zusammenströmenden Gefühle seiner Abhängigkeit" u. s. w. —

Ob man diese Auffassung für richtig oder unrichtig hält, soviel ist klar, daß Jacobi die Entstehung der Religion ganz naturalistisch, als natürliche Folge der geistigen Anlage des Menschen erklärt; und dabei ist er immer stehn geblieben, er hat sich in dieser Beziehung nie zum Supranaturalismus bekehrt. Als Zeugniß stehe hier eine Stelle, geschrieben bereits 1798 zum Behuf einer Recension des Wandsbecker Boten, abgedruckt aber erst 1811 in der Schrift „Von göttlichen Dingen".

„Gott in uns und über uns; Urbild und Abbild, getrennt und doch in unzertrennlicher Verbindung: das ist die Kunde, die wir von ihm haben, und die einzig mögliche; damit offenbart sich Gott den Menschen lebendig, fortgehend, für alle Zeiten. Eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen, sie mögen heißen wie sie wollen, kann sich zur innern ursprünglichen höchstens wie Sprache zur Vernunft verhalten. So wenig ein falscher Gott außer der menschlichen Seele für sich dasein kann, so wenig kann der wahre außer ihr erscheinen. Wie der Mensch sich selbst fühlt und bildet, so stellt er sich, nur mächtiger, die Gottheit vor. Darum ist zu allen Zeiten die Religion der Menschen wie ihre Tugend, wie ihr sittlicher Zustand beschaffen gewesen. Nur durch sittliche Veredlung erheben wir uns zum würdigen Begriff des höchsten Wesens. Es gibt keinen andern Weg. Den Gott haben wir, der in uns Mensch wurde, einen andern zu erkennen ist nicht möglich, auch nicht durch bessern Unterricht; denn wie sollten wir diesen Unterricht auch nur verstehn? Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. sind keine Bilder, sondern Kräfte, von denen man die Vorstellung nur im Gebrauch selbsthandelnd erwirbt. Es muß also der Mensch Handlungen aus diesen Kräften schon verrichtet, Tugenden und ihre Begriffe erworben haben, ehe ein Unterricht von dem wahren Gott zu ihm gelangen kann. Und so muß, ich wiederhole es, Gott im Menschen selbst geboren werden, wenn der Mensch einen lebendigen Gott, nicht selbst einen Götzen haben soll; er muß menschlich in ihm geboren werden, weil der Mensch sonst keinen Sinn für ihn hätte. — Der Vorwurf, es würde auf diese Weise ein Gott nur erdichtet, wäre mehr als ungerecht. — Die höhere Wahrheit muß die Vernunft erobern, indem sie über den Gesichtskreis

des Verstandes weissagend sich emporschwingt. Ja sie dichtet — wenn du so das nur im Geiste sehen nennen willst — aber sie dichtet Wahrheit."

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

J. S.

Nablus und die Samariter.

2.

Ein Bild der Provinzialzustände in Palästina. — Die Stadt Nablus.

Ich muß gestehn, daß mir so gesunde, so wenig durch Selbstüberhebung fehlende Ansichten im Munde von Nabluser Ulemas, wie ich sie im Vorhergehenden mittheilte, unerwartet waren. Aber der Stadt sind in den letzten Jahren gewisse praktische Lectionen ertheilt worden, welche nicht ohne Eindruck bleiben konnten. Einige Worte darüber dürften, da sie auf die Provinzialzustände der Türkei ein Licht werfen, hier wol am Orte sein. Der Verständlichkeit wegen muß ich einiges aus der dunkeln und im Allgemeinen interesselosen Geschichte des Orts voranschicken.

Vor ungefähr 300 Jahren hatte sich ein muhamedanischer Kaufmann aus Tokat in Kleinasien in Nablus niedergelassen, woselbst er den Namen Tokan annahm. Er erwarb ein ansehnliches Vermögen und kaufte sich nicht blos in der Stadt, sondern auch in mehreren kleineren Ortschaften der Provinz an. Seine Nachkommen erweiterten den Grundbesitz und wurden, als Tokanzadeh, nach und nach das angesehenste Bey-Geschlecht Samariens. Der Umstand, daß einer von ihnen im Dienste der Pforte bis zum Range eines Vezirs gelangte, gab ihnen besondern Glanz und ermöglichte es ihnen, sich in Nablus ein großes burgähnliches Haus mit Schießscharten, eisernen Thoren u. s. w. anzulegen, welches ihnen in der Stadt und ihrer Umgegend einen ähnlichen Einfluß sicherte, wie dessen die Dere-Beys von Kleinasien in ihren Districten genossen. Mit der Zeit aber gelangten andere Geschlechter, namentlich die al Kâsim (Bajjân), die Djerrâr und die Abdul Hâdi zu Macht und Reichthum, und untergruben allmälig das Ansehn der Tokan, denen sie, wenn sie einig waren, die Spitze bieten konnten.

Während der ägyptischen Occupation Syriens hielten es die Feinde der

neuen Ordnung mit den Tokan, welche sich an die Spitze einer gefährlichen Bewegung zu Gunsten der Pforte, oder vielmehr der mit ihrer nominellen Oberherrschaft verbundenen Anarchie, stellten; und Mahmud Bey, das Haupt der Abdul Hâdi, von Ibrahim Pascha als Gouverneur eingesetzt, konnte sich nur nach vielen Kämpfen in dieser Stelle behaupten. Nach der Wiederinbesitznahme Syriens durch die Türken wurden die Tokan in Nablus redintegrirt, und es gelang ihnen, die Verbannung der Abdul Hâdis zu erwirken; bald aber machte sich das auf die Vernichtung des Feudaladels ausgehende neue Verwaltungssystem der Pforte auch in Nablus fühlbar. Die Gegner der Tokan wurden insgeheim begünstigt und zur Widersetzlichkeit aufgefordert, in die so entstandenen Fehden mischten sich die Paschas von Jerusalem, die in der Brandschatzung aufständischer Districte sonst gebotenen Einnahmequellen verstopfend und dagegen für sich selber schwere Geschenke heischend. So schwanden bald die Reichthümer des Hauses; nicht nur die eigne Habe, auch die der untergebenen Fellahs opferte man, um die angestammte Stellung zu bewahren, der Habsucht der Statthalter. Umsonst! Mahmud Bey Abdul Hâdi setzte es durch, nach seinem Bergschlosse Arraba im Nordosten der Provinz zurückkehren zu dürfen, und als Suleiman Bey, das Haupt der Tokan, zur Bekriegung des verhaßten Gegners auszog, wurde er, als des Landfriedensbruchs schuldig, abgesetzt und nach Trapezunt in die Verbannung geschickt. Es geschah dies im Jahre 1855. An seine Stelle wurde ein Beamter aus Konstantinopel als Kaimakam nach Nablus gesandt, welcher den einheimischen Parteien fremd, in solcher Weise die Gerechtigkeit handhabte, daß außer den nach der Herrschaft lüsternen Emiren alle Classen der Bewoher des Landes unter seiner Verwaltung, der steten Unruhe müde, aufathmeten.

Daß in den sogenannten Thalfürstenfamilien ein nicht untüchtiges Element für die Provinzialregierung steckte, das hat die Geschichte der Districte Kleinasiens, wo sie ungestört Generationen hindurch in Ansehn standen, dargethan. Vor den Pfortenbeamten hatten sie nicht nur die genauere Kenntniß der Bedürfnisse des Landes, sondern auch die Liebe zu ihm, den Wunsch, das vom Vater Ueberkommene in bester Blüte auf den Sohn zu vererben voraus. Nur hätte ihnen eine durch Macht und geregelte Handhabung der Gesetze imponirende Centralgewalt nebst einem unbescholtenen Beamtenstande zur Seite stehn müssen. Da diese Erfordernisse fehlten, so entstand eine rechtliche Unsicherheit, welche bei factischer Macht zu Empörung, Fehde und Erpressung führen mußte. Der Uebergang zur Büreaukratie war also hier ein wirklicher Fortschritt, und es ist nur zu beklagen, daß derselbe, Niemandem als lediglich einigen geldgierigen Paschas zum Frommen, in den meisten Provinzen so ungebührlich verzögert wurde.

Von der Art dieser Verzögerung gibt die Geschichte von Nablus ein ecla-

tantes Beispiel. Kaum hatte Kiamil Pascha, der damalige Gouverneur von Palästina, gehört, daß sich der türkische Kaimakam in seinem Verwaltungsdistricte in Ansehn setze, als er die vornehmsten Mitglieder der Familie Tokan zu sich nach Jerusalem beschied und ihnen vorstellte, daß sie entweder auf immer der Hoffnung auf Rückkehr ihres Hauptes, des Suleiman Bey, und Erneuerung des Glanzes ihres Geschlechts entsagen, oder sich eines weitern Anwachsens der Macht des Kaimakam mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln erwehren müßten. Er versprach ihnen hiezu seinen Beistand, und es wurde verabredet, daß sie ihre Fellahs aufwiegeln und von ihrem Anhange in der Stadt eine Adresse gegen den Kaimakam unterzeichnen lassen sollten. Das von ihnen nach ihrer Redintegration zu zahlende Geschenk wurde auf 120,000 Piaster festgesetzt.

Die Verblendeten führten ihre Zusagen nach besten Kräften aus, und während der Kaimakam durch einen Aufstand in verschiedenen tokanschen Dörfern beschäftigt war, circulirte in Nablus eine Beschwerdeschrift gegen ihn, welche alle der Partei der Tokan angehörigen und sonst unter ihrem Einfluß stehenden Personen zu unterzeichnen genöthigt wurden.

Kaum sah der Pascha sich im Besitze dieses Documents, als er auch den Mahmud Bey Abdul Hâdi zu sich lud und ihm von den Absichten der Tokan und ihrem Geldangebot Mittheilung machte. Der Bey versprach dagegen sogleich, falls der Pascha ihm den Statthalterposten verschaffen werde, einen dreifach größern Betrag als seine politischen Gegner zu zahlen und machte sich anheischig, Beschwerde-Adressen und Aufstände gegen den türkischen Kaimakam in viel großartigerm Maßstabe zu Wege zu bringen. Kiamil Pascha entschied sich, wie sich leicht begreift, zu Gunsten Mahmud Beys, und sagte ihm zu dem Amte noch 400 irreguläre Reiter zu, welche seinen Respect in der Provinz aufrecht erhalten sollten.

So begannen denn auch von Arraba, dem Bergschlosse der Abdul Hâdi, aus Unruhen sich zu verbreiten, und der Kaimakam sah sich bald rings von Empörungen umgeben. Seine Lage war zu verzweifelt, als daß jemand in Nablus gewagt hätte, den gegen ihn Unterschriften sammelnden Beys ihm zu Liebe ihr Gesuch abzuschlagen, und die Intrigue gelang vollkommen. Kiamil Pascha eilte nach Nablus, entsetzte auf Grund der allgemeinen Unzufriedenheit den Kaimakam, schickte einen zweiten Tokan in Verbannung und ernannte Mahmud Bey Abdul Hâdi zum Statthalter.

Wie groß bei dieser Kunde die Entrüstung der Tokan war, läßt sich leicht ermessen; aber die Macht der Abdul Hâdi, jetzt noch vermehrt durch das Prestige der Stellung und die vierhundert Lanzenreiter, schreckte von jeder Widersetzlichkeit ab. Erst als Mahmud Bey unter dem Vorwande das Gebirge zu pacificiren, in Wahrheit aber, um die dem Pascha zugesagte Bestechungssumme

einzutreiben, plündernd und brandschatzend die gegnerischen Districte durchzog, erhoben sich die Fellahs auf ihre eigne Hand zu hoffnungsloser Gegenwehr. Noch bevor dem Pascha die letzte Rate eingezahlt war, hatten in dem dünn bevölkerten Gebirgslande gegen 700 Personen von beiden Seiten ihren Tod gefunden und die Bewohner von 20 Dörfern waren, ihre unbewegliche Habe zurücklassend, in die Nachbarorovinz Akka geflüchtet.

Es begreift sich leicht, daß Mahmud Bey, welcher mit vielen, nicht sowol ihm, als der früher von ihm vertretenen, verständigen und gerechten ägyptischen Regierung gebührenden Sympathien begonnen hatte, bald ein Gegenstand weit verbreiteten Hasses wurde. Das allgemeine Mißbehagen war um so größer, als Kiamil Pascha zu dem Unterpersonal eines der beiden westmächtlichen Consulate zu Jerusalem in den intimsten Beziehungen stand, und sich sogar von dem Dolmetscher dieses Consulats, einem lateinischen Araber, bei seiner Expedition nach Nablus hatte begleiten lassen. Die unerhörten Bedrückungen, welche vor seinen Augen geschahen, wurden allgemein den Einflüsterungen dieses Menschen zugeschrieben, welchem es freilich nicht sowol an Schlechtigkeit, als vielmehr, neben dem feinen Türken, an dem nöthigen Verstande fehlte, um die Rolle zu spielen, welche man ihm beilegte. Wenn der Pascha nach dieser Seite hin ein Opfer von seinem Gewinne brachte, so geschah dies wol nicht ohne eine schlaue Berechnung. Das muhamedanische Volk sollte glauben, daß wie durch den Willen Thouvenels und Redcliffes die Pforte, so er durch den der westmächtlichen Consularbehörden geleitet werde, und diese Ueberzeugung sollte, hoffte er, auch von dem Versuche einer Beschwerde abschrecken. Daß ihm in dieser Hinsicht der Hatti Humajun sehr gelegen kam, ist leicht verständlich. Erst nachdem er dies merkwürdige Product ausländischer Staatsweisheit vor einer zahlreichen Versammlung in Nablus publicirt und dadurch in den orthodoxen Muselmännerherzen ebensoviel Schrecken als Ingrimm hervorgerufen hatte, verließ er seinen Clienten und kehrte nach Jerusalem zurück.

Kaum war er fort, als ein Ereigniß eintrat, an welches ich, da es bis nach Europa wiederhallte, nur kurz zu erinnern brauche. Ein junger englischer Missionar tödtete, durch Nablus passirend, unwillkührlich einen taubstummen blödsinnigen Bettler, welcher ihn unverschämt an seinem Gewehrlaufe festzuhalten suchte; er wurde sofort von einer fanatisch aufgeregten Volksmenge umringt und entrann der ihm zugedachten Lynch-Justiz nur dadurch, daß ein wohlgesinnter Mann ihn in das feste Haus der Abdul Hädi entwischen ließ, wo er des Schutzes der Gastfreunde theilhaftig wurde. Nachdem das Volk vergeblich eine Zeitlang mit lautem Toben seine Auslieferung verlangt hatte, stürzte es in das Christenviertel, plünderte und zerstörte theilweise die protestantischen und die griechischen kirchlichen Anstalten nebst den

Häuſern der weſtmächtlichen Conſular-Agenten, deren Flaggen zerriſſen und beſchimpft wurden, erſchlugen mit Knitteln einen angeſehenen griechiſchen Kaufmann, ſteckten einen chriſtlichen Knaben in ſiedenden Kalk und zerſtreuten ſich endlich, des Unfugs müde, ohne daß die Behörde einzuſchreiten gewagt hätte.

Es war ein eignes Zuſammentreffen von Unverſtand in dieſer Geſchichte. Der Engländer, ein excentriſcher Menſch, welcher unter den eines Mehdi (meſſianiſchen Glaubensleiters) harrenden Ruſſairiern, einer nordſyriſchen Secte wirkte, hatte ſeine Miſſion damit begonnen, ſich für den erwartenden Mehdi auszugeben, offenbar um, einmal als ſolcher anerkannt, mit mehr Erfolg das Commonprayerbook aus der Taſche ziehen zu können. Er war aber mit der Zeit dahin gediehen, dieſe ſeine Behauptung, nicht dem zu bekehrenden Volke, wol aber ſich ſelbſt glaublich zu machen. Wenige Monate nach dem Unglück von Nablus wurde er als wahnſinnig nach England zurückgebracht, und gewiß war er ſchon damals nicht viel mehr zurechnungsfähig als das Opfer ſeiner Unvorſichtigkeit, der blödſinnige Bettler. — Die Ortsregierung, übertäubt von dem Rufe: „Ein Engländer hat einen Muslim ermordet!“ war völlig rathlos, und da auch die aufrühreriſche Menge ſich blind von ihrer Leidenſchaft treiben ließ, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß am Ende ganz Unſchuldige, Fernſtehende, zu Schaden kamen. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen würde Mahmud Bey, nach demſelben Grundſatze, welcher ſeinem Vorgänger zum Stein des Anſtoßes geworden war, ſchleunigſt wieder abgeſetzt worden ſein; aber die gleichſam zwiſchen ihm und dem von dem Botſchafter einer der Weſtmächte zu Conſtantinopel energiſch unterſtützten Kiamil Paſcha beſtehende Solidarität verhinderte dies. Es waren bei dem Aufſtande engliſche, preußiſche und franzöſiſche Intereſſen verletzt worden; die Conſuln der beiden erſteren Staaten reclamirten, es mußten beträchtliche Summen als Schadenerſatz gezahlt werden, und Mahmud Bey, dem das Einziehn derſelben oblag, benutzte auch dieſen Anlaß zu ſchnödeſter Erpreſſung. So wurde, was ihm hätte ſchaden können, eine Quelle der Bereicherung für ihn.

Als endlich die letzten Truppen der Alliirten von Conſtantinopel abzogen, und das berühmte Klagelied über den Undank der Pforte ſich vernehmen ließ, wurde Kiamil Paſcha von Paläſtina zurückberufen. Billig hätte ihm ſein Schützling in der Abſetzung bald nachfolgen ſollen, und allgemein wurde dieſe erwartet, als der neue Statthalter Sureja Paſcha es eine ſeiner erſten Sorgen ſein ließ, ſich nach Nablus zu begeben, um in eigner Perſon die dortigen Zuſtände zu unterſuchen. Beſſeres konnte dem Mahmud Bey nicht widerfahren. Er wußte jeden Zweifel zu beſchwichtigen, und der Paſcha ſchleppte zufrieden die vollwichtigen Auskünfte nach Jeruſalem heim, den ſchlauen Bey ſicherer als je auf ſeinem Poſten zurücklaſſend.

Erst im Jahre 1858 schlug für die unglückliche Provinz die Stunde der Erlösung. Der Gouverneuer von Beyrut nahm sich, sei es aus Mißgunst gegen seinen Collegen von Jerusalem, sei es aus Gerechtigkeitsliebe, ihrer an und setzte bei der Pforte durch, daß sie von dem Jurisdictionsbezirk von Jerusalem losgetrennt und dem des unter seinem Inspectorat stehenden Paschalyks Akka beigefügt wurde. Kaum war dies geschehen, so erfolgte die Absetzung Abdul Hâdis und seine Vorladung nach Beyrut, wo er sich vor dem Conseil des Ejalet verantworten sollte. Seit einem Jahre lebt er dort als Hausgefangener, ohne zu einem Urtheilspruche gelangen zu können. Da sein Vermögen nicht confiscirt ist, so haben weder seine Gegner die Besorgniß, noch er die Hoffnung auf einen neuen Umschwung seiner Verhältnisse aufgegeben.

Das Eintreffen seines Nachfolgers, des jetzigen Kaimakam, wurde unter den bezeichneten Umständen mit Freuden begrüßt. Nur im Nordosten der Provinz, wo die Abdul Hâdi ihre Güter haben, brach vielleicht nicht ohne Vorwissen des Familienhauptes, unter einem seiner nächsten Verwandten eine Empörung aus, welche bald die Gegend weit hin unsicher machte. Die große Anzahl der unter dem Einflusse des Hauses stehenden Fellahs, die aus dem Ssalt und von der Ebene Jesreel zur Theilnahme an dem Aufstande herbeieilenden Beduinen, das für uneinnehmbar geltende Bergschloß Arraba, Alles dieß war für den eben in die Zustände der Provinz eindringenden Statthalter, welchem nur 360 Mann regulärer Infanterie nebst zwei Berghaubitzen von Akka aus zur Verfügung gestellt worden waren, eine große Verlegenheit. Doch wagte er seine geringe Macht gegen den sechsfach überlegenen Gegner zu führen und errang wider sein eignes Erwarten durch seine Entschlossenheit einen vollständigen Erfolg. Die Einzelheiten dieser merkwürdigen Expedition, werde ich, wie ich sie aus seinem eignen Munde hörte, mittheilen. Das Gebirge von Nablus, wo unter dem Abdul Hâdis Raub und Mord an der Tagesordnung gewesen war, wurde damit zu einem der sichersten Districte Syriens, und wenn auch mancher Sproß eines früher mächtigen Geschlechtes die Zeit der Anarchie und unbestraften Bedrückung zurückwünschen mag, so erkennt die große Masse der städtischen wie der ländlichen Bevölkeruug doch schon mit Dankbarkeit die neue Ordnung der Dinge an, welche, wenn sie nur wenige Jahre dauern sollte, die Rückkehr der alten Zustände unmöglich machen würde. —

Nach dieser Abschweifung nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf. Der Tag wurde heiß, und je mehr wir uns unter dem durch Bäume beschatteten und gegen die Windseite geöffneten Zelte behaglich fühlten, um so mehr kostete der Entschluß, den glühenden Weg durch die Gärten hinab nach der Stadt zum Besuch der Schule anzutreten. Aber der kleine Bote wartete

ſchon wieder, und ſeine Züge nahmen bei der Zögerung immer mehr den Ausdruck übler Vorahnung an, ſo daß wir aus Menſchlichkeit uns aufmachten.

Eine geräumige, unterhalb der Waſſerleitung angebrachte, jetzt trockene Rinne, welche den während der Regenzeit überfluthenden Reichthum des Quellenhauptes nebſt den Sturzbächen des Berges einer Mühle zuführt, im Sommer aber als Weg dient, nahm uns zuerſt auf. Die Mühle ſelbſt, welche wir bald erreichten, beſteht aus einem der Rinne ſich anſchließenden, auf drei in das Thal vorſpringenden Bögen ruhenden Aquäducte, deſſen Waſſergehalt durch Abſchrägung im Fall gemäßigt nach einem tief an dem äußerſten Bogenfuße angelegten niedrigen Häuschen gelangt und daſelbſt ein oder zwei unterſchlächtige Räder treibt. Ich habe ähnliche Mühlen früher auf den Inſeln des Aegäiſchen Meeres geſehen; in Paläſtina ſind ſie der waſſerreichen Gegend von Nablus eigenthümlich, und dienen, ob ſie nun weiß überkalkt aus dem grünen Gebüſch hervorragen, oder ob ſie alt und ruinenmäßig und ſelbſt von Vegetation überwuchert ſich dem Auge darbieten, der Landſchaft zu ungemeiner Zierde. Zwiſchen duftigen Citronengärten führte uns der Weg von da an der Quelle Ain el Achal und dem ſchönen Gehöfte der Chadra-Moſchee vorüber nach der Stadt, in deren nordweſtlichem Quartier die Schule gelegen iſt.

Auf der Straße in der Nähe dieſer Anſtalt erwartete und empfing uns der unruhige kleine Schulmeiſter. Wir folgten ihm eine hohe Steintreppe hinauf in ein luftiges Kuppelgemach, in welchem wir, den Wänden entlang auf Strohmatten hockend ſechzehn Knaben von 7—14 Jahren, zum Theil ärmlich, zum Theil ziemlich wohl gekleidet, vorfanden. Ein Jeder hatte ein orientaliſches Gürteltintenfaß vor ſich und die wackre Handhabung des hier unſern Gänſekiel vertretenden Schreibrohrs bezeugten bei Mehreren die geſchwärzten Finger, welche zunebſt den zerleſenen Büchern, Fibeln, hl. Schrift und common prayers in arabiſchen Ueberſetzungen, uns heimathliche Jugenderinnerungen erweckten. Zunächſt wurden uns kalligraphiſche Proben vorgelegt, welche faſt ohne Ausnahme wohlgeübte Hände bekundeten. Dann überreichte uns der Lehrer ein N. Teſtament mit der Bitte eine Stelle auszuwählen, welche von den Kindern geleſen werden ſolle. Wir entſchieden uns für das letzte Kapitel des Ev. Joh., welches die kleinen Studioſen, nach engliſcher Schulſitte ſich versweiſe der Reihe nach ablöſend, vortrugen. Auch hier fanden wir die Fertigkeiten anerkennenswerth, den Ausdruck dagegen vernachläſſigt. Der Lehrer katechiſirte dann über das Geleſene, und wir vernahmen überraſchend gute Antworten. Es fiel uns auf, daß grade die größern, beſſer gekleideten Knaben ſich weder beim Leſen, noch beim Beantworten der Fragen betheiligten, worüber uns aber der Lehrer die Auskunft gab, daß dieß junge Muhamedaner ſeien, welche an dem Religionsunterricht nicht Theil nähmen.

So gering die Erwartungen gewesen waren, mit denen wir uns zu dem Besuche der Anstalt aufmachten, um so größer war unser Erstaunen über die selbst wahrgenommenen, also nicht zu bezweifelnden Leistungen, welche, wenn sie auch die Summa der Nabluser pädagogischen Resultate darstellten, uns doch den Lehrer, der uns bisher ziemlich mißfallen hatte, in einem respectablern Lichte erscheinen ließen. Um ein, wenn auch nur in Gedanken, ihm zugefügtes Unrecht wieder gut zu machen, gingen wir auch gern auf seine Bitte ein, ihm über den Befund seiner Anstalt ein schriftliches Zeugniß auszustellen. Mit vielen Danksagungen und der oft wiederholten Bitte, über die Mängel des Empfanges ein Auge zuzudrücken, wurden wir dann entlassen.

Nach der morgenländischen Etiquette hatten wir den Besuch des Kaimakam noch an demselben Tage zu erwidern, weßhalb wir uns von der Schule gleich nach dem sogenannten Serai, dem Regierungsgebäude aufmachten. Man führte uns durch mehrere enge und winklige Gäßchen, bis wir an ein düstres altes Haus gelangten, welches wir für einen Kameelstall hätten halten mögen, wenn nicht die sich darin auf den Höfen und den ausgetretenen hohen Steintreppen eifrig umhertreibende Menge Baschibozuks, Fellahs, Scheichs, Schreiber u. s. w. bezeugt hätte, daß es wirklich die Residenz des Statthalters sei. Dieser empfing uns in einem schmucklosen Oberzimmer, woselbst er uns neben sich auf einem der Fensterwand entlang angebrachten Divan niedersitzen ließ. Eine schweigsame Reihe Dorfvorsteher, welche in malerischer Fellahtracht eine andre Wand entlang am Boden kauerte, schien durch unser Eintreten gar nicht berührt zu werden. Während der gewöhnlichen Begrüßungen boten uns dienstbare Geister aus langen Jasminrohren den würzigen Djebeli Tabak zu schlürfen und bewirtheten uns dann weiter mit Veilchensorbet und duftigem Mokha-Kaffee.

Der Kaimakam, welcher in sehr mittheilsamer Laune war, begann die Unterhaltung mit Entschuldigungen wegen seiner elenden Wohnung. „Doch," fügte er lächelnd hinzu, „wenn Sie mehr von der Türkei gesehen haben, so werden Sie sich kaum wundern; denn fast alle unsere Provinzen werden von halben Ruinen aus verwaltet. Das hiesige Amtshaus ist längst ein bloßer Steinhaufe, und der Municipalrath, welchem es oblag, mir eine Wohnung zu verschaffen, wählte unter dem Einflusse der Bey-Familien von allen Häusern, die in Frage kommen konnten, gerade das schlechteste. Man mochte hoffen, daß ich mich darin sehr unbehaglich fühlen und den Respect der am äußern Schein hangenden Landbevölkerung nie gewinnen sollte. Noch aber bin ich kein halbes Jahr hier, und der alte Bau ist in jeder Hinsicht der Mittelpunkt der Provinz geworden, während die früher so überlaufenen Paläste der Beys verlassen und einsam stehn. Man hat mir nachher die besten Häuser angeboten; aber ich setze eine Ehre drein hier zu bleiben. Wie oft muß ein stolzer

Bey im Corridor draußen ſtehn, während die früher von ihm zu Boden getretenen Fellahs im Divan ſitzend mit mir verhandeln! Dieſe haben auch ſchneller, als ich erwartete, die ominöſe Wohnung von den heilſamen daraus zu Tage tretenden Maßregeln zu unterſcheiden gelernt, ein Erfolg, für den ich vorzugsweiſe dankbar bin. Sie ſehen hier," ſchloß er auf die uns gegenüberſitzenden Bauern deutend, „Abgeordnete der verſchiedenen Diſtricte, welche mir 60 Cavallerie-Pferde als freies, von der Provinz dem Staate gemachtes Geſchenk überbracht haben, und zwar in Anerkennung der für ſie vortheilhaften directen, nicht wie früher durch die Beys vermittelten Steuererhebung, welche ich eingeführt. Sie hoffen, daß für den ſo bethätigten guten Willen die Regierung jeden Gedanken an eine Rückkehr zu dem früheren Syſtem aufgeben wird."

Es entſpann ſich hieraus ein Geſpräch über die möglichen Verfügungen der Pforte in dieſer Beziehung, ſo wie über die der Landbevölkerung ſo beſchwerlich gewordene Adelsverwaltung. Was den erſten Punkt anbetrifft, ſo ſprach der Kaimakam mehr Wünſche zu Gunſten der Bauern, als feſte Erwartungen aus, weil, meinte er, die beſten Abſichten der Souveräne, wie in allen Staaten, ſo auch in der Türkei, durch ſchlechte geldſüchtige Beamte, an denen die Pforte keinen Mangel habe, gar oft vereitelt würden. Intereſſant waren ſeine Mittheilungen über den zweiten Punkt, die bekanntlich tief im Nationalgefühl der Araber wurzelnde Macht der Scheichs über die Fellahs, welche er als im Widerſpruche zu dem, der Adelsbevorrechtigung abholden Geiſte des Islam ſtehend, auf die Sitte der Blutrache zurückführen wollte.

„Wenn man" ſagte er, „der hieſigen ländlichen Bevölkerung angehört, ſo kann man nicht allein leicht durch Mörderhand fallen, man kann auch unwillkürlich zum Mörder werden. Wie man um des Verbrechens eines Angehörigen willen ſteter Lebensgefahr ausgeſetzt iſt, ſo verpflichtet der an einem Verwandten begangene Mord zu blutiger Vergeltung. Wie ſollte aber der Schwache gegen den Starken dieſer Pflicht genügen? Und wo könnte ſich Jemand ſtark genug fühlen, um überall gegen die Anſchläge eines ſelber den Tod nicht achtenden Feindes ſicher zu ſein? Das Schreckliche des Zuſtandes, gegen welchen die Regierung keine Abhilfe bot, mußte zu Verbindungen einzelner Familien und ganzer Dörfer führen; dieſe Verbindungen bedurften eines Hauptes, ein angeſehener Mann trat an die Spitze, wehrte als Scheich des Kreiſes dem Unrecht nach innen, und übernahm nach außen die Rache für die an den Seinen begangenen Frevel. So entſtand ein Hörigkeitsverhältniß; der Scheich war bald der Anwalt ſeiner Untergebenen bei der Localregierung, bald ihr Anführer gegen dieſe und gegen andere Gemeinden, um, wo ſie beleidigt worden waren, ihr Recht zu ſuchen und, wo ſie beleidigt hatten, ihre Beſtrafung zu verhindern. Es genoß alſo der Einzelne unter ihm eines

höhern Grades der Sicherheit, als er sich sonst würde haben verschaffen können. Es ergab sich aber aus diesem Verhältniß, daß der Scheich auch in Beziehung auf die Staatsabgaben seine Gemeinde vertrat, wo dann aus dem von ihm gegen die Willkür der Beamten geleisteten Schutze allmählig eine eigne Besteuerung wurde, welche ihn zum einzigen Wohlhabenden unter lauter Dürftigen machte. Er zog seine Fellahs zu Frohndiensten (Ankarieh) heran und zwang sie, ihn mit ihrem Blute zu vertheidigen, wenn er die als Staatsabgabe erhobenen Summen nicht abführen, sondern für sich behalten wollte. Daß er, wenn für einen gegen seine Untergebenen begangenen Mord das die Rache abkaufende Blutgeld gezahlt, oder für einen an ihrer Habe verübten Diebstahl der Fellahsitte gemäß der vierfache Betrag ersetzt worden war, diese Vortheile selbst einstrich, kam häufig vor; doch wurde dies immer nur als Herkommen, nie als Gerechtsame angesehn. — Solche Opfer brachten die Bauern, um den dürftigen Schutz eines Bey zu genießen; denn bei der Regierung hatten sie gleiche Lasten ohne auch nur diesen geringen Vortheil zu erwarten, so daß sie sich gleichsam mit Gewalt unter dem Drucke ihrer Tyrannen festgehalten sahen."

Man möchte die Schattenseiten in diesem Bilde zu stark aufgetragen finden, und einer Lichtseite, des Schutzes der Familienehre, erwähnte der Kaimakam gar nicht. Nicht allein ist es beispiellos, daß ein Scheich sich in diesem für das Gefühl des Orientalen so kitzlichen Punkte vergangen hätte, durch rücksichtslose Aufrechterhaltung der draconischen Fellahsitte, welche jedes geschlechtliche Vergehn einer verheiratheten oder ledigen Frauensperson mit dem Tode bestraft, galten diese Dynasten als die Behüter der Häuser vor dem, was dem ächten Araber als das Allerschimpflichste erscheint und mochten als solche wol einiger Sympathie unter ihren rohen Landsleuten genießen. Doch halte ich im Uebrigen die Darstellung für richtig und glaube sogar, daß bei dem demoralisirenden Einflusse einer allen Bestechungen zugänglichen Regierung Ausnahmen von der allgemeinen Regel kaum vorgekommen sind. Die einzige heutiges Tages in Palästina bestehende anonyme Gesellschaft ist der Mordversicherungs-Verein der Quartiere Taradjimeh und Sawahireh zu Bethlehem, welcher dem Mitgliede gegen eine bestimmte Prämie Strafloſigkeit für begangene Mordthat durch Aufbringen des Blutgeldes sichert. Die Theilnehmer gehören der lateinischen Kirche an, welche in Bethlehem und den Nachbarortschaften Beit Djala und Jerusalem durch zweihundert europäische Geistliche vertreten ist; und noch mehr; Jerusalem ist der Sitz einer höheren Provinzialregierung und einer 800 Mann betragenden Garnison! Gibt es eine bessere Kritik der Verwaltung des Staats, den der pariser Tractat in die europäische Staatenfamilie eingeführt hat?

Wir suchten den Kaimakam nunmehr auf seine Expedition gegen Arraba

zu bringen und erhielten auch da eingehenden Beſcheid. „Sie haben aus meinen Mittheilungen verſtanden,“ ſagte er, „welches Intereſſe die Scheich-Geſchlechter haben, keine tüchtige Regierung in Nablus aufkommen zu laſſen. In dieſem einen Punkte ſind ſie alle einig, um ſo mehr als die zu arg getriebene Wirthſchaft der letzten Jahre in den befangenen Gemüthern der Fellahs hie und da ein Dämmerlicht der Oppoſition entzündet hatte. Dem Aufſtande der Abdul Hadi in Arraba ſahen alſo die Mächtigen im Lande mit Wohlgefallen zu. Ich kannte die Gegend nicht und eben ſo wenig die bei mir befindlichen Offiziere. Die Feſtung galt für unangreifbar; täglich bekam ich Nachrichten von neuen Zuzügen aus dem Sſalt und von dem Beduinen-Stamme der Beni Sakr in der nahen Ebne Jesreel, die Beſatzung der Feſtung wurde auf mehr als zweitauſend gut bewaffnete Männer angegeben, und eine fieberhafte Unruhe machte ſich in der ganzen Provinz fühlbar. Ich ſah ein, daß ich zuſchlagen und ſiegen müſſe, wenn ich nicht einen ebenſo allgemeinen Aufſtand erleben wollte, wie mein türkiſcher Amtsvorgänger. Daß die guten Geſinnungen in der Stadt wie auf dem Lande bei dem Mangel an Vertrauen auf die Regierung und der ſehr reellen Furcht vor den Beyfamilien mir Nichts nutzen werde, lag auf der Hand. Was aber anfangen mit zwei Haubitzen und 360 Mann? In meiner Verlegenheit ſchrieb ich an den Gouverneur von Jeruſalem und bat ihn unter Darlegung der Verhältniſſe die Hälfte der dortigen Garniſon zu mir ſtoßen zu laſſen. Ich bedachte dabei nicht, daß Sureja Paſcha ſelber in Nablus geweſen war, und daß ſein Bericht das Regiment der Abdul Hadi für ebenſo muſterhaft wie ihre Stellung unbezwinglich erklärt hatte. Konnte ich ihm ſo viel Vaterlandsliebe zutrauen, daß er mir die Hand bieten würde, um ſich ſelbſt Lügen zu ſtrafen? Seine Antwort war eine kaum verblümte Verweigerung; er beſitze betreffs der Verwendung der Truppen außerhalb ſeines Jurisdictionsbezirks keine Inſtructionen! Ich ſah mich alſo auf meine eigenen Hilfsmittel beſchränkt und hatte nur die über der Correſpondenz verlorene Zeit zu beklagen. So entbot ich denn die mir äußerlich ergebenen Beys mit ihren Fellahs zu mir, und nachdem ich dadurch meine Macht um einige hundert Flinten verſtärkt hatte, rückte ich aus. Aber ſchon in der erſten Nacht verſchwand faſt das ganze Hilfscorps, wahrſcheinlich mit Einwilligung der Häupter, welche ſelber bei aller Devotionsverſicherung mehr als Spione der Gegner, wie als wirkliche Helfer zurückblieben. Mit ihnen und den regulären Truppen, auf die ich allein mich verlaſſen konnte, langte ich am dritten Tage in dem Thale unter der Bergfeſte an und überzeugte mich bald, daß hier die Wirklichkeit nicht hinter den mir gemachten Beſchreibungen zurückblieb. Arraba hat zwar keine Mauern, aber ſtatt ihrer ſtarrte uns, nach allen Seiten die Abhänge des kegelförmigen Berges krönend, eine aus ſtarken Quadern erbaute Häuſerreihe mit Schießſcharten ſtatt der Fenſter entgegen.

Ich sah ein, daß ich mit Gewalt Nichts dagegen würde ausrichten können; doch hoffte ich, in dem Respect der Bauern vor der uniformirten Truppe ihres legitimen Herrn einen mächtigen Bundesgenossen zu finden, und Gottlob! der Erfolg hat meine Rechnung, als ich schon dem Verzweifeln nahe war, gut geheißen.

Zunächst schickte ich einen des Arabischen mächtigen türkischen Offizier als Parlamentär an den Berg, um die Aufständischen zur Uebergabe aufzufordern. Derselbe konnte aber nicht zu Worte kommen; man empfing ihn, so wie er den Berg hinanstieg, mit Flintenschüssen, und er war genöthigt, sich schleunig zurückzuziehn. Zugleich erhoben die Weiber und die Mädchen in der Feste ihr weit durch die Berge hallendes Kriegsgeschrei, welches mir bewies, daß man sich zu hartnäckigem Widerstande rüste. Die Theilnahme der Weiber an den Kämpfen ist nämlich eine eigenthümliche Sitte dieser Stämme, welche die Hebung des Muthes der Streiter zum Zweck hat. In schrillenden Tönen die einfache Melodie des Schlachtgesanges ausstoßend, mischen sie sich, alt und jung, in ihren besten Schmuck gekleidet, mit Todesverachtung unter die Kämpfer, ihnen Wasser und Munition zutragend; denn, heißt es, der Mann muß wissen, für was er sein Leben aufs Spiel setzt. Die Männer ihrerseits legen ebenfalls am Schlachtmorgen ihre besten Gewänder an und nehmen die blanksten Waffen zur Hand, weil die prächtige äußere Erscheinung wieder den Weibern gefällt und dem Aufkommen feiger, niederträchtiger Gesinnung wehrt. So berauschen sich beide Geschlechter gegenseitig zu einem der Wunden nicht mehr achtenden Enthusiasmus, welcher, wie sich leicht begreift, dem Gegner den Erfolg sehr erschwert."

„Von Einschließung der Feste konnte bei der Ueberlegenheit ihrer Besatzung nicht die Rede sein; auch wußte ich; daß Wasser und Korn, das einzige Bedürfniß dieser einfachen Leute, hinlänglich vorhanden war, während wir uns mit Mundvorrath und Kriegsbedarf nur auf wenige Tage hatten versehen können. Es blieb also Nichts übrig, als sofortiger Angriff. Nachdem aber ein anderthalbtägiges Beschießen mit den Haubitzen keine andere Wirkung gehabt hatte, als etwa die unerwünschte, den Feind noch übermüthiger zu machen, und dabei die Munition so sehr zusammengeschmolzen war, daß der Rest für die Musketen der Soldaten gespart werden mußte, ließ ich die letzteren an der zugänglichsten Stelle den Berg hinanstürmen. Auch dies gefährliche Experiment mißlang. Ohne ihren hinter den Schießscharten her sicher auf sie zielenden Feind nur zu Gesicht zu bekommen, sah die Truppe eine Menge aus ihrer Mitte verwundet und sterbend niederfallen, bevor sie sich noch den Befestigungen nähern konnte, und es war klar, daß der Ort, wenn nicht freiwillig übergeben, nicht von uns bezwungen werden könne. Ich mußte also zum Rückzuge das Signal geben und hatte wahrlich, als ich 25 Todte und Verwundete

nach den Zelten ſchleppen und die Soldaten ziemlich mißmuthig ſah, wenig Hoffnung, daß ich durch längeres Verweilen etwas Anderes als Schande und Spott erwerben würde. Zunächſt aber glaubte ich dem Rückzuge vor den mich umgebenden Beys eine andere Deutung geben zu müſſen, worüber ich mit den obern Offizieren raſch Rückſprache nahm. Sobald dieſe der Gewohnheit gemäß ſich mit den Beys in meinem Zelte verſammelt hatten, überhäufte ich ſie mit Vorwürfen, daß ſie die Soldaten durſtig in den Kampf geſchickt. „„Wißt ihr nicht,““ rief ich aus, „„daß dieſe Anatolier, wenn ſie im Durſte fechten, ſelbſt des Säuglings nicht ſchonen? wie ſollte ich ein Gemetzel von ſoviel Tauſenden, darunter ſoviel Weiber und Kinder, in Conſtantinopel verantworten? Daß kein Schloß noch Riegel ihnen widerſteht, iſt ja bekannt; ich ſah mich genöthigt ſie zurückzurufen, bevor ſie den Mauern nahe kamen, und nun ſtellt ſich jenes aufrühreriſche Geſindel, als hätte es einen Sieg erfochten!““ — Die Offiziere gaben mir in Allem Recht, und Einer ſchlug verabredeter Maßen vor, am folgenden Morgen in erſter Frühe, nachdem die Soldaten ſich durch ein reichliches Frühſtück gelabt, den Sturm wieder aufzunehmen, ſämmtliche Thore auf einmal zu erobern, Jeden der ſich entgegenſtellen würde, niederzumachen, die übrigen Männer als Galeerenſträflinge fortzuſchleppen u. ſ. w. Dem kühnen Rathgeber war nicht beſſer zu Muthe als mir; aber wir wußten, daß jedes unter uns geſprochene Wort in der Feſte wieder vernommen würde, und ſo bemühten wir uns, die Komödie mit möglichſter Treue auszuſpielen. Dafür war ihr Erfolg ein unerwarteter, faſt wunderbarer. Nachdem bis gegen Mitternacht laute Sieges- und Freudengeſänge erſchollen waren, wurde es plötzlich ſtill in der Feſtung; wir beſorgten, daß vielleicht ein Ausfall vorbereitet werde — aber nein, eine Stunde vor Sonnenaufgang meldeten die Wachtpoſten, daß die ganze Bevölkerung mit Pferden, Eſeln und Kameelen aus dem Oſtthore herausbreche und ſich mit flüchtiger Eile dem Ghor (dem Jordanthale) zuwende. Ich ſtürzte ſelber in die Nähe und überzeugte mich von der Richtigkeit der Meldung. Offenbar hatte ein paniſcher Schreck die Bevölkerung in ihrem Siegestaumel betroffen, ſo daß ſie in der Flucht nach den transjordaniſchen Provinzen ihr Heil ſuchte. Früh morgens beſetzte ich die leere Feſtung, in welcher 700 Kameellaſten Waizen, etwas Gerſte, Linſen u. ſ. w., ſonſt aber kein zu plünderndes Gut vorgefunden wurde. Ihre Teppiche und ihr weniges Geräth, ihre Kleidung und ihren Schmuck hatten die Flüchtlinge mitgenommen. — Mit Arraba fiel der letzte Anhalt der Widerſpenſtigkeit in den Geſinnungen der Einwohner meines Diſtricts; Niemand ſagte, wie ich die für unbezwinglich gehaltene Feſte genommen, genug ich habe ſie genommen, ſo daß Jeder ſich wol hütet, mit mir anzubinden. Leider leben die Aufrührer ſeitdem gleich jenſeits des Jordans in der zum Jurisdictionsbezirk von Damaskus gehörigen Provinz Sſalt unbeläſtigt und

gleichsam stets der Rückkehr gewärtig. Meine Bemühungen, eine Expedition des Pascha von Damaskus dahin zu veranlassen, und jenem seit langen Jahren in Anarchie befindlichen Gebiete den Gehorsam aufzunöthigen, haben zu keinem Resultate geführt; und doch wird Palästina auf die Dauer nicht in Ordnung gehalten werden können, so lange nur eine Tagereise die Ruhestörer auf ein unzugängliches, völlige Sicherheit gewährendes Terrain bringt."

Der Kaimakam hatte während der langen Unterhaltung unsre Tschibuks neu füllen lassen; jetzt erschien auch eine zweite Tasse Kaffee als Zeichen, daß unserm Abschiede weiter nichts im Wege stehe. Wir brachen also auf, um noch einen Theil der Stadt in Augenschein zu nehmen. Unser erstes Ziel war die Bazarstraße, der Sûk, welcher die Stadt fast in ihrer ganzen Länge von Osten nach Westen durchzieht und in welchem sich Leben und Verkehr vorzugsweise vereinigt. Wir fanden denselben mit Obst und Gemüse, den Erzeugnissen der Gärten und Felder der Umgegend, aber auch sonst mit mancherlei Waare reichlich versehen. Europäische Baumwollfabrikate fehlten nicht, spielten aber noch gegen die Producte des orientalischen Gewerbfleißes die geringere Rolle. Unter diesen fielen uns besonders Arbeiten in Seide und Saffian von rother und gelber Farbe in die Augen, — wie auch die Posamentirer, die Sattler, die Riemer und Schuhmacher von Nablus durch ganz Palästina eines guten Rufes genießen. Besonders geschmackvoll erschienen uns Satteldecken, auf dunkeln Tuchgrund in Gold und Seide reich gestickt, Zaumbänder, dick von rother und violetter Seide mit Goldmuster gewoben, Halsverzierungen für Pferde von ähnlicher Arbeit zur Befestigung der Amulette, ohne welche auch der sonst muthige Reiter das Besteigen eines Thieres für ein Wagniß hält, u. dgl. m. Ungefähr in der Mitte der Marktstraße befindet sich eine mehrere hundert Schritt lange überwölbte Kaufhalle, in welcher hauptsächlich ausländische, doch auch damascener und aleppiner Schnittwaaren in Seide, Wolle und Baumwolle feilgeboten werden. Es ist dies ein in großartiger Einfachheit imponirender Bau, wie keine der syrischen Küstenstädte, und selbst Jerusalem seines Gleichen nicht unter seinen Bazaren aufweisen kann. Ich hätte gern etwas über seinen Ursprung erfahren, welcher in die Zeit der Mamlukenherrschaft zurückreichen mag. Aber die über einem der Eingänge angebrachte vom Alter geschwärzte Inschrift war zu hoch, als daß mein Auge sie hätte entziffern können, und die Inhaber der Läden, bei welchen ich mich erkundigte, wunderten sich ob der Frage dergestalt, daß sie zu keiner entsprechenden Antwort kommen konnten. „Es ist ja der Chan-el-Tudjâr (der Kauf-Chan)! hieß es mit einem Ausdruck, als ob mindestens soviel alle Welt wissen müßte; mehr wußten sie vielleicht selbst nicht.

Nablus zeichnet sich vor Jerusalem durch die größere Anlage seiner Pri-

vathäuser und durch bessere Haltung derselben aus, steht ihm aber an wirklich architektonischen Denkmalen weit nach. Die Kuppel, die Arkade, die Wölbung der Spitzbogen, die auf Steinconsolen ruhenden Erker, alles dies sind zwar der höheren Baukunst angehörige Motive, deren dort fast kein Haus entbehrt; aber wenn diese Motive aus ihrer eigentlichen Sphäre zu dem alltäglichen Bedürfniß herabgezogen werden und sich diesem zu Liebe sogar Verunstaltungen gefallen lassen müssen, so vermögen sie auch keinen tiefern Eindruck hervorzubringen. Die Kaufhalle mit dem sich ihr nördlich anschließenden, gleichfalls in reinen Maßen aufgeführten, aber jetzt in Ruinen liegenden Chan, von welchem sie ihren heimischen Namen hat, war der erste uns in Nablus aufstoßende islamitische Kunstbau, außer welchem sich daselbst nur etwa die Chadramoschee anführen ließe, wenn da nicht die zu große Einfachheit dem Geschmack Eintrag thäte. Am Ostende der Sükstraße fanden wir wider Erwarten auch ein Denkmal des europäischen Mittelalters, ein im Spitzbogenstyl aufgeführtes Kirchenportal, durch welches man jetzt auf einen Hof der Hauptmoschee, Djami-Kebir, gelangt. Diese Moschee, ein übrigens kein künstlerisches oder antiquarisches Interesse erregender Bau, ist nach der gemeinschaftlichen Sage der Christen, der Muhammedaner und Samariter des Orts eine ehemalige Johanneskirche, welche nach der Wiedereroberung Palästinas durch Saladin in eine Moschee verwandelt wurde. Eine hoch über dem Haupteingange angebrachte Inschrift, welche wahrscheinlich eine, sonst nicht auf uns gekommene historische Notiz hierüber enthält, konnte ich, da sie von einem aus den Mauerklüften hervorsprießenden Kappernbusch zum größten Theile verdeckt wurde, und keine Leiter zur Hand war, nicht lesen. Das vorbezeichnete Potral gehört offenbar der Kreuzfahrerzeit an. Umherliegende Säulen von rothem und schwärzlichem ägyptischen Granit lassen uns aber schließen, daß hier schon in der frühen byzantinisch-christlichen Zeit eine Kathedrale aufgeführt worden, gewiß dieselbe, in welche einmal zur Zeit des Kaisers Zeno, während der Pfingstfeier die Samaritaner drangen und dem den Gottesdienst abhaltenden Bischof Terebinthus die Hand verstümmelten.

An Djami En Nyśr, einer andern Moschee, welche ebenfalls früher eine christliche Kirche gewesen sein soll, aber keine Spur des Alterthums bewahrt hat, vorüber führte man uns dann zu einem freien Platze hinauf, an welchem ein jetzt als Wasserbassin dienender mit einfachem Blumengewinde verzierter Sarkophag die Erinnerung an die klassische Zeit der Flavia Neapolis wachruft. Der Platz, sowie das ihn einschließende südöstliche Stadtviertel heißt el Kariun, von einer in seinem höchsten Theile hervorkommenden merkwürdigen Quelle Ain el Karûn, welche wir ebenfalls in Augenschein nahmen. Eine wohlangelegte Steintreppe hinab gelangten wir in ein geräumiges überwölbtes Gemach, einer Krypte nicht unähnlich, in welchem die wasserreiche Quelle

kühl und klar zum Vorschein kommt und nach kurzem Laufe wieder verschwindet, um durch einen unterirdischen Kanal mit vielverzweigten Leitungen allen Häusern des Quartiers und namentlich den mit großen Bassins versehenen Höfen der beiden vorerwähnten Moscheen zugeführt zu werden. Wer erbaute die Steintreppe und das unterirdische Gewölbe? und was bedeutet das Wort el Kariûn? Wir wissen es nicht; aber die mächtige Anlage, welche keine entscheidenden Merkmale an sich trägt, könnte wol aus vorislamitischer Zeit stammen, und der arabisirt griechisch klingende Name ist aus den orientalischen Sprachen nicht zu erklären. Keine Localsage gibt hier eine Andeutung und nur die Analogie der eine halbe Stunde östlich von der Stadt entspringenden Quelle Ain Balata, deren Name unzweifelhaft auf *Παλατιον* zurückzuführen ist, kann unsern Vermuthungen eine, wenn auch nicht befriedigende Richtung geben.

Von Ain el Kariûn folgten wir westwärts den ansehnlichen Häuserreihen einer höheren Längsstraße und gelangten durch das enge und schmutzige Samaritanerquartier wieder zur Stadt hinaus an das Chadrastift. Unsre Aghas schlugen uns vor drinnen an dem Teiche vor der Moschee etwas auszuruhn, worauf wir um so lieber eingingen, als der Garten eine samaritanische Inschrift enthält, welche wir besichtigen wollten. Durch ein aus großartigen architektonischen Resten aufgeführtes Thor gelangten wir auf den Hof der Moschee, eines geräumigen schmucklosen Baues, unter dessen Portale wir Platz nahmen. Die Sonne barg sich schon hinter dem Felsenkamme des Djebel Kybli, und die Frösche in dem Bassin vor uns begannen ihr Abendlied, während die höheren Aeste eines riesigen Maulbeerbaumes über uns noch in herrlichster Vergoldung prangten. Wir genossen mit Wonne des lieblichen Plätzchens. Da die Moschee für den Gottesdienst so gut wie gar nicht benutzt wird, so hatten unsre Führer beim Eintritt den etwa unverschleiert in der Nähe befindlichen Frauenzimmern durch den üblichen Ruf die Warnung gegeben, daß sie sich vor fremden Männern zu verbergen hätten. Diese Vorsicht, sofern sie dem Gatten und Vater zu Gute kommen sollte, war überflüssig, insofern derselbe — der Scheich des Heiligthums — sie nicht zu würdigen wußte. Wir hatten diesen Mann, um bei ihm Erkundigungen einzuziehen, aufsuchen lassen, und kaum erschien er in dem Gehöfte, als er mit Ausdrücken, die nur ein Nabluser gebrauchen darf, seinen Schönen Vorwürfe machte, uns nicht mit Polstern und Teppichen versehen zu haben. Alle Hände wurden nun in Bewegung gesetzt, um das Fehlende rasch nachzuholen, und so tauchten, die von der Schläfe herabhängenden Zipfel der mit allen Gebresten langen Gebrauchs behafteten Schleiertücher zwischen den Zähnen haltend, — drei Frauen und ein Mädchen auf, erstere drei unbestreitbar moscheefähig — ich gebe ihnen dies Beiwort mit Bezugnahme auf eine altmuselmännische

Satzung, wonach eine Frau sich nicht beim Gottesdienste blicken lassen durfte, so lange zu besorgen stand, daß ihre Körperreize die Gläubigen von der Andacht abwendeten. Dem Mädchen fehlten die Haupterfordernisse einer orientalischen Schönheit nicht, das dunkle, scheue Auge, welches die Dichter mit so großer Naturwahrheit dem der Gazelle vergleichen, die Tulpenwangen, die Perlenzähne, das Ebenholz der Locken, — doch wurde sie trotz der Spuren angehender Jungfräulichkeit von dem Vater noch ganz als Kind behandelt. Auf seinen Befehl sahen wir sie mit der Geschicklichkeit eines Aeffchens in die höchste Laubkrone des Maulbeerbaumes steigen, um einen Korb mit den Früchten zu füllen, welche uns vorgesetzt werden sollten. Nachdem dann auch von einer der älteren Frauen servirt, vor uns ein Narghileh rauchte, setzte der Scheich sich mit vielen Bewillkommnungen zur Unterhaltung neben uns. Es war ein Mann von roh gutmüthigen Gesichtszügen mit röthlichem, stark im Ergrauen begriffenen Barte; der grüne Turban verkündigte den Nachkommen des Phropheten, eine Eigenschaft, welche, wenn sie in dieser Weise zur Schau getragen wird, gemeinhin auf einen Ungebildeten schließen läßt, welcher sich außer diesem Adel keines weitern Vorzugs, namentlich nicht der zum Tragen des weißen Kopfbundes berechtigenden Schreibkunst, rühmen kann.

Das Gespräch hob uns über die geringen Erwartungen, welche wir hienach von ihm hegten, nicht hinaus. Der Scheich theilte uns mit, er sei der Mutawelli oder Erbverwalter des Heiligthums und habe diese Würde von seinen Vorfahren geerbt, deren Einer, auf dessen Grab an der Moscheenmauer er uns aufmerksam machte, ein Heiliger, Weli, gewesen sei. Uebrigens setzte er mit Rücksicht auf die muhammedanische Ansicht, daß es keinen rechtmäßigen Lebensunterhalt außer dem erwerblichen gebe, bedeutungsvoll hinzu, sei er Bäcker und sein jüngerer Bruder, der Moezzin der Moschee, Pasteetenmacher. Von dem Ursprunge der Stiftung wußte er wenig zu sagen, und von den überall umherliegenden Resten alter classischer Bauten natürlich gar nichts. Die Tradition führt die Moschee auf Saladin zurück und läßt sie auf der Stelle errichtet worden sein, wo Jakob um seinen Sohn Joseph trauerte und einen verdorrten Baum, unter welchem er saß, plötzlich ergrünen sah, als der geliebte Verlorene ihm aus Aegypten sein Gewand zusandte. Auf diese Legende bezieht sich auch der Name, welcher „die Moschee des grünen Baumes" bedeutet. Da nach einer über dem Portale angebrachten Inschrift das Gebäude schon zu des Mamlukenherrschers Kalaun Zeit restaurirt wurde, so ist gegen seinen Saladinischen Ursprung wol nicht viel einzuwenden. Aus einer Zusammenstellung sonstiger Nachrichten und localer Erhebungen ergibt sich aber noch mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die zur Zeit des fränkischen Königreichs von den Canonicis des heil. Grabes in den Suburbien von Nablus erbaute und dem heil. Grabe als Eigenthum angehörende Kirche,

welche — nur in dem Cartulaire der St. Sépulcre erwähnt — wol nicht bedeutend war, die Stelle der jetzigen Chadra-Moschee einnahm, welche letztere in diesem Falle aus ihren Trümmern erbaut wäre. Die in- und außerhalb des Chadrastifts umherliegenden Säulen und Gebälkreste dürften nach ihrer Form und ihren Maßen nicht von dem Kreuzfahrerbau herrühren, und um sie zu erklären, bleibt uns nur die Annahme übrig, daß hier vielleicht eine der fünf Kirchen gestanden, mit welchen die byzantinischen Kaiser Nablus schmückten. Der Umstand, daß ein sehr altes samaritanisches Gotteshaus auf demselben Grundstücke lag, scheint darauf hinzudeuten, daß das jetzige Chadrastift eine durch alte samaritanische Legenden geheiligte Stätte ist, welche nach einander Byzantiner, Franken und Muhamedaner für ihre religiösen Bauten benutzen.

Der Scheich ersuchte uns die Schuhe auszuziehn, um uns das Innere der Moschee zu zeigen, welches außer einem geschmackvoll verzierten, aber durch Uebertünchung entstellten Mihrab (Betnische) nichts Bemerkenswerthes enthält. Von da ließen wir uns durch den Zitronengarten nach einem an der Nordseite desselben befindlichen Minaret von guter massiver Bauart führen, an dessen Fuß die Wohnungen des Scheichs und seines Bruders, ärmliche Steinhütten von schlechter hinfälliger Bauart, sich anlehnen. Ueber die Dächer dieser gelangten wir an die sehr alterthümliche, in die Südwand des Minarets gegen 25 Zoll über dem Boden verkehrt eingemauerte Inschrift, eine Steintafel von drei Fuß Länge und etwa zwei Fuß Breite, welche innerhalb eines künstlich verzierten Rahmens in besonders eleganter Schrift einen abgekürzten Text des von dem jüdisch-christlichen wenig verschiedenen samaritanischen Dekalogs darbietet. Ein unförmlicher Stein- und Schutthaufen wenige Schritte westlich von dem Thurme, welche die gemeinschaftliche Sage der Samaritaner und Muhammedaner als den Rest einer alten zur Zeit des Mamlukensultans Kalaun zerstörten Andachtstätte jener Secte betrachtet, gibt über den Vorsprung dieses Denkmals Aufschluß. Dasselbe verzierte das Innre des Gotteshauses, aus dessen Trümmern man es als Baustein hervorgezogen, und stammte wahrscheinlich mit letzterem aus der Zeit, wo die Samaritaner noch ein autonomes Volk waren, bei welchem sich ein eigenthümliches, wenn auch auf niedriger Stufe gebliebenes Kunstgefühl entwickeln und erhalten konnte. Bruchstücke ähnlicher Inschriften, kürzere Bibelstellen enthaltend und offenbar derselben Ruine entnommen, finden sich in dem Gemäuer der Scheichwohnung mehrere; und noch vor Kurzem wurde eine Tafel von ähnlichen Maßen, den abgekürzten Anfang der Genesis wiedergebend, aus dem Schutthaufen hervorgezogen. Auch die jetzige samaritanische Synagoge, ein seit 450 Jahren bestehender Bau, ist mit mehreren Inschrifttafeln geschmückt, welche nach altem Herkommen den innern Wänden eingefügt sind. Leider ist an dem Trümmerhaufen selbst nichts mehr zu erkennen, es ist da kein Stein auf dem andern geblieben.

Zum Schluß seiner Gefälligkeit theilte der würdige Scheich uns unverblümt mit, daß ihn ein kleines Geldgeschenk von uns höchlich beglücken würde, woran wir bei seinem Diensteifer durchaus nicht gezweifelt hatten. Dem Mann konnte geholfen werden. Die Sonne beschien noch die höchsten Kuppen des Ebal, als wir den lieblichen Garten verließen; und bei unsern Zelten langten wir noch früh genug an, um die kurze Dämmerung des Südens zu genießen. Bei dem Murmeln der Quelle und dem Säuseln erfrischender Winde hoch in den Wipfeln unserer Bäume genossen wir einer Nacht, die uns für die Leiden ihrer Vorgängerin völlig entschädigte.

Der Adel in unsern Heeren.

Unter dem Titel „Ueber den Mangel an genialen Feldherrn in der Gegenwart. Von W. Streubel, Artillerieleutnant a. D. Dresden, Verlagsbuchhandlung von R. Kuntze" liegt uns eine kleine Schrift vor, die, auch für Nichtmilitärs berechnet, manchen guten Gedanken und in den ersten Kapiteln belehrende Ueberblicke über die Veränderungen enthält, welche die Vergrößerung und die qualitative Umwandlung der Heere in den letzten Jahrzehnten und andrerseits die sehr wesentliche Umgestaltung, die alle geographischen, topographischen und ethnographischen Bedingungen der Kriegführung in dieser Periode erlitten haben, in Bezug auf Taktik und Strategie zur Folge gehabt hat. In dem, was der Verfasser über den Zeitgeist sagt, (die Civilisation soll uns entnervt haben, die Menschheit nicht mehr leben, sondern vegetiren, die Existenz der civilisirten Völker eine vorwiegend mechanische sein u. s. w.) geht er offenbar viel zu weit. Wir sind nicht so schlimm, als er sich vorstellt; auf alle Fälle besser als in der Zeit, die er mit manchen andern für die „gute alte" zu halten scheint. Mit andern seiner Ansichten kann man sich eher einverstanden erklären, z. B. mit dem, was er über Militärpädagogik und über die Stellung des Adels in den deutschen Armeen bemerkt. Wird hier auch zu berücksichtigen sein, daß der Adel verhältnißmäßig häufiger als der Bürgerstand die pecuniär nicht sehr lohnende Offizierslaufbahn betritt, so zeigen die Ranglisten doch immer noch ein Mißverhältniß in der Stellung der beiden Klassen, für welches wir nur die Erklärung wissen, die der Verfasser gibt. Er sagt (wir lassen ihn im Auszuge sprechen) in der Hauptsache hierüber folgendes:

So oft heutzutage Jemand von völliger Gleichberechtigung aller Stände spricht, so oft geht eine Unwahrheit über seine Lippen. Eine solche Gleichberechtigung hat nie stattgefunden, am wenigsten im Augenblick. Ueberall ist es vorzugsweise ein Stand, aus dem sich der Bedarf an Staatenlenkern und Feldherrn ergänzt. Die Masse des Volkes ist von diesen Gebieten so ziemlich ausgeschlossen.

Gewöhnlich nimmt die Aristokratie der Geburt diese bevorzugte Stellung ein. Wenn darauf hingewiesen wird, daß im Kriegs- und Civilstaatsdienst das bürgerliche Element in der nämlichen oder in noch größerer Stärke wie das aristokratische vertreten sei, so ist dies Alles nur trügerischer Schein. Darum handelt es sich, ob jenes immer in dem Verhältniß an die Spitzen gelangt, wie es nach der absoluten Stärke beider Elemente natürlich wäre, und das ist nicht der Fall. Im Gegentheil findet man dort die Aristokratie fast allerwärts so stark vertreten, als machte sie den unendlich überwiegenden Theil des Volkes aus.

Es gibt viele Länder, wo das Bürgerthum nur die Sprossen in der Staatsleiter abgibt, damit die Aristokratie um so leichter hinaufsteigen könne.

Diese Bevorzugung der Aristokratie würde zu rechtfertigen sein, wenn dieselbe auch die größte Summe von Intelligenz repräsentirte. Aber Niemand wird dies behaupten wollen. Das tiefere Wissen und die meiste Gesundheit des Urtheils sind unbestritten dem Bürgerstande eigen. Ueberdem hindert die Aristokratie ihre sociale Stellung sehr, das nationale Leben, wie es heute ist, nach allen seinen Motiven und Zielen vollständig zu begreifen. Eine gewisse Einseitigkeit hängt derselben in dieser Beziehung immer an.

Den statistischen Ausweisen vom Jahre 1846 zufolge kam damals in Rußland auf 58, in Preußen auf 263 und in Oestreich auf 353 bürgerliche Einwohner 1 adliger. Somit ist es nach ungefährem Ueberschlag in Rußland eine Kaste von 1,034,000, in Preußen eine von 65,000, im übrigen Deutschland vielleicht ebenfalls eine von 65,000 und in Oestreich eine von 113,000 Seelen, aus welcher Heerführer, Diplomaten und Minister größtentheils gewählt werden. Die Ausnahmen hierbei sind so gering, daß es nicht der Mühe lohnt, ihrer zu gedenken.

Solche Zustände sind nicht gesund. Es erwachsen daraus ungeheuere Uebelstände für die Fürsten und Länder. Insbesondere rächt sich das principielle Vorschieben der Aristokratie in den Heeren oft auf furchtbare Weise. Beginnen sturmbewegte Zeiten, so nimmt beispielsweise Rußland die materiellen Mittel und die niedere oder auf zahlreiche und verwickelte Bedingungen hingewiesene Intelligenz aus einer Bevölkerung von 60 Millionen, während für die höhere und ungleich wichtigere nur jener Stamm von etwa 1 Million Menschen vorhanden ist. Das ist naturwidrig und sogar gegen die wahren Vortheile der Dynastien. Wenn Herkommen und Gewohnheit derartige Verhältnisse viele Jahrhunderte hindurch erhalten haben, so gehört eine unbeschreibliche Beschränktheit dazu, sie auch in der Neuzeit erhalten zu wollen. Es heißt das eine künstliche Schutzwehr im Staate gegen das nämliche Element errichten, dessen freies und ungehindertes Zufließen man sehnlichst wünschen und auf alle nur denkbare Weise begünstigen sollte.

Ein Land, das sich scheut, die Gesammt-Intelligenz seiner Bewohner auszunutzen, ist nicht zu bedauern, wenn ihm Schlachten und Provinzen verloren gehen.

Am meisten wird der Adel in Rußland, Preußen und dem übrigen Deutschland begünstigt. Etwas weniger in Oestreich. Viel weniger in Frankreich, wo die sociale Bedeutung und das Ansehn dieses Standes ungemein gesunken ist. Die französische Armee hat dadurch nur gewonnen. Seit darin die Marquis, Comtes ꝛc. etwas dünner geworden sind, haben sich ihre Erfolge im Felde auffällig vermehrt. In England läuft es im Wesentlichen auf Dasselbe hinaus wie in den genannten Ländern; dort theilt sich der Adel mit der reichen Bourgeoisie in die Gewalt, es handelt sich also immer wieder um einen bevorzugten Theil des Volkes. Nebenbei folgt aus dem Umstand, daß dort von

den Privilegirten sich gewöhnlich die Minderbefähigten dem Kriegsdienst widmen und widmen dürfen, wie groß dort der Mangel an praktisch-politischem Blick ist.

Man beschuldige uns nicht der Uebertreibung. Nachstehende, auf Grund der Ranglisten von 1859 entworfene statistische Uebersicht wird unsere Auslassungen bekräftigen. Sie bezieht sich auf das numerische Verhältniß zwischen Adel und Bürgerthum in der östreichischen, der preußischen und der sächsischen Armee, und läßt einen tiefen Blick in die socialen Zustände der jetzigen Heere thun.

a) Oestreich. 1) Feldzeugmeister: Alle fürstlich und adlig. 2) Feldmarschallleutnants: $^{19}/_{20}$ fürstlich und adlig; $^{1}/_{20}$ bürgerlich. 3) Generalmajors: $^{6}/_{7}$ adlig; $^{1}/_{7}$ bürgerlich. 4) Stabsoffiziere: Infanterie. $^{5}/_{6}$ adlig; $^{1}/_{6}$ bürgerlich. Reiterei. $^{3}/_{4}$ adlig; $^{1}/_{4}$ bürgerlich. Artillerie. $^{1}/_{6}$ adlig; $^{5}/_{6}$ bürgerlich. Genie. $^{1}/_{6}$ adlig; $^{1}/_{6}$ bürgerlich. Pionniere. $^{2}/_{6}$ adlig; $^{4}/_{6}$ bürgerlich. 5) Rittmeister, Hauptleute und Subalternoffiziere: Infanterie. $^{1}/_{6}$ adlig; $^{5}/_{6}$ bürgerlich. Reiterei. $^{2}/_{6}$ adlig; $^{4}/_{6}$ bürgerlich. Artillerie. $^{1}/_{12}$ adlig; $^{11}/_{12}$ bürgerlich. Genie. $^{1}/_{4}$ adlig; $^{3}/_{4}$ bürgerlich. Pionniere. $^{1}/_{7}$ adlig; $^{6}/_{7}$ bürgerlich.

b) Preußen. 1) General-Feldmarschälle: Alle fürstlich und adlig. 2) Generale: $^{19}/_{20}$ fürstlich; $^{1}/_{20}$ adlig. 3) Generalleutnants: $^{9}/_{20}$ fürstlich; $^{19}/_{20}$ adlig; $^{1}/_{20}$ bürgerlich. 4) Generalmajors: $^{7}/_{8}$ adlig; $^{1}/_{8}$ bürgerlich. 5) Stabsoffiziere: Infanterie. $^{6}/_{7}$ adlig; $^{1}/_{7}$ bürgerlich. Reiterei. $^{6}/_{7}$ adlig; $^{1}/_{7}$ bürgerlich. Artillerie. $^{1}/_{6}$ adlig; $^{6}/_{7}$ bürgerlich. Ingenieure. $^{1}/_{4}$ adlig; $^{3}/_{4}$ bürgerlich. 6) Rittmeister, Hauptleute und Subalternoffiziere: Infanterie. Garde: 95% adlig; 5% bürgerlich. Linie: $^{6}/_{7}$ adlig; $^{1}/_{7}$ bürgerlich. Reiterei. Garde: 100% adlig; — bürgerlich. Linie: 95% adlig; 5% bürgerlich. Artillerie. Garde: $^{6}/_{7}$ adlig; $^{1}/_{7}$ bürgerlich. Feldart.: $^{1}/_{6}$ adlig; $^{5}/_{6}$ bürgerlich. Ingenieure. $^{1}/_{6}$ adlig; $^{5}/_{6}$ bürgerlich. (Die Garde beträgt ungefähr $^{1}/_{6}$ des stehenden Heeres.)

c) Sachsen. 1) Generalleutnants: Alle adlig. 2) Generalmajors: Alle adlig. 3) Stabsoffiziere: $^{3}/_{4}$ adlig; $^{1}/_{4}$ bürgerlich. 4) Rittmeister, Hauptleute und Subalternoffiziere: Infanterie. $^{5}/_{6}$ adlig; $^{1}/_{6}$ bürgerlich. Reiterei. $^{5}/_{6}$ adlig; $^{1}/_{6}$ bürgerlich. Artillerie und Pionniere. $^{1}/_{6}$ adlig; $^{5}/_{6}$ bürgerlich.

Aehnlich sind die Verhältnisse auch bei den übrigen deutschen Armeen.

Wir vergessen keinen Augenblick, wie groß die Zahl der ausgezeichneten Männer ist, die im Laufe vieler Jahrhunderte dem Adel entsproß. Aber hier handelt es sich um eine schwierige, für die Existenz der Völker oft verhängnißvolle Kunst, vor deren Ausübung jeder Unberufene wie vor der Entweihung eines Tempels zurückbeben sollte. Niemand empfängt den Genius als Angehöriger dieses oder jenes Standes. Des Feldherrn Wiege ist die Nation. So ziehe man, dem Vaterland zu dienen, einen begabten Edelmann tausend Unfähigen des Bürgerstandes vor; nur verfahre man ähnlich, wenn es das Gegentheil gilt!

Das regelmäßige Vergeben der einflußreichsten Staatsämter an gewisse Classen der Gesellschaft ruft Mißtrauen und Unzufriedenheit hervor und bietet den Regierenden doch nicht die geringste Garantie beim Herannahen ungewöhnlicher Zeiten. Ein kräftiger Fürst, der das alte Herkommen gänzlich verließe, der die Schranken niederbräche, die ihn hindern, sich nach fähigen Menschen jeder Gattung umzusehen, würde über unermeßliche Hilfsquellen verfügen und allen seinen Nachbarn furchtbar sein.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zur öſtreichiſchen Finanzlage.

Das neue Lotterie-Anlehen und die Reform der Nationalbank von Dr. Adolph Wagner. Wien. Gerold. Oſtern 1860.

Die öſtreichiſchen Finanzen ſind nachgerade ein ziemlich mißliebiges Thema geworden, permanentes Deficit, hinkende Einnahmen bei fortwährend ſteigenden Steuern, willkürliche Verkürzung der Staatsgläubiger, heimliche Emiſſion von Schuldverſchreibungen, das ſind die Reſultate der Wiener Finanzpolitik. Indeß wenn auch jeder ſich jetzt freuen darf, der keine Metalliques oder Nationalanleihe beſitzt, ſo bleibt die Entwickelung der öſtreichiſchen Finanzen für den Nationalökonomen immerhin ſehr intereſſant, ja in vieler Hinſicht merkwürdiger als die des blühenden engliſchen oder des geſunden preußiſchen Staatshaushaltes, grade wie der kranke Körper dem forſchenden Phyſiologen oft mehr Anlaß zu lehrreichen Beobachtungen gibt, als der geſunde Organismus. Hierfür bietet die obige Schrift einen trefflichen Leitfaden, indem ſie bei Anlaß des neueröffneten Lotterie-Anlehens die ganze öſtreichiſche Finanzlage beſpricht. Dr. Wagner billigt das Anlehen, trotzdem es die Ausgaben um 12 Mill. Fl. ſteigern und ſomit die Zinſenlaſt auf ca. 45% der Staatseinnahme ſchrauben wird. Der Grund ſeiner Anſicht, der wir vollkommen beitreten, iſt, daß die Finanzen nur geſunden können, wenn die Herſtellung der Geld- und Valutaverhältniſſe voraufgegangen iſt. Es ließe ſich eine ſehr intereſſante wirthſchaftliche Parallele ziehen zwiſchen dem Zuſtande Frankreichs in dem Jahrzehnt vor der Revolution und der jetzigen Lage Oeſtreichs. Die Monarchie Ludwigs des Vierzehnten ſchien im Anfang der achtziger Jahre ihrer Auflöſung entgegenzugehen, die Schuld und das Deficit wuchſen furchtbar, der bitterſte Haß entzweite die Stände des Volkes im Innern, die Regierung war verhaßt, aber das Geldweſen war geſund geblieben, auch der Law'ſche Schwindel im Anfang des 18. Jahrhunderts war kein Papiergeld, ſondern ein Aktienſchwindel, der nur die höheren Claſſen und meiſt auch nur in Paris berührte, es gab keine Nationalbank, die das Land mit werthloſen Zetteln überſchwemmte, welche das baare Geld verdrängen mußten. Die Aſſignaten und das tiers consolidè waren der einfache und offen erklärte

Staatsbankrott und richteten gewiß großes Unglück an, aber es war eine akute Krankheit, von der sich Frankreich überraschend schnell erholte und darauf sein altes metallisches Geldwesen in sehr verbesserter Form herstellte. Mit einem andern Credit- nnd Valutasystem hätte es unmöglich seine Finanzen aus so furchtbaren politischen Krisen so retten können, wie es gethan. Oestreich machte in den napoleonischen Kriegen ähnliche Krisen durch und seine Gläubiger lernten den Bankrott in allen Formen an ihm kennen, aber merkwürdig schnell erholte sich das Land nach so gewaltigen Anstrengungen als der Friede eintrat. Seit 1848 hat man immer das ganze Geldwesen in Mitleidenschaft mit dem Finanzwesen gezogen, man wollte Einnahmen nicht nur aus productiven Steuerquellen sondern aus den Umlaufsmitteln ziehen, zerrüttete so den Wohlstand der Nation immer tiefer und schuf eine goldene Aera nur für die Bankiers und Stockjobbers. Nirgends hat sich das Wort Websters schlagender bewahrheitet als in Oestreich, daß die Papierwirthschaft das Mittel sei das Feld des Reichen mit dem Schweiße des Armen zu düngen. Die Nationalbank war von vornherein in viel zu großem Maßstabe für die Bedeutung Wiens als Geschäfts- und Handelsplatz angelegt, sie kämpfte mit dem Ueberfluß verfügbarer Mittel und ging daher gern darauf ein ihre Gelder dem Staate zur Zetteleinlösung und zu Anlehen zur Disposition zu stellen, Geschäfte, die ihren Actionären ungeheure Gewinne verschafften, aber doch ihre Insolvenz herbeiführten. Hiermit hing die Beleihung von Staatspapieren eng zusammen. Die Vorschüsse, die oft ins ungemessene prolongirt wurden, nahmen den Charakter eines dauernden Darlehns an, das man sich zu niedrigerm Zinsfuß verschaffen konnte, die östreichischen Papiere wurden daher sehr gesucht und hatten einen verhältnißmäßig viel höhern Stand als der Staatscredit eigentlich rechtfertigte; sobald daher derselbe ins Schwanken kam, stürzte das ganze Gebäude unrettbar zusammen und die Noten der Nationalbank, die 1847 noch mit einem Aufgeld bezahlt wurden, waren 1850 auf 40 gefallen. Hätte man nach Besiegung der Revolution sofort das Uebel an der Wurzel angegriffen und durch ein großes Silberanlehen die Schuld des Staates an die Bank abgetragen, dieselbe so in den Stand gesetzt ihre Noten baar einzulösen und ihr eine neue den veränderten Verhältnissen entsprechende Organisation gegeben, so hätten sich die östreichischen Finanzen bei den großen neu eröffneten Hilfsquellen weit rascher wieder erholen können als es mit den französischen unter dem Consulat der Fall war. Statt dessen aber machte man ein kleines Anlehen nach dem andern, die immer zu den laufenden Ausgaben des ungemessen gesteigerten Armeebudgets verwendet wurden. Auch das große Nationalanlehen von 500 Mill. Fl., sowie die Summen, welche für den Verkauf der Staatsbahnen eingingen, wurden zu unproductiven Rüstungen verwandt, sie dienten einer Politik, die sich Rußland gründlich verfeindete, zum

Kriege mit Frankreich und ſchlechten Beziehungen zu England und Preußen führte, ohne Oeſtreich irgend einen poſitiven Vortheil zu bringen. Dieſe Anlehen konnten nun wieder nur durch Vermittlung und Unterſtützung der Bank untergebracht werden, ſie gewährte ſowol in Wien als durch ihre Filialen im größten Umfange Vorſchüſſe, um die Einzahlungen zu erleichtern; dadurch leiſtete ſie allerdings augenblicklich dem Finanzminiſterium ſehr gute Dienſte, entfernte ſich aber von dem Ziele, dem ſie allein zuſtreben ſollte, der Wiederaufnahme der Baarzahlungen.

Dr. Wagner führt in einem hiſtoriſchen Rückblicke ſehr richtig aus, daß dies Inſtitut von Anfang an auf einen falſchen Standpunkt geſtellt wurde. Die öſtreichiſche Nationalbank wurde nicht ſowol des Handelsbedürfniſſes wegen gegründet, als um bei der Einziehung von 679 Mill. Fl. Staatspapiergeld mitzuwirken, für die eingezogenen Scheine Wiener Währung aber gab ſie Banknoten zu einem hohen Belauf ohne genügende metalliſche Reſerve aus und der Staat verſprach nur im Fall der Noth ihr genügende Fonds zur Dispoſition zu ſtellen. Außerdem escomptirte die Bank dem Staate Centralkaſſenanweiſungen, die beim Verfall regelmäßig prolongirt, bald der Sache nach einen ſtändigen Poſten der Forderungen der Bank an den Fiscus bildeten. Der Betrag erhöhte ſich allmälig von 6 auf 50 Mill. Fl. Die Deckung aber, die der Staat der Bank bot, war vollkommen illuſoriſch, im Falle der Noth haben ſeine Kaſſen eben faſt niemals überflüſſige Baarfonds und die Einräumung einer Subſidiarhypothek in fünfprocentigen Obligationen bot in kritiſchen Momenten keine Sicherheit; denn dann ſind ſolche Titel eben nicht raſch zu Gelde zu machen. Die Einlösbarkeit der Banknoten war alſo ſchon ſeit 1816 durch die Art ihrer Deckung vollkommen unverbürgt, ja der Staat hatte ſogar das ausdrückliche Verſprechen übernommen, für die in ſeine Kaſſen einlaufenden Noten keine Einlöſung zu fordern; nur den ausnahmsweiſe günſtigen Umſtänden des langen Friedens iſt es zuzuſchreiben, daß die Noten bis 1848 eingelöſt wurden, aber der erſte Stoß im Anfang des Jahres warf das Inſtitut ſofort in die vollkommenſte Inſolvenz. Die Bank hatte damals 70¼ Mill. Fl. Metall zur Deckung von 219 Mill. Noten, die Wechſel und Vorſchußbeſtände betrugen 53½ Mill., für den Reſt, d. h. für die Hälfte der ausgegebenen Noten trat die Schuld des Staates mit 132½ Mill. ein, die derſelbe aber nicht zurückzahlen konnte, die Bank war alſo ſchon ehe ſie die neuen Kriegsvorſchüſſe machte ganz zahlungsunfähig, ſie wurde nun ausdrücklich von der Verpflichtung der Einlöſung entbunden und es begann eine Reihe von Operationen mit dem Fiscus, die wir hier nicht in ihren Einzelheiten verfolgen können, die aber zu dem Ergebniß führte, daß am 31. März d. J. 458 Mill. Fl. Banknoten in Umlauf waren, wofür nur 80 Mill. Baarfonds zur Deckung vorhanden war. Die Staatsſchuld, welche mit 265 Mill. in den

Activis steht, zu tilgen ist der Hauptzweck des neu eröffneten Lotterie-Anlehens. Nehmen wir aber nun auch vorläufig an, daß dasselbe zu Stande kommt und wirklich für diesen Zweck verwendet wird, so muß doch eine vollkommene Aenderung in der Baukpolitik vorgenommen werden, um eine Besserung des bisherigen Zustandes erwarten zu lassen. Hierüber sind die Ausführungen des Verfassers besonders lehrreich. Er entwickelt, daß die Idee des Anlehens unter den bewandten Umständen ganz richtig ist, die Herstellung der Valuta und die Ordnung der Geldverhältnisse müssen der Beseitigung des Deficits vorangehen oder sind vielmehr die Bedingung des Gleichgewichts in den Finanzen, es läßt sich viel leichter mit einem Deficit wirthschaften als mit einem zerrütteten Geldwesen, fast in jedem europäischen Staate überschreiten von Zeit zu Zeit die Ausgaben die Einnahmen, wenn auch freilich nicht in so großem Maße und so dauernd wie in Oestreich. Ohne Herstellung der Valuta ist keine Herstellung des Staatscredites möglich und auf diesem basirt alles. Man erwäge nur die Unsicherheit, welche die Entwerthung der Banknoten in den ganzen Verkehr bringt, alle Zahlungen in das Ausland sollen in Silber beschafft werden, für das ein fortwährend schwankendes Agio den Gewinn oft ganz absorbirt, von seinen inländischen Kunden aber nimmt der Kaufmann nur Papier ein, die Entwerthung dieses Zahlungsmittels äußert sich natürlich im Steigen der Preise, wodurch die Personen, welche auf ein festes Einkommen angewiesen sind wie Beamte und Offiziere, oft in große Bedrängniß kommen. Ebenso ungünstig wirken die Schwankungen der Papierwirthschaft auf die ausländischen Gläubiger und dadurch wieder auf den Staatscredit. Durch die vortheilhaften Bedingungen, welche Oestreich bietet, bewogen, haben Tausende von kleinen und großen Capitalisten Deutschlands, Hollands und der Schweiz ihre Ersparnisse in seinen Papieren angelegt, sie erwarten hiervon ein festes Einkommen um so sichrer, als die Zinszahlung bei den Metalliques und der Nationalanleihe in Silber verheißen ist; plötzlich wird aber dies Versprechen gebrochen und sie müssen den ganzen Nachtheil des Agio zu ihrem Verluste tragen. Jede drohende politische Verwickelung bedroht also auch die östreichischen Staatsgläubiger in der Sicherheit ihres Einkommens, sie suchen zu verkaufen, durch das plötzliche Angebot werden die Curse gedrückt, die Devisen auf fremde Plätze in die Höhe getrieben und so wurde die Entwerthung des Papiergeldes gesteigert. Alles dies steht in enger Wechselwirkung und ist nur durch Herstellung der Valuta zu bessern, der Bank müssen also die Mittel gegeben werden, die Baarzahlungen wieder aufzunehmen, sie muß dann aber auch so operiren, daß ihr nicht das Silber sofort wieder entzogen wird, wie sie dies im Herbste 1858 gethan, weshalb damals die Wiederaufnahme der Baarzahlungen rein illusorisch war und auch ohne die eingetretenen politischen Ereignisse nicht hätte durchgeführt werden

können. Der Verfaſſer zeigt ſehr richtig, daß der Hauptfehler dieſes falſchen Syſtems das Feſthalten eines ſtabilen niedrigen Discontos war. Die Bank genießt durch ihre Privilegien und ihre Verbindung mit dem Staate ſolche Vortheile, daß ſie der Geſchäftswelt doch etwas bieten will und deshalb ſtets 1—2, ja 3% niedriger discontirt als der jeweilige börſenmäßige Stand iſt. Es iſt ſchon ein großer Nachtheil, daß eine ſolche monopoliſirte Bankvorſehung den Handelsſtand von der Selbſtthätigkeit entwöhnt und das Gefühl der Verantwortlichkeit ſchwächt, es hat ſich in Oeſtreich die Vorſtellung feſtgeſetzt, die Nationalbank habe die Verpflichtung, Handel und Gewerbe zu unterſtützen, man bildet ſich ein, daß die Bank in der beliebigen Ausdehnung ihres Notenumlaufes eine unbegrenzte Macht beſitze, dem capitalbedürftigen Publikum unter die Arme zu greifen. Indem die Bank dieſer an ſich ganz ungerechtfertigten Erwartung, welche aber durch ihre hohen Gewinne bei den Staatsgeſchäften und der übermäßigen Zettelausgabe motivirt war, zu genügen ſuchte, mußte ſie nothwendig wieder zu einem nationalökonomiſch falſchen Mittel greifen, der erwähnten Feſthaltung des niedrigen Disconto. Es iſt unmöglich ſelbſt für das mächtigſte Geldinſtitut ſich auf irgend längere Zeit von den Bedingungen zu iſoliren, welche die allgemeinen Geſchäftsverhältniſſe vorſchreiben; wenn der beſte Wechſel am Geldmarkt 6—8% zu zahlen hat, ſo darf keine Bank zu 5% discontiren, die engliſche Bank nimmt im Gegentheil gewöhnlich 4% mehr als Privatbankiers und zwar aus dem einfachen Grunde, weil letztere bei dem geringen Umfange ihres Geſchäftes die Verhältniſſe der Kaufleute beſſer beurtheilen können als die Bankdirectoren. Wenn nun die Nationalbank niedriger disconrt als die Börſe, ſo verſchaffte ſie ſich zwar eine Art factiſchen Monopoles, aber da ſie doch nicht allen Anſprüchen genügen konnte, ſo kam es darauf hinaus, daß ein Syſtem von Bevorzugungen und Ausnahmen eingeführt wurde, wodurch die reichen Wiener Bankiers unbeſchränkten und billigen Credit hatten, den ſie ihrerſeits wieder von den kleinen Handel- und Gewerbtreibenden ſich theuer bezahlen ließen. Noch verderblicher wirkt aber dies Syſtem bei Aufnahme der Baarzahlungen. Hier muß eine richtige Bankpolitik offenbar darauf ausgehen, den Abzug von Metall ſo langſam und allmälig eintreten zu laſſen wie möglich, das einzige Mittel hiefür bietet die Einſchränkung des Credits, d h. alſo Zurückhaltung in der Gewährung von Vorſchüſſen und Erhöhung des Disconto. Da aber die Nationalbank zu Ende vorigen Jahres bei der Wiederaufnahme von Baarzahlungen ihren bisherigen niedrigen Zinsfuß beibehielt, ſo begann natürlich ein Sturm auf ihre Metallvorräthe, den ſie auch ohne den Hübnerſchen Neujahrsgruß nicht hätte aushalten können. Der entgegengeſetzte Weg iſt unbedingt einzuſchlagen, wenn künftig die Baarzahlungen aufgenommen werden ſollen, was, wie wir oben ausführten, die erſte Bedingung der Herſtellung des öſtreichiſchen Geldweſens iſt.

Dazu muß die Bank freilich zuerſt in den Stand geſetzt werden, ihre Verpflichtungen zu erfüllen und hiefür ſoll weſentlich das neue Lotterie-Anleben dienen. Wird es dieſen Zweck erreichen? wir erlauben uns es zu bezweifeln, bei den günſtigſten Anerbietungen, welche den Staat mit einer neuen jährlichen Zinſenlaſt von 12 Mill. Fl. beſchweren, bei den lockenden Gewinnen ſind bis jetzt nur 70 Mill., alſo etwas über $^1/_4$ des erforderten Betrages gezeichnet, dieſe 70 Mill. gehen aber lange nicht zum Nominalbelauf in Silber ein, alſo kann aus dem Erträgniß des Anlehens nur ein kleiner Theil der Staatsſchuld von 264 Mill. an die Bank zurückgezahlt werden. Außerdem liegt die Vermuthung nahe genug, daß dies Anlehen wie ſo viele früheren ſeinem Zwecke entfremdet und zu unproductiven Rüſtungen verwendet werden werde, iſt doch die politiſche Zukunft Oeſtreichs ſo dunkel wie möglich! Wir haben oben ſeinen Zuſtand mit dem Frankreichs von 1789 verglichen, die Parallele läßt ſich weiter führen, aber wenn die jetzigen gährenden Zuſtände mit den franzöſiſchen am Ende des 18. Jahrhunderts vielfache Analogien haben, ſo glauben wir wird das Reſultat ein ganz entgegengeſetztes ſein. Die Revolution von 1789 führte zur Centraliſirung und einheitlichen Verſchmelzung der Provinzen Frankreichs, wenn aber der erweiterte öſtreichiſche Reichsrath zu Generalſtaaten oder zum Convent werden ſollte, ſo muß die Auflöſung der habsburgiſchen Monarchie in ihre disparaten Beſtandtheile die Folge ſein.

Die Glaubensphiloſophie.

3.

Alwill und Woldemar.

Die Gründung des Merkur bezweckte zunächſt, die ökonomiſchen Umſtände der beiden Freunde zu verbeſſern. Wieland als armer Profeſſor in Erfurt und ſeit dem 11. Aug. 1772 als Prinzenhofmeiſter in Weimar bedurfte einer Zulage ſehr dringend. Auch F. H. Jacobi's Verhältniſſe hatten ſich verſchlechtert: ſein Vater, durch verſchiedne Unglücksfälle betroffen, näherte ſich mehr und mehr dem Bankerott, dem er im März 1774 rettungslos und zum größten Elend verfiel; Jacobi ſelbſt hatte Ende 1771 ſein Gewerbe aufgegeben und durch ſeine Gönner Goltſtein und Hompeſch ein Staatsamt erlangt; die Dispoſition über das ſehr anſehnliche Vermögen ſeiner Frau erhielt er erſt 1776. Die Journaliſtik ſchien das bequemſte Mittel, ſchnell etwas zu erwerben; in Weimar ſah man es gern, in der Hoffnung, über das Ländchen da-

durch einen ungewöhnlichen Glanz zu verbreiten; Jacobi ſchoß wol die Geldmittel vor, mühte ſich auch um Mitarbeiter (z. B. Merck), und der erſte Erfolg (Anfang 1773) war glänzend. Aber die Einrichtung hatte einen Fehler: Jacobi betrachtete ſich mehr als ſtillen Theilnehmer, und überließ die ganze Arbeit Wieland, den er aus der Ferne in Briefen ſehr ſcharf kritiſirte. Und Grund genug gab ihm Wieland; er beging faſt alle Sünden, die ein Journaliſt nur begehn kann. Er nahm kritiſche Sudeleien und andere Trivialitäten auf, und entſchuldigte ſich dann bei Jacobi, der Merkur ſei für die mittelmäßigen Leute beſtimmt; hofmeiſterte ſeine Mitarbeiter in Noten und Entgegnungen; ſchrieb Apologien ſeiner eignen Dichtungen, und wenn er wirklich edel zu Werke ging, z. B. in ſeiner Recenſion des Götz, ſo unterließ er es nie, vorher anzumerken, man werde es ihm zwar ſehr verdenken, daß er gegen ſeine Feinde gerecht ſei, er wolle auch gar nicht ihre Gunſt damit erwerben, aber u. ſ. w. — Das Schlimmſte war, daß er jedem perſönlichen Eindruck zugänglich war: wer ihn freundlich behandelte, auch nur ihm ein ſchöngebundnes Exemplar zuſchickte, den empfahl er regelmäßig ſeinem Merck zur gefälligen Berückſichtigung; griff ihm auch darin vor. Freilich übermannte ihn dann wieder die Ungeduld oder das kritiſche Gewiſſen; um ſo bunter ſah es dann im Journal aus.

Wol konnte man es dem doch ſchon berühmten Schriftſteller nicht verdenken, wenn er es übel nahm von dem jüngern Freund, der noch nichts geſchrieben, fortwährend geſchulmeiſtert zu werden. „Ich bin, ſchreibt er ihm 12. März 1773, des Merkur ſchon ſatt, ehe er noch angegangen iſt. Wir ſollten uns wenigſtens alle Wochen ein paar Mal ſprechen können. Ich ſehe ein, daß wir oft in unſern Ideen und Geſinnungen divergiren werden, und durch Briefe läßt ſich das nicht ſo leicht wieder gut machen. — Der poetiſche Artikel wird wahrſcheinlich immer ſehr mager ſein. Wir haben keine Dichter mehr; Leiermänner, ſo viel wir wollen. Ihr Bruder, der unſtreitig mit noch zwei oder drei, unter die Ausnahmen gehört, iſt gleichwol gar nicht was er ſein könnte oder ſollte. An Genie, an Gefühl, an Imagination fehlt es uns nicht, aber an Geſchmack. Und dann wünſchte ich zu Gott, daß man entweder die Welt mehr kennen, oder, wenn man ſie kennt, ſie weniger verachten möchte. Der ſeltſame Ton von chriſtlich andächtigem verfeinertem Heidenthum, mit Platonismus und mit unendlich verfeinerter, filigranmäßig verarbeiteter ſentimentaler Moral verſetzt, macht auf uns ungefähr eben die Wirkung, die er auf die beſte Geſellſchaft in Paris machen würde.“ —

Wenn es Jacobi ſchon verletzte, aus ſeinem eignen Journal die Gedichte ſeines Bruders ausgeſchloſſen zu ſehn, ſo wurde es bald noch ſchlimmer. Nicolai hatte Wieland in Weimar beſucht, und ihm ſehr gefallen: eilig ſchrieb er (im Juli) für den Merkur eine lobende Recenſion des Sebaldus Nothanker und der allgemeinen Bibliothek. Jacobi, der Nicolai ohnehin haßte, „wegen

ſeiner Ränke und ſeiner vielfältigen Verräthereien am Guten und Schönen," und weil er „alle Achtung, die man dem Genie ſchuldig ſei, fauniſch mit Füßen trete," fand in einer Nebenfigur des Sebaldus (Säugling) eine Satire auf ſeinen Bruder. In dem Verdruß über Wielands Kritikloſigkeit hielt er ihm nun (8. Aug.) ſein ganzes Sündenregiſter vor, in einem Ton, der Wieland (14. Aug.) zu der Replik veranlaßte: „Ich haſſe nichts ärger, als meinen Freunden alle Augenblicke eine Rechtfertigung meines Betragens vorlegen zu müſſen . . . Ich denke, ich habe lange genug gelebt, um empfinden und meine Meinung ſagen zu können, ohne immer meine Gründe zu deduciren . . . Bedenken Sie, was aus mir werden müßte, wenn ich immer für alles, was ich Ihnen nicht recht ſchreibe und thue, Rechtfertigung vorlegen müßte. Ich habe nun endlich das Schwabenalter erreicht, und ich bekenne willig lich, daß ich wenig Luſt habe, mich alle Augenblicke hofmeiſtern zu laſſen. — Ein für allemal, Ihr Genius iſt dem meinigen zu ſtark. Abraham und Loth waren auch Brüder wie wir; aber wie ſie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen iſt, waren ſie ſo klug und ſchieden in Frieden. Das iſt nunmehr wol das Beſte, was wir thun können." — Indeß drei Tage darauf thut ihm die Sache doch wieder leid. „Ich bin ein gutes Schwabenherz, das unmöglich lange böſe ſein kann . . . Ich kann nicht lügen, und alſo kann ich Ihnen auch nicht ſagen, daß mein Herz gegen Sie wäre wie geſtern und ehegeſtern; aber das iſt gewiß, daß wir ganz hübſch auf dem Wege ſind, weder ohne einander noch mit einander leben zu können." Und wieder drei Tage darauf (20. Aug.): „O im Grund der Seele fühl' ich es, ich muß Sie lieben, ich wolle oder wolle nicht." — Das Verhältniß wurde leidlich wieder hergeſtellt, die Jacobis gründeten neben dem Merkur noch ein eignes Journal (Iris), und enthielten ſich fernerer Auesſtellungen; doch ſchreibt Wieland, 22. Nov.: „Ihr letzter Brief iſt ungefähr ſo kalt und trocken, wie es ſeit langer Zeit alle die meinigen ſind. Ich ſage dies nicht, um mich darüber zu beſchweren, ſondern nur, damit Sie wiſſen, daß ich es wol gemerkt habe. Das Gefühl iſt immer der letzte Sinn, den wir verlieren." — Dann, über ein neues Schreiben Jacobi's ſehr gerührt, 11. März 1774: „Wol Recht haben ſie zu fragen: wohin wollen wir, wenn wir nun ſo von einander in die weite Welt laufen? . . . O fragen Sie nicht! Ich bin ein ſchwacher Menſch mit dem Sie, wenn Sie ihm gut begegnen, anfangen könnten, was Sie wollten. Aber — nur wenigſtens keinen Enthuſiasmus von Freundſchaft mehr! Gehen wir in Gottes Namen jeder ſeinen Weg, ſo nahe beiſammen als möglich; nur nie wieder ſo nahe, daß wir uns die Köpfe aneinander zerſchellen." — 13. Mai: „Ganz gewiß, mein Jacobi, ſind Sie der beſte und wärmſte Sterbliche, den ich kenne. Sie empfinden immer ſehr richtig; nur manchmal ein wenig zu ſtark für uns andere ſchwächern Geſchöpfe. Ihr Zorn — verzehrt

und Ihre Liebe — erdrückt. Wenn Sie, Seele von Feuer! ein wenig sanfter brennen könnten, so würden Sie, wie die Sonne leuchten und erwärmen." — 1. Juli — „Resistite Diabolo, d. h. widersteht dem Enthusiasmus, so sehr er auch die Gestalt eines Engels des Lichts annimmt. Doch bei meinesgleichen indolenten Leuten ist die Gefahr so groß nicht, als bei euch andern feurigen Männern." — 4. Oct. 1774: „Auf meinen Knieen, liebster Bruder Fritz, möcht' ich Sie oft bitten, so lange und viel im Don Quixote und nur im Don Quixote zu lesen, bis Sie Sich diesen gigantischen Stil, in den Sie fast allemal, wenn Sie warm werden, verfallen, völlig abgewöhnt hätten." — 21. Oct.: „Ich passire hier unter den eiskalten Leuten, unter denen ich lebe, für einen schrecklich warmen Kopf, aber . . . Sapere, sapere, liebster Jacobi! Am Ende müssen wir doch alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange." — Die letzten Bemerkungen waren nicht kaltblütige Kritik, sondern bittre Eifersucht auf Goethe.

Das Verhältniß Jacobi's zu Goethe ist in den Biographien des letzteren so häufig erzählt worden, daß wir uns damit begnügen, eine Seite hervorzuheben, die man übersehn hat. Wie man bei Goethe alles rechtfertigt, so hat man auch die Art und Weise rechtfertigen wollen, wie er 1779 mit Jacobi brach. Diese Rechtfertigungen sind nicht sehr glücklich. In einem Verhältniß inniger, ja leidenschaftlicher Freundschaft erscheint es doch als eine starke Rohheit, wenn man ein eben vollendetes Werk des Freundes, in dem dieser seine heiligsten Ueberzeugungen niedergelegt zu haben glaubt, öffentlich dem Hohngelächter eines übermüthigen Hofes Preis gibt, und nicht allein die Schrift selbst, sondern auch die Person des Schriftstellers aufs härteste verunglimpft. Das hat aber Goethe gethan, und er selber hat keine andern Gründe angeführt, als sein Mißfallen an gewissen Seiten des Buchs und die allgemeine Neigung, alles zu parodiren. Diese Gründe sind gewiß nicht stichhaltig, und daß im weitern Verlauf der Angelegenheit Goethe eine ernste und würdige Haltung bewahrt, während Jacobi alle Haltung verliert, ändert an der Sache nichts. Wir glauben eine bessere Entschuldigung für Goethe gefunden zu haben: jene Kreuzigung des Woldemar war nicht der Ausfluß eines übermüthigen Augenblicks, sondern der Ausfluß eines tiefen, lange verhaltenen und theilweise wenigstens gerechtfertigten Grolls gegen den alten Freund.

Die frankfurter Titanen, an deren Spitze Goethe stand, hatten 1773 gegen die Empfindelei des älteren Jacobi und gegen die breite und schwächliche Darstellung Wielands eine entschiedene Abneigung. Der jüngere Jacobi, der noch nichts geschrieben, wurde mit zur Schule gerechnet. Im März 1774 erschien Goethe's Pamphlet Götter, Helden und Wieland. Zwischen Jacobi's Frau und Goethe's Schwester hatte im Sommer 1773 einige Annäherung stattgefunden, aber erst im Juli 1774 kamen die beiden Männer zusammen.

Es war die wunderbarste Gesellschaft verschiedenartigster Genies, die sich zuerst in Elberfeld begegneten: Goethe, Lavater, Jacobi, Stilling, Heinse und einige Pietisten und Mystiker aus den stillen Gemeinden jener Gegend. Goethe und Jacobi sonderten sich bald von den Uebrigen ab, und es entspann sich zwischen ihnen jene glühende Freundschaft, die von beiden Seiten aufrichtig gemeint war, obgleich Goethe, der sechs Jahre jüngere Mann, entschieden als der Ueberlegene auftrat. In beider Persönlichkeit lag etwas Bezauberndes, und wenn ihre Ansichten einigermaßen divergirten, so war Jacobi damals für jede neue Idee empfänglich: im philosophischen Denken wahrte er seinen eignen Standpunkt, nahm aber die poetischen Schöpfungen seines Freundes mit unbedingter Bewunderung hin. „Goethe ist der Mann, schreibt er, 10. August 1774 an Sophie La Roche, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben." — An Wieland 27. August: „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehn noch gehört hat, etwas Begreifliches über dies außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein Besessener, dem fast in keinem Fall gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönen und Bessern in ihm möglich sei, aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt . . . Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel herunter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem andern mehr zu empfangen, als er ihm geben konnte; Mangel und Reichthum umarmten sich einander, so ward Liebe unter uns. Sie kanns ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der Eine vom Andern — die ganze Gluth der meinigen; nie werden sie einander verzehren." — Mit jubelndem Entzücken liest er den Werther: „Welch ein Büchlein! Goethe weiß, daß ich's ganz gefaßt habe. Das ist doch nun einmal ganz gewiß ein wahres, inniges ewiges Verhältniß, was mich und Goethe aneinander bindet!" (An Sophie) — Mit demselben Jubel empfängt er den Prometheus, den Clavigo, den Faust; letztern während eines längern Aufenthalts in Frankfurt in den ersten Monaten 1775. Als bald darauf das bekannte, höchst tactlose Pamphlet erschien: Prometheus, Deukalion und seine Recensenten, das alle Welt Goethe zuschrieb, sprach Jacobi im gläubigen Vertrauen, noch ehe sich Goethe darüber

erklärt, laut und entſchieden die Unmöglichkeit aus, daß dieſer der Verfaſſer ſei. Man achte hier wohl auf eine Parallele! Es iſt in neuerer Zeit Sitte geworden, die Schilderung, die Goethe in Wahrheit und Dichtung von Merck gibt, für unrichtig zu halten, wobei man ganz vergißt, daß uns nicht alle Actenſtücke vorliegen. Nun ſchrieb Merck, nachdem Goethe bereits öffentlich ſein Wort gegeben, daß er der Verfaſſer jener Broſchüre nicht ſei, an Nicolai, den gar nicht gewiſſenhaften Gegner Goethes, er glaube an dieſes Wort nicht: er erklärte alſo ſeinen Freund für einen Lügner. — Der Gegenſatz iſt ſchlagend genug.

Jacobi ſuchte nun aufs eifrigſte zwiſchen Goethe und Wieland zu vermitteln, es gelang ihm aber um ſo weniger, als er Febr. 1775 auch mit Klopſtock einen Bund ſchloß, und denſelben in einem Brief an Sophie für das Ideal menſchlicher Größe erklärte. — In höchſter Aufregung ſchrieb ihm Wieland, 9. April: „Ich ſoll Geduld mit Ihnen haben; das will ich auch, ſo lange bis Ungeduld die letzte Faſer vollends abgeriſſen hat, womit mein Herz mit ihnen verwachſen war. . . . Klopſtock und Goethe haben ſich Ihrer Seele bemächtigt und neben dieſen beiden iſt für Wieland kein Platz. Ich zweifle ob die Natur jemals zwei antipodiſchere Weſen hervorgebracht hat, als Klopſtock nnd mich. Er verachtet mich und meint, ich haſſe ihn. Darin irrt er. Klopſtock iſt für mich der Mann im Monde, ein Weſen aus einer mir unbekannten und mit meinen äußern und innern Sinnen in gar keiner Beziehung ſtehenden Reihe von Dingen, kurz ein Weſen, wovon ich nichts begreife. En un mot, mon ami, je ne me plaindrai jamais de vous, de m'avoir quitté pour Klopstock et Goethe. L'amour ne se commande pas. Il y a longtemps que vous cherchez votre Alter Ego. Vous aviez cru le trouver en moi; vous vous trompiez; il y a mille différences entre nous qui à la longue ne pouvaient manquer de faire leur effet.“ „Wäre Goethe, antwortete Jacobi 22. April, Ihnen erſchienen, wie er vor neun Monaten mir erſchien, in all ſeiner Liebenswürdigkeit, und es hätte beider Seelen gegenſeitige Liebe befruchtet, Ihr Inwendiges jenes gewaltige Weben erfüllt, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens angeht und zunimmt mit ſeinem Gedeihen zu Freundſchaft: o wer hätte dann noch an den ruhmloſen in ſich gekehrten Bruder Fritz gedacht! — Klopſtock iſt Ihnen der Mann im Monde — mir war er immer Nebenmenſch. Den Werth und Unwerth ſeiner Schriften im Verhältniß zu meinem Individuum hier zu beſtimmen iſt nicht nöthig; genug, daß zu allen Zeiten ihr Verfaſſer mir als ein wunderbarer Geiſt erſchienen, den ich gewünſcht, einmal unmittelbarer betrachten zu können. Nur habe ich ihn geſehn und in ihm einen Menſchen erkannt, den ich lieben und hochachten muß. Ihnen würde es nicht anders gehen, und faſt in jeder Abſicht würden Sie beſſer mit Klopſtock als mit Goethe harmoniren.“

Kaum ein halbes Jahr darauf war die Prophezeihung eingetroffen. „Den 7. d. M., schreibt Wieland 10. Nov. 1775, Morgens um 5 Uhr, ist Goethe in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, als ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles was ich Ihnen, nach mehr als einer Krisis, die in mir dieser Tage vorüberging, sagen kann ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne. So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe geworden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Fritz, anstatt dabei zu verlieren, mir noch theurer geworden ist als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in ihm. Wenn Sie bei uns wären! Doch es ist besser so; ich könnte euch beide zugleich nicht aushalten. Das Feuer von zwei Dämonen, wie ihr seid, würde mich verzehren." — „Mit Goethe und Ihnen, antwortet Jacobi 23. Nov. nach schwerer Krankheit, ist es genau so gegangen, wie ich es vorausgesehn hatte. Es wird sich von selbst nach und nach alles in die Riche senken, und was schadets, wenns dabei auch hie und da ein wenig kracht und erschüttert?"

Offenbar liegt in dieser Antwort etwas Kühles und Bedenkliches. Man hat es daraus zu erklären gesucht, daß Jacobi nun auf Wieland eifersüchtig wurde, wie dieser vorher auf Goethe. Aber es liegt noch etwas mehr darin. Das Verhältniß zwischen den beiden Freunden war kein ganz reines mehr. Goethe hatte Jacobi seine Stella geschickt, „ein Schauspiel für Liebende"; nicht die Stella, die wir heute lesen, sondern die damit schloß, daß Fernando beide Weiber behielt, und die außerdem noch einige ziemlich starke Stellen enthielt, welche Boas in seinen Nachträgen aufbewahrt hat Nun muß man bedenken, daß Jacobi ein Ehemann war, der seine Frau aufrichtig liebte, und in der Familie alle Angelegenheiten, die ihn interessirten, zu verhandeln pflegte. Zwar huldigte er daneben, wie wir gesehn, noch der „göttlichen" Sophie, aber das war eben eine geistige Huldigung; zwei Weiber zu haben erschien ihm zu viel. Er wurde stutzig nicht blos über das Gedicht, sondern auch über den Dichter, und scheint das in einem Brief, der leider verloren gegangen ist, ziemlich deutlich ausgesprochen zu haben, denn Goethes Erwiderung April 1775 ist leidenschaftlich erregt: er wirft Jacobi Unglauben in der Freundschaft vor.

Dieser Gemüthsconflict nahm nun bei Jacobi einen höchst seltsamen Verlauf. Goethe hatte schon bei ihrer ersten Zusammenkunft ihn ermahnt, das unfruchtbare Feld der Speculation zu verlassen und poetisch zu schaffen. Jacobi hatte sich willig gezeigt, und Goethe 31. Aug. 1774 ihn in diesem Vorsatz bestärkt. „Mir ist ganz wohl, Euch zu sehen in freier Gottes Welt, theils des gegenwärtigen Genusses willen, der verjüngt Leib und Seele, theils auch

in Hoffnung guten Vorbedeutens, daß Du Dich muthig entreißen wirst der papiernen Festung der Speculation, denn das raubt dem Menschen alle Freude an sich selbst. Denn er wird herumgeführt von dem und jenem, hie in ein Gärtchen, da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und weiset ihm Jeder an seiner Hände Werk, und endlich sieht er in seine Hände, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst und es verdreußt ihn des Gaffens und Schmarotzens an andrer Schöpfungsfreude und kehrt zurück zu seinem Erbtheil, säet, pflanzt, und begießt und genießt sein unter den Seinigen in herzlich wirkender Beschränkung." —

Was sollte nun Jacobi eigentlich dichten? Sein Talent lag, wie wir gesehen, in der brieflichen Auseinandersetzung seiner Empfindungen, Gedanken und Stimmungen, und da ihm der Werther das Vorbild für einen Roman in Briefen war, machte er sich rasch ans Werk und begann Alwills Papiere. Es sind Briefe theils im eignen Sinn theils im Sinn seiner nächsten Umgebungen; zu dem einen idealen Portrait mußte ihm seine Frau sitzen: er holte sie einigemal dazu ausdrücklich an seinen Schreibtisch. Eine femme incomprise, Namens Sylli, mochte irgend einer seiner Freundinnen entsprechen, doch hat er ihr nach seinem eigenen Zeugniß seine eigenen trüben Stimmungen in die Feder dictirt. Die Hauptsache war der Held Alwill. Jacobi hatte sich aus dem Druck einer ängstlichen Erziehung frei gemacht und wollte nun in seiner Erzählung den wahrhaft freien Menschen schildern, der ohne Rücksicht auf Sitte und Gesetz nach souveränen Eingebungen seiner Natur groß und edel handelt. Er gab Alwill die Maske seines Freundes Goethe. Das Alter stimmt überein, die Aeußerungen, die er selbst und seine Freunde in ihren Briefen von Goethe gebrauchten, werden auf Alwill angewandt; das Porträt war nicht zu verkennen. Daß er sich hinter Goethe zurückzog, von dessen Einfluß er auf seinen noch schwankenden Charakter Festigkeit hoffte, war ursprünglich Bescheidenheit; daß er selber schon seit längerer Zeit ähnlich fühlte, zeigt ein früherer Brief an Wieland, 27. Oct. 1772.

„Es belustigt mich nicht wenig, wenn ich mich der Zeiten erinnere, wo ich bei einer jeden Sinnesänderung, die ich erfuhr, dachte, ich hätte einen großen Schritt näher zur Weisheit gethan, und mich wunderte, wie ich wenige Tage, ja oft nur wenige Stunden vorher ein so großer Thor sein konnte. Nachdem ich aber ein paar Mal abwechselnd in dem, was mir Thorheit gedeucht hatte, wieder zum weisen Mann, und in dem, was mir Weisheit gedeucht, wieder zum Thoren geworden war, da lernte ich die Sache besser einsehen. Ich bemühte mich alsdann um eine Kenntniß meiner besondern Natur; ich beobachtete mich sorgfältig und genau, und sammelte auf diese Weise nach und nach einige stehenbleibende Begriffe, welche mich immer weiter leiteten. Nun habe ich es soweit gebracht, daß, wenn ich mich in einer gewissen Ver-

faſſung des Körpers oder des Geiſtes befinde, in welcher es mir unmöglich iſt, bis auf das Wahre, ſoweit ich es zu erkennen fähig bin, durchzudringen, ich mir wenigſtens bewußt bleibe, daß ich mich in dieſer Verfaſſung befinde: alsdann enthalte ich mich, über etwas ſchließlich zu urtheilen. An ſolchen Tagen ſpiele ich den Alchymiſten, und wenn ich auch kein Gold herausbringe, ſo finde ich doch oft etwas Anders in meinem Tiegel, was mich für meine Mühe belohnt."

Dieſer Individualismus wurde durch Goethe's Einfluß nur beſtärkt, dem er 6. Nov. 1774 verſpricht zu erzählen: „in was für Feſſeln man mir von Kindesbeinen an Geiſt und Herz geſchmiedet, wie man alles angewendet, meine Kräfte zu zerſtreun, meine Seele zu verbiegen. Dennoch ward mir viel von meiner Anlage gewahrt und drum weiß ich an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines eigenen Herzens horche ich: dieſe zu vernehmen, zu unterſcheiden, zu verſtehn, iſt mir Weisheit, ihr muthig zu folgen Tugend." — Alwill iſt alſo urſprünglich, was Jacobi zu ſein wünſchte.

Die erſten Briefe Alwill's erſchienen in der Iris Oct. 1775; Wieland, der anfangs den Verfaſſer nicht errieth, war ſehr betroffen und prophezeite laut, Jacobi werde ihn auch als Dichter bei weitem überragen. Die Fortſetzung erſchien im Merkur April, Juli und December 1776. Wielands Wärme blieb ſich immer gleich; er tadelte nur den Dichter gegen Andere, daß er ſeine Schöpfung, die für die Ewigkeit ſein könne, in einzelne Fragmente zerbröckele; nur einmal, im Juli 1776, wurde er wild, als Alwill einen gar zu verwegenen Kraftgeniebrief ſchrieb, und hatte ſchon vor, Einwendungen dagegen aufzunehmen und den Uebermuth des Helden zurecht zu weiſen. Er hatte ganz überſehn, daß mittlerweile in Jacobi's Denken eine große Umwandlung eingetreten war, und daß er nicht mehr im Namen Alwill's, ſondern gegen die Alwill's ſchrieb. Das Glaubensbekenntniß, in welches Jacobi urſprünglich ſein eigenes und Goethe's gemeinſam aufſtellte, wurde nun für ihn zu einem Ausdruck vollendeter Ruchloſigkeit. Die Stella hatte ihre Wirkung gethan, und bis zu welchem Grad die Anklage gegen das Princip des ſouveränen Wollens ſich ſteigerte, das möge man aus zwei Briefen Sylli's ſehen, die keineswegs die ſtärkſten, ſondern nur die zuſammenhängendſten ſind. Der zweite iſt allerdings erſt in der zweiten Ausgabe des Alwill hinzugefügt, er faßt aber nur ſchärfer zuſammen, was in den Briefen der erſten Ausgabe zerſtreut war.

„— An dieſem Alwill in eurer Mitte kann ich unmöglich Behagen finden .. es macht mich zittern für Unheil. Der unbändige Menſch mag wol dabei ein wackerer Junge ſein und es mit Andern gewöhnlich beſſer meinen als mit ſich ſelbſt: aber dadurch wird er nur gefährlicher; das gibt ihm die offene, unſchuldige Miene, wogegen kein Rath iſt, worauf man ihm die

Hand vom Ferne reicht, ſich ihm anſchlingt. Erſt hintennach wird man gewahr, was er für unſichere Straßen wandelt, wie verwegen er im Handeln iſt, wie wohlfeil er ſeine Haut bietet, und folglich die ſeines Genoſſen mit. Nun ein Mädchen, das ſeines Weges käme . . .! So geht unſere Luzie verloren; denn ſie ſtirbt . . . Nie war ihr ein Jüngling erſchienen wie Alwill, ſo voll Geiſt und edlen Strebens, und zugleich an ſich haltend, ſo ſinnig und umſichtig. Keine Tugend, keine Liebenswürdigkeit, die ſich nicht in ihm abſpiegelte wie Sonne im Meer. Und das ſo ganz aus nackender Eigenſchaft ſeiner Natur . . . Clemens nennt ihn einen Beſeſſenen, dem es faſt in keinem Falle geſtattet ſei, willkürlich zu handeln. — Ein furchtbarer Charakter! Und wie täuſchend da, wo er das Schöne und Gute ſich aus Luſt zu eigen macht! — O hütet euch! — Wenn du die unausſprechliche Schmach des Gefühls ahnen könnteſt — . . . unſer eignes Selbſt entflohen aus uns — entflohen aus ihm . . . gar kein Daſein mehr! Man iſt verſchwunden unter den Lebendigen, getilgt mit Schande aus ihrer Zahl . . ." (Brief 12)

„— Ich kenne dieſe Menſchengattung aus dem Grunde . . . Schon die vorzüglichen Anlagen, die bei ihr vorausgeſetzt werden müſſen, führen die Gefahr des Mißbrauchs mit ſich. Hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet! Jedes Uebermaß von Kräften reizt zu irgend einer Art von Gewaltthätigkeit und Unterdrückung. Hierzu kommt bei den Alwillen, daß ihren vorzüglichen Gaben eine beſonders zarte und lebhafte Sinnlichkeit, eine große Gewalt des Affects und eine ungemeine Energie der Einbildungskraft zum Grunde liegt . . . Man kann ohne Gefahr annehmen bei der Gattung, daß wo der hellere Kopf iſt, auch ein ſchwererer Grad von Ruchloſigkeit ſich einſtellen werde. Bei der Helle des Kopfes wird der Uebergang von der Empfindung zur Reflexion, zur Beſchauung und Wiederbeſchauung, mit Hilfe des Gedächtniſſes, immer ſchneller, mannigfaltiger, gegenſeitiger, durchgreifender, umfaſſender: bis endlich Umſchauung, Betrachtung und Empfindung jeder Art von der zur größten Fertigkeit gediehenen Selbſtbeſinnung, Geiſtesgegenwärtigkeit und innern Sammlung, welche die Helden dieſer Gattung ſelbſt in der ärgſten Beklemmung der Leidenſchaft nie ganz verläßt, unaufhörlich nur verſchlungen werden, und für ſich keine Gewalt und natürlichen Rechte mehr haben. Der ganze Menſch, ſeinem ſittlichen Theil nach, iſt Poeſie geworden; und es kann dahin mit ihm kommen, daß er alle Wahrheit verliert und keine ehrliche Faſer an ihm bleibt. Die Vollkommenheit dieſes Zuſtandes iſt ein eigentlicher Myſticismus der Geſetzesfeindſchaft und ein Quietismus der Unſittlichkeit. — Unter den Egoiſten machen dieſe Zauberer eine eigene Claſſe aus. — Jede leidenſchaftliche Bewegung iſt ihrer Natur nach eigenſüchtig. Daher kann man in der Regel annehmen, daß überhaupt der empfindſamere Menſch als ſolcher auch der eigenſüchtigere iſt. Nicht, daß er

es wollte; im Gegentheil, er möchte gern sich aufopfern; aber er kann nicht, weil er so über alle Maßen zuerst von sich selbst gerührt ist ... Weil die Alwille sich selbst äußerlich nicht schonen, Größe und in manchen Fällen Edelmuth beweisen, auch, solange sie nicht ganz verdorben sind, die schönsten Regungen der Seele häufig blicken lassen, ja durch sie nicht selten auch geleitet werden, so kann man sie weder ganz verachten noch beständig hassen. Und dies eben macht sie so gefährlich. Denn ihre Eigensucht ist hart und grausam wie keine andere. Einer eigentlichen Verleugnung sind sie nicht fähig, und die Federkraft der Sittlichkeit in ihnen ist so gut als todt." (Brief 19)

Nun male man sich Goethe's Empfindungen aus, wenn er diese und ähnliche Expectorationen las, aus denen ihm wie aus einem Zerrspiegel sein eigener Charakter entgegentrat! Daß er nie auch nur das leiseste Wort darüber äußerte; auch da nicht, wo es zu seiner Vertheidigung sehr angebracht gewesen wäre, das lag tief in seinem Charakter; er schwieg stets, wo ihn etwas ernsthaft kränkte. Daß er aber im Stillen einen tiefen Groll gegen Jacobi hegte, wird man ebenso begreiflich finden, als daß dieser Groll in einem Augenblick zum Ausbruch kam, wo Niemand die Ursache errathen konnte. Man mißverstehe unsere Ansicht nicht etwa so, als sei es Jacobi's Absicht gewesen, in diesem ruchlosen Menschen Goethe zu schildern; er glaubte eine freie Schöpfung zu geben, da aber seine Phantasie nicht eigentlich productiv war, so wurde ein karrikirtes Portrait daraus. — Und daß sein Gewissen nicht ganz rein war, zeigen einige Bemerkungen bei Gelegenheit der neuen Ausgabe des Alwill, 1781. Als man ihn tadelte, das Gegengift gegen die Sophistik der Leidenschaft zu schwach genommen zu haben, antwortete er, 23. Oct.: seine eigentliche Absicht sei die Bekämpfung der Alwill'schen Grundsätze gewesen; selbst bei seiner vermeintlichen Rechtfertigung brenne diesem die verhüllte Wahrheit ins Eingeweide; oft sei der Geck nur mit sich selbst im Mißverständniß. „Ich weiß nicht," schreibt er an G. Forster 5. Nov., „was kräftigeres gegen die Geniefeuche geschehn konnte; auch haben die feinen Nasen es nur zu gut gerochen." — „Uebrigens," setzte er (an Lavater, 10. Oct.) hinzu, „ist im Alwill etwas, dem ich mehr als mir selbst glaube."

Jacobi's zweiter Versuch war der Woldemar, von dem Wieland unter dem Titel „Freundschaft und Liebe" April 1777 für den Mercur das erste Fragment erhielt; die weitern Fragmente erschienen in derselben Zeitschrift bis zum Dec. 1777. Wieland sprach sich zu Anfang ganz enthusiastisch aus. „Was für ein Naturmaler, was für ein Seelenmaler du bist! Wie scharf deine Umrisse und wie warm die Ausführung! Wie unter deinem Zauberpinsel alles lebendig, alles neu wird, alles, als ob mans zum erstenmal fühle! Ja wol wird das Ganze eine Composition sein, wie es wenige gibt. Nicht

Kunst, nicht Stückwerk, sondern Werk einer großen Natur," u. s. w. —*) Man kann diesem Urtheil nicht wol beipflichten. Wäre der Woldemar wie der Alwill in Briefen geschrieben, so würde er viel interessanter sein; erzählen kann Jacobi ebensowenig als charakterisiren; das Ganze ist ein Gewirr unzusammenhängender, peinlicher, zum Theil sinnloser Expectorationen, meist in einer sehr gezierten Form, freilich durch einzelne sehr bedeutende Bemerkungen unterbrochen.

In den Gesprächen des Romans handelt es sich hauptsächlich um einen Gegensatz, über den sich Jacobi selbst damals noch nicht entschieden hatte: auf der einen Seite die buchstabengläubige Orthodoxie mit dem gemeinen Menschenverstand im Bunde, auf der andern die Subjectivität des Gefühls. — In dem Hauptdialog (geschrieben 1777) bemerkt der Propst Allam: „man fange an allgemein einzusehn, daß es eine schlechte Vorbereitung sei für ein thätiges Leben und für die Bedürfnisse unsrer Zeit, wenn man die jungen Köpfe mit übertriebenen, verworrenen und phantastischen Ideen vom Guten und Schönen, die sie aus den Alten schöpften, sich anfüllen lasse, statt ihnen gleich anfangs von Tugend und Religion nur lauter deutliche Begriffe beizubringen, die unabhängig von Gefühl und Phantasie überall Stich hielten, überall dieselbe Kraft bewiesen, und die unzuverlässige Beihilfe des Herzens verachten lehre, als des Menschen unwürdig, der sich durch Vernunft allein bestimmen solle und könne." Woldemar dagegen sucht gerade in der Freiheit des Entschlusses den Sinn der Tugend. „Mir ist der ein verächtlicher Mensch und das ein verächtliches Volk und Jahrhundert, das nur um Gutes zu empfangen, Gutes thun will. Ich sehe vor mir ein scheußliches todtes Meer, und keinen Geist, der es bewegen, erwärmen, neu beleben könnte; darum wünsche ich eine Fluth, irgend eine, sei es die Barbaren, die den häßlichen Pfuhl wegschwemme und uns rohes frisches Erdreich wiedergebe." — Auf die

*) Dieses gute Verhältniß dauerte nicht lange. Die Jacobi's schickten ihm nichts für den Mercur, in Folge dessen ihnen Wieland (Aug. 1778) auch ihren Antheil kündigte. Desto freigebiger waren sie in Kritiken seiner Aufsätze. Im Nov. 1777 schrieb er einen Aufsatz „über das göttliche Recht der Obrigkeit," eine Vertheidigung des Despotismus, in welchem er freilich einmal wieder seiner Feder recht freien Lauf gelassen, zu schreiben was sie wollte; in Folge dessen kündigte ihm Jacobi die Freundschaft. Die Herzogin Amalia suchte zu vermitteln, aber Wieland erwiderte (An Merck, 2. Aug. 1778): „sein Stolz sei mir unleidlich, und ich wolle ihm keine Ursache geben, sich einzubilden, daß es nur auf ihn ankomme, ob er sein Scepter auf mich neigen wolle; wenn er Jupiter sei, sei ich Neptun, kurz, mein Schluß steht fest, mit Fritz in meinem Leben nichts mehr zu thun zu haben. — „Ich habe, schreibt er 14. Mai 1778, seitdem mich Fritz verlassen und aufgegeben hat, einen so innigen Ekel vor Allem, was einer Verbindnug mit einem Genie ähnlich sieht, in den Leib gekriegt, daß ich lieber mit Schneidern, Schustern und Hottentotten umgehn möchte." Daß Jacobi — Mai 1781! — eine Widerlegung drucken ließ, und darin Wielands Behauptung ein schaales Quodlibet, eine Ekel erregende Sophisterei nannte, war gewiß nicht in der Ordnung. Später (1784) wurde das Verhältniß durch persönliche Zusammenkunft doch leidlich wiederhergestellt.

Anſicht, die Offenbarung ſei doch die Hauptſache, erinnert er: „wen ſein eignes Herz nicht belehrt, denn kann weder göttlicher noch menſchlicher Unterricht beſſern.“ — Dem Einwand: daß der Menſch von Natur böſe ſei, erweiſen ſchon die Ungezogenheiten und Grauſamkeiten der Kinder, begegnet er folgendermaßen: „daß Welt und Menſch im Argen liegen, weiß ich; aber ich weiß auch, daß der Menſch nicht der Arge ſelbſt iſt. Das müßte er ſein, wenn Sie recht hätten; müßte wenigſtens Satans Bild angenommen haben und ihn allein von ganzem Herzen ehren und anbeten können. Lieber keinen Gott als mit ihm einen Teufel, der ihm ſo den Vortheil abgenommen hätte, der ihm Meiſter geworden wäre!“

Hier ſteht Jacobi entſchieden auf Woldemars Seite; zweifelhafter iſt es an einer andern Stelle. „Für Licenzen hoher Poeſie habe die Grammatik der Tugend keine beſtändige Regel, und erwähne ihrer darum nicht; keine Grammatik, am wenigſten eine philoſophiſch allgemeine, könne alles, was zu einer lebendigen Sprache gehöre, in ſich faſſen . . . Die größte Weisheit, wozu ein Menſch gelangen könne, beſtände darin, daß er alle ſeine Handlungen und Gedanken mit ſeinem moraliſchen Gefühl in Uebereinſtimmung brächte, ohne ſich um menſchliche Einrichtungen und fremde Meinungen zu kümmern.“ Dazu bemerkt Henriette (nach Jacobi's eigner Erklärung die ideale Figur des Romans, während Woldemar eine ähnliche Haltloſigkeit wie Alwill ausdrücken ſoll): ihr graue vor den Folgen ſolcher Lehren. — Als dagegen Henriette einmal folgende Stelle im Plutarch anzeichnet: „Fremdling! die Geſetze und Gebräuche der Menſchen ſind verſchieden; einigen heißt dieſes ſchön und gut, andern jenes; aber dies gilt allgemein, iſt ſchön und gut für alle: daß jeder unter ſeinen Mitbürgern, was gemeine Sitte iſt, verehre und dieſe Ehrfurcht in all ſeinen Handlungen beweiſe!“ ſo tadelt ſie Biederthal, Woldemars Bruder, der in der Regel den Vermittler macht, ſehr lebhaft wegen dieſer Anhänglichkeit an die „ſklaviſche Maxime eines Barbaren,“ und Henriette ſelbſt ſcheint ſich zu ſchämen.

In den Zuſätzen von 1779 (ſpäter im „Kunſtgarten“) erſchien zuerſt das Waldgeſpräch, deſſen Bedeutung ſehr dadurch erhöht wird, daß es zehn Jahre dem Ausbruch der Revolution voranging. Man ſieht doch, welche Gedanken damals die Seelen der Menſchen beſchäftigten. „Es iſt nur zu wahr, daß unſer Leben in einen der trübſten Zeitpunkte gefallen iſt. Die edelſten Formen der Menſchheit ſehen wir zertrümmern, und wenn wir nun auch Vieh werden wollten, wie uns die Weiſen rathen, ſo ſind wir aus Mangel an Leibeskräften auch das nicht im Stande . . . Wir müſſen dennoch Muth behalten, und ſtatt unter ſchönen Schwärmereien zu erliegen, uns emporſchwingen zur Wirklichkeit . . . müſſen die große Weltmaſſe voranwälzen helfen; denn zurückwälzen werden wir ſie nie. — Die Zeit iſt vielleicht nahe, wo aus jenen zer-

trümmerten Formen eine neue zusammenfließen wird, eine reinere und bessere. Was wollen wir uns mit eitlem Flickwerk aufhalten? der unsichtbare Geist, der einmal entwichen ist, wird in die verlassene Hülle nie zurückkehren; er hatte sie ausgebraucht, im Gebrauch sie zerstört." Woldemar macht auf die schreckliche Bedeutung des Helvetius aufmerksam: er habe den leeren Dunst völlig zerstreut, und tröste sich über den Ekel an der Wissenschaft des Ekels. — Er selbst sieht kein Ende. „Alle Veränderungen in der Menschheit verändern nur ihr äußerliches Ansehn, nicht ihre Art. Der große Haufe bleibt in demselben Grade eigensüchtig, gewaltthätig, von Herzen lasterhaft; zu einem äußern sittlichen Verhalten bequemt er sich nur aus Noth; Gerechtigkeit rechnet er zu den Mühsalen des Lebens. Kurz, die Menschen im Durchschnitt sehn es für ihren Vortheil an, ihrem bessern Theil allen möglichen Abbruch zu thun, und ihre Brutalität in Freiheit zu setzen." — So sei es immer gewesen; erfolge jetzt nicht eine wunderbare Veränderung, so stehe der jüngste Tag vor der Thür. Vergangenheit und Zukunft seien ihm räthselhaft, aber er verlasse sich darauf, daß Gott die Welt im Verborgnen regiere.

Der erste Theil des Woldemar, unter dem Titel „eine Seltenheit aus der Naturgeschichte," erschien 1779; gleichzeitig Bruchstücke aus dem zweiten Theil im deutschen Museum (1781 als „Kunstgarten" wiederholt). — Am unbedingtesten sprach G. Forster, den Jacobi Juni 1778 in Düsseldorf kennen und lieben gelernt, seine Bewunderung des Woldemar aus; noch viel erfreulicher war dem Dichter ein anerkennendes Billet Lessings, 18 Mai 1779. Goethe, bei dem kurz vorher Merck, Jacobis entschiedenster Gegner, längere Zeit verweilt, verübte in der ersten Hälfte des August zu Ettersburg jenen Possenstreich mit dem Woldemar, der bald in alle Welt ausposaunt wurde.*) In höchster Aufregung schrieb ihm Jacobi 15. Sept. 1779 einen Scheidebrief, der beiläufig bestätigt, daß Goethe seit langer Zeit den alten Freund ganz vernachlässigt hatte. Es handle sich nicht um das Buch, sondern um die falsche, lieblose Beurtheilung seiner Person, um den Verrath ihrer Herzensfreundschaft. „Was die gehässige Beschuldigung angeht, ich hätte im Woldemar mich selbst vergöttern und zur öffentlichen Anbetung aufstellen wollen, so müsse sie mich freilich unendlich schmerzen." — Goethe ließ den Brief unbeantwortet; es war auch schwer, einen passenden Ton darauf zu finden. Einer gemeinsamen Freundin stellte er kurze Zeit darauf die Sache ganz arglos dar, und suchte

*) Aus Rom schreibt Heinse 8. Dec. 1780 an Jacobi: „Goethes Muthwillen ist ein Studentenstreich im Rausch, wie sie die Atheuer am Alcibiades auf die leichte Achsel nahmen. . . Die Mercke, die den Possen zum feierlichen Ernst machen und wie Evangelisten unter die Frau Basen herumtragen, verdienen die Stockschläge, die platterdings die einzige Art von Begegnungen dergleichen Beleidigungen sind. — Ach wenn man immer bei einander wäre, so würde manches nicht geschehen! Des Menschen Sinn ist gerecht und gut, aber die Phantasie ist ein Teufel."

ſie zu bedeuten, was dergleichen launiges Getreibe in ihm für eine abgeſonderte Sache ſei. „Goethe“, ſchreibt dieſe Freundin, Schloſſers zweite Frau, 31. Oct. 1779 an Jacobi, „kann gut und brav, auch groß ſein, nur in der Liebe iſt er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug; er hat zu viele Miſchungen in ſich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben laſſen. Er iſt nicht glücklich und kann ſchwerlich glücklich werden.“ Jacobi hatte die Sache ſtark ergriffen. „Sie wiſſen“, ſchreibt er an Forſter 11 Oct., „ich bin ein herzlicher Menſch, der gern ſich mittheilt; aber eben daher iſt ein gewiſſer Unmuth in mich gekommen, daß ich mich kaum ſelber mehr anhören mag, und das Zutrauen, mich Andern zu offenbaren, faſt ganz verloren habe. In kurzem werde ich der verſchloſſenſte, ſtillſte, duldſamſte unter den Menſchen ſein.“ — Jacobi hatte nicht Adel genug, fortan die Sache in ſich zu verſchließen; er fuhr fort, ſich zu beklagen, und ſich über Goethe bitter, zuweilen unſchön zu äußern. Der Letztere äußerte ſich auf Befragen gegen Lavater 1781: „Eigentlich iſts eine verjährte Geſchichte, die du am beſten ignorirſt. Wenn ich Papier und Zeit verderben möchte, ſo könnte ich dir wol das Nähere ſagen; es iſt aber nicht der Mühe werth. Da du mich kennſt, ſollteſt du dies in Ahnung erklären können. Der leichtſinnig trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und beſonders gegen den Geruch von Prätenſion wüthen, ſind dir in mir wohlbekannt, und die nicht ſchonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch.“ —

„Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man ſich zum Zeitvertreib Freunde verſcherzt, und in leichtſinnigem Uebermuth die Wunden, die man ſchlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht iſt.“ Mit dieſen Worten gedachte Goethe 2. Oct. 1782 von Jacobi, dem er eine alte Schuld abtrug, an die dieſer ihn erinnern laſſen, in Frieden zu ſcheiden. Jacobi betrachtete es freudig als eine Wiederannäherung; und brach ſogar (22. Nov.), als Goethe ihm ſeine Iphigenie geſchickt, noch einmal in den Enthuſiasmus des Jahres 1774 aus. Aber Goethe war ein anderer geworden; das Verhältniß blieb leidlich, aber nur durch Duldung und Schonung. — Die neue Ausgabe des Woldemar, um einen zweiten Band bereichert, widmete Jacobi 12. Jan. 1794 Goethe in einem begeiſterten Brief, der gewiſſermaßen das frühere abſprechende Urtheil deſſelben rechtfertigen ſollte. Allein gerade in den neuen Zuſätzen kamen die ärgſten Quälereien zwiſchen Woldemar und Henriette vor, die ſinnloſeſten Conflicte zwiſchen Freundſchaft und Liebe, von denen das eine nicht Freundſchaft, das andere nicht Liebe war. 1796 wurde die Dedication weggelaſſen, in der Geſammtausgabe wieder aufgenommen. — Jacobis poetiſche Laufbahn war mit dieſen beiden Romanen abgeſchloſſen; wie Goethe in den Kampf um den Leichnam des Spinoza hineingezogen wurde, davon ſpäter.

J. S.

Nablus und die Samariter.

3.

Arabiſche Proteſtanten. — Cahin Amram, der Hoheprieſter der Samariter. — Auf dem Garizim. — Die Honoratioren von Nablus. — Ein griechiſcher Archimandrit. — Chriſtliche Bauern und ihre Geiſtlichen. —

Nach den Anſtrengungen der vorhergehenden Tage gedachten wir den nun folgenden Sonntag, den 2. Juli, in ruhig beſchaulicher Weiſe hinzubringen. Aber ſchon in erſter Frühe erſchien ein proteſtantiſcher Fellah aus dem nahen Dorfe Raſidia, um uns zum arabiſch-anglicaniſchen Gottesdienſte nach der Stadt abzuholen. Ein proteſtantiſcher Fellah iſt gewiß auf Gottes Erdboden eine rara avis; da aber Nablus längere Zeit Sitz einer anglicaniſchen Miſſionsſtation war, und das ganz chriſtliche, d. h. griechiſch-arabiſche Dorf Raſidia nur eine halbe Stunde von da entfernt liegt, ſo erklärt ſich leicht die Möglichkeit des Daſeins einer ſolchen Menſchenclaſſe. Das eben bei uns erſchienene Exemplar — Scheich Iſſa ed-Dewâni heißt der Mann — kannte ich ſogar ſchon perſönlich, vor mehreren Jahren war ich nach einem beſchwerlichen nächtlichen Ritte auf dem Wege von Jaffa nach Nablus früh Morgens erſchöpft in ſein Dorf gekommen und dort von ihm mit köſtlichen Feigen bewirthet worden; ich freute mich alſo ihn wiederzuſehn.

Das Anſehn, deſſen wir als Franken in Nablus genoſſen, gegenüber der gedrückten und verachteten Stellung unſerer Glaubensbrüder machte es uns zur Pflicht, der Einladung Folge zu geben, und ſo von unſerer confeſſionellen Einheit Zeugniß abzulegen. Der Gottesdienſt wurde in dem uns ſchon bekannten Schullocale gehalten, wohin wir uns gegen 8 Uhr früh aufmachten. Wir fanden die Gemeinde ſchon verſammelt; ſie beſtand aus 18—20 meiſtens jüngern Männern, welche, ebenſo wie wir Tags zuvor die Schüler geſehn, den Wänden entlang auf Strohmatten kauerten. Nur der Kodjabaſch ſaß würdevoll auf einem farbigen Teppich, welchen er mit uns zu theilen Miene machte; wir zogen es aber der friſchen Luft wegen vor, in der Brüſtung eines glasloſen Fenſters Platz zu nehmen. Daß von den Schülern keiner anweſend war, befremdete uns. Vor einem roth überhangenen Tiſche hatte ſich der Schulmeiſter poſtirt und erwartete mit affectirter Amtsmiene den Augenblick, wo er ſeine uns früher gerühmte Geſchicklichkeit im Beten und Predigen zeigen wollte.

Die Function geſchah, wie ſich von ſelbſt verſteht, nach der arabiſchen Ueberſetzung des bekannten anglicaniſchen Kirchenbuchs Common prayers, aus welchem der Schulmeiſter mit ſchreiend näſelnder Stimme den Morgendienſt

vortrug. Ich bemerkte mit Wohlgefallen, daß in einem Lande, wo die Kunst des Leſens und Schreibens noch ſo wenig verbreitet iſt, faſt die ganze Verſammlung dem Vortrage in dem Buche folgen konnte, wie überhaupt dieſe Leute, denen man ein vom Chriſtenthum durchdrungenes Leben nicht gerade nachrühmt, ſich die äußern Formen des anglicaniſchen Proteſtantismus vortrefflich angeeignet hatten. Bei den Reſponſorien war die Betheiligung eine eifrige, allgemeine; die vorgeſchriebenen Lectionen aus dem A. und N. Teſtament wurden mit Anſtand von Gemeindegliedern, welche den Titel Bibelleſer führen, gehalten; das Kirchengebet lautete einfach für Melikna „unſern König," alſo wol den ungläubigen Sultan — nicht, wie es früher geweſen ſein ſoll, für die Königin von England. Zum Schluß der Function verlas der Schulmeiſter als Predigt aus einem geſchriebenen Hefte eine dogmatiſche Abhandlung, nicht eben werthvoll, aber doch wol kein eignes Erzeugniß. Der im Ganzen vortheilhafte Eindruck, den wir empfangen hatten, wurde beträchtlich abgeſchwächt, als nach der Segensertheilung der Schullehrer und ſein beleibter Gönner auf uns losſtürzten mit den Fragen: „War es nicht, wie wir geſagt haben? me prayers and preaching good?" — Doch wurden wir nicht genöthigt eine Beſcheinigung über unſer Wohlgefallen auszuſtellen.

Said begleitete uns nach den Zelten zurück und benutzte dieſe Gelegenheit, gegen uns über ſeine Verhältniſſe zu klagen. „Niemand", ſagte er, „thut etwas für uns; wir haben keinen Miſſionar, keinen Arzt und in Raſidia für 60 ſchulfähige Kinder keine noch ſo geringe Lehranſtalt! Ich muß den Haß und Spott meiner Nachbarn für meinen Glauben hinnehmen, wol hundertmal ſchon bin ich gefragt worden: Was kriegſt du denn für deinen Proteſtantismus? Als ob eine religiöſe Ueberzeugung ein Geldgeſchäft wäre! Für mich ſind, weltlich zu reden, nur Nachtheile bei dem Glaubenswechſel herausgekommen, und doch habe ich zwei meiner Kinder den anglicaniſch-biſchöflichen Inſtituten in Jeruſalem zur Erziehung übergeben! Aber dennoch ſage ich: dem Allpreislichen, Allerhabenen ſei Lob und Dank!" —

Dieſe Rede verſtand ich erſt nach mehreren erfahrungsreichen Tagen ganz. Der edle Märtyrer wollte ſagen: „Eigentlich käme mir wol, da ich der Miſſionsgeſellſchaft geſtatte, zweien meiner Kinder gratis eine gute Erziehung zu geben, ein auskömmliches Glaubensſtipendium zu, welches mich der läſtigen Feldarbeit überhöbe. Quod si fata negent, möge wenigſtens in meinem Dorfe eine Schule eingerichtet werden, für welche ich dann allerlei lucrative Beſorgungen haben würde, und auf deren Namen ich mit mehr Erfolg die alljährlich um die Oſterzeit durch Nablus ziehenden Reiſenden anbetteln könnte!" — Daß demnach unſre Vorſchläge zur Abhilfe, u. a. der, die ſchulbedürftige Dorfjugend nach der nur eine halbe Stunde entfernten Stadt zu ſchicken, auf unüberwindliche Schwierigkeiten ſtießen, läßt ſich leicht denken. Wie ſchon

gesagt, blieb uns damals noch einiges in den Worten des Mannes dunkel, so viel aber war uns gleich klar, daß er nicht sowol der griechischen oder protestantischen Confession, als vielmehr der in der Türkei von den höchsten Regionen bis zu den niedrigsten so viele Adepten zählenden Secte angehört, welche wir kurzweg den Bachschischcultus nennen, und zu welcher wir nicht blos die landeseinheimischen Bettler vornehmer und geringer Extraction, sondern auch die von dem geistigen Roste der Levante angefressenen Europäer bis zu den Dolmetschern, Consuln u. s. w. hinaufrechnen, welchen schnöde Bereicherung höher steht als Ehre und Gewissen.

Wir wußten also, mit welches Geistes Kinde wir zu thun hatten, als wir eine beim Abschiede dringend vorgetragene Einladung nach Rasidia auf den folgenden Tag annahmen. In Europa würde man Klagen über Unglück und Noth nicht eben als passende Einleitung zu einer Einladung erachtet haben, aber der Mann von Rasidia öffnete ja zugleich mit uns seiner Gottheit die Thüre! Uns waren die dabei zu machenden psychologischen Erfahrungen so viel werth, daß wir uns zu der Ausgabe gern verstanden.

Gegen Abend hatte ich Gelegenheit noch eine Bekanntschaft zu erneuern, der Oberpriester der Samaritaner, Cahin Amram, machte mir seinen Besuch, von welchem er Tags zuvor durch die strenge Sabbathfeier abgehalten worden war. Ich hatte ihn vor sieben Jahren auf dem Berge Garizim bei der Feier des Paschaopfers mit seinem Vater dem damaligen Oberpriester Selame, kennen gelernt, und die intelligenten Züge des im kräftigsten Alter stehenden Mannes, wie er an jenem glühenden Apriltage mit seinem alten Vater, und zwölf Greisen der Nation auf einem Felsen stehend, der Mittagssonne und der Stätte des vor zwei Jahrtausenden zerstörten Tempels zugewandt, seine Lob- und Bittgebete recitirte, war mir unvergeßlich geblieben. Selame war seitdem gestorben, und hatte auf ihn seine Würde vererbt; doch hatte ihn dies nicht veranlaßt, die weiße priesterliche Kleidung, welche der Alte beständig trug, anzulegen. Er erschien in scharlachseidnem Untergewande, braunem Kaftan, und dem eigenthümlichen türkischrothen Kopfbunde der Samaritaner.

Cahin Amram ist ein Mann, den die traditionelle religiöse Weisheit seiner Familie nebst einer glücklichen geistigen Disposition über die Sphäre seiner Umgebung erhoben hat. Was ihm der Umgang mit englischen Missionaren an Bildungsmitteln bot, hat er wohl benutzt; außerdem ist ihm das Glück zu Theil geworden, einen Monat lang mit dem Professor Petermann zu Berlin, welcher sich samaritanischer Studien halber in Nablus aufhielt, zusammen zu leben und über den Ideenkreis eines gebildeten Europäers Aufschlüsse zu erhalten, welche unvergessen geblieben sind. Wenn dieser Mann, welcher unter andern äußern Verhältnissen gewiß zu etwas Bedeutendem gediehen wäre, an jenem Uebel, das ich mit einem Cultus zu vergleichen mir erlaubte, auch

kränkelt, so bedaure ich dies aufrichtig; aber man muß es erklärlich und verzeihlich finden, wenn man bedenkt, wie der kleine Rest seines aus der heiligen Schrift allbekannten Volks ein Jahr aus Jahr ein für Hunderte von Reisenden aus allen civilisirten Ländern anziehender Gegenstand der Neugier geworden ist, und wie religiöse Schaulust nicht blos in Nablus pecuniär ausgebeutet wird. Ein alter heimischer Classiker rühmt von einem Uneigennützigen, daß er für 16 Groschen sein ganzes Herz ausschüttete, und so fand ich auch den Cahin mit wenigem dauernd gesättigt; nachdem aber diese Sättigung eingetreten, wurde seine Unterhaltung so unbefangen, daß wir manchen Genuß davon hatten.

Es war natürlich, daß sich bei diesem Wiedersehen das Gespräch von den Gegenständen allgemeinen Interesses, dem Lobe des Kaimakam und dem Tadel der Abdul Hâdi, bald unserm früheren Zusammensein auf dem Berge Garizim zuwandte, und der Cahin knüpfte daran den Vorschlag, er wolle, wenn wir an einem Spazierritt auf die Höhe Gefallen fänden, uns dahin begleiten. Der Entschluß wurde rasch gefaßt, und zum Glück befanden sich in den benachbarten Gärten, die zu der Ausführung nöthigen Reitthiere, wenn auch zum Theil bescheidene Eselein, vor. Wir saßen auf, und machten uns, den Cahin an der Spitze, auf den Weg. Der Garizim fällt gegen das Thal von Nablus so steil ab, daß nur die Schlucht von Basel Ain die Möglichkeit eines gebahnten Weges hinauf bietet; und diesem folgend würden wir von unserm Lager aus in 20 Minuten die Ruinen der Spitze haben erreichen können. Als wir aber durch Obst- und Olivengärten bis auf die Höhe der Schlucht gelangt waren und nun die steile Bergwand derselben vor uns hatten; da versagten die Esel, trotz aller Aufmunterung, den Dienst, und der Cahin sah kein andres Mittel, als uns auf großen Umwegen allmälig zu der Höhe hinaufzubringen. Wir geriethen bei der Gelegenheit zu weit westlich, und wenn uns dort auch herrliche Aussichten auf die Stadt und ihre Umgebung entzückten, so konnten wir doch bei so weit vorgerücktem Tage unsern eigentlichen Zweck nur unvollständig erreichen. Als wir endlich, auf dem Kamme des Berges angelangt, uns südöstlich unserm Ziele zuwenden durften, waren wir von diesem so weit entfernt, daß wir, den die Höhe krönenden Weli, als ein weißes, im Abendsonnenlicht schimmerndes Fleckchen sich gegen den Horizont abzeichnen sahen. Der Cahin machte uns hier auf altersgraue, formlose Steinhaufen aufmerksam, welche die Ruinen von Luza sein sollten, dem Geburtsorte der Samariterin, fügte er hinzu, welche mit Christus am Jacobsbrunnen die Unterhaltung gepflogen. Ich führe dies nur an, um zu zeigen, daß sich bei den Samaritanern, welche ein gewisses Recht haben, sich die ältesten der jetzigen Bewohner Palästinas zu nennen, keine glaubwürdige geographische Ueberlieferung erhalten hat. Als dies Volk im dogmatischen Eifer alle im Pentateuch enthaltenen localen Heiligungen und Verheißungen von Palästina

auf seinen heiligen Berg zu beziehen anfing, da wurde auf dem Garizim auch die Stätte Bethel gezeigt, wo der Erzvater Jacob im Traum die Engelsleiter sah und Oel auf den Stein ausgoß. Bethel aber hieß früher Luz; daher die Sage von einem Luza, drei M. P. von Nablus, welches sich schon in Hieronymus Onomastikon findet. Auch der deutsche Mönch Brocardus, welcher Palästina im dreizehnten Jahrhundert bereiste, erwähnt bei Nablus einen Berg, den die Sarazenen Bothil nennen nescientes proferre Bethel.

Nach einem beschwerlichen Ritte über diese Höhen, die uns, wo nicht das allen Jahrhunderten Gleiche, ein nunmehr abgeerntetes Getreidefeld, die eben reifende Kichererbse und der noch im schönsten Grün prangende Sesam die Wildniß unterbrach, häufig im Behauen liegen gebliebenen, oder von den Feldern aufgelesenen und aufgeschichteten, verwitterten Steinen eine längst entschwundene Zeit sorgsamerer Bodenverwerthung bekundeten, erreichten wir endlich den gewöhnlichen Weg, welcher, einer hie und da noch kenntlichen alten Kunststraße folgend, grade auf den das Plateau an seinem östlichen Rande überragenden Felsengipfel zuführt. An dem Fuße dieses saßen wir ab und folgten dem Cahin über Felsen und Massen durcheinander geworfener Werkstücke zu der Ruine hinauf. Es war nur wenige Minuten vor Sonnenuntergang, als wir das alte Gemäuer erreichten, und gern wären wir, wie wir uns westwärts umblickten und weithin über die niederen Vorberge das Meer mit dem weißsandigen Küstenstrich entdeckten in dem Genusse des sich vorbereitenden Schauspiels sitzen geblieben. Aber unser Cicerone trieb, den kleinen Rest der Tageshelle zu benutzen, und da die holprigen Wege unsre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, so konnten wir der Fernsicht kaum hie und da einige flüchtige Blicke widmen.

Freilich bietet der Berg auch in der Ruine etwas Bemerkenswertheres als einen noch so schönen Sonnenuntergang. Ihr Hauptheil ist ein der höchsten Kante des Berges überbautes, innen terrassirtes Rechteck, einer Tempel-Area, wie die von Jerusalem oder Baalbek einigermaßen zu vergleichen. Man möchte es für die Substruction des samaritanischen Tempels halten, wenn nicht die echtrömische Bauart dem auf das bestimmteste widerspräche. Die dürftigen historischen Notizen melden nur von einer befestigten Kirche, welche auf dieser Stätte errichtet wurde, als das Christenthum unter der Aegide der Kaiser von Byzanz siegreich in das Gebiet der Samaritaner vordrang. Offenbar stammen die vorhandenen Reste von diesem Baue, welcher jede Spur des alten Samaritertempels verwischen mußte; und wenn der Raum für eine Kirche mit ihren Gehöften zu groß erscheint, so glaube ich, daß die Analogie einer Tempel-Area ihn vollkommen erklärt. Die Kirche, von der man hoffte, daß sie dem samaritanischen Mosaismus den Garaus machen werde, sollte sich in ähnlicher Weise wie der alte nationale Tempel präsentiren, dessen Er-

innerung noch im Volke lebendig war. Die in der nördlichen Hälfte der Area bemerklichen halbkreisförmigen Grundmauern können also nicht diesem letztern, sondern frühestens der von Zeno erbauten Kirche zugeschrieben werden. Ein großer offner Wasserbehälter, in Weise der altjüdischen Teiche an der Nordseite der Area aufgebaut, füllte sich wahrscheinlich mit dem auf die terrassirte Fläche niederströmenden Regen. Große Cisternen finden sich noch sonst rund um die Ruinen herum. Es ist unverkennbar, daß eine starke Mauer rund um den Bau lief, weshalb er auch bei den Landesbewohnern einfach den Namen el Kalá, die Burg, führte. An die Nordseite schließen sich die ausgedehnten Reste eines Dorfes, welches nach einem in der Wand angebrachten Mihrâb zu schließen, wenigstens zuletzt muhammedanische Bewohner gehabt haben mag. Ueber dem Nordostwinkel endlich ist in ganz neuer Zeit ein muhammedanischer Weli auf den Namen eines Scheich Ghanim errichtet worden, ein zierlicher zweistöckiger Kuppelbau, welcher den Garizim in weiter Ferne hin unter den andern Gipfeln auszeichnet.

Wir mußten es dem Nachfolger Aarons und Eleasers, dafür hielt sich der samaritanische Priester, schon zu Gute halten, wenn ihn von den eben Besprochenen nichts interessirte. Der Tempel ist nicht nur auf dem heiligen Berge, sondern auch in der Erinnerung des Völkchens, längst untergegangen, und selbst, wenn noch eine Wand von ihm stände, so würde sie neben den auf das lebendige Wort Gottes, die Bücher Mosis, bezogenen Alterthümern kaum mehr beachtet werden, als die Werke der Gojim rund umher.

Der Cahin also führte uns zunächst unter die Westmauer der Area und machte uns auf eine derselben parallel laufende Reihe großer, aber nur wenig aus der Erde hervorragender Steine aufmerksam, welche wir für die Grundlage einer äußeren Ringmauer hielten. „Zweifeln Sie nicht," rief er aus, „das sind sie, so wahr Gott lebt, sie sind es." — Wir baten um Aufklärung, was ihn zu der verwunderten Frage veranlaßte: „Weshalb sind wir denn hergekommen, wenn nicht um die zwölf Steine zu sehen, welche die Israeliten vom Jordan heraufgebracht? — Dies sind sie, so wahr Gott lebt! ZählenSie nur."

Es ließen sich wirklich mit einiger Mühe zwölf Blöcke, bis wo eine übergestürzte Wand des Römerbaues die Fortsetzung verdeckt, unterscheiden, so daß wir überführt weiter gingen. Ueber die scharfkantigen Steinhaufen gelangten wir auf die Südseite der Area, an eine rundliche, schräge Felsplatte mit einer an der niederen Seite angebrachten Vertiefung, welche ich als eine Tenne mit Cisternen erkannte. Aber weit gefehlt, der Cahin belehrte uns, daß es der Opferplatz Josuas sei und daß die Vertiefung nur das Blut aufzufangen diente. — Nicht weit davon kamen wir an einen Felsvorsprung über dem jähen Ostabhange des Berges, woselbst Isaak seinen ein Opfer vor-

bereitenden Vater nach dem zu schlachtenden Thiere gefragt haben soll; ein anderer Felsen mit einem künstlichen oder natürlichen Einschnitt von 3 Fuß Tiefe, gilt für den Opferplatz des Patriarchen. Weiter gelangten wir an eine kaum noch kenntliche Anlage, die man etwa einer roh angedeuteten runden Treppe vergleichen möchte, daselbst soll Noah gewöhnlich seine Opfer dargebracht haben. Endlich eine zweite Steinplatte bezeichnete der Cahin als Bethel, wo dem Jacob von der Himmelsleiter träumte.

Um nicht mit den Beweisen dieser bedenklichen Angaben aufgehalten zu werden, enthielten wir uns der Einwendungen, und durften für unsre Gläubigkeit einen Blick den hier steil abfallenden Berg hinab auf die sich gleich einer Landkarte unter uns ausbreitende östliche Landschaft werfen, die herrliche Ebene, welche wir vor wenig Tagen durchschritten, die südöstlich gegenüberliegende Hügellandschaft Atrabatene, die Dörfer Rudjib Beit Dedjan, Salim Deir Azmut und Awarta mit den Gräbern des Esra und des Pinehas, östlich bis an das Gebirge Gilead, und nördlich bis an den großen Hermon! Erst bei eintretender Dunkelheit dachten wir an den Rückweg und gelangten, Dank dem sicheren Schritt unsrer Thiere ohne Fährlichkeit, wenn auch nicht ohne Beschwerde, auf dem directen Wege wieder zu unsren Zelten.

Am folgenden Morgen lag uns die Erwiderung einiger erhaltener Besuche ob, zu welchem Behufe wir uns in die Stadt begaben. Wie billig, begannen wir mit den Häuptern der Ulema, die sich so sehr beeilt hatten, uns zu begrüßen. Den Kadi fanden wir in einer dem Norden zugewandten kühlen Halle seines wohlgehaltenen Hauses, auf einer Strohmatte sitzend; für uns wurden rasch bequeme Polster hergeholt und neben ihn ausgebreitet. Er schien uns höchst niedergeschlagen, und beim Eintreten glaubten wir zu bemerken, daß zwei junge Männer — wie wir nachher erfuhren, seine Söhne — ihn zu beruhigen suchten. Wir hatten uns nicht geirrt, und den Grund seines Unmuths, welcher sich in der häufig wiederholten Exclamation, „Gott sei Dank", Luft machte, theilte er uns selbst alsbald mit: sein Chef, der Kadi-Molla von Jerusalem, hatte ihn abgesetzt! Eigenthümlich waren die Trostgründe seiner Söhne, welche sie nunmehr, um unsre Zustimmung zu bekommen, an uns richteten. „Er hat ein blühendes Geschäft", sagten sie, „eine der besten Seifenfabriken der Stadt, und er behauptet, wenn er nicht mehr Kadi wäre, so würde er zéi el kilâb, wie die Hunde. Er sollte sich im Gegentheil freuen auf den Gott wohlgefälligen Erwerb beschränkt zu sein." — Das war gewiß verständig geredet; denn daß im Orient die Richterwürde sich mit den Aussichten auf die Freuden des Paradieses nicht verträgt, ist eine bedenkliche Thatsache. In seiner Weise mochte auch der alte Sünder religiös gestimmt sein; denn er bat mich dringend, ihm über das Leben des frommen, schafeitischen Scheich zu Jerusalem, welcher mich den Nabluser Ulemas empfohlen hatte,

ſo viel wie möglich mitzutheilen. Ich konnte ihm darin willfahren und erzählte ihm, wie der beſagte Scheich es immer abgelehnt habe, Mitglied des Provincialraths zu werden, um nicht von dem göttlichen Zorn, den dieſe Behörde beſtändig auf ſich lade, mitbetroffen zu werden, wie er ferner dem Gebrauche des Tſchibuk und des Narghileh entſagt habe, und nur der Schnupftabaksdoſe zuſpreche, in allen dieſen Dingen offenbar gewichtigen religiöſen Autoritäten folgend, welche ſeine Studien ihm erſchloſſen. Der erregſame Greis hüllte ſich bei dieſer Mittheilung in eine dichte Rauchwolke; es war, als wollte er, im Begriff, der theuren Gewohnheit auch zu entſagen, ſie noch einmal recht genießen, denn plötzlich rief er einem ſeiner Söhne zu: „Wenn du auf den Bazar gehſt, ſo kaufſt du mir eine Doſe!“ — Die in Paläſtina berühmte poetiſche Begabung des Jeruſalemer Scheich gab ferneren Stoff zur Unterhaltung, zumal da der älteſte Sohn des Ex-Kadi, welcher in Cairo ſtudirt hatte, ſich auch zu den Dichtern zählte und ſich rühmte, den im October 1858 erſchienenen Kometen mit 120 Doppelverſen beſungen zu haben. Der Alte wurde bei der Erwähnung der Talente ſeines Sprößlings heiterer geſtimmt, und ſo unternahm ich's, noch eine Anekdote von meinem Scheich zum Beſten zu geben. Derſelbe hatte nämlich kurz vor unſrer Abreiſe den Verluſt eines körperlich eben ſo ſchönen, wie geiſtig und gemüthlich ausgezeichneten Sohnes, eines Jünglings von 18 Jahren, zu erleiden gehabt, und war, da alle Hoffnung auf Geneſung des geliebten Kindes ſchwand, an die Stätte der Erhörung — den Felſen Gottes in der ſogenannten Omarmoſchee zu Jeruſalem getreten, — nicht um ſich Verlängerung des Lebens ſeines Sohnes, ſondern nur Geduld zu erflehen bei dieſem ſchwerſten Schlage, der ihn auf Erden treffen könnte. Dieſe Mittheilung, hoffte ich, ſollte einen beſonders guten Eindruck machen; doch hatte ich da gefehlt. „Wie hätte er auch,“ entgegnete der Ex-Kadi, „um das Leben ſeines Sohnes bitten können, da ja für denſelben der frühe Tod in das uranfängliche Schickſalsbuch eingetragen war? — Wir wiſſen, daß der Tod eines Sohnes dem Vater beim Weltgericht als Verdienſt angerechnet wird, und deshalb hätte der Scheich ſich über den Verluſt vielmehr freuen ſollen. — Iſt doch das Leben nur eine Thür zur Ewigkeit; kaum ſehen wir hinein, ſo ſind wir ſchon durch, und dann erſt kommt unſer eigentliches Daſein. Mir ſind — hier ſtockte er, um an den Fingern nachzuzählen — acht Söhne geſtorben, die meiſten als Säuglinge, aber vor wenig Monaten Einer, wenig jünger als dieſer da, der mir ſehr ins Herz gewachſen war; aber ich habe bei keiner Leiche etwas andres geſagt, als: „Lob ſei Gott.“ — Wir fragten, wie viel Kinder er noch habe? „Gott ſei Dank,“ antwortete er, „noch fünf Söhne. Als ich ihre beiden Mütter heirathete,“ fügte er unſer Befremden über einen ſolchen Kinderſegen bemerkend hinzu, „war ich jung und lebte immer als guter Haushalter. Allah hat ſie

beide geſegnet, aber oft fühlte ich mich getäuſcht, wenn nur ein Mädchen geboren war. Es iſt mein auf die Stirn geſchriebenes Geſchick, Vater vieler Töchter zu ſein; auch dies Unglück nehme ich mit Dank aus des Allerhabenen Händen hin."

Ich habe dieſe Unterhaltung mit möglichſter Treue als Commentar zu dem Ausſpruch des pariſer Erzbiſchofs wiedergegeben, daß der Islam eine chriſtliche Secte ſei; gewiß eine eigenthümliche Secte, in welcher ein ergreiſter Würdenträger, dem ſein Sohn vordemonſtrirt, daß ſeine Rechtsentſcheidungen ihn der Verdammniß zuführen, durch eine Schnupftabaksdoſe und den Tod männlicher Kinder die Seligkeit zu ergattern denkt.

Von dem Kadi begaben wir uns zu dem Nakib, von da zu dem Mufti der Hanifiten und auf Zureden dieſes noch zu einem reichen Efendi aus dem Geſchlecht der Temimiten, alſo von einem beſonders angeſehenen religiöſen Adel unter den Muhammedanern. An allen dieſen Stellen wurden wir ſchon erwartet und der Localſitte gemäß mit Pfeife, ſtark gezuckertem Waſſer und bitterem Kaffee bewirthet. Es würde ein arger Verſtoß ſein, Etwas hiervon abzulehnen, wozu man wol Luſt verſpüren könnte, aber ſobald man nur die Lippe damit genetzt, iſt allen Erforderniſſen der Etikette genügt. Mit den hier geführten Unterhaltungen will ich meine Leſer verſchonen, obwol die mit dem edlen Temimiten nicht allen Intereſſes entbehrte.

Es war ſchon Mittag, und erſchöpft wollten wir nach dem Lager zurückkehren, als wir auf dem Sûk angerufen wurden. Wir wandten uns um und bemerkten das gutmüthig ſchlaue Geſicht eines uns bekannten Archimandriten der griechiſchen Kirche aus Jeruſalem. Der Mann ſchien überglücklich mit uns zuſammenzutreffen, und bat uns ſo dringend, ihn nach dem griechiſchen Kloſter zu begleiten, daß wir nachgaben. Dies Kloſter liegt gleich neben der proteſtantiſchen Schule, und umfaßt außer einigen Prieſterwohnungen ein Local für die griechiſche Schule und eine kleine Kapelle, dies alles neueren Urſprungs, ſo wie überhaupt die chriſtliche Bevölkerung von Nablus erſt ſeit Menſchengedenken eingewandert ſein ſoll. In einem ſauberen mit Teppichen ausgelegtem Zimmer ließen wir uns nieder und wurden alsbald von einem Diakonen des Kloſters bewillkommet. Die Bewirthung war ganz griechiſch: zuerſt der unvermeidliche Maſtixſchnaps, welchen der griechiſche Volkswitz τὸ γάλα τῶν παπάδων, Pfaffenmilch, nennt, dann ein Glyko, d. h. Cedrat Conſitüre, und endlich bittrer Kaffee. Dazwiſchen entſpann ſich ein Geſpräch über die gegenſeitigen Reiſezwecke. Dem Archimandriten war aus dem ſechs Stunden entfernten griechiſch arabiſchen Dorfe Djiſna ein Pferd geſtohlen worden, deſſen Spuren er bis in das Gebiet von Nablus verfolgen zu können glaubte, und er war hergekommen, um durch den Kaimakam die Nachforſchungen zu betreiben. Der Letztere hatte ihm die beſten Hoffnungen gemacht, und ſo war er höchſt vergnügt.

„Wiſſen Sie,“ fragte er mich „wie ich zu dem Pferde gekommen? Der Erzbiſchof von Petra (der Stellvertreter des abweſenden griechiſchen Patriarchen) hatte mich während der Pilgerſaiſon zum Präſidenten des Kloſters N. N. zu Jeruſalem ernannt, wo die Ankömmlinge den erſten Abend auf Koſten des Patriarchats geſpeiſt werden. Die milden Gaben, welche nach dieſer Speiſung von den frommen Fremdlingen für die Kirche geſammelt werden, ſind für unſere Geiſtlichkeit eine nicht geringe Einnahme. Dieſe hatte in den letzten Jahren der Erwartung nicht entſprochen, und der frühere Präſident ſtand in dem Rufe, einen Theil dieſer Gelder zu unterſchlagen. Ich faßte die Sache verſtändiger auf. Vor allen Dingen gab ich den Leuten beſſeres Eſſen, als ſie je früher bekommen hatten, dann aber ſorgte ich für reichlichen Branntwein, dem denn auch die durch neunſtündigen Ritt erſchöpften Leute immer wacker zuſprachen. Wenn dann ihr Herz guter Dinge geworden war, ließ ich den Collectenteller umhergehen und war oft ſelbſt über den Erfolg erſtaunt. Auch war ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, in der Ablieferung dieſes Geldes ſehr gewiſſenhaft und erfreute damit den Erzbiſchof dermaßen, daß er mir 50 Namen geſchenkt hat, aus deren Erlöſe ich die Stute kaufte.“

„Namen?“ fragte ich.

„Nun ja,“ ſagte er, „Namen! Es können ja nicht alle Leute nach Jeruſalem kommen, oft ſteuern ſogar mehrere Familien zuſammen, um nur einen Pilger herzuſenden. Dieſer hat dann das Geſchäft, die Namen ſeiner Angehörigen bei uns im Kloſter anzubringen; denn ſelig werden will ja Jeder. Das gibt dann ein Feilſchen herauf und herab, bis man einig wird. Solche fünfzig Namen hatte ich bekommen, und ich habe ſie nicht ſchlecht verwerthet.“

Gern hätte ich von dieſem Handel mehr erfahren, aber weitere Fragen würden den in ſeiner Munterkeit indiscret gewordenen Mund unfehlbar völlig geſchloſſen haben, und von ſelbſt kam er nicht darauf zurück. Ein Schatz von wunderbaren Dingen ließe ſich gewiß in den Klöſtern der orientaliſchen Kirchen heben, wenn die Geiſtlichen nicht, was ihre Uſanzen anbetrifft, ebenſo verſchloſſen wären, als ſie in Beziehung auf Dogmen, ſobald ſie nur mehr Bildung haben als mein Archimandrit, mittheilſam zu ſein pflegen. Es gehört dies kleine Erlebniß nur durch einen Zufall nach Nablus, und hätte füglich von mir übergangen werden können, aber der Umſtand, daß es ſobald auf unſre Unterredung mit dem Kadi folgte, veranlaßte mich es mitzutheilen. Dieſer Kadi gilt in Nablus für einen muſterhaften Mann, d. h. einen die große Mehrzahl ſeines Gleichen an Rechtlichkeit übertreffenden. Ebenſo genießt auch der Archimandrit, welcher die ermüdeten Pilger trunken macht, um ihnen ihr Geld zu entlocken und den ſein Oberhirt mit der Befugniß belohnt, für Geld fünfzig Sünderſeelen auf das Regiſter der ewigen Seligkeit zu ſetzen, des vortheilhafteſten Rufes. Er wird alſo wol unter ſeines Gleichen, der

griechischen Geistlichkeit, auch ein besonders tugendhafter Mann sein. Fast könnte uns dies mit dem Ausspruch Sibours aussöhnen, — freilich nicht zur Erhöhung des Islam, sondern zur Erniedrigung des Christenthums.

Wir hatten unsern Aufbruch nach Rasidia auf 3 Uhr Nachmittags festgesetzt, um welche Zeit ein kühlender Seewind sich zu erheben pflegt. Die noch übrigen Stunden bis dahin verbrachten wir in unsern Zelten, neben welchen wir bei unsrer Rückkehr die Pferde schon vorfanden. Unser Weg hielt sich in ziemlicher Höhe über dem Thale an den Nordabhängen des Garizim, welcher in seiner westlichen Fortsetzung bald die Benennung Djebel Scheich Surri von einem hoch und frei gelegenen Weli dieses Namens annimmt. Gleich hinter dem Quell Ras el Ain kamen wir an dem Begräbnißplatze und dem Klagehause der Samaritaner vorüber — das Letztere ist eine nach Osten offne überwölbte Halle, in welcher die Weiber der Nation bei schlechtem Wetter die sonst über dem Grabe stattfindende rituelle Todtenklage abhalten. Die Gräber haben keinen Inschriftstein und werden nur durch ein flaches Pflaster in Form eines oblongen Rechteckes bezeichnet. Nach der Ausdehnung zu urtheilen muß dieser Begräbnißplatz uralt sein, und vielleicht ist seine Lage an dem Wege von der Synagoge zum heiligen Berge keine zufällige. Ein mächtiger Aschenhügel von dem man tief auf das Chadrastift und die übrige Stadt hinabblickt, trennt ihn von dem westlichen Begräbnißplatz der Muhammedaner, einem ausgedehnten, von den steileren Felsgehängen des oberen Berges in sanftem Abfalle sich gegen das Thal senkenden Raume, den wir ebenfalls passiren mußten. Die muhammedanischen Gräber sind der Regel nach mit einem einfachen Aufbau von gehauenen Steinen in der Form einer Kiste versehen, welcher auf einer einfachen oder doppelten vorspringenden Basis ruht. Eine Tafel mit der Grabschrift, welche den Namen und Charakter des Verstorbenen und die Bitte an die Vorübergehenden, für ihn ein Fâtiha, d. h. das erste Kapitel des Korans zu beten, enthält, ist einer der Seiten eingefügt. Zu Häupten des Todten pflegt man auch eine Aloe einzupflanzen, das immergrüne Gewächs, welches man als das Symbol der Unsterblichkeit betrachtet. An mehreren Gräbern bemerkten wir blinde Männer verschiedenen Alters, welche niedergebeugt, den Oberleib hin und her bewegend, in laut cantilirendem Tone Abschnitte aus dem Buch der Bücher absangen. Es ist dies ein, den Todtenmessen der katholischen Kirche zu vergleichender Gebrauch, welcher den Zweck hat, dem Verstorbenen noch nachträglich Ansprüche auf die Seligkeit zu erwerben. Eine natürliche Folge der islamitischen Werkheiligkeit ist die Ansicht, daß über alle guten und bösen Thaten der Erdenbewohner behufs der dereinstigen Abwägung am Weltgerichtstage sorgfältig Buch geführt werde; es liegt also nahe in der Zwischenzeit von dem Tode bis zu der Auferstehung das Gewicht der Verdienste noch zu verstärken. Das Recitiren des Korans

ist ein solches Verdienst, welches, wenn freiwillig geschehen, dem Todten, für den es geschehen, und dem Recitirenden zu gleichen Theilen, wenn aber erkauft, ganz dem Todten zu Gute geschrieben wird. Da Ehefrauen nur durch ihre Männer selig werden, so sind es hauptsächlich Wittwen, welche die im Orient so zahlreichen blinden Rhapsoden beschäftigen.

Oberhalb des Begräbnißplatzes und noch weiter dem Wege entlang gegen eine Viertelstunde weit zogen sich die Kali-Aschenhügel, ein Beweis für die großen Quantitäten von Seife, welche in Nablus in den letzten Jahrhunderten fabricirt worden sind. Der Oelbaum, dies nützlichste, genügsamste und langlebigste aller Gewächse des heiligen Landes, ist demnach auch der Hauptschmuck dieser Gegend, wie wahrscheinlich schon vor Jahrtausenden als Jotham den Bürgern Sichems von den Bäumen erzählte, welche zuerst der Olive die Königskrone anboten. Auch jetzt wie damals ist der verachtete Dornbusch das hauptsächliche Brennmaterial. Der Boden ist derselbe geblieben, aber die ihn bebauenden Nationen sind eine nach der andern ergreist und abgestorben! Olivenhaine zogen sich über uns die Abhänge hinauf, so wie sie unter uns die bewässerten Gärten der Thalsohlen zu beiden Seiten einfaßten; durch sie bekundeten sich die an den fernen Abhängen zahlreich umhergestreuten Dörfer und oft unterbrachen sie die Fruchtfelder, durch welche unser Weg führte.

Gegen halb vier Uhr erreichten wir das Dorf. Dasselbe hat eine starke Quelle, Ain Rasidia, von welcher eine länger als eine Viertelstunde weit bis zum Thalgrunde sich ausdehnende Gartenlandschaft bewässert wird. Neben einem, dieser Quelle überbauten Kuppelhäuschen erwartete uns Scheich Issa Dewani mit seinen Söhnen, um uns zu bewillkommen und uns nach seiner Wohnung zu führen.

Rasidia zeichnet sich durch einige Spuren des Alterthums aus, welche auf die römisch byzantinische Herrschaft zurückweisen. Einige Arkaden-Ansätze von größeren wohlbehauenen Steinen, und die Reste eines dem Osten zugewendeten Chors, ziemlich in der Mitte des Dorfs, rühren offenbar von einer geräumigen Kirche her. An diese Ruinen schließt sich ein ebenfalls mit Sorgfalt aufgeführtes Gebäude, dessen ursprünglicher Zweck uns nicht recht klar wurde. Es ist eine Doppelreihe hoher, jetzt durch Zwischenwände geschiedener Gewölbe, welche eine gemeinschaftliche Dachterrasse haben. Einem Kloster sieht der Bau nicht ähnlich und noch weniger Privatwohnungen, zu welchen die Räume der nördlichen Gewölbereihe, (die südliche liegt in Ruinen,) noch jetzt benutzt werden. Da gleich oberhalb des Orts die große Handelsstraße von Jaffa und den sonstigen Küstenplätzen nach Nablus vorüberläuft, so ist eher an ein Einkehrhaus, Karavanserai, zu denken. Gewiß hing es von der Kirche, der es angebaut war, ab; so wie auch noch heutigen Tages die Woh-

nungen darin von dem griechiſchen Pfarrer ausgeliehen werden. Auf griechiſchen Urſprung deutet auch der unarabiſch klingende Name der Ortſchaft.

Vor einem der beſagten Gewölbe, welches unſerm Scheich zur Wohnung diente, machten wir Halt. Die Hausfrau, eine kräftige Dreißigerin, mit einem, wie man uns mittheilte, zwanzigtägigen Knäblein auf dem Arm, kam uns freundlich entgegen, und wir wurden gebeten einzutreten. Der Vorſchlag war uns willkommen, denn die Sonne brannte unbarmherzig auf unſere Häupter und irgend ein Schutzdach außerhalb des Hauſes gegen ſie anzulegen, war den unverweichlichten Naturkindern nie eingefallen. Drinnen aber war des Guten faſt zu viel. Der höhlenähnliche Raum wurde nur durch den weniger als 5 Fuß hohen Eingang ſpärlich erleuchtet und bei unſern durch den überklaren Tagesſchein verengten Pupillen waren wir zunächſt von der dichteſten Finſterniß umgeben. Holprige Steinſtufen machten unſer Vordringen noch ſchwieriger, welches auch nur mit der Hilfe der uns nacheilenden Bewohner gelang. Allmälig thaten ſich nun die Augen auf und wir bemerkten an der Rückſeite des Hauſes die Vorbereitungen zu unſerer Bewirthung. Polſter zum Sitze mit Prunkgewändern von rothem damascener Atlas überdeckt und davor die friſch gebackenen Brode nebſt allerlei Früchten einfach auf dem Teppich ausgebreitet.

Bevor aber zur Mahlzeit geſchritten wurde, mußten erſt ein Narghileh und eine Limonade genoſſen werden; durch dieſe Mittel glaubt der Orientale dem Gaſte die Müdigkeit zu benehmen und die Eßluſt zu mehren. Daß in den Formen der Höflichkeit die arabiſchen Bauern ihre europäiſchen Standesgenoſſen weit übertreffen, iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, deren Grund ich zunebſt der größeren körperlichen und geiſtigen Gewandtheit jener in der hiſtoriſchen Entwicklung der Völker ſuchen möchte. Bei den germaniſchen Bauern iſt der Entpuppungsproceß aus dem Zuſtand der Barbarei kaum erſt vollendet, während der Vorder-Aſiate ſchon vor Jahrtauſenden zu der höchſten Verfeinerung gedieh, deren Spuren bis zu unſern Tagen unverwiſcht geblieben ſind. Auch Scheich Iſſa machte die Honneurs ſeiner Höhle mit bewundernswerther Unbefangenheit, und ſeine Geſpräche waren anſchaulich und, die uns ſchon bekannte, ſich vielfach ausſprechende Tendenz abgerechnet, angenehm. Unſere Erkundigungen nach ſeiner Familie führten ihn zunächſt auf die Erwähnung ſchweren häuslichen Unglücks, das ihn früher betroffen. Wie es ſcheint — denn er ſprach ſich darüber nicht aus — hatte er einmal gegen einen Bewohner des Dorfes Burin am Südabhange des Garizim, Blutſchuld auf ſich geladen, ſonſt iſt nicht erſichtlich, weshalb er, wie er uns mittheilte, längere Zeit ſein Dorf meiden und ſich bei den weniger zerſtreuten Chriſten in andern nabluſer Dörfern verborgen halten mußte. Eine Nacht nun überfielen Fellahs von Burin das Dorf, erbrachen die Thür von Iſſas Wohnung und erſchoſſen ſeine ſich innen mit dem Muthe der Verzweiflung gegenſtemmende Frau, offenbar

ſie in der Dunkelheit für den Mann haltend. Ein Kind, das ſie ſäugte, folgte ihr aus Mangel an Pflege bald in das Grab. Wie Iſſa darauf Rache genommen, erfuhren wir abermals nicht, nach zwei Jahren wurde ihm aber wieder ein Sohn, ein vierzehnjähriger Knabe, von einem Burtner getödtet, und nun nahm der Bey der Gegend, Ahmed el Kaſim, die Sache in die Hände, trieb von dem Dorfe Burin das Blutgeld ein und ſtellte ſo den Frieden her. Der Scheich ſprach mit großer Begeiſterung von ſeinem ſo ſchrecklich umgekommenen Weibe, freilich in Ausdrücken, bei welchen man eher an eine edle Race-Stute, als an eine Lebensgefährtin denken möchte; im übrigen bemerkten wir in ſeiner Erzählung auch nicht den leiſeſten Anflug von Sentimentalität und was ihn jetzt nach ſeiner Wiederverheirathung am meiſten drückte, war, daß der Bey das eingezahlte Blutgeld ſelbſt behalten hatte. „So haben mir alſo," rief er aus, „alle meine Verluſte nichts geholfen." — Doch war auch dies nicht wörtlich zu verſtehen. Der damals in Nablus ſtationirte engliſche Miſſionär Bowen, ein edler Sonderling, wie die nichtbritiſche Erdoberfläche ſeines Gleichen keine und England ſelbſt wenige hervorbringt, nahm ſich des Mannes ſofort nicht blos mit Rath, ſondern, was hier werthvoller, mit That an, und der in dem Hauſe an Teppichen und Geräthen bemerkbare Wohlſtand, war, wie rühmend anerkannt wurde, die Folge ſeiner Großmuth. Dieſer Bowen, einer Farmerfamilie entſproſſen und ſehr wohlhabend, diente der Londoner Common Church Missionary Society ohne alle Bezahlung, und ließ ſich von derſelben vorzugsweiſe an ſolche Punkte ſchicken, wohin zu gehen andere Anſtand nahmen. Nachdem ſich in Nablus ſchon längere Zeit einzelne griechiſche Chriſten für den Proteſtantismus erklärt hatten, ſammelte er daſelbſt in den Jahren 1854 und 1855 eine Gemeinde, welche bedeutende Ausdehnung gewann, aber wie ſich bald herausſtellte, mehr ſeiner Perſon als ſeiner Lehre anhing. Sein Vertrauen wurde gemißbraucht: und auch unſer Scheich Iſſa wird wol gewußt haben, warum er den proteſtantiſchen Schafpelz umhing.

„Daß Mr. Bowen noch einmal in dies Land komme," ſo fuhr der Letztere in ſeinen Mittheilungen fort, „iſt mein tägliches Gebet. Ich verlange nichts von ihm, denn er iſt großmüthiger gegen mich geweſen als ich verdient habe, aber niemand anders wird mit ſoviel Theilnahme anhören, was ich alles um den Proteſtantismus zu dulden habe. Unſer Churi, Ortsgeiſtlicher, iſt ein ſehr harter Mann, der mir meinen Uebertritt nie verzeiht und mir überall zu ſchaden ſucht. Meine Frau kam mit Zwillingen nieder, es war ihre erſte Geburt. Die Kinder kränkelten und endlich ſtarb das eine. Die Mutter war außer ſich; ich bat und flehte den Geiſtlichen, die Leiche auf chriſtliche Weiſe zu beſtatten, und nicht mein Vergehen, wenn es eins wäre, auf das unſchuldige klein Weſen zu übertragen. Umſonſt, ich mußte es ſelber fort-

tragen, und ohne Sang und Klang einscharren. Die Mutter versäumte in ihrer Betrübniß das zweite Kind; es starb auch. Ich hoffte mein Unglück würde den Geistlichen rühren, aber er war taub gegen mein Jammern. Wenn du nicht deine Ketzerei abschwörst, begrabe ich dein Kind nicht. Ich blieb standhaft, aber meine Frau kränkelte seitdem, und es vergingen zwei Jahre, bis die göttliche Güte ihr ein anderes Kind bescheerte. Auch bei der Vertheilung der dem Dorfe obliegenden jährlichen Abgaben, pflegt der Churi im Bunde mit dem Bey mich zu vergewaltigen und zu übervortheilen. Wäre Mr. Bowen hier, er würde helle Thränen weinen und weiter verlange ich nichts von ihm."

Inzwischen hatte der älteste Sohn des Hauses, ein wohlgewachsener gewandter Bursche die Pfeifen weggeräumt und die Mahlzeit aufgetragen, welche aus gebratenen Hähnchen, Pilau, hier Rus mufelfal genannt und einem süßen Gericht aus Milch und Stärkmehl bestand. Die Hähnchen waren in einer eigenthümlichen, sehr schmackhaften Weise zubereitet, und auch die andern Gerichte ließen sich sehr wohl genießen.

Wir hatten kaum angefangen, als, offenbar vom Duft der Küche angezogen, der uns eben in so schwarzen Farben geschilderte Churi eintrat. Wir waren natürlich gegen den Mann eingenommen, und wenn wir auch die Einfalt unsres Wirths bewunderten, der sich zugetraut, das Gemüth eines griechischen Geistlichen mit Thränen statt mit Piastern zu erweichen, so lag doch in den Mienen dieses Etwas, welches uns eine Bestätigung der erhaltenen Informationen schien. Zu dieser Information wollte freilich das hocherfreute Gesicht des Issa nicht recht passen, mit welchem er uns den Eintretenden vorstellte. Doch nahmen wir wenig Notiz von ihm, bis unser Amphytrio ausrief: „Dies ist unser lieber Churi, Churi Dmitri meines Oheims Sohn und mein Wohlthäter, durch dessen Güte ich auch dies Haus habe, wie ich Ihnen früher mittheilte." Auf diesen Wink räumten wir dem Hochehrwürdigen einen Platz neben uns ein und er erfreute sich mit uns der mancherlei guten Gabe.

Nachdem zum Dessert noch eine große Wassermelone verzehrt worden war, eilten wir ins Freie hinaus, ohne Widerspruch der Hausbewohner, welche sich nun um so bequemer über die Reste hermachen konnten. Auf unsern Wunsch irgendwo im Schatten zu sitzen, führte man uns in einen nahen Olivenhain, in welchem die Weiber des Dorfs auf rohen Webstühlen das den Fellahs zur Bereitung ihrer Gürtelhemden (Thob) dienende grobe Baumwollenzeug woben. Wir genossen von da einer herrlichen Aussicht auf das breite Thal, welche sich bis zum Meere hin ausdehnte, und in welcher eine dunkle Bergspitze uns als Sebastieh, das alte Samarien bezeichnet wurde. Es tönte eben von dem am Ostende des Dorfes gelegenen Kirchlein die Vesperglocke, und der Churi hatte sich bereits dahin begeben. Wie es schien, übten wir aber auf die Dorfbewohner eine größere Anziehungskraft aus als die Betstunde. Männer,

Weiber und Kinder, wie ich glaube, die ganze Bewohnerschaft, mit Ausnahme etwa der schweren Kranken, gruppirten sich um uns, doch was ich nicht verschweigen darf, in einiger Entfernung, um uns nicht zu belästigen. Nur der Oberscheich, ein ehrwürdig aussehender Mann mit weißem Bart suchte mit uns zu seiner Belehrung eine Unterhaltung anzuknüpfen. Wieviel Tagereisen zu Pferde oder zu Kameel von Rasidia nach Preußen seien, ob dort auch Weizen und Sesam wachse, ob es dort Rinder und Kameele gebe u. s. w. Wir lobten natürlich unser gesegnetes Vaterland, erzählten von den Wiesen, dem Reichthum an Feld- und Baumfrüchten, von den Kühen, die größer werden als hiesige Maulthiere, von den Pferden, die einem dreijährigen Kameel an Höhe gleichkommen. Alles dies erregte großes Erstaunen, noch mehr aber unsre Mittheilung, daß es bei uns zu Lande in jedem Sommermonat regne, und daß man Kameele daselbst für Geld zeige. „Also die preußischen Fellahs leben ohne Kameele, da muß Handel und Wandel gering sein!“ äußerte kopfschüttelnd der alte Mann.

Scheich Issa, welchen, wie schon angedeutet, besondere Pflichten für den Augenblick an sein Haus fesselten, hatte bald in den Schüsseln reine Bahn gemacht und stieß mit dem Churi wieder zu uns. Da die Sonne im Sinken war, so bereiteten wir uns Abschied zu nehmen, wurden aber noch von dem Pfarrherrn aufgehalten, welcher, von Issa unterstützt, uns erst bei sich zur Nacht behalten und, als wir dies ablehnten, uns das Versprechen abnehmen wollte einen andern Tag bei ihm zu Gaste zu sein. Auch diese Einladung mußten wir zurückweisen. Issa geleitete uns zum Dorfe hinaus, woselbst ich das ihm zugedachte Geldgeschenk ihm verabreichen wollte; aber der Aga, El Hillu hielt mich zurück. „Wissen Sie nicht,“ sagte er, „daß noch hundert scharfe Augen auf uns gerichtet sind? Erfährt man im Dorfe, daß der Mann hier Geld für seine Gastlichkeit genommen, so ist er auf ewig geschändet und mag getrost von Haus, Weib und Kindern fortlaufen! — Schicken Sie ihn nur zurück, er wird sich schon wieder melden.“ — Ich folgte dem kundigen Rathe und entließ unsern Wirth mit blos mündlichem Danke und einer Aufforderung uns in den Zelten zu besuchen, welche er vollkommen verstand. Mit dem letzten Abendschein langten wir in unserm Lager wieder an.

Von der preußischen Grenze.

Die Verhandlung der kurhessischen Frage im Hause der Abgeordneten wird nicht verfehlen, die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme von ganz Deutschland zu erregen. Es war hohe, ja es war die höchste Zeit, daß die Abgeordneten nach dieser Seite hin ein Lebenszeichen gaben, da sich in Deutschland immer mehr die

Meinung befeſtigte, ſie hätten für die deutſchen Angelegenheiten überhaupt kein Intereſſe, oder ihre Ueberzeugung ſei wenigſtens ſo ſchwach, daß ſie den Beſchlüſſen der Regierung nicht das geringſte Gewicht hinzufügen könnte. Es mag bedauert werden, daß dieſe Debatte nicht vor der Schlußabſtimmung des Bundestages ſtattfand; auf der andern Seite gewinnt ſie aber gerade dadurch an Gewicht, daß ſie jetzt direct gegen dieſen Beſchluß gerichtet iſt, den ſie doch ſchwerlich würde geändert haben. Die Entſchiedenheit und der Patriotismus, mit welchem ſich die liberale Partei in allen Schattirungen ausgeſprochen hat, läßt nichts zu wünſchen übrig, und wir unſererſeits, die wir den Anſichten derſelben im vollen Maß beipflichten, finden keine Veranlaſſung, den leidenſchaftlichen Ausdruck derſelben zu verſtärken. Wir beſchränken uns darauf, ſo kühl als möglich auf den tiefen Ernſt dieſer Angelegenheit hinzuweiſen, auf ihre folgenſchwere Bedeutung, die keiner von den Rednern ſo beſtimmt markirt hat, als der Abgeordnete von Carlowitz.

Wir halten uns zunächſt an die Einwendungen, die der Führer der reactionären Partei, Herr v. Blankenburg, gegen die miniſterielle Politik erhoben hat. Er tadelt ſie keineswegs im Princip, er verwahrt ſich nur einerſeits gegen die Bundesgenoſſenſchaft der demokratiſchen Partei, und er fürchtet andererſeits, daß die gegenwärtige Regierung nicht ſtark genug ſein werde, eine ſo durchgreifende Politik durchzuführen, daß ſie ſich alſo auf dem geraden Wege nach einem zweiten Olmütz befinde. Dem Ernſt der letzteren Bemerkung thut es keinen Eintrag, daß Herr von Blankenburg nicht ganz ſeine Herzensmeinung, oder, wie wir uns lieber höflicher ausdrücken wollen, nicht ganz die Ueberzeugungen ſeiner Partei ausgeſprochen hat. Wenn die Sache im Herrenhauſe zur Sprache käme, ſo würde man ganz andere Dinge erfahren: man würde erfahren, daß der Bundestag noch viel zu demokratiſch gehandelt, und daß Preußen nichts eiligeres zu thun habe, als für die neue Sünde Buße zu thun. Gerade, daß man im Herrenhauſe ſo denkt, gibt der Bemerkung des Herrn von Blankenburg über Olmütz einen ſehr ernſten Sinn.

Was heißt denn eigentlich Olmütz? — Wir fühlen uns verſucht, Herrn v. Manteuffel, mehr als ſeine Anhänger gethan, wenigſtens nach einer Seite hin in Schutz zu nehmen, daß er die Perſönlichkeit beſaß, nach Olmütz gehn zu können, das iſt eine Sache für ſich, oder das iſt vielmehr ſeine eigene Sache. Für ſeine Perſönlichkeit wäre es erfreulicher geweſen, wenn er einen andern hätte gehn laſſen; dem preußiſchen Staat ſelbſt aber konnte nicht viel darauf ankommen, wer hinging: irgend Einer wäre gegangen. Freilich war es unangenehm, einen Mann an der Spitze des Staats zu haben, der nach Olmütz gegangen war; aber an der Sache ſelbſt wurde nichts dadurch geändert. Der Weg nach Olmütz war keine Vergnügungsreiſe, ſelbſt für Herrn v. Manteuffel nicht: er war die natürliche und nothwendige Folge einer abſolut ſinnloſen Politik, einer Politik, die länger als ein Jahr hindurch getrieben war. Man konnte früher, man konnte ſpäter nach Olmütz gehen: der Gang ſelbſt war nicht zu vermeiden. Wer es vergeſſen haben ſollte, wie es damals mit Preußen ſtand, der ſuche ſich die Broſchüre der Kriegsminiſter in der letzten Kriſis zu verſchaffen. Doch wird es kaum nöthig ſein, die Erinnerung iſt uns noch allen bitter und ſchwer in die Glieder geprägt.

Worin beſtand die Sinnloſigkeit der Politik des Jahres 1850? — Man hatte ſich ein Ziel geſteckt, welches nothwendig bei den Regierungen Oeſtreichs und der

deutſchen Mittelſtaaten die tödtlichſte Feindſchaft hervorrufen mußte; ein Ziel, welches nur zu erreichen war, wenn man alle Kräfte des Liberalismus in Preußen und Deutſchland elektriſirte und ſich dienſtbar machte. Indem man dieſes Ziel verfolgte, war man von einer inbrünſtigen Liebe für die Regierungen Oeſtreichs und der Mittelſtaaten, von einer inbrünſtigen Liebe für die öſtreichiſche Partei in Preußen erfüllt; einer Partei, welche die preußiſche Politik als eine ſündhafte brandmarkte und die Nothwendigkeit der Buße ausſprach; in demſelben Augenblick haßte man die liberale Partei, gab es ihr zu erkennen und bereitete den Bruch mit ihr vor. Man faßte den Rechtswiderſtand in Kurheſſen als eine „Revolution im Schlafrock und Pantoffeln“ auf, und ſah in Haſſenpflug, dem ſchlimmſten Feinde Preußens, den Mann des Rechts. Wenn man aber diejenige Politik, die das Gegentheil von dem zu wollen glaubt, was ſie wirklich will, als eine ſinnloſe bezeichnet, ſo iſt das doch wol noch ein gelinder Ausdruck. Der erſte Schritt zum Bruch mit dem Liberalismus war die Forderung einer Reſtauration des Herrenhauſes im Januar 1850: es gereicht uns zu einiger Genugthuung, daß wir damals der preußiſchen Regierung zuriefen, ſobald als möglich die Union aufzugeben, da wir wußten, daß ſie doch und unter viel ſchlimmern Umſtänden werde aufgegeben werden. Es gibt keine ſchlimmere Politik als jene ſanguiniſche, die ein bloßes Phantaſieleben führt und, da ſie von der Außenwelt nichts ſieht, ſich wol ſchmeichelt, alle Welt ſei im Grunde mit ihr einig, und es werde ſich ſchon alles von ſelbſt machen. Nur der Staat, nur der Mann ſetzt Großes durch, der ſein Alles einſetzt, der alle ſeine Kräfte dem herrſchenden Zweck unterwirft. Der phantaſtiſche Weichling, der im Traume das Höchſte des Lebens zu haſchen glaubt, möge ſich beſcheiden, nichts Großes zu wollen.

Wozu dieſe allgemeinen Betrachtungen?

Die Antwort, die der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Herrn v. Blankenburg ertheilte, hat uns nicht ganz befriedigt; wir wiſſen nicht einmal, ob wir ſie ganz verſtanden haben. — Wollte er nur ſoviel ſagen, daß er ſelber nicht nach Olmütz gehen? oder daß er auch ſtets in der Lage ſein werde, Niemand nach Olmütz gehen zu laſſen? — Das erſte war nicht nöthig zu ſagen. Herr v. Schleinitz hat viele Gegner, aber keinen der auch nur mit dem Schatten eines Verdachts ſeine volle perſönliche Ehrenhaftigkeit anzuzweifeln wagte. Es kommt aber nicht blos darauf an, daß Herr v. Schleinitz nicht nach Olmütz geht, ſondern daß Niemand hingeht: und dieſe Beſorgniß zu entfernen, hat die bloße Ausſage des gegenwärtigen Miniſters keine Kraft, weil ſein Wille darüber keine Gewalt hat.

In dieſer Beziehung war uns die von Herrn v. Carlowitz vorgeſchlagene Reſolution von ſo grenzenloſer Wichtigkeit, weil ſie den Ernſt der Sachlage hervorhebt. Herr v. Carlowitz ſelbſt wollte ihr keine unmittelbare Folge geben; ſie war nur, wie er ſich ausdrückt, „der Schatten, den die kommenden Ereigniſſe werfen,“ und auf dieſen Schatten mit großem Ernſt hinzuweiſen, das ſcheint uns die Hauptaufgabe eines jeden, der ſich mit den deutſchen Angelegenheiten beſchäftigt.

Das Miniſterium erklärt, es habe ſich alle Eventualitäten ſorgfältig überlegt. Wir ſehen nur zwei Eventualitäten. Die eine iſt, daß es der kurfürſtlichen Regierung gelingt, durch Anwendung der Mittel, die ſie ſchon jetzt überreichlich angewandt hat und in deren Anwendung z. B. die hannöverſche Regierung ihr mit großem Erfolg Concurrenz macht, einen formellen, dem Bundestag vorlegbaren Proteſt gegen

die neue Verfassung zu hintertreiben. Oder es gelingt ihr nicht, und sie wendet, gestützt auf den Bundesbeschluß, Gewalt an. — Glaubt sich in diesen beiden Fällen die preußische Regierung von ihrer Verpflichtung gegen das kurhessische Volk, die Verfassung von 1831 wieder herzustellen, entbunden? — Wenn das der Fall wäre, so würde sich ihre Popularität in Deutschland kaum steigern, und es wäre im Interesse aller Parteien besser gewesen, wenn sich der Minister bestimmt darüber ausgesprochen hätte. Fast scheint es so, als stelle er die Intervention Preußens nur für den Fall in Aussicht, daß es der kurfürstlichen Regierung nicht gelingt, durch die eigenen Kräfte (Militär und Civil) den Widerstand des Volks niederzuschlagen, und daß sie dazu Bundeshilfe in Anspruch nimmt.

In einem Punkt sind wir mit dem preußischen Ministerium vollkommen einverstanden, gegen die Meinung einiger Blätter, die weiter gehn. Wenn das frühere Verhalten Preußens in der kurhessischen Sache unter einem andern Ministerium dem neuen Preußen keine eigentlichen politischen Verbindlichkeiten auflegt, so legt es ihm doch Schicklichkeitsrücksichten auf, und es war nicht blos durch Gründe der Klugheit, sondern auch durch Gründe des Anstandes geboten, für den Bundesbeschluß von 1852 eine Auslegung zu suchen, die es sämmtlichen daran Betheiligten möglich machte, ohne unbedingten Bruch mit ihrer Vergangenheit eine andere Bahn einzuschlagen. In dieser Beziehung hat die Regierung vollkommen correct gehandelt. Wol aber wäre es wünschenswerth gewesen, bestimmt diejenigen Folgen des Bundesbeschlusses zu bezeichnen, welche zu hindern Preußen entschlossen sei. Wie dem aber auch sein mag, die Möglichkeit, daß Hessen-Kassel zur Durchführung der neuen Verfassung Bundeshilfe fordert und verlangt, liegt immer noch so nahe, daß es die schlimmste aller Illusionen wäre, wenn man glaubte, durch die neulichen Verhandlungen im Hause der Abgeordneten dieselbe abgeschnitten zu haben. Sämmtliche Redner, die für das Ministerium sprachen, haben darauf aufmerksam gemacht, daß es ein unfruchtbares Unternehmen wäre, mit den Regierungen Oestreichs und der deutschen Mittelstaaten ein Einverständniß herstellen zu wollen, und der Minister hat dieser Ansicht nicht widersprochen. Gleichzeitig aber melden uns einige nicht preußische Blätter, anscheinend aus officiöser Quelle, es sei wiederum an Oestreich oder auch an die sämmtlichen deutschen Cabinette eine Note erlassen, welche allerdings auf ein Einverständniß zunächst in Bezug auf die Bundesmilitärverfassung hinarbeite. Fast sieht es also so aus, als halte man es doch für möglich, beides mit einander zu vereinigen; die Regierungen zu reizen und zugleich zu gewinnen. Leider stimmt das nur zu sehr mit der innern Politik der Regierung, Maßregeln gegen das doctrinaire Junkerthum durchzuführen und doch mit demselben in Freundschaft zu bleiben.

Preußen hat zwei Wege, die Gefahr in der es schwebt, zu überwinden und sie zu seinem Vortheil zu verwenden: Verständigung mit den deutschen Regierungen oder Ausübung eines Drucks auf dieselben. Beide können zum Ziel führen, wenn man entschlossen darauf fortgeht; nur eins ist absolut sinnlos: auf beiden Wegen zugleich gehn zu wollen. Preußen muß eine Wahl treffen, und zwar schleunigst; denn die Stunde der Gefahr schlägt vielleicht heute oder morgen.

Falls Preußen sich zu der zweiten Eventualität entschließt, woran, wenn das Ministerium bleiben will, nach den gegenwärtigen Verhandlungen kein Zweifel mehr sein kann, so ist das erste, was es zu thun hat, den auswärtigen Regierungen, dem

preußischen und dem deutschen Volk gegenüber zu zeigen, daß es wirklich Preußen vertritt. Mit bloßen Versicherungen einzelner Minister im Hause der Abgeordneten, man werde sich Respect zu verschaffen wissen, ist es nicht gethan, denn diese Versicherungen finden am wenigsten da Glauben, wo es am nöthigsten wäre, nämlich bei den Regierungen. Das Herrenhaus betrachtet das gegenwärtige Ministerium als eines, welches sobald als möglich fortgeschafft werden müsse und auch werde fortgeschafft werden. Diese Ansicht gibt es nicht blos durch rücksichtslose Verwerfung aller vom Ministerium ausgehenden Gesetzvorschläge kund, sondern es spricht sie mit der heitersten Unbefangenheit aus; fest überzeugt, daß der Schwerpunkt des preußischen Staats ausschließlich im Herrenstande liege. Dieser Ueberzeugung sind auch die deutschen Regierungen, und alle Noten, die man an sie erläßt, werden als null und nichtig betrachtet, so lange man in jedem Monat einen Ministerwechsel erwarten kann. Das Herrenhaus hat aber nicht blos in Bezug auf die innern Fragen, sondern auch in Bezug auf die auswärtige Politik, eine den Ansichten des jetzigen Ministeriums radical entgegengesetzte Ansicht. In dieser Art kann nicht fortregiert werden; am wenigsten in einem Augenblick, wo man einem europäischen Krieg entgegensieht. Die Verfassung gibt der Krone die Mittel an die Hand, dem Herrenhause durch Ernennung neuer lebenslänglicher Mitglieder eine andere Physiognomie zu geben. Daß die Anwendung eines solchen Mittels jedem Fürsten schwer fällt, ist leicht zu begreifen; wäre es aber nicht vorhanden, so hieße das nichts anderes als Abdankung des Königthums zu Gunsten des Herrenhauses. Die Anwendung dieses Mittels unterliegt in Preußen um so geringerem Bedenken, da ein großer Theil der neuen Pairs ihre Ernennung nicht ihrem natürlichen Stande, sondern ihrer politischen Gesinnung zu verdanken haben. Da aber die politische Gesinnung von 1854 heute nicht mehr zeitgemäß ist, so gilt es, die politische Ernennung von 1854 — nicht den Stand selbst — zu rectificiren. Die Lage Preußens ist so ernst, daß es für die Presse keine dringendere Aufgabe gibt, als dem Ministerium begreiflich zu machen, daß ohne diese vorhergehende Regulirung der Staatsfactoren sein Weg in der That nach Olmütz führt.

Die Differenz mit dem Hause der Abgeordneten in Bezug auf das Militärgesetz ist nicht unüberwindlich. Zwar sind wir der festen Ueberzeugung (und mit uns wie wir glauben, die Mehrzahl der Abgeordneten), daß dies Gesetz als bleibende Einrichtung eingeführt, Preußen den tiefsten Schaden thun müßte. Da wir aber mit aller Wahrscheinlichkeit in den nächsten Jahren einem großen Kriege entgegengehn, so wird das Haus der Abgeordneten, wenn es sich überzeugt, daß die Regierung wirklich deutsche und preußische Politik treiben will, keinen Anstand nehmen, für diesen Zweck soviel zu bewilligen, als die Regierung irgend fordern will, um für die Gefahr ein schnell schlagfertiges Heer in Bereitschaft zu haben. Diese Wendung hätte das Ministerium von vornherein nehmen sollen; es ist aber noch nicht zu spät, darauf zurückzukommen, und so eine Debatte zu vermeiden, über welche die Feinde Preußens nicht trauern würden. † †

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zur Statistik der Schweiz.

In der Voraussetzung, daß die Schweiz, wenn nicht jetzt, so doch in der nächsten Zeit mit der aggressiven Politik Frankreichs zusammenstoßen und mehr als bisher in den Vordergrund der Ereignisse treten wird, geben wir im Nachstehenden einen Ueberblick über die Verhältnisse derselben, namentlich auch über die Kräfte, welche bei einem Kriege in Betracht kommen. Wir folgen dabei auszugsweise dem soeben in zweiter Auflage erschienenen Handbuch der vergleichenden Statistik Kolbs*), einem durchgehends auf die neuesten Daten gegründeten Werke, welches wir als ein Ergebniß fleißigen Studiums und sachgemäßer Verwendung des massenhaften Materials, besonders aber auch deshalb, weil es das vergleichende Element durch kurze geschichtliche Ueberblicke und durch Nebeneinanderstellung statistischer Belege aus verschiedenen Entwickelungsperioden der betreffenden Staaten und Völker vorzüglich berücksichtigt, unsern Lesern, trotzdem, daß der politische Standpunkt des Verfassers von dem unsern vielfach differirt, angelegentlich empfehlen. .

Nach Kolb hat die Schweiz eine Ausdehnung von 1732 schweizerischen Quadratstunden, was 724 deutschen Geviertmeilen gleichkommt, und gegenwärtig etwa dritthalb Millionen Einwohner, während die „Dreizehn Orte" der Eidgenossenschaft vor der ersten französischen Revolution nur 450 Geviertmeilen mit höchstens 970,000 Menschen umfaßten. Die größten Cantone sind Graubündten mit 125, Bern mit 123, Wallis mit 80, Waadt mit 58 und Tessin mit 54 Quadratmeilen. Die stärkste Bevölkerung haben Bern, welches (nach der Zählung von 1850) 457,921, Zürich, welches in demselben Jahre 250,134, Aargau, das damals 199,720, Waadt, das nach der Zählung des letztverflossenen Jahres 212,000, St. Gallen, daß vor zehn Jahren 169,508, Luzern, das nach der diesjährigen Zählung 130,757, und Tessin, welches im vorigen Jahre 130,337 Einwohner hatte. Nach der Nationalität theilen sich die Schweizer in: Deutsche, 1,750,000, Franzosen, in den Cantonen Genf,

*) Handbuch der vergleichenden Statistik — der Völkerzustands- und Staatenkunde. — Für den allgemeinen praktischen Gebrauch von G. Fr. Kolb. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, A. Förstnersche Buchhandlung (Arthur Felix). 1860.

Waadt und Neuenburg, dann theilweise in Wallis, Freiburg und Bern wohnend, ungefähr 550,000, Italiener, in Tessin und in einem Theil von Graubündten, gegen 130,000 und Romanen, in einigen Strichen Graubündtens, circa 45,000. Dem Glaubensbekenntniß nach zerfallen sie in Reformirte und Katholiken, und zwar gehörten 1850 der Kirche Calvins 1,417,754, der römisch-katholischen 971,840 an. Juden wohnten damals 3146 im Lande. Das Verhältniß der Confessionen ist in den einzelnen Cantonen der Art, daß während in Uri, Zug, Unterwalden, Schwyz, Appenzell-Inner-Rhoden, Wallis und Tessin nur einzelne Protestanten wohnen, in Solothurn, Freiburg, St. Gallen und Luzern die Katholiken die bei Weitem überwiegende Majorität bilden, in Aargau und Genf die Parteien nahe zu gleich stark sind und in Bern, Graubündten, Thurgau, Basel-Stadt und Land die große Mehrzahl der Bewohner reformirt ist, die Cantone Zürich, Schaffhausen, Waadt, Neuenburg und Appenzell-Außer-Rhoden fast als rein protestantische bezeichnet werden können.

Die größten Städte der Schweiz, welche 29 Orte mit mehr als 5000 Einwohner hat, sind Genf, welches mit Hinzurechnung der Außengemeinden oder Vorstädte über 40,000, ohne diese gegen 32,000 Einwohner zählt, Basel mit ungefähr 28,000, Bern mit etwa 29,000, Zürich und Lausanne mit je 18,000 Einwohnern.

Die politische Gestalt, welche die Eidgenossenschaft durch die Bundesverfassung vom 12. September 1848 erhielt, verwandelte die Schweiz aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat, welcher unbeschadet der Autonomie der Cantone in ihren innern Angelegenheiten die Nationalkraft gegen Außen vereinigte. Die Organe, durch welche das Schweizervolk seinen Willen kund gibt, sind der National- und der Ständerath, die in ihrer Zusammensetzung Aehnlichkeit mit dem Repräsentantenhause und dem Senat der Vereinigten Staaten haben, und vereinigt den Bundesrath als höchste Executivbehörde wählen. In den Ständerath sendet jeder Canton, gleichviel wie groß, 2, jeder Halbcanton 1 Vertreter; derselbe hat somit 44 Mitglieder. In den Nationalrath dagegen wird je ein Repräsentant auf zwanzigtausend Einwohner gewählt. Derselbe hat seit der letzten Volkszählung 120 Mitglieder, von denen Bern 23, Zürich 13, Aargau und Waadt je 10, St. Gallen 8, Luzern 7, Tessin 6, Freiburg 5, Graubündten, Thurgau, Wallis und Neuenburg je 4, Solothurn, Genf, Basel und Appenzell je 3, Schwyz, Unterwalden, Schaffhausen und Glarus je 2, und Uri und Zug je 1 zu wählen haben. Der Bundesrath besteht aus 7 Mitgliedern, über die ein Bundespräsident den Vorsitz führt.

Wir gehen zu den Finanzen und zunächst zum Bundesbudget über. Die neue Verfassung schuf dem Bunde statt der frühern unsichern Matricular-

beiträge der einzelnen Cantone eigne Einkünfte. Haupteinnahmequelle wurde, wie in den Verein. Staaten, das Zollwesen. Die Postverwaltung übergab man zwar gleichfalls der Centralbehörde; indeß kommt die Entschädigung, welche die Cantone für diese Ueberlassung erhalten, zuweilen dem ganzen Reinertrag der Anstalt gleich, wie denn auch von dem Ertrag der Zölle fast drittehalb Millionen an die Cantone als Entschädigung für ihre frühern Sonderzölle gezahlt werden. Directe Steuern bezieht der Bund nicht. Für außerordentliche Fälle besteht eine, für je zwanzig Jahre festgestellte Scala, nach welcher die einzelnen Kantone zu weitern Beiträgen für Bundeszwecke verpflichtet sind, welche Beiträge man wol an den Post- und Zollentschädigungsgeldern in Abzug bringen wird, wenn, wie jetzt, ein solcher Fall eintritt.

Das Budget für 1860 stellt folgende Hauptpositionen dar: Einnahmen: Ertrag der Immobilien und angelegten Kapitalien 486,787, Zinsen von Guthaben und Vorschüssen 68,632, Regalien und Verwaltungen, als Post, Zoll, Telegraphenanstalt, Pulververwaltung, Zündkapselverwaltung, Münze und Polytechnikum 15,236,348, Kanzleieinnahmen und Vergütungen 174,000, Unvorhergesehenes 233, in Summa: 15,966,000 Fr. Ausgabe: Zinsvergütungen 471,875, allgemeine Verwaltungskosten, als für den National-, den Stände- und den Bundesrath, die Bundeskanzlei, Bundesgerichtskosten und Pensionen 320,725, die verschiedenen Departemente, als politisches Departement, Inneres, Militärdepartement, Finanzen, Handel und Zölle, Post und Bauten, Justiz und Polizei 385,800, Specialverwaltungen als Militär, Zollentschädigung an die Cantone, Kosten der Post und Zahlung von dem Ueberschuß der Einnahme an die Cantone, Telegraphie, Pulververwaltungskosten, Ausgabe für die Zündkapselverwaltung, Münze und Polytechnikum 14,552,109, Unvorhergesehenes 491, in Summa: 15,731,000 Fr. So ergibt sich ein Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben von 235,000 Fr.

Für die Verwaltung eines Staates von dritthalb Millionen Menschen sind dies in der That sehr geringe Summen. Indeß darf außer manchem Andern nicht übersehn werden einerseits, daß manche Ausgabe für das größere Gemeinwesen den einzelnen Cantonen überlassen bleibt, andrerseits aber auch, daß hier die Bruttosummen mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit wie kaum in einem andern Budget eingetragen und daß auch die blos durchlaufenden Beträge (Einnahme der Post für die Cantone) aufgeführt sind. Fassen wir zur Vergleichung mit andern Staaten blos die Nettosummen ins Auge, so stellt sich das eidgenössische Budget folgendermaßen:

Einnahme:	Directe Steuern; keine	— — —	Franken.
	Indirecte: Zölle	2,680,000	"
	Regalien: Post, Telegraphen, Pulver- Zündkapsel- und Münzverwaltung	221,314	"
	Ertrag des Staatsvermögens (Domänen)	555,419	"
	Kanzleieinnahme	174,100	"
		3,630,833	"
Ausgabe:	Schuld	471,875	"
	Allgemeine Verwaltung: Nationalvertretung, Besoldungen, Kanzleikosten, Bundesgericht, Polytechnicum, Pensionen u. a.	725,825	"
	Militär	2,025,175	"
		3,222,875.	

Die höchste Besoldung ist die des Bundespräsidenten, der jährlich 10,000 Fr. (etwa ein Drittel der Einnahme eines Ministers in einem deutschen Staat von zwei Millionen Einwohnern und kaum zwei Drittel dessen, was in Baiern ein bloßer Regierungspräsident, einschließlich seiner Repräsentationsgebühren und Reisegelder bezieht) erhält. Das politische Departement, das heißt das Ministerium des Auswärtigen kostet 70,000 Fr., und davon sind blos 3000 für Repräsentation bestimmt. Für Orden und Aehnliches wird gar nichts verausgabt.

Schulden hat die Schweiz bis jetzt nur für Activerwerbungen contrahirt, so wie zur unmittelbaren Landesvertheidigung in dem Streit wegen Neuenburg. Zu Ende des Jahres wurden die Schulden auf 10,770,928 Fr. berechnet, denen ein Activvermögen von 19,833,034 Fr. gegenüberstand, worunter sich 11,443,024 Fr. angelegte Capitalien befanden. Sobald es die Vertragsbedingungen gestatten, soll die ganze Schuld getilgt werden. So ist seit dem Januar des laufenden Jahres die fünfprocentige Schuld von 5,700,000 Fr., die im Obigen noch mitgerechnet war, bereits abgetragen, und der Schuldenstand der Schweiz beläuft sich somit jetzt auf wenig mehr als fünf Millionen Franken.

In Betreff der Finanzen der einzelnen Cantone entnehmen wir dem Kolbschen Werke nachstehende, auf die neuesten Aufstellungen basirte Uebersicht:

Cantone.	Quelle der Ziffern.	Einnahme.	Ausgabe.	Schulden.	Activvermögen. blos Immobiliar.
Bern	Budget 1860	4,644,618	4,721,825	1,258,721	(1858) 9,760,622
Waadt	Rechn. 1857	2,915,582	2,717,473	90,000	14,775,362
Zürich	" 1858	2,745,230	2,518,822	—	(1855) 31,505,132 mit Stiftg. 70,770,807
Genf	" "	1,978,873	2,015,920	15,800,000	nichts.

Aargau	Rechn.	1856	1,881,027	1,697,534	163,332		nichts.
St. Gallen	Budget	1859	1,231,000	1,385,590	—		4,324,756
Freiburg	„	1857	1,204,240	1,168,789	3,386,433		6,412,577
Tessin	Rechn. (dav. ordentl.)	1858	2,623,367 (1,035,643	2,018,486 (1,219,935)	6,518,872	disponibel	784,641
Neuenburg	Rechn.	1858	1,061,795	954,688	—		nichts.
Basel-Stadt	Budget	1859	913,000	1,066,404	—		nichts.
Basel-Land	„	„	557,698	537,557	—		nichts.
Solothurn	„	1858	1,014,957	1,037,125	532,688		4,943,451
Luzern	„	1860	862,881	863,860	413,347		5,421,014
Thurgau	„	„	778,821	731,246	—	(1858)	3,997,093
Wallis	„	1857	735,370	717,968	—		nichts.
Graubündten	Rechn.	1857	697,274	858,032	2,408,694		2,579,998
Schaffhausen	„	„	294,099	351,953	—		nichts.
Glarus	„	1858	255,414	225,132	689,905		673,588
Schwyz	„	$18^{56}/_{57}$	179,696	214,502	—		nichts.
Uri	„	$18^{58}/_{59}$	164,394	182,559	—		nichts.
Außerrhoden	Budget	$18^{58}/_{59}$	49,707	164,707	—		350,543
Innerrhoden	Rechn.	1858	132,600	135,000	—		nichts.
Zug	Budget	1858	85,881	81,127	47,418		334,342
Nidwalden	Rechn.	1857	69,827	62,271	—	rein	130,920
Obwalden	„	1856	24,000	21,200	—		nichts.

In diesen Rechnungen sind nach Kolbs Angabe viele blos formelle Uebertrage aus frühern Etats einbegriffen, ebenso durchlaufende Posten, endlich solche Lasten, welche in andern Staaten, als Leistungen der Kirchen und Gemeinden, außer dem Staatsbudget bleiben. Unter Berücksichtigung dieser Momente erhält man für die Finanzverwaltungen in der ganzen Schweiz, Bundes- und Cantonallasten zusammen folgende Ergebnisse: Netto der Rechnungen des Bundes ungefähr $3^1/_4$ und der Cantone circa 23 Millionen, also in Summa etwas über 26 Millionen Fr. Hiervon fallen auf die Hauptpositionen der Einnahmen: aus den Domänen circa 5, den directen Steuern 6, den indirecten Abgaben 12 Mill. Fr., auf die der Ausgaben: Besoldungen 2, Unterricht $4^1/_2$ Mill., Militär 4,200,000, Pensionen 60,000. Schulden 1,200,000 Fr.

Wir bemerken hierzu, daß ein Regierungspräsident in Zürich 4000, in Thurgau nur 2757, in Glarus der Landamman nur 700, in Appenzell-Außerrhoden der regierende Landamman nur 200 und jedes andere Mitglied der Standescommission gar nur 100 Fr. jährliche Besoldung bezieht! Und ferner, daß der Canton Bern nach dem neuesten Budget von 4,644,618 Fr. Einnahmen 709,051, der Canton Zürich von ungefähr 2,800,000 Fr. Einnahmen beinahe 700,000 für Unterrichtsanstalten verausgabt.

Goethe äußerte einmal: „Man sagt, Zahlen regieren die Welt. Das aber ist gewiß, Zahlen zeigen, wie sie regiert wird."

Die directen Steuern bestehen in den meisten Cantonen nur in einer Vermögens- und Einkommensteuer, die fast allenthalben 1 bis $1^1/_2$ vom Tausend

Vermögen beträgt. Blos im Canton Waadt und in einem Theil von Bern kennt man eine Grundsteuer. Unter den indirecten Abgaben erscheinen die eidgenössischen Zölle, Erbschaftsabgaben, Stempelpapier und die Auflage auf Salz. Letztere ist sehr mäßig, und das Salz, dieses nothwendige Lebensbedürfniß, ist in der Schweiz wohlfeiler, als in den Ländern, aus denen es die Schweiz zum Theil bezieht. Wenn die Budgets häufig mit einem Deficit abschließen, so besteht ein solches in der Regel nur scheinbar, indem man, um sich auf alle Fälle vorzusehen, die Einnahmen meist zu niedrig, die Ausgaben dagegen zu hoch veranschlagt, so daß sich sehr oft bei den Rechnungsabschlüssen Ueberschüsse ergeben, während die Budgets Deficite in Aussicht gestellt haben. Auch bezeichnet man zuweilen die ganze Summe als Deficit, welche durch directe Steuer aufgebracht wird, indem einige Cantone diese Art von Lasten noch gar nicht kennen. So brauchte z. B. im Aargau im vorigen Jahre gar keine Steuer erhoben zu werden.

Die Kantonalschulden rühren größtentheils von unmittelbaren Erwerbungen her. Sie betrugen früher in allen Kantonen zusammen höchstens 8 Mill. Fr., wovon 5½ Millionen auf das in dieser Beziehung eine Ausnahme bildende hartbedrängte Tessin fielen. In den letzten fünfzehn Jahren haben verschiedene Cantone beträchtliche Anleihen für Eisenbahnbauten abgeschlossen, außerdem hat Genf zu andern Zwecken starke Anleihen gemacht. In den meisten Cantonen aber übersteigt jedenfalls das Activvermögen den Betrag der Schulden um ein Bedeutendes.

Der Verfasser stellt zum Schlusse seiner Mittheilungen über die schweizerischen Finanzverhältnisse einige Vergleiche derselben mit den finanziellen Zuständen deutscher Länder an, wobei freilich vorauszuschicken gewesen wäre, daß einerseits die Schweiz vermöge ihrer Neutralität weniger Aufwand für die Armee zu machen braucht, als ein deutscher Staat, und andrerseits viele deutsche Staaten die Folgen früherer schlechter Finanzwirthschaft*) zu tragen haben; abgesehen davon, daß die auf unsere Hofhaltungen verwendeten Summen dem steuerzahlenden Volke wenigstens insofern bisweilen zu Gute kommen, als mit einem Theil derselben höhere geistige Interessen, Kunst, Wissenschaft und feinere Sitte gefördert werden. Nicht entfernt soll damit in Abrede gestellt werden, daß in Deutschland sehr beträchtliche Summen erspart werden könnten, wenn die Militärverhältnisse und die diplomatische Vertretung vereinfacht, d. h. centralisirt würden, und daß der eine und der andere Hof — wir denken zunächst an Kurhessen, wo sich der Kurfürst außer der Civilliste factisch des Genusses der Hälfte des gesammten Staatscapitalvermögens und der sogenannten Rothen-

*) Unter anderm die Folgen der Uebertragung fürstlicher Privatschulden auf die Landeskassen, wie sie z. B. in Baiern beliebt wurde.

burger Quart erfreut*) — dem betreffenden Lande unverhältnißmäßig theuer zu stehen kommt.

Das Budget des Canton Zürich ergab, mit Hinzurechnung des entsprechenden Antheils an dem Bundesbudget, gegenüber der Finanzverwaltung einiger deutschen Staaten von ungefähr gleich starker Bevölkerung folgende Hauptresultate (alle Summen auf preußische Thaler reducirt):

Hauptausgaben.	Zürich (n. d. Rechn. v. 1851).	Weimar (n. d. Rechn. 1851).	Braunschweig (n. d. Budg. v. $18^{51}/_{52}$)	
Hof	—	250,000	260,000	Thlr.
Staatsschuld ..	3,600	306,103	428,407	„
Militärwesen ..	122,000	153,325	315,284	„
Pensionen	4,000	106,493	127,990	„
Gesammtbetr. d. 4 Posit.	129,600	815,921	1,131,681	Thlr.
Gesammter Staatsbedarf	739,780	1,534,251	1,824,000	„
Hauptstaatseinkünfte:				
Domänen und Regalien	141,600	178,555	150,886	Thlr.
Indirecte Auflagen ...	113,422	316,336	439,300	„
Directe Steuern	243,166	526,857	432,000	„

Dabei darf nach dem Verfasser nicht übersehen werden, daß im Züricherischen Etat viele blos durchlaufende Posten vorkommen, während in den andern Staaten ansehnliche Nachtragscredite erscheinen, und daß insbesondere die Positionen für Militär sowol in Weimar als in Braunschweig außerdem bedeutend erhöht wurden.

Eine Vergleichung des jetzigen baierischen Budgets mit dem eidgenössischen, die Beträge des Bundes und aller Cantone zusammengenommen und dann das Ganze nach der Volkszahl berechnet, wobei Baiern zu $4^1/_2$, die Schweiz zu $2^1/_2$ Millionen Menschen angenommen ist, führt gleichzeitig zu nachstehenden Ergebnissen:

		Baierisches Budget für 1855/61. Gulden.	Würde betragen im Verhältniß zu dem Budgets der Schweiz. Gulden.
Gesammtstaatsbedarf in Baiern		41,396,862	19,720,000
Hiervon:	directe Steuern	9,216,968	5,120,000
	indirecte Auflagen	20,100,000	9,850,000
Hauptausgaben:	Hof	2,982,272	nichts
	Armee	9,075,900	3,000,000
	Staatsschuld	12,719,300	385,000
	Civilbesoldungen (ungefähr)	11,630,000	1,700,000
	Pensionen (mindestens) ..	3,400,000	51,000
	Gesandtschaften	303,000	54,000

*) Seine Einkünfte betragen bei 726,700 Unterthanen circa 650,000 Thlr., während die des Königs von Sachsen bei 2,100,000 Unterthanen sich nur auf 570,000 Thlr. belaufen.

Dagegen:	Erziehung und Bildung .	900,653	3,800,000
	Wohlthätigkeit	209,440	1,200,000
Endlich:	Reservefonds für Unvorhergesehenes	675,000	10,000

Die Schweiz hat kein stehendes Heer, ja es ist der Bundesregierung sogar durch die Verfassung untersagt ein solches zu errichten; dagegen ist jeder waffenfähige Schweizer auch in Wirklichkeit zu Kriegsdiensten verpflichtet. Von Kindheit an gewöhnt an die Führung der Waffen, sind die Rekruten meist in sehr kurzer Zeit militärisch eingeschult, und später genügen, wie Herr Kolb meint, Wiederholungscurse von wenigen Tagen. Das Bundesheer hatte im letztverflossenen Jahre folgenden Bestand: 1) Bundesauszug — die Mannschaft von 20 bis 34 Jahren — wozu die Cantone drei Procent ihrer Bevölkerung zu stellen haben, 77,439, sodann 2) Reserve — die Mannschaft von 35 bis 40 Jahren — 1½ Procent der Bevölkerung, 43,282, ferner 3) Landwehr — bis zum 44 Altersjahre — 57,465 Mann, endlich 4) Landsturm, officiell zu 150,000 Mann angenommen, aber wol ohne erhebliche militärische Bedeutung. Auszug und Reserve dagegen sind jeden Augenblick mobil zu machen; bei beiden sind überdies gegen 19,000 Mann überzählige Leute. Der Bundesauszug besteht gegenwärtig aus 73 ganzen und 11 halben Bataillonen Infanterie der Linie, 45 Compagnien Scharfschützen, 21 Compagnien Dragoner, 6½ Compagnien Guiden, 40 Compagnien Artillerie, 6 Sappeur- und 3 Pontoniercompagnien. Die Artillerie hat 35 Kanonenbatterien, Sechs- Acht- und Zwölfpfünder, 3 Haubitzbatterien, Vierundzwanzigpfünder, 4 leichte Gebirgs- und 8 Raketenbatterien, zusammen 50 Batterien mit 274 bespannten Geschützen. Außerdem sind für 12 Positionscompagnien 202 Geschütze bereit.

Ueber das schweizerische Heer ist im Allgemeinen zu bemerken, daß es zu wenig Reiterei hat, und daß die vorhandene nur als mittelmäßig gut bezeichnet werden kann. Dagegen ist die Artillerie vortrefflich, die Linieninfanterie könnte nach der Ansicht des Verfassers der eines stehenden Heeres gegenüber gestellt werden, und die Scharfschützen leisten im Schießen Ausgezeichnetes. Bei der Landwehr ist die erforderliche Anzahl von Offizieren nicht vorhanden, wie denn überhaupt für das Offizierskorps der Schweiz mehr geschehen könnte; indeß ist sie als Mittel, dem Auszug und der Reserve eine sofortige Verstärkung von 15 bis 20,000 Mann zu gewähren, immerhin mit in Anschlag zu bringen. Der Verfasser fragt sich, ob Staaten mit stehenden Armeen dasselbe leisten können wie die Schweiz, und antwortet emphatisch mit „Nimmermehr!“ Er begründet das wieder durch einen Vergleich. Hannover, Braunschweig und Oldenburg, sagt er, haben etwa zusammen die gleiche Volkszahl wie die Schweiz. Jenen kostet ihr Militär 3,450,000, der Schweiz das ihre nur 1,120,000 Thlr., jene haben nur 36,000 Mann marschbereite Truppen, diese dagegen kann so-

fort 170,000 Mann marschiren lassen. Mit einem Geldaufwand also von weniger als einem Drittel stellt die Schweiz mehr als viermal soviele Soldaten ins Feld als jene deutschen Länder. Dabei ist die Last für die militärpflichtigen Einwohner in Friedenszeiten, welche die Regel bilden, bei Weitem geringer. Mit der nämlichen Geldsumme, deren man in Hannover u. s. w. bedarf, um zehntausend Soldaten zu bilden und zu erhalten, bereitet die Schweiz fast hunderttausend Mann zur Marschbereitschaft vor. Aehnliches ergibt ein Vergleich mit andern Staaten. Belgien z. B., dessen Bevölkerung ungefähr doppelt so stark als die der Schweiz ist, unterhält ein Heer von achtzigtausend Mann, welches im Nothfall auf hunderttausend gebracht werden kann, also trotz der zwiefachen Volksmenge dem schweizerischen Heer an Zahl entschieden nachsteht. Belgien verwendet aber auf sein Militärwesen jährlich gegen 40 Millionen Fr. Schon diese enorme numerische Ueberlegenheit eines jedenfalls auch organisirten und sogar gut geübten Heeres sichert demselben einen ganz entschiedenen Vortheil.

So der Verfasser, der uns erlauben wird, hinter mehrere seiner Behauptungen ein Fragezeichen zu setzen und dasselbe nicht eher zu löschen, als bis durch einen Krieg die Probe auf seine Schlüsse gemacht ist. Sollte sich dabei zeigen, daß sein „jedenfalls auch organisirtes und sogar gut geübtes" Milizheer auch nur einer Armee etwa von der Stärke der belgischen die Spitze zu bieten vermag (ein gleich starkes Corps einer stehenden Armee würde unsrer Ansicht nach unfehlbar selbst bei mäßig geschickter Führung in der Ebene siegreich sein) so werden wir, schon im Interesse unsres Geldbeutels, von Herzen in seinen dann gerechtfertigten Victoriaruf einstimmen.

Daß die Schweizer, wo sie in stehenden Heeren dienten, vortreffliche Soldaten abgaben, bedarf keines Beweises. Der Beweis aber, der mit dem Sonderbundskrieg für die Schlagfertigkeit der eidgenössischen Milizen geführt wird, ist kein Beweis. Bewundernswerth war allerdings die Schnelligkeit, mit welcher die beiden Parteien damals binnen einigen Wochen 183,441 Mann mit 246 Geschützen aufstellten. Der Kampf aber, ein Kampf zwischen Milizen und Milizen, war kurz, ziemlich unblutig, ohne erhebliche Mühen und Entbehrungen und überhaupt mehr eine militärische Promenade als ein eigentlicher Krieg.

Ueberzeugender ist für uns, was der Verfasser im weitern Verlauf seiner Darstellung über die sozialen Zustände der Schweiz sagt, die in der That in vielen Beziehungen beneidenswerther Natur sind.

„Die Schweiz" heißt es, „bietet das wunderbare Bild eines Staates dar von nur dritthalb Millionen Menschen, welcher, ungeachtet der localen Trennung durch die höchsten Gebirge dennoch Angehörige dreier großer Culturnationen umfaßt — Angehörige ganz verschiedener Stämme, die nicht durch

eine despotische Gewalt zusammengekettet, sondern durch die lebendige Ueberzeugung verbunden sind, daß dieses Verhältniß weit nützlicher, vortheilhafter und wohlthätiger für sie ist, als ein Anschluß an ihre großen Stammnationen dermalen sein könnte. Wenn es gar keinen andern Beweis als diesen für die Güte des Fundamentalverhältnisses der schweizerischen Einrichtungen gäbe, so wäre dieser allein schon unwiderlegbar. Da jeder Canton souverän ist, so trifft man im Einzelnen viele verschiedenartige Verhältnisse. Allenthalben hat indeß der Grundsatz Geltung, daß das Volk nach Maßgabe seiner Bedürfnisse und seiner Einsicht sich selbst regiert. Infolge dessen werden alle Beamten, auch die Richter, die nicht einmal studirt zu haben brauchen (was wir nicht zu den Vorzügen der schweizerischen Zustände rechnen. D. Red.) vom Volke gewählt, und dies nur auf eine gewisse Zeitdauer. Es gibt also keinen Beamtenstand, keine hohen Besoldungen, keine Pensionen. Und doch herrscht hier neben voller Preß- und Versammlungsfreiheit Ruhe und Ordnung, wie in keinem anderm Lande in höherm Maße. (Der Verfasser scheint nur an die letzten zwei Jahre zu denken, sonst hätte er die Putsche in Freiburg, Neuenburg und Tessin nicht unerwähnt lassen dürfen). Die neue Bundesverfassung hat auch bereits mehrfach äußerst wohlthätig gewirkt, insbesondere auf Beschränkung des „Cantönligeistes," so namentlich durch die Bestimmung, daß wenigstens die christlichen Schweizer in allen Cantonen gleiche Rechte genießen, daß alle Schweizer das Recht freier Niederlassung besitzen, dann durch Beseitigung aller Binnenmauthen, Einführung gleicher Münze und Maße u. s. w."

Im Einklang mit den politischen Zuständen herrscht in der Schweiz auch in mercantiler Beziehung das Princip der Freiheit — das Freihandelssystem. Der Erfolg ist derselbe wie auf dem politischen Gebiet. Die Schweiz ist durch ihre Umgestaltung im Jahre 1848 ein im Verhältniß zu seiner Größe nach Außen hin Achtung gebietender Staat geworden, und sie hat durch das Freihandelssystem, obwol sie nicht günstig gelegen, weit vom Meere und den wichtigsten Bezugsquellen entfernt, rings von Staaten mit Prohibitiv- oder Schutzzöllen umgeben, und sonach von deren Märkten mehr oder minder ausgeschlossen ist, obwol die ersten Lebensbedürfnisse in ihrem Bereich ziemlich theuer, die Tagelöhne sehr hoch sind, obwol ihr endlich die für die moderne Industrie hochwichtigen Steinkohlen mangeln, eine Blüthe von Manufactur und Handel entwickelt, die den in dieser Hinsicht am meisten entwickelten deutschen Staaten sich ebenbürtig an die Seite stellt. Um nur einige Industriezweige zu nennen, so wurde 1858 für 83¾ Mill. Fr. rohe Seide eingeführt und für 23 t Mill. verarbeitete Seide ausgeführt, und die Einfuhr von Baumwolle in rohem Zustande betrug nach dem Werthe 11½ Mill., die Ausfuhr der verarbeiteten 54½ Mill. Fr.

Nicht weniger entwickelt sind die Verkehrsmittel. Ungeachtet der großen

Terrainschwierigkeiten in der Schweiz waren zu Anfang dieses Jahres bereits 113½ deutsche Meilen Eisenbahnen befahren. Noch großartiger ist das Telegraphennetz, welches die Städte der Schweiz untereinander und mit den Linien des Auslandes verbindet. Bei einem Tarifsatz von nur einem Franken für die einfache Depesche ist das Institut sowol dem Staatsschatz als dem Volke nützlicher geworden als in andern Ländern. Die Linien hatten schon vor drei Jahren 294 deutsche Meilen Drähte, es bestehen in dem kleinen Lande 104 Telegraphenbureaux, die Zahl der beförderten Depeschen betrug 1856: interne 169,376, internationale 40,193, transitirende 17,503, die Einnahme war brutto 305,821, der Reinertrag 26,130 Fr. Der Briefverkehr, 1850 erst 13 Millionen Korrespondenzen repräsentirend, betrug 1858 fast doppelt soviele, so daß auf jeden Einwohner durchschnittlich etwa 10 kamen, wogegen in Frankreich 7, in Preußen etwa ebensoviele, in Oestreich 1½, in Rußland 0,3 auf den Kopf zu rechnen sind.

Wir haben mit den vorstehenden Mittheilungen eine angenehme Pflicht erfüllt. Es galt das Bild eines Staatswesens zu zeigen, auf dem die Blicke selbst derer mit „innigem Wohlgefallen" ruhen, welche dem Geiste, der — allerdings begünstigt durch die vertragsmäßige Neutralität — diese Blüthe hervortrieb, Feind sind, derer, die diesen Geist, das Streben nach Einheit gegen Außen, nach möglichster Ausdehnung der Selbstregierung im Innern, wo er in Deutschland sich regt, verunglimpfen und anklagen. Möge die Eidgenossenschaft die Krisis, die ihr jetzt zu nahen scheint, glücklich überstehen. Daß sie sie nicht mit Unehren bestehen wird, sind wir überzeugt. Daß das Ende ihr den Sieg verleihen wird, hoffen wir mit derselben Zuversicht, mit der wir an unsern endlichen Sieg glauben, wenn die Bedrohung für uns Gestalt gewonnen haben wird.

Nablus und die Samariter.

4.

Die Samariter.

Am folgenden Morgen war es unsre vornehmlichste Pflicht dem Cahin der Samaritaner seinen Besuch zu erwidern. Gegen 10 Uhr machten wir uns zu dem Zwecke auf und erreichten das nördlich von dem Chadrastiste gelegene Haus des Priesters durch ein Labyrinth von engen krummen Gäß-

chen. Das Samaritanerviertel, das südwestlichste der Stadt, bildet nur eine Abtheilung des Haret el Jasmineh, des Jasminquartiers, eines der Hauptstadtbezirke. Weshalb man dasselbe nach dem hier viel angebauten edlen Schlinggewächs, dem Jasmin, benannt, vermag ich nicht zu sagen; der in den Samaritergäßchen herrschende Duft hat sicher nicht dazu verleitet.

Der Cahin von unsrer Ankunft durch einen vorausgesandten Diener benachrichtigt, empfing uns in der Hausthüre und führte uns mit vielen höflichen Worten eine Steintreppe hinauf in sein Empfangszimmer.

Ich ging voraus und öffnete die Thüre; doch wandte ich mich zurück, als ich drinnen ein Frauenzimmer erblickte, denn ich wollte gegen die orientalische Sitte nicht verstoßen. Der Cahin aber beruhigte mich: „Es ist nur eine Adjuse" (ein altes Weib), und so traten wir ein. Das Zimmer, sowie das ganze Haus zeugte von einem gewissen Wohlstande und dem widersprach auch die Kleidung der Adjuse nicht. Wir nahmen auf einem Divan Platz und wurden mit Narghileh, Kaffee und einer Wassermelone bewirthet. Die Frau uns gegenüber beschäftigte uns aber so sehr, daß wir zu keiner eigentlichen Unterhaltung gelangen konnten. Sie war eine Person von einigen 40 Jahren, von zartem Körperbau und bis zur Durchsichtigkeit abgemagert; daß sie krank sei, hätte sie uns wahrlich nicht besonders zu versichern brauchen. Ein entsetzliches Elend drückte sich in ihrem unruhigen Geberdenspiel aus und jede Bewegung der großen braunen Augen machte den Eindruck eines Händeringens. Sie bat uns flehentlich um Medicamente, aber ohne sich über ihre Leiden auszusprechen — in der Levante gilt ja jeder Europäer für einen Hakim, (einen Arzt). Wir konnten ihr leider nicht helfen, versprachen aber, ihre Aufnahme in einem der Hospitäler in Jerusalem zu vermitteln, falls sie die Reise dahin unternehmen wollte, was sie wieder ablehnte.

Um aus der verlegenen Scene herauszukommen, baten wir den Cahin, welcher mit gleichgiltigem Achselzucken die Klagen der Kranken begleitete, uns seine Kinder vorzustellen, zu welchem Zwecke er sich alsbald aufmachte. Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, als die Alte mit Thränen ausrief: „Versteht Ihr mich denn nicht? ich bin seine Frau und habe ihm mehrere Kinder geboren. Aber sie sind gestorben, und nun, da ich krank und schwach bin, hat er eine andere geheirathet! Helft mir, helft mir! —" Wir fragten sie, ob ihr an Speise und Trank, oder Kleidung irgend etwas abgehe? — „O nein, aber er liebt mich nicht! helft mir, helft mir!" — Aber wie? — „Gebt mir Geld, daß ich mir neuen Putz kaufe, vielleicht daß ich ihm da wieder gefalle! helft mir! — nur daß er's ja nicht bemerkt, sonst bin ich des Todes! —"

Der Gedanke, daß der Schreckliche, den die arme Frau nur mit er bezeichnete, füglich hier mit im Geheimniß sein konnte und nur durch ein hier gemachtes Geschenk die ihm directer zufließende Gabe nicht geschmälert sehen

wollte, kam uns erst später. Eine solche Speculation wäre an dieser Stelle nicht außerhalb der Grenze des Möglichen gewesen. Sie mißrieth indessen theils durch die alberne Form der Bettelei, theils durch die schleunige Rückkehr des Gatten, welcher mit einem Knaben und Mädchen von 4—6 Jahren, beide von auffallender Schönheit und reich mit Gold und Amuletten behangen, wieder eintrat. Sie waren die Kinder seiner jüngern Frau. Die Bigamie findet also, wenn auch gewiß nur in seltenen Fällen, unter den Samaritanern Statt. Auch bei jüdischen Rabbis im Orient soll sie vorkommen, jedoch nur wenn, wie hier, von der ersten Frau Nachkommenschaft nicht gehofft wird.

Der Cahin schlug uns nunmehr vor, ihn in die Kirche, (Knise) — diesen Namen legte er nach muhammedanischem Sprachgebrauch seiner Synagoge bei — zu begleiten, welche uns zu zeigen wir ihn schon früher gebeten hatten. Da seine Wohnung diesem Heiligthume an und übergebaut ist, so hatten wir nicht weit hinzugelangen. Zunächst traten wir auf einen sauber gehaltenen, mit Steinplatten gepflasterten Hof, welcher vor dem Eingange der Synagoge mit einem offenen Gewölbe überdacht ist. Auf die Bitte des Cahin ließen wir daselbst unser Schuhwerk zurück und folgten ihm in den gottesdienstlichen Raum, ein unregelmäßiges mit drei Nischen versehenes und von oben erleuchtetes Gemach, ebenfalls reinlich gehalten, und mit Strohmatten ausgelegt. Die Hauptsehenswürdigkeit dieses Ortes ist bekanntlich die alte Handschrift des Pentateuchs, welche dem Abisa, Sohne des Pinehas, des Sohns Eleazars und Enkel Aarons, zugeschrieben wird. Dieselbe befindet sich in einer mit Silber und Email ausgelegten Messingkapsel, einer geschmackvollen Damascenerarbeit, welche sie gegen weitere Zerstörungen schützen mag, uns aber verhinderte, über ihren Gesammthabitus zu urtheilen. Das oberste Blatt hatte durch den Gebrauch viel gelitten, war aber doch noch fast ganz leserlich; das Pergament scheint von derselben derben Art zu sein wie dasjenige, welches zu den spätern Pentateuch-Manuscripten benutzt wurde. Die Handschrift gilt für so heilig, daß sie für die Vorlesungen beim gewöhnlichen Gottesdienst nicht mehr benutzt wird. Neuere Manuscripte in Codexform bemerkten wir auf Holzborden an der Wand eine ziemliche Anzahl — das Erbgut der bis über das Mittelalter hinaus an manchem Orte Syriens bestehenden Samaritergemeinden, welche bis auf die von Nablus allmälig ausgestorben sind. Ein andres Curiosum ist der vor ungefähr 360 Jahren von einem Samaritaner zu Damascus angefertigte und der Muttersynagoge gewidmete Vorhang des Tabernakels, ein schwerer Seidenstoff, auf welchem in höchst naiver Weise die Stiftshütte mit ihren Vorhöfen und allen in der Bibel erwähnten heiligen Geräthschaften, sowie auch der Name des Schenkers in Goldstickerei dargestellt ist. Inschriften auf Steintafeln bemerkten wir so-

wol in der Synagoge als auch in der Vorhalle mehrere den Wänden eingefügt. Mit Ausnahme einer, welche von einer Reparatur des nunmehr etwa 450 Jahr alten Baues handelt, enthalten dieselben Stellen aus den fünf Büchern Mosis; zum Theil mögen sie aus den Ruinen des früheren Gotteshauses im Garten des Chadrastiftes herübergebracht worden sein.

Der Priester hatte bei seinen Erklärungen, denen wir große Aufmerksamkeit schenkten, seine gewöhnliche Redseligkeit wiedergefunden, und da uns die liebliche Kühle des Orts behagte, so folgten wir gern seiner Einladung, uns noch einmal mit ihm auf den Strohmatten zu einer Unterhaltung niederzulassen. Natürlich war diese seinerseits eine Vertheidigung und Verherrlichung seines nationalreligiösen Standpunktes; der nüchterne verständige Mann verstieg sich dabei hie und da bis zu der Grenze des Enthusiasmus, während uns ein eigenthümlicher Umstand hinderte ihm in seinem Fluge per liquidum aethera zu folgen.

Wol mancher Sterbliche, der gern „mit Nutzen" reist, hat sich schon unbehaglich gefühlt, wenn es galt einer respectablen Person, die ihm einen nicht taxirten Dienst erwiesen, nunmehr mit Dank Lebewohl zu sagen. Kann man Geld bieten oder würde dies das Zartgefühl verletzen und in jenem Falle wieviel? — Das sind beängstigende Fragen, und wenn welterfahrene Leute die erste auch im Zweifel bejahend beantworten, so bleibt doch die zweite ein kitzlicher Punkt. Wie soll ich einen ehrwürdigen Mann in Priestertracht belohnen, der mich im Dome des Hradschin umherführt, und sich nicht blos als Cicerone vortrefflich bewährt, sondern, nachdem er bei mir die schwarzweiße Gesinnung ausgespürt, bei jedem Schaden, den eine Kugel des großen Königs dem herrlichen Baue beigebracht, mein Herz noch durch ein Loblied auf den Einzigen erfreut? Aber nicht blos das Wie auch das Ob ist oft schwerer zu erledigen als man glauben mochte. Eine solche Gabe hat wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Almosen etwas Beschämendes — läßt sich dies einem Manne auferlegen, dessen Aeußeres nicht nur Anstand, Bildung und Wohlhabenheit verräth, sondern welchen man sich eben noch in der Unterhaltung al pari gestellt hat? Dem bei aller Vorliebe für Bachschisch feiner Empfindung nicht entbehrenden Orient ist es gelungen ein Mittel ausfindig zu machen, wobei die Gabe nicht verloren geht und doch der persönlichen Würde nichts vergeben wird — man stellt dem Verpflichteten kleine Kinder in den Weg, welche in ihrer Unschuld Geschenke annehmen können, ohne daß irgend jemand beleidigt würde. Diesen Vortheil zieht auch der Cahin Amram aus seiner Nachkommenschaft; da es aber vorgekommen sein mag, daß Reisende den Wink nicht verstanden, so ist das bildschöne, kleine Hoheprieſterchen abgerichtet worden, indem es sich um die Kniee des wißbegierigen Fremden dreht, fortwährend Allen außer dem hochwürdigen Papa hörbar Bachschisch Bachschisch zu lispeln. Diese

Töne begleiteten auch die Rede des Cahin, aus welcher ich jetzt das Wichtigste zu referiren habe.

„Sie haben," sagte er, „unser großes Argument mit eignen Fingern berührt, — würde wol das von Abisa geschriebene Buch in unserm Besitz sein, wenn wir nicht das hoheprieſterliche Geschlecht wären? Aber noch mehr! Ich kann Ihnen die ganze Reihe der Nachfolger Aarons bis auf meinen Vater schwarz auf weiß zeigen, von des Letzteren eigner Hand geschrieben. Nur lassen Sie sich durch das trübe Wasser der jüdischen Nachrichten nicht täuschen; denn schon Eli, welcher von Ithamar abstammte und nicht wie ich von dem einzig berechtigten Eleazar (Bachschisch, Bachschisch,) war ein Usurpator und ebenso alle spätern Priesterfürsten von Jerusalem. Das wahre Priesterthum bestand zu Sichem an dem heiligen Berge, dem Berge des Segens und der Verheißung. Auf ihm befand sich die ächte Bundeslade, die echten Gesetztafeln u. s. w. Aber nachdem die Juden gegen den ausdrücklichen, sogar im Dekalog ausgesprochenen Willen Gottes*) auf dem Garizim angebetet zu werden, einen Tempel in Jerusalem erbaut und sich so von der reinen Lehre Mosis losgesagt hatten, da sah die Priesterschaft, um dem Widerspruche des Volks zu begegnen, sich genöthigt den Text der Thora zu fälschen, und derselben andre, den Geschichtsverlauf absichtlich entstellende Schriften beizugeben. Dies Kunststück hat Ozeir (Ezra), der schändlichste unsrer Widersacher vollbracht, nicht so geschickt, daß sich nicht auch aus dem jüdischen Texte die Wahrheit klar ausfindig machen ließe, aber doch in einer Weise, welche seitdem die große Welt irre geleitet hat. Ganz den Garizim wegzulassen wagte er nicht, daß er sich aber fürchtete, ihn zu nennen beweist die Stelle Deut. 33, 19., wo in der hebräischen Bibel den ausgelassenen Namen des Opferberges nur ein Strich andeutet. Auch sehen wir, daß David noch zauderte die kleine Anhöhe unter der, eben erst dem Götzendienst entrissenen Burg Zion dem Volke als Heiligthum hinzustellen; sein Sohn Salomo fühlte sich dazu stark genug und dafür fielen ihm von dessen Sohn Rehabeam zehn Stämme unter zwölfen ab. Aber die Welt ist durch Ozeir verblendet worden man nennt uns Kuthäer, während wir doch echte Israeliten sind, und da man uns den Namen Schomrim nicht rauben konnte, welcher nichts bedeutet als die „Beobachter des göttlichen Gesetzes," so hat man ihn uns zur Schmach auf die Stadt Schomron (Samaria) bezogen, den Sitz jener blutigen Tyrannen, der sogenannten Könige von Israel, mit denen meine Ahnen nie zu schaffen hatten. Fragen Sie doch einmal einen Rabbi, auf was sich stützend David die niedere Anhöhe in dem anderthalb Tagereisen von Berseba entfernten Jerusalem, welche man von keiner Seite auch nur eine Viertelstunde

*) Die Samaritaner ziehen unsre zehn Gebote zu neun zusammen und fügen dann ein zehntes bei, welches die Errichtung eines Altars auf dem Berge Garizim befiehlt.

weit ſehen kann, für das Land Moriah erklärte und für den Berg, welchen Abraham am dritten Tage noch von ferne ſah! — Doch beklagen wir uns über niemanden ſo ſehr, wie über den Ozeir; daß dieſer Fanatiker den Haß gegen die Wahrheit und ihre Träger in Schriften verewigt, das hat unſre Nation zu Grunde gerichtet. Noch jetzt, wie würde uns von allen Seiten Geld zufliegen, wenn man uns als das anerkennte, was wir ſind, Kinder Jakobs durch Joſeph, den beſten ſeiner Söhne, und durch Ephraim, den geſegnetſten ſeiner Enkel! Aber wir ſind vergeſſen, während die Rabbiner zu Jeruſalem Schätze aufſpeichern. — Bachſchiſch, chſchiſch ziſchelte der ſchwarzäugige Anerbe der Ruthe Aarons.

Wir wollten unſern freundlichen Wirth nicht mit der Bemerkung betrüben, daß vor einer ſo ſcharfen Kritik, wie er der Ezra'ſchen Recenſion des alten Teſtaments anlege, auch der Hort ſeines Hauſes, die Handſchrift Abisas, ſchwerlich beſtehen würde. Was hätte es auch geholfen? Belehrung ſuchte der Mann nicht, denn was er wußte oder zu wiſſen meinte, war für ihn ein durch Pietät und religiöſe Ueberzeugung geheiligtes Erbgut. Wir begnügten uns alſo ihm zu bemerken, daß, da uns nur jüdiſche Nachrichten, nicht aber gleichzeitige ſeiner Vorfahren bekannt wären, wir uns nicht im Stande ſähen ſeinen Deductionen zu folgen.

Bei der Betrachtung der früher erwähnten Inſchriften in der Synagogenwand hatten wir den Cahin gefragt, ob er es für möglich halte, daß die dem Thurme der Chadramoſchee eingemauerte Steintafel jemals als die moſaiſche eine heilige Geltung gehabt habe. Er ſtellte dies entſchieden in Abrede und verſicherte dagegen, daß einer auf den Vorſchriften des moſaiſchen Geſetzes beruhenden Sitte zu Folge ſolche Inſchriften früher häufig in den Gebäuden der Samaritaner angebracht worden ſeien. Eine Anzahl ſolcher Häuſer, durch Inſchriften als ehemaliges Eigenthum ſeiner Nation gekennzeichnet, ſeien jetzt in muhammedaniſchem Beſitz und ihm unzugänglich; jedoch könne er uns auch in ſamaritaniſchen Häuſern Beiſpiele zeigen.

An dies Verſprechen erinnerten wir ihn, indem wir, ſeiner ſanften Widerrede nicht achtend, ſein Knäbchen mit einer Gabe erfreuten. Er war bereit mit uns zu kommen, doch mußte noch einer ähnlichen Formalität im Vorhofe genügt werden, wo, während er das Heiligthum ſchloß, ſein Töchterlein uns mit blühenden Myrthenzweigen beſchenkte; dann folgten wir ihm in ein wenig entferntes, augenſcheinlich ſehr altes Haus, in welchem wir über der Oberſchwelle eines Zimmers auf einem von Rauch gebräunten Steine eine durch Schmutz und Verwitterung ziemlich unleſerlich gewordene Inſchrift, angeblich die zehn Gebote bemerkten, als Illuſtration zu der Stelle Deut. 11, 20 „und dieſe Gebote ſollſt du an die Pfoſten Deines Hauſes ſchreiben und an Deine Thore.“ —

Von da führte uns der Cahin in die Wohnung eines gewissen Jakûb Schelebi, eines angesehenen Samaritaners, welcher den, bei einer früheren Gelegenheit erwähnten, aus den Ruinen des Chadragartens hervorgezogenen Inschriftstein käuflich an sich gebracht hatte. Wir fanden diesen Stein auf dem Hofe des Hauses, und achteten die Inschrift wichtig genug um einen Abdruck davon zu nehmen. Kaum aber machten wir dazu Anstalten — der Hauseigenthümer, ein übel berüchtigter Mensch war nämlich ortsabwesend und diese Gelegenheit glaubten wir benutzen zu müssen, — als von allen Seiten die Hausbewohner auf den Hof stürzten, um sich unserm Vorhaben zu widersetzen. Es war eine nicht geringe Zahl, denn das Haus ist sehr geräumig und soll fast einem Viertel der jetzigen samaritanischen „Nation" Obdach gewähren. Uns war es komisch zu beobachten, wie diese Leute auf dem engen Hofe sich hüteten einer dicht verhüllten, neben einer Wiege sitzenden Frau nahe zu kommen, offenbar einer Wöchnerin, durch deren Berührung sie gegen das Reinigungsgesetz verstoßen haben würden. Zum Glücke für uns trat eben wahrscheinlich in Back-Angelegenheiten, unser Freund der Scheich der Chadramoschee ein, und verschaffte seinem Willen bald Achtung. Die Gebieterin des Hauses, welche wahrscheinlich den Sturm angeregt hatte, fand es nun für gut andre Saiten aufzuziehen; sie schickte uns einige Täßchen bittern Kaffee und ließ uns das für unsere Operation nothwendige Wasser reichen. Als wir fertig waren, stand denn auch eine Alte mit einem Säugling auf dem Arm da, dem Sohne des Hausherrn, wie sie sagte. Das Kind hatte eine instinctmäßige Freude an dem kleinen dargebotenen Silberstückchen, es wird also wol nicht aus der Kuthäischen Art schlagen. Von dem Scheich — Bäcker, — welcher als Ehrenwache bei uns blieb, begleitet, kehrten wir zu unsern Zelten zurück.

In der Abendkühle machten wir einen Ritt nach der hochgelegenen Moschee Amâd-Eddin an der gegenüberliegenden nördlichen Bergwand. Ein sehr beschwerlicher Weg, der Anfang der directen Straße nach Nazareth, führte uns hinauf, aber wir fanden uns durch die Aussicht auf die Stadt und den Garizim, eine Aussicht, welche sich östlich bis zu den blauen Bergen Gileads und westlich bis an das Meer erstreckt, reichlich belohnt. Die Moschee besteht aus zwei symmetrisch aufgeführten Kuppelgemächern nebst einem Vorhofe, den ein alter Maulbeerbaum beschattet. Der Erbauer ist längst vergessen und keine Inschrift erinnert an ihn. Mehrere, vielleicht natürliche, aber künstlich erweiterte Höhlen und große Cisternen deuten auf eine Ortschaft, die einst hier gelegen.

Am folgenden Morgen besuchte uns Ali Bey, der Sohn des in Trapezunt in Verbannung lebenden Familienhauptes des Hauses Tokan, Suleiman Bey, nebst mehreren seiner Verwandten. Ali Bey ist ein Mann von ungefähr 50 Jah-

ren, aber durch Kränklichkeit früh gealtert und so schwach, daß er sich durch einen Diener führen ließ. Seine körperlichen Leiden dienten für den verspäteten Besuch als Entschuldigung, doch war es uns wahrscheinlicher, daß er vorher die Erlaubniß des Kaimakam einholen zu müssen geglaubt hatte, welcher ja durch einen ungünstigen Bericht ihn wie jeden andern Bey in die Verbannung zu schicken vermag. Von seinen Begleitern waren zwei schon in Verbannung gewesen und hatten so die türkische Sprache erlernt; ein dritter, ein noch junger Mensch, war im Exil geboren. Die Stimmung unter ihnen war eine gedrückte, sie wünschten zu erfahren, ob sie nicht auf eine Rückkehr Suleiman Beys und der guten alten Zeit ihrer Herrschaft hoffen könnten. Wir riethen ihnen ersteren Wunsch dem Kaimakam ans Herz zu legen und aller weiteren Hoffnungen zu entsagen. Die Gründe für diesen Rath lagen nahe genug; und daß abgesehen von dem jetzigen herabgekommenen Zustande des Hauses, auch die Zeit seines Glanzes immer an Unruhe und Besorgniß reicher als an friedlichem Genusse gewesen, wurde uns willig zugestanden. Sollte man nun nicht glauben, daß diese Leute nach so viel Erfahrungen sich endlich von der Thorheit ihres hoffnungslosen Strebens überzeugten und nicht lieber ihre Sorgen auf die gute Bebauung ihrer Grundgüter richteten! Ein jüngerer Bey, Selim, welcher durch Umgang mit dem Missionär Bowen vernünftigere Grundsätze angenommen, schien dies wol zu verstehen. Die Uebrigen zeigten sich erstaunt, daß man ihnen zumuthen könne, ihren orientalischen Charakter so weit zu verleugnen, um nicht Macht und Ansehen für das höchste Erdengut zu halten, bei dessen Verfolgung man alles weitere dem Kißmet anheim zu geben habe. Fand doch auch in Constantinopel die Großveziers-würde, als sie eine unfehlbare Stufe zur seidnen Schnur war, immer wieder Anbeter! Und wie die Extreme überall sich berühren, so ist der Islam auch an erhebenden Beispielen der Entsagung zu jeder Zeit unter den Religionen besonders reich gewesen.

Gleich nach den Beys war der Cahin Amram mit zwei älteren Männern seiner Gemeinde zu unsern Zelten heraufgekommen; doch hielt er sich in einiger Entfernung, wol weniger aus Bescheidenheit, denn sonst sah ich ihn mit den Vornehmen der Stadt freimüthig verkehren, als um nicht in den Ruf der Parteigenossenschaft mit den Tokan zu kommen. Nachdem diese uns verlassen, näherte er sich mit seinen Begleitern, welche er uns als Aelteste vorstellte. Gleich nach den Begrüßungen rückte er den Feldstuhl, auf welchem er Platz genommen, mit geheimnißvoller Miene zu mir heran und sagte: „Wir sind gekommen uns in wichtigen Angelegenheiten unsrer Nation Ihren Rath auszubitten. Wie Sie sehen, sind wir ein kleines Häuflein in einer muhammedanischen Stadt; wir haben Niemanden der uns helfe, der uns gegen die Willkür der Machthaber schütze! Wie glücklich ist dagegen das Loos der

Aſchkenazim (d. i. der europäiſchen Juden) von Jeruſalem; die reiſen frei im Lande umher, treiben Handel und Gewerbe ſo viel ſie Luſt haben, zahlen keine Abgaben, und wo je einem eine Beleidigung widerfahren, da tritt ſogleich für ihn der Conſul auf und verſchafft ihm eine ſolche Genugthuung, daß ſchon manches ſich auf Speculation hat beleidigen laſſen. Wir haben durch den Profeſſor Petermann ſoviel von dem gnadenreichen Gemüth des Königs von Preußen gehört, und dies hat bei uns den Wunſch erweckt, preußiſche Unterthanen zu werden. Glauben Sie, daß der König auf eine von mir als Prieſter und ſämmtlichen Aelteſten zu unterzeichnende Bittſchrift huldvoll eingehen und uns unter die glückliche Zahl ſeiner Sclaven aufnehmen werde?"

Wir antworteten ihnen, daß ſie von der Großmuth des Königs und ſeiner Liebe für ihr Vaterland gewiß nicht hoch genug denken könnten, daß aber eine ſchwere Krankheit ihn eben jetzt den Staatsgeſchäften entziehe. Ihrer Aufnahme in den preußiſchen Unterthanenverband ſtehe nichts im Wege, falls ſie ihr Nablus verließen und ſich in den preußiſchen Landen etwa am Blocksberge, der zwar kein Har Garizim, aber doch ein von Poeten viel gefeierter Berg ſei, niederließen. Daß Preußen nicht das Recht habe, ſich die Unterthanen des Sultans in deſſen eignen Landen anzueignen, werde ihnen wol nicht unbekannt ſein. Sollten ſie aber je eine eclatante Bedrückung zu erleiden haben, ſo wären wir überzeugt, daß die in Berlin herrſchende Liebe für Antiquitäten, ihnen als einer der wunderbarſten lebendigen Antiquität zu Gute kommen, und man die Remedur des ihnen widerfahrenen Unrechts ſich angelegen ſein laſſen werde.

Den Cahin ſchien nichts in dieſer Antwort zu betreffen, nur proteſtirte er feierlich gegen den Gedanken an Auswanderung, welcher auch bei ſeinen beiden Genoſſen höchliches Mißfallen erregte. „Behüte Gott," rief er aus, „daß wir je den Berg verlaſſen, auf welchem Moſis ſteinerne Tafeln vergraben liegen! Wer wird an uns noch denken, wenn wir unſer Heiligthum aufgegeben haben?" Sodann theilte er mir mit, daß er ſich ſchon früher an die Königin von England gewandt habe, um ihr ſeine und ſeines Volkes Unterthanenſchaft anzutragen, und daß von derſelben an ihre politiſchen Agenten in der Türkei der Befehl ergangen ſei, der Gemeinde bei etwaigen Schwierigkeiten in officiöſer Weiſe beizuſtehen.

Dies genügte offenbar dem Bittſteller nicht. „Meinen Sie," rief er aus, „daß ich mich je in einem ſpeciellen Falle an die engliſchen Conſularbeamten gewandt habe? Mit nichten! Wir ſind mit den Muhammedanern immer gut ausgekommen und wollen uns durch fremde Einmiſchung unſre Stellung nicht verderben laſſen. Es thut uns ja auch Gottlob niemand etwas zu Leide! Unſre einzige Klage ſind die Staatsabgaben, welche der engliſche Schutz uns

doch nicht abnimmt. Ja, wenn Ihr König gesund wäre, der würde mehr für uns thun. Aber vielleicht," fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „hat die Königin von England uns nur nicht recht verstanden; wenn ihr doch jemand klar machen wollte, daß es sich nur um 3000 Piaster jährliche Abgaben handelt. Ist diese Summe für uns gezahlt, dann liegt uns nichts daran, ob wir Türken oder Briten heißen sollen."

„Oder Preußen," hätte er sagen können; denn daß die begehrte preußische Unterthanenschaft nur eine Jahresrente von 3000 Piastern (180 Thlr.) zu bedeuten habe, ging aus der Unterhaltung deutlich genug hervor. Diesen Orientalen hält es schwer, sich einen europäischen Souverän anders denn als die höhere Potenz eines Pascha zu denken, welcher per fas et nefas überall seine Taschen füllt und dafür denn auch einmal zur Unzeit großmüthig sein kann, wie ein Chalif der 1001 Nacht. Unsre bei dieser Gelegenheit gemachten Mittheilungen über die Verwendung der Gelder in einem geregelten Staatshaushalt, über die Pflichten einer civilisirten Regierung, setzten unsre Besucher fast noch mehr in Staunen, als drei Tage zuvor den Ortsscheich von Rafidia die Kunde, daß es eine behagliche Existenz auf Erden ohne Kameele geben könne.

Daß es mir gelungen, dem Cahin seine Wünsche auszureden, will ich nicht behaupten; schon der alte Askräer sagt: Ist des elenden Geschlechts der Sterblichen Seele das Geld doch! und dieser Spruch hat, wenn irgendwo, in Nablus seine vollkommene Geltung. Aeußerlich freilich gab unser Freund sich zufrieden und nahm nunmehr die Rede mit der Bemerkung wieder auf, daß ihm in noch einer Sache unser Rath wünschenswerth sei. „Sie wissen vielleicht," sagte er, „daß uns vor einigen Jahren einmal das Glück zu lächeln schien. Einer aus unsrer Mitte, Jakûb esch-Schelebi, derselbe, in dessen Hause Sie den Stein mit der Inschrift sahen, ging nach Europa, um für die Nation Geld zu sammeln. Der Erfolg war ein glänzender, mit Gold reich beladen kehrte der junge Mann zu uns zurück. Aber im Vertrauen auf den Schutz der Consularbeamten des Volks, bei welchem er seine Collecten veranstaltete, hat er von seinem ganzen Reichthume Nichts (der Cahin nahm bei diesem Worte den Nagel seines rechten Daumens zwischen die Schneidezähne und zog ihn mit einem emphatischen Rucke ab) der Gemeinde zu Gute kommen lassen. Wir erwarten den schlechten Menschen in diesen Tagen von Beyrut zurück — welche Schritte rathen Sie der Gemeinde an, um zu ihrem Rechte zu gelangen?" —

Von der Geschichte, auf welche der Cahin hier anspielte, waren mir schon manche Einzelheiten bekannt, aber erst durch die ihm entlockten, wenn auch bisweilen geschrobenen Mittheilungen wurde uns eine klarere Uebersicht des Ganzen zu Theil. Als das erste, und vielleicht auf lange Zeit einzige, Beispiel der Ausbeutung europäischer Mildthätigkeit durch einen samaritanischen

Industrieritter dürfte hier eine kurze Notiz darüber am Orte sein, wenn dieselbe auch auf mehr als blos nablusische Zustände ein Streiflicht wirft.

Jakûb esch-Schelebi ist der Großneffe eines Mannes, welcher sich um die äußerliche Hebung des samaritanischen Gemeinwesens Verdienste erworben hat, des in Robinsons Palästina erwähnten Abd-es-Sameri aus der alten Familie Beni Danef oder Danufteh, welcher während der ägyptischen Occupation und später unter der Verwaltung des Suleiman Bey Tokan als Finanzschreiber für den District von Nablus Ansehn und Reichthum erwarb. Ein derartiger Posten setzt, wie sich leicht begreift, mancherlei Versuchungen aus, welchen der alte Mann nicht genug widerstanden zu haben scheint. Nachdem er mit der Verbannung des Suleiman Tokan seine Stütze verloren, erfolgten Rückerstattungsklagen, und nach seinem Tode wurden wegen einer solchen seine nächsten Verwandten und Erben, unter ihnen Jakûb, ins Gefängniß gesetzt. Der Letztere wußte zu entrinnen und gelangte nach manchen Irrfahrten nach Jerusalem, woselbst er wegen inzwischen in der Regierung von Nablus eingetretenen Personenwechsels nicht mehr verfolgt wurde. Er beschäftigte sich damals mit dem Verkaufe samaritanischer Handschriften religiösen Inhalts, welche dem Synagogenschatze angehörig, aus der Erbschaft seines Großoukels, dahin hätten zurückgegeben werden müssen, und lebte von dem Erlöse. Später soll er ein Gewerbe getrieben haben, welches als in das Familienleben eingreifend, dem Orientalen vorzugsweise verhaßt ist. Jedenfalls stand er in dem allerübelsten Rufe.

In Jerusalem wurde er mit einem jungen europäischen — man erlasse mir die nähere Bezeichnung — Beamten bekannt, welcher nachher als Viceconsul seiner Regierung nach einer nordpalästinensischen Hafenstadt versetzt wurde. Derselbe war während mehrjährigen Aufenthalts in Jerusalem in den religiösen Schwindel eingeweiht worden, durch welchen Nicht-Missionäre, dem eben herrschenden Lieblingswahn des leichtgläubig frommen Haufens in der Heimat schmeichelnd, für angebliche Missions- und sonstige Humanitätszwecke Geld aufzubringen wissen. Durch den besagten unbezahlten Posten selbstständig geworden, trachtete er die erworbenen Kenntnisse zu verwerthen. Seine erste That war aber, wie behauptet wird, eine andre. Die französische Regierung hatte vielen ihrer zahlreichen jüdischen Unterthanen in Palästina plötzlich ihren Schutz entzogen und sie den Landesgesetzen mit deren onerösen Verpflichtungen preis gegeben. Unsern jungen Mann rührte ihr Schicksal; er reiste nach Safed, einem ihrer Hauptsitze, und gewann dort ohne Schwertstreich seiner Regierung eine zahlreiche Unterthanenschaft, — ein ebenso patriotisches als einträgliches Geschäft, denn die Schutzpatente wurden nicht gratis ausgefertigt. Nunmehr erinnerte er sich seines Freundes Jakûb; er berief denselben zu sich, kleidete ihn in prunkhafte orientalische Tracht und führte ihn so nach der Hauptstadt

seines Vaterlandes, woselbst er einen Artikel ungefähr folgenden Inhalts in die von dem oben bezeichneten Publikum vorzugsweise gelesenen Blätter rücken ließ. Die Samaritaner zu Nablus, hieß es darin, seien in ihren mannigfachen Bedrängnissen auf den Gedanken gekommen, die Großmuth der *** Nation durch einen Abgeordneten anzuflehn. Dieser, ein junger Primat, sei nunmehr angekommen und werde in seiner Nationaltracht einer öffentlichen Versammlung beiwohnen, welche da und da zu dem Zwecke abgehalten werden solle, um über Mittel und Wege zu rathschlagen, wie dem unglücklichen biblischen Volke aufzuhelfen sei.

Ein junger samaritanischer Primat in seiner Nationaltracht, ein Landsmann der Frau, mit welcher unser Heiland am Jacobsbrunnen redete, — mehr bedurfte es nicht, um ein reiches, edles und bibelkundiges Publikum anzuziehn. Zur festgesetzten Zeit eilten Schaaren nach der bestimmten Localität und die Staatswagen machten Queue. Im Eingange aber war eine kleine Schwierigkeit. Es wurde dort — worauf die Zeitungsannoncen vergessen hatten, aufmerksam zu machen — ein Eintrittsgeld von einer Guinee erhoben, natürlich für die armen Samaritaner. Doch stießen sich daran nur Wenige, und sollte hie und da ein stiller Groll wegen der unvorhergesehenen Abgabe geblieben sein, so machte die Erscheinung des schlanken, jungen Fremdlings, sein regelmäßiges, von der Sonne des Südens gebräuntes Antlitz, seine reiche phantastische Kleidung, seine Unbekanntschaft mit der ***ischen Sprache, Alles wieder gut. Der Erfolg war ein vollständiger; Bischöfe, Grafen und Barone luden den Abenteurer mit seinem Führer, welcher das wohlberechnete Opfer der Eigenliebe brachte, sich ihm als sein Dolmetscher völlig unterzuordnen, zur Tafel, und ein Comité wurde eingesetzt, um fernere Sammlungen zu veranstalten.

Nachträglich stiegen gleichwol bei dem Einen und Andern der Wohlthäter allerlei Bedenken auf, und dazu mochte sich eine gelehrte Neugier gesellen. Genug man wünschte die Creditive des samaritanischen Gesandten einzusehn. Solche waren nun freilich nicht da, denn daß ein consularisches Zeugniß nicht als genügendes Authenticum für den fremden Almosensammler betrachtet werden würde, hatte man nicht vorhergesehn. Doch verlor man die Haltung nicht; kannte man doch den Charakter des Oberpriesters, der die Beglaubigung auszufertigen haben würde. Man habe, hieß es, nicht geahnt, daß ein Zweifel erhoben werden könne; aber die Sache sei einfach, mit umgehender Post solle das Fehlende nachgeholt werden. Damit wurde ein mit dem Werthe von 60 L. Sterl. beladener Brief an den Cahin Amram zu Nablus expedirt, mit Auseinandersetzung des Falles eine bedeutend größere Summe in Zukunft verheißen, und er um die nöthigen Papiere angegangen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Treffliche ohne Weiteres in die Falle ging. Es

ist einigermaßen zu verwundern, daß das Geschenk so beträchtlich ausfiel; hätte Jakûb, der keinen guten Namen aufs Spiel setzte, allein darüber zu bestimmen gehabt, er würde wol kaum ein Drittel der Summe daran gewandt und dennoch seinen Zweck erreicht haben. Diesem Menschen, den er bisher nur als Synagogen-Bücherdieb behandelt hatte, stellte der Priester als seinem Betrauten bereitwillig die nöthigen Papiere mit Siegel und Unterschrift aus und harrte seitdem, und harrt leider noch heute, der guten Dinge, die da ferner kommen sollten.

Nach einigen Monaten kehrte der Viceconsul auf seinen Posten zurück, von wo er alsbald den Cahin besuchte, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Jakûb esch-Schelebi blieb eine beträchtliche Zeit länger in dem Lande seiner erfolgreichen Thätigkeit und kehrte, nachdem er außer der Hauptstadt auch die hauptsächlichsten Provinzialstädte mit seiner Gegenwart beglückt hatte, mit einer Summe, welche mindestens auf den Werth von 1200 L. Sterl. berechnet wird, in seine asiatische Heimat zurück. Ob er daselbst diesen Schatz ganz für sich behalten, läßt sich nicht entscheiden; der Cahin aber, welcher, durch das ihm zugeworfene Trinkgeld verblendet, sein Mitschuldiger geworden war, sah sich bitter getäuscht, als er mit dem Begehren, den ihm und der Nation gebührenden Antheil zu erheben, schnöde abgewiesen wurde. Er wandte sich an die Consularbeamten des Volks, das sich als einen so großmüthigen Wohlthäter der Seinen erwiesen und schrie nach Gerechtigkeit; aber man behandelte ihn nicht besser, als der Inhaber der Beute, und da es ihm, was Gerechtigkeit anbetrifft, nicht einfiel, mit der Vertheilung der ihm persönlich zu Theil gewordenen Gabe den Anfang zu machen, so gelang es ihm nicht einmal Sympathien zu erwecken. Selbst innerhalb der Gemeinde büßte er trotz seines späten Eifers für die gute Sache an Ansehen ein; man betrachtet ihn und den Jakûb als zwei gleiche Kumpane, von denen der Eine den Andern an List und Glück übertroffen.

Am Ende einer langen Unterhaltung, als deren Substrat die vorstehende Geschichtserzählung zu großem Theile gelten mag, wiederholte der Cahin seine Bitte, ich solle ihm und den Gemeinde-Aeltesten geeignete Schritte zur Erlangung des Ihrigen anrathen. Ich verwies sie auf die türkischen Gerichte, denen der Jakûb als Rayah unterstehe. „Die," antwortete der Cahin, „wollen nicht entscheiden, weil sie die ***schen Consularbeamten bei der Sache interessirt glauben." — „So excommunicirt den Taugenichts." — „Das würde die Nation nicht leiden." — „So schreibt an das Comité zu ***." — „Das haben wir gethan, aber man glaubt uns nicht." — „So dulde, armer Hoherpriester, es ist dir wirklich nicht zu helfen!" —

„Der Schändliche," rief beim Abschiednehmen der Cahin aus, „und wie er in England eine vornehme Miß an der Nase herumgeführt hat, die Toch-

ter eines berühmten Seehelden! Die sehr Ehrenwerthe war in ihn vernarrt und zeigte sich für unsre Armen ganz besonders gütig. Noch jetzt schickt sie ihm Geschenke und Geld, und er hütet sich wol sich ihre Glückwünsche zu seiner vor Jahr und Tag erfolgten Verheirathung auszubitten. Sie soll die besten Hoffnungen gehabt haben, ihn zur Taufe zu geleiten!" —

Wir blieben lange genug in Nablus, um den Laertiaden seines Volks zurückkehren zu sehn und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er ist jetzt ein angehender Dreißiger von imposantem Wuchse und regelmäßigen, doch an einem abstoßenden Ausdruck leidenden Gesichtszügen, welche in einem unter Orientalen seltnen Maße von Gemeinheit und Geistlosigkeit zeugen. Da er uns eine Menge Fetzen von samaritanischen Manuscripten — immer mit der flehenlichen Bitte, dem Cahin nichts davon zu sagen — zum Kauf anzubieten hatte, so sahen wir ihn öfter als wir wollten, und hatten reichliche Gelegenheit die Bemerkung zu machen, daß, wenn ihm auch die Lüge völlig zur Gewohnheit geworden, seine widerwärtige Physiognomie die unbedingteste Wahrheit rede. Um so mehr bedauerten wir die arme Kalypso, die Tochter des Seehelden, wenn ihr wirklich die Abreise dieses Unwürdigen von ihrer glücklichen Insel nahe gegangen sein sollte. —

Die Geschichte der Rheinzölle.

Der Zweck des nachstehenden Aufsatzes ist, den Lesern das nothwendigste Material zur Beurtheilung einer Frage zu liefern, welche binnen Kurzem Gegenstand der Verhandlung in den preußischen Kammern werden soll.

Die Entstehung der Rheinzölle datirt aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Noch zu der Zeit, wo die holländischen Provinzen Spanien angehörten, wurden an ihren Küsten keine Zölle erhoben. Der Kampf für ihre Unabhängigkeit veranlaßte indeß einzelne Gebiete und Städte, die sich vom spanischen Joche losgerissen hatten, zur Erhöhung ihres Einkommens. Man wählte unter anderm hierzu die falsche Maßregel: den Verkehr auf dem Rhein mit Abgaben zu belegen. Es wurden zunächst die sogenannten Lizentgebühren eingeführt; nur gegen Entrichtung derselben durften die fremden Schiffe in die feindlichen Häfen der spanischen Niederlande einfahren. Schon im Jahr 1566 klagten die Städte Cöln und Straßburg auf dem Städtetag zu Augsburg über diese willkürliche Steuerung. Mehrere andere freie Reichs-

städte, sowie Franken, Baiern und Schwaben schlossen sich auf dem Reichstage zu Speyer im Jahr 1570 den Beschwerden über diese Belastungen an.

Als der Oberstatthalter van Reguesens im Juni 1575 die drei Polder an den Mündungen des Rheines in Besitz nehmen und Verschanzungen aufwerfen ließ, um die fremde Schifffahrt abzuwehren, erfolgten neue Klagen von Seiten der deutschen Städte. Sie ertheilten auf der Versammlung zu Ulm der Stadt Regensburg den Auftrag, dem Kaiser und den Kurfürsten vorzustellen, daß durch die von den Holländern ausgeübten Gewaltstreiche aller Handel nach den Niederlanden unterbrochen und der Weg zu den Hansestädten und von diesen auf den Rheinstrom gänzlich gesperrt werde. Der Kaiser versprach sich zu Gunsten der Unterdrückten zu verwenden, doch die bekannte Ohnmacht des deutschen Reiches vereitelte seine Bemühungen.

Die Leichtigkeit, mit welcher durch diese Zwangsmaßregeln die holländischen Einkünfte sich vermehrten, reizte im Jahr 1580 die zu Antwerpen versammelten Generalstaaten, die Willkür einzelner Provinzen und Städte auf das ganze Land in Anwendung zu bringen; sie verordneten, daß keine Waaren weder zur See noch zu Lande in den vereinigten Provinzen aus- und eingeführt werden sollten, wofür nicht das Recht dazu vorher bezahlt worden sei.

Die rheinischen Städte beschwerten sich aufs Neue beim deutschen Reichstage und selbst die Stadt Lübeck überreichte im Jahr 1582 dem Kaiser eine besondere Denkschrift, worin sie um schleunige Hilfe bat; indeß führten diese Klagen bei der Schwäche des Reiches zu nichts, und ebenso wenig brachte der westphälische Friedenscongreß, bei dem sie sich wiederholten, Abhilfe des Uebelstandes.

Holland gewann zwar durch die Fortsetzung des Unrechts einen Theil des rheinischen Handels, allein es förderte dadurch zugleich den Waarentransport über Hamburg und Bremen; auch machte man verschiedene andere Versuche, dem Handel neue unabhängige Wege zu eröffnen; so z. B. wollte im Jahr 1626 die Erzherzogin Clara Eugenia die Maas und den Rhein verbinden, und nur mit Mühe konnten die Holländer die Ausführung dieses Planes abwenden.

Die nautisch mercantilische Politik der Holländer wurde im Laufe der Zeit nachgeahmt: die erste Folge der holländischen Sperre war das Verbot der Handelsschiffahrt auf dem größten Theile des deutschen Rheins für die holländischen Schiffer. Bald folgten andere lästige Bedrückungen für den Schiffahrtsverkehr überhaupt: der gezwungene Umschlag zu Cöln und Mainz oder das Zwangsrecht des Stapels; das Lastgeld, das Hafen- und Diepgeld, das Tonnengeld, der Ritz- und Ruderlohn, der Ufer- und Wasserzoll, die Transitrechte, die Rheinzölle, die Brückendurchlaßgebühren, die Octrois, und die Recognitionsgebühren, und dazu kamen endlich die massenhaft aufeinander ge-

drängten Rheinzollämter, die Verschiedenartigkeit der Zollerhebungen und die Willkür der Beamten.

Mit solchen Belastungen kämpfte unser schönster Strom fast zwei Jahrhunderte hindurch; die natürliche Folge dieses unglücklichen Zustandes war die Abnahme der Schiffahrt und des Handels, so daß der Gesammtwerth aller Waaren, die am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf dem Strome verfandt wurden, jährlich kaum drei Millionen Thaler betrug. Die öffentliche Stimme verlangte laut nach Erleichterung und fand zunächst auf dem rastadter Congreß im Jahr 1797 einiges Gehör in dem Vorschlag: den Rhein bis in die See frei zu geben und alle Zölle auf demselben aufzuheben; doch der Vorschlag zerfiel mit dem Congresse selbst.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts trat Napoleon der Erste für die Ermäßigung der Schiffahrtsabgaben, wie für die Ordnung und Sicherheit auf dem Rheinstrom in die Schranken. Der auf dem rastadter Congreß angeregte Vorschlag ward wieder aufgenommen und am 15. Aug. 1804 zwischen Deutschland und Frankreich die erste Rheinschiffahrtsconvention abgeschlossen.

In 132 Artikeln bestimmte der Vertrag: 1) Es soll der Rhein von Straßburg bis zur holländischen Grenze als ein zwischen den Uferstaaten gemeinschaftlicher Strom betrachtet, und die Schiffahrt auf demselben unter eine gemeinsame Centralgewalt gestellt werden.

2) Für die bezeichnete ganze Rheinstrecke findet eine gleichförmige gesetzliche Gebührenerhebung statt.

3) Das strenge Stapelrecht der Städte Mainz und Cöln wird aufgehoben, dagegen der gezwungene Umschlag in beiden Plätzen, als Stationshäfen beibehalten.

Die neue Abgabe bestand aus einem Octroi und einer Recognitionsgebühr; genaue Tarife bestimmten die zu entrichtenden Summen und sowol zu Paris wie zu Regensburg ging man bei deren Entwerfung vorsichtig zu Werke. Man ermittelte, daß nach den alten Zollsätzen der Centner von der Grenze Hollands bis nach Straßburg mit 2 Fr. 18 Cts. bezahlt wurde und setzte den neuen Tarif auf 2 Fr. für die Bergfahrt und 1 Fr. 33 Cts. für die Thalfahrt per Centner fest. Am 6. Nov. 1805 wurden sodann alle 32 Zollämter auf dem Rheine abgeschafft, und es traten zur Erhebung der neuen Schiffahrtsgebühren 12 Erhebungsämter an deren Stelle.

Die Convention von 1804 fand auf den holländischen Rhein keine Anwendung, dort währte der alte Zollwirrwarr auf allen Zweigen des Rheins fort. Der Grund lag nicht allein in finanziellen Rücksichten; die Aufgabe war auch deshalb eine schwierige, weil mehrere Zölle für Rechnung einzelner Provinzen, ja sogar einzelner Städte erhoben wurden. Der arg verschlungene Knoten wurde erst mit der Einverleibung Hollands in das französische Reich

aufgelöst; denn bald nachher erschien das kaiserliche Decret vom 21. Oct. 1811.

Nach demselben mußten alle Abgaben, Zölle und Gebühren vom 1. Jan. 1812 an, auf dem Niederrheine, der Waal, dem Leck und der Yssel aufhören. An ihre Stelle traten ebenfalls Recognitions- und Octroigebühren, die an bestimmten 12 Zollämtern, gleich der Octroi auf dem deutschen Rheine erhoben wurden und Jedem, der sich eine Ueberschreitung erlauben würde, ward die Strafe angedroht, welche auf Erpressungen verhängt war.

Die Restauration, welche den Freiheitskriegen folgte, restaurirte auch die Fesseln und Lasten der Rheinschiffahrt. Hollands Regierung stellte im December 1813 ungefähr den Zustand von 1725 wieder her.

Indeß schienen diese Lasten nur auf kurze Zeit noch getragen werden zu sollen. Die vier alliirten Mächte, nachdem sie Holland von dem Verbande mit dem französischen Reiche befreit hatten, verkündeten im pariser Friedensvertrag die Freiheit der Rheinschiffahrt. Der Art. 5 des Vertrags vom 30. März 1814 sagt wörtlich: „Die Schiffahrt auf dem Rheine, von dem Punkte an, wo er schiffbar wird, bis in die See und umgekehrt soll frei sein, in dem Maße, daß sie Niemandem untersagt werden kann, und man wird sich bei dem künftigen Congresse mit den Grundsätzen beschäftigen, nach welchen die von den Uferstaaten zu erhebenden Gefälle auf die gleichmäßigste und dem Handel aller Nationen am meisten günstige Weise regulirt werden können."

Dem wiener Congresse blieb nun die Entwicklung des in Paris ausgesprochenen Grundsatzes gänzlich überlassen; sechs Wochen nach der Eröffnung des Congresses ernannten die acht Mächte eine Commission zur Ausführung des Art. 5 des pariser Friedens und die Gesandten sämmtlicher Rheinuferstaaten wurden zur Theilnahme an diesen Conferenzen eingeladen. Mit Zustimmung des holländischen Gesandten wurde schon in der zweiten Sitzung der erste Artikel des von dem französischen Gesandten vorgelegten Entwurfs zu einem Schiffahrtsreglement für alle großen Flüsse angenommen, nach welchem der Rhein von da an, wo er schiffbar wird, bis in das Meer, sowol auf als abwärts in Hinsicht auf den Handel vollkommen frei sein sollte. Dem Gesandten Englands schienen diese Bestimmungen noch zu beschränkt, er forderte, daß nach dem Geiste des pariser Friedens nicht allein der Handel, sondern auch die Schiffahrt für alle Nationen frei erklärt werden sollte und die übrigen Bevollmächtigten stimmten dieser Forderung nur deshalb nicht bei, weil für die Unterthanen anderer Länder nicht dieselbe Schiffahrtsfreiheit auch auf den Strömen fremder Staaten eintreten könnte.

In Hinsicht der Gebühren war vor dem Jahr 1814 nach der Octroiconvention von 1804 die Erhebung zwischen Frankreich und dem Kurerzkanzler gemeinschaftlich; jeder bezog die Hälfte der Gesammteinnahmen. Nach dem

Vordringen der verbündeten Mächte gebührte diesen der Frankreich abgenommene Ertrag bis zur holländischen Grenze; sie machten indeß keinen Anspruch darauf und die Commission auf dem wiener Congreß beschloß, daß künftig die Rheinuferstaaten die Gebühren für eigene Rechnung erheben sollten.

Gegen die von Holland in Bezug auf den Handel zugestandene Schifffahrtsfreiheit auf seinem Rheinantheil bis in das Meer, mit Aufhebung des an der Rheinmündung bestehenden Stapels übernahmen die Rheinuferstaaten die Verbindlichkeit, auch alle bis dahin bestandenen Rechte des gezwungenen Umschlages zu Gunsten der Niederlande aufzuheben.

Die Bildung einer aus Bevollmächtigten sämmtlicher Uferstaaten bestehenden Centralcommission für die Rheinschiffahrt wurde im Art. 11 beschlossen. Diese Centralcommission sollte bis zur Verkündigung des definitiven Reglements die vorgefundene Centraladministration da ersetzen, wo es nöthig sein würde, und zu dem Ende im Namen aller Uferstaaten zunächst eine interimistische Instruction erlassen. Ueber die künftige Norm der Berechtigungen bestimmt die Schlußacte des wiener Congresses vom 9. Juni 1815, diese Grundlage des neuen deutschen Staatenverbandes, in Anerkennung der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit freier Bewegung auf den gemeinsamen deutschen Strömen folgendes:

„Art. 108. Die Mächte, deren Staaten durch denselben schiffbaren Strom getrennt oder durchschnitten sind, verpflichten sich, durch gemeinsame Uebereinkunft Alles zu regeln, was auf die Schiffahrt des Flusses Bezug hat. Dieselben werden zu diesem Zwecke Commissare ernennen, welche sich spätestens 6 Monate nach dem Ende des Congresses versammeln und zur Grundlage ihrer Arbeiten die Principien nehmen werden, die in den nachfolgenden Paragraphen festgestellt sind."

„Art. 109. Die Schifffahrt wird auf dem ganzen Laufe der vorbezeichneten Flüsse vom Punkte ihrer Schiffbarkeit bis zum Ausflusse vollständig frei sein und kann mit Bezug auf den Handel Niemand untersagt werden, selbstverständlich hat man sich dabei aber nach denjenigen Bestimmungen der Schiffahrtspolizei zu richten, welche gleichmäßig für Alle und dem Handel aller Nationen möglichst günstig aufgestellt werden sollen."

„Art. 110 bestimmt, daß das System der Zollerhebung und der Polizei auf dem ganzen Strome ein gleiches sein soll."

„Art. 111. Die Schiffahrtsabgaben werden auf gleiche unveränderliche Weise und so unabhängig von der verschiedenen Beschaffenheit der Waaren festgesetzt, daß eine genaue Prüfung der Ladung nur wegen Betrug oder Unterschlagung nöthig werden kann. Die Höhe der Zölle, die keinesfalls die jetzt bestehenden übersteigen soll, wird sich nach den örtlichen Verhältnissen, welche es nicht erlauben, in dieser Beziehung eine allgemeine Regel

aufzustellen, richten. Man wird aber bei Anfertigung des Tarifs von dem Gesichtspunkt ausgehen, den Handel zu beleben, indem man die Schiffahrt erleichtert und der für den Rhein geltende Octroi wird als annähernde Form dabei dienen können. Nachdem der Tarif einmal geregelt sein wird, kann er ohne gemeinsame Uebereinkunft der Uferstaaten nicht erhöht und eine Belastung mit irgend andern Zöllen, als den im Reglement bestimmten nicht eingeführt werden."

„Art. 113. Jeder Uferstaat wird innerhalb seiner Grenzen die Unterhaltung der Leinpfade und die Arbeiten übernehmen, welche im Flußbette nöthig sind, um die Schiffahrt an keinerlei Hindernissen leiden zu lassen.

Außerdem sagt der Art. 4 derjenigen Commission, welche den von dem Minister v. Humboldt vorgelegten Entwurf der die Rheinschiffahrt betreffenden Artikel berieth, wörtlich:

„Der so festgestellte Tarif kann nur in gemeinsamer Uebereinstimmung erhöht werden, und die Regierungen der Uferstaaten des Rheines, indem sie von dem Grundsatz ausgehen, daß ihr wahres Interesse darin besteht, die Schiffahrt zu erleichtern und dadurch den Handel in ihren Staaten zu beleben, und daß die auf die Schiffahrt gelegten Zölle vorzugsweise bestimmt sind, die Kosten ihrer Unterhaltung zu decken, verpflichten sich auf das bestimmteste zu solcher Erhöhung nur aus den gerechtesten und dringendsten Gründen zu schreiten."

Es wird Niemand in Abrede stellen, daß die Fassung dieser Artikel zeigt, wie sehr die Contrahenten von der Nothwendigkeit durchdrungen waren, den Verkehr auf den betreffenden Flüssen zu beleben, und daß die derzeitige Absicht, die Zölle der Hauptsache nach nur zur Deckung der Kosten zu erheben, ohne sich gerade bis auf das genaueste daran zu binden, klar aus diesen Anführungen hervorgeht.

Bekannt ist, daß diese Absichten in der Hauptsache fromme Wünsche blieben. Die Niederlande wollten die Freiheit der Rheinschiffahrt nur bis an das Meer und nicht bis in die See. Nachdem diese Sprachverwirrung in den Sitzungen der Mainzer Centralcommission zehn Jahre gedauert und sieben Entwürfe zu einer interimistischen Instruction vergebens waren vorgelegt worden, gelangte die Auslegung des fünften Artikels des pariser Friedens in Betreff der Rheinschiffahrt wieder vor das Forum der vier Großmächte.

England hatte schon beim Congresse in Verona eine Note eingegeben und die Ausführung des pariser Friedens dringend gefordert; es erklärte jetzt, daß die Forderung einer Transitabgabe bei einer ehrlichen Auslegung des Vertrages, welcher die Mündungen der Flüsse für frei erklärt habe, mit dem schlichten Menschenverstande schlechterdings nicht vereinbar sei. Oestreich sagte in seiner Note vom 14. Febr. 1826: „Die Freiheit der Rheinschiffahrt bis

in das Meer ist eine ausdrückliche Bedingung des Daseins des Königreiches der Niederlande. Das europäische Völkerrecht will, daß Sr. Majestät der König der Niederlande seine Souveränetät den Bedingungen unterordne, die in den Tractaten festgestellt sind."

Rußland erklärte, daß die Ehre in Gefahr stehe, wenn die Erfüllung der Tractate länger in der bisherigen Weise verzögert werde, und sprach sich mit Nachdruck für die östreichische Ansicht aus.

Nach solchem Schiedsgericht wurde endlich in der 514. Sitzung der Centralcommission am 31. März 1831 in Mainz eine neue Rheinschiffahrts-Convention angenommen, welche die freie Schiffahrt auf dem Rhein bis in die See, die Aufhebung des gezwungenen Umschlagrechtes in Cöln und Mainz und die gleichmäßige Vertheilung des Rheinzolls durch einen gemeinschaftlichen Tarif bestimmte. Fünfzehn Jahre lang hatten in solcher Weise die deutschen Rheinuferstaaten die vertragsmäßigen Vortheile der freien Schiffahrt aufs Neue entbehrt und den Niederlanden während dieses Zeitraums circa 25 Millionen Gulden an unrechtmäßigen Transitgebühren entrichtet.

Die von den Uferstaaten des Rheines auf dem Grund der wiener Congreßacte abgeschlossene Convention vom 31. März 1831 ordnet auch jetzt noch die Schiffahrtsverhältnisse des Stromes. Der wichtige Abschluß des Zollvereins im Jahr 1824 hat an dieser Convention nichts verändert.

Die Convention von 1831 bestimmt unter dem Titel von Schiffahrtsabgaben 1) eine Schiffsgebühr (Recoguition) für jedes Schiff, dessen Ladungsfähigkeit auf fünfzig Zentner und höher steigt und 2) einen Zoll von der Ladung nach ihrem Zentnergewichte. Zur Erhebung der Schiffsgebühr und des Zolles wurden für die Fahrt abwärts 16 Zollstellen, so wie für die Fahrt aufwärts 18 Zollstellen bestimmt. An jeder dieser Zollstellen, an welcher ein Schiff vorbei-, oder von welcher es abfährt, ist die bestimmte Schiffsgebühr und der festgesetzte Zoll, nach den Entfernungen berechnet, besonders zu entrichten. Die Schiffsgebühr wird auf Grund eines Aichungs-Manifestes erhoben, welches der Schiffer bei sich haben muß und der Zoll in Folge einer stattgefundenen Vermessung des Stromes in seiner ganzen Länge nach dem Verhältniß der Entfernung der Zollstellen. Außerdem wurde der Transport mit verschiedenen Zahlungen von Brücken- und Schleusengeldern, Krahn- und Waagegebühren belastet. Nach der Uebereinkunft vom Jahr 1804 hatte die derzeitige Generaldirection das Recht, dem Handel und der Schiffahrt die Frachten für den Gütertransport auf dem Rheine vorzuschreiben, wogegen durch die Convention von 1831 die Bestimmung der Frachtpreise dem Handels- und Schifferstande allein überlassen wurde.

Vor der Convention von 1831 betrugen die Schiffsabgaben vom Meere bis Straßburg doppelt so viel, wie die Fracht von Hamburg nach den

Vereinigten Staaten und auf der Weſer zwiſchen Minden und Bremen, einer Entfernung von 24 Meilen, waren nicht weniger als 23 Zollſtellen. Der proviſoriſche Tarif von 1831 ſetzte den Zoll von der badiſch-franzöſiſchen Grenze bis in die See auf 1 Fr. 98 Cts. bei der Thalfahrt und auf 2 Fr. 96 Cts. bei der Bergfahrt, mithin zuſammen auf 4 Fr. 94 Cts. für den Zentner feſt. Außerdem wurden die Recognitionsgebühren, welche von den Schiffen nach Verhältniß ihrer Ladungsfähigkeit an jeder Zollſtelle zu erlegen ſind, auf 10 Cts. für 50 Zentner bis 15 Fr. für 5000 Zentner beſtimmt. Schon in den Jahren 1834 und 1837 erlitten fernerhin die Rheinzölle mehrere Veränderungen, und durch den Tarif von 1857 wurde die Ermäßigung derſelben bis auf die Hälfte beſchloſſen, ja ſogar von Holland und Frankreich alle Rheinzölle aufgehoben.

Inzwiſchen wurde Fultons folgenreiche Erfindung bekannter. 1816 erſchien auf dem Rheinſtrom das erſte Dampfſchiff. Sechs Jahre ſpäter bildeten ſich die regelmäßigen Fahrten von Rotterdam nach Cöln und von Cöln nach Mainz. Sie vermehrten ſich in kaum glaublicher Weiſe, und gegenwärtig jagen die Dampfwagen der rheiniſchen Bahnen mit einer Flotte von fünfzig Dampfſchiffen um die Wette.

Seit dem Jahre 1856 iſt nun der Rhein wieder ein Gegenſtand diplomatiſcher Verhandlungen geworden, welche an die deutſchen Reichstage erinnern und an den wiener Congreß, wo die Commiſſare am grünen Tiſche eine Klage nach der andern zu den Acten nahmen. Damals waren jene Beſchwerden gegen Holland gerichtet; jetzt trifft die Klage die deutſchen Uferſtaaten. Selbſt der frühere Verklagte iſt Kläger geworden. Holland betrat ſchon im Jahre 1837, bei Abſchluß des Schiffahrtsvertrages mit Preußen, den Weg, welchen es ſeitdem mit Conſequenz fortgeſetzt hat. Durch das Geſetz vom 8. Auguſt 1850 wurden alle Tranſit- und Rheinoctroizölle ſammt den Recognitionsgebühren in Holland aufgehoben. Durch die Reviſion des Tarifs vom Jahr 1852 wurden große Ermäßigungen bei der Einfuhr gewährt und eine Menge von Formalitäten beſeitigt, welche geeignet waren, den Tranſit auf dem Rheine zu erſchweren. Seit dieſer Zeit zeigte ſich der niederländiſche Vertreter bei der Rheinſchiffahrtscommiſſion in Mainz immerdar als der beredteſte Vertheidiger der freien Rheinſchiffahrt. Schon 1856 ſagte er: „Jede finanzielle Betrachtung muß bei dieſer für alle ſo wichtigen Lebensfrage nur als eine untergeordnete angeſehen werden.“ — 1857 rief er unter anderm aus: „Iſt es gerecht, daß neben der Eiſenbahn, welche den Vorzug großen Capitalbeſitzes, die Leichtigkeit der Wahl des Bodens, die Abkürzung der Weglinien, den Sporn beſchleunigter Bewegung, Abgabenfreiheit und andere von der Gunſt der Regierungen gewährte Freiheiten für ſich hat, die Rheinſchiffahrt mit drückenden Abgaben belaſtet bleibt, welche aus einer Zeit ſtammen, in der keine Concurrenz beſtand; Abgaben, welche den Handel fiscaliſchen

Formalitäten aussetzen, die immer schwer zu erfüllen und mit dem Verlust kostbarer Zeit verbunden sind . . . Dem Rheine auch noch den Waarentransit zu rauben, nachdem der Transport von Reisenden, von Werth- und Eilgütern der Eisenbahn schon zur Beute geworden, heißt der großen Schiffahrt den Todesstoß versetzen, einen der Hauptströme Europas zu einem Kanal von der Bedeutung eines Feldweges erniedrigen . . . Es ist bei einem tiefern Eingehen auf die Frage nicht zweifelhaft, daß nichts anderes übrig bleiben wird: als zwischen dem völligen Untergang des Hauptzweiges der Rheinschiffahrt und einer allgemeinen, genügenden Ermäßigung der auf dieser Erwerbsquelle für eine zahlreiche Bevölkerung längs der Rheinufer lastenden Abgaben zu wählen."

Dieser Entfesselung des Rheinverkehrs von Seiten Hollands folgte bis jetzt indeß nur Frankreich, welches ebenfalls auf seiner Strecke alle Rheinzölle und Abgaben aufgehoben hat, und dessen Vertreter auf der Rheinschiffahrtscommission wiederholt erklärte: „er sei bevollmächtigt, derjenigen Lösung beizutreten, auf welche die übrigen Rheinuferstaaten sich vereinigten." Frei ist mithin der Rhein von Straßburg bis zur Lauter und von Emmerich abwärts bis in die See. Nur auf dem deutschen Rhein ist die Belastung verblieben!

Baden hat sich seit Jahren schon in der Rheinschiffahrtscommission für die Beseitigung der Belastungen ausgesprochen. „Wenn die Note des großherzoglich hessischen Bevollmächtigten vom 12. October 1857 — sagte der badische Gesandte — die Bemerkung enthält, daß der Concurrenz der französischen Bahnen ein so erheblicher Einfluß auf den Rheinverkehr nicht beizumessen sei, so dürfte dies vielleicht insofern richtig sein, als es in der That nicht die französischen Verkehrswege sind, welche dem Rheinverkehr jene Nachtheile zufügen. Die Nachtheile entspringen vielmehr nur aus dem Widerstand, welchen die alten Zollrechte von 1804 den richtigeren Principien einer erleuchteten Handelspolitik entgegenstellen. Wäre der Rhein von Zöllen und anderen Belastungen ebenso frei, wie es die französischen Verkehrswege sind, so würde derselbe die Concurrenz bestehen können; ja er wäre aller Wahrscheinlichkeit nach im vollen Besitz des Verkehrs geblieben. Von Seiten des Handels- und Schifferstandes ist nichts versäumt worden, um sich im Besitz des Verkehrs zu erhalten. Die reine Wasserfracht von Rotterdam bis Mannheim, welche im Jahre 1818 noch 2 Gulden 25⅔ Kreuzer für den Zollzentner betrug und bis 1855 auf 35 Kreuzer herabgesunken war, beträgt im Jahre 1858: Fracht und Schlepplohn zusammen — nur noch 23⁹/₁₀ Kreuzer. Vergleicht man hiermit den Rheinzoll, selbst nur nach den ermäßigten Sätzen von 1851 mit 22 Kreuzer für den Zollzentner, und erwägt man, daß die weiteren 1⁹/₁₀ Kreuzer durch die Recognitionsgebühr ꝛc. reichlich ausgeglichen werden, so besteht die der Schifffahrt auferlegte

Last selbst jetzt noch in vollen **hundert** Procent der reinen Wasserfracht! Wie läßt sich eine so enorme Belastung vor dem Richterstuhl einer gesunden Handelspolitik rechtfertigen, und welcher ungeheure Druck wird nicht hierdurch auf die industrielle und commercielle Entwickelung des ganzen Rheingebietes ausgeübt."

Dieser Druck hat sich seit dem 14. December 1859 verdoppelt. An jenem Tage wurde die Eisenbahn von Coblenz nach Bingen, das letzte Glied der Schienenstraße von der Nordsee zu den Alpen eröffnet. Nicht allein westlich in Frankreich und östlich in Deutschland, sondern von seinen Quellen an, von Chur aus braust in ungehemmtem Lauf neben dem Rheinstrom die Locomotive bis zur Nordsee!

Diese fortschreitende Entwickelung der Eisenbahnen hat wieder neue Verhältnisse geschaffen. Durch den Vertrag, den der Zollverein mit Holland am 31. December 1857 abgeschlossen, ist der Transitzoll für die per Eisenbahn aus Holland nach einem preußischen Hafen oberhalb Coblenz eingehenden Waaren auf sechs Pfennige herabgesetzt worden, so daß, während der Rheinzoll für 100 Last Güter in dieser Strecke auf der gewöhnlichen Wasserstraße des Rheines 1720 Fr. 40 Cts. kostet, dieser Transitzoll zu Lande für denselben Transport nur 250 Fr. beträgt — also 1470 Fr. 40 Cts. weniger zu Lande wie zu Wasser!

Wirft man ferner gegenwärtig einen Blick 1) auf den Tarif der rheinischen Eisenbahn für den innern Güterverkehr, welcher aber nur bis Bingen geht und zu welchem daher die verhältnißmäßigen Sätze von weiteren 4 Meilen von Bingen bis Mainz und von weiteren 9 Meilen von Mainz bis Ludwigshafen hinzutreten; 2) auf die Taxfahrten für die Rangfahrten des Schiffahrtsvereins zu Cöln pro 1859; 3) auf den Frachttarif der cölnischen und düsseldorfer Dampfschiffahrtsgesellschaft; und 4) auf den Rheinzolltarif: so stellen sich die Frachten, wenn man die Classe II. B. des Eisenbahntarifs, welches die Hauptclasse ist, zu Grunde legt, wie folgt: a) für die Eisenbahn: Fracht von Cöln bis Coblenz $3^1/_2$ Sgr.; für 8 Meilen von Coblenz bis Bingen 2 Sgr.; für weitere 4 Meilen bis Mainz 1 Sgr.; für weitere 9 Meilen bis Ludwigshafen $2^1/_4$ Sgr.; — also von Cöln bis Mainz $6^1/_2$ Sgr.; und von Cöln bis Ludwigshafen $8^3/_4$ Sgr. für den Zollzentner; b) für den Schiffahrtsverein: von Cöln bis Mainz 14 Kreuzer oder 4 Sgr.; dazu Rheinzölle von ausländischen Waaren 61 Cts. oder $4^3/_4$ Sgr.; oder für inländische Waaren 19 Cent. oder $1^1/_2$ Sgr.; — also $8^3/_4$ respective $5^1/_2$ Sgr.; — sodann von Cöln bis Mannheim 15 Kreuzer oder $4^7/_{24}$ Sgr.; Rheinzoll für ausländische Waaren 79 Cent. oder $3^1/_8$ Sgr.; Rheinzoll für inländische Waaren 19 Cent. oder $1^1/_2$ Sgr.; — also $10^{19}/_{24}$ respective $5^{19}/_{24}$ Sgr.; c) für die Dampfschiffahrtsgesellschaften: von Cöln bis Mainz Fracht 60 Cent.

oder 4⁵/₆ Sgr.; Rheinzoll für ausländiſche Waaren 61 Cent. oder 4⁵/₆ Sgr.; Rheinzoll für inländiſche Waaren 19 Cent. oder 1¹/₂ Sgr.; — alſo 9⁴/₆ reſp. 6¹/₆ Sgr.; — ferner von Cöln bis Mannheim Fracht 80 Cent. oder 6⁴/₁₂ Sgr.; Rheinzoll für ausländiſche Waaren 79 Cent. oder 6¹/₁₂ Sgr.; Rheinzoll für inländiſche Waaren 19 Cent. oder 1¹/₂ Sgr. — alſo 12⁹/₁₂ reſp. 7¹¹/₁₂ Sgr.

Wenn man erwägt, daß bei dieſen Schiffsfrachten die Recognitionsgebühren, die Weitläufigkeiten und Koſten der Manifeſte, die Brückendurchlaßgebühren, der Lootſenzwang, die ſtädtiſchen Werftgebühren und die Aſſecuranzen nicht einmal berückſichtigt worden ſind, ſo iſt es ganz augenfällig, daß eine Concurrenz der Schiffahrt gegenüber der Eiſenbahn rein unmöglich iſt, — daß die Rheinſchiffahrt mithin ihrer gänzlichen Vernichtung entgegen geht. Daß Vorſchläge, wie ſie Baden gethan, den Beſchlüſſen der einzelnen Regierungen unterliegen, iſt ſelbſtverſtändlich, aber daß dieſe ſich nicht enthalten können, ihre Genehmigung dazu zu geben, ſoweit die Nothwendigkeit vorhanden iſt, wenn anders ſie die früher eingegangenen Verpflichtungen und Verträge nicht brechen wollen, unterliegt ebenſo wenig irgend einem Zweifel; zumal ſämmtliche betheiligten Bundesglieder ſich durch Beſchluß der Bundesverſammlung vom 31. Auguſt 1820 verbindlich gemacht haben: die Grundlagen der wiener Bundesacte zu befolgen. Dieſe Nothwendigkeit ergibt ſchon die Mindereinnahme, welche die Uferſtaaten bei der Entvölkerung des Rheinſtroms ſelbſt erleiden. Der heſſiſche Antheil an dem im erſten Semeſter 1858 von thalwärts gehenden Güter erhobenen Rheinzoll betrug circa 40,000 Gulden, während derſelbe Antheil früher ſich auf 80,000 Gulden belief. Während alſo die Herabſetzung des Tarifs im Jahr 1851 kaum 8% erreicht; iſt der Ertrag um 50% zurückgegangen. Mit der Vernichtung der Rheinſchiffahrt gehen alſo auch die Rheinzölle verloren, ſo wie der Ruin zahlreicher Staatsangehöriger zu beklagen iſt, welche direct oder indirect ihre Exiſtenz darauf begründen.

Fürwahr, es iſt in der Finanzgeſchichte noch nicht vorgekommen, daß man ein Gewerbe durch übermäßige Belaſtung gänzlich erdrückt, und ſo die Henne ſchlachtet, die uns goldne Eier legt. So lange aber ſolche Zuſtände auch nur dem Scheine nach beſtehen, darf man ſich nicht wundern, wenn die öffentliche Meinung in der Preſſe andere Motive für die Ablehnung jener renitenten Staaten unterſtellt und ſie in der Begünſtigung derjenigen Eiſenbahnen bezeichnet, welche jenen Staaten gehören, oder wobei ſie betheiligt ſind.

Gegen die Leiden der Rheinſchiffahrt petitioniren die Handelskammern und die Gemeinderäthe von Mannheim, Coblenz, Cöln, Elberfeld und Düſſeldorf, petitioniren die bedrängten Dampfſchiffahrtsgeſellſchaften und Schiffsvereine, petitioniren die holländiſchen Stände, gegen dieſelben richten ſich die einmüthigen Wünſche Deutſchlands — und dennoch bleibt Alles beim Alten! Die Langmuth des deutſchen Volkes hat auch in dieſer Beziehung eine harte

Probe zu bestehen. Man wurde in neuerer Zeit auf die Conferenz vertröstet, welche in Nürnberg stattfinden sollte, und als sich dieses nicht bestätigte, sprach man von einer außerordentlichen Sitzung der Rheinschiffahrtscommission. Diese Extrasitzung hat nun wirklich stattgefunden; die Herren Rheinschiffahrtscommissare haben vier Tage conferirt, aber die brennende Frage der Rheinzölle mit den wahrhaft vexatorischen Einrichtungen für diese rechts- und naturwidrige Abgabe ließen die Hüter der Interessen der rheinischen Schiffahrt ungelöst, ja nur discursive soll man der Rheinzölle gedacht, der nassauische Bevollmächtigte dabei sich zu Concessionen geneigt gezeigt, der großherzoglich hessische Commissar jedoch die verlangte Ermäßigung entschieden abgelehnt haben. So gebührt jetzt also der hessischen Regierung das ausschließliche Verdienst, die rheinische Schiffahrt ihrem sichern Ruin entgegen zu führen, trotz dem, daß der Handel und Verkehr der hessischen Gebiete selbst hart dabei betroffen wird, und die Staatszolleinnahme, welche bei einer belangreichen Ermäßigung durch massenhafte Zunahme des Verkehrs in der Hauptsache ungeschmälert erhalten worden wäre, nach und nach gänzlich versiegen muß! Und warum ist bei diesem Anlaß, unter den bedrängten Verhältnissen nicht wenigstens von Seiten der Commissarien derjenigen Staaten, welche den Vater Rhein frei machen wollen, ein energisches Wort gesprochen worden? Soll wirklich der Rhein, der seit uralter Zeit der bedeutendste Völkerweg Deutschlands gewesen, thatsächlich veröden? Und soll diese Verödung fortschreiten, während das kaiserliche Programm vom 5. Januar dieses Jahres in Frankreich, dem französischen Volke die Herabsetzung der Kanalgebühren und eine allgemeine Verminderung der Transportkosten gewährt?

In der That, es thut noth, daß die Abgeordneten des deutschen Volkes in den Ständeversammlungen sich der Sache annehmen.

Bei der Budgetberathung in der Ständeversammlung zu Wiesbaden sprach der Abgeordnete Braun, indem er einen auf die Sache bezüglichen Antrag stellte, lebhaft gegen die Rheinzölle. Es sei endlich an der Zeit, — sagte er — etwas zu thun zur Abwendung der Gefahren, welche der Rheinschiffahrt durch das Fortbestehen der Flußzölle und durch die Concurrenz von Frankreich drohten. Während das Zollvereinsgebiet durch seine geographische Lage, seine Stromverbindungen und sein ausgebildetes Eisenbahnsystem, so sehr, wie irgend ein anderes europäisches Land befähigt sei, sich zu einem schwunghaften Transithandel zu erheben und die reichlichsten Gewinne durch Spedition, Land- und Wassertransport, sowie Vermehrung der Hafen- und Eisenbahneinnahmen zu erzielen, werde dies durch die Transitzölle und durch die Passagezölle auf dem Rhein unmöglich gemacht. Gerecht seien nur diejenigen Abgaben, welche der Staat für Benutzung der von ihm schiffbar gemachten oder erhaltenen Flüsse, also als Aequivalent für die auf deren Verbesserung ver-

wandten Kosten, erhebe, nicht zu verantworten dagegen die Zölle, welche für das bloße Vorbeifahren bezahlt würden. Die Rheinzölle, welche den letztern Charakter trügen, seien gemeinschädlich. Freilich würde es einem kleinen Staat wie dem nassauischen schwer, darauf zu verzichten; und insofern als auf dessen Antheil an dem Rheinzoll durch den Reichsdeputationshauptbeschluß ihm bedeutende bleibende Lasten aufgeladen seien, könne ein solcher Verzicht rechtlich nicht verlangt werden. Eine billige Ablösung dagegen liege im allseitigen Interesse. Sollte aber dieselbe nicht möglich sein, dann müsse wenigstens eine bedeutende Herabsetzung des Tarifs durch Vereinbarung unter sämmtlichen Rheinuferstaaten angestrebt werden. Dieselbe werde für den Schiffahrtsverkehr die heilsamsten Folgen haben und voraussichtlich mit keiner großen finanziellen Einbuße verbunden sein. Denn was an der Höhe des Tarifs abgehe, das werde durch die vermehrte Frequenz ersetzt werden. Dies habe sich bei der Postreform, bei Herabsetzung von Consumtionssteuern, Zollsätzen u. a. stets bewährt. Wenn der Preis falle, steige der Absatz. Im Zollsache sei, wie ein englischer Finanzmann sage, zwei oft nicht die Hälfte, sondern das Doppelte von vier.

Auch auf dem jetzt tagenden Landtage zu Berlin hat der Abgeordnete von Diergardt einen Antrag eingebracht: „auf Abschaffung des Rheinzolls, der Recognitionsgebühren und des Lootsenzwanges", der in den nächsten Tagen zur Verhandlung kommen wird; welchen Verhandlungen die große Zahl der bei dieser Frage betheiligten deutschen Staatsbürger vertrauensvoll entgegen sieht.

Oft schon war die Rheinschiffahrt bedroht. Zu verschiedenen Zeiten lag der Rheinstrom unter dem Einfluß, welchen politische Verwickelungen oder verhängnißvolle Gesetze ausübten. Doch immer wieder hob sich die Schiffahrt zu neuer Blüthe, sobald der auf ihr lastende Druck beseitigt war. Jede Zeit hat ihre Forderungen und macht sie geltend. Im neunzehnten Jahrhundert sind viele der Barrieren gefallen, welche deutsche Provinzen von einander trennten: das Stapelrecht zu Cöln und zu Mainz ward aufgehoben, wenn gleich ersteres seit 1259 und letzteres seit 1495 bestanden; die Absperrungen und Zolleinnahmen an den Thoren unserer deutschen Städte haben aufgehört; die Rheinfahrt ist frei geworden bis in das offne Meer, trotz allen Schwierigkeiten, die zu beseitigen waren; die mercantilische Einheit Deutschlands hat die Hinwegräumung aller Hemmungen des innern Verkehrs errungen, die Zölle und Mauthen im Innern der deutschen Lande weggeschafft, was ohne Selbstverleugnung nie zu erreichen war; unsere Kunststraßen haben viele ihrer Schlagbäume, unsere Landbrücken manche ihrer Einnahmen verloren; ja die Rheinzölle und Recognitionsgebühren sind sammt allen Belastungen von dem holländischen und französischen Rheinantheil freiwillig gewichen! Wie könnten sie auf dem deutschen Rheine verbleiben und dem herrlichen Strome das Leben nehmen? v. C.

Von der preußischen Grenze.

Die Wiener Blätter schildern wetteifernd das Entsetzen und die Niedergeschlagenheit, die sich auf die plötzliche Kunde vom Selbstmorde des Minister v. Bruck der Hauptstadt bemächtigt habe. Es ist das vollkommen verständlich, schon aus rein menschlicher Theilnahme: denn Bruck galt nicht nur für den geistvollsten und begabtesten, sondern auch für den im besten Sinne des Wortes freisinnigen Staatsmann Oestreichs; wenn Jemand im Stande wäre, die heillose Verwirrung der östreichischen Finanzen zu lösen, so traute man es ihm zu. Dabei war er durch seine Persönlichkeit auch in den bürgerlichen Kreisen, aus denen er hervorgegangen war, in seltenem Grad geachtet und beliebt. Und nun von dieser Höhe ein so entsetzlicher Fall! Man trug sich mit den unsinnigsten Gerüchten; man wollte von einer aristokratischen Cabale reden; aber, so wenig man auch noch berechtigt ist, in einer ganz verworrenen Sache von feststehenden Thatsachen zu reden — der Selbstmord spricht zu stark, um einen ernstlichen Zweifel zu lassen, wie die Sache steht. — Wem soll man nun noch trauen? Der Boden wankt unter den Füßen!

Dies ist die andere sehr ernste Seite des Ereignisses, die sich außerhalb Oestreich in fast nicht geringerer Stärke fühlbar macht. Man hat seit langer Zeit nicht blos über die östreichische Finanzverwaltung, sondern über die östreichische Verwaltung überhaupt im Ausland die allerdüstersten Ansichten, aber es scheint, als ob die Wirklichkeit noch schlimmer sei. Das persönliche Mitgefühl konnte anderwärts nicht so groß sein als in Wien oder Triest; aber der Schreck ist nicht viel geringer. Man erinnere sich an die Jahre, die unmittelbar der Februar-Revolution vorausgingen: wie ein Unterschleif nach dem andern, eine Unthat nach der andern in den Kreisen der höchsten Gesellschaft zum Vorschein kam, wie man bei jeder neuen Entdeckung sich angstvoll fragte, was steht denn nun zunächst bevor? wie Lamartine, der neben vielen Schwächen auch die große Gabe hat, sehr treffende Stichwörter zu finden, zuerst sich äußerte: la France s'ennuie! und dann nach kurzem Zwischenraum: la France s'attriste! Auf Oestreich würde schon das zweite Stichwort anwendbar sein, und die allgemeine Niedergeschlagenheit und der allgemeine Unmuth sind sehr gefährliche Symptome für den Staat.

Es ist ganz in der Ordnung, daß die Regierung im Verein mit den Gerichten in dieser Angelegenheit, die viel weiter verzweigt zu sein scheint, als man je hätte ahnen können, die rücksichtsloseste Strenge anwendet. Oestreich muß einmal seine Wunden, die bisher immer verhüllt waren, mit scharfer Sonde untersuchen. Aber in einem Punkt täusche man sich nicht: diese Untersuchung wird nichts anderes aufdecken als blos die Symptome der Krankheit; die innern organischen Schäden und Gebrechen bleiben den Augen des Gerichts verborgen. Wie müssen die Verhältnisse eines Staats beschaffen sein, die es möglich machen, daß so etwas vorkommt? die es möglich machen, daß Männer von anerkannter Rechtschaffenheit im Privatleben auf solche Gedanken gerathen? Das ist der Punkt, auf den es ankommt.

Leider ist dieser Punkt allgemein bekannt, nur da nicht, wo er zuerst bekannt sein sollte, an maßgebender Stelle. Alle Welt kennt den Grund der Schwäche eines

Staats, der doch so viele gesunde, so viele kräftige, so viele edle Elemente enthält. Der Grund ist folgender. Die östreichische Regierung richtet ihr System nicht nach der Wirklichkeit ein, sondern nach einem unbestimmten Ideal, das sie sich aus alten Traditionen, fast möchte man sagen, nach alten Romanen gebildet hat. Das zeigt sich ebenso in der innern wie in der äußern Politik.

Man hat gesagt, der östreichische Staat in seiner gegenwärtigen Ausdehnung sei eine europäische Nothwendigkeit. Das ist zuviel gesagt; eine solche Behauptung greift den Rathschlüssen Gottes vor. Schon das vergangene Jahr hat einen argen Riß in dies System gemacht, und nur ein Blinder übersieht die Hände, die von allen Seiten sich ausstrecken, um das Blatt vollends zu zerreißen. Aber damit stimmen wir vollkommen überein: die Erhaltung Oestreichs in seinem gegenwärtigen Besitzstande ist sowol für Europa als auch für die Völker, die dem östreichischen Scepter unterworfen sind, wünschenswerth. Auch damit stimmen wir überein: dieser Staat ist lebensfähig genug, um nicht blos sich zu erhalten, sondern um noch einmal kräftig aufzublühen; aber nur unter der Bedingung, daß er die Grenzen seiner Macht begreift.

Der Staat ist aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, deren jede im gewissen Grade ein eigenes Leben für sich hat, von denen aber keine die andere entbehren kann. Eine aufgeklärte und wahrhaft conservative Regierung würde diese Thatsache durch eine Verfassung sanctioniren, nach welcher jedes Kronland seine innern Angelegenheiten selbstständig ordnete und verwaltete: sie würde sich nur die allgemeinen Reichsangelegenheiten vorbehalten, und auch diese der Controlle eines ständischen Ausschusses aus den verschiedenen Kronlanden anheim geben. Auch im günstigsten Fall wird die Regeneration ungeheuere Opfer kosten, und diese können in unserer Zeit nur gefordert und gebracht werden, wenn man sich die freie Einwilligung der Betheiligten zu verschaffen weiß. Das östreichische Volk ist in allen Theilen der Monarchie patriotisch und opferbereit, aber es ist so weit mündig geworden, daß es mit Recht verlangt, in Bezug auf diese Opfer seine Stimme abzugeben. Statt dessen hat man den Versuch gemacht, eine Nation durch die andere zu entkräften. Ganz abgesehn von den Italienern, die völlig als eroberte Provinz behandelt wurden, und bei denen in der That der Versuch einer Vermittelung keinen Erfolg gehabt haben würde, hat man die Slaven gegen die Ungarn, die Deutschen gegen beide aufgeregt, und dadurch — freilich auch nur mit russischer Hilfe! — 1849 eine vorübergehende Unterwerfung der Unzufriedenen durchgeführt. Jetzt steht die Sache so, daß die Ungarn und Slaven sich mit einander geeinigt haben, und der Augenblick ist nicht fern, wo auch die Deutschen auf diesen Gedanken kommen werden. In unruhiger ängstlicher Hast sucht man bald durch kleine Concessionen, bald durch Zurücknahme derselben, bald durch Milde, bald durch Strenge auf die Gemüther zu wirken: der Erfolg ist, daß man sie mit jedem Schritt sich mehr entfremdet. Nur ein radicaler Bruch mit dem alten System kann Oestreich in den Stand setzen, nicht gegen seine Nationalitäten, sondern durch dieselben zu regieren; und dazu will man sich nicht entschließen. Hier sogar mit Verleugnung des alten historischen Rechts wird ein System durchgeführt, das schon nach Innen ungeheure Militärkräfte verlangt und eine Ordnung der Finanzen unmöglich macht. Oestreich erscheint wie ein altes vornehmes Haus, das seine Unternehmungen immer noch nach den Tra-

ditionen seines früheren Vermögens einrichtet und von seinem Credit lebt, bis es endlich entdeckt, daß es creditlos geworden ist.

In den alten Chroniken steht geschrieben, daß Oestreich stets eine streng katholische Macht, stets mit dem heiligen Stuhl aufs engste befreundet gewesen ist. Danach richtet man nun seine Politik ein, man schließt Concordate ab, und denkt nicht daran, daß dadurch alle Völker Oestreichs gleichmäßig verletzt werden, gleichviel ob sie dem protestantischen oder dem katholischen Bekenntniß angehören. Indem man die große Mehrheit des Volks, das mit aller Kraft einer langen Sehnsucht nach fortschreitender Bildung, nach Befreiung von den Fesseln strebt, die bisher das bürgerliche Leben eingeengt haben, einer kleinen und im Grund ohnmächtigen Partei Preis gibt: — was gewinnt man damit? Die Herrn Reichensberger und einige ihres Gleichen. Schwerlich ist die Waare des Preises werth.

Am ärgsten zeigt sich das Romanhafte des östreichischen Regierungssystems in der auswärtigen Politik. In dem Traum, noch immer in den Zeiten Karls des Fünften zu leben, machte man auf nichts weniger Anspruch, als gleichzeitig auf die Hegemonie in Italien, in Deutschland und in dem slavisch-türkischen Osten. In diesem Traum eines neuen Cäsarenreichs machte man sich nicht blos die Bevölkerung jener Länder zu Feinden, denen man verwehrte, sich eine freie Verfassung zu geben, um nicht einer Propaganda gegen das östreichische System Spielraum zu verstatten, sondern man regte auch die gerechte Eifersucht aufstrebender Dynastien gegen sich auf. Man brachte auf Kosten des Credits, auf Kosten der öffentlichen socialen Sicherheit ein allerdings vortreffliches Heer zu Stande: und was hat dieses gefruchtet? Die Antwort gibt nicht blos Magenta und Solferino, sondern Cynatten u. s. w. — In einem kurzen Feldzug ist nicht blos eine der reichsten Provinzen Oestreichs, ist nicht blos die erträumte Hegemonie in Italien mit einem Schlage verloren gegangen, sondern ein erbitterter, früher aber als ohnmächtig verachteter Feind, steht jetzt als mächtiger Staat vor den Thoren; und vielleicht gesellt sich ihm in nicht zu langer Zeit im südlichen Italien ein zweiter bonapartischer dazu.

Man hat nach Abschluß des Friedens über Treulosigkeit der Bundesgenossen geklagt. Auch das verräth wieder, abgesehn von den Empfindungen, die sich sonst daran knüpfen, die Romanhaftigkeit der herrschenden Stimmung. Man bildete sich ein, auf Deutschland laste die Pflicht der Heeresfolge; man sieht sich in dieser Voraussetzung getäuscht und, um sich zu rächen, schmollt man. Ist das die Stimmung eines gesunden Staats? — Und schon ballt sich im Osten eine neue Wetterwolke über Oestreich zusammen. An einem russisch-französischen Einverständniß ist kaum mehr zu zweifeln, und da sich diesem Bündniß augenscheinlich Italien anschließen wird, so hält man es in Wien für die zweckmäßigste Politik, alles aufzubieten, um noch einen andern Staat in dieses Bündniß zu treiben, einen Staat, der nichts sehnlicher wünscht, als in der bevorstehenden europäischen Krisis mit Oestreich und England Hand in Hand zu gehen.

Wir haben im letzten Heft auf die preußische Note im Betreff der Bundeskriegsverfassung aufmerksam gemacht. Nach der Analyse, welche einige anscheinend gut unterrichtete Zeitungen von dieser Note geben, scheint dieselbe weit energischer ausgefallen zu sein, als wir erwarteten: Preußen soll positiv erklärt haben, es werde unter keinen Umständen sein Heer einem vom Bunde ihm octroyirten Feldherrn

unterordnen. Das ist eine Sache, die sich anscheinend von selbst versteht, die aber durch die offene und gerade Erklärung doch noch ein anderes Licht gewinnt. Was das preußische Volk darüber denkt, das möge man aus den Debatten über die kurhessische Angelegenheit herauslesen.

Was wird Oestreich darauf antworten? Wie es scheint, ist die Antwort bereits erfolgt. — In der Militärcommission des Bundestages schlägt Preußen vor, das norddeutsche Contingent unter Preußen, das süddeutsche unter Oestreich zu stellen; die Mittelstaaten wollen in der Hauptsache alles beim Alten lassen; Oestreich aber geht weiter: es verlangt die Ernennung eines Bundesfeldherrn schon im Frieden.

Das hieße denn freilich die Entscheidung beschleunigen. Herr v. Carlowitz nannte seinen Antrag den Schatten, der von den kommenden Ereignissen geworfen werde; diese Ereignisse scheinen früher eintreten zu sollen, als man vermuthen konnte; und wenn sie eintreten, wird die Geschichte ein finsteres Urtheil über diejenigen sprechen, welche Schuld daran waren. ††

Notizen.

Von den im Verlag von C. B. Lorck in Leipzig erscheinenden Sammelwerk von Biographien „Männer der Zeit" ist das 11. und 12. Heft, von den im gleichen Verlag herauskommenden „Zeithesten" Nr. 12 erschienen, welches letztere einen Aufsatz über die Polarreisen und Mac Clintocks Expedition zur Aufsuchung Franklins enthält. Ein anderes brauchbares Sammelwerk, „Unsre Tage", von G. Westermann, in Braunschweig verlegt, ist bis zum 8. Heft gediehen. Bei C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig ist unter dem Titel „Der dritte März des Jahres 1460" eine Broschüre erschienen, welche die damals bei der Wahl Christians des Ersten erfolgte Feststellung des schleswig-holsteinischen Staatsrechts mit dem jetzt in diesen Landen herrschenden Zustand rechtloser Willkür vergleicht.

Berichtigung.

Mehre Druckfehler in meinem Aufsatze in N. 4 der Grenzboten über Rankes englische Geschichte wird der Leser leicht selbst berichtigen können. Ein Fehler scheint aber nicht das Versehen des Setzers, sondern des Schreibers selbst zu sein. Auf Seite 136 Zeile 9 von unten sollte es heißen „Sechzehntausend rohe Rekruten" statt „Sieben bis Achttausend rc."

London im April 1860. G. Bergenroth.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. G. Elbert in Leipzig

Preußen und der deutsche Bund.

Von der preußischen Grenze.

Beginnen wir mit dem erfreulichsten Ereigniß der letzten Woche. Die preußische Regierung hat in Bezug auf den unangenehmsten Conflict, der zwischen ihr und dem Volke sich zu erheben drohte, in Bezug auf die neue Militärorganisation die Hand zum Frieden geboten. Indem der Finanzminister für die augenblicklich nothwendigen Ergänzungen des preußischen Heeres einen Zuschlag von 9 Millionen verlangte, hat er zugleich offen erklärt, daß die Frage über die definitive Feststellung des Militärwesens vertagt werden solle: beide Theile, die Regierung wie die Volksvertretung, seien in diesem Augenblick zu aufgeregt, um einen gedeihlichen Abschluß der Verhandlungen hoffen zu lassen; nach Ablauf eines Jahres werde man auf beiden Seiten ruhiger sein und es werde an Mitteln zu einer Verständigung nicht fehlen.

Zwar hätten wir gewünscht, die Regierung wäre noch einen Schritt weiter gegangen und hätte den Gesetzvorschlag über die Organisation der Armee für dieses Jahr ganz zurückgezogen; da aber die Worte des Ministers gar keine andere Auslegung verstatten, so sind wir auch mit dieser Form zufrieden.

Seinerseits wird der Landtag keinen Anstand nehmen, die für die jetzigen Bedürfnisse geforderten 9 Millionen im vollen Umfang zu bewilligen. Was die Verwendung derselben betrifft, so hat die Regierung an das Vertrauen des Landtags appellirt und, wie sich von selbst versteht, nach Ablauf eines Jahres eine vollständige Rechnungsablegung versprochen. Das ist die richtige Form; denn eine öffentliche Discussion über das, was man für die Armee anschaffen will, wäre angesichts der Feinde ganz unthunlich. Wenn es aber jemals eine Zeit gab, wo Preußen nöthig hatte, mit äußerster Anspannung aller seiner Kräfte sich auf die Gefahren des nächsten Tages vorzubereiten, so ist dieser Augenblick jetzt gekommen.

In Besprechung der Landtagsdebatten über die kurhessische Frage haben wir vor allem auf eins aufmerksam zu machen gesucht: daß die Situation sehr ernst ist und mit dem äußersten Ernst behandelt werden muß. Diese Ermahnung scheint uns auch heute noch nicht überflüssig, nachdem die zweite große

Debatte, über Schleswig, stattgefunden hat. Vieles in dieser Debatte konnte uns freuen. Die Einmüthigkeit in der Ansicht über das Recht der stammverwandten Herzogthümer, der lebhafte Patriotismus, mit welchem namentlich die Mehrheit sich aussprach; und doch schien es uns bisweilen, als ob der Ernst der Situation nicht deutlich genug hervortrete, als ob die „Heiterkeit" des Hauses häufiger als nöthig hervorgerufen werde. Die Lebhaftigkeit und Entschlossenheit der einzelnen Redner ist sehr viel werth, ebenso der Beifall, den sie vermuthlich im Publikum finden werden; aber das ist noch lange nicht alles. Die Entscheidung findet nicht auf der Rednerbühne, sondern auf dem Schlachtfeld statt, und es ist uns immer lieber, wenn man vor dem eigentlichen Beginn des Kampfes mit der größten Bescheidenheit seine Kräfte erwägt, um nichts zu unternehmen, was nicht mit einiger Aussicht auf Erfolg unternommen werden kann; dann aber freilich, sobald das Schwert einmal gezogen ist, die Scheide wegwirft.

Ganz diesen Eindruck macht die Debatte nicht. Da der Schluß einstimmig gefaßt wurde, so könnte man leicht versucht werden, alles was von den einzelnen Hauptrednern verlangt ist, zusammen zu addiren und in die Wünsche des ganzen Hauses mit aufzunehmen. Da würden sich nun manche widersprechende Wünsche ergeben: der Eine will Krieg gegen Dänemark, der Andere will Dänemarks Hilfe gegen Frankreich; der Eine will die Hilfe des deutschen Bundes gegen beide; der andere die gewaltsame Sprengung desselben. Auch ist von der Eroberung von Elsaß und Lothringen die Rede gewesen. Das alles zusammen erlangen zu wollen, dazu werden Preußens Kräfte nicht ausreichen, und es ist daher nothwendig, eine Auswahl zu treffen.

Mit großer Freude hatten wir vor 14 Tagen den Antrag des Abgeordneten von Carlowitz begrüßt, weil dieser den Kern der Sache traf, der erst erledigt sein muß, ehe wir daran denken können, irgend etwas zu unternehmen. Bevor wir nicht wissen: wie stehn wir mit dem Bunde? wie stehn wir mit Oestreich? können wir auch im Traum nicht daran denken, weder Schleswig zu befreien noch Lothringen zu erobern. Ja bevor diese Angelegenheit nicht ins Reine gebracht ist, können wir nicht einmal mit Aussicht auf Erfolg irgend eine der auswärtigen Mächte zu Unterhandlungen einladen. — In der Art und Weise aber, wie Hr. von Schleinitz bis jetzt die Sache in die Hand genommen, wird sie kaum ins Reine zu bringen sein. Die Rede seines Gegners Hr. von Blankenburg sieht zwar in Bezug auf die positiven Vorschläge wie eine Fieberphantasie aus: so namentlich die Idee, Arm in Arm mit Dänemark gegen Frankreich zu marschiren; aber seiner Kritik müssen wir in manchen Punkten beipflichten. Es ist absolut nothwendig, daß Preußen einmal laut und vernehmlich sich darüber ausspricht, was es eigentlich will und wie es mit seinen Bundesgenossen steht: nicht blos um der Regierungen, sondern haupt-

sächlich um der Völker willen. Hr. von Schleinitz hat in der letzten Sitzung mit den offenbarsten Zeichen des Verdrusses, dazu gedrängt zu sein, zwei Erklärungen abgegeben, die eine über das Verhältniß zum Bunde, die andere über das Verhältniß zu Oestreich, die beide viel zu wünschen übrig lassen.

Er hat vom deutschen Bundestag erklärt, daß derselbe nicht blos thatsächlich sondern auch zu Recht bestehe. Wir können den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß er diese Erklärung bereits bei der kurhessischen Frage abgegeben hätte, wo sie doch sehr am Ort war; denn nun sieht es fast so aus, als sei sie ihm nur durch diplomatische Verhandlungen abgezwungen. In der Sache selbst treten wir ihm bei. Der Bundestag besteht für Preußen schon darum factisch zu Recht, weil Preußen in Frankfurt einen Bundestagsgesandten hat, der an den Abstimmungen Theil nimmt. Auch die historische Deduction der Gegner des Bundestags kann uns nicht überzeugen. Die Gewalt des alten Bundestags ging rechtlich an den Reichsverweser, von diesem rechtlich an das Interim über. Dann erfolgte eine Spaltung der Bundesstaaten, die endlich, nachdem die Dresdner Conferenzen gescheitert, zu einer von beiden Seiten anerkannten Wiederherstellung des alten Bundestags führten; natürlich innerhalb der Rechtsgrenzen, die derselbe früher gehabt. Alle Welt war darüber einig, daß die Form des Bundestags ungenügend sei; so lange man sich aber nicht über eine neue Form einigt, bleibt die alte Form provisorisch zu Recht bestehn. Die ganze Frage hat eine theoretische Wendung genommen, die zu gar nichts führt, und die durch Vermischung mit andern leeren Träumereien, z. B. einer Volksvertretung am Bundestage, keineswegs gebessert wird.

Die Frage ist gar nicht theoretisch, sondern praktisch; die Frage ist gar nicht: besteht der Bundestag zu Recht? sondern: ist der Bundestag fähig, unsere Existenz zu erhalten? — Wohlgemerkt, unsere Existenz! Es handelt sich nicht, wie in den Zeiten der Union, um etwas Mehr oder Minder, sondern um Sein oder Nichtsein, um Leben oder Tod; es handelt sich nicht darum, ob wir uns mehr oder minder vortheilhaft in Deutschland einrichten? sondern ob wir fortfahren können, eine Nation auch nur in der alten schwachen Bedeutung zu sein, oder ob wir das Schicksal Polens haben sollen, von den Nachbarn getheilt zu werden. Wenn uns vor dem letztern Schicksal der Bundestag nicht schützen kann, so gilt es, ihn zu beseitigen und durch etwas anderes zu ersetzen, gleichviel ob er zu Recht oder zu Unrecht besteht. Denn das erste Recht eines jeden Organismus ist, sich das Leben zu erhalten, und diesem Grundrecht gegenüber schweigen alle andern.

Darüber hat die Regierung dem preußischen Volk, der deutschen Nation gegenüber Rechenschaft abzulegen; wenn sie das nicht thut, wenn sie nicht die Nothwendigkeit ihrer Haltung erweist, so wird der Verdacht, sie führe leicht-

sinnig, aus egoistischen Gründen einen Bruch des Bundes herbei, ihr von allen Seiten entgegengebracht, sie wird im Gefühl ihrer eignen Kraft gelähmt werden. Erweist sie dagegen die Nothwendigkeit, so wird sie allen Regierungen gegenüber unwiderstehlich, und das anscheinende Rütteln am Bunde führt zu einer Befestigung und Wiederbelebung des Bundes.

Die Erklärungen des Herrn v. Schleinitz lassen darin, wie gesagt, viel zu wünschen übrig. So namentlich auch die zweite, über Oestreich. Nicht blos die liberale Partei, sondern zu unserm größten Erstaunen auch Herr v. Blankenburg hat sich sehr lebhaft gegen ein Bündniß mit Oestreich ausgesprochen, welches so weit ginge, ihm Venetien zu garantiren: „Preußen habe so etwas gar nicht nöthig." — Nicht nöthig wozu? um Oestreich zu gewinnen? Oder hat Preußen überhaupt Oestreich nicht nöthig? Das letzte scheint der ehrenwerthe Abgeordnete, dessen Rede (uns freilich nur aus den Zeitungen bekannt) in jedem Satz zurücknimmt, was sie im vorhergehenden behauptet, doch nicht zu meinen; ganz im Gegentheil. Hr. v. Schleinitz hat erwidert, ein Bündniß mit Oestreich sei nicht abgeschlossen. Gut, aber wie stehn wir mit Oestreich? Hr. v. Schleinitz ist so empfindlich gegen das Urtheil der süddeutschen Blätter; aber wie will er den frechen Insinuationen dieser Blätter: Preußen wolle sich, wie ehemals Sardinien, mit Frankreich gegen Deutschland und Oestreich verschwören, anders vertheidigen, als indem er den wahren Sachverhalt an den Tag bringt? als indem er zeigt: nicht Preußen ist es, welches Deutschland im Stich läßt, sondern Oestreich; nicht Preußen ist es, welches um Frankreichs Gunst buhlt, sondern Oestreich. Es mag sein, daß Hr. Schleinitz nicht jeder Aufforderung genügen kann, „begeisterte und begeisternde" Reden zu halten, daß es ihm sehr unbequem ist, auf Interpellationen eine Antwort zu improvisiren; dann aber möge er sie auf den folgenden Tag verschieben, und am folgenden Tage gehörig Rede stehn. Rede stehn muß er, noch vor Schluß des Landtags: denn wenn Preußen nicht im Stande der Nothwehr ist, wenn es aus bloßem Uebermuth an den alten Mauern des Bundes rüttelt, ohne überlegt zu haben, wohin das führen soll; mit einem Wort, wenn es in den Tag hinein Politik treibt, so verdient es das härteste Urtheil.

Glücklicherweise hat Herr v. Schleinitz einen Mann gefunden, der für ihn eintritt. Es ist Herr v. Borries. Ehe wir auf die offene und ehrliche Erklärung dieses Ministers eingehn, vorher einen Blick auf die officielle Lage der Dinge.

Daß Napoleon der Dritte Deutschland bedroht, weiß Jedermann. Man thut ihm aber das entschiedenste Unrecht, wenn man meint, er werde Deutschland auf jede Gefahr hin angreifen. Sobald die deutschen Regierungen sich einigen, und eine praktisch ausführbare Kriegsordnung aufstellen, so wird es dem Kaiser nicht einfallen, seine Krone aufs Spiel zu setzen, indem er die

Völker gegen sich aufruft. Er speculirt auf die Uneinigkeit: entweder, um Preußen zu gewinnen und ihm einen Tausch à la Cavour zu bieten; oder um Preußen durch einen Rheinbund zu isoliren und ihm dann die Rheinprovinz zu nehmen. Da er immer auf verschiedene Eventualitäten gefaßt ist, so hat er ohne Zweifel beides im Auge.

Wie verhält sich Preußen in dieser Krisis? Es verlangt vom Bunde zweierlei: 1) Herstellung einer ausführbaren Kriegsordnung, d. h. Theilung des Oberbefehls zwischen Oestreich und Preußen, und Festsetzung dieses Arrangements bereits im Frieden; 2) Garantie den Völkern gegenüber, daß der Bundestag nicht mit willkürlichen Entscheidungen in ihre Landesgesetze eingreifen werde: kurhessische Frage. — Nach beiden Seiten handelt Preußen so, wie es handeln muß. Der erste Punkt enthält zwar eine Abänderung der Bundesverfassung, aber eine Abänderung, welche nothwendig ist, wenn nicht der ganze Geist dieser Verfassung alterirt, d. h. wenn sie nicht durch Ueberspannung des formalen Rechts thatsächlich zerrissen werden soll.

Daß gegen beides die Mittelstaaten sich sträuben, so lange im eignen Volk das Bedürfniß sich nicht augenscheinlich herausstellt, ist leicht zu begreifen. Warum aber sträubt sich Oestreich? dessen Lage doch ohne Zweifel dadurch eine günstigere wird.

Hoffentlich hat Herr v. Schleinitz darüber in Wien angefragt und eine Antwort erhalten. Warum theilt er diese Antwort nicht mit? die doch, je nachdem sie ausgefallen ist, Preußens weiteres Verfahren bestimmen muß.

Wir wissen nur zwei Erklärungen. Entweder fühlt sich Oestreich wirklich zu schwach, an einer neuen Krisis sich zu betheiligen. Oder es will sich an Preußen rächen, für verweigerte Lehnspflicht, und darum die Rheinprovinz an Frankreich fallen lassen. Oder beide Motive wirken durcheinander. Denn freilich; das alte, vornehme Gebäude kracht in allen Balken; ein Stoß, und Niemand kann dafür stehen, daß es in Grund und Boden zusammenstürzt. Aber auch wenn es zusammenstürzt, der alte Stolz wird noch seinen Sturz überleben; und sanfter wird es fallen, wenn das neue, leicht gebaute Haus mit ihm gemeinsam umgestoßen wird.

Wie dem auch sei, Preußen hat keine Zeit zu warten; heute, morgen kann der Stoß erfolgen; wenn es sich wirklich mit Oestreich auseinandergesetzt hat, so muß es nun versuchen, mit dem übrig bleibenden Theil des deutschen Bundes sich auseinanderzusetzen.

Daß Oestreich nicht lange mehr eine ausreichende Stütze sein wird, dies Gefühl fängt an, allgemein und lebhaft zu werden. Herr v. Borries hat laut ausgesprochen, was uns aus sehr deutlichen Symptomen schon anderswoher immer wahrscheinlicher wurde. Gegen Preußens Hegemoniegelüste (d. h. gegen den Antrag einer ausführbaren Militärordnung) erst: Coalition

sämmtlicher Mittelstaaten; dann: Bündniß mit einer auswärtigen Macht, die sich schon sehr bereitwillig ausgesprochen habe. — Die Macht ist natürlich Frankreich; denn es wird doch nicht etwa Dänemark sein. Frankreich und vielleicht auch Rußland. Der Rheinbund ist also nicht mehr blos in den alten Grenzen, er geht darüber hinaus, und er wird mit der größten Unbefangenheit dem eignen Volk gegenüber angemeldet.

Das Factum steht nicht isolirt. Es scheint, als ob grade die dänische Frage die Veranlassung zu einem Krieg zwischen Frankreich und Preußen geben soll. Französischen Diplomaten gegenüber läßt man es an der Versicherung nicht fehlen, die Sache Schleswig-Holsteins gehe eigentlich die deutschen Regierungen der Mittelstaaten nichts an, man müsse nur dem Publikum einige Concessionen machen, und eigentlich sei nur der Ehrgeiz Preußens im Spiel. Männer, die im vorigen Jahr so laut in die Kriegstrompete stießen, daß sie Napoleon für „vogelfrei" erklärten, reisen nach Paris, um Vergebung zu suchen. An Orten, wo man noch immer laut in die papierne Kriegstrompete stößt, fängt man an zu desarmiren, schickt den Proviant von Festungen auf die Auction u. s. w.

Doch das sind nur Indicien, die der Privatmann beobachten, gegen die aber unmittelbar auch nicht einmal eine Regierung etwas thun kann; die Erklärung des Herrn v. Borries dagegen qualificirt sich entschieden zu einer sehr kategorischen Anfrage. Preußen kann nicht abwarten, bis alle seine Nachbarn über es herfallen, und die Erklärung des Herrn v. Borries ist so entscheidend, so unumwunden, daß, wenn nicht eine gründliche Remedur eintritt, kaum daran zu zweifeln ist, daß wir uns bereits im Reich der Thatsachen, nicht mehr im Reich der Worte befinden. Aber nur bei ganz offenem Spiel kann die gerechte Sache auch die stärkere werden, und die Zeit der allgemeinen wohlmeinenden Redewendungen ist vorüber.

Eine wohlmeinende Redewendung ist auch die formelle Einstimmigkeit der letzten Abstimmung. Die Partei, welche Herr v. Blankenburg vertritt, ist nicht einig mit der Majorität, weder in Bezug auf die äußere noch auf die innere Politik. Redensarten, wie die über die Legitimität der Herzogthümer, über die Unböflichkeit Oestreichs u. s. w. sind auch schon vor Olmütz dagewesen. Will die preußische Regierung eine Situation annehmen, die auch im günstigsten Fall immer sehr gefährlich bleibt, so muß sie vorher im Innern das Heft fest und sicher ergreifen. Der Dualismus, der jetzt in Preußen herrscht, ist nicht geringer als der am Bundestag. Wie er zu heben sei, darüber haben wir uns schon oft genug ausgesprochen; der patriotische Geist, den das Herrenhaus in der Grundsteuerdebatte entwickelt, und nebenbei der Brief des Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow verglichen mit den Reden des Abgeordneten v. Kleist-Retzow werden hoffentlich die Regierung zu der Einsicht bringen.

daß eine Remedur nicht blos politisch nothwendig, sondern auch in anderer Beziehung wünschenswerth ist.

Die Situation ist sehr ernst, und wenn auch die Hoffnung, jetzt endlich Deutschland eine bessere Gestaltung zu geben, das Herz lauter schlagen macht, die Bedenken sind groß, der Weg gekrümmt und dornenvoll genug, um jede laute und lärmende Begeisterung vor dem entscheidenden Tag als unpassend erscheinen zu lassen. Es kann sein, daß die Entscheidung sich vertagt, daß Herr v. Borries erklärt, er habe sich nicht gegen Preußen, sondern gegen den Nationalverein, und nicht mit Frankreich, sondern mit Oestreich verbinden wollen; es kann sein, daß die Gegner am Bunde, um der öffentlichen Meinung keinen Anstoß zu geben, die Militärvorlage nicht rasch abwerfen, sondern verschleppen — obgleich das nach den letzten Schlüssen der Commission nicht wahrscheinlich ist. Aber das hat sich die preußische Regierung immer vorzuhalten: kommen muß die Entscheidung, und zu dessen Gunsten wird sie ausfallen, der besonnen, kaltblütig und entschlossen genug ist, sie dann eintreten zu lassen, wenn nicht ihm die Sonne ins Gesicht scheint. Das Ziel, auf das sie zunächst hinzuarbeiten hat, ist ihre gute Sache so klar zu machen, daß sämmtliche Regierungen Deutschlands moralisch genöthigt werden, ihre guten Absichten anzuerkennen und denselben gerecht zu werden. —

Da der Schluß des preußischen Landtags nahe bevorsteht, so dürfte es am Orte sein, den Eindruck zu überlegen, den er in Deutschland gemacht hat. Zunächst drängt sich die Betrachtung in den Vordergrund, daß er fast ganz resultatlos geblieben ist. Fast alle Gesetzvorschläge sind vom Herrenhaus verworfen und der wichtigste, der in Berathung stand, der über die Militäreinrichtung, hatte im Hause der Abgeordneten ein gleiches Schicksal zu erwarten. Der natürliche Eindruck scheint ein niederschlagender sein zu müssen; denn entweder sollte man voraussetzen, daß die allgemeine Richtung der Regierung eine falsche ist, oder daß die Verfassung selbst sich mit einem freien Gang der Regierung nicht vereinbaren läßt. Der Schluß wäre voreilig; im Gegentheil, wenn wir nur Zeit hätten, wenn noch eine Reihe Jahre friedlicher Entwicklung vor uns läge, so wäre diese Widerstandsfähigkeit der Parteien ein sehr günstiges Zeichen für Preußens Zukunft. Es hat sich gezeigt, daß Preußen kein absolutistischer Staat ist. Die Aristokratie hat ein Leben für sich und die liberale Partei hat die Entschlossenheit gehabt, einem Ministerium, das zum Theil aus ihren eigenen Führern zusammengesetzt war und dessen Fortbestand ihr von der größten Wichtigkeit sein mußte, da, wo das Wohl des Volks ins Spiel kam, energischen Widerstand zu leisten. Hätten wir Zeit zu warten, so würde im Lauf der Zeit alles in die gehörige Richte kommen; die verschiedenen Factoren des Staatslebens würden sich all-

mälig daran gewöhnen ihre Schranken zu begreifen und in ihren natürlichen Grenzen für den allgemeinen Organismus zu arbeiten.

Leider aber haben wir keine Zeit; nicht blos um fortzuschreiten, sondern um am Leben zu bleiben, bedarf der preußische Staat einer Concentration seiner Kräfte, die ihm die nöthige Elasticität gibt im Augenblick zum Sprunge bereit zu sein. An die Aufrechthaltung des Gleichgewichts zwischen den verschiedenen Factoren ist unter diesen Umständen nicht zu denken; der stärkste unter ihnen, der zugleich die größte Hingebung an das Vaterland zeigt und das größte Verständniß der deutschen Angelegenheiten, muß in den Schwerpunkt des Staats gestellt und durch alle Mittel gekräftigt werden, die ihm die Herrschaft sichern. Aufopferungsfähigkeit hat die preußische Aristokratie nicht gezeigt. Wie groß ihre positive Macht in Preußen ist, zeigen die Wahlen des vorigen Jahres, wie groß ihr Einfluß auf die deutschen Regierungen, zeigen die Jahre 1850—58, wie groß ihre Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit und ihre Gewandtheit in den Mitteln Preußen groß zu machen, zeigen die Reden der Herrn von Blankenburg und Kleist-Retzow. Uns scheint von allen politischen Richtungen — abgesehn von unsrer eignen Sympathie —, der Liberalismus noch immer der lebensfähigste zu sein, so wenig wir uns auch darüber täuschen, daß die Vertreter desselben noch viel zu wünschen übrig lassen, und daß er für sich allein noch nicht im Stande ist, die Gegensätze in die nöthigen Schranken zu bringen. Die feudale Partei ist es aber noch hundertmal weniger im Stande. Acht Jahre hindurch haben die Kräfte des Staats, die Kräfte der Regierung dem Feudalismus gedient, der Erfolg ist gewesen: im Innern allgemeine wilde Unzufriedenheit, nach Außen Schwäche und Ohnmacht. Das Herrenhaus sollte nach jenem System ein Bollwerk gegen den Liberalismus sein, es war die Organisation einer Partei zu einem Factor des Staats. Dieses künstliche Product, das in Zeiten größerer Ruhe in derselben Art wie das englische Oberhaus dem langsamen doch unwiderstehlichen Einfluß der öffentlichen Meinung unterlegen wäre, zieht jetzt in Zeiten des Dranges, wo es auf schnelle Entschlüsse ankommt, die Gefahr eines plötzlichen Stillstands der Maschine nach sich. Daß diese Gefahr vorhanden ist und beseitigt werden muß, bevor die Katastrophe eintritt, diese Erkenntniß ist nicht der kleinste Gewinn der diesjährigen Sitzung. —

††

Die Entwicklung der schweizer Verfassung.

Die energische Haltung, welche die Schweiz in der savoyischen Frage angenommen, hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt und man ist begierig zu sehen, wie sich ihre politische und militärische Organisation bei dieser Gelegenheit bewähren wird, ein Rückblick auf deren Entstehung und neueste Geschichte wird daher nicht ohne Interesse sein. Das Band des Bundesvertrages von 1815 war ein sehr loses und wurde 1830 noch mehr gelockert, indem der Centralgewalt das Recht abgesprochen ward, initiativ in den Verfassungsangelegenheiten der Einzelcantone zu interveniren. In Folge dessen bildeten die Jahre 1830—46 eine Reihe von Streitigkeiten, bei denen die confessionellen Reibungen eine Hauptrolle spielten, die Unterdrückung der Klöster im Aargau führte zum Vorschlag der Vertreibung der Jesuiten und zum Sonderbundskriege, dessen Katastrophe der Ausgangspunkt für die Reform der Bundesverfassung war. Bisher war ihre Autorität zu Gunsten der Cantonalsouveränetät geschwächt, jetzt begann das entgegengesetzte Streben, man wollte von dem losen Staatenbunde zum Bundesstaate gelangen und glücklicherweise ward dieser Versuch nicht in Folge der Februar-Revolution gemacht, keine Constituante, sondern die gesetzlichen Organe vollzogen die Revision der Verfassung. Das Ergebniß war daher ein wirklicher praktischer Fortschritt, eine Entwicklung des Förderativstaates im besten politischen Sinne. Die Grundgedanken des Bundesvertrages von 1815 wurden beibehalten, der Art. 2 der neuen Verfassung bestimmt sie dahin „die Unabhängigkeit des Vaterlandes dem Ausland gegenüber zu sichern, im Innern Ruhe und Ordnung zu sichern, die Freiheit und die Rechte der Bundesgenossen aufrecht zu erhalten und ihre gemeinsame Wohlfahrt zu fördern." Aber die Erfahrung der verflossenen 40 Jahre hatte gezeigt, daß um dies Ziel zu erreichen, ein festerer Organismus nöthig sei, als der von 1815, es mußte der Centralgewalt eine größere Autorität eingeräumt werden, um sie in den Stand zu setzen, die gemeinsamen Interessen den particularen gegenüber wirksam behaupten zu können. Ihr Wirkungskreis ward also erweitert, die Cantonalsouveränetät in den nöthigen Punkten beschränkt. Voran steht hier die Bestimmung, daß allein die Bundesgewalt mit dem Auslande verkehren darf, sie allein hat das Recht Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und Staatsverträge einzugehen, die ausnahmsweise Berechtigung der Cantone zu gewissen nicht politischen Verträgen ist auf seltene und unbedeutende Fälle beschränkt. Besondre Bündnisse und Verträge politischen Inhaltes zwischen den Cantonen, sowie jede Selbsthilfe gegeneinander sind verboten, bei Ruhestörungen ist jeder derselben

verpflichtet, den Bundestruppen sofortigen freien Durchzug zu gewähren. Die oberste militärische Leitung und der Militärunterricht wurden der Centralgewalt unterstellt, so daß eine Einheit in die Bundesarmee kam, die Bundesregierung nahm ferner Zoll, Posten und Geldwesen unter sich, wodurch sie zuerst Bundesfinanzen erhielt und nicht mehr von den Matrikularbeiträgen der einzelnen Cantone abhing, was ihr alle unabhängige Initiative unmöglich machen mußte. Hieran knüpft sich ihr Recht selbstständig öffentliche Arbeiten zu unternehmen oder zu unterstützen. Auch ihre Autorität den Einzelverfassungen gegenüber ward festgestellt, die Cantone sind verpflichtet, für ihre Verfassungen die Gewährleistung des Bundes nachzusuchen, der dieselbe übernimmt, wenn sie nichts den Vorschriften der Bundesverfassung Zuwiderlaufendes enthalten, die Ausübung der politischen Rechte nach republikanischen Formen sichern und vom Volke derart angenommen sind, daß sie auf Verlangen der Mehrheit der Bürger revidirt werden können. — Die neue Verfassung erhob auch eine Reihe von Dispositionen, die in fast allen Cantonen schon lange rechtlich oder thatsächlich galten, zu bundesgesetzlichen Bestimmungen, so die Gleichstellung der Confessionen, die Freiheit der Presse, des Petitions- und Vereinigungsrechts, Aufhebung der außerordentlichen Gerichtsbarkeit, Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen, Verfügung der Rechtsgiltigkeit jedes Urtheilspruches eines schweizer Gerichtshofes im ganzen Lande u. s. w., Verbot Auszeichnungen, Geschenke oder Gehalte von fremden Regierungen anzunehmen, sowie namentlich Untersagung fernerer Capitulationen für fremde Kriegsdienste.

Die Hauptreform aber erfuhr die Organisation der Bundesgewalt selbst, welche die erwähnten Rechte ausüben sollte. Bis 1848 war die schweizer Tagsatzung dem deutschen Bundestag nicht unähnlich, die Vertreter stimmten nach ihren Instructionen und Zug hatte eine Stimme wie Bern. Die Folge war, daß wie in Deutschland die größern Staaten sich der Bundescompetenz möglichst zu entziehen suchten. Die Executionsgewalt des Bundes hatte der Vorort, den die drei reformirten Cantone, Basel, Bern und Zürich und die drei katholischen, Freiburg, Luzern und Solothurn im Turnus ausübten, der Schultheiß des jedesmaligen Vororts war der Landammann der Schweiz, die höchste Regierungsperson, die andern Cantone hatten keinerlei Einfluß auf die Wahl der Executive. An die Stelle dieses schwerfälligen Mechanismus ist die Bundesversammlung getreten, welche aus einem Volkshause, dem Nationalrath, und einem Staatenhause, dem Ständerath, besteht. Den erstern bilden Abgeordnete, direct auf 3 Jahre gewählt, je einer auf 20,000 Seelen, den letztern die Vertreter der Cantone, deren jeder zwei sendet, aber die Mitglieder dieses Staatenhauses sind an keine Instructionen gebunden. Diese Doppelgliederung, die wir auch im amerikanischen Congreß finden, ist der natürliche

Ausdruck des Bundesstaates, der Senat vertritt die Einzelstaaten der Union, aber die Senatoren stimmen frei, ohne sich mit ihren Committenten benehmen zu müssen, es sind also die Staaten und Cantone, aber nicht die Regierung vertreten, hat der Senator oder Ständerath das Interesse seiner engern Heimath nicht wahrgenommen, so mag man ihn nicht wiederwählen, ist er aber gewählt, so gibt er seine Meinung nur nach seiner persönlichen Ueberzeugung ab. Dies ist der Unterschied der schweizer Nationalvertretung von dem nach Instructionen stimmenden deutschen Gesandtencongresse, welchen man den Bundestag nennt.

Diese amerikanisch-schweizerische Organisation, welche freilich einen Bund von Republiken zur Voraussetzung hat und bei einem Bund von Monarchien immer unausführbar sein wird, vereinigt die Vortheile des Zweikammersystems und der Vertretung der Einzelstaaten. Nicht glücklich scheint uns dagegen die Art der Wahl dieser Bundesräthe, welche aus den Spitzen der Cantonalbehörden genommen werden sollten, um die Rolle eines controlirenden und moderirenden Organs möglichst wirksam zu erfüllen.

Die Executive ging von dem wechselnden Vorort auf den Bundesrath von sieben Mitgliedern über, die von den Bundesversammlungen, deren beide Theile sich zu diesem Zwecke vereinigt, aus allen schweizer Bürgern, welche als Mitglied des Nationalraths wählbar sind, auf die Dauer von drei Jahren ernannt wird, doch darf nicht mehr als ein Mitglied aus dem nämlichen Canton gewählt werden und kein Mitglied in cantonalen Funktionen bleiben. Die sieben Räthe wählen aus ihrer Mitte einen Präsidenten auf ein Jahr. Im Gerichtswesen trat an die Stelle des alten, schwerfälligen Austrägalverfahrens ein Bundesgericht von elf Mitgliedern, das in den Sachen seiner Competenz, deren Umfang genau bestimmt, endgiltig entscheidet.

Die neue Verfassung trat Ende 1848 in Wirksamkeit, ohne daß eine Regierung Europas dagegen Einspruch erhoben hätte, der Bundesrath zeigte sie freilich nicht mit pomphaften Worten an, wie Lamartine die Geburt der französischen Republik, es hatte ja auch nicht ein gewaltsamer Umsturz des Alten, sondern nur eine Verjüngung und Entwicklung auf jahrhundertjähriger Grundlage stattgefunden und deshalb hat sich die schweizer Verfassung im Laufe der Zeit mehr und mehr gekräftigt, während die Chimären der französischen Ideologen längst zum Spott geworden sind.

Die erste ernsthafte Angelegenheit, welche die Schweiz unter der neuen Organisation beschäftigte, war die Flüchtlingsfrage. Der Bundesrath erklärte, die Schweiz sei ein Asyl für politische Ausgestoßne andrer Länder, aber er werde nicht dulden, daß sie dies Asyl mißbrauchten, um Verschwörungen gegen andre Staaten vorzubereiten. Mazzini, Napoleon Chancel, Heinzen und andre wurden ausgewiesen. Diese Politik hielt er gegen Oestreich wie gegen Sar-

dinien, Preußen und Baden aufrecht und die Schwierigkeiten mit dieſen Staaten wurden gütlich beigelegt. Ernſthafter drohte der Conflict mit Frankreich zu werden, ſchon die Republik beklagte ſich bitter über das Treiben der Flüchtlinge in Genf und drohte mit militäriſchen Maßregeln, bedenklich aber wurden dieſe Drohungen erſt durch den Staatsſtreich, der Geſandte des Prinzpräſidenten forderte im Januar 1852 Ausweiſung jedes franzöſiſchen Flüchtlings, den er namhaft machen werde, binnen beſtimmter Friſt.

Dieſe exorbitante Zumuthung war durch das Vorgeben motivirt, die franzöſiſche Geſandtſchaft ſei allein im Stande, die Antecedentien der betreffenden Perſonen und ihre Gefährlichkeit zu beurtheilen. Die Note ſchloß in drohender Weiſe, daß eine Weigerung auf die Forderung einzugehen, ſofort zu bedauernswerthen Verwicklungen führen müſſe und Frankreich zwingen würde, an Maßregeln zu denken, zu denen es ungern greifen würde. — Die Antwort des Bundesraths lehnte feſt und würdig das Anſinnen ab, ſie proteſtirte gegen die Anſchuldigung, daß die Schweiz den unverbeſſerlichen Feinden der Geſellſchaft Strafloſigkeit gewähren wolle, aber es ſei das Recht jedes unabhängigen Staates, Fremden den Aufenthalt in ſeinen Grenzen zu geſtatten oder zu verweigern und ein Eingehen auf die geſtellte Forderung ſei ein Aufgeben dieſes Rechtes, Frankreich, das ſtets den politiſchen Flüchtlingen bei ſich eine Zuflucht geöffnet habe und ſich das Recht dazu durch keine Macht beſtreiten laſſen werde, könne nicht von der Schweiz fordern, was es ſelbſt andern Regierungen verweigern werde. Dieſer feſte Ton verfehlte ſeine Wirkung nicht, und wenn das pariſer Cabinet die Note nicht zurückzog, ſo waren doch ſeine fernern Mittheilungen in ganz anderm Stile gehalten.

Im Jahre 1852 entſtanden Mißhelligkeiten mit Oeſtreich über die Ausweiſung fremder Kapuzinermönche aus dem Teſſin Da die Bundesregierung ſich weder fügen noch Entſchädigung zahlen wollte, antwortete Oeſtreich mit der Repreſſalie, alle die Perſonen aus der Lombardei auszuweiſen, welche unter teſſiniſcher Gerichtsbarkeit ſtanden. Die ſchweizer Diplomatie operirte hier nicht glücklich und die Spannung zwiſchen beiden Staaten ſteigerte ſich noch durch die Aufſtandsverſuche von 1853 in Mailand. Oeſtreich zog einen Militärcordon um Teſſin und verbot gegen die Verträge alle Lieferungen von Nahrungsmitteln, ſo daß der Canton bald vollſtändig abgeſperrt war. Der Bundesrath kam den öſtreichiſchen Forderungen bis an die Grenze der Möglichkeit entgegen, aber das wiener Cabinet hob ſeine Zwangsmaßregeln nicht auf und forderte Garantien für die Zukunft, indem es ſeinerſeits das Anſinnen ſtellte, alle durch ſeinen Geſandten namhaft gemachten Flüchtlinge auszuweiſen; als die Schweiz ihre Antwort an Frankreich von 1852 wiederholte ward der öſtreichiſche Geſchäftsträger Graf Karnicki abberufen. Erſt im Jahre 1855 gelang es eine gütliche Verſtändigung herbeizuführen. Es folgte nun

die für Preußen so traurige neuenburger Angelegenheit, die noch in aller Erinnerung lebt und die wir daher nicht wiederholen wollen. Niemand wird leugnen, daß die muthige und entschiedene Haltung der schweizer Regierung und des ganzen Volkes auf das vortheilhafteste abstach gegen den Unverstand, mit dem ihre Gegner den Conflict herbeigeführt, und das Ungeschick, mit dem sie hernach die Angelegenheit behandelten, bis Preußen schließlich den Proceß mit schweren Unkosten verlor. Wenn die Schweiz sich so dem Auslande gegenüber unter ihrer neuen Verfassung in würdiger und fester Weise benahm, so kann im Innern das letzte Jahrzehnt als ein sehr glücklicher Abschnitt ihrer Geschichte bezeichnet werden, die wichtigsten Reformen im Münz-, Zoll- und Postwesen wurden zu Stande gebracht und das Heer neu organisirt.

Die allgemeine Aufregung, welche das Hervortreten der napoleonischen Pläne auf Savoyen hervorrief, zeigt, daß das Volk seine Interessen zu würdigen weiß. Man kann den Dr. Kern für einen wenig gewiegten Diplomaten halten, wenn er sich durch die gleißnerischen Vorspiegelungen der Tuilerien bethören ließ, aber der Bundesregierung wird man die Anerkennung nicht versagen, daß sie sich mit möglichster Energie bestrebt, die Interessen des Landes zu wahren. Wenn dies, wie wir glauben, doch nicht den erwünschten Erfolg haben wird, so trifft der Vorwurf vor allem die strafbare Unthätigkeit der Großmächte, vornehmlich England. Es ist sehr leicht zu sagen, die schweizer Truppen hätten sofort Chablais und Faucigny besetzen sollen, auf wen aber konnten sie rechnen gegen die Uebermacht Frankreichs? Die hinterlistige und wortbrüchige Erwerbung Savoyens hat wenigstens aller Augen über die napoleonischen Pläne geöffnet, sie ist nur berechnet auf die Erwerbung der französischen Schweiz, ihr tapfres Volk wird aber gewiß zeigen, daß es nicht mehr in dem Zustande ist, den die französische Revolution vorfand, und wir hoffen, daß die europäischen Mächte, besonders England und Preußen doch nicht so verkommen sein werden, um einem Angriff auf die Integrität der Schweiz ruhig zuzusehen.

Nablus und die Samariter.

5.

Das alte Samaria. — Der Brunnen Jakobs. — Die Familie Tokan. — Ein weissagender Derwisch. — Ein nabluser Kaufmann. Der Ebal.

Da unser Aufenthalt sich auf mehre Wochen ausdehnte, so ist es natürlich, daß nicht jeder Tag ein des Einregistrirens werthes Erlebniß brachte.

Ich werde mich deshalb begnügen, das Wichtigere hervorzuheben. So machten wir z. B. am 12. Juli einen Ausflug nach Sebastieh, dem alten Samarien. Es war nach ein paar heißen Tagen eine Abkühlung der Luft eingetreten, so daß wir unsern Aufbruch früh in die Mittagsstunde setzen konnten, da aber ein Lanzenreiter, welchen uns der Kaimakam der Sicherheit wegen mitgeben wollte, nicht erschien, so wurden wir bis gegen zwei Uhr Nachmittags aufgehalten. Ungeduldig ritten wir endlich ohne ihn ab und trafen ihn eine halbe Stunde von der Stadt bei der Quelle von Beit Ilma, wohin er thörichter Weise ohne uns zu benachrichtigen vorausgeritten war und seinerseits unserer längst harrte.

Unser Weg war bis an den muhammedanischen Begräbnißplatz derselbe, den wir nach Rafidia verfolgt hatten; von da aber wandten wir uns nördlich in das Thal hinab, welches hier eine besonders üppige Gartenlandschaft, von den beiden hart am Wege zu Tage tretenden Quellen, Ain-el-Kassab und weiter unten Ain Beit Ilma, bewässert, darbietet. An der nördlichen Thalseite hebt sich der Weg aber genug, um auf diese Gärten und die gegenüberliegenden Abhänge mit den Dörfern Rafidia, Kefr Uzun, dem hoch auf einer Bergspitze gelegenen Idjneid, Beit Iba u. a. m. mit ihren Olivenhainen und grünen Sesamfeldern eine entzückende Aussicht zu gewähren. Eine Stunde weit von der Stadt verließen wir bei einem alten Steinbruche das Hauptthal und stiegen zu dem wohlhabenden muhammedanischen Dorfe Zawâta hinauf, dessen Bewohnerschaft eben beschäftigt war, das Getreide auf hochgelegener Tenne durch im Kreise darüber getriebene Ochsen ausdreschen zu lassen. Mehrere dieser Thiere führten einen aus Palmbaststricken verfertigten Maulkorb, wahrscheinlich dasselbe Geräth, gegen dessen unedeln Gebrauch schon die sinaitische Gesetzgebung eifert. Durch ein nördliches Nebenthal mit sprudelndem Bache, welches nach dem Dorfe benannt ist, gelangten wir weiter auf die Höhe eines beträchtlichen Ausläufers des nördlichen Hauptgebirgsstockes, woselbst die Spitze des Kegels von Samarien schon eine zeitlang sichtbar wurde. Noch aber trennte uns von da ein anderes tiefes Thal, zu welchem eine lange steile Schlucht uns hinabführte. Diese Schlucht wird rechts von dem hochgelegenen Weli Schulet-ed-Din und links von dem großen Dorfe Nakura überragt, neben welchem ein ebenfalls zu Gartenanlagen benutztes Bächlein entspringt. Wir bemerkten daselbst eine starke Heerde wohlgehaltenen Rindviehs, welches in Palästina auf ausgedehnten Ackerbau schließen läßt, da weder die Milch noch das Fleisch gegen das der Ziegen und Schafe, welche sich auf den mit duftigen Kräutern so reich bewachsenen Bergen viel leichter ernähren können, in Betracht kommt. Eine gute Viertelstunde lang zieht sich von da der Weg dem Ufer des murmelnden Flüßchens

entlang, bis wir in die mit Oliven dicht bepflanzte Thalerweiterung gelangten, über welcher die alte Königsstadt sich erhob.

Die Lage dieser ist eine wahrhaft majestätische, und keine andere in Palästina möchte ihr gleichkommen, obwol dort auf hohen Bergspitzen gelegene Ortschaften nicht selten sind. Es ist dies eine in der Naturbeschaffenheit begründete Eigenthümlichkeit des Landes; da die Thäler daselbst meistens ebenso wasserarm sind, wie die Höhen und die in Cisternen gesammelten winterlichen Regengüsse sich auf diese eben sowol niederlassen wie auf jene, so war es natürlich, daß man ihnen der größern Sicherheit und der freieren Luft wegen den Vorzug gab. — Durch einen merklichen Sattel mit der nördlichen Bergkette zusammenhängend, selber aber zu bedeutender Höhe sich erhebend, ragt nach allen Seiten mit großer Regelmäßigkeit abfallend, der prächtige Bergkegel Samariens weit in die Niederung vor, welche östlich durch das Thal von Nakura, südlich und westlich aber durch eine mit geringen Unterbrechungen bis an das ferne Meer sich ausdehnende, dem Hauptthal von Nablus sich anschließende Ebene gebildet wird. Mit Mauern und Thürmen, mit Palästen und terrassenmäßig sich über einander erhebenden Häuserreihen mußte der Eindruck der Stadt ein überwältigender sein; noch ein mittelalterlicher Schriftsteller, der Mönch Brokardus, welcher sie, wenngleich längst verwüstet, doch in besser erhaltenem Zustande als gegenwärtig sah, spricht von ihr mit besonderm Entzücken. Jetzt sind die Abhänge theils in Olivengärten, theils in Getreidefelder verwandelt, aus welchen das ärmliche Dorf mit der Ruine der Johanneskirche sich erhebt.

In der Thalerweiterung verliert sich der Bach von Nakura zwischen Gemüsegärten, welche von ihm überrieselt werden. An einem Kanale neben einer zerstörten Mühle bemerkten wir Weiber aus dem Dorfe, mit Waschen der grob gewobenen Kleidung beschäftigt, was unter Benutzung eines pulverisirten Krautes, wahrscheinlich einer Art Saponaria, hauptsächlich durch Klopfen des nassen Zeuges auf flachen Steinen geschieht. Hier muß auch der unter Schutt vergrabene Teich zu suchen sein, wo die Dienerinnen der Astoreth den Wagen Ahabs wuschen, und die Hunde das Blut des Königs leckten. Wo sind die Zeiten, da man in diesen Ländern mit Wagen fahren konnte?

Ein sehr ausgetretener Weg, welcher sich den Nordostabhang des Berges hinanzieht, führte uns nach dem Dorfe, dessen erstes Gebäude an dieser Seite die alte Kirche ist. Der Ursprung dieser ist ziemlich dunkel, und man darf wol annehmen, daß die Sage, welche das Grab Johannes des Täufers nach Sebastieh verlegte, lange vorher allgemeine Geltung gefunden hatte, so daß sie den Bauplatz bestimmte. Die Neigung des Terrains ist hier so stark, daß während die Apsis weit über dem Abhange vorragt, der Vorhof vor dem Eingange gegen 30 Fuß tief an der Bergseite ausgegraben werden mußte, so-

daß man eine lange Treppe zu ihm hinabsteigt. Der uns mitgegebene Lanzenreiter holte den Dorfscheich herbei, welcher uns das seit den Zeiten der Kreuzfahrer in eine Moschee verwandelte Heiligthum öffnete. Wir fanden das Innere reinlich gehalten, aber durch neuere muhammedanische Bauten so verunstaltet, daß sich von der alten byzantinischen Basilika nur wenig mehr erkennen ließ. Ein schönes Fenster der Apsis, welches noch vor sechs Jahren ein Hauptschmuck der Ruine war, ist seitdem ebenfalls in das Thal hinunter gestürzt. Von dem alten Chore aus führt eine schmale Marmortreppe in die tiefe Krypte hinab, wo außer dem Grabe des Täufers noch die zweier Propheten gezeigt werden. Dieselben sind aber jetzt von einer hohen Mauer umschlossen, so daß man nichts davon zu sehen bekommt. Wahrscheinlich unterscheiden sie sich nicht von den kastenförmig aufgemauerten und überkalkten Kenotaphien anderer islamitischer Grabkapellen.

Als wir, wenig befriedigt, wieder in den Vorhof traten, kam eine Schaar ärmlich aussehender Dorfbewohner auf uns zu, um uns Antiquitäten, namentlich Münzen aus der Periode von Maximin bis Constantin, welche hier sehr häufig gefunden werden, zum Verkauf anzubieten. Als besondere Rarität brachte eine alte Frau auch den knöchernen Griffring eines Sonnenschirms herbei, dessen sich wol eine wandernde Tochter Albions hier entledigt hatte. Wir fanden Nichts, was unsre Kauflust hätte erregen können, und da unsre Reitthiere schlecht waren und ein unangenehmer, unsre Augen wiederholt mit Staub füllender Wind sich erhob, so hielten wir es für gut, an die Rückkehr zu denken. Wir ritten, dem sich auf halber Höhe um die Südseite des Berges windenden Wege folgend, nach dem Westthore der alten Stadt, welches durch zwei, einander gegenüber an beiden Seiten des Weges sich erhebende Hügel von Schutt und Quadern bezeichnet wird. Lange Reihen von zum Theil liegenden, zum Theil aber auch aufrecht stehenden Säulen bekunden, daß dieser Weg einst eine Prachtstraße Sebaste's, vielleicht ein Forum, war; doch bleibt ihr eigentlicher Zweck räthselhaft. Vielleicht waren sie wie die Portiken der jerusalemer Tempelvorhöfe nur mit einer Holzbedachung versehen, welche durch Feuer oder den Zahn der Zeit vernichtet werden konnte, ohne diese ihre massiven Stützen zu beschädigen. An und für sich schmucklos und ihres Gebälks entkleidet, bieten die letzteren nur einen traurigen, unmalerischen Anblick. Um so herrlicher ist die durch die Flucht der Zeiten nicht veränderte Aussicht, welche man von den Trümmern der Thorthürme genießt, die weite Ebene, die westlichen Vorberge des Garizim, das wellige Tiefland bis zum Meer und endlich die Küste selbst von Jaffa, das sich deutlich am Horizonte abzeichnete, bis nach Cäsarea, das Ganze mit Dörfern übersäet!

Ein gut angelegter und trotz tausendjähriger Vernachlässigung wohl er-

haltener Weg führt in westlicher Richtung von dem Thore in die schöne Ebene hinab. Wir verfolgten denselben bis an den Fuß des Berges und ritten dann quer über abgeerntete Felder und die Südausläufer des Berges von Nakura wieder dem Hauptthale zu, welches wir bald erreichten. Wir fanden dasselbe in diesem untern Theile hauptsächlich mit Zwiebeln bestellt, welche vom Zawataquell bewässert werden. Bemerkenswerth ist hier auch eine Mühle der früher beschriebenen Art mit einem Aquäduct von 12 Bogen, welche von einem bekannten englischen Reisenden für eine Brücke gehalten worden ist. Erst nach Sonnenuntergang erreichten wir auf schon bekanntem Wege unser Zeltlager.

Während unserer Abwesenheit hatte ein christlicher Araber aus Jerusalem bei den Zelten vorgesprochen und Briefschaften für uns abgegeben. Am folgenden Morgen, den 13. Juli wiederholte derselbe seinen Besuch in Gesellschaft des Cahin Amram, welcher fast täglich entweder in der Morgenfrühe oder in der Abendkühle bei uns vorsprach, um ein Narghileh zu rauchen. Der Fremde stellte sich uns als den frühern Lehrer der protestantischen Schule zu Nablus, Jacûb Ibn Mussa vor, welcher seit ungefähr zwei Monaten bei der bischöflichen Diöcesanschule zu Jerusalem beschäftigt war. Aus der Unterhaltung ergab sich, daß der uns bekannte zeitige Schulmeister das uns abgenöthigte Certificat über den Besund seiner Anstalt dem Localcomité der Church Miss. Society zu Jerusalem übersandt hatte, wo dasselbe unglücklicherweise fast gleichzeitig mit andern glaubwürdigen Nachrichten eintraf, nach welchen die früher bedeutende Schülerzahl unter der Leitung des Chawadja Djiries auf vier herabgesunken sein sollte. Jakûb Ibn Mussa war also hergekommen, die Sache zu untersuchen und einen etwaigen Humbug aufzudecken. Als geborner Nabluser war ihm dies ohne viel Mühe gelungen; der Cahin, seit der Kindheit mit ihm befreundet, hatte nicht allein ein unumwundenes Geständniß abgelegt, sondern sich auch bereit erklärt, dasselbe vor uns zu wiederholen. Danach bestand die Schule, deren Besichtigung uns mit soviel Importunität aufgedrungen worden war, wirklich aus nur vier durch verwandtschaftliche Bande an den Meister gefesselten kleinen Hauptern, der ganze Rest war ad hoc zusammengeborgt, und der Cahin hatte aus seiner Schule beinahe die Hälfte der sechzehn, d. h. sieben Burschen hergegeben!

Man wird es begreiflich finden, daß Jakûb Ibn Mussa, der selber Lehrer war und lieber in seiner Vaterstadt, als unter der unmittelbaren Aufsicht der Missionarien zu Jerusalem wirken wollte, bei diesen Enthüllungen eine gewaltige sittliche Entrüstung an den Tag legte. Auch ließ er sich, obwol wir ihm implicite Glauben zu schenken versicherten, nicht abhalten, sofort zur Stadt zurückzueilen, um noch den griechischen Schulmeister herzuholen, welcher,

wie er sagte, uns bekennen sollte, daß er die, um die Zahl sechzehn vollzumachen, noch fehlenden fünf Jungen hergegeben.

Seine Entfernung gab uns Gelegenheit, uns von dem Cahin einige Erläuterung auszubitten, welche uns gern gewährt wurde. „Seit Menschengedenken", begann er, „besaßen wir in Nablus keine Schule, und Leute, welche die Schreibkunst erlernen wollten, hatten, wenn ihnen kein günstiger Zufall zu Hilfe kam, in der Regel große Noth. Als demnach vor acht bis neun Jahren der Bischof Gobat seine Schule, die erste in Nablus, stiftete, wurde einem allgemein empfundenen Bedürfniß abgeholfen. Die großmüthige Bestimmung des Stifters, wonach kein Schulgeld erhoben, und zu dem Unterricht Kinder von allen Nationen und Confessionen Zutritt haben sollten, kam den Wünschen der Bevölkerung entgegen, und da der angestellte Lehrer, eben unser Jakûb Ibn Mussa, als der beste Schreiber der Stadt galt, so fanden sich bald 50—60 Kinder muhammedanischer, samaritanischer und christlicher Religion zusammen. Es fand Anfangs Anstoß, daß der Unterricht einen durchaus christlichen Charakter hatte, und z. B. als Lesebuch fast ausschließlich das arabische N. Testament nebst kleinern Missionsschriften diente; aber der Nutzen, welchen die Kinder aus der Anstalt zogen, überwog die Bedenken der Andersgläubigen. Allmälig fingen aber die griechischen Geistlichen den Einfluß zu fürchten an, welchen die Protestanten auf die heranwachsende Generation durch die Schule gewannen, so daß sie eine zweite einrichteten, indem sie einen von Jakûb herangebildeten jungen Menschen als Lehrer anstellten. Das Ansehn Jacûbs war damals so groß, daß die griechischen Eltern nur durch die angedrohte Strafe des Anathema bewogen werden konnten, ihre Kinder von ihm wegzunehmen und damit die neue Anstalt zu bevölkern. Leider aber suchte er seine Stellung zu sehr auszubeuten, was ihm die Unzufriedenheit seiner Obern in Jerusalem zuzog. Daud Tannus, der Kodjabasch, welcher seinen Anverwandten, den jetzigen Lehrer, an den Posten bringen wollte, denuncirte bei jedem Anlaß, bis endlich Jacûb nach Jerusalem versetzt, und Djiries hier angestellt wurde. Man bemerkte aber bald, daß dieser Letztere seinem Vorgänger an Geschicklichkeit ebenso sehr nachstand, wie er ihn an Habsucht übertraf, und so geschah es, daß die Schule in ihren gegenwärtigen Zustand des Verfalls gerieth. Nach dem Beispiel der Griechen richteten wir nun auch eine Schule für unsre samaritanische Jugend ein; aber die drei Schulen, welche an die Stelle der einen, ursprünglichen getreten sind, fristen eine jede nur mühsam ihr Dasein. Sie ersehen hieraus," schloß er, „weshalb Djiries, um bei Ihrer Inspection seine Anstalt in ein gutes Licht zu stellen, zu dem Mittel griff, welches Ihnen heut aufgedeckt worden ist, und mich wundert nur, wie Sie meine Burschen, die sich doch des

Sabbaths wegen weder beim Leſen noch bei der Katechiſirung betheiligen durften, nicht gleich als ſolche erkannten."

Wir entgegneten ihm, wie man uns die Kinder als Muhammedaner vorgeſtellt habe, die an dem Religionsunterrichte nicht Theil nähmen, und wie wir uns vielmehr über ihn wunderten, daß er zu einer ſolchen Schwindelei die Hände geboten.

„Nun," antwortete er lächelnd, „der Djiries leiht ja uns ſeine Kinder auch! Wie könnten wir ihm die unſern verweigern? Sie haben gehört, daß die drei Schulen nur ſo hinkränkeln; — ſie müſſen ſich nothgedrungen gegenſeitig aushelfen. Wie viele Reiſende würden uns nichts geben, weil ſie uns für wohlhabende Leute halten! Auch können wir nicht wol für uns ſelbſt bitten, aber für eine Schule geben die Franken immer gern, wenn die Anſtalt nach etwas Rechtem ausſieht. Das griechiſche Kloſter, ſonſt gegen die Proteſtanten ſo erbittert, nimmt doch an dieſem Bunde Theil, um den ſeine Hospitalität anſprechenden ruſſiſchen Reiſenden eine Extraabgabe auflegen zu können. Doch kommt dort wenig bei der Sache heraus. Für die proteſtantiſche Schule dagegen wurde immer viel gegeben, und die Feindſchaft zwiſchen Jakûb Ibn Muſſa und dem Kodjabaſch entſtand daher, daß letzterer von erſterem Halbpart verlangte, wogegen er ihm den halben Ertrag einer gleichfalls für die Reiſenden eingerichteten Armenbüchſe überlaſſen wollte. Jakûb war ein zu guter Rechner, um darauf einzugehn. — Auch unſre Schule iſt keine üble Speculation, obwol der Lehrer, mein Neffe, mit 100 Piaſtern monatlich ſalarirt wird. Ich zahle davon die Hälfte und Jakûb-eſch-Schelebi die Hälfte, wofür er den halben Gewinn nimmt. Ich handle aber nach Treu und Redlichkeit — Sie können ihn ſelbſt fragen!" —

Wir verſicherten ihm, daß wir ihn für einen Mann hielten, der ſich gewiß ſo ehrlich wie möglich durch die Welt ſchlüge; die erneute Entrüſtung ſeines Freundes Jakûb Ibn Muſſa aber, welcher mit der Nachricht wieder angekeucht kam, der griechiſche Schulmeiſter, ſein undankbarer Schüler, habe ihn mit dem Anſinnen, vor uns ſeine Theilnahme an dem Betruge des Djiries einzugeſtehn, höhniſch abgewieſen, vermochten wir nach den empfangenen Aufſchlüſſen nicht mehr zu theilen.

Seit jener Zeit ſind beide, der regierende wie der Exſchulmeiſter, nachdem ſie ſich eines Sonntags vor verſammelter Gemeinde förmlich um die Predigt gebalgt, aus dem Dienſte und Solde der Miſſion entlaſſen und damit der Gemeindeverband, welcher die ſog. Proteſtanten von Nablus an das anglicaniſche Bisthum von Jeruſalem knüpfte, aufgelöſt worden. Man kann ſich darüber nur freuen. Dieſe Leute, welche durch treue ſeelſorgeriſche Pflege ein reiches Maß richtiger Erkenntniß erlangt haben, ohne in ihrem Leben dadurch gebeſſert worden zu ſein, ſind nur werth in die Hände eines Archimandriten

zurückzukehren, welcher den Erlös pfiffig verwertheter Paradiesesplätze im Pferdehandel anlegt.

Nach einigen Tagen besuchten uns der Ortspfarrer von Rafidia, Chur Dmitri, und unser Freund Issa Dewani. Sie waren in heißer Mittagstunde zu Fuß hergekommen, und der geistliche Herr hatte noch unter seinen langen Gewändern ein Geschenk, vier mit den Füßen zusammengebundene, halb verschmachtete Hähnchen, getragen, die er nach den ersten Begrüßungen überreichte. Der abtrünnige Issa hatte nicht Unrecht, die Demuth seines orthodoxen Kumpans bei dieser Gelegenheit herauszustreichen, dem, wie er sagte, alle Esel des Dorfs zur Disposition standen. Das Gespräch, welches sich, nachdem wir dem edlen Manne einige Erfrischungen hatten reichen lassen, entspann, drehte sich hauptsächlich um die gegenwärtige Verbreitung des Christenthums in dem Districte von Nablus. Wir erfuhren, daß es außer Rafidia noch ein andres ganz christliches Dorf Namens Zababideh, östlich der Feste Sannûr gelegen, mit Kirche und Churi gäbe, und daß außerdem zwölf Dörfer, darunter Sebastieh, von griechischen Christen und Muhammedanern gemeinschaftlich bewohnt würden. Der Geistliche machte dazu die Bemerkung, daß diese Christen die Abkömmlinge der alten Samaritaner, die Muhammedaner dagegen eingewanderte Araber seien, woraus er — der Untergang des türkischen Reichs ist ja bis in die Dörfer von Nablus ein bald erwartetes Ereigniß — eventuell ein Eigenthumsrecht an dem Lande für sich und die Seinen herleiten wollte. Er bedachte dabei nicht, daß, wie die Mehrzahl der Samaritaner das Christenthum, so nachher die Mehrzahl der samaritanischen Christen den Islam angenommen haben, und daß demnach ihrem Hauptbestandtheile nach diese drei Religionsgenossenschaften als Ein Volk zu betrachten sind. Eigenthümliche Sitten, welche an die Vorzeit erinnern, finden sich allerdings wol nur bei den griechisch-christlichen Bewohnern von Palästina.

Nachdem dies Thema erschöpft war, hofften wir, daß der Churi sich zurückziehn werde, und sahen uns schon nach einem etwa mitgelaufenen Bürschchen um, welches ohne Verletzung des Anstandes das Gegengeschenk für die magre Gabe in Empfang nehmen konnte. So wars aber nicht gemeint. Der Churi kam erst jetzt auf den eigentlichen Zweck seines Besuchs. Nach einer von vielen Seufzern begleiteten Einleitung — Variationen des alten Satzes: Wir sind Sklaven der Türken, Niemand hilft uns u. s. w. fuhr der geistliche Herr fort: „Wie hoch in den letzten Jahren die Preise der Lebensmittel gestiegen, ist Ihnen so gut bekannt wie mir. Wollte man sagen, die Preise hätten sich verdoppelt, so wäre das zu niedrig gegriffen; in den meisten Fällen haben sie sich verdreifacht! Wenn darunter der Wohlhabende leidet, wie soll erst der Arme es ertragen? Und nun verlangt man von uns noch gar die Militärhilfsteuer! Unser Dorf ist zu Grunde gerichtet, wenn Sie ihm nicht mit einer

milden Gabe von 8000 Piaſtern beiſpringen. Bekämpfen Sie die innere Stimme, die Ihnen vielleicht ſagt, das Dorf ſei wohlhabend genug, um einer ſolchen Aufhilfe zu entbehren, oder gar ich wolle das Geld für mich behalten! Hier iſt Iſſa Dewani, ein wahrhafter Mann, der ſoll Ihnen nachher bezeugen, wie ich es redlich vertheilt habe.“ —

Die Rede verrieth einen Neuling in der Kunſt; ſogar der Fellah ſchnitt dazu ein Geſicht, als wolle er ſagen, er verſtehe ſich auf die höhere Bettelei beſſer. Die Antwort war uns zu nahe in den Mund gelegt. Indem wir die hohen Preiſe der Lebensbedürfniſſe bereitwillig anerkannten, bemerkten wir dem Manne, daß dem Producenten, dem Fellah, daraus nur Vortheil erwüchſe, zumal in einem Lande, wo derſelbe über ſeine eignen Erzeugniſſe hinaus keine Bedürfniſſe habe. Ebenſo könne der Tagelöhner, der Handwerker, der Kaufmann, ſeine Preiſe nach denen des Brotes erhöhen, und zu leiden habe bei dem Zuſtande nur der Reiſende, der Beamte und überhaupt ein jeder, welcher mit einer beſtimmten Einnahme ſein Auskommen finden müſſe. Das Dorf ſei ja von beſondern Unfällen nicht heimgeſucht worden, ſo daß wir nicht einſähen, warum es ſo hilfsbedürftig ſein ſolle.

Der Churi war einfach genug, dieſer Auseinanderſetzung beizupflichten — es war auch ſchwer, ihr zu widerſprechen — und ſo ſaß er ziemlich beſchämt da. Der redliche Iſſa riß ihn aus der Verlegenheit. „Churi Dmitri,“ fiel er ein, „iſt ein Vater der Armen, und Arme gibt es ja in der ganzen Welt! Es war gar nicht die Abſicht, Sie um 8000 Piaſter anzugehn; wenn Sie irgend etwas für unſre Armen geben wollen, ſo iſt es gut. Sie können es,“ ſchloß er, „auch mir einhändigen, und dann wird der Churi bezeugen, daß ich es richtig abgegeben.“

Das war denn freilich vernünftiger geredet. Wir eröffneten dem Pfarrherrn, daß wir auf ihn und ſeinen Begleiter gleich ſtarkes Vertrauen ſetzten und ihm den vierfachen Werth ſeiner Hähnchen zugedacht hätten. Auch erließen wir ihm jedes Verſprechen wegen der Anwendung des Geldes; ob er etwas davon ſeinen Armen zu Gute kommen laſſen wolle, das ſolle ganz in ſeiner Hand ſtehen.

Auf dieſe Weiſe hofften wir den Proteſtanten zu beſtrafen, der ſich gegen einen Antheil an dem erwarteten Gewinn mit dem Griechen zu der Unternehmung verabredet, ja wahrſcheinlich ſie ihm eingegeben hatte. Nach dem Märtyrerausdruck zu ſchließen, den er beim Abſchiednehmen zeigte, während auf dem Antlitz des Churi ſich ein gewiſſes Behagen über das immerhin gute Geſchäft ausſprach, iſt dies vollkommen gelungen.

Am 16. Juli wurde unſre Geſellſchaft auf das Angenehmſte durch einen jungen Maler aus dem fränkiſchen Baiern, Hrn. Haag vermehrt, welcher ſich in London den Ruf eines der ausgezeichnetſten Aquarelliſten erworben hatte

und nach Jerusalem gekommen war, um das Innere der sogenannten Omarmoschee mit dem von den Muhammedanern für heilig gehaltenen Felsen, der Tenne des Arafna, über welcher einst das Allerheiligste des salomonischen Tempels errichtet wurde, im Auftrage der Königin von England zu malen. Nachdem er diese schwierige Arbeit mit Meisterschaft zu Ende geführt, bereiste er das mittlere und nördliche Palästina und ließ sich gern von uns bereden, einige Tage in Nablus zu verweilen, wo manche Erinnerung an die alte Zeit sein Album bereichern konnte. Wir verschafften ihm die Bekanntschaft des Cahin Amram, welcher sich bereit finden ließ, sich von ihm in seiner gottesdienstlichen Tracht, einem eigenthümlich geschnittnen langen weißen Gewande, mit hochgehobener Gesetzesrolle, der Handschrift Abisuas, vor dem Tabernakel seiner Synagoge stehend, als Studie darstellen zu lassen, was in dem Halbdunkel des wunderlich gebauten Raumes ein Bild von eigenthümlicher Wirkung abgab.

Es war uns ein Vergnügen, dem Gaste die Honneurs der Stadt und Umgegend zu machen, obwol sich dabei unsre Erlebnisse in einer Weise wiederholten, daß eine besondere Aufzeichnung überflüssig ist. Nur einiges Neue will ich hier hervorheben.

An einem durch kühlere Luft sich auszeichnenden Morgen machten wir einen Ausflug nach dem Brunnen Jakobs. Uns der Landessitte anbequemend, mietheten wir dazu Pferde, welche uns wegen der geringen Entfernung kaum nöthig schienen. Wir schickten dieselben nach Ain Defna voraus, während wir selbst, von El-Hillu geführt, über den Abhang des Garizim einen Umweg nahmen. Wol 500 Fuß über der Quelle erheben sich hier die terrassirten Baumgärten, in denen wir einen durch Stützmauern und steile Abfälle beschwerlichen Weg hinaufklommen. Ungefähr in halber Höhe wandten wir uns links und gelangten so zu der merkwürdigen Felsenwand, welche diesem Vorsprunge des Garizim seinen Namen el Arâk gegeben. Es ist dies eine gegen dreihundert Schritt lange Unterbrechung der kuppelförmigen Oberfläche des Berges — man möchte glauben, es sei hier eine Höhle von ungeheuern Dimensionen eingestürzt, von welcher nur die Hinterwand als ein bis zu 120 Fuß Höhe sich erhebender senkrechter Felsen stehn geblieben. In diesem Felsen, welcher aus regelmäßig abwechselnden Schichten eines sehr weichen gelblichen und eines harten bläulichen Kalksteins besteht, befinden sich, als Ausläufer jener supponirten ursprünglichen, eine Anzahl mehr oder weniger umfangreichen Höhlen, deren größte Magharet-el-Ghurâb, die Rabenhöhle, in ihrem Eingange 60 Fuß hoch ist und in ihrem tief abfallenden Grunde den Posamentierern und Bandwirkern von Nablus während der trockenen Monate des Spätsommers eine kühle und geräumige Werkstatt darbietet. Noch war sie für diese Benutzung zu feucht; an verschiedenen Stellen fielen beständig schwere Tropfen nieder, und die Wände schim-

merten von dem an ihnen herabgleitenden Waſſer, dicken Büſcheln reizenden Farrenkrautes, Venushaar und Hirſchzunge, welche hier faſt ellenlange Blätter trieb, Nahrung gebend. Auch äußerlich ziert eine reiche Vegetation dieſe merkwürdige Höhle, Sumach, Feigen, Kapern, Clematis, Steineichengebüſch und ein ſmilaxähnliches Gewächs dringen aus jeder Felsklüftung hervor und hie und da wird eine weit vorſpringende Steinmaſſe allein durch die mächtigen Wurzeln einer Terebinthe in der Schwebe gehalten, nachdem ihre frühere Grundlage durch Verwitterung und den zerklüftenden Einfluß derſelben Vegetation längſt abgebröckelt und in die Tiefe hinabgeſtürzt iſt. Die horizontale Fläche vor der Felſenwand hebt ſich wieder gegen den Nordrand, und es ragt dort ein einzelner mächtiger Felſenblock hervor, an welchem die Arbeit des Meißels vielfach erſichtlich iſt. Dieſer Punkt dominirt die Stadt in ſolchem Maße, daß man das Geblök jedes Kameels, das Gebell jedes Hundes und jede lautere Menſchenſtimme in dem von den Straßen heraufſchallenden Geſumme zu unterſcheiden meint; wäre die Lage des heutigen Nablus dieſelbe wie die des alten Sichem, ſo dürfte man nicht zweifeln, daß Jotham von hier aus den Bürgern der Stadt ſeinen berühmten Apolog vorgetragen. Unter den vielen ſchönen Anſichten, welche die Umgegend der Stadt bietet, iſt die von dieſem Felſen vielleicht die vorzüglichſte.

Von den Höhlen ſtiegen wir nach dem Oſtende der Stadt hinab und erreichten bald Ain Defna. Da der Seewind, welcher uns an den Berggehängen erfriſcht hatte, ſich hier nicht mehr fühlen ließ, ſo waren wir wol zufrieden, den Reſt des Weges zu Pferde zurücklegen zu können. Wir erreichten Balâta, das Dorf am Jakobsbrunnen, in wenig Minuten, eine elende Ortſchaft, deren niedrige Hütten zu dem von dem gräcolateiniſchen Worte Palation hergenommenen Namen in ſeltſamem Gegenſatze ſtehen. Wir beſichtigten zunächſt die Quelle des Dorfs, Ain Balâta, welche in einem von Säulen geſtützten halb unterirdiſchen Kuppelgemach zu Tage tritt und ſo ſtark iſt, daß kleine Fiſche darin leben. Ein verdeckter Kanal führt ihr Waſſer in die ſich öſtlich vor dem Dorfe ausdehnende Ebene, in welcher eine weite, mit Bamien (Hibiscus Abelmoschus), Badindjân (Solanum Melongena), Liebesäpfeln (Sol. Lycopersicum), mehreren Kürbis- und Gurkenarten, Baumwolle und vorzüglich Zwiebeln beſtellte Feldmark davon überrieſelt wird. — Unſer nächſtes Ziel war der Jakobsbrunnen, unter dieſem Namen den Muhammedanern, den Samaritanern, den Juden und den Chriſten bekannt, von letzteren aber gewöhnlich Bir-es-Samerijjeh, der Brunnen der Samariterin, geheißen. Es iſt zu beklagen, daß keine der beſagten vier Religionsgeſellſchaften, welche die Aechtheit dieſes ehrwürdigen Denkmals einer uralten Zeit doch gleichmäßig anerkennen, etwas für ſeine Erhaltung, oder vielmehr Wiederinſtandſetzung zu thun geneigt iſt. Wir fanden daſſelbe als einen Hügel von Bauſchutt mit einer grubenähnlichen

Vertiefung, welche sich als ein eingebrochnes Kuppeldach herausstellte. Wir stiegen hinab, konnten aber auch unten außer Bauschutt und einzelnen durcheinandergeworfenen architectonischen Werkstücken Nichts entdecken. Die Ruinen der schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zum Andenken an die Unterredung unsres Heilandes mit dem samaritanischen Weibe erbauten Kirche bilden einen besondern Hügel, welcher sich durch zwei Säulen von schwärzlichem Granit (Syenit) auszeichnet. Man hat seit einiger Zeit angefangen, alle diese Reste noch einmal nach bequemen Bausteinen und — Schätzen! zu durchwühlen, und damit wird wahrscheinlich vernichtet werden, was die Erde noch von Alterthümern bergen mag.

Balâta gilt den Einheimischen als das Grundstück, welches der Erzvater Jakob von den Landeseinwohnern gewann und seinem Sohne Joseph besonders vermachte. Dies mag der Grund sein, weshalb man dem Letzteren noch in der Feldmark des Dorfs, also in der Ebene, gegen die alte Landessitte, eine Grabkapelle errichtet hat. Diese, nordöstlich von dem Dorfe in einer Entfernung von ungefähr zehn Minuten gelegen, ist ein offner Bau mit einer in der Südwand angebrachten Betnische, neben welcher man einige roh gearbeitete arabische und hebräische, aber keine samaritanische Inschrift bemerkt.

Von dem Josephsheiligthum brachte uns eine weitere Viertelstunde Wegs in nördlicher Richtung nach dem Dorfe Askar, welches auf einer gleichfalls die weite Ebene dominirenden Stelle am Südostfuße des Ebal, gegenüber dem alten Salem, dem Wohnorte Melchisedeks, gelegen ist. Es besteht jetzt nur aus drei oder vier Häusern, dürfte aber früher bedeutender gewesen sein, nach vielen umherliegenden Baureſten und einem in römischem Mauerwerk aus Quadern aufgeführten Teiche zu urtheilen, welcher die Wasser eines aus dem Felsenabhange des Berges hervorsprudelnden Quells aufnimmt. Auch in muhammedanischer Zeit muß es noch ansehnlicher gewesen sein, da es eine noch jetzt erhaltene alterthümliche kleine Moschee besitzt, welche jetzt einem Mattenflechter als Werkstatt und Vorrathshaus für sein Material, aus dem Jordan hergeholtes Riedgras, diente. Unter einem Maulbeerbaume im Vorhofe der Moschee ließen wir uns zur Ruhe nieder und wurden bald von den wenigen Dorfbewohnern umringt, einem harmlosen Völkchen, aber zu roh, um unsre Fragen über ihre Verhältnisse zu verstehn und zu beantworten. Bald nach Mittag saßen wir wieder auf und kehrten auf bekannten Wegen nach dem Lager zurück.

Herr Haag hatte unsre Ruhezeit benutzt, um den unscheinbaren Brunnen des Erzvaters mit den beiden Bergen Garizim und Ebal im Hintergrunde zu skizziren. Es ist dies eine unbezweifelbare heilige Stätte, und die Scenerie der Unterhaltung des Weltenheilandes mit dem Weibe von Sichar, die Ebene, wo damals das Korn „weiß ward zur Ernte," der Berg, auf den sie wies, als sie die Worte sprach: „Unsre Väter haben auf diesem Berge angebetet,"

ist dieselbe geblieben. Auch ist der Garizim eben da bis zu der Tempelstätte hinauf sichtbar, und die dreihundert Stufen, welche zu dem Heiligthume hinaufgeführt haben sollen, kann man sich nur nach der Richtung des Patriarchenbrunnens hin angelegt denken. Die Räthsel aber, welche an den letztern sich knüpfen, einmal warum Jakob ihn grub so nahe bei der wasserreichen Balâtaquelle, zu einer Zeit, wo noch keine sorgfältigere Benutzung des Bodens umherziehenden Nomaden Hindernisse entgegenstellte, und zweitens warum die Samaritanerin sich aus der verhältnißmäßig fernen Stadt Sichar (Sichem), welche doch die Defnaquelle einschloß, hierher bemühte, um Wasser zu schöpfen —, diese Räthsel zu lösen ist unser Besuch der Oertlichkeit so wenig, wie der unsrer Vorgänger im Stande gewesen. Mit bloßen Muthmaßungen, wenn auch neuen und der Plausibilität nicht entbehrenden, will ich meine Leser verschonen.

An einem andern Morgen erwiderten wir der Familie Tokan ihren Besuch. Die Wohnung derselben liegt ungefähr in der Mitte der Stadt und füllt in ihrer Breite den Raum zwischen zwei Längstraßen, während eine wohlgehaltene, an beiden Ausgängen mit eisernen Thorflügeln versehene Quergasse mitten hindurch führt. Auf der letztern empfing uns der junge Selim Bey und bat uns mit großer Höflichkeit, uns eine kleine Weile zu gedulden, da sein kränklicher Oheim noch das Harem nicht verlassen habe; er sei indessen von unserer Absicht ihn zu besuchen bereits benachrichtigt worden. Wir ließen uns nun zunächst die untern Räume des eigenthümlichen alten Hauses zeigen, mächtige Gewölbe, hauptsächlich zu Pferdeställen, aber auch zu Vorrathskammern für Weizen, Gerste, Häcksel u. s. w. eingerichtet und außerdem eine Maulthiermühle, einen Backofen und einen Quellbrunnen enthaltend. Ein mit gehauenen Steinen gepflastertes Terrassendach mit einem von herrlichen alten Pomeranzenbäumen umgebenen Wasserbassin deckt diese Gewölbe und bildet zugleich den Vorhof der Wohnzimmer, hoher und wohlangelegter Kuppelgemächer, welche an ihren Seiten erbaut sind. Daselbst trafen wir den schwächlichen Hausherrn und wurden unter den üblichen Begrüßungen von ihm in ein durch seine ungetünchten Wände und schäbigen Divane den peinlichen Eindruck der Armuth machendes Empfangzimmer geführt, wo wir einige Erfrischungen annehmen mußten. Die Unterhaltung beschränkte sich fast ganz auf verschiedentlich ausgedrückte Erkundigungen nach dem gegenseitigen Wohlbefinden; auch Selim Bey verstummte in der Gegenwart seines kranken Oheims, der von dem Einen, das seine Brust anfüllte, nicht zu reden wagte, dem Unglück des Hauses, in welchem er so viele bessere Tage gesehn! Ein altersgebeugter Mohr, das faltige Antlitz mit spärlicher, schneeweißer Bartwolle geziert, reichte uns den Kaffee dar und setzte sich dann treuherzig neben seinem Herrn nieder, welcher, gleichsam um diese Freiheit zu entschuldigen, uns belehrte, Merdjân sei der Cala,

Erzieher seines hochbetagten Vaters Suleiman Bey gewesen, und habe in 50 Schlachten der Tokan sein Leben aufs Spiel gesetzt. Man glaubte, er sei wol 100 Jahre alt. Dem Ali Bey kamen dabei Thränen in die Augen. Freilich werden wol keine Schlachten der Tokan mehr geschlagen werden! In ihnen erreichte der Glanz des Hauses seinen Höhepunkt und ihre Erwähnung rief nothwendig die Erinnerung der Zeiten wach, wo die Ställe, in denen man jetzt nur das Pfeifen der Ratten vernimmt, von fröhlichem Pferdegewieher hallten.

Als einen besondern Vortheil unserer Lagerstelle rechneten wir das frühe Verschwinden der Sonne hinter dem die Quelle Ras-el-Ain südlich und westlich überragenden Berge, indem dasselbe uns Gelegenheit gab, aus dem tiefen Schatten heraus die Schönheiten der hellbeleuchteten Landschaft und namentlich die warmen Töne des die abendlichen Sonnenstrahlen bis zum letzten auffangenden Ebal zu beobachten. Dieses Schauspiels wurden wir nie müde und um es nicht zu versäumen verlegten wir oft unsre Ausflüge in die heißere Morgenzeit. Wir theilten hierin den Geschmack der Eingebornen; denn allabendlich kamen zahlreiche Gesellschaften von Leuten aus allen Ständen den beschwerlichen Weg hinaufgewallt, um an der plätschernden Quelle von der Mühsal des Tages auszuruhn. Wer dann auf sich selber etwas hielt, stattete uns einen Besuch ab — es war vornehmste Mode in Nablus geworden, mit den Franken am Quellenhaupt in Verbindung zu stehn. Die hohen Efendis mit ihren politischen Besorgnissen waren besonders häufig unsre Gäste; durchbebten doch damals ganz Syrien allerlei seltsame Gerüchte über Unabhängigkeits- und Eroberungsgelüste des Vicekönigs von Aegypten, welcher eben — Niemand wußte und weiß warum — Beirut besucht hatte. — Bisweilen erschienen auch junge Burschen mit einem Aplomb, welchen die europäische Erziehungsweise sogar in den höchsten Regionen bekämpfen würde. — „Ich bin der Sohn von Abderrahman Bey," — „Und ich der Sohn von Ibrahim Efendi!" Daß ein Europäer, ein viel gereister Mann, so weit zurück sein könne, um nicht einmal den genealogischen Kalender von Nablus im Kopfe zu haben, das kommt den guten Leuten nicht in den Sinn. Der Ort ist seinen Bewohnern die ganze Welt, in noch höherem Maße als Jerusalem den seinigen, — doch gestehe ich, um diesen letzteren nicht Unrecht zu thun, gern ein, daß sie sich auch mit den eigenthümlichsten Nägeln schleppen. Wie kann also Ibn Abderrahman zweifeln, daß ich von den Thaten eines so verdienstlichen Fellahschinders, wie sein Vater war, nie gehört habe? —

Eines Abends besuchte uns auch ein Derwisch, von Handwerk ein Goldwirker, und seinen Mittheilungen nach von einem Scheich- oder, wie er sich ausdrückte, einem Weltenpole, in den Gebirgen von Sfaida abhängig. Der Mann genoß — im Widerspruch mit den Hochorthodoxen seines Glaubens

— den ihm dargebotenen Tschibuk ohne innere Anfechtung; nachdem er aber sein Täßchen Kaffee geleert, weissagte er Schreckliches für das Jahr 1276 der Hedschra. „Geben sie Acht," sagte er, „das nächste Jahr wird vier Uebel bringen, nämlich Krieg, Aufstand, Erdbeben und massenhaftes Sterben. Sie werden dann nicht hier sein, aber wenn Sie dies eintreffen sehen, dann denken Sie an den Alten von Nablus, der es Ihnen vorhergesagt hat!" — Solche Käuze muß es auch geben, und mich wunderte nur, daß einheimische Christen, welche gegenwärtig waren, sich nachher bei uns in allem Ernst nach den Kräften erkundigten, durch welche diese ungläubigen Derwische ihre Blicke in die Zukunft thäten.

Besonders angenehm war uns unter diesen Besuchern ein alter muhammedanischer Kaufmann, Ahmed Jalsch, aus einer samaritanischen Familie, welche ehemals in Damaskus ansässig, dort den früher beschriebenen schönen Vorhang des Tabernakels der nabluser Synagoge anfertigen ließ, später aber an dem Ursitze des angestammten Glaubens diesem den Rücken gewandt hat.

Eines Tages kam derselbe besonders guter Dinge zu uns; es waren in der vorhergehenden Nacht für ihn 60 Kameele mit baumwollenen Fellahhemden ägyptischer Fabrication, ein in den Ostjordan-Ländern sich des leichtesten Absatzes erfreuender Artikel, aus Kairo eingetroffen, und dabei schrieb ihm sein Geschäftsfreund, daß seine früher dahin gesandte Waare, natürlich Seife, solchen Beifall gefunden habe, daß nach ihr die erste Qualität mit dem allgemeinen Namen Jalschi belegt worden sei. Diese erfreuliche Notiz wollte er durch ein Gastmahl feiern, zu welchem er auch uns einlud. Wir nahmen die Einladung gern an; denn daß ein Mann, welcher, nachdem seit so vielen Jahren zwischen dem nahen Jaffa und Alexandrien eine Verbindung durch Dampfschiffe und weiter nach Kairo durch Eisenbahn besteht, seine Geschäftsbriefe und Güter noch mit langsam schreitenden Kameelen befördert, uns nichts verdorben Europäisches auftischen würde, ließ sich erwarten.

Zur verabredeten Zeit fanden wir uns also in der Wohnung des Jalsch ein und wurden schon in der Hausthüre von dem Alten und seinen Söhnen herzlich willkommen geheißen. Man führte uns eine steile Steintreppe hinauf in ein nach europäischen Begriffen unwohnliches, d. h. düsteres, durch die glaslosen Fenster keine andere Aussicht als auf die unschöne Straße gestattendes Zimmer, welches aber mit Strohmatten und Teppichen, an den Wänden sogar hie und da mit niedrigen Polstern und Kissen ausgelegt, diesen unverwöhnten Menschen als ein Muster der Bequemlichkeit gelten mochte. Wir fanden dort mehrere Graubärte, die Elite der rechtgläubigen Kaufmannschaft von Nablus, versammelt, die meisten noch mit schwarz gemalten Augenlidern nach der alten orientalischen Sitte, welche in den von Europäern mitbewohnten Orten Syriens für das männliche Geschlecht völlig beseitigt ist. Die Ver-

sammelten begrüßten uns durch Aufstehn und kauerten, nachdem wir unsre Ehrenplätze im Winkel eingenommen, vorsichtig auf die Hacken nieder, um im Sitzen die Füße nicht zu zeigen, was als ein besonderer Hochachtungsbeweis gilt.

Man reichte uns hier der Sitte gemäß das Nargbileh, dann das unvermeidliche Zuckerwasser und endlich den bittern Kaffee. Dabei unterhielt man sich über die etwaigen Aussichten Syriens, wieder unter ägyptische Herrschaft zu gerathen, eine Calamität, welcher man, so weit ich bemerkte, mit großer Fassung entgegensah. Ihre Gedanken frei auszusprechen, ist freilich unter den behutsamen Orientalen nicht üblich, zumal in größerer Gesellschaft und bei steifer, etikettenmäßiger Sitzweise, weshalb sie auch, nicht ganz mit Recht, in den Ruf so großer Schweigsamkeit gekommen sind. Nach den besagten Genüssen wurden wir in das Speisezimmer geführt, wo wir die Tafel schon angerichtet fanden. Eine große runde Platte von verzinntem Kupfer, welche sich auf einem niedrigen Gestelle nur etwa acht Zoll hoch über dem Teppich erhob, trug den ersten Gang der Mahlzeit, oder vielmehr, es war dieser Gang, den Erfordernissen einer nabluser Bankettanordnung gemäß, hoch darüber aufgethürmt worden. In der Mitte ragte das Hauptgericht, der mit Safran gelb gefärbte Pilau, hervor, ein kegelförmiger Hügel, von welchem nur die Spitze sich zeigte —, es umgab ihn nämlich und stützte sich theilweise auf ihn eine große Anzahl kleinerer Näpfe mit Bamien, Badindsjan und Liebesäpfeln in Hammelfleisch geschmort, die wohlschmeckenden Kürbis- und Gurkenarten, Kussa und Fakûs mit Reis und Fleisch gefüllt, endlich Hühner und Tauben mit ähnlicher Füllung, dies alles bis an den Rand der Tafel so vertheilt, daß jeder Gast ohne Mühe zu jeder beliebigen Speise gelangen konnte. Die flachen Brode, welche dem, den Gebrauch einer andern Gabel als der adamitischen für sündhaft achtenden koranglaubigen Esser nicht blos als Zukost, sondern auch als Greifmittel und gewissermaßen als Serviette dienen, hatten, wie sich aus Vorstehendem ergibt, auf der Tafel keinen Platz und waren, durch ihre Zahl dem Ueberfluß dieser entsprechend, wie eine Mauer um sie herum eben da disponirt worden, wo ein europäischer Gastgeber sich die Füße seiner Geladenen denken würde. Die Sitte, diese besonders in dem landesüblichen nackten Zustande nicht eben appetitreizenden Extremitäten unter sich zu verbergen, milderte den Uebelstand, und jedenfalls brauchten wir uns nur von der Höhe der Mauer zu bedienen, ihren Grund unsern Nachfolgern am Eßtische überlassend. Man hatte uns im Gegensatz zu der orientalischen Gesellschaft, welche einfach auf dem Teppich niederhockte, niedrige Sitzpolster gegeben; dennoch kann ich nicht behaupten, daß die ganze Anordnung uns Europäern bequem war, indem die Kniee ein schwer zu überwindendes Hinderniß bildeten, die durch die Brodmauer entfernte Tafel zu erreichen.

Kaum hatten wir Platz genommen, als sich unter den eingebornen Gästen

ein unwilliges Gemurmel wider den Hausherrn erhob, welches dieser mit gewaltigen Protesten erwiderte. Wir wunderten uns eine Zeit lang über die Leute, dann aber überzeugten wir uns so sehr von dem guten Recht der Angreifer, daß wir uns ihnen mit Nachdruck beigesellten. Nach nablusser Etikette darf nämlich ein Wirth sich mit seinen Geladenen nicht zu Tische setzen, sondern er hat dieselben — mit der Aussicht, sich nachher an den Resten zu erholen — über Tafel eigenhändig zu bedienen, sofern sie, deren Wünsche ihm ja heilig sein müssen, ihn zur Uebertretung des Brauchs nicht zwingen. Wir wirkten also in der Komödie bestens mit, bis der Alte, nachdem er uns vergebens beschworen, Nichts von ihm zu verlangen, das ihm ärger als der Tod sei, sich vergnügt zu uns niederließ. Die Unterhaltung, welche sich jetzt von der Politik zu den Erfolgen des Hausherrn in der Seifenfabrication gewandt hatte, that das Ihrige, um uns zum Essen Muth zu machen. Berauscht von dem Lobe seiner Gäste, erklärte derselbe nämlich, daß er sein Product nicht wie so mancher Andre blos mit der Rücksicht auf möglichst großen Gewinn, sondern vor allen Dingen „mit Allah" bereite, indem er die besten Ingredienzien nähme und der Verarbeitung die sorgfältigste Aufmerksamkeit widmete. Wir gestanden uns ein, daß solche Grundsätze, welche freilich auch im Islam nicht häufig sind, jedem christlichen Fabrikanten Ehre machen würden, und gefielen uns in dem Gedanken, sie von der Seifensiederei auf das verwandte Gebiet der Küche zu übertragen. Wirklich waren die Speisen in ihrer Art wohlschmeckend, und wir bedauerten nur, daß ihre Temperatur sich kaum über die der uns umgebenden Luft erhob. Ein milder orientalischer Gebieter übertreibt seine Anforderungen an den Koch nicht und vergönnt ihm an großen Tagen, wo seine Kräfte mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen werden, Zeit und Muße, um ein Gericht nach dem andern zu bereiten, und auch zwischen der langsam fortschreitenden Arbeit sich von Zeit zu Zeit durch ein Nargbileh zu erquicken; dafür drängt aber auch wieder der Koch den Herrn nicht, sondern behütet geduldig vor Katzen und Hunden sein längst fertiges Erzeugniß, bis vielleicht nach Stunden der Befehl kommt, nunmehr anzurichten.

Nach dem beschriebenen ersten Gange folgte als zweiter ein süßes Gericht, ein flacher Kuchen, Katâif genannt, aus Nudeln, Sesamöl und Zucker bestehend, welcher in einer großen Kupferschüssel aufgetragen wurde — gewiß ebenfalls in seiner Art ein Meisterwerk, aber uns weniger mundend. Den Beschluß machte eine große Schüssel mit zerschnittenen Wassermelonen. Als einziges Getränk wurde Wasser, aber das vorzüglichste der Gegend von Ain el Assâl gereicht.

Nach aufgehobener Tafel ließ der Hausherr sichs nicht nehmen, uns in eigner Person, ein goldgesticktes Handtuch über die Schulter geschlagen, das

Waſſer zum Händewaſchen zu reichen. Da die Sonne ſchon dem Untergange nahe war, ſo mußten wir uns beeilen, Abſchied zu nehmen, nachdem wir kaum in den Divan zurückgekehrt, einige Züge aus dem in Bereitſchaft gehaltenen Narghileh gethan und den Kaffee genoſſen hatten. Wir wurden hier von zwei Söhnen des Hauſes und einem mit ihnen gleichaltrigen chriſtlichen Knaben bedient, welchen der Alte als vaterloſe Waiſe aufgenommen hatte und erziehen ließ, da ſein Oheim, der uns bekannte Kodjabaſch der Proteſtanten, nichts für ihn thun wollte. „Fürchten Sie aber nicht," ſagte der gutmüthige Mann, als hierauf die Rede kam, „daß ich den Burſchen zum Islam überführen will; im Gegentheil, ich haſte ihn ſtreng an ſeinen väterlichen Glauben, und das iſt der griechiſche!" — Leider gilt der vom Faſten und ſo vielen Aeußerlichkeiten befreiende Proteſtantismus im Orient noch immer für eine Art verwerflicher Freimaurerei, welche von vielen Muhammedanern als Auflehnung gegen göttliche und menſchliche Autorität, als eine Saat des Aufruhrs angeſehn wird.

Eine beabſichtigte Expedition der Garniſon von Nablus gegen die nomadiſirenden Beni Sakr der Esdrelon-Ebene, zu welcher alle Reit- und Laſtthiere der Stadt requirirt werden ſollten, nöthigte uns, unſern Aufenthalt abzukürzen, indem uns ſonſt der Mangel an Transportmitteln vielleicht Wochen lang wider Willen feſtgehalten haben würde. Wir ſetzten unſre Abreiſe auf den 23. Juli feſt, und wirklich gab es ſchon wegen der gemietheten Thiere einen Conflict mit der Militärbehörde, welchen aber der Kaimakam ſofort zu unſern Gunſten entſchied. Nachdem wir alle Vorbereitungen getroffen und unſre Abſchiedsbeſuche gemacht hatten, beſchloſſen wir den letzten Nachmittag zu einem Ausfluge auf den Ebal zu benutzen. Unſer Freund von Naſidia, Iſſa Dewani, welcher, wie faſt täglich ſo auch heut, von der Hoffnung auf ein Bachſchiſch angezogen, zu den Zelten gekommen war, erbot ſich uns zu begleiten, um die Namen der auf der Höhe ſichtbaren Ortſchaften anzugeben.

Es war gegen halb drei Uhr, als wir die Zelte verließen. Wir ritten öſtlich um die Stadt herum und wandten uns dann nordweſtlich über einen zweiten muhammedaniſchen Begräbnißplatz, welcher zum Unterſchiede von dem weſtlichen, uns ſchon bekannten, den Namen Schmâli, der nördliche, führt. Getreidefelder, mit einzelnen Olivenbäumen beſtanden, trennen dieſen Begräbnißplatz von den merkwürdigen Opuntienpflanzungen, welche eine ausgedehnte in den Ebalabhang ſich einſenkende Schlucht bis hoch hinauf ausfüllen. Die Hitze in dieſer ſich grade gegen den Mittag öffnenden und gegen den kühleren Seewind verſchließenden Schlucht iſt eine ſo heftige, daß ſelbſt die jungen Triebe der ſaftreichen Pflanze, welche hier an der ſteilen Bergwand, wie die Reben am Rhein, auf ſchmalen durch Steine geſtützten Terraſſen gezogen wird, matt niederhingen. Dadurch aber gedeiht ihre Frucht, die Kaktus-

feige, auch zu einem Wohlgeschmack, welchen sie selbst über dem glühenden Sande der Saronebene nicht erreicht. In der Anlage der Terrassen verräth sich eine nicht geringe Arbeit; aber da die Opuntie, als bloßes Blatt eingepflanzt, schon im zweiten, spätestens im dritten Jahre eine reiche Ernte gibt, so wird die Mühe bald belohnt. Ein weiterer Vortheil dieses Anbaues ist, daß der durch die Terassenbauten aufgefangene Humus allmälig auch andern Gewächsen dienen kann, deren Anzucht an einer so wenig dankbaren Stelle ohne den gleichzeitigen unmittelbaren Nutzen kaum unternommen werden würde. Schon jetzt ragen fast überall aus den Kaktusgebüschen Oliven und Mandeln hervor, welche durch die Nähe jener genügsamen Pflanze nicht zu leiden scheinen und bald zur Tragbarkeit gelangen werden. —

Ein mühsam in den Felsen ausgesprengter, für die Pferde höchst beschwerlicher Weg windet sich mitten zwischen diesen Terrassen die Schlucht hinauf bis unter die hervorspringende Bergkuppe, an deren Westseite der Weli Amâd-ed-Dîn liegt. Zu unserm Bedauern erfuhren wir dort, daß unser Führer, welcher sich vorher das Ansehn gegeben hatte, als kenne er das ganze Gebirge wie sein eignes Haus, die höhern Theile desselben selbst nie besucht hatte, doch wollten wir das eigentliche Ziel unsres Ausfluges darum nicht aufgeben.

Ein nordöstlich laufender Weg schließt sich, von Nablus nach dem Dorfe Asstra führend, dem Felsenstege zwischen den Opuntiengärten an; indem wir denselben verfolgten, verloren wir bald das üppige Thal und die Stadt aus dem Gesichte. Der Boden ist hier reich mit Humus bedeckt und bald überraschte uns an der Höhe zu unsrer Linken das reizende Grün wohlgehaltener Weinberge, der einzigen in der Gegend von Nablus. Diese Kuppe, den Djebel Amâd-ed-Dîn westlich und den höchsten Rücken des Ebal, den Djebel Suleimijjeh, im Osten habend, zieht sich der Weg hier über einen Hochsattel grade auf das nördlich in tiefer Schlucht sichtbar werdende Dorf Asstra zu. Auf seiner höchsten Höhe verließen wir denselben und wandten uns über dem Anscheine nach längst unbenutzt gebliebene Felder rechts dem noch ziemlich entfernten Hauptgipfel zu. Wir bemerkten hier Spuren eines dieselbe Richtung nehmenden von Gartenmauern eingefaßten Weges; aber er war dergestalt mit Steinen überdeckt, daß wir ihn nicht benutzen konnten, und da die Felder durch viele wohl erhaltene Terrassenmauern unterbrochen werden, so konnten wir nur mit vielen Windungen zu der Spitze gelangen. Allmälig schrumpfte uns hier der Garizim zu den Maßen eines sich in dem Gebirgslande wenig auszeichnenden Hügels zusammen, über welchem die Berge von Sindjil und Djisna sich hoch erhoben, ja welcher selbst nach dem südlichen Theile der Küstenebene den Blick nicht versperrte. Der Weli Scheich Ghanim würde mit bloßem Auge nicht zu unterscheiden gewesen sein, wenn ihn nicht

die schon fast westliche Sonne zu einem hellglänzenden Punkte auf dem dunkeln Bergrücken gemacht hätte. Endlich erreichten wir die oberste Terrasse, eine Fläche von ungefähr 500 gegen 100 Fuß mit einem Steinhaufen, wie die Araber solche beim Reinigen der Felder zusammentragen und mit dem Namen Mantara, Luginsland, benennen. Die Aussicht, welche man von diesem höchsten Punkte des Gebirges Ephraim genießt, ist natürlich sehr umfassend; östlich erstreckt sie sich weit über die transjordanischen Gebirge, nördlich wird sie durch den großen Hermon, westlich durch das vom Karmel bis weit über Jaffa hinaus sichtbare Meer, südlich aber schon durch das gophnitische Gebirge geschlossen.

Der Wind wehte hier so heftig, daß der Gebrauch des Fernrohrs, so wie die Aufnahme von Winckelmessungen, mit großen Schwierigkeiten verbunden war, weshalb wir uns mit dem Nothwendigsten begnügten. Im Uebrigen ist die Bodenbeschaffenheit dieselbe wie auf dem Garizim, und nur die größere Entfernung von bewohnten Ortschaften und die schwerere Zugänglichkeit mag der Grund sein, daß man den Anbau der Höhe weniger betreibt und sich beschränkt, sie als Viehweide zu benutzen. Die Terrassenmauer und hie und da ein verkrüppeltes Quittengesträuch lassen schließen, daß hier früher der Wein- und Obstbau vorgeherrscht habe; auch bemerkten wir gegen 25 Minuten weiter südlich an den schon Aussichten auf die Stadt gewährenden Abhängen einzelne Gebäudereste, welche offenbar von den Wachthäusern der Obstgärten (Bujut Karm) herrühren. Weitere Ruinen fanden wir nicht, was ich besonders bemerke, weil der Cabin der Samaritaner auf der Höhe Spuren eines Dorfes gefunden haben wollte.

Um nicht auf dem gefährlichen Wege durch die Schlucht der Opuntiengärten hinab von der Dunkelheit überrascht zu werden, beeilten wir uns noch im Dämmerlicht das tiefe Thal zu erreichen, was uns auch gelang. Bei den Zelten trafen wir noch den Cabin, welcher, von unserer Unternehmung unterrichtet, sich durch dogmatische Sorgen über die gewöhnliche Zeit hatte aufhalten lassen und uns mit den Worten empfing: „Nun, haben Sie die Jordansteine gefunden?“ — Ob der von den zwölf Steinen aus dem Jordan zu erbauende erste Altar auf dem Garizim, wie die Samaritaner behaupten, oder nach den Juden auf dem Ebal gestanden, ist bekanntlich ein Hauptstreitpunkt unter den beiden Völkern. Für den Ebal, den bei weitem höheren Berg spricht wol die größere Wahrscheinlichkeit, doch konnten wir den Cabin mit der Versicherung beruhigen, daß wir den Altar Josuas nicht gefunden.

Wir hatten vorsorglich die zu unsrer Abreise erforderlichen Thiere am Abend vorher zu den Zelten heraufkommen und sie daselbst übernachten lassen, so daß wir sie am Morgen des Abschiedstages in erster Frühe schon bereit fanden. Durch die Ungeschicklichkeit der Mukari im Verladen verloren wir indessen kostbare Stunden, und dieser Verzug war um so peinliche, als unsre

Aghas durch ein Versehen unsres muhammedanischen Dieners Hassan auf einmal zu schmollen anfingen. Wir waren mit den Diensten beider zufrieden gewesen, und hatten, von Hassan unterrichtet, was sie, sowie auch Abu Dân und der Garteneigenthümer, für ihre Bemühung und Opfer erwarteten, ihm die nöthige Summe, als nicht übertrieben, mit der Weisung die Sache abzumachen, eingehändigt. Hassan nun entledigte sich seines Auftrags zu vertrauensvoll — freilich ließ sich der Ausgang nach der früheren anständigen Aufführung der beiden jungen Männer nicht ahnen! Während Abu Dân und der Grundherr uns freudig ihre Dankbarkeit zu erkennen gaben, zogen jene sich zu einer Berathung zurück, deren Ergebniß war, daß sie sich mürrisch abseit hielten und uns erst durch ihr Benehmen, dann aber auch durch indirecte Botschaften zu verstehn gaben, daß sie unser Geschenk für zu gering ansähen.

Wir hielten es für das Beste, sie sich selbst zu überlassen, zumal es sicher war, daß sie sich auch mit Wenigerm begnügt haben würden, wenn es ihnen nur in zwei verschiedenen Raten gegeben worden wäre, deren erste sie als freiwillige Gabe, und die zweite, als die Frucht ihrer Geschicklichkeit oder — Unverschämtheit zu betrachten gehabt hätten. Aehnliche Erfahrungen macht man überall im Orient, und europäische Reisende, namentlich freigebige, pflegen sich mehr, als sie sollten, darüber zu ereifern. Die im Verhältniß zu dem geleisteten Dienste große Geldspende bewährt davor nicht; denn der gemeine Orientale sieht nur die geöffnete Hand und würde sich Vorwürfe machen, wenn er die ihm gebotene Gelegenheit nicht nach besten Kräften ausgenutzt hätte. Gelingt es ihm, durch seine Vorstellungen mehr zu gewinnen, so erhöht dies seine Dankbarkeit nicht; aber auch eine Verweigerung beleidigt ihn trotz aller Protestationen nicht sonderlich, kann er sich doch nachher selber sagen: „Ich habe das Meinige gethan; aber es stand im Buche der Geschicke nicht verzeichnet, daß ich mehr haben sollte."

So gings auch mit unsern Aghas. Als endlich die gesattelten Pferde vorgeführt und über die spendenden Finger die großen Reithandschuhe gezogen wurden, sprangen sie mit Gesichtern, von denen jedes Gewölk verschwunden war, herbei, um uns die Bügel zu halten und sonst beim Aufsteigen behilflich zu sein. Dann gingen sie mit ihren Stäben unserm Zuge vorauf bis an das östliche Ende der Stadt, wo sie sich mit einem Kuß auf denselben Handschuh, den Leichenstein ihrer Hoffnungen, und vielen Segenssprüchen verabschiedeten. Wir selbst wandten uns der Heerstraße nach Jerusalem zu und hatten bald das Weichbild der Stadt, woselbst uns ein so angenehmer Aufenthalt zu Theil geworden war, im Rücken. G. Rosen

Ein Wort über die Schillerstiftung.

Wir haben über diese Angelegenheit bisher geschwiegen. Aus einem unklaren Drange hervorgegangen, nicht frei von unreinen Elementen, in seinen Zwecken schwer zu übersehn, wandte sich das Unternehmen doch an eine gute und sehr berechtigte Seite des deutschen Gemüths; ja, es bezog sich auf ein Bedürfniß, das, wenn auch nicht in dem angegebenen Maße, doch wirklich vorhanden war. Es hat gegenwärtig einen Umfang gewonnen, den die ersten Anreger wol selber nicht geahnt haben — wir meinen damit die sogenannte „National-Lotterie" — und es ist die höchste Zeit daß die Nation, welche zu demselben beisteuert, einmal erfährt, zu welchem Zweck? Die Stiftungen selbst haben freilich einen Zweck angegeben; was mit dem Ertrag der Lotterie gemacht werden soll, ist unsers Wissen bisher nur Einem bekannt.

Jakob Grimm hat in seiner Rede auf Schiller über die Stiftung ein sehr hartes Urtheil gefällt. „Der Gedanke ist matt und unbestimmt oder unbeholfen. Wozu auf diesen glänzenden Namen gegründet eine Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzurathen besser wäre als sie noch aufzumuntern? Wol Mühe haben sollen die Verwaltungsräthe, öffentlich Rechnung ablegend zu rechtfertigen, wer ihrer Wohlthaten nach Verdienst theilhaftig geworden sei. Aufkeimende wirkliche Talente sind eben meistentheils unbedürftig und jede reiche Begabung macht heutzutage, wie ihr Ruf wächst, sich selber Luft. Wahrer Dürftigkeit beizuspringen an rechter Stelle und zu guter Stunde stehn immer fühlende Herzen bereit."

In der Hauptsache ist das richtig, aber eins scheint Grimm übersehn zu haben. Es handelt sich nicht sowol um die Unterstützung „aufkeimender Talente", sondern um die Unterstützung von Dichtern, die bereits etwas geleistet haben, und arbeitsunfähig geworden sind; sei's durch Krankheit, durch Alter oder auch — durch den Tod. Wol werden fühlende Herzen immer bereit sein, hier einzugreifen; aber es gibt noch etwas anderes: diesen Dichtern gegenüber hat die Nation eine Ehrenschuld. Verdienst und Bedürfniß gehörig zu constatiren, wird immer sehr schwierig sein; hier und dort ein Mißbrauch kaum zu vermeiden; aber damit ist die Idee selbst noch nicht widerlegt. Und was schadet am Ende ein gelegentlicher Mißbrauch, wenn er den richtigen Gebrauch nicht ausschließt?

Freilich darf er nicht zur Regel werden; und da die Sache einmal Nationalsache geworden ist, so hat auch jeder nach seinen Kräften dafür zu sorgen, daß die gut gemeinte Unternehmung nicht geradezu eine schädliche, ja verderbliche Richtung nehme. Wie nahe diese Gefahr liegt, ist uns durch einen kurzen öffentlichen Briefwechsel deutlich geworden, den wir aus verschiedenen Blättern hier mittheilen.

„Hamburger Blätter bringen die Nachricht, daß Gutzkow in seinem Zauberer von Rom an mir einen geistigen Diebstahl begangen habe. Vielseitig wird dies Factum bezweifelt und mißdeutet. Dies zwingt mich zu der Erklärung: daß Gutzkow allerdings in seinem Romane aus meinen noch ungedruckten, vor sieben Jahren von ihm gelesenen Memoiren mehrere Charaktere und Situationen entlehnt hat; daß er mir selbst brieflich zugesteht, er sei in seinem Romane „nahe an mein

Memoiren angestreift," und er habe sie „auf sich wirken lassen," und ich bin, trotz der schriftlich empfangenen derben Drohungen Gutzkow's, die eines so großen literarischen Lichtes, mindestens gesagt, unwürdig sind, entschlossen, mittels einer Broschüre, in welcher ich das Plagiat durch Ausführung der betreffenden Stellen beweise, der Wahrheit das Recht zu verschaffen, und die Frage dem redlichen, unparteiischen, urtheilenden Publikum zur Entscheidung zu übergeben. Baronin Graven, geb. Gräfin H." —

„Auf die in wiener Blättern befindliche Anzeige einer Frau v. Graven, geb. Gräfin H., ich hätte in meinem „Zauberer von Rom" „mehrere Charaktere und Situationen" aus ihrer mir vor sieben Jahren zur Veröffentlichung übergebenen Biographie benutzt, will ich vorläufig nur erwidern, daß die von mir angeblich ihr gegenüber gebrauchten „Drohungen" nichts anderes bezwecken, als der genannten Dame zu Gemüth zu führen, wie sie mich durch das öffentliche Aussprechen eines auf Selbsttäuschung beruhenden Vorwurfs, von dem ich mich durch Geldzahlungen nicht loskaufen wollte, zwingen würde, den Inhalt ihres Manuscripts zum Ermöglichen einer Vergleichung mit dem Inhalte meines Buches so weit wieder zu erzählen, als bei den Hunderten von Manuscripten, die ich seither gelesen habe und die ich noch täglich lesen muß, mir derselbe erinnerlich ist. Mit aller Anerkennung der Gründe, die mich vor sieben Jahren bestimmen konnten, möglicher Weise auf das flehentliche Ersuchen einer „Unglücklichen" um Herausgabe eines Lebenslaufs einzugehen, der eine geborene bairische Gräfin bis zur Uebernahme eines Sommertheaters in Moabit bei Berlin führen konnte, soll jetzt auch diese Erzählung in meinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" nicht ausbleiben, und wird sie vielleicht dazu beitragen, der speculativen Frau jene Wirkung zu erzielen, die sie mir brieflich dahin bezeichnete, ich sähe wol ein, daß ihre Biographie nun interessant würde. Schließlich bemerke ich, daß das Verlangen nach Bezahlung der von mir angeblich entlehnten „Ideen" erst anfing, als ich einem Begehren der jetzt Schriftstellerin gewordenen Dame, sofort von der Schillerstiftung eine Summe von 300 Thlrn. und eine lebenslängliche Pension zu erhalten, in meiner Stellung als Mitglied der Verwaltung der Schillerstiftung keine Aussicht auf Erfolg geben konnte. Dresden 15. April 1860. K. Gutzkow.

Auf die sonstigen Beziehungen zwischen den beiden Persönlichkeiten, wie sie uns aus diesem Briefwechsel entgegentreten, nehmen wir weiter keine Rücksicht; wir fassen nur dasjenige ins Auge, was sich in Bezug auf die Schillerstiftung ergibt.

Was für eine Classe von „Dichtern" wird sich mit ihren Anforderungen an die Unterstützung der Nation hauptsächlich hervordrängen? —

An welche Classe derer, denen sie Einfluß auf diese Unterstützung zutrauen, wird sie sich hauptsächlich herandrängen? —

Welche Mittel werden sie anwenden, um sich der Gunst der letztern zu empfehlen, oder sonst auf ihre Gemüthsbeschaffenheit einzuwirken? —

Die Fragen genügen; eine Antwort ist nicht nöthig. — Man sehe sich einmal auf unserm „Parnasse" um! —

Und die Sache ist nicht gleichgiltig, wenn es sich, nach dem zu erwartenden Ausgang der „National-Lotterie" um Hunderttausende handelt. Man male sich den

geradezu demoralisirenden Einfluß aus, den eine jährlich wiederkehrende Bewerbung haben muß!

— Wenn man nicht ein Mittel findet, dem zu begegnen. — Es gibt nur eins: Oeffentlichkeit, volle, unbedingte Oeffentlichkeit! — Die Oeffentlichkeit schließt nicht jeden Mißbrauch aus; sie verhindert aber den periodischen Skandal und die Corruption.

Man wendet ein: es werde das Ehrgefühl verletzen, als Stipendiat der Schillerstiftung dem Publikum bekannt zu werden. — Im Gegentheil. — Ein Almosen zu empfangen, auch wenn man in bedrängter, unverschuldeter Lage sich findet, ist dem Edeln immer peinlich; aber einen Ehrensold anzunehmen, im Namen der Nation ertheilt, von der allgemeinen Stimme der Nation gebilligt — wir dächten, das könnte man sich wenigstens ebensogut gefallen lassen, als das Jahrgehalt eines Fürsten!

Nur sorge man dafür, daß es wirklich eine Nationalangelegenheit werde, nicht eine lichtscheue Einwirkung von Coterien. Das erste — freilich noch nicht das letzte — was dazu gehört, ist unbedingte Oeffentlichkeit. J. S.

Palermo.

Wir entnehmen die nachstehende Schilderung der jetzt in den Vordergrund der Ereignisse getretenen Hauptstadt Sieiliens dem von uns bereits angezeigten trefflichen Buche Otto Speyers: „Bilder italienischen Landes und Lebens" (2 Bd., Berlin, E. S. Mittler und Sohn.)

Wer, wie wir, an einem sonnigen Junimorgen zum ersten Male die Straßen der sicilianischen Hauptstadt betritt, während der frische Hauch des Seewindes die leichten Wellen des Meerbusens kräuselt, und die weißen Wölkchen über den tiefblauen Himmel treibend, zugleich die Hitze des südlichen Sommertages mäßigt, wer zum ersten Male das lustige, sorglose Treiben der bunten Straßen sieht, in dem sogar die fernen Felsgebirge, die dort zum Westthor hereinschauen, ihre ernste strenge Miene zu mildern scheinen; wer die leuchtenden, mit den fremdartigen Gestalten tropischer Gewächse geschmückten Gärten und das dunkle massive Grün der Orangenhaine, aus denen zahllos die goldenen Früchte schimmern, zum ersten Male erblickt, der wird leicht inne, weshalb schon die Alten so entzückt von diesem Erdenfleckchen reden, weshalb Diodor, Herodot u. A. es den großen Garten, das glückliche Gestade, den entzückendsten Ort nennen und weshalb die Stadt vor ihren italienischen Schwestern den Beinamen der glücklichen (Palermo felice) erhalten hat.

Freilich, glücklich ist eine Bezeichnung, mit der die Menschen leicht bei der Hand sind. Wenn eine unvergleichlich malerische Lage, wenn eine beneidenswerthe Milde des Klimas, wenn endlich ein bis zur Ueppigkeit fruchtbarer Boden eine Stadt glücklich machen können, so ist es Palermo. Aber die Geschichte lehrt uns, daß diejenigen Städte und Länder meist die unglücklichsten waren, welche den Eroberer und den Beutelustigen am meisten reizten. So mochte es kommen, daß Palermo, um dessen Besitz Sicilier, Griechen, Carthager und Römer abwechselnd stritten, es im Alterthum nicht zu einer bedeutenden Entfaltung von Macht und Reichthum bringen konnte

Seine Blüthe datirt erst von den Zeiten der arabischen Eroberer, deren Spuren noch heutzutage hundertfach in Straßen und Gebäuden, ja in Sprache und Sitten der Palermitaner zu finden sind. Höher noch stieg der Glanz der Stadt zur Zeit der normännischen Herrscher, wo sie den stolzen Titel „caput regni, prima sedes et corona regis," trug, unter den Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II. und unter den spanischen Fürsten aus dem Hause Arragonien. Ja, selbst unter der castilischen Herrschaft, so schwer auch ihr Druck auf dem Volke lastete, fehlte es der Hauptstadt nicht an Glanz, ihren Bewohnern nicht an Reichthum und Unternehmungslust; das beweisen die zahlreichen Prachtbauten von Kirchen und Privathäusern aus dieser Periode. Erst seit der Bourbonenherrschaft, als Palermo gewissermaßen zu einer Provinzialstadt herabsank, scheint hier ein Stillstand und Rückschritt eingetreten zu sein. So bietet die Stadt in ihren Gebäuden und Denkmälern eine bunte Mustersammlung aus vielen Jahrhunderten. Aus dem Alterthume freilich ist fast Nichts erhalten als was die „regia studiorum universitas" in ihrem Museum birgt. Dagegen möchte es wol kaum einen Kunststyl des Mittelalters und der neueren Zeit geben, der nicht hier irgendwie vertreten wäre. Vorherrschend sind der maurisch-normännische, der Renaissancestyl des 15. und 16., und vor Allem der des 17. Jahrhunderts, der, freilich im Ganzen unerquicklich genug, mir doch hier mit seinen seltsam launischen Schnörkeln einen weit weniger unangenehmen Eindruck machte als im Norden. Ihm gehören die meisten Paläste und größeren Häuser, sowie die Mehrzahl der Kirchen an, die sich längs der beiden Hauptstraßen aufreihen. Denn zwei Hauptverkehrsadern, Via Toledo oder il Cassaro und Via Macqueda theilen, sich selbst fast im Mittelpunkte der Stadt unter rechten Winkeln durchschneidend, ganz Palermo in vier fast gleiche Theile. In ihnen und auf den öffentlichen Plätzen, zumal den beiden größten am östlichen und westlichen Ende des Cassaro, drängt sich um so mehr fast das ganze öffentliche Leben zusammen, als alle die übrigen Straßen enge, dumpf und schmutzig sind.

Gleich der erste Anblick der Via Toledo macht einen eigenthümlichen und fremdartigen Eindruck auf den nordischen Reisenden. Nicht nur, daß hier die Fronten der Häuser (was selbst in Neapel noch nicht durchweg, im mittlern Italien aber nur ausnahmsweise der Fall ist) sämmtlich ohne eigentliches Dach oben in die krönende Balustrade enden: noch charakteristischer für Palermo sind die durchlaufenden Balcone, meist an sämmtlichen Stockwerken, das Erdgeschoß natürlich ausgenommen, mit ihren gewöhnlich bauchig vorspringenden Eisengittern, von massigen Stützen in oft seltsamer Schnörkelform getragen, während Verzierungen von weißem Stuck in bizarrem Geschmack vielen Häusern ein buntes, sonderbares Ansehen geben. Nicht wenige Balcone sind bedeckt und nach Außen vollständig vergittert: sie gehören entweder den Nonnenklöstern (deren es in Palermo 67 gibt), oder doch Palästen, von denen aus die Bewohnerinnen der benachbarten Klöster das Recht haben, die Processionen und Festzüge der Hauptstraße mit anzusehn. Man würde es hier für eine nicht zu rechtfertigende Grausamkeit halten, selbst den Bräuten des Heilandes diesen höchsten irdischen Genuß des Sicilianers zu entziehen: so stehen diejenigen Ordenshäuser, welche nicht an der Hauptstraße gelegen sind, durch verborgene Gänge mit irgend einem Balcon, der die Aussicht auf Via Toledo bietet, in Verbindung.

Einen nicht minder eigenthümlichen Anblick bietet das Erdgeschoß der meisten Häuser. Hier wechseln Läden und Kaffeehäuser mit Casinoräumen und Barbierstuben. Die ersteren sind ziemlich glänzend ausstaffirt, zumal mit farbigen Stoffen möglichst bunt ausgeschmückt. Besonders lockend sind die der Acquajoli, der Wasser- und Limonadenschenken, die nach Außen scheinbar auf vergoldeten Säulchen ruhen. Zahllose Goldfische spielen in kleineren oder größeren Gefäßen auf dem Ladentische; das krystallhelle Eiswasser springt unablässig aus einer schöngeformten Muschel empor; Blumen, Früchte und Blätter, auch buntgemalte Wände verzieren das Innere. Seltsamer noch erscheinen dem nordischen Fremden die Clublocale zu ebner Erde mit stets weit offen stehenden Thüren, durch welche er die jungen Nobili sich auf den rothen Sammetsesseln dehnen, rauchen, schwatzen, die Zeitung lesen oder laut und ungenirt genug ihre Bemerkungen über die draußen Vorübergehenden machen sieht und hört. Mancher Cavalier, der wol gar mit dem Herzogs- oder Marquistitel prangen könnte, bringe hier fast den ganzen Tag, zuweilen auch wol die Nacht zu, wurde mir versichert. Bei dem heruntergekommenen Zustande des sicilianischen Adels nämlich sei es etwas Gewöhnliches, daß der Erbe eines großen Namens den letzten kleinen Rest seines Vermögens an einen Juden für eine Leibrente von 3, 4 bis 10 und 12 Tari (d. h. 10½—42 Sgr.) täglich verkaufe. So hört man in der That nicht selten in Palermo den Ausdruck: è un cavaliere di 4 tari, es ist ein Cavalier von 4 Tari oder 14 Silbergroschen. Das handeltreibende Publikum kennt die Verhältnisse dieser Rentner auf das Genaueste und regelt natürlich danach den ihnen zu gebenden Credit. Sind der Tari gar zu wenige, so sind die Cavaliere auch wol zu allerhand ziemlich demüthigen Aemtern und Dienstleistungen bereit, wenn dieselben sich nur dem Auge des Publikums einigermaßen entziehen lassen. Im Uebrigen ist der Palermitaner nicht gewohnt, sich viel Sorgen zu machen um das, was sein Nachbar sieht. Nicht genug, daß Schuster und Schneider auf der Straße arbeiten, daß häufig der Mittagstisch für die Familie da gedeckt steht, daß sich mancher trotz der augenscheinlichen Gefahr für seinen Hals auf offener Gasse rasiren läßt: auch die Wäsche wird zum Trocknen von Balcon zu Balcon quer über die Straße gespannt (mit Ausnahme der beiden Hauptstraßen), zuweilen so dicht wie die Coulissen eines Theaters; hier zieht sich der Hausherr höchst ungenirt auf dem Balcon die Beinkleider an; dort läßt sich eine Signora von der Zofe die glänzend schwarzen Haare flechten; hier spielen zwei Personen mitten im Gedränge eine Partie Schach, dort bringt eine Wäscherin die Hände und Nasen der Vorübergehenden mit ihrem Bügeleisen in Gefahr: kurz, was draußen geschehen kann, geschieht, und man kann der sonst unerträglich bevormundenden neapolitanischen Polizei in dieser Hinsicht keineswegs übermäßige Strenge vorwerfen.

An den Ecken der Straßen und Plätze, zumal an den Quattro cantoni, dem Kreuzungspunkte der beiden Hauptstraßen, stehen Haufen von Müßiggängern; doch sind sie im Allgemeinen ruhiger und ernster, auch besser gekleidet, als in Neapel. Nur die Kinder, die zwischen ihnen umherlaufen, sind meist halb nackt, oft mit Nichts als einer Art von Schwimmhose bekleidet. Die Frauen tragen meist ein langes schwarz- oder buntseidenes, zuweilen auch weißes spitzenbesetztes Kopftuch, mit dem sie sich vortrefflich zu drapiren wissen, und unter dem ihre großen schwarzen Augen und ausdrucksvollen, scharfgeschnittenen Züge doppelt anziehend erscheinen.

Wahre Schönheiten dagegen habe ich sowohl unter ihnen als unter den männlichen Bewohnern Palermos nur höchst sparsam gefunden.

So ist der Eindruck, den eine erste Durchwanderung Palermos auf den vom Festlande herüberkommenden Reisenden hervorbringt, der, daß er ein ganz neues Gebiet, daß er erst jetzt das geträumte Reich des Südens betreten habe. Er fühlt sich in einer neuen, wärmeren, poetischeren Atmosphäre, und mit schon halb befriedigter Erwartung sieht er den Wundern entgegen, welche die Insel jetzt vor ihm entfalten soll. —

Wir hatten eine Menge von Kirchen durchwandert, wie die des Nonnenklosters Martorana, eine bunte Musterkarte aller möglichen Stylarten; die von Santa Maria di Porta Salva mit ihrer herrlichen etwas an die Loggia de' Lanzi erinnernden Vorhalle im Renaissaneegeschmack des 15. Jahrhunderts; den ehrwürdigen Tempel von San Giovanni degli Eremiti; hatten die Höfe und Gemächer des im Ganzen unbedeutenden Residenzschlosses besichtigt, das nur noch schwache Spuren der alten arabischen Citadelle zeigt und in dem Niemand Etwas von einem Saale Friedrichs II., den wir suchten, wissen wollte; und betraten endlich die unter dem Namen der Cappella reale oder palatina bekannte Kirche des Palastes. Kaum hat irgend ein Gotteshaus zwischen Mittelmeer und Nordsee einen tiefern und nachhaltigeren Eindruck auf mich hervorgebracht. Von König Roger II. in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtet, ist sie in jenem eigenthümlichen normännisch-maurischen Style gebaut, der in der weit größeren Kathedrale von Monreale die Bewunderung aller Reisenden in Sicilien auf sich zieht. Aber die letztere enthält doch, zumal in der Außenseite und den Seitenkapellen, mancherlei fremde und störende Elemente; hier dagegen erscheint das Ganze — theils trefflich erhalten, theils nicht minder trefflich restaurirt — wie aus einem Gusse. Dabei offenbart sich hier noch ein feinerer Sinn für das Schöne in den Verhältnissen, in den Farbenzusammenstellungen und den Mosaikbildern selbst und ein unendlich größerer Glanz in der prächtig bunten Teppichweberei der Ornamente. Der Stoff der Säulen ist abwechselnd von dem schönsten Marmor, Granit, Porphyr und Blutjaspis, die Mauern des Chors sind mit Halbedelsteinen eingelegt. Herrlich ist der Blick von der Vorderwand, wo der 1719 von Philipp V. wiederhergestellte Sitz des Königs sich erhebt, in die Tiefe der Kirche. Durch die Fenster der Kuppel, die sich über dem erhöhten Altare wölbt, fällt ein klares, doch nicht grelles Licht auf die vergoldeten Bogen und hebt die schöne Gestalt des gekrönten Kaisers dem Beschauer gegenüber; tiefer herunter legen sich in leisem Uebergange die Schatten auf die Gestalten zweier Engel zu beiden Seiten des Triumphbogens, während aus dem magischen Dämmerlichte der Tribüne die herrlichen Umrisse einer Gottesmutter in der Mitte zweier Heiligen milde hervorschimmern. So trefflich sind die Linien der Bögen und ihr Abschluß auf einander berechnet, ein so klares und tiefes Gefühl für das Schöne und Erhabne geht durch den ganzen Bau, daß man bei seinem Anblick ergriffen wird wie bei der Anschauung der ewigen Harmonie des Makrokosmus.

Während bei der Cappella palatina die großartige Schönheit des Innern einen um so tiefern Eindruck hervorbringt, als sie von Außen ihre Bestimmung kaum errathen läßt, so ist es dagegen bei der unweit des Schlosses auf der andern Seite des Toledo gelegenen Kathedrale gerade das Aeußere, was unsere bewundernden Blicke auf sich zieht und uns mächtig und eigenthümlich ergreift. Die großartige Entfal-

tung des ganzen Baues, von dem weiten freien Platze längs des Toledo aus gesehen; die seltne Bekrönung des maurischen Zinnenkranzes; die herrlichen Portale und Fenster; die gekreuzten Spitzbögen; der südlich-heitere Styl der Ornamente; ja selbst die Vermischung der Bauarten, wie sie sich in der halbgothischen Westfaçade, der maurisch-byzantinischen Südseite und der plumpen großen, von mehreren kleinen umgebnen Kuppel zeigt: alles das zusammen gewährt einen Anblick, der durch Mannigfaltigkeit, Pracht und Originalität reichlich ersetzt, was ihm an Harmonie und innerer Einheit des Gedankens abgehen mag. Aber welche Enttäuschung beim ersten Schritt in das Innere! Wären die Säulen nicht und die Bögen, welche sich zwischen ihnen spannen, wir möchten uns in einem Bauwerk aus der künstlerischen Zeit der ersten Reifröcke glauben. Alles ist weiß überpinselt, und nicht ohne Erfolg die größte Mühe aufgewandt, dem Ganzen ein trostloses kahles, nichtssagendes Ansehen zu geben. Wir waren im Begriff wieder umzukehren, da fielen uns in einer Kapelle links vom Eingange einige alte Sarkophage in die Augen. Wir traten näher. Durch ein Gitter von der Kirche abgeschlossen, stehen hier unter einem von Porphyrsäulen getragenen Dache, aus demselben Stoffe gefertigt, die Särge Kaiser Heinrichs VI. und Friedrichs II., mit rohen Basreliefs verziert, welche Heilige oder Wappenthiere darstellen. Hinter ihnen, in noch älterem Stile und von gleicher Form, aber mit mosaikverzierten Marmorsäulen, deren zum Theil ausgefallne Steinchen durch Malerei ersetzt sind, erscheinen die Grabmäler Rogers II. und der Kaiserin Constanze, der letzten Normannenfürstin. Moderne Inschriften am Fuße der Särge und alte an der Hinterwand verkünden, wer hier ruht. Ein eigenthümliches Gefühl ergreift den deutschen Beschauer bei dem Anblick der Gräber seiner heimischen Beherrscher hier am weit entlegenen Gestade, der Beherrscher, welche die ferne Inselstadt, mit stolzen Worten sich für die Metropole ihres Reiches erklärend, als die ihrigen in Anspruch nimmt. Die Zeit, wo Sicilien und Deutschland so nahe mit einander verknüpft waren, tritt ihm plötzlich mit den Heroengestalten der Hohenstaufen verkörpert vor die Seele: das herrliche Bild Friedrichs II. (magni nominis imperator, wie ihn die Inschrift nennt) steigt vor ihm auf, diese hochtragische Heldenfigur eines Mannes, dessen Schicksale romantischer waren als ein Roman und dessen Leben dramatischer als ein Drama, bei dem Alles: Charakter, Bildung, Stellung, Schicksal mehr einem Product der schaffenden Einbildungskraft des Dichters als der geschichtlichen Wirklichkeit gleicht, und der doch noch immer, und vielleicht gerade deshalb, auf einen des großen Stoffes würdigen Genius harrt, ihn zu besingen.

Von den Kaisergräbern stiegen wir in die Krypte unter dem Hochaltar hinab, ein altes Steingewölbe mit hochgespannten mächtigen Bögen, von kurzen, stämmigen Marmorsäulen getragen. Durch zwei runde Löcher und ein vergittertes Fenster fällt das Tageslicht von oben herein und wirft ein magisches Dämmerlicht auf die marmornen Sarkophagen, die zum Theil antike Basreliefs, zum Theil die Gestalten geharnischter Kreuzritter und betender Bischöfe zeigen. Zumal vom Fuße der Treppe aus ist der Blick auf die sich allmälig im Dunkel verlierenden Hallen von mächtiger Wirkung. Hierher sollten die Decorationsmaler kommen, wenn sie die Scene zu dem letzten Act von Romeo und Julie malen wollen.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Europäiſche Ausſichten.

Von der preußiſchen Grenze.

Das allgemeine europäiſche Bedürfniß nach einem Congreß ſcheint in der ſavoyiſchen Frage nicht befriedigt werden zu ſollen. Ein Congreß hat nur dann einen Sinn, wenn dem einen Theil gegenüber, der etwas Beſtimmtes für ſich verlangt, ein andrer ſich organiſirt, der dieſem Begehren ebenſo beſtimmte Grenzen ſtellt, und dieſe Grenzen nöthigenfalls durch einen Krieg vertheidigen zu wollen erklärt. Frankreich gegenüber hat ſich aber keine europäiſche Macht finden wollen, die ſich ernſthaft der Schweiz annähme. Oeſtreich und Rußland haben ſich ſo bonapartiſtiſch als möglich ausgeſprochen, England in einer etwas andern Manier, ſchon der öffentlichen Meinung wegen, aber doch ſo, daß jeder Schatten einer Kriegsgefahr von dieſer Seite für Napoleon verſchwand. Schweden zeigte guten Willen, hat aber dem Großſtaat, der es unternehmen wollte, für das europäiſche Recht in die Schranken zu treten, ſehr wenig Hilfsquellen zu bieten. Daß ſich alſo Preußen unter ſolchen Umſtänden nicht beeilt hat, dieſe gefährliche Rolle zu übernehmen, darf Niemand wundern, obgleich es immer noch die Frage bleibt, ob ſich für eine antifranzöſiſche Coalition in den nächſten Jahren eine günſtigere Gelegenheit bieten wird. Die Eidgenoſſenſchaft war ein nicht zu verachtender Bundesgenoſſe, und die Stimmung in Deutſchland in dieſem Augenblick ſo antibonapartiſtiſch, daß ſich — Oeſtreich ausgenommen — ſchwerlich eine deutſche Regierung der allgemeinen Sache hätte entziehen können. Wie dem auch ſei, für jetzt ſcheint die Einverleibung der neutraliſirten Provinzen in Frankreich eine vollendete Thatſache zu ſein, und man wird ſich nach einer andern Gelegenheit umſehn, dem bevorſtehenden Wettkampf zwiſchen Frankreich und Deutſchland um den Rhein eine für die eine oder die andere der Parteien günſtige Handhabe zu bieten.

An vorbereiteten Colliſionen fehlt es ſchon jetzt nicht. Wir nennen nur die ſicilianiſche Expedition, den türkiſch-ſerbiſchen Conflict, Schleswig-Holſtein.

Der Aufſtand in Sicilien gewinnt durch den Zug des Generals Garibaldi eine ſehr ſchwere Bedeutung. Daß Mazzini dem König Victor Emanuel,

wenn er in seinen Plan, die Einheit Italiens auf revolutionärem Wege zu bewirken, eintritt, die Krone dieses neuen Reichs verspricht, und zu Gunsten seiner nationalen Ideen seinen republicanischen Ideen entsagt, ist von seiner Seite sehr begreiflich, dürfte aber kaum ausreichen, den König zu bestimmen, da die Zahl der Bataillone, über welche der berühmte Demagog verfügt, nicht erheblich ist: und darauf allein kommt es doch an. Garibaldis Zug macht indessen die Lage Piemonts sehr bedenklich. Wir sind fest davon überzeugt, daß die piemontesische Regierung in ihren Bemühungen, dies Unternehmen zu hintertreiben, ganz ernst zu Werke gegangen ist; aber es ist ihr nicht gelungen, und die betheiligten Regierungen haben umsomehr Grund, darüber ungehalten zu sein, da dieselbe Macht, durch welche Sardinien im vorigen Jahre groß geworden, auch jetzt ins Spiel kommt: das Nationalbewußtsein der Italiener. Es sind mehrere Staaten vorhanden, die deshalb eine Anfrage nach Turin zu stellen berechtigt wären; kein Staat aber hätte nach unsrer Ueberzeugung ein so großes Interesse, als Sardinien selbst, sich von diesem Unternehmen laut und entschieden loszusagen.

Sardinien hat auch im günstigsten Fall nicht den geringsten Vortheil zu erwarten. Wir sprechen es mit der größten Bestimmtheit aus: und wenn die Revolution in Sicilien und Neapel gelungen, wenn keine auswärtige Macht sich an der Sache betheiligte (Voraussetzungen, die gradezu unmöglich sind) — selbst in diesem Fall müßte Sardinien die ihm einstimmig angebotene Krone von Neapel und Sicilien ausschlagen. Sardinien in seinem jetzigen Umfang ist ein durchaus lebensfähiger Staat, aber er bedarf einer nicht kleinen Zeit, um sich wirklich zu organisiren; es bedarf großer Weisheit, Angesichts der überall drohenden Feinde, die Leidenschaften allmälig zur Ruhe zu bringen, die kleinen Eifersüchteleien zu beschwichtigen, die mit dem Ursprung der Monarchie nothwendig verflochtenen volksthümlichen Einrichtungen mit der straffen Concentration zu vereinbaren, welche die Stellung nach außen hin erfordert. Die Erwerbung von Sicilien oder gar von ganz Neapel würde den Staat aus den Fugen reißen. Hier wäre es nicht mehr ein bereits fertiger und gegliederter Organismus, der sich verwandte Stoffe assimilirt, sondern ein Zusammenschweißen von zwei ganz verschiedenen Elementen, aus denen nimmermehr ein Ganzes hervorgeht. Der Zuwachs an militärischen Kräften käme nicht in Betracht gegen die unendliche Vergrößerung der Gefahr. Wir glauben, daß die Regierung des Königs Victor Emanuel dies Verhältniß klar durchschaut, daß sie aber Bedenken trägt, das Nationalgefühl, auf das sie sich stets berufen hat, durch eine kategorische Erklärung zu beleidigen. Die Erklärung wird doch auf die Länge der Zeit nicht zu umgehen sein.

Ob die Regierung von Neapel dem Stoß widerstehn wird — wer wollte sich von hier aus ein Urtheil darüber bilden! — Wenn aber Sardinien nicht

die Hand im Spiel hat, so wäre eine sehr interessante Frage, welche Macht dann die Maschine lenkt! — Es ist die Rede von England gewesen: die Noten Lord John Russels an die neapolitanische Regierung lauteten in der That mehr wie eine indirecte Provocation zum Aufruhr als wie ein freundschaftlicher Rathschlag, und man spricht von englischem Geld bei der Expedition Garibaldis. — Aber was in aller Welt kann England für ein Interesse verfolgen? Die bloße Menschenliebe wird es wol nicht sein; und etwa Sicilien zur englischen Provinz zu machen, das hieße doch Kriegserklärung, nicht blos gegen Frankreich sondern gegen ganz Europa. — Wenn der Aufstand — auf der Insel oder in beiden Theilen des Landes — gelingt und bis zum Sturz der Dynastie getrieben wird, so hätten vielleicht die Murats die größte Chance. Nun wäre zwar die Erwerbung Siciliens für Frankreich — schon wegen Algiers und der Türkei — ein ungeheurer Gewinn, in manchem Sinn viel wichtiger als die Rheinprovinz; es käme nur darauf an, zu berechnen, welches Unternehmen eine europäische Coalition — vor welcher sich Napoleon doch noch immer scheut — eher hervorrufen würde. — Es würde einen furchtbaren Sturm in England erregen, wenn die Regierung das Mittelmeer wirklich der Gefahr, ein französischer See zu werden, aussetzte und Malta und die Jonischen Inseln aufopferte; und doch — wäre die Preisgebung Deutschlands noch schlimmer, es wäre der erste Schritt zum Ruin Englands, das keine Landmacht mehr hätte, Frankreich in Schach zu halten, und doch — hat England in der letzten Zeit so vieles zugelassen, daß man hier kaum mit Bestimmtheit auf etwas rechnen kann.

Es ist in dem Verhältniß Englands zu Napoleon etwas Räthselhaftes. Eine Schule von Politikern — Urquhart, der □Correspondent der Nationalzeitung u. A. — machen für alles Lord Palmerston verantwortlich; in einer neuen Brochüre: Der entlarvte Palmerston. Vom Verfasser der „Despoten als Revolutionäre." (Berlin, Haude und Spener), ist die Anklage noch einmal vollständiger formulirt: Lord Palmerston ist seit 35 Jahren im Sold Rußlands, um England zu ruiniren, und die Verschwörungen mit L. Napoleon bilden nur eine Episode dieses allgemeinen Verraths. — Das ist nun eine von jenen Erklärungen, auf die man nicht anders als mit Achselzucken antworten kann. — Wir übernehmen freilich nicht im Entferntesten, die Politik Lord Palmerstons zu erklären, den Maßstab des gesunden Menschenverstands vorausgesetzt: die Politik welches jetzt lebenden europäischen Staatsmanns wollte man aber nach diesem Maßstab erklären? Oder wenn das zu viel gesagt wäre — die Zahl der Staatsmänner, die den Maßstab ertragen, ist gewiß nicht groß — vielleicht beschränkt sie sich auf zwei.

Einige Motive würde man doch finden. — England ist eine Großmacht ersten Ranges, die aber ihre Schwächen wol kennt; sie begreift besser als die

Continentalen die Möglichkeit einer Invasion; sie fürchtet L. Napoleon und wird bis zur äußersten Grenze die Möglichkeit eines französischen Kriegs vermeiden. — England hat das Interesse — und es ist vielleicht sein größtes Interesse — das russisch-französische Bündniß nicht zu enge werden zu lassen; kann es die beiden nicht auseinanderhalten, so bleibt es wenigstens im Bunde der Dritte und bricht so der Gefahr die Spitze ab. — Whigs und Tories brauchen die Manchesterleute und werden im Einzelnen mehr von ihnen bestimmt, als sie sich selbst zugestehen mögen. Und die Partei hat doch in England mehr realen Boden als anderwärts: ein enges russisch-französisches Bündniß ohne England, und Indien ist verloren; und der erste Schritt zu einer neuen Continentalsperre, d. h. zum völligen Ruin Englands, ist geschehn. Aber welche Macht will England den Besitz Indiens garantiren, wenn die beiden einzigen großen Seemächte gegen es im Bunde sind! — Neulich hat der genannte Correspondent die Entdeckung gemacht, auch d'Israeli sei von Napoleon bestochen. Also auch die Tories. — Wir fürchten in der That, Whigs und Tories werden sich nur im äußersten Fall dazu entschließen, einer antifranzösischen Coalition beizutreten, der nicht auch Rußland angehörte. — Und dazwischen tritt dann doch immer jene dunkle Macht ins Spiel, die man neuerdings — namentlich von jener Schule aus — so über Maßen verspottet: Public Opinion; eine Macht, deren Verstand nicht glänzend, deren Charakter nicht taktfest ist, die sich oft überraschend aus einem drohenden Ungeheuer in einen bleichen Schatten verwandelt; und eine Macht, die doch existirt, die unter Umständen sehr bedeutend eingreift, und die dann, weil sie schwer zu berechnen ist, auch anderweitige Berechnungen stört. Ist Public Opinion wirklich, wie die Urquhartisten behaupten, in den Händen Lord Palmerstons, so wäre dieser ein größerer Zauberer als Napoleon der Erste war. Aber es ist eine Fabel.

Wenn in der neapolitanischen Angelegenheit die drei Großmächte noch abzuwarten scheinen, was sich daraus gestalten soll, so ist in der serbischen Intrigue die Spitze offenbar gegen Oestreich gerichtet. Jede Befestigung der slavischen Fürstenthümer ist ein Keil in den ohnehin schon morschen und wankenden Bau Oestreichs getrieben. Und doch sehn wir Oestreich, das stolze Haus, geschäftig, sich in jene Gesellschaft mit aufnehmen zu lassen, die an seinem Ruin arbeitet.

Unter solchen Umständen, wer wollte zu hart über die preußischen Staatsmänner urtheilen, die immer noch nicht den Augenblick gekommen glauben handelnd aufzutreten? — Die Lage ist ängstlich genug: Rußland und Frankreich verbündet; England aus Besorgniß, den Bund nicht gegen sich selbst gerichtet zu sehn, Theilnehmer desselben; Oestreich, das in diesem Augenblick nur zwei Motive kennt: Haß gegen Preußen und Haß gegen Sardinien, alles andre ist

ihm völlig gleichgiltig, buhlend um die Gunst der Mächtigen; die deutschen Mittelstaaten aus Besorgniß vor preußischen Uebergriffen abhängig von Oestreich und zu weiterer Abhängigkeit bereit.

Die Worte des Herrn v. Borries, deren Tragweite durch spätere Erklärungen nur noch verstärkt wurde, haben sehr viel gewirkt. Public Opinion, seit drei Vierteljahren ziemlich ins Wanken gerathen, fängt wieder an sich zu regen. Dies ist, wie es scheint, der einzige Bundesgenosse, auf den Preußen zu rechnen hat; und er hat das Schlimme, er ist schwer zu gewinnen, und es ist sehr schwer zu berechnen, was er einträgt. Er ist schwer zu gewinnen: denn einen vollständigen Bayern z. B. zu überzeugen, daß die Preußen nicht die gebornen Landesfeinde sind, das wäre ein Unternehmen, an dem selbst Lord Palmerston scheitern würde; und seine Hilfe reicht nicht weit: denn in England kann Public Opinion, wenn sie nichts andres kann, wenigstens ein Ministerium machen: wo könnte sie das in Deutschland?! — Daran muß aber immer erinnert werden: die letzte Entscheidung in Deutschland, wie anderwärts, sind Bayonnette, Kanonen, Bataillone, Armeecorps u. s. w., über diese verfügen in Deutschland die Regierungen, nicht Public Opinion.

Es ist darum nöthig, dies Verhältniß fortwährend wieder ins Gedächtniß zu rufen, weil es fortwährend verkannt wird. Der deutsche Liberalismus macht sich von der Sache noch immer die verkehrtesten Vorstellungen. Wenn es sich zwischen dem liberalen preußischen Publikum und dem liberalen deutschen Publikum handelte, so ständen beide gleich: das eine könnte vom andern dies und jenes verlangen, und dafür versprechen, das und jenes zu thun. So steht es aber nicht: auf der einen Seite finden wir das deutsche Publikum, auf der andern die preußische Regierung — d. h. eine Macht, die über soviel hunderttausend Mann verfügt. Wenn jenes behauptet, die preußische Regierung müsse erst etwas thun, um seine Unterstützung zu verdienen, so kehrt diese mit vollstem Recht das Verhältniß um. So lange Public Opinion in Bayern, Hannover u. s. w. nicht im Stande ist, auch nur in den Punkten, wo sie der preußischen Regierung vollkommen beipflichtet (z. B. in der kurhessischen Sache), sich einen so lauten und allgemeinen Ausdruck zu geben, daß die eigne Regierung veranlaßt wird, davon Notiz zu nehmen, so lange darf sie der preußischen Regierung gegenüber gar nicht mitreden, darf ihr keine Anforderung entgegenbringen, keinen Tadel gegen sie aussprechen; denn sie selber hat noch nichts gethan.

Kommen wir, um das zu erläutern, auf die Worte des Herrn v. Borries zurück. — Nicht daß solche Gedanken in ihm auftauchen, nicht daß er sie ausspricht, nicht darin liegt das Erschreckende: sondern darin, daß er in gewissem Sinn Recht hat: — der Weg, den die deutschen Regierungen einschlagen, führt wirklich, auch wenn sie jetzt nicht daran denken, zum Rheinbund; zu einem

viel schimpflichern Rheinbund als dem vor fünfzig Jahren. — Alle deutschen Regierungen sind darin einig, daß uns von Frankreich Gefahr droht. Preußen weist auf den Weg hin, dieser Gefahr zu begegnen: Theilung des Oberbefehls zwischen Oestreich und Preußen; — wir schieben als natürliche Ergänzung ein: falls Oestreich sich zurückzieht: Wiederaufnahme der preußischen Vorschläge des vorigen Jahres. — Gewiß heischt dieser Vorschlag von den Mittelstaaten ein Opfer, doch nicht ein großes: denn Hannover oder Sachsen oder Mecklenburg kann doch nicht auf eigne Hand den Krieg gegen Frankreich führen; irgend einem allgemeinen Commando müssen sie sich unterordnen. — Dies Opfer verweigernd, muthen sie Preußen ein dreimal größeres zu: Aufgebung seiner eignen, thatsächlichen und berechtigten militärischen Souveränetät zu Gunsten einer Combination, die, wie die Sachen stehn, entschieden antipreußisch ausfallen wird. — Gibt es irgend einen unter den deutschen Staatsmännern, der auch nur einen Augenblick glauben sollte, daß Preußen dieses Opfer bringen wird oder bringen kann? — Und wohin führt das? — Hr. v. Borries hat es ausgesprochen, und niemand wird ihn widerlegen.

Dies factische Verhältniß ist der Kern der Sache; nicht jenes Wort. — Darum sind wir mit den Adressen aus Deutschland, so sehr wir ihnen beipflichten, in Bezug auf ihre Fassung nicht ganz einverstanden. — Nicht wer dies oder jenes *sagt*, ist ein Verräther: — Worte sind ein Hauch, im Eifer sagt man wol mehr, als man bei ruhigem Blut auch nur denken würde; sondern: gehindert muß werden, daß der natürliche Lauf der Dinge das herbeiführt, was gesagt worden ist. — Wer seid ihr? kann Hr. v. Borries sagen, die ihr im Namen des Volks sprecht! hier auf den Bänken seht mein getreues Volk, das immer für mich stimmt. — Und wohlgemerkt: die hannoversche Majorität will nicht etwa mit Napoleon gehn, sondern sie denkt: Borries ist ein so braver Mann! wo wird der mit Napoleon gehn! er hat eben gar nichts gemeint. —

Mit solchen Redensarten ist also nichts gemacht: wer es wohl mit dem Vaterlande meint, hat die Aufgabe, überall laut auszusprechen, daß der Weg, den Preußen in Vorschlag gebracht, der einzige mögliche ist, der uns vor Frankreichs Uebermacht, der uns vor einem französisch-russischen Bündniß schützen kann; daß wer diesen Weg versperrt, so gut er es auch meine, so ehrlich er gesinnt sei, dennoch den ersten Schritt thue, der *nothwendig* zum Rheinbund führt. — Wir wollen uns nicht gegenseitig Verräther schelten, mit Geschrei ist nichts zu machen: aber wir wollen uns bemühen, logisch zu denken und Andern das logische Denken beizubringen. Und die Logik der Geschichte ist: einigen die deutschen Regierungen sich nicht, so haben wir Rheinbund und alles übrige; nachgeben *muß* der eine Theil, sonst einigt man sich nicht; Nachgiebigkeit verlangen kann nur derjenige, der die größten Opfer bringt, und den

die Situation an die Spitze stellt. Und das ist in einem Kriege gegen Frankreich, in einem Kriege gegen Rußland Preußen; selbst für den Fall, daß die Regierung des Staats viel weniger der Situation gewachsen wäre, als sie es ist; es handelt sich nicht um Individuen, sondern um einen staatlichen Organismus. Wer das nicht einsieht, ist nicht bei Sinnen. Wer das einsieht, und nicht danach handelt, auf dessen Schultern wird die Geschichte die Last der Verantwortlichkeit werfen. Wie hat man früher die Italiener verlacht? Wie glänzend haben sie gezeigt, daß sie würdig sind, eine Nation zu heißen! Und wir sollen hinter ihnen zurückbleiben? Und man klage nicht blos die Regierung an: so lange die Augsburger Zeitung für einen großen Theil Deutschlands Public Opinion vertritt, so lange hat diese kein Recht, sich für mündig zu erklären. ††

Adam Bede und andere Romane.

Indem wir die Anzeige des neuen Romans an die Tauchnitzer Ausgabe anknüpfen (Adam Bede, by George Elliot, author of Scenes of Clerical Life; Copyright Edition; eine vortreffliche Uebersetzung von J. Frese ist in Berlin bei Franz Duncker erschienen), erlauben wir uns, gegen den Herausgeber dieser Sammlung, die um die Kenntniß der englischen Literatur in Deutschland sich so große Verdienste erworben hat und die von den englischen Autoren selbst wie ein Kanon angesehen wird, in welchen aufgenommen zu werden, sie eifrig trachten, einen Wunsch auszusprechen, den gewiß viele Leser mit uns theilen: daß nämlich auf den Titeln der einzelnen Lieferungen wie in dem auf dem Umschlag abgedruckten nach dem Namen der Verfasser geordneten Inhaltsverzeichniß die Jahreszahl des ersten Erscheinens (und zwar, wenn der Roman zuerst in einem Journal mitgetheilt wurde, diese;) angegeben werde. Für den Herausgeber ist es im Ganzen eine kleine Mühe, und unter den Lesern werden ihm nicht blos diejenigen, die sich mit Literaturgeschichte beschäftigen, Dank wissen, sondern auch diejenigen, die über den ersten unmittelbaren Eindruck hinauszugehn und sich klar zu machen suchen, von welchen Voraussetzungen und Vorbildern jedesmal der Verfasser ausging. Sich im Einzelnen jedesmal darüber zu unterrichten, ist gar nicht leicht.

Adam Bede hat in England rasch nach seinem Erscheinen sieben Auf-

lagen erlebt, und wir glauben voraussagen zu dürfen, daß dieser durchaus gerechtfertigte Erfolg sich auch in Deutschland wiederholen wird. Unter den Schöpfungen der letzten zehn Jahre, nicht blos in England, sondern auch in Deutschland und Frankreich, steht der Roman in erster Reihe, und er gehört zu den wenigen dieser Periode, für die sich auch wol eine spätere Zeit noch interessiren wird. Die beiden neuesten Werke von Dickens und Thackeray, die wir vor einiger Zeit besprochen haben, bleiben weit dahinter zurück. Unter den deutschen Romanen liegt der Vergleich mit Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde" am nächsten. Beide behandeln einen finstern Stoff aus dem Kreise des Alltagslebens. Wenn in einzelnen Scenen furchtbarer Tragik der deutsche Dichter eine viel größere Kraft entwickelt, so läßt der englische Roman im Ganzen doch einen erfreulicheren Eindruck zurück, weil in ihm mehr versöhnende Elemente vorkommen. Bei Otto Ludwig bleiben wir von Anfang bis zu Ende in einer beklommenen Stimmung, und holen erst nach dem Schluß wieder Athem, während George Elliot eine ganze Reihe von Figuren vorführt, an denen wir eine unbefangene Freude haben können. Der Hauptgegensatz aber möchte im Charakter der Helden liegen, die viel Verwandtes haben, obgleich sie ganz unabhängig von einander entstanden sind. Adam ist eine frischere jugendlichere Natur, die mehr aus sich herausgeht und deren Pulsschlag wir deutlicher empfinden; er ist sittlich weniger vollkommen als Apollonius, er geräth zuweilen in Wuth, er kann grenzenlos hart sein, selbst gegen Leute, die ihn lieb haben. Daß er den Verführer seiner Geliebten einmal im vollsten Sinne des Worts prügelt, hat uns sehr wohl gethan, da ihm als Zimmermann die Waffe, die man sonst anzuwenden pflegt, versagt ist. Und frisches Lebensblut regt sich in allen Figuren dieses Romans; an Feinheit der Zeichnung steht George Elliot Thackeray nicht im mindesten nach, und was sie grenzenlos vor ihm auszeichnet, ist der strenge, sittliche Ernst, ein Ernst, der sich fast bis zur Grausamkeit steigert. Thackeray, von einem tiefen Gefühl der allgemeinen menschlichen Schwäche durchdrungen, betrachtet jede einzelne Schwäche mit einem feuchten, vergebenden Blick. Bei George Eliot ist der leitende Grundsatz: die Sünde kann nicht wieder gut gemacht werden; und dieser Grundsatz ist nicht blos als äußerliche Moral der Geschichte angeklebt, sondern mit einer Consequenz psychologisch und historisch durchgeführt, vor der uns zuweilen das Blut erstarrt. Aber grade dadurch wird das Gefühl wieder gekräftigt, wenn man den ersten sehr peinlichen Eindruck überwunden hat.

Der Inhalt gehört zu den gemeinsten Geschichten des täglichen Lebens. Ein eitles, haltloses Mädchen wird von einem jungen Edelmann verführt, der übrigens gutmüthig genug ist und sich nichts Arges dabei denkt. Die Situation, in die sie dadurch versetzt wird, treibt sie zum Kindesmord: es ist

nicht heftige Leidenschaft, wie in „des Pfarrers Tochter von Taubenhein", sondern geistige Trägheit verbunden mit einem Mangel an echtem Gefühl. Sie bringt ihr Kind um, um sich einer Last zu entledigen, weil sie zu schwach ist, ihr Schicksal zu tragen. Kurz die Geschichte ist nicht blos ein individueller Fall, sondern ein Typus, der wahre Typus für die Geschichte dieses Verbrechens. Aber mit welcher Kraft der Individualisirung ist er durchgeführt! Die Geschichte Hetty's von dem Augenblick an, wo sie erfährt, daß der junge Edelmann nie die Absicht gehabt hat sie zu heirathen, bis zu ihrer Fahrt nach dem Schaffot, wo sie noch im letzten Augenblick zur Deportation begnadigt wird, ist in jedem einzelnen Zug ein Meisterstück. So namentlich der Moment, wo sie um allen Unbequemlichkeiten zu entgehn, in einen Teich springen will, es nicht im Stande ist und nun trotz ihres grenzenlosen Elends gewissermaßen mit kindlicher Freude ihr neugewonnenes Dasein genießt. Wie gesagt, wir folgen dieser Erzählung mit einem gemischten Gefühl, denn trotz des Schauders, mit dem sie uns durchdringt, können wir uns eines tiefen Mitleids mit dem unglücklichen Mädchen nicht erwehren, und möchten fast der grausamen Hand zürnen, die sie Schritt für Schritt ins Verderben treibt; und doch erkennen wir nachträglich, daß diese Hand nur die Wahrheit des Lebens sucht; nicht des zufälligen, sondern des ewig gleichen Lebens. Die Schwäche ist an sich etwas Böses: in einer Zeit, wo diese Wahrheit von der Mehrzahl der Dichter so sehr verkannt wird, schadet es nichts, wenn die Durchführung derselben auch mit einer gewissen Härte geschieht.

Uebrigens glaube man nicht, es mit einer moralisirenden Erzählung zu thun zu haben, sie ist durch und durch poetisch, d. h. ein in sich reifer Organismus; viel poetischer als die Erfindungen derjenigen Dichter, die aus dem wirklichen Leben das sittliche Moment als ein bloßes Werk der Einbildung ausmerzen. Es ist bemerkenswerth, daß selbst in den Augenblicken, wo Hetty in der Dumpfheit ihres Gefühls fast bis zum Thierischen herabsinkt, die sichere Künstlerhand in ihrer Figur noch immer einen Rest der alten Anmuth geltend macht.

Arthur, ihr Verführer, ist in Bezug auf die Schwäche des Willens ihr vollständiges Gegenbild; im übrigen hat er edle Eigenschaften genug, daß selbst das scharfe anatomische Messer, welches sein geistiges Leben zerlegt, unser Mitleid nicht ertödtet.

Vielleicht die gelungensten Partien des Buchs sind die humoristisch gezeichneten Nebenfiguren. Die Familien Poyser und Irvine stehn dem besten zur Seite, was unsre modernen Dorfgeschichten und was Walter Scott geleistet haben. Denn W. Scott hat allerdings etwas darin geleistet, und sein „Herz von Mid-Lothian" ist wol nicht ganz ohne Einfluß auf die Conception dieses Romans geblieben.

Was nun die beiden tugendhaften Helden betrifft, Adam und Dina, so möchte man sagen, sie sind sehr interessant, und wenn man sich es näher überlegt, so würde man wol wünschen, daß sie wirklich wären: aber näher überlegen muß man es sich wirklich erst, namentlich bei Dina, deren Heiligkeit es nie gelingt, unser Gefühl unmittelbar mit fortzureißen. Darin ist Jenny Deans doch eine ganz andere Erfindung, die nach demselben Charakterschema gebildet ist, aber an deren voller Wirklichkeit wir keinen Augenblick zweifeln. Vielleicht ist zum Theil die Unvollständigkeit daran Schuld, mit der das religiöse Leben jener Periode (1799) uns versinnlicht wird. In dieser Hinsicht steht dem Dichter nur zweierlei offen: entweder muß er selbst von einem starken religiösen Gefühl getragen werden, welches uns zwingt ihm wenigstens für den Augenblick zu folgen, oder er muß die religiöse Stimmung der Zeit objectiv behandeln, wie es W. Scott gethan. Das erste ist hier nicht der Fall. George Elliot legt zwar auf den Glauben einen hohen Werth, und es findet sich keine Stelle, wo sie eigentlich etwas Bestimmtes dagegen sagte, aber die ganze Atmosphäre des Buchs macht doch den Eindruck, daß sie den Glauben mehr ehrt als ihn theilt. In solchen Fällen ist es nöthig, historisch zu verfahren und, wo eine ungewöhnliche Glaubensstärke sich zeigt, wie z. B. hier bei Dina, uns dieselbe genetisch zu entwickeln. Das ist nicht geschehn und darum behält Dina für uns etwas Fremdartiges, was sich nicht für eine Frau schickt, die sich als „die Rechte" des Helden herausstellt.

Die Oekonomie des Romans ist vortrefflich. Die Steigerung ist psychologisch richtig und fast überall für die angemessene Wirkung eingerichtet. Ein Fehler ist das öftere Eintreten retardirender Momente, in Augenblicken, wo wir mit Recht verlangen schneller befördert zu werden; auch der Schluß ist zu weitläufig geworden, wobei wir freilich die gute Absicht nicht verkennen, uns den erschütternden Scenen der Katastrophe uns erholen zu lassen. Jenes Retardiren — abgesehn von einigen ganz unnützen und unschönen Ausfällen gegen unzweckmäßige Leser in der Manier Thackerays — hängt mit einem Princip unserer modernen Romantik zusammen, die man mit dem vieldeutigen Namen Realismus tauft, von dem wir hier aber nur eine bestimmte Seite auffassen.

Der frühere Roman erzählte: N. N. ließ sich in ein Geschäft ein, welches ihm durch die falsche Berechnung eines einzelnen Punktes mißglückte. Der Realist (z. B. Balzac) unterrichtet uns vollständig über die Natur dieses Geschäfts, ja er theilt uns sämmtliche Rechnungen mit, so daß wir nach den Regeln der doppelten Buchführung ihn selber controliren können. Der frühere Roman erzählt: A. duellirte sich mit B., und da er in der Führung der Waffe geschickter war, so stach er ihn todt. Der Realist (z. B. Dumas) zählt sämmtliche Terzen und Quarten, sämmtliche Finten und verlorenen Tempi auf.

die auf beiden Seiten vorkamen. Der frühere Roman erzählte: A. hat mit B. einen Proceß über irgend eine Summe und gewinnt ihn durch die Geſchicklichkeit ſeines Advocaten; der Realiſt (z. B. Warren) läßt ſämmtliche Advocaten ſprechen, nicht etwa wie Dickens in den Pickwickiern, um uns zu amüſiren, ſondern um uns ganz genau von der Natur des Rechtshandels zu unterrichten, und er erſpart uns auch die verſchiedenen Documente nicht, die dabei in Frage kommen. Dieſer rohe Realismus iſt künſtleriſch verwerflich, wenn er auch inſofern von Nutzen ſein mag, daß er allerlei juriſtiſche und mediciniſche Kenntniſſe ins Publikum bringt. Aber es gibt auch einen feinern, der mehr auf das Geiſtige eingeht. Der frühere Roman würde erzählen: die Methodiſtin Dina fing an auf dem Hügel zu predigen; im Anfang war man geneigt, die Scene komiſch zu finden, aber der rührende Ton ihrer Stimme, das Bewußtſein, daß alles was ſie ſagte aus dem Herzen kam, und die Natürlichkeit, mit der ſie ſich an das Gefühl aller Einzelnen wandte, bezwang die Widerſtrebenden. George Elliot dagegen theilt die ganze Predigt mit. Darin kann eine ſehr große Feinheit liegen, wenn nämlich dieſe vollſtändige Analyſe in ſolchen Momenten angewandt wird, die für das Verſtändniß der Handlung und Charakterentwickelung wichtig und nothwendig ſind, und auf welche daher die Aufmerkſamkeit des Leſers hingelenkt werden muß. Unſer Intereſſe an den Perſonen wird viel größer, wenn wir die Wirkungen, die ihr Handeln ausübt, uns nicht blos erzählen laſſen, ſondern an uns ſelbſt erfahren. Künſtleriſch zu tadeln iſt es dagegen, wenn dadurch die Aufmerkſamkeit von dem Hauptpunkt abgelenkt und auf Nebenſachen zerſtreut wird. Ganz hat George Elliot darin das rechte Maß nicht getroffen; doch iſt die Wirkung der großen Hauptſcenen ſo mächtig und ſo maſſenhaft, daß ſie durch dieſe kleinen Fehler nur wenig beeinträchtigt werden kann. — —

Unter den neuen deutſchen Romanen, die uns heute vorliegen, iſt keiner, der eine beſondere Auszeichnung verdiente. Nur einen ältern, der im neuen Gewande wieder erſcheint, können wir hervorheben; Holtei's Vagabunden, dritte Auflage mit Holzſchnitten, Breslau bei Trewendt. Den eigentlichen Ernſt des Lebens müſſen wir hier zwar hinter uns laſſen, denn die einzelnen tragiſchen Momente, die darin vorkommen, ſind völlig epiſodiſch und würden ohne Beeinträchtigung des Ganzen wegbleiben können. Aber das fremdartige Zigeunerleben, das uns hier aufgeſchloſſen wird, hat mit all ſeiner Liederlichkeit, da es mit großer Luſt und Liebe zur Sache geſchildert iſt, doch einen eigenen Reiz, und die unverwüſtliche gute Laune des liebenswürdigen Dichters leitet uns auch über manche bedenkliche Umſtände hinweg. —

Von den neuen erwähnen wir: Black Douglas. Ein auſtraliſcher Roman

von Wilhelmine Guiſchard, Verfaſſerin der „Hunyady“. Leipzig, Brockhaus. — Die Räuberromane werden jetzt aus den böhmiſchen Wäldern nach Californien und Auſtralien verlegt. Uebrigens gut erzählt. — Swammerdamm, oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhiſtoriſcher Roman von H. Klencke 3. Bd., Leipzig, Coſtenoble. — Das Genie im Kampf mit elterlicher Intoleranz; Naturwiſſenſchaft in Beziehung zur Philoſophie (Spinoza) und zur Landſchaftsmalerei (Ruysdael). Der Verfaſſer hat ſich in die betreffenden phyſikaliſchen Studien ſehr hineingeleſen, Inſectenwelt, Mikroſkop u. ſ. w. Zuletzt handelt es ſich um die Frage, ob der Pantheismus zu Gott führen kann.

Walter Kühne, Roman von Julie Burow. Bromberg, Levit. — Es gehn ziemlich tolle Sachen in dem kleinen Büchlein vor: faſt wie in den neueſten pariſer Geſchichten: die üblen Folgen des Umgangs mit einer Courtiſane. Der Held wird im Zuchthaus gebeſſert, nachdem er eben im Haus jener Courtiſane durch einen Stoß unfreiwillig den Tod ſeines Vaters veranlaßt. — Geld und Talent, Roman von Luiſe Erneſti. Leipzig, Coſtenoble. — Auch bunt genug, aber im Verhältniß doch mäßiger als der vorige. Künſtlereiferſucht und Künſtlerſtreben auf die Spitze getrieben, überſpannt. — Beide Novellen doch etwas über das Niveau des ganz Gewöhnlichen, d. h. des Jungdeutſchen. –

Noch ein neues Drama: Der Uſurpator (Cromwell), von Brachvogel. Leipzig, Coſtenoble. — Brachvogel hat in ſeinem erſten Verſuch den glücklichen Griff gethan, ſtarke, wenn auch gemeine Effecte zu haſchen; ſtatt ſich weiter zu bilden, hat er dieſe Effecthaſcherei immer mehr verſtärkt. Die Folge iſt ſchlimm genug: das vorliegende Drama iſt nicht nur abſolut werthlos, ſondern ſo ſchlecht, daß man kaum begreift, wie ſo etwas heutzutage noch aufgeführt werden kann. Und doch iſt es in Berlin aufgeführt. — Nebenbei iſt die Art und Weiſe, wie hier mit Cromwell umgeſprungen wird, doch außer allem Spaß. — Will Brachoogel überhaupt noch etwas leiſten, ſo muß er ſeinen frühern Erfolg ganz vergeſſen und nachholen, womit er hätte anfangen ſollen, mit Studien des Lebens und der Geſchichte: ſein einziges Studium ſcheinen bis jetzt die Gutzkow'ſchen Dramen geweſen zu ſein, an welche der Dialog, die Parentheſen, die Ausrufszeichen u. ſ. w. lebhaft erinnern. —

J. S.

Das Leipziger Gewandhaus im Winter 1859—60.

1.

Die diesjährige Concertsaison ist nun vorüber, und wir geben im Folgenden einen Rückblick auf die bedeutenderen Erscheinungen derselben.

Daß Julius Rietz nunmehr seine Stelle am Gewandhause niedergelegt und Leipzig verlassen hat, um der Berufung als Hofkapellmeister nach Dresden zu folgen, ist bekannt und wird hier mit Recht allgemein bedauert. Sein Wirken als Lehrer der Composition am Conservatorium und Dirigent der großen Concerte, früher auch als Theaterkapellmeister, sichert ihm das ehrenvollste Andenken; besonders hat das Gewandhaus seiner Leitung die Erhaltung des Orchesters auf einer hohen Stufe zu danken.

Bei der Wiederbesetzung seiner Stelle werden, wenn die Wahl auf einen Mann von tüchtigem Wesen fällt, jedenfalls einige Modificationen des bisherigen Princips eintreten, wenigstens sind solche in vielen Beziehungen zu wünschen. Zuerst ist unverkennbar, daß die Concertprogramme einer gründlichen Auffrischung und einer Erweiterung des Kreises, in dem man sich nun schon seit Jahren unabänderlich bewegt, bedürfen. Auf der einen Seite ist die Vernachlässigung älterer Kunstperioden ein Mangel, während auf der andern das strenge Ausschließen aller Zeiterscheinungen, die Ignorirung aller nicht auf rein conservativem Gebiet entstandenen Tonwerke der Gegenwart nur eine bedingte Berechtigung hat. Daß mit letzterem nicht gesagt sein soll, das Gewandhaus möge von seinem seit Jahren fruchtreich bebauten classischen Boden auch nur einen Fußbreit opfern, versteht sich von selbst, daß man mit der Aufführung neuer Werke sehr vorsichtig ist, muß jedermann ganz in der Ordnung finden. Es steht fest, daß das Institut nicht die Aufgabe hat, mit Erzeugnissen von unzulänglichem oder zweifelhaftem Werth Experimente zu machen und jedem hie und da auftauchenden Nebelgebilde die Thür zu öffnen. Wol aber sollte man sich vor einer Erstarrung im Hergebrachten, vor der alljährlich in schablonenhaft ähnlicher Weise sich wiederholenden monotonen Form der Programme hüten und bedacht sein, in diese Eintönigkeit wieder mehr Leben und Wechsel zu bringen.

Dazu wäre das Zurückgreifen in frühere Perioden der Instrumental- wie der Vocalmusik ein ersprießliches Mittel. Ist die erstere auch ein weniger ergiebiger Quell, so würde er die Mühe der Eröffnung dennoch reich genug lohnen. Von Bach wird einzig eine Suite gemacht, und sie entzückt jedermann so oft sie auch wiederkehrt, ohne daß man darin ein Mahnung erkennt, weitere Versuche anzustellen. Um nur das Nächstliegende zu erwähnen, sind schon die

sechs von Dehn herausgegebenen Concerte ein Schatz, aus dem manche Lücke vortheilhaft ausgefüllt und erfreulicher Ersatz für einige bis zum Auswendigwissen bekannte Ouvertüren und Symphonien gezogen werden könnte. In der Euterpe wurde diesen Winter das dritte dieser Concerte gegeben (mit Besetzung des vollen Orchesterstreichquartetts) und erweckte allgemeine Freude. Warum hören wir niemals mehr, wie noch in früheren Jahren, ein Bachsches Soloconcert? Jedenfalls sind sie im Gewandhause an rechter Stelle, und wenn überhaupt ein Publikum dafür empfänglich ist, so ist es das hiesige. Mendelssohn hat das sehr wohl gewußt, und seine Concertprogramme können heute noch als Muster gelten. Eine Parallele zwischen den Programmen seiner Zeit und denen der jetzigen Verwaltung zu ziehen wäre ein fast beschämendes Experiment. In diesem Punkt sollte man ihm nachstreben und seinen Geist lebendig zu erhalten suchen; die Folgen für unsere ganze Kunstbildung würden segensreicher sein, wie die des rein traditionellen Festhaltens an manchen seiner Compositionen, die ihre Zeit bereits hinter sich haben. — Die ältere Chor- und Vocalmusik ist aber geradezu unerschöpflich, und wollte man in Betreff einzelner Scenen und Arien aus älteren Opern und Oratorien einwenden, daß sie aus dem Zusammenhang genommen im Concertsaal weniger an Ort und Stelle seien, so ist zu erwidern, daß dasselbe mit modernen geschieht. Gegen das Lied lassen sich ebenso begründete Zweifel aussprechen, da es einem engeren Kreise mehr wie dem großen Concert angehört, und doch ist die Zahl der während dieses Winters im Gewandhause gesungenen Lieder sehr bedeutend. Solche kleine ästhetische Bedenken wären also, falls sie wirklich vorhanden sein sollten, leicht zu beseitigen; jedenfalls würden die aus einem durch den Zufluß historischer Kunst bereicherten Repertoir entspringenden guten Einflüsse auf die Kunstbildung bei weitem überwiegen.

Von diesem Gesichtspunkte aus lassen sich auch in Betreff der Ausschließung aller Kunstproducte der unmittelbaren Gegenwart vom Repertoir manche Einwendungen machen. Gestehen wir ihnen auch die von ihnen beanspruchte in sich abgeschlossene künstlerische Geltung nicht zu, so bleiben sie doch ohne Frage interessant als Erscheinungen, die mit unsrer Zeit in nothwendigem Zusammenhange stehen. Ist der Zweck eines großen Kunstinstitutes neben der Bereitung der höchsten Genüsse auch die Förderung der Erkenntniß, so dürfen die in der Gegenwart erscheinenden, wenn auch noch so disparaten Entwicklungsmomente nicht ganz bei Seite gewiesen werden. Gelegentliche Aufführungen von Tonsätzen von Wagner, Berlioz, Rubinstein, Brahms, Bargiel, Joachim, Grädener u. a. könnten wenigstens dasselbe Recht beanspruchen, welches manchen Producten des höheren anständigen Handwerks zuerkannt wird. Ebenso erlaubt man den Virtuosen oft die geschmacklosesten Machwerke vorzutragen; die classische Reinheit des Programms wird dadurch sicher nicht erhöht, aber man duldet jenen Ohren-

zwang, um Kenntniß von einer rein technischen Seite der Kunst nehmen zu können. Sollte uns durch die Producte der Neuromantik auch kein reiner Kunsteindruck werden, so kann doch eine umfassendere Ansicht vom Stande der Dinge und eine richtige Werthschätzung des Bedeutendsten nur dann erst sich bilden, wenn die Hörer in den Stand gesetzt werden, zu vergleichen. Man kann wünschen, in zwei oder drei Concerten in passender Umgebung Werke jener Gattung zu hören, ohne daß man deshalb für sie irgendwie Partei zu nehmen geneigt ist. Aus dem unaufhörlichen, wenngleich in den letzten Jahren erheblich gleichgiltiger gewordenen Cultus Mendelssohnscher und verwandter Compositionen erwächst für die Kunst auch kein Heil.

Es hat sicher große Schwierigkeiten, zwei und zwanzig Concerte (zwei Extraconcerte mit eingerechnet) geschmackvoll auszufüllen, aber diese Schwierigkeiten werden nicht geringer dadurch, daß man ein vortreffliches Bereicherungsmittel des Repertoirs, den Chorgesang bis auf die Wiederholungen einiger herkömmliche Stücke gänzlich vernachlässigt.

Die Vocalmusik, deren Bedeutung dem in unsrer Zeit mit den Instrumentalformen getriebenen Unwesen gegenüber man nicht recht ins Auge zu fassen scheint, liegt im Gewandhause in der That sehr im Argen. Die im Chor wirkenden Kräfte bestehen aus wenigstens drei Elementen verschiedener Art, die behufs einer einzelnen Aufführung vorher nur zu sehr wenigen Proben zusammengezogen werden. Das erste, die Singakademie, stellt allein schon eine große Schaar, deren Organisation und Disciplin allerdings so vernachlässigt ist, daß sie durch kaum ein Drittel gesunder Stimmen und entschlossener Gemüther im Handumdrehen aus dem Felde geschlagen werden würde. Ein Theil der mitwirkenden Damen schweigt, die Unterhaltung in den Pausen abgerechnet, vollkommen und beengt nur den Raum, ein andrer findet seine Aufgabe in Ausschmückung des Orchesters durch geschmackvolle Toilette, ein dritter ist völlig unselbstständig und hängt erwartungsvoll, auf die Einsätze nämlich, an den Mienen ihrer takt- und tonfesteren Genossen. Ohne psychologisches Interesse sind diese Erscheinungen nicht, nur schade daß ihnen jedes musikalische fehlt. An tüchtigen Einzelkräften fehlt es dem Institut keineswegs, aber diese sind theils ermattet durch plan- und zielloses Hin- und Herschweifen in den Studien, oder kommen in der Masse nicht zur Geltung. Daß das Institut außer seinem unselbstständigen Mitwirken im Gewandhause ein ziemlich thatenloses Leben führt und seine eigentliche Bestimmung, Oratorien aufzuführen, längst vergessen und aufgegeben hat, ist früher schon öfter besprochen und bedauert worden. An lebhafter Theilnahme würde es ihm vom ersten Augenblicke an, wo sich ein selbstständiges Leben regte, nicht fehlen; die überflüssigen oder störenden Elemente würden sich von selbst ausscheiden, wenn man die Aeußerlichkeit beseitigte und Ernst mit der Sache machte. Zwei große Aufführungen Bach-

und Händelſcher Werke in der Kirche gegen einen mäßigen Eintrittspreis zu einem guten Zweck — Errichtung eines Bachdenkmals —; außerdem Mitwirkung im Gewandhauſe in zwei größeren und vielleicht noch einigen kleineren, im Sommer vorher ſchon beſtimmten Werken wären der richtige Gang und das Ziel einer reellen Thätigkeit für das Inſtitut. Man gedenkt jetzt, wie es ſcheint, neue Einrichtungen zu treffen, aber ein Blick auf den Statutenplan, deſſen zweiter Paragraph gleich nach den Uebungsabenden von den Ferien und möglichen Ausfällen der Uebungen ſpricht, und nur ſo beiläufig erwähnt, daß die Akademie nach Befinden auch Aufführungen veranſtalten könne — läßt ſtark vermuthen, es werde alles möglichſt im alten Gleiſe bleiben, und jede von außen kommende, wenn auch noch ſo ſachgemäße Anregung mit indolenter Vornehmheit ignorirt werden. Doch iſt auf den neugewählten Dirigenten, Julius von Bernuth, gute Hoffnung zu ſetzen, er hat ſich durch die Leitung der letzten vier Euterpeconcerte als muſikaliſch wohlbefähigt erwieſen, und findet er entſprechende Unterſtützung beim Vorſtande der Akademie, ſo iſt es möglich, daß ſie einer beſſeren Zukunft entgegengeht.

Um wiederum auf das Gewandhaus zurückzukommen, ſo bilden die Pauliner und Thomaner für die Chorgeſangaufführungen allerdings eine kräftige Rekrutirung, aber nach einer oder zwei Proben kann trotz dem tüchtigen Einzelnen von keiner Feſtigkeit oder gar Klangſchönheit die Rede ſein. Die große Sängermaſſe iſt, einerſeits weil ſie zum Theil nur Maſſe iſt, andrerſeits aus rein acuſtiſchen Gründen vollkommen überflüſſig; 40 auserwählte Stimmen würden in dem kleinen, aber acuſtiſch vortrefflich conſtruirten Saal völlig ausreichen, während jetzt die trotz allem Abgang an Staffage entwickelte Klangfülle noch immer weit größer iſt als der Raum des Saales, und ſomit ſich ſelbſt beeinträchtigt. Beſonders da man das Orcheſter, welches an ſich allein eine den Raum gänzlich erfüllende Kraft ausſtrömt, ſtets in voller Beſetzung mit dem Chor geben läßt; das Ringen um die Oberherrſchaft zwiſchen Chor und Orcheſter endet dann meiſt tragiſch für den erſteren, indem die Geſchloſſenheit ſeines ſtandfeſten gegneriſchen Genoſſen den entſchiedenſten Sieg davonträgt, wofür der Chor wiederum durch Schreien möglichſt Rache zu nehmen ſucht. Das halbe Orcheſter würde zur Beſetzung der Vocalmuſiken vollſtändig genügen. Es iſt originell, mit welch olympiſcher Ruhe man am Gewandhauſe dieſe und andere Uebelſtände ſeit Jahren auf ſich beruhen läßt; man erkennt und tadelt ſie ſelbſt, ohne darum einen Finger zu ihrer Hebung zu regen. Man wünſche ſelbſt eine Verbeſſerung, aber die Verhältniſſe ſetzen zu große Hinderniſſe entgegen — iſt die Zauberformel, mit der man ſich hieb- und ſtichfeſt gegen eigene und anderer Mahnungen macht. Im vorigen Sommer ſprach man von wichtigen Unternehmungen, der Meſſias werde aufgeführt werden, aber

die nun zu Tage gekommenen Resultate erwiesen sich schließlich als eine Wiederholung der alten Geschichte vom Berge und der Maus.

Größere, den ganzen Abend ausfüllende Chorwerke bleiben vom Repertoir des Gewandhauses fast ausgeschlossen. Paradies und Peri von Schumann, das einzige in diesem Winter, wurde im Extraconcert des Pensionsinstituts gegeben. Man soll mit dem Gedanken der Begründung eines eigens dem Gewandhause angehörigen Sängerchores umgehen. Die Idee ist schon öfter angeregt, die Vortheile, welche dem Gewandhause, und andrerseits der selbstständigen Wirksamkeit der Singakademie durch einen jenem zu völlig freier Disposition stehenden Chor zu Theil werden müßten, liegen so auf der Hand, daß die Sache eines energischen Angriffs wol werth wäre. So wie man ernstlich Hand ans Werk legte, würden sich manche Wege zur Ausführung darlegen, die jetzt verschlossen erscheinen.

Zwei Abende im Winter großen Choraufführungen, und zwei fernere reiner Instrumentalmusik einzuräumen (letzteres geschah einmal zufällig, und mit ganz guter Wirkung) ebenso zwei Abende älterer Vocal- und Instrumentalmusik zu widmen, an zwei ferneren in entsprechender Umgebung größere Werke der Gegenwart zu bringen, und in einigen Concerten eine geschichtliche Folge der Tonwerke zu berücksichtigen, wären schon einzelne Bereicherungen unserer Programmform; es käme alles auf einen vorher wohlüberlegten und mit Geschmack ausgearbeiteten Plan und gehörig vorbereitete Kräfte (des Chores, der Sänger und Solisten) an, um bei den vorhandenen Mitteln diese zweiundzwanzig Concerte ebenso für die Belehrung wie für den reinen Kunstgenuß bedeutsam zu machen. Nun zeigt aber ein Blick auf die Programme dieses Winters, daß man, statt nach einem wohlerwogenen Maß zu verfahren, die Concerte mit dem verschiedenartigsten Durcheinander überfüllt; besonders wuchs der erste Theil des Programms nicht selten zu einer unmäßigen Breite an und bot die Wahl der Musikstücke betreffend häufig eine wahre Musterkarte ohne jede Einheit und Harmonie dar. Gelangte man dann zur Symphonie oder gar zu einem dem ersten ähnlich zusammengestellten zweiten Theil, so war selbstverständlich Ermattung eingetreten, und der eigentliche Höhepunkt des Abends, wenn ein solcher in einer großen Symphonie gegeben war, fand das geistige Auge, das mit voller Frische zu ihm emporblicken sollte, bereits durch zu reichen und unmotivirten Wechsel gesättigt und getrübt. Man nimmt nach einer solchen Uebersättigung mehr verschwommene Bilder, wie klare und bestimmte Eindrücke und Vorstellungen mit nach Hause, und die ganze Natur der Sache weist darauf hin, daß ein Concert, Pausen und alles mit eingerechnet, nicht über zwei kleine Stunden dauern soll; die Ueberfüllung ist ein Nachtheil für die Kunst, denn sie veranlaßt zur gedankenlosen Hinnahme dessen, worauf man alle Kräfte des Geistes und Gemüths richten soll.

Die ganze Reihe der Programme durchzugehen, würde hier zu weit führen, nur einzelnes sei herausgehoben. Sehr häufig übersieht man nächst der innern und äußern Harmonie, in der die aufzuführenden Werke zu einander stehen sollen, auch die Forderung eines gesteigerten Schlusses, und ordnete unter anderm das Programm des 5. Concerts: Requiem von Mozart, Ouvertüre op. 124 von Beethoven und „Wie der Hirsch schreit" von Mendelssohn. Daß es darauf ankam, Mendelssohn an seinem Gedächtnißtage in eine würdige Umgebung zu stellen, ist an sich gerechtfertigt, aber mit der erwähnten Anordnung geschah ihm kein Gefallen. Denn nach dem Requiem und der Beethovenschen Ouvertüre, deren Beziehung (außer dem fugirten Stil etwa) zum Mendelssohnschen Werke auch leichter zu suchen wie zu finden ist, empfand man im Psalm nichts weniger wie eine Erhebung der Stimmung und Steigerung zum Idealen. Mendelssohn weiß uns darin nichts zu sagen, was Mozart nicht unendlich bedeutender ausgesprochen hätte, und trotz der, bei aller Herrlichkeit doch schon in ihren Anfängen deutlich sich zeigenden Hinneigung zur Verweltlichung im Requiem, ist der Abfall des Mendelssohnschen Werkes dagegen sehr erheblich. Umgekehrt hätte die Sache noch mehr Sinn gehabt: die Ouvertüre zu Anfang („zur Weihe des Hauses") darauf der Psalm und dann die Todtenmesse; übrigens wäre eine Zusammenstellung des Requiem mit einer Bachschen Cantate interessanter, und auch in Mendelssohns Geiste und seines Gedächtnisses würdig gewesen; denn um die Wiederbelebung jenes Meisters hat er sich wahrhafte Verdienste erworben. Im Neujahrsconcert bestand der erste Theil aus einer Motette für Männerstimmen von Hauptmann, der Ouvertüre zur Zauberflöte, einer Hymne von Mendelssohn „Hör mein Bitten, Herr neige dich zu mir," religiösem Marsch von Cherubini, Schlußchor des zweiten Theils der Schöpfung, im zweiten Theil aber kam die neunte Symphonie, und es ist leicht einzusehn, daß man auch im Interesse dieses Werkes an Stelle der völlig disparaten, durch ihre Verschiedenartigkeit und theilweise eigene Mattigkeit den Hörer total abspannenden Elemente des ersten Theils, einen größeren Satz oder wenigstens etwas mehr übereinstimmende und die Symphonie vorbereitende Tonstücke verlangen konnte. Das zwölfte Concert umfaßte die Ouvertüren N. 3 zur Leonore, und zur schönen Melusine, die Frühlingsbotschaft von Gade (für Chor und Orchester) die Arie Ah perfido von Beethoven, das Loreleyfinale, und dann im zweiten Theil die Bdursymphonie von Schumann; wenigstens begreift man, von der Ueberladung abgesehn, nicht recht, was die Leonorenouvertüre und die Arie in jener romantischen Umgebung zu thun haben. Im neunten Concert ließ man auf den ungemeinen Pomp und Effect des für das Concert ohnedies zu enge mit der sichtbaren Handlung verknüpften Duett und Finale aus dem zweiten Act des Tell — die Pastoralsymphonie folgen, natürlich ohne jede Wirkung des neben jenen Scenen voll freiheitsglühender und aufregender Be-

geisterung fast zu bescheiden dastehenden Beethovenschen Werkes. Im fünfzehnten Concert gab es nach der Ouvertüre op. 115 von Beethoven Gesangvorträge in drei Gruppen (darunter eine höchst triviale Arie von Caraffa, alles übrige Lieder) durch das Spohrsche D-mollconcert und eine ebenso lange wie langweilige Violinphantasie getrennt; im zweiten Theil „Ocean" von Rubinstein — auf die Nüchternheit des ersten Theils entschiedenes physisches und moralisches Uebelbefinden im zweiten. Man kennt eigentlich nur zwei Schemas, in welche die betreffenden Werke hineingezwängt werden, gerade wie bei einem Geduldspiel die an Form und Farbe verschiedenen Holzstückchen aneinandergelegt einen bestimmten Raum ausfüllen müssen, und ein Sternchen oder Kreuzchen u. dgl. bilden. Entweder steht eine kleine Symphonie zu Anfang oder eine große im zweiten Theil, zuweilen treten auch Chorwerke oder mehrere Ouvertüren an deren Stelle. Einige sehr interessante Conzerte besonders im Anfang und letzten Viertel der Saison zeigten, daß die Möglichkeit einer guten Zusammenstellung doch vorhanden ist. Unerschütterlich hält man an der Manier fest, Virtuosen meist zweimal in demselben Concert auftreten zu lassen, trotzdem wir nun nach und nach so ziemlich vertraut sind mit dem, was die meisten dieser Heroen der Technik uns mitzutheilen haben. Meist ist die Auswahl schon an sich nicht die geschmackvollste; wehe uns aber, wenn nach einem anstandsmäßigen Beethovenschen, Mendelssohnschen, Spohrschen oder andern Concert einer dieser Herren uns noch ein Wassersüppchen aus eigener Küche auftischt. Der Sinn für solche reine Handarbeit, die meist noch dazu mit einer dem wirklichen Künstler fernliegenden Prätension auftritt, beginnt allerdings beim Publikum bedeutend zu schwinden — man scheut sich mitunter sogar nicht, das Unerhörte von seiner heiteren Seite zu betrachten. Neuseeland oder andere Culturstaaten werden hoffentlich bald der alleinige Schauplatz solcher Heldenthaten sein. Die Frage nach dem Zweck der Kunsttechnik rein für sich drängt sich unabweislich auf, wenn man sie nicht im Dienste einer höheren Absicht erblickt, sondern nur als Virtuosität, die für sich selbst etwas Ganzes sein will und die Aufgabe nach ihrem Belieben und Vermögen, für ihre äußerlichen Zwecke umarbeitet. Gewöhnlich kommt dann noch die Prahlerei mit der Vielseitigkeit hinzu, die uns glauben machen will, sie beherrsche das Verschiedenartigste, während sie selbst ausschließlich von der Manier geknechtet wird. Bei der classischen Larve, welche manche Virtuosen im Gewandhause aufstecken zu müssen glauben, fehlt es natürlich an Händel und Bach nicht; doch geht es über eine kleine Form nicht hinaus, das Stück wird, gehörig zur Etüde verarbeitet, als Pfeffer und Salz, um den Salat pikant zu machen, beigegeben; die Trillerchen und Passagen kräuseln sich wie die Locken der Perücke, aber an Stelle des Mannes, der sie nach Art seiner Zeit als

bloßen Schmuck auf dem genialen Haupte trug, hat ein modernes, selbstgefällig uns anlächelndes Fingermännchen sich darunter gesteckt.

Möchte man hier in Zukunft doch Einschränkungen vornehmen, verbannen oder durch besseres ersetzen, soweit irgend thunlich, wenigstens Ueberfluthung vermeiden. Im 7. Concert spielte Clara Schumann, und gab am Dienstag darauf eine Abendunterhaltung (meist Klaviermusik); nichts destoweniger wurden wir im unmittelbar folgenden 8. Concert durch lange Klaviervorträge des Herrn Mortier de Fontaine regalirt. Nach Neujahr hatten wir mit Unterbrechung durch einen einzigen Abend in acht aufeinanderfolgenden Concerten Vorträge einzelner Künstler (den Sologesang ausgeschlossen) und zwar im 11. Concert zweimal Clavier, im 13. Violoncell, im 14. Clavier, im 15. und 16. Violine (jedesmal zwei lange Stücke) im 17. Clavier (zweimal) im 18. Violine (zweimal) endlich im 19. Clarinette. Dazu fast in jedem Concert (seit Neujahr nur mit zwei Ausnahmen) Sologesang (13 Arien, 13 Lieder und ein Duett); wogegen sich weniger sagen ließe, wenn wir dieselben Repertoirstücke nicht fast alljährlich wieder hören müßten. Ohne Frage hängt das Auftreten der Solospieler und Sänger im einen oder andern Falle von schwer vorauszusehenden Zufälligkeiten ab; aber sollte eine derartige schnelle Folge gleichartiger Instrumentalsoli nicht zu umgehen oder eine feste Anordnung durch Engagement vorher nicht zu treffen sein, so möge man wenigstens die Zugabe von Salon- oder reinen Virtuosenstücken ferner nicht als Regel festhalten, sondern höchstens einmal als Ausnahme gelten lassen, und wenn es geschieht die Auswahl der Stücke sorgfältiger überwachen. Ueber einzelne neue Compositionen, Vorträge im Solospiel und Gesang im nächsten Blatt.

Galatz.

Schilderungen aus einem längeren Aufenthalt.

Gott ist groß und Galatz ist eine Stadt! Und zwar eine große Stadt, eine mächtige Stadt, eine schöne Stadt, sagt derjenige, welcher in ihr gute Geschäfte gemacht hat und nie mehr zurückzukehren gedenkt. Wer sie einmal gesehn hat, vergißt sie so leicht nicht wieder, wer wochenlang in ihr zugebracht hat, wie ich, der darf dem zukünftigen Leben viel freudiger entgegengehn, wie ein Andrer; denn dies muß ihm angerechnet werden, wenn es Gerechtigkeit gibt!

Durch das Gewühl Hände ausstreckender, ölig duftender, lumpenbehangener

Facchini im Hafen hinaus aus der Quarantaine auf die Straße. Straße? Sagen wir lieber Sumpf, in jedem Fall knöcheltiefer Schlamm. Es hatte gestern geregnet, genug, um heute schon Galatz in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zu zeigen. Die Menschen waren bespritzt bis oben hinauf, was allerdings der Mehrzahl nur zum Vortheil gereichen konnte, indem es ihre Kleidung einigermaßen verbarg; die Wagen, wandelnden Erdanhäufungen vergleichbar, ganz incrustirt mit dem schwammigen, blasigen Anhängsel aus der Straßentiefe. Da Jedermann die Sache betrachtet, als müsse sie so sein, so wagt man sich endlich ebenfalls ohne Weiteres hindurch. Ich folgte einem Kellner, welchem man die bequeme Nähe fließenden Wassers allerdings nicht sonderlich ansah, in das Hôtel de Paris, den ersten Gasthof der großen Stadt, dicht am Hafen gelegen. Dieses berühmte Gasthaus sah von außen einem einstöckigen, etwas vernachlässigten Gartenpavillon ähnlich; im Innern hingegen hätte es schlechter sein können, es wurden einige Reinlichkeitsrücksichten genommen und der französische Koch verstand seine Kunst. Was man bekam, war nicht schlecht, aber entsetzlich theuer.

Der Quai längs des Hafens bildet eine untere Stadt für sich und zwar eine merkwürdige, wesentlich von allem bisher Gesehenen verschiedene. Das Gewimmel der Nationalitäten durcheinander ist so groß, daß es das bunteste Schauspiel gewährt und fast das Auge ermüdet. Moldavaner, Griechen, Türken, Albanesen, Bulgaren und Serben, Corfioten, Armenier, Russen, Italiener, Ungarn, Deutsche und vor allen Juden aus der ganzen Welt treiben sich hier unaufhörlich durcheinander, scheinbar oft ohne Zweck, nichtsdestoweniger aber stets thätig, prüfend oder speculirend. Der dritte Mann, der Einem begegnet, ist ein Jude oder sieht diesem wenigstens ähnlich. Fast alle Verkaufsmagazine sind in den Händen dieses betriebsamen Volkes Gottes. Eine ganz merkwürdige Atmosphäre brütet über dieser Stadt, sie besteht aus einem Gemisch der Gerüche von Johannisbrod und gedörrtem Fisch, überall macht sie sich einem fremden Organ gleichmäßig bemerkbar. Führte mich der Geist Eblis mit verbundenen Augen über die Länder und stellte mich in irgend eine Stadt, so will ich ihm sofort sagen, ob es Galatz ist oder nicht, wenn meine Nase noch ihre Functionen verrichtet. Die Magazine am Hafen, theilweise auch in der Stadt selbst, sehen fremdartig genug aus, die Hälfte ihrer Artikel ist auf der Straße ausgestellt, von einer ordentlichen Ladeneinrichtung und dergleichen selten die Rede. Doch gibt es in der großen Straße des obern Theils auch mehrere ziemlich elegante Gewölbe nach civilisirtem Zuschnitt. Was man mit dem vielen Johannisbrod macht, das in Fässern, Säcken und Haufen hier aufgeschichtet ist, weiß ich nicht; denn man sagte mir, daß es selbst die Ratten verachten, so lange sie etwas Anderes finden. Beiläufig scheinen diese liebenswürdigen Thiere bei ihrer Auswanderung aus

Perſien hier die erſte Colonie angelegt zu haben, die ſich einer ſeltenen Blüthe und Bevölkerung erfreut. Der zweite Handelsgegenſtand, der in den Magazinen in die Augen fällt, ſind ſilberweiße, gedörrte Fiſchchen, die ſogenannten Donauheringe, das gemeinſte Nahrungsmittel und zwar in jeder Bedeutung; wer ihren verdächtigen Geruch überwindet, der wird finden, daß zwiſchen ihrem Genuß und dem Kauen eines in Salzwaſſer gelegenen Endchens Strick kein großer Unterſchied iſt. Da dieſe beiden Stoffe die ganze Stadt durchdünſten, ſo dürfen ſie auf den Vorrang Anſpruch machen. Der Haupthandelsartikel iſt eigentlich Getreide und Mais; daneben Talg, Häute, Holz, Manufacturwaaren, Möbel, Luxusgegenſtände, Colonialwaaren, Metalle u. ſ. w. Als Ausfuhrplatz hat Galatz bedeutend abgenommen, ſeitdem das günſtiger gelegene Braila, welches ſowol von der Moldau, wie von der Walachei gleich gut beſchickt wird, ſich ſo bedeutend in die Höhe gearbeitet hat.

Ein jämmerlich gepflaſterter oder auch nicht gepflaſterter, ſteil abſchüſſiger Weg führt hinauf in die obere oder eigentliche Stadt, die auf einem Plateau erbaut iſt, und zwar in außerordentlicher Weitläufigkeit und Raumverſchwendung, nur nicht in den paar Straßen, in welchen ſich der Hauptverkehr concentrirt. Galatz zählt gegenwärtig, die flottirende Bevölkerung nicht gerechnet, etwa 60000 Einwohner. Im Jahre 1820 waren es nicht mehr wie 6000. Im Suchen nach einer Adreſſe durchlief ich gleich am erſten Tag faſt alle Straßen der Stadt und orientirte mich, mehr als mir lieb war. So trat ich in die offene Werkſtelle eines deutſchen Tiſchlers ein, der mir ein entſetzliches Klagelied ſang über die faulen Zuſtände der Stadt und des Landes, wo Niemand ſeines Geldes, ja nicht einmal ſeines Lebens ſicher ſei. Das Handwerk hat hier keinen goldenen Boden, der Handel verſchafft und vermittelt Alles. Möbel kommen aus Wien oder aus Frankreich; man ſitzt faſt nur auf Marſeiller Stühlen. Fertige Kleider werden aus Peſth bezogen, wo eine Menge von Geſchäften blos für den Markt in Galatz arbeitet. Wagen und Fuhrwerke kommen aus Wien, Jaſſy und Bukareſt. Kurz, eigentliche Gewerbthätigkeit iſt in Galatz faſt gar nicht vorhanden, und bei den hohen Preiſen des Lebens und der Arbeit würde ſie auch die Concurrenz mit dem Ausland nicht vertragen können. Die Handwerker ſind daher meiſtens auf Reparaturen und Bauarbeiten angewieſen, und nur Einzelne darunter ſtehen ſich gut. Kläglichere Werkſtätteneinrichtungen wie hier habe ich in meinem Leben nicht geſehn. Bei der weitern Wanderung gerieth ich mitten in eine Prügelei. Zwei Soldaten, welche freilich ausſahen, daß man ihnen gern einen Para geſchenkt hätte, hatten einen alten Bauer arretirt, ich weiß nicht warum, und ſuchten ihn fortzuſchleppen, der aber machte ſich ſteif und ihnen alle mögliche Noth; ungeduldig zählte ihm der eine Soldat einige derbe Hiebe auf, der Bauer warf ſich ſchreiend zur Erde, da ſprang aus einer Schenke mit

wildem Geschrei ein Dutzend langer, halbnackter Gesellen, die sich auf die Diener des Gesetzes warfen, sie ganz jämmerlich durchbläuten und den Gefangenen im Triumph davonführten, an dessen Stelle nun seine beiden Häscher sich stöhnend wälzten. Wer aus der Nähe mit zugeschaut hatte, fing an zu laufen, und so lief ich auch. Lange irrte ich in den trostlos öden Straßen der äußern Stadt umher, von Pflaster ist keine Rede, dagegen macht, wer es nur irgend kann, auch seinen Gang zu Wagen in der Birschee. Die Häuser sind alle einstöckig, nachlässig gebaut, nachlässig gehalten; sie haben den Charakter des Flüchtigen, als seien sie nur für ein vorübergehendes Unterkommen errichtet. In der That habe ich später von keinem der Ansässigen auf die Frage, ob er in Galatz sein Leben zu beschließen gedenke, eine andre Antwort gehört, als: „Nein, um keinen Preis, hier macht man blos Geld, um es anderwärts zu genießen." Inmitten der Stadt erhebt sich ein hohes, thurmähnliches Gerüste mit einem kleinen Häuschen obendarauf, es ist die Feuerwache, das einzige, hiesige Institut, welches man unbedingt loben muß. Es ist ganz vortrefflich eingerichtet; unaufhörlich ist eine genügende Mannschaft, eine Anzahl mit Pferden bespannter Wasserkannen und Spritzen in Bereitschaft zur Hilfe, es ist dies aber auch eine Nothwendigkeit, denn kaum eine Woche vergeht, wo nicht da und dort eine Baracke emporflammt, gleich einer Theertonne; überall trifft man auf Brandstellen. Endlich gegen Abend fand ich nach unglaublicher Noth die Freunde, an die ich gewiesen war. Gleich nach dem Willkommen brach der vaterländische Sinn hervor: „Fort zum Bier." Wirklich fand ich ein ganz trinkbares wiener Bier und zwar noch dazu in einer Gartenwirthschaft mitten in der Stadt. Aber welcher Garten! Es war ein mit Bretern umzäunter Winkel, worin zwei kümmerliche Akazienbäume mehr Staub und Unrath spendeten, wie Schatten. Auch hatte man sich recht in Acht zu nehmen, um nicht mit den vielen Kötern in Collision zu gerathen, die sich für die berechtigteren Gäste hielten. Spät Abends im Hotel ward ich von einem englischen Missionär aus Bukarest in Beschlag genommen, der früher in Syrien und Polen, jetzt in den Donaufürstenthümern als Judenbekehrer thätig war. Es kam mir fast so vor, als vermuthe er in mir einen Proselyten zu gewinnen, er rühmte mir ganz außerordentlich seine Erfolge, aber trotz seiner Begeistrung erlaubte ich mir doch im Stillen bescheidene Zweifel zu hegen; denn die Juden sind bekanntlich die allerhartnäckigsten Verächter der Missionen. In Galatz hat er dem Reich Gottes noch keine neuen Kinder erworben; ich darf es bei dieser Gelegenheit auch gestehen, daß die Galatzer Juden, welche ich kennen gelernt habe — und der größte Theil meines Umgangs war auf sie beschränkt — mir der Bekehrung minder bedürftig schienen, wie viele Christen daselbst. Ich habe unter ihnen viele treffliche Leute gefunden, die ich in dankbarer Erinnerung behalten werde.

Das Hundeconcert, welches die ganze Nacht hindurch unmittelbar vor meinem Fenſter aufgeführt wurde, machte mir am nächſten Morgen den Abſchied aus der Stadt Paris ſehr leicht; ebenſo erleichtert wurde mein Geldbeutel durch die Note der Madame. Ich zog in die obere Stadt in das Hotel Europa, um daſelbſt für mehrere Wochen mein Standquartier aufzuſchlagen. Das war auch ein Hotel, aber es näherte ſich ſchon ziemlich dem orientaliſchen Karawanſerai. Mein Zimmerchen mit vier kalkweißen, nackten Wänden hatte Sonnenſeite und unter 30 fiel die Temperatur ſelten; eine Matratze mit Decke, von der man natürlich keinen Gebrauch machte, ein Stuhl und ein Tiſch, darin beſtand ſeine ganze Ausſtattung. Der Weg zu ihm führte über eine lange, hölzerne Gallerie längs des Hofs, in welchem die Kutſcher neben ihren Pferden im Miſte lagen; ihre Ausdünſtungen machten die Nachbarſchaft nicht angenehmlicher. Oeffnete man das Fenſter einen Augenblick, ſo hatte man ſofort eine Million Fliegen zu Gaſte, von allerlei kleinen Feinden, die ſchon urſprünglich eingebürgert waren, gar nicht zu reden; daran muß man ſich im Süden gewöhnen. Die Bedienung erſtreckte ſich auf die morgendliche Erſcheinung eines Individuums ohne Fußbekleidung und Jacke, welches ſtets einen merkwürdigen Geruch nach Zwiebeln um ſich verbreitete; wollte man des Tages über einmal die Stiefeln geputzt haben, ſo konnte man ſich eine geſunde Uebung mit dreiviertelſtündigem Klingelziehen verſchaffen und es dann ſelber thun. Speiſe und Trank mußte man auswärts ſuchen, doch befindet ſich im Haus ein Café. Ich richtete mich ein ſo gut es gehen wollte und fand mich allmälig in mein Schickſal. Bei meinen fortgeſetzten Wanderungen und Beſuchen in der Stadt lernte ich den preußiſchen Conſularagenten Blücher kennen, einen Mann, der in die Handelsverhältniſſe des Platzes und der Moldau überhaupt tiefer eingeweiht iſt, wie viele andere, und deſſen Geradheit und Gefälligkeit der höchſten Anerkennung würdig ſind. Beide Eigenſchaften will man den griechiſchen Handelsherren, welche hier, wie überall, wo ſie ſich feſtgeſetzt haben, das Hauptgeſchäft an ſich ziehen, nicht immer nachrühmen; doch gibt es, wie ich beſtätigen kann, auch unter ihnen ſehr liebenswürdige Männer. Sie bilden neben den Conſuln und einigen Würdenträgern die Spitze der Geſellſchaft in der Stadt. Von geſelligem Leben iſt übrigens hier, wo das Geſchäft Alles abſorbirt, wenig die Rede; alle Cirkel umgeben ſich mit einer Mauer, deren Pförtchen ſich nur ſchwer und ungern öffnet. Auf die Familie iſt hier Jedermann angewieſen; wer keine hat, der führt ein troſtloſes Daſein.

Eine merkwürdige Bekanntſchaft machte ich in der Bierſchenke, es war die eines mehr als hundertjährigen Italieners, der unter Napoleon mit an den Pyramiden gefochten hatte. Er ſah aus und trug ſich ganz wie ein Türke, ein langer, weißer Bart und ein mächtiger, bunter Turban ſtanden dem

verwitterten, gelben Gesicht sehr gut. Dankbar nahm er einen Krug Bier an, und vergalt denselben durch lange Erzählungen seiner Heldenthaten, von welchen ich leider das Wenigste verstand. Er war eine Art lebendes Wahrzeichen der Stadt und ich bin fast täglich mit ihm zusammengetroffen. Einmal saß er mit mehrern moldavaner Bauern zusammen, die ihn zum Frühstück eingeladen hatten; er winkte mich heran zur Theilnahme, und der Merkwürdigkeit wegen schlug ich es nicht aus. Es bestand in einem ungeheuren Haufen roher, halbreifer Saubohnen, welche ausgekernt und mit Salz ohne Weiteres verspeist werden; man muß an die Kost gewöhnt sein, um ihr Geschmack abgewinnen zu können. Ueberhaupt ist die Genügsamkeit der untern Volksclassen hier zu Land bewundernswürdig; sie leben von Stoffen, die anderswo kaum als Nahrungsmittel gelten würden. Im Anfang suchte ich in einer griechischen Locanda zu speisen, allein es ging denn doch nicht lange. Alles starrte vor Schmutz und das Fleisch war so erbärmlich, daß man ein Grieche oder Moldavaner sein mußte, um es hinunterbringen zu können. Es ist merkwürdig, daß hier, wie überall im Süden, wo das Schlachtvieh in ungeheuren Mengen vorhanden, manchmal sogar fast werthlos ist, so überaus schlechtes Fleisch auf den Tisch kommt. Ich wandte mich daher in die deutsche Locanda von Körner, wo die meisten Deutschen zusammenkommen, hier war es besser, obgleich man sich in der niedrigsten Restauration einer großen deutschen Stadt nicht das gefallen lassen würde, was einem hier geboten wird. Rohheiten aller Art, zu welchen die etwas zweideutige weibliche Bedienung jeder Zeit gern die Hand bot, mußte man mit in Kauf nehmen und konnte nur bedauern, daß es gerade Deutsche waren, die sie auftischten. Der moldavaner Wein ist leicht und billig; er wird so nachlässig zubereitet, daß er sich gewöhnlich nicht über ein Jahr lang hält und deshalb immer jung weggetrunken werden muß. Selten hat er seine Gährung vollendet und mousirt daher im Glase; er hat wenig Farbe und ist manchmal so klar und hell wie Brunnenwasser.

Seine freie Zeit in dieser Stadt zu verbringen, ist eine schwierige Sache, wenn man sie nicht im Kaffeehause beim Spiel verlungern will. Spaziergänge gibt es nirgends, die Stadt selbst hat man bald ausgekostet. Schönes ist darin nichts zu sehen, es ist beinahe, als vermiede man geflissentlich, irgend etwas für die Schönheit zu thun: nirgends Gärten, nirgends ein Baum, nirgends Schatten, die Sommersonne brennt hier doppelt heiß, man kann ihr gar nicht entgehn und die nothwendige Siesta im Gasthofzimmerchen hat die Wirkung eines russischen Dampfbades. Das Trinkwasser kommt aus der Donau; um den schlechten Geschmack desselben zu mildern, genießt man unmittelbar vor dem Trunk Dolcezzi, Zuckerconserven von Früchten. Der Kaffee wird in türkischer Weise bereitet und servirt; wenn man einmal das Mitschlürfen des feinen Satzes gelernt und überwunden hat, so findet man ihn sehr gut. Einen

großen Theil der Lebenszeit verbringt der hiesige Bewohner mit der Anfertigung der Papiercigarren, welche Jedermann raucht, auch die Frauen. Sie haben allmälig beinahe jede andere Methode des Rauchens verdrängt. Man mag besuchen, wen man will, so wird einem sofort die Cigarette angeboten; will man besonders verbindlich sein, so fertigt man sie vor den Augen des Gastes an und überreicht sie ihm so, daß er blos das Papier zu befeuchten hat, damit es fest anschließt. Eine große Erholung in der schwülen Jahreszeit gewähren die neuerrichteten Donaubäder; sie bestehen freilich aus weiter nichts, wie aus Bretern und Kasten auf schwimmenden Stämmen, sind aber doch eine Wohlthat, die nicht genug gewürdigt werden kann. Viele Abende verbrachte ich in dem sogenannten Gasthaus zum grünen Baum in der äußern Stadt, einer Schenke, die ein deutscher Schuster hält, mit obligater Kegelbahn in einem baumlosen Garten. Sie wird nur von Deutschen besucht und es ist wohlgethan, sich bei Zeiten zu entfernen, wenn man nicht etwa die Absicht hat, das deutsche Element in seinen kräftigsten Auswüchsen zu studiren.

Am meisten Unterhaltung gewährt der Gang längs des Hafens. Hier in der unteren Stadt befindet sich die Börse, das stattlichste Gebäude von Galatz, mit einem Lesezimmer, in welchem ich aber außer der wiener keine andere deutsche Zeitung gefunden habe. Täglich versammeln sich hier, oder vielmehr in dem Kaffeehaus der Börse, alle größeren Geschäftsleute der Stadt, um Nachrichten einzuziehen, Course zu notiren, Verträge abzuschließen. Längs den Häusern sitzen die jüdischen Geldwechsler vor ihren kleinen Tischen, worauf Kästen, der Sicherheit wegen mit Draht überflochten, eine Sammlung der fremdartigsten Münzen in Silber und Gold zur Schau stellen. Hier ist unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend das regste Treiben. Dicht daneben ist ein Stationsplatz der Birschees, Korbwagen, welche Droschkendienste versehn. In langen Reihen gehn und kommen die Karren, die das Wasser aus der Donau in die obere Stadt bringen, zuweilen sind sie mit Büffeln bespannt. Einen freien Blick auf den Strom hat man nur hier und da wegen der Gebäude der Douane. Jenseits steigt in ziemlicher Nähe das blaue Gebirge der Dobrudscha empor, ein Mastenwald verbaut theilweise die Aussicht; hat man einen freien Punkt am Ufer gewonnen, so sieht man bis in weiteste Ferne gehende und kommende Segel; Gigs und Jollen schießen wie Möven zwischen den großen Fahrzeugen hin und her, beinahe stündlich landen oder segeln Dampfer; dazu das Geschrei der Matrosen und Lastträger, das Rollen der Fässer, das Aechzen der Krahnen — hier ist es, wo man trotz allem Schmutz, trotz aller sichtbaren Vernachlässigung, den besten Begriff von Galatz bekommt. Es lagen gerade zwei kleine englische Kriegsdampfer, zum Dienst der Donaucommission bestimmt, dicht am Ufer der Börse. Sie sahen aus, als gehörten sie in eine Putzstube, so neu, so glänzend, so geordnet, als seien

ſie in dieſem Augenblick erſt fertig geworden. Nicht weit davon lud ein gewaltiger Dampfer Mais ein; es war ein ehemaliges Schiff der deutſchen Flotte, die Hanſa, wenn ich nicht irre? Jetzt fuhr es trotz ſeines engliſchen Rheders unter griechiſcher Flagge.

Oſtwärts dem Donauufer entlang hat man lange zu wandeln, bis die Geſchäftigkeit des Hafens im Rücken liegt. Auf dem Quai lagert das Getreide in hohen Haufen; ehe es in die Schiffe geladen wird, hat es noch eine Reinigung zu beſtehen, dieſe geſchieht mittelſt ledernen Sieben, welche zwiſchen drei hohen Stangen ſchaukeln, auf eine ſehr primitive Weiſe. Dann erſcheint zur Linken die Dampfmühle, das einzige größere induſtrielle Etabliſſement in Galatz, ſie macht, wie ſich denken läßt, ſehr gute Geſchäfte. Zur Seite liegt hier eine Art Vorſtadt, aus vielen Hunderten von Schilfhütten beſtehend, bewohnt von Fiſchern, Laſtträgern, Gärtnern. Es kann kaum einen ſonderbareren Anblick geben, wie den dieſer halbdurchſichtigen Gebäude. Wie gefährlich ihr Baumaterial iſt, beweiſen die vielen Brandſtätten in ihren regelloſen Reihen. Hinter ihnen beginnen Gärten, aber Bäume ſucht man in denſelben vergebens. Sie können nur durch Bewäſſerung in Cultur erhalten werden; in tiefen Gräben wird vom Strom aus das Waſſer hinzugeleitet und aus denſelben mittelſt eines hölzernen, höchſt uranfänglichen Schöpfwerks, das ein Göpel mit zwei Ochſen in Bewegung ſetzt, in die kleinen Canäle vertheilt. Nur die gewöhnlichſten Küchengewächſe werden gebaut, am meiſten Kohl, Gurken und Zwiebeln; doch ſieht man auch hier und da Artiſchockenpflanzungen. Die Gärtner ſind faſt alle Bulgaren. Wieder zum Strand gewendet, trifft man auf ein ſehr weitläufiges, aus Stein erbautes, aber vollkommen leeres und zerfallenes Gebäude, in deſſen melancholiſchen Höfen das Unkraut mächtig wuchert, ein Hospital der Ruſſen aus dem Jahre 1828. Nicht weit davon iſt die Mündung des Pruth in die Donau oder vielmehr eine der Mündungen aus dem Liman, den er bildet; eine ſcharfe, ſchmale Landzunge läuft hinaus in das träge, ſchleichende Gewäſſer. Der Fluß iſt jedoch von Wichtigkeit für Galatz, weil auf ihm große Holzvorräthe herabgeflößt werden; im Innern iſt das Holz noch beiſpiellos billig, hier hat es ſchon hohen Preis. Große Magazine davon befinden ſich unterhalb des Hafens. Nach dem Innern, dem Liman zu, iſt ein weites Feld ganz mit Ziegeleien bedeckt, die alle nur im Kleinen arbeiten und aus einem ſchlechten Material die ſchlechteſten Ziegel von der Welt anfertigen.

Mit dem Leben, das in Galatz geführt wird, kann ſich ein ſolider Deutſcher nicht leicht befreunden, er mag es anfaſſen, von welcher Seite er will. Tritt man früh Morgens um 6 Uhr ins Kaffeehaus, um ſein Schälchen zu ſich zu nehmen, ſo findet man ſchon alle Spieltiſche beſetzt und die Ducaten rollen; ob die Leute von geſtern Abend noch ſitzen oder des Morgens ſo früh

aufstehn, um desto mehr Zeit zum Spiel zu gewinnen, habe ich nicht untersucht. Dann hinaus auf die Straße, es ist Sonntag, aber das Leben und Treiben unverändert dasselbe, die jüdischen Magazine sind alle geöffnet und die Schenken nicht minder. Trommelschlag ertönt, neugierig dränge ich mich durch den Haufen, da steht ein Bote des Gesetzes und liest eine Geschichte ab, von der ich nichts verstehe; darauf erschien plötzlich eine Bank und auf dieser ein Mensch mit nacktem Rücken. Es wurde hier eine öffentliche Execution vollzogen und Niemand ging von dem interessanten Schauspiel weg, bis der fünfundzwanzigste und letzte Hieb gefallen war, und der arme Teufel, der sich gar seltsam dehnte und Grimassen schnitt, die Bank, worauf er gelegen, auf dem zerfleischten Rücken von dannen schleppte. Welchen heilsamen Eindruck auf das Volk eine solche öffentliche Pflege der Gerechtigkeit macht, davon konnte ich gleich in der nächsten Gasse ein prägnantes Beispiel wahrnehmen. Auch hier war ein Auflauf, ein Polizeidiener war im Begriff einen Bauern, der ein Handbeil am Arme trug, zu arretiren; dieser wehrte sich sehr energisch, der Polizeier aber nahm seine Aufgabe als Ehrensache; plötzlich zog der Bauer sein Beil und schlug dasselbe mit aller Gewalt dem Widersacher zwischen die Augen, daß er blutend zu Boden stürzte, jedenfalls lebensgefährlich verwundet. Der Uebelthäter lief fort und entkam, denn Jedermann begünstigte sein Entweichen. Wieder hundert Schritte weiter hatte sich ein großer Kreis mitten in der Straße gebildet, in welchem Jemand Zeter schrie. Ein griechischer Schenkwirth prügelte einen armen Juden, riß ihn am Bart zur großen Kurzweil der umstehenden Zuschauer, die den gepeinigten Märtyrer nicht fortließen, sondern ihn mit Fußtritten wieder seinem handfesten Tyrannen zuschleuderten. Solchen Scenen begegnet man alle Augenblicke und sie tragen wahrlich nicht dazu bei, den Spaziergang durch die Straßen angenehm zu machen. Nach dem Mittagsmahl, das zur Hälfte aus Fliegen besteht, winkt eine großartige Zerstreuung: ein Gesellschaftsgarten hat sich neu etablirt und alle Sonntage findet darin Concert statt. Dieser Vasto giardino neben dem Theater erscheint nun allerdings sehr vasto und sehr wenig giardino, es ist ein halb ausgereuteter Rebenacker von ziemlichem Umfang, aber ohne Schatten und Bequemlichkeiten, von Blumen, Rasen oder wirklichen Gartenanlagen keine Spur. Die Militärmusik spielt lustig darauf los, natürlich ohne Noten und ohne sich um den Taktstab ihres Kapellmeisters zu bekümmern; die ganze schöne Welt von Galatz wandelt in den staubigen Wegen umher, läßt sich von der Sonne versengen und glaubt sich zu amüsiren. Die Löwen der Gesellschaft scheinen einige türkische Officiere zu sein, die jedoch entschieden keine echten Osmanli sind. Dicht neben dem Garten befindet sich der zweite und letzte Vergnügungsort von Galatz, das Theater; dasselbe ist von Bretern zusammengeschlagen und sieht von außen einer verwitterten Meßbude ähnlich. Von Zeit zu Zeit ist

darin italienische Oper und Schauspiel, aber die Directoren machen schlechte Geschäfte. Auch für die Belustigungen der unteren Volksclassen ist gesorgt; denn vor der Stadt auf dem Platz der Jahrmärkte befinden sich die ungeheuren Schaukelgerüste, welche dem Lieblingsvergnügen des Volkes gewidmet sind, gerade wie in Rußland.

Die allgemeine Umgangssprache ist unter den Kaufleuten die italienische, außerdem aber spricht und versteht man hier alle Sprachen der Welt, was sich auf das Drolligste kundgibt in den an den Häusern angebrachten Firmen, die zuweilen die tollsten und lächerlichsten Wortzusammenstellungen enthalten. Wie schon erwähnt, ist es den griechischen Händlern, wie fast überall längs des schwarzen Meeres, geglückt, sich ein bedeutendes Uebergewicht zu erwerben. Jedermann schimpft auf die Griechen, schwört, er wolle nichts mit ihnen zu thun haben, allein das ficht sie gar nichts an, sie kommen dennoch voran, auf welchen Wegen, ist ihnen ganz einerlei. Daher werden sie von dem übrigen Theil der Bevölkerung nicht blos gehaßt, sondern gefürchtet. Blos dem griechischen Gesindel ist es zuzuschreiben, daß man mit dem Eintritt der Dunkelheit sich nicht gern mehr ohne gute Begleitung in den untern Theil der Stadt an den Hafen wagt, Raubanfälle kommen häufig vor und Morde nicht selten. Die Griechen sind es auch gewesen, welche die Judenverfolgung in Galatz, (im Herbst 1858) begannen und organisirten. Der gewöhnliche Grund war wieder hervorgesucht worden, das Mährchen von der gestohlenen Hostie und dem geschlachteten Christenkind, um die Gemüther des Pöbels aufzustacheln. Es scheint bewiesen zu sein, daß die Anreizung von reichen griechischen Kaufleuten ausging, welchen die jährlich steigende Handelsthätigkeit der Hebräer in Galatz ein Dorn im Auge war. Was von diesem Ereigniß durch die Zeitungen zur Kenntniß des Publikums gelangt ist, hat bei Weitem nicht den ganzen Umfang der Verfolgung dargestellt. Ich habe bald darauf die Synagoge gesehn, das Beispiel einer gründlicheren Zerstörung und Schändung gibt es nicht; noch jetzt, viele Monate nach den Schreckenstagen, stand sie leer oder ward vielmehr von dem Gesindel der Stadt zu Zwecken benutzt, die man nicht einmal andeuten kann. Viele Menschen jeden Alters und Geschlechts verloren ihr Leben; noch mehrere ihre ganze Habe. Hätten die Angefallenen zusammengehalten, so hätte sich die Sache vielleicht anders gestaltet, denn sie bildeten die Mehrzahl; allein sie suchten durch Güte und Nachgibigkeit ihre Gegner zur Menschlichkeit zu stimmen, und das war ein großer Fehler. Wo einige tapfere Juden die Gewalt mit Gewalt abzutreiben versuchten, da wandte sich gegen sie nicht allein der ganze Zorn der fanatischen Rotte, sondern sogar derjenige der Unbetheiligten. Es schien fast, als verweigere man den Unglücklichen auch noch das Recht, sich zu wehren. Ich hatte früher einen jüdischen Bedienten und Auslaufer, einen Mann von so herkulischer Kraft, daß ich ihm

den Namen Simſon gegeben hatte, den er, wie ich erfuhr, behalten hat. Dieſen frug ich: „Warum haſt Du nicht Deine Kameraden, die Laſtträger, zuſammengerufen und Dich mit ihnen auf die feigen Malteſer geſtürzt?“ (Malteſer nennt man im Orient die ſchlechteſten von den ſchlechten griechiſchen Geſellen.) „Ja, Herr,“ entgegnete Simſon, „das habe ich auch im Anfang gethan, und es ging auch, einige von den Schuften werden ihr Leben lang an mich zu denken haben, einem Paar davon iſt wol auch das Denken ganz und gar vergangen, aber was ſoll man machen, wenn man allein iſt? Die Herren hatten ſich in die Conſulate geflüchtet, wer es irgend noch gut meinte, ſchrie: „Rettet Euch, fort, ehe es zu ſpät wird!“ Da fiel Einem nach dem Andern das Herz in die Schuhe und zuletzt war ich allein. Ich ging in das Comptoir meiner Herren, riegelte Alles gut zu und ſetzte mich auf die Caſſe, meine Brechſtange zwiſchen den Knieen. So ſaß ich die ganze Nacht hindurch bis zur Mitte des folgenden Tags. Ein paarmal hatten ſie tüchtig an dem Thor gerüttelt, aber ich verhielt mich ſtill und ſie zogen wieder ab. Am Nachmittag kam der kleine Benjamin und flüſterte mir die Nachricht zu, daß man ſich herauswagen könne. Beim erſten Schritt auf die Straße wäre ich faſt umgeſunken vor Schrecken; da lag der alte Simon mitten in der Straße ſtarr und ſteif und ſein weißer Bart war ſchwarz geworden vom Blut.“ — „Aber,“ fragte ich ſchaudernd, „wo war denn die Polizei, das Militär?“ „Wo war ſie?“ antwortete Simſon verächtlich, „ſie war wo die Andern waren und kam erſt am Ende. Die paar Soldaten, welche hier lagen, hätten nichts vermocht, auch wenn ſie gewollt hätten; vielleicht iſt es ein Glück, daß ihrer nicht mehr anweſend waren, denn am liebſten hätten ſie gewiß gegen uns mitgethan.“ — Ich erkundigte mich an verſchiedenen Orten, ob eine Unterſuchung eingeleitet und Hoffnung vorhanden ſei, wenigſtens eine geringe Genugthuung durch Beſtrafung der Rädelsführer zu erlangen. Die Haupturheber, ſo lautete die Antwort, fahren ſtolz durch die Straßen, und wen man von dem Geſindel ergriffen hat, den wird man auch wohl wieder laufen laſſen; von Erſatz oder Genugthuung iſt keine Rede, wir ſind ſo gut wie vogelfrei. —

Von mehreren Ausflügen auf das Land will ich nur einen einzigen beſchreiben. Ich hatte einen Verſchar auf mehrere Tage gemiethet und fuhr mit demſelben nach Norden. An der Grenzlinie der Stadt wurden wir angehalten, denn man bedarf zu jeder Ueberſchreitung derſelben eines Paſſirſcheines; da ich aber keinen hatte, ſo ließ man mich, zumal bei dem Wortwechſel durchaus kein Verſtändniß zu erzielen war, auch ohne denſelben ziehen. Die breite Straße läuft auf der Höhe hin durch eine öde, einförmige Steppengegend, zur Rechten ſchimmert aus dem Thal der Liman des Pruth, der den Reiſenden lange begleitet. Große Karawanen von Ochſenwagen, mit Getreide

beladen oder leer, kamen und gingen und erregten furchtbare Staubwolken. Wenn zuweilen ein Gespann nicht recht ausweichen wollte, so erhob sich mein Kutscher mit fürchtbaren Flüchen und peitschte aus Leibeskräften nicht blos auf die Ochsen, sondern auch auf ihren Führer, der gar keine Miene machte, sich gegen den kleinen Kerl zur Wehr zu setzen. Besonders auffallend sind die Kohlenwagen mit ihren thurmähnlichen Geflechten, die von fern aussehn, wie wandelnde Gebäude. Es war ein heißer, dürrer Sommer, das Getreide und der Mais standen so kümmerlich, daß es ein Jammer war; an die spärlichen Brunnen drängten sich Menschen und Thiere im Streit um das laue, schlammige Wasser. In Tuluzschesti wurde einmal Halt gemacht, wahrscheinlich blos, weil der Verschar seine Papyros anzünden wollte; vor der Schenke lag eine merkwürdige Gruppe von Männern und Weibern durcheinander in einem Zustande, der mich die Wahrheit des Sprichworts: Der echte Orientale wird von einem Stück Brod betrunken, — bezweifeln ließ; es waren bulgarische Arbeiter. Selten fuhr man ein paar hundert Schritte, ohne dem Gerippe oder dem Cadaver eines Pferdes zu begegnen, die da lagen, wo sie gefallen waren; übel aussehende Hunde hielten dabei Wache und stritten sich mit Geiern und Krähen um das Mahl. Hier könnten die Engländer Knochen sammeln, so viel sie wollten, und die Errichtung einer Knochenmehlfabrik in Galatz wäre gewiß keine von den schlechtesten Speculationen. „Spodium wird übrigens schon ausgeführt. In Formoschitza steht eine prächtige Bojarenvilla am Wege, die erste, die ich gesehn, bei der auch für Schönheit und Gartenkunst etwas gethan war. In der Judenschenke am Ende des Dorfs ward eine Erfrischung beliebt, aber nur vom Verschar, denn ich konnte des gräulichen Schmutzes halber mich nicht entschließen, irgend etwas zu verlangen. Hier und da standen längs der Straße niedrige Schilfhütten, die Wohnungen von Bettlern, die den Reisenden zehnten, indem sie mit ohrzerreißendem Geschrei truppweise seinem Wagen nachrennen, bis sie durch einige Para's befriedigt werden. Folteschti, das Ziel dieses Ausfluges, ist ein ziemlich großes Dorf, nicht weit vom Pruth entfernt. Die moldavaner Bauernhäuser werden fast säumtlich aus Lehmsteinen aufgeführt und sind mit Kalk geweißt, dessen Anstrich mehrere Mal jährlich erneuert wird, eine Arbeit, welche Sache der Frauen ist. Sie sind alle nur mit Stroh und Schilf gedeckt und ihre nächste Umgebung sieht höchst verwahrlost und schmutzig aus. Die wenigsten sind mit Essen versehen, der Rauch sucht sich seinen Weg durch das Dach. Das Innere besteht aus drei Räumen; der mittlere ist eine Art Vorplatz zum Sommeraufenthalt, Küche und Stube sind eins, denn der große Ofen, das Hauptstück des Hauses, dient in jeder Jahreszeit zur ersteren. Angenehm überrascht wird man nach allem bisher Gesehenen durch die Reinlichkeit und den Aufputz der Zimmer; Wände und Ofen werden alle paar Wochen frisch geweißt; der

Lehmſchlagboden jeden Morgen friſch geglättet, die Heiligenbilder in der Ecke ſind mit Blumen und Zweigen umſteckt. Der ganze Hausrath beſteht aus einem Tiſch und ringsumherlaufenden Bänken, die mit Wollenteppichen belegt ſind, wie der erſtere. In einer Ecke ſteht ein buntbemalter Kaſten, welcher Kleider und andere Schätze verſchließt. In dem Ofenwinkel hängt das Bettzeug auf einer ausgeſpannten Schnur; Bettſtellen kennt man nicht, ſondern ſchläft auf dem Ofen oder dem Boden und deckt ſich mit dem Schafpelz zu. Iſt eine mannbare Tochter im Hauſe, ſo iſt deren Ausſtattung ſtets zur Schau ausgelegt. Man findet unter den Frauen ſehr viele ſchöne Geſtalten, ſchlank, ſchwarzäugig, mit mattbrünettem Teint und reichem, ſchwarzem Haar. Ihre Sonntagstracht iſt allerliebſt. Das Hauptſtück derſelben iſt das Hemd, welches mit bunter Seide, Gold und Silber künſtlich geſtickt iſt; in dieſer Arbeit ſind die Moldavanermädchen äußerſt geſchickt. Darüber tragen ſie eine mit goldenen Litzen beſetzte Tuchjacke, um den Hals reiche Korallenſchnüre, ein rother Rock und ein ſilberner Gürtel vollenden die Tracht. Die Männer ſind ein prächtiger Schlag, Leute, ſtark und groß, mit prägnanten Zügen. Ihre Kleidung iſt ſehr einfach, gewöhnlich beſteht ſie aus Hemd, Lederbeinkleidern, hohen Stiefeln, einer runden Mütze von Krimmer und dem Schafpelz. Bei der Arbeit ſind die Weiber leichter gekleidet; ſtatt des Rocks ſchlagen ſie nur einen wollenen Teppich um die Hüften und binden die Haare in ein weißes Tuch, Mädchen in ein buntes. Wie ſchon erwähnt, lebt der moldavaner Bauer äußerſt einfach, Mais in allen möglichen Zubereitungen bildet ſein vorzüglichſtes Nahrungsmittel, das Hauptgericht aber, welches Tag für Tag auf den Tiſch kommt, iſt die Mamaliza, ein Brei aus Maismehl und Waſſer; bei Reichen und an Feſttagen mit Fett und Eiern verbeſſert. Kohlſuppe, Gurken, Sauerkohl, Zwiebeln, Waſſermelonen, Roggenbrod und Schafkäſe vollenden den Cyklus der moldavaner Speiſen. Branntwein wird viel getrunken, aber auch Wein, welcher meiſtens billiger iſt. Der Bauer kennt faſt keinen andern Genuß, als den, ſich zu betrinken und dieſem ergibt er ſich mit bewundernswürdiger Conſequenz. Deshalb kommt er auch niemals vorwärts und bleibt ein doppelter Sclave. Dazu kommt ein unverbeſſerlicher Hang zum Nichtsthun und zum Verſchieben jeder nothwendigen Verrichtung; Ausnahmen von dieſen Nationaluntugenden finden ſich wahrhaft betrübend ſelten.

Und doch iſt ein geſunder Kern in dieſem Volke. Es iſt gaſtfrei und zuvorkommend, gutmüthig und nachſichtig, immer unterwürfig und gehorſam, wenn auch nur mit dem Munde, von großer Frömmigkeit (und noch größerem Aberglauben!). Aber alle guten Eigenſchaften werden vollſtändig begraben von Trägheit und Indolenz. Es iſt Schade um die naturwüchſige, phyſiſche Kraft dieſes Stammes, lange wird es noch dauern bis dieſelbe einmal in die richtige Bahn gelenkt werden wird. — Eine liebenswürdige Eigen-

schaft der Landbewohner ist die unumschränkte Gastfreiheit, welche sie üben. Auch mir ist sie im reichen Maße zu Theil geworden. Gern gedenk' ich der wilden Ritte durch die verbrannten Felder hinab in die morastige Niederung des Pruth, wo zahlloses Wassergevögel eine höchst dankbare Jagd gewährte, bei der man freilich Wasserstiefel bis an den Hals hätte tragen müssen. Gern erinnere ich mich auch der stillen Abendsitze unter der Veranda des Herrnhauses, wenn der melancholische Gesang der moldavaner Mädchen aus dem Dorf herüberdrang. Mit Unlust kehrte ich zurück in die dunstige häßliche Stadt der Galater, die aus dem Pontus vertrieben, hier eine Ansiedlung gegründet haben sollen.

Niemals ist mir die Zeit so lang, der Abschied so leicht geworden, wie in Galatz. Hätte ich noch länger dableiben müssen, so wäre ich sicher krank geworden — ein unüberwindlicher Ekel gegen Alles war vielleicht ein Vorbote, der verschwand, sobald ich die Stadt im Rücken hatte. Und es ist nicht blos der erste Eindruck, den ich hier beschrieben habe, denn ich war mehr als einmal und zu verschiedenen Zeiten hier und bleibe dabei: Es gibt keine unangenehmere Stadt wie Galatz.

Sicilien.

Sicilien, die größte Insel des Mittelmeeres (sie nimmt einen Flächenraum von 498 Quadratmeilen ein, während Sardinien, die nächstgrößte, nur 439 hat) bildet seiner Natur nach den Uebergang von Europa nach Afrika. Hier scheiden sich der Längen- und der größte Breitendurchmesser des Mittelmeeres. Seine landschaftliche Physiognomie hat Aehnlichkeit mit der des benachbarten Apulien. Das von Mittel- nach Unteritalien herabstreichende Gebirge setzt sich hier, nur von einer schmalen Meerenge unterbrochen, zuerst in einer einfachen mäßig hohen Kette fort, geht dann auseinander, hebt und senkt sich wieder, bis sich an den Südfuß der Hauptkette ein einförmiges Plateau lagert, welches, einige nicht große Tiefebenen abgerechnet, den übrigen Theil der Insel einnimmt.

In der lobpreisenden Schilderung der Insel wetteiferten im Alterthum und in einigen Beziehungen auch in der Neuzeit die Geographen mit den Dichtern. Bekannt ist, daß die mittelalterlichen Kosmographien Europa als

ein Weib abbilden, deſſen Kopf die pyrenäiſche Halbinſel, deſſen Arm Italien iſt; ſie trägt in der Hand ein Kleinod, welches Sicilien iſt. Zum Zauber des Himmels, des Meeres und des ſchon ſubtropiſchen Klimas, welches außer edlem Wein und allen Südfrüchten auch die Baumwollenſtaude, das Zuckerrohr und die Dattelpalme gedeihen läßt, kommt der wunderbare Aetna mit ſeinem Schneehalsband und den vulkaniſchen Flammengarben ſeines Scheitels. So iſt denn, wie Reuchlin*) ſagt, dem wir im Nachſtehenden theilweiſe folgen, die ſchreckliche Schönheit des Meduſenhauptes die Perſonification des Charakters der Inſel und wol auch ihrer Bewohner. Das alte Wappen derſelben, in welches die Sicilianer feurig verliebt ſind, ſtellt ein Rad ohne Felgen dar, deſſen Nabe ein Meduſenhaupt iſt, während die Speichen drei zu raſchem Lauf gekrümmte Menſchenfüße ſind — wol die drei Vorgebirge der Inſel ſymboliſirend. Daran ſchließt ſich auch ihre aus der Sarazenenzeit ſtammende Eintheilung in drei „Valle", welche allein volksthümlich iſt.

Politiſch zerfällt Sicilien in ſieben Provinzen: Palermo, Meſſina, Catania, Girgenti, Noto, Trapani und Caltaniſetta, die zuſammen 2¼ Mill. Einwohner haben. Je weiter man auf der apenniniſchen Halbinſel nach Süden kommt, deſto mehr zeigt ſich, daß Italien das Land der Städte iſt; von Sicilien aber kann man ſagen, daß hier die Städte das Land faſt ganz abſorbirt haben. Nur die nächſte Umgebung der Städte iſt angebaut, der übrige größere Theil der Inſel liegt als magerer, ſteppenartiger Anger da, was namentlich vom Süden und Weſten und insbeſondere von der Gegend zwiſchen Trapani, Segeſte und Alcamo gilt. Das Innere des Landes, einſt die Kornkammer Roms, iſt verödet und dünn bevölkert. Statt wogender Saaten, grüner Wälder, trifft man hier ſchattenloſe, waſſerarme Flächen, ſtatt prächtiger Bauwerke Ruinen umgeſtürzter Tempel und Paläſte. Das Leben liegt, da die Inſel keinen ſchiffbaren Fluß beſitzt, gegenwärtig ganz in der Peripherie, an den Küſten mit ihren fruchtbaren Ebenen. Hier begegnen uns außer zahlreichen Dörfern die Städte Palermo mit 184,541, Meſſina mit 95,822, Catania mit 56,515, Modica mit 28,087, Trapani mit 27,286, Marſala mit 25,706, Girgenti mit 18,828 und Siracuſa mit 18,802 Einwohnern. Auf Palermo ſchaut ganz Sicilien wie Frankreich auf Paris, es iſt der Sitz des Adels und die wirkliche Hauptſtadt der Sicilianer, und hier liegt in dem jetzt entbrannten Kampfe die Hauptentſcheidung. Meſſina iſt nur inſofern von Bedeutung, als ſein Beſitz den Zuſammenhang der Inſel mit dem neapolitaniſchen Feſtland ſichert.

Da in Sicilien ſchon vor dritthalb Jahrtauſenden die Ureinwohner von Weſten her durch ſemitiſche Afrikaner und von Oſten durch helleniſche Kolo-

*) Geſchichte Italiens von Dr. Hermann Reuchlin. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1859, wo man eine ausführliche Darſtellung der letzten Revolution findet.

niſten landeinwärts gedrängt wurden, waren auch die menſchlichen Elemente ſo widerſprechend, daß Sicilien erſt durch die ſtarke Hand Roms zu einer Einheit gebracht werden konnte. Nach der germaniſchen Völkerwanderung bereicherte die arabiſche die Mannigfaltigkeit der Volkselemente, und gerade die Sarazenenherrſchaft trug viel bei zur Erhaltung der ſich gegen einander abſchließenden Stammeseigenthümlichkeiten. An deren Stelle trat ſpäter, beſonders durch die jeſuitiſche Politik Spaniens mit ihrem Grundſatz: Herrſche durch Trennung der Gegner, die Eiferſucht der Städte, namentlich Palermos und Meſſinas. Entſcheidend war die Berufung normänniſcher Reiſigen durch einen Sarazenenfürſten. Aus ihnen ging der ſicilianiſche Adel hervor, der ſich dieſer ſeiner Stammverwandtſchaft mit dem engliſchen wohlbewußt iſt. Zu Anfang des Jahrhunderts herrſchten, abgeſehen davon, daß das ſicilianiſche Parlament nur noch ein Schatten von ehedem war, Zuſtände wie in Ungarn, z. B. das Erſtgeburtsrecht, welches die nachgebornen Söhne der Ariſtokratie zu Bettlern oder Mönchen machte, die Aviticität, der Adelige war gegen ſeinen bürgerlichen Gläubiger geſchützt. Dennoch fanden hier die Ideen der franzöſiſchen Revolution von allgemeiner Gleichheit keinen Boden, und in der That, der Adel hat es hier nicht verdient, daß man ihm ſeine Achtung und Theilnahme verſage. Derſelbe hat ſich ſelbſt in ſeinem Grundweſen, welches unter der demoraliſirenden ſpaniſchen Herrſchaft verloren gegangen war, wiedergefunden, ſeit die Engländer von 1806 an ſich auf der Inſel feſtſetzten und während der acht Jahre ihres Bleibens den Reformbeſtrebungen, welche weſentlich vom Adel ausgingen, hilfreich die Hand boten.

Der Sicilianer will aus ſeiner Geſchichte verſtanden, nach dieſer behandelt ſein. Eben dies macht ihm das Leben unter den geſchichtsfeindlichen, bureaukratiſch eigenwilligen Bourbonen unerträglich. Charakteriſtiſch iſt, um die ſicilianiſche Art noch etwas näher zu betrachten, die Tiefe und Wärme des ſicilianiſchen Volksliedes. v. Martens ſagt: „Die Sicilianer beſitzen in hohem Grade die guten Eigenſchaften der Italiener, die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Geiſtes, die Leichtigkeit aufzufaſſen und ſich in Vieles zu ſchicken, die große Gefälligkeit, die Feinheit im geſelligen Leben, die ganze Heiterkeit des Daſeins. Dagegen wird hier in den Werken des Krieges und Friedens die ausdauernde Beharrlichkeit und Zuverläſſigkeit germaniſcher Völker noch ſtärker vermißt; glühender iſt Liebe und Haß, freier noch iſt die von reicher Mimik unterſtützte Zunge. Rachluſt, Argliſt, ungeduldiger Eifer und Proceßſucht ſind die ſchlimmſten Seiten des Sicilianers; wie der Spanier iſt er unerſchöpflich in Witzen und Sprüchwörtern und thut in allen Klaſſen gern vornehm.“ In der That, der Stolz des Inſulaners iſt nirgends ausgebildeter und durch bornirte Gewaltthätigkeit von Seiten Neapels zu außerordentlicher Macht aufgeſtaut. Daß die gebildeten Klaſſen Siciliens aber auch ausdauernde

Beharrlichkeit in politischen Dingen zu erproben wissen, zeigen die Ereignisse von 1812 bis heute.

Der sicilianische Adel besteht aus 61 Herzögen, 117 Fürsten, 217 Marquisen, mehr als 1000 Baronen und über 2000 einfachen Adeligen. Ein Einkommen von mehr als drei Millionen Ducati dient auf der Insel nur zum Unterhalt von 7600 Geistlichen. Dagegen nimmt man an, daß fast ein Drittel der Sicilianer Bettler sind. Auch der größte Theil des Adels lebt in Armuth. Nachdem derselbe sich schon 1812 wichtiger Vorrechte freiwillig begeben, wurden 1818, wol großentheils um den Heerd des Widerstandes zu brechen, von der Regierung die Fideicommisse aufgehoben und den Gläubigern die Berechtigung zum Verkauf der Adelsgüter ertheilt. So wurden deren sehr viele, und zwar zu niedrigen Preisen zerschlagen, weshalb viele Adelige sich in die Provinzialstädte oder in Aemter zurückzogen. Jetzt wird in der Regel durch freiwilligen Verzicht der nachgebornen Kinder dem Erstgebornen das Hauptgut der Familie erhalten, damit er die Ehre der Familie zu wahren im Stande sei. Sehr große Güter besitzt fast nur noch der Klerus, der übrigens so wenig wie der Adel regierungsfreundlich gesinnt ist. Die Zerstückelung des großen Grundbesitzes hätte Nutzen bringen können, wenn das niedere Volk nicht vom Hause aus zu arm, zu unwissend und zu träge wäre. Aber auch die Besteuerung macht den Kleinbetrieb der Landwirthschaft unvortheilhaft, ausgenommen den der Gärten um die Städte. Wenn sich die Bewohner des Landes um letztere ansiedeln, so wird außer dem bessern Absatz der Producte der Umstand als Ursache angegeben, daß die im Herbst weithin herrschende Fieberluft bei gedrängtem Zusammenwohnen weniger schädlich sein soll. Diese üble Luft hängt jedenfalls mit dem Mangel an Waldungen zusammen, mit diesem und dem Mangel an Credit und Capital wiederum der sehr niedrige Stand der Viehheerden, welche obdachlos häufig verkommen. Die Classe der größern Pächter zeichnet sich durch Vermögen und Charakter im Ganzen vortheilhaft aus. Vielfache Veranlassung zu Unterschleif und Bestechung, wenig Ermunterung zu fleißigem Anbau gibt das Gesetz, nach welchem der Landbauer erst dann seine Produkte nach auswärts verkaufen darf, wenn die Gemeinde ihr „Abbasti," d. h. ihren nothwendigen Jahresbedarf aufgespeichert hat.

Die Handelsmarine der Insel zählte 1854 (mit Einrechnung auch der kleinen Barken) 2031 Schiffe, die zusammen einen Gehalt von 47,438 Tonnen hatten. Die Ausfuhr besteht in Weizen und Wein (Marsala), in Oel, welches meist an der Küste wächst, in etwas Seide, Südfrüchten und vorzüglich in Schwefel. Von letzterem ist Sicilien fast die einzige Quelle. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts betrug die Ausfuhr dieses Produkts jährlich nur

etwa 90,000 Centner à 1 Ducato. Zum Theil durch die Kriege Napoleons, zum bei Weitem größern Theil aber durch die Erzeugung von Schwefelsäure und Soda in England und Frankreich wurde der Bedarf gesteigert, und 1833 stieg die Ausfuhr auf 600,000 Centner, der Preis auf 5½ Ducati. Nach Serristori hatte die verzollte Ausfuhr einen Werth von 650,000 Once, oder 2,166,000 Thlrn. Der aus dem Lande geschmuggelte Schwefel beträgt vielleicht nicht viel weniger; denn der leicht zu bestechende sicilianische Zollbeamte freut sich nicht nur des Gewinnes, sondern auch darüber, daß er die neapolitanische Staatskasse um den Ausgangszoll bringt. Durch Ueberproduction sank später der Preis.

Neben vielen Mängeln der neapolitanischen Verwaltung ist ein Verdienst derselben hervorzuheben. Sie schritt wiederholt mit Energie gegen die Räuber ein, die das Innere der Insel und hier und da auch die Küstengegenden unsicher machten, und es gelang ihr, dieses Unwesen bis auf geringe Spuren auszurotten, indem sie die Gemeinden für alle Raubanfälle verantwortlich machte. Die Gemeinden eines jeden Distrikts müssen stets eine baare Summe daliegen haben, um die in ihrem Bereich beraubten Reisenden sofort zu entschädigen. Für Schulen ist so gut wie nichts gethan, und man behauptet nicht zuviel, wenn man annimmt, daß neun Zehntheile der Sicilianer weder lesen noch schreiben können.

Sicilien hat sich der Einführung der Taback- und Salzsteuer und der allen Italienern verhaßten Conscription erwehrt. Es stellt zwar etwa 12,000 Soldaten, aber durch Werbung, und nur der Auswurf der Bevölkerung meldet sich zum Militär. Diese Leute sind tapfer, besonders aber in Raufhändeln mit neapolitanischen Kameraden. Ein großer Nachtheil liegt darin, daß der Adel in Sicilien sehr selten die Officierslaufbahn betritt. Er behauptet, es sei gegen seine Ehre und sein Gewissen, in dem feindseligen neapolitanischen Officierscorps zu dienen. So kommt es, daß es der Insel bei ihren Aufständen fast immer an der erforderlichen Zahl militärischer Führer mangelt. An politischen Führern, welche das Volk auch wegen ihrer gesellschaftlichen Stellung gern anerkannte, fehlte es niemals. Denn alle Classen der Bevölkerung hängen an der 1816 escamotirten Selbständigkeit, weshalb man keinem Utopien nachträumt. Besser wie irgendwo in Italien weiß man hier, was man will. Alle sind einig im Haß gegen Neapel. Sicilien hat bis auf die neueste Zeit an der vom Norden Italiens ausgehenden nationalen Bewegung keinen Antheil genommen. Während man hier sich unter dem Banner der italienischen Einheit schaarte, strebten die Sicilianer nach Trennung von dem ihnen zunächst gelegenen südlichsten Reich des italienischen Festlandes, ähnlich wie früher die Schleswig-Holsteiner,

namentlich die ſchleswigſchen, weit mehr an die Vermeidung der Einverleibung in Dänemark als an die Einverleibung in ein einiges Deutſchland zu denken gewohnt waren. Ob das ſich jetzt in Sicilien geändert hat, ob viele Sicilianer in das Feldgeſchrei „Victor Emanuel und die italieniſche Einheit!“ einſtimmen und dabei bleiben werden, muß die Zukunft zeigen. Jedenfalls ginge Sardinien, wenn es die ihm etwa angebotne Königskrone Siciliens annähme, über das Maß hinaus, welches die Verhältniſſe jetzt noch ihm ſetzen.

Daß ſich in Sicilien ſeit mehren Jahrzehnten ein neues Leben vorbereitet, iſt nicht zu verkennen, und denkt man daran, was einſt dieſe Inſel geweſen iſt, als das eine Syrakus allein über eine Million Einwohner zählte, und was ſie als Mittelpunkt der beiden großen Becken des Mittelmeers, welches drei Welttheile verbindet, ſein könnte, ſo muß man doppelt wünſchen, daß dieſes neue Leben endlich zum Durchbruch und zum Sieg über die Gewalten gelange, die es bisher niederhielten. Beweis, daß das Volk die große Zukunft ahnt, die ihm die Befreiung vom neapolitaniſchen Joch verheißt, ſind die raſch aufeinanderfolgenden Erhebungen gegen dieſes Joch. Ueber dieſe Zukunft nur einige Andeutungen. So lange die griechiſchen Pflanzſtädte Siciliens als ſelbſtändige Gemeinweſen blühten, ſchaute die Inſel nach Oſten und Süden. Syrakus und Agrigent, jenes an der Oſt-, dieſes an der Südſeite, waren die mächtigſten freien Städte des Landes, welche mit noch andern in das Oſtbecken des Mittelmeeres blickten. Durch die ſpätere Verbindung mit Rom aber, ſowie in Mittelalter nach Verdrängung der Sarazenen, durch die Verbindungen erſt mit Spanien, dann mit Neapel, iſt die Beziehung zum Weſtbecken überwiegend geworden. Hier liegt Palermo, welches bisher Neapel das Geſicht zukehrte, künftig vielleicht mehr nach Sardinien und Genua ſchauen wird. Ob die Küſtenſtädte im Oſten einſt größere Bedeutung erlangen werden, hängt von der Ausdehnung des Verkehrs zwiſchen den beiden Becken des Mittelmeers und von der Entwickelung der Länder ab, welche das öſtliche Becken umgeben.

Aus Oberungarn.

Die Angelegenheiten in Ungarn, oder, wenn man so sagen darf, die ungarische Frage, ist mit dem letzten kaiserlichen Handschreiben in ein neues Stadium getreten; ob sich die Zustände des Landes erfreulicher gestalten werden, vermag man wol nicht zu sagen, kaum zu hoffen. Denn es enthält wieder nur ein bloßes unbestimmtes Versprechen, eine Zusage von Maßregeln, bei deren Beurtheilung es lediglich darauf ankommt, in welchem Geiste man dieselben ausführen wird, und bei denen man überdies noch immer gefaßt sein muß, daß sie, wenn sich die Verhältnisse irgendwie anders gestalten, zurückgenommen werden. Sollte der an den neuen General-Gouverneur gerichtete, so manche Concessionen verheißende Brief des Monarchen auf die gereizte Stimmung im Lande einen beruhigenden Einfluß üben, so müßten der Gewährung liberaler, dem Lande theurer Institutionen Acte der Regierung folgen, welche hoffen ließen, daß man seine Versprechungen diesmal ohne Zögern und Rückhalt erfüllen werde, und welche das Vertrauen in der durch manches in der letzten Zeit Geschehene aufgeregten Bevölkerung wieder zu erwecken geeignet wären. Die Ungarn sind, wenn eine aufrichtige Sinnesänderung des Monarchen stattgefunden hat, wenn dieser wirklich mit dem bisherigen schroffen System zu brechen sich entschlossen hat, zu der Erwartung berechtigt, daß die verheißene volksthümliche Organisation des Landes Männern anvertraut werde, die, dem Lande selbst angehörend, dieses kennend, die Zuneigung und das Vertrauen desselben besitzen. Sie würden sich vielleicht auch der Hoffnung hingeben können, daß, wenn der Weg der Nachgiebigkeit einmal betreten wäre, auch die Verfolgungen auf kirchlichem Gebiete ein Ende nehmen und eine allgemeine Amnestie für alle Convente, Demonstrationen ꝛc. eine aufrichtige Versöhnung anbahnen würde. Leider ist nichts jedoch, was seit dem 19. April geschieht, geignet, solchen Erwartungen Nahrung zu geben. F. Z. M. Benedek, ein energischer, tüchtiger Militär und sonst als biederer Charakter gerühmt, versteht von der Civilverwaltung wenig, und behandelte die in dieses Fach einschlagenden Gegenstände immer mit ziemlicher Geringschätzung; er schien es auch zu fühlen, daß er der Aufgabe nicht gewachsen sei, in seinem Vaterland das Experiment der neuen Organisation durchzuführen, denn er stellte bei Antritt seines Postens nebst der von einigen Räthen der Krone sehr bekämpften Bedingung, daß er nur als Ueberbringer von Concessionen nach Ungarn gehn wolle, auch noch die weitere, daß er, das neue System so zu sagen, unter seinem Namen blos einzuführen, nur so lange an der Spitze der Verwaltung des Landes zu bleiben habe, bis sich ein Ungar fände, der das Werk der Neugestaltung in die Hände nehmen und durchführen würde. — Nun aber sehen wir gerade jene Männer, welche jeder Concession an Ungarn entgegentreten zu müssen meinten, jede Abweichung von der Idee des großen, einheitlichen Oestreichs verdammten, und welche die allgemeine Stimme als die Feinde der ungarischen Nation bezeichnet, in der Regierung sitzen, deren innere Politik doch, wenn das kaiserliche Wort Wahrheit werden soll, sehr abweichend sein muß von dem bis jetzt befolgten Programm, dessen Grundstein die Vertrauensmänner und dessen Schlußstein der verstärkte Reichsrath bildeten. An die Seite Benedeks, zur Leitung der Civiladministration, soll ein Fremder, Pogge ernannt sein, der in dem neuöstreichischen System bureaukratischer Centralisation sich durch die

vollständige Ausmerzung der ungarischen Sprache in allen Amtssachen innerhalb seines Statthaltereibezirks verdient gemacht hatte, der in und durch die Unterdrückung der einheimischen Institutionen groß geworden ist. Kann man wol glauben, daß Ritter von Pogge mit besonderem Eifer an die Arbeit gehn wird, sein Werk zu zerstören und ihm verhaßte, und überdies nicht allzu gründlich bekannte Institutionen dem Lande zeitgemäß anzupassen und durchzuführen? Das ist der Mann nicht, den der Ungar in dem jetzigen Augenblick an die Spitze der Regierung des Landes berufen zu sehen wünschen konnte. — In der protestantischen Angelegenheit will auch nicht der geringste Schritt gethan werden, um bezüglich des Patentes, welches doch nur von einer geringen Anzahl lutherischer Slaven angenommen worden ist, ein Compromiß anzubahnen, kurz, die patentale Unfehlbarkeit aufgebend, fünf Millionen Unterthanen nachzugeben. Werden auch die Convente der Reformirten nicht mit Gewalt auseinandergesprengt, so sind doch Pfarrer Máday, Zsedenyi, Senioral-Inspector Turanski und viele andere eingekerkert. Nicht minder treibt Polizeidirector Prottmann sein Unwesen mit den Studenten in Pesth nach wie vor, und die Jugend antwortet mit eben solchen Demonstrationen, wie sie vor einem Jahre in Mailand und Oestreichisch-Italien stattfanden. Die Proclamation Benedek's selbst scheint uns nicht sehr geeignet, eine Bevölkerung für sich zu gewinnen, welche gewiß außer den für die ganze Monarchie geltenden Beweggründen zur Unzufriedenheit, auch ihre besondere Ursache hat, um etwas malcontent und mißtrauisch zu sein; wir finden die Ansprache zu streng militärisch und zu wenig versöhnend, eine einzige Stelle, worin er verspricht, als Landeskind die wohlwollenden Absichten seines Monarchen treu ausführen zu wollen, ist darauf berechnet, Sympathien zu erwerben; sonst ist sie drohend und klingt beinahe wie ein Tagesbefehl. Demonstrationen einer gewiß nicht ohne allen Grund aufgeregten Bevölkerung und besonders der durch die Polizei fortwährend gehetzten Jugend sind doch nicht wie Subordinationsfehler der Soldaten zu behandeln; eine Nation, die in den letzten zwölf Jahren so viel gelitten und geduldet hat, und die durch die großen Ereignisse, welche die Monarchie in den letzten Monaten betrafen, in einen Zustand von gehobener Aufregung versetzt wurde, welche alles zu einer einmüthigen Begeisterung erfaßt, verdient Schonung und Berücksichtigung. Will die Regierung mehr als blos momentan beruhigen, wo dann die Enttäuschung nur einer noch mehr erbitterten Stimmung Platz machen würde, will die Regierung nicht mit Belagerungszustand regieren, so müssen die Versprechungen des Monarchen voll und ohne Rückbehalt ausgeführt werden, die Regierung ihre Absichten klar aussprechen und mit Männern des Vertrauens rasch Hand an das Werk legen; sie muß, den Ideen der Jetztzeit entsprechend, mit dem Volk und durch das Volk regieren, der Selbstverwaltung, der freien Presse und Volksvertretung den gesetzmäßigen Einfluß im Staate einräumen. Geht dann die Regierung ganz und aufrichtig mit dem Volk, sieht dieses nicht eine stete Drohung und Strafe in der ersteren, so kann auch Oestreich den finanziellen und andern Gefahren kühn die Spitze bieten, welche die Monarchie von vielen Seiten bedrohen. B.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Oeſtreich und Deutſchland.

Von der preußiſchen Grenze.

Die innern und äußern Schäden, an denen Oeſtreich leidet, drängen ſich auch dem ungeübten Blick in unſern Tagen ſo unabweisbar auf, daß immer lauter ſich der Zweifel erhebt, ob der alte große Staatskörper, ob das Reich, das gewiſſermaßen die Cäſaren fortſetzt, für die Verhältniſſe der Gegenwart noch Lebensfähigkeit in ſich habe; ja daß wol gar warmfühlende Patrioten und beſonnene Politiker den bevorſtehenden Untergang Oeſtreichs bei ihren Entwürfen als ein unvermeidliches Ereigniß in Rechnung bringen. Die Rechnung iſt voreilig: wenn auch die Möglichkeit eines großen Sturzes uns näher tritt als vor einigen Jahren, ſo ſind in dem alten Hauſe doch immer noch feſte, gewaltige Quadern, und ein Meiſter, der den Sinn und Zuſammenhang des großen Baus überſieht, und die Entſchiedenheit beſitzt, alles Unnütze und Unweſentliche dem einen Hauptzweck zu opfern: der Solidität des Schwerpunkts, würde wol noch Mittel finden, was ſchon ſo manche Jahrhunderte ſteht, noch für Jahrhunderte zu befeſtigen. Für ganz Deutſchland, für Preußen beſonders, wäre es ein Glück.

Die Amneſtie und die Conceſſionen, welche man den ungariſchen Proteſtanten zu gewähren ſich entſchloſſen hat, ſind ein bedeutendes Zeichen: ein Zeichen für die Größe der Gefahr, ein Zeichen für die Einſicht in die Größe derſelben, ein Zeichen für die Bereitſchaft, ihr durch nicht kleine Opfer vorzubeugen. Unter dieſem Opfer verſtehn wir nicht ſowol den Inhalt des Zugeſtändniſſes als die Form: es iſt nichts kleines, wenn der ſtolze Kaiſerſtaat einer finſteren Oppoſition gegenüber ſeine Verordnungen zurücknimmt. Wie dem auch ſei, wir freuen uns darüber, denn es iſt der Anfang des richtigen Weges. Oeſtreich kann nur gedeihen, wenn es *durch* ſeine Nationen, nicht *gegen* ſeine Nationen die nothwendige Einheit erſtrebt. Verſöhnung mit den Ungarn iſt der erſte Schritt, aber freilich reicht er noch nicht aus, die Verwicklung zu löſen, deren Fäden ſeit mehr als einem Jahrhundert geſponnen ſind. Wird und kann es Oeſtreich gelingen, die berechtigten und nothwendigen Anforderungen ſeiner einzelnen Beſtandtheile zu befriedigen, ohne darüber den

Organismus seines Ganzen einzubüßen? Das ist die Frage, um die es sich handelt.

Die östreichischen Zeitschriften veröffentlichen ein Memorandum, welches der Minister v. Bruck vor etwa zwei Monaten niedergeschrieben haben soll — ob zu dem Zweck, dem Kaiser vorgelegt zu werden, ist nicht angegeben.

Dies Memorandum enthält ein geschlossenes Ganze, ein zusammenhängendes Bild, einen streng festgehaltenen Grundgedanken; man könnte es fast in ein wissenschaftliches System bringen. Und doch ist ein Rechnungsfehler darin, ein so ungeheurer Fehler, daß damit das ganze System sich als eine schöne Schwärmerei, als eine Chimäre erweist.

Der Tod des Ministers ist noch ein großes Räthsel. Was kann seine Schuld gewesen sein? Der Bestand seines hinterlassenen Vermögens — und über die Richtigkeit der Angaben scheint kein Zweifel obzuwalten — weist wenigstens soviel nach, daß, wenn der Finanzminister Unredlichkeiten begangen hatte, er ein grenzenlos ungeschickter Speculant gewesen sein müßte. Und daß Bruck, ehe er in den Staatsdienst trat, ein sehr geschickter Kaufmann gewesen ist, darüber sind alle Stimmen einig. — Die Ungnade des Kaisers? — Sie mag schwer zu ertragen sein; aber sich in Folge dessen den Hals abzuschneiden, wenn man sich ohne Schuld fühlt, das hat doch gar keinen Sinn. — Selbst wenn nicht alles in Ordnung war, forderte doch die Ehre, der Untersuchung standzuhalten, um nachzuweisen, wieweit der Tadel reicht.

Freilich ist jeder Selbstmord — abgesehn von dem moralischen Urtheil — ein Akt der Uebereilung, die Folge einer krankhaft aufgeregten Stimmung. Diese Stimmung herbeizuführen, kam wol zu der unerwarteten Ungnade, zu dem Schreck über die gegen seine trieſter Freunde gerichtete Untersuchung noch manches andere. — Bruck war in seine Stellung nicht mit der gewöhnlichen Beamtenroutine getreten, sondern mit einem eignen, groß angelegten und reif durchdachten System. Vielleicht dämmerte zuletzt in ihm der Gedanke auf, daß dies System auf einer Illusion beruhte, und das könnte zu jener verzweifelnden Stimmung mehr beigetragen haben als alles Uebrige.

Brucks Aufgabe war, die vollständig zerrütteten Finanzen des Staats in Ordnung zu bringen. Warum ihm das nicht gelungen ist, weiß Jeder. Ordnung in die Finanzen kann der Finanzminister nicht allein bringen; nur wenn die gesammte Staatsverwaltung auf die Bilance hinarbeitet, kann die doppelte Buchhaltung in dem einfachen Departement etwas fruchten. Wenn ich durch finanzielle Geschicklichkeit im Stande bin, die ordentlichen Einnahmen des Staats um 100 Millionen zu erhöhen, und durch Sparsamkeit die ordentlichen Ausgaben um 100 Millionen einzuschränken, so ist damit nicht viel gewonnen, wenn die außerordentlichen Ausgaben, die ich nicht berechnen kann, die eben so oft wiederkehren können, wie die ordentlichen, diesen Gewinn und

dieſe Erſparniß um das Zehnfache oder noch mehr überſchreiten. Das iſt eine einfache Rechnung, eine Rechnung, die man ſich auch anderwärts merken kann. Ein Finanzminiſter, der keinen Einfluß auf die übrige Staatsverwaltung, namentlich auf die auswärtige Politik hat, und der in Folge deſſen nicht berechnen kann, was der Staat koſten wird — ein ſolcher Finanzminiſter würde ſich nur vergebens mit der Hoffnung ſchmeicheln, zerrüttete Verhältniſſe wieder zu reguliren.

Aber die Blätter, die bei einer frühern Gelegenheit (der ungeſetzlichen Vermehrung einer beſtimmten Schuld, die ſoviel war wie ein Betrug gegen die Staatsgläubiger) dem Miniſter dieſe Wahrheit vorhielten, haben ihm in einer Beziehung unrecht gethan: er kannte ſie ſo gut als ſie. Sein Entwurf war nicht auf die Finanzen allein gerichtet; ſein ganzes Streben ging darauf aus, Einfluß auf die auswärtige Politik zu gewinnen und dieſelbe ſeinen Zwecken gemäß zu dirigiren. Und ſein Einfluß iſt in der That nicht gering geweſen.

Er zeigte ſich zunächſt in der letzten Phaſe des orientaliſchen Kriegs. Oeſtreich hatte ſich — zum Staunen aller Welt — Rußland gegenüber zu einer kühnen Politik verſtanden, die je nach dem Muth, mit dem man ſie durchführte, den Staat in die erſte Reihe ſtellen oder ihn den größten Gefahren preisgeben mußte. — Mit dieſer Situation zu ſpielen war unmöglich, und das verſuchte man in der That. Freilich walteten von vornherein ſehr verſchiedenartige Motive ob; man war in den Gefühlen nicht einig; man hoffte, Großes ohne erhebliches Wagniß zu erreichen — eine Politik, die ſtets in Thorheit ausläuft; aber die Conſequenz: ein entſchiednes Offenſivbündniß mit den Weſtmächten, ſchien doch durch den Gang der Ereigniſſe geboten. Die Früchte deſſelben wären unberechenbar geweſen. Man hätte die Donaufürſtenthümer gewonnen, man hätte den Eintritt Sardiniens in die weſtmächtliche Entente unſchädlich gemacht, man hätte den öſtreichiſchen Patriotismus neu belebt, ja man hätte Preußen in Deutſchland einen größern Vorſprung abgewonnen als zu Olmütz.

Die entgegengeſetzte Politik gab nicht blos dieſen Gewinn auf, ſondern ſie führte die größten Gefahren mit ſich, wie jede Kühnheit, die vor dem letzten Schritt zurückbebt. — Haß von Seiten Frankreichs und Englands, die Oeſtreich hatte übervortheilen wollen; ein Haß, der ſich bald durch das „Rumäniſche" Manöver kund gab; freies Spiel Sardiniens, ſchon auf dem pariſer Congreß; Enttäuſchung des öſtreichiſchen und deutſchen Volkes; nachträgliche, wenigſtens ſcheinbare Rechtfertigung der preußiſchen Politik. Und was Rußland betrifft, ſo war die öffentliche Stimmung: der Undank des geliebten Oeſtreich habe dem Kaiſer Nicolaus das Herz gebrochen! Das wird man nicht ſo wörtlich nehmen dürfen, aber es drückt aus, weſſen man ſich von

dort zu gewärtigen hat. Denn man spricht heute darüber noch so als damals.

Und was hat diesen Umschlag der östreichischen Politik herbeigeführt? — Wer wollte einen absolut regierten Staat berechnen! wer die verschiedenen, vielleicht ganz zufälligen persönlichen Motive auseinander fädeln, die hier mitwirkten. Aber es ist bekannt: den Ausschlag gab Bruck. Wolle man die Finanzen in Ordnung bringen, so könne man nicht gegen Moskau marschiren.

Es gibt Zeiten, wo solche Berechnungen eitel sind. Damals war ein solcher Zeitpunkt.

Indessen auch diese Politik hätte sich vertheidigen lassen, wenn sie in der Folge consequent festgehalten wäre. Ein Krieg ist immer ein Glücksspiel, vermochte Oestreich dauernd den Frieden zu bewahren, so hätte es doch vielleicht durch den Frieden gewinnen können; bedeutende Fortschritte in der Ordnung der Finanzen haben die folgenden Jahre in der That gebracht.

Aber hierin lag eben die Kurzsichtigkeit. — Als der pariser Friede abgeschlossen war, sagte alle Welt den nächsten Act voraus: russisch-französisches Bündniß gegen Oestreich; Schauplatz Italien. Das wußte Jeder, und der Kaiser von Frankreich soll sich sogar in großartiger Indiscretion darüber ausgesprochen haben. — Noch hatte Oestreich ein Mittel in der Hand, der Gefahr zu begegnen: Befriedigung der gerechten Forderungen des eignen Volks, Versuch, sich in Italien eine Partei zu bilden; vor allem aber: enges Bündniß mit Preußen und mit England. Keine Macht der Welt wäre im Stande gewesen, den so garantirten Frieden zu brechen.

Was that Oestreich?

Es schloß das Concordat. — — Es behandelte Preußen — das fügsame Preußen des Herrn von Manteuffel! — wie ein wilder Junker seinen Stallknecht behandelt — man denke an Neufchatel! Es versäumte keine Gelegenheit, England, das noch in der rumänischen Frage sich willig zeigte, zu brusquiren.

Dafür suchte es sich mit den Mittelstaaten zu verständigen und buhlte um die Gunst Napoleons. Ja, als ganz Europa über die Gewaltmaßregeln Espinasses u. s. w. außer sich gerieth; als der Name des französischen Kaisers das Unpopulärste war, was es in Europa gab; als die Hand bereits ausgestreckt war, die Bombe Orsinis gegen den Mincio zu schleudern, buhlte Oestreich um die Gunst Napoleons. Wie es scheint, aus reiner Sympathie für das dortige Regierungssystem.

Am Concordat war Bruck sehr unschuldig; was aber das Verhalten gegen Preußen betrifft, so war er Mitschuldiger. Ja dies Verhalten hing mit einem Lieblingsgedanken seiner Politik zusammen.

Und dabei vergaß man ganz, daß die Beleidigungen nicht blos Hrn. v. Manteuffel oder Hrn. v. Bismark-Schönhausen trafen; daß es dahinter noch etwas gab, was man preußisches Volk nennt. Die neulichen Verhandlungen im Haus der Abgeordneten haben viel Anstoß erregt: glaubt man denn, daß dieses Volk gar kein Gedächtniß habe! — Und vielleicht war dieser Fehler schlimmer noch als das Concordat.

Was konnte ein geistvoller Mann, wie Bruck (von dem brutalen Instinct altöstreichischer Parteigänger gegen den Parvenu-Staat wundert uns gar nichts!) sich bei einer solchen Politik eigentlich denken? — Das Memorandum gibt uns einige Aufklärung darüber; aber freilich eine Aufklärung, die den Staatsmann im Licht eines Phantasten zeigt.

Kaiser aus dem Hause Oestreich haben Deutschland beherrscht, als es noch kein Königreich Preußen gab; der jetzige Zustand ist eine Usurpation; und da nun vorläufig an Stelle des Kaiserthums eine Dynastenrepublik getreten ist, so wird das alte Recht dadurch wieder Thatsache, daß man in dieser Republik die Majorität gewinnt. — Für naturwüchsige Politiker ist das Exempel handgreiflich genug; daß in einer Dynastenrepublik die Abstimmung noch nicht das letzte ist, der Gedanke ist ihnen zu hoch. — Die Majorität beschließt, daß die Lombardei ein Reichsland, der lombardische Krieg ein Reichskrieg ist; damit ist alles in Ordnung, und man erreicht noch den Nebenzweck, Preußen, das doch gehorchen muß, zugleich zu ärgern.

Bruck hatte bei der indirecten Wiederherstellung des Kaiserthums durch eine geschlossene Bundesmajorität etwas anderes im Auge: ihm kam es nicht auf einen Reichskrieg an, er wollte überhaupt keinen Krieg, da jeder Krieg die Finanzen neu verwirren müsse, sondern auf einen östreichisch-deutschen Zollverein. Indem er die Mittelstaaten aus politischen Motiven fest an sich band, und es für Preußens geographische Lage unmöglich hielt, den Zollverein zu entbehren, hoffte er einen Theil der Last Oestreichs auf die Schultern der deutschen Länder zu wälzen. Nebenbei wollte er durch engere Verbindung mit Deutschland die deutschen, die liberalen, die bürgerlichen Elemente Oestreichs verstärken, und so seinem Hauptzweck vorarbeiten: Umwandlung des militärisch-aristokratisch-kirchlichen Oestreich in einen Staat der bürgerlichen Interessen.

Wenn König Philipp den Marquis Posa als „sonderbaren Schwärmer" bezeichnet, der doch weiter nichts verlangte als Gewissensfreiheit und Aehnliches — was hätte er erst zu Bruck gesagt!

Herrschaft des Bürgerthums in Ungarn! in den slavischen Provinzen! der Mittelstand der entscheidende im östreichischen Staat; Handel und Verkehr das Centrum der Politik. — Man mag es einen schönen Traum nennen, jedenfalls war der Gedanke, wenn man die bestehenden Zustände ernsthaft ins Auge

faßt, ein revolutionärer. — Damit ist er freilich noch nicht verurtheilt; es kommt darauf an, über welche Mittel er zu gebieten hatte.

Ungarn verlangt — fast einstimmig — Herstellung der alten Selbständigkeit. Diese wollte Bruck nicht gewähren. Nicht die alten Stände, nicht die alten Kronlande, deren Basis unbedingt eine aristokratische ist, sollten restaurirt werden, sondern die örtliche (municipale) Selbstverwaltung, auf der Basis der Mittelclasse, wurde gerade wie in dem alten System Stadions zur Hauptsache gemacht. — Unabhängigkeit des Staats von der Kirche. — Der Plan hätte also allgemein die Kirche und die Aristokratie, er hätte in Ungarn, Galizien und wahrscheinlich auch in Böhmen die ganze Nation gegen sich gehabt. — Diese Mächte können nur durch das constitutionelle System, falls die Krone mit demselben einig ist, gebrochen werden; so revolutionär dachte aber Bruck nicht; die Begünstigung der materiellen Interessen (Banken, Eisenbahnen, Gewerbefreiheit u. s. w.) sollte alles durchsetzen.

Das System setzte eine Verminderung des Militärs voraus; erforderte folglich andere Mittel, den Frieden zu sichern und den Geist der Unruhe zu bändigen als bisher. Als solche Mittel bezeichnete Bruck noch vor zwei Monaten:

1) in Bezug auf Italien: aufrichtiger Eintritt in den italienischen Bund, so daß die Italiener Oestreich als ihren wahren Hort betrachten. — Marquis Posa!

2) in Bezug auf Deutschland: Reform der Kriegsverfassung mit dem Hinblick auf straffere Einheit; oberstes Bundesgericht und ständige Bundescommission für deutsche Gesetzgebung, so wie für die deutsche Handelspolitik. Nicht ausdrücklich gesagt, aber durchweg stillschweigend vorausgesetzt ist: Aufnahme Gesammtöstreichs in den deutschen Bund. — Mit andern Worten: Mediatisirung Preußens. Mit andern Worten: Deutschland übernimmt es, Oestreichs Kriege auszufechten, für Oestreich in Ungarn und anderwärts unter Umständen die Polizei zu vertreten; dafür werden ihm die Wohlthaten der östreichischen Finanzverwaltung zu Theil. —

Genug von diesem Plan; ähnliche Ideen, nur gedankenloser zusammengestellt und devoter gegen das Haus Oestreich wie gegen sämmtliche Minister, finden sich in der Broschüre: „Was Oestreich noth thut; oder die Reformen in der innern Staatsverwaltung in Oestreich. Von einem wahren östreichischen Patrioten." (Leipzig, Hübner). Die Schrift hat das Motto: „alles für das Volk!" und es wird in derselben u. a. S. 36 gesagt: „Graf Rechberg . . . Entschiedenheit und richtiger Tact kennzeichnen sein Ministerium. Es ist nicht zu verkennen, daß des Kaisers angeborne Liebe zum Volk, sein väterliches Streben, den Wünschen seiner Völker gerecht zu sein, auch auf die auswärtige Politik von Einfluß ist und derselben die Richtung vorzeichnet." Das Verlangen der Ungarn, ihre Richterstellen mit Ungarn zu besetzen, wird S. 30

lächerlich gemacht; dagegen heißt es S. 49: „für einen Polizeiminiſter iſt es viel werth, mit der Preſſe in gutem Einvernehmen zu leben.“ Die Broſchüre hat früher theilweiſe in der Augsburger Zeitung geſtanden. —

Was Oeſtreich noth thut? — Zunächſt, im Innern, Verſöhnung mit den lebensfähigen, wirklich kräftigen Elementen der verſchiedenen Völker. Darin ſteht Ungarn in erſter Reihe. Ein Schritt iſt gethan, mögen andere ihm bald folgen. — Aber ebenſo nöthig iſt eine Regulirung der äußern Politik. — Ein Dreikaiſerbündniß unter der Hegemonie des Papſtes — man ſcheint darauf hinzuarbeiten — iſt eine Chimäre. — Rußland iſt noch naturwüchſig genug, die Leidenſchaften auf ſeine Politik beſtimmend einwirken zu laſſen; und Napoleon, deſſen Inſtinct in der auswärtigen Politik ziemlich ſicher iſt, wird eine morſche Stütze nur gebrauchen, um ſie nach vorübergehender Benutzung völlig zu zerbrechen. Außerdem wäre ein ſolches Bündniß, wenn es zu Stande käme, der erſte Schritt zu einer europäiſchen Revolution; zu einer Revolution, gegen welche die von 1789 nur ein Kinderſpiel geweſen wäre.

Oeſtreich hat es noch in der Hand, ſich nach Außen hin zu ſichern. Bündniß mit Deutſchland, Friede, vielleicht auch Bündniß mit Italien, Bündniß mit England. Bündniß mit Deutſchland heißt aber nicht offner oder geheimer Krieg mit Preußen. Ohne völlige Auflöſung des alten Bundes, ohne Conſtruction eines engern Bundesſtaats laſſen ſich jedem deutſchen Staat die Stellung, die ihm von Natur zukommt, anweiſen. In dem preußiſchen Antrag auf Reform der Bundestagsverfaſſung liegt der Kern des Friedens. Weigert ſich Oeſtreich, die ihm gebührende Stelle einzunehmen, ſo wird Preußen ſich zunächſt mit Baiern zu verſtändigen ſuchen. An eine militäriſche Trias — welche die Einheit nicht ausſchließt — wurde ja ſchon im vorigen Jahr gedacht. Daß Preußen drei ſeiner Armeecorps an Oeſtreich abtreten ſoll, um mit den übrigen ſieben ſelbſtändig zu operiren, iſt einfacher Unſinn; darauf beſtehn zu wollen, iſt ſoviel als zu erklären, daß man den Bund brechen wolle.

Noch ſcheint es nicht zu ſpät, in die Zerfahrenheit der deutſchen Politik eine beſſere Wendung eintreten zu laſſen. Wider Vermuthen ſcheint Napoleon einen Angriff auf den Rhein, wenigſtens direct, für jetzt nicht zu beabſichtigen. Wider Vermuthen — denn die deutſchen Zuſtände ſind äußerſt verlockend. Zunächſt nehmen der Orient und Sicilien die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Wie auch der Ausgang auf Sicilien ſein möge, ſchwerlich wird der Norden Italiens auf die Länge ein theilnahmloſer Zuſchauer bleiben können. Es iſt ein großes Unglück; denn Sardinien hat jetzt ganz andere Dinge zu thun, als Eroberungskriege zu führen; aber die neulichen Demonſtrationen in Florenz und Aehnliches, ſo unbedeutend ſie für jetzt ſein mögen, verrathen wenigſtens ſo viel deutlich, daß das neue Königreich noch nirgend als vollendete Thatſache betrachtet wird. Die Regierung braucht zu ihrer eigenen Befeſtigung der

warmen Theilnahme ihres Volks, und wie weit dieſes den Sympathien widerſtehn wird, die ſich an den Namen Garibaldi knüpfen, das iſt noch zu erwarten. Cavour wird, wie gewöhnlich, eine günſtige Conjunctur der allgemeinen Politik zu benutzen ſuchen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er der Direction Frankreichs folgen wird, da ihm keine Wahl bleibt. — Rußland hat ſeine Protection der Chriſten in der Türkei ſo vernehmlich ausgeſprochen, und die angebliche Chriſtenverfolgung in Aleppo tritt ſo zeitgemäß ein, daß auch hier ein Ausbruch mit Sicherheit zu erwarten ſteht, und an der Intervention wird es nicht fehlen.

In dieſer Kriſis kann Deutſchland nicht neutral bleiben. Ob der „kranke Mann" ſtirbt oder fortlebt, kann uns an und für ſich ſehr gleichgiltig ſein; nicht gleichgiltig aber iſt, wenn alle unſere Nachbarn ſich vergrößern. — Auf welche Seite ſollen wir uns ſchlagen? ſollen wir der Türkei gegen Rußland und Frankreich zu Hilfe kommen? oder ſollen wir uns inſofern an dem Raub betheiligen, daß wir, wenn Jene ſich vergrößern, auch unſererſeits eine Entſchädigung in Anſpruch nehmen? Etwa Schleswig-Holſtein.

Hier weiter zu grübeln, würde zu leerer Conjecturalpolitik führen; denn die Beziehungen der europäiſchen Diplomatie ſind uns unbekannt. Leider hängt auch diesmal die Initiatioe von Oeſtreich ab. Wird Oeſtreich alles geduldig über ſich ergehen laſſen? eine Theilung der Türkei? ein Königreich Murat? — Allein iſt es ſeinen Gegnern nicht gewachſen; es muß vorher ſeine Stellung in Deutſchland zur Klarheit bringen. Aber jede zu weit geſpannte Forderung würde den Bruch Deutſchlands, den Zerfall des Bundes nach ſich ziehn.

Und hier gilt es, daß die deutſchen Patrioten von allen Farben ſich einmal klar machen, worauf es ankommt, worauf es gerade jetzt ankommt. Mit denjenigen, welche als höchſten Zweck der europäiſchen Geſchichte die Erhaltung des heſſen-darmſtädtiſchen Hofes empfinden, die Deutſchland und die Civiliſation gern Preis geben, wenn nur Heſſen-Darmſtadt ſtehn bleibt — mit dieſen iſt nicht zu reden. — Allein im Lager unſrer Gegner ſind viele aufrichtige Patrioten. Dieſe fragen wir jetzt, in ernſter Stunde, was ſoll denn geſchehn? — Glauben ſie wirklich, daß Preußen drei ſeiner Armeecorps einem von einer öſtreichiſchen Majorität eingeſetzten Bundesgeneral unterordnen und mit den übrigen, die nicht Bundestruppen ſind, auf eigne Hand operiren kann? Die Verkehrtheit dieſer Zumuthung ergibt ſich von ſelbſt, außerdem hat Preußen, wie es ſich gebührt, ausdrücklich erklärt, daß es nicht drein willigen werde. Es muß außerdem verlangen, daß die Corps, welche zwiſchen der Rheinprovinz und ſeinen alten Stammlanden liegen, unter ſeine Dispoſition geſtellt werden. — Oder ſoll ſich etwa die Diplomatenverſammlung in Frankfurt in einen wiener Hofkriegsrath verwandeln, und nach eingeholter Inſtruction darüber abſtimmen.

ob der Bundesgeneral nach Straßburg oder nach der Champagne vorrücken soll, während es dem separat-preußischen General mit den sieben unabhängigen Corps freisteht, nach Gutdünken da oder dorthin zu marschiren? Ist das nicht ein bodenloser Unsinn? — Was also wollen diese Patrioten? Das bloße Geschrei nach Einigkeit ist ein nichtssagendes Geschrei, wenn man nicht weiß, worüber man sich einigen soll. — Ebenso thöricht ist es, von der Stunde der Gefahr eine plötzliche Eingebung zu erwarten; in vier Wochen kann die Niederlage Deutschlands entschieden sein. — Jetzt, im Frieden muß die Einigung erfolgen, sie muß als organische Abänderung einer praktisch unausführbaren Bestimmung erfolgen. Alles andere, Volksvertretung am Bund, Bundesgericht u. s. w. ist dagegen gleichgiltig.

Erfolgt die Einigung nicht, was soll dann geschehn? — Herr v. Borries hat offen ausgesprochen, was Viele denken, die überhaupt denken. Ein Schrei der Entrüstung hat sich erhoben; gut, wir wollen gern mit einstimmen. — Aber mit Adressen und Erklärungen ist nicht viel gethan; statt zu schreien soll man lieber denken. — Was wird, was kann geschehn, wenn die Einigung über die Reform unserer Militärverfassung nicht erfolgt? — Ein allgemeines Sauve qui peut! das würdige Schauspiel, daß unsere Regierungen wetteifernd in Paris antichambriren, wer etwa der Begünstigte sei. — Gern glauben wir, daß noch heute die meisten unter ihnen mit gerechter Entrüstung den Gedanken von sich weisen; aber noch einmal, wenn die Katastrophe eintritt, und Deutschland ist wehrlos, was bleibt ihnen übrig? — ††

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Fortüne eines Bürgerlichen nach dem dreißigjährigen Kriege.

Die Unruhe, welche durch den langen Krieg in die Seelen der Deutschen gekommen war, arbeitete noch länger als ein halbes Jahrhundert nachher fort. Ueberall erschienen die gewohnten Verhältnisse der Heimat eng, freudlos, drückend. Dem verarmten Volke lag Handel und Verkehr nieder, roh waren die Sitten, schwer der Kampf um die Existenz. Mit Sehnsucht und Neid schaute der Bürger auf das Leben der Vornehmen und Reichen. Adlige Geburt und Geld waren in ganz anderer Weise als jetzt die Schlüssel, welche die Lusthäuser irdischer Ergötzlichkeit öffneten. Zwar das Universitätsstudium half auch noch dazu, in einen privilegirten Stand zu versetzen, zuweilen den

Theologen und Arzt, häufiger den gewandten Rechtsverständigen. Denn schöne Bildung, wie man sie damals verstand, vermochte auch den Armen, wenn er Glück hatte, den bevorzugten Herrn der Erde nahe zu stellen. Die Poesie der Gelehrten, welche schon in den Jahren des wilden Kampfes dem Schlesier Opitz hohe Connexionen, den Lorbeerkranz und ein Adelsdiplom, zuweilen sogar Goldstücke eingetragen hatte, war nur durch Schulkenntnisse und eine gewissermaßen gelehrte Kenntniß des Alterthums zu erwerben, und sie vor Allen erhielten den Zugang zu einem wenn auch kleinen Kreis der vornehmen Gebildeten, welche außer der Beschäftigung mit Jagdhunden und Weinpokalen oder mit alamode Dames auch noch eine wohlunterrichtete Conversation zu den besten Qualitäten eines honetten Cavaliers zählten. Aber freilich selbst solche Verbindungen mit den Mächtigen dieser Welt machten nicht in unserm Sinne ebenbürtig, das that nur der Wein und die letzten Stadien der Trunkenheit an vornehmer Tafel. Aber auch schon die Gunst und der Vorzug, den Umgang Vornehmerer zu genießen, war nicht nur Ehre, auch Glück; denn die Connexion hochstehender Männer half besser, als die gründlichsten Kenntnisse zu einem Amt, einer Frau, zu Einkommen, Titel und behaglichem Leben. Der Civilist wie der Soldat konnten sie nicht entbehren. Deshalb wurde Gewandtheit im Verkehr mit Andern leicht wichtiger als gründliche Kenntnisse. Geziemend die Worte setzen, sich gegen ein vornehmes Frauenzimmer in geziemender Ehrerbietung erweisen zu können, die Bräuche des Bechers und des Degens zu verstehen, merkwürdige Begebenheiten aus fremdem Lande oder Gespenstergeschichten aus der Heimat in wohlgefügten Perioden zu erzählen, und wenn der Geist ausreichte, die Verhältnisse der alten Götter gewandt auf die Begebenheiten des Tages zu appliciren und ein Sonett, eine Ode oder bei vornehmen Lustbarkeiten ein poetisches Cartell zu elaboriren, galt für einen wünschenswerthen Weg zum Glücke.

So traurig stand es um das Bürgerthum nach dem verwüstenden Kriege. Der Zusammenhang der Familien, die Treue der Verwandten war in einem Menschenalter der Noth und des rohesten Egoismus sehr gelockert worden. Das Pflichtgefühl, die alte schönste Eigenschaft der Deutschen, war nicht geschwunden, aber es hatte sich in enge Kreise zurückgezogen, der arme pedantische Magister vor Ovids Metamorphosen und der dürftige Handwerker auf seinem dreibeinigen Sessel hatten mehr davon, als die bevorzugten Kinder der Welt. Wer bescheiden und ohne Ansprüche im engen Kreise stand, der mochte sich erhalten; wen kräftiger Wille und Ehrgeiz vorwärts trieb, der lebte in steter Gefahr, davon zu verlieren. Was unsern Nachkommen gerade diese Zeit bedeutsam machen wird, daß sich in ihr die Idee des status, Estats, Staats energisch entwickelte, das kam dem Charakter der Individuen, der regierten wie der regierenden, vorläufig noch wenig zu Gute.

Und doch war Etwas auch in dieser Periode nicht verloren, was den Deutschen unverwüstlich zu sein scheint: sie waren nicht feinfühlend, nicht immer pflichtgetreu, die Ehrenhaftigkeit auch der Besseren war nach moderner Auffassung zweifelhaft, aber sie waren gutmüthig geblieben, oder mit einem Ausdrucke, der aus jener Zeit stammt, gute Kerls: im Verkehr des Tages theilnehmend, in Kleinigkeiten gefällig, mitfühlend gegen Unglück Anderer, leicht erwärmt und dann auch zu Opfern bereit, lustige Kameraden, die gern mit dem Genossen theilten, treu in der Erinnerung an empfangene Wohlthaten und an gemeinsam empfundene Freude. Noch war die warme Empfindung für alles Menschliche dem Deutschen nicht durch wahrhaft freie Bildung geweiht und nicht durch das sichere Pflichtgefühl geregelt, aber die letzte Grundlage der Humanität war doch vorhanden, und mit Freuden erkennen wir sie aus vieler Verderbniß, das warme Herz.

So war der Weg, auf welchem aufstrebendes Talent in jener Zeit nach der Höhe rang, die lateinische Schule und Universität, Reisen, Unterkommen in einem adligen Hause als Erzieher oder Beamter und der Gewinn guter Verbindungen. Von diesem Standpunkt aus ist das Leben eines schlesischen Bürgersohns, Paul Winckler, interessant und lehrreich, der in dem Jammer des dreißigjährigen Krieges eine Waise wurde und, aus der Armseligkeit durch Gönner und gute Freunde herausgerissen, als brandenburgischer Resident und hochansehnlicher Rath starb. Er selbst hat die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens aufgezeichnet. Seine Selbstbiographie ist bis jetzt nicht gedruckt, eine Handschrift derselben aus dem 17. Jahrhundert wird in der Bibliothek zu St. Bernardin in Breslau aufbewahrt; aus ihr ist das Folgende mit den sprachlichen Aenderungen mitgetheilt, die für die leichtere Lectüre in d. Bl. nothwendig waren. Ein hübsches Referat aus derselben Lebensbeschreibung erschien schon früher im deutschen Museum (1859, Nr. 44) von August Kahlert; durch den Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens wird grade jetzt ein Abdruck der Handschrift vorbereitet.

Denn allerdings hat die Lebensbeschreibung Paul Wincklers noch nach anderer Richtung Interesse. Er war ein Neffe des Andreas Gryphius, des kräftigsten deutschen Dichtertalentes im 17. Jahrhundert, er selbst hat sich literarisch versucht, sein Roman „der Edelmann" wird in einem spätern Artikel dieses Blattes bei einer Schilderung gesellschaftlicher Zustände seiner Zeit benutzt werden, er wurde Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, und er hatte Gelegenheit, seinem Vaterland Schlesien mehr als einmal wesentliche Dienste zu leisten.

Es ist kein Zweifel, daß er von gesunder, dauerhafter Kraft war; aber was sein Leben für uns vorzugsweise lehrreich macht, ist der Umstand, daß er bis in die Mannesjahre alle Erfolge den Connexionen verdankte, die er sich

durch sein einnehmendes Wesen zu verschaffen wußte; durch sie wurde er lateinischer Schüler, Hofmeister im Hause eines östreichischen Freiherrn, als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter die vornehmen deutschen Dichter eingezeichnet, und seine Verbindungen waren es, welche fast ohne sein Zuthun auch dem Talente des Andreas Gryphius die zweifelhafte Ehre des Palmenordens verschaffte. Die Thätigkeit der fruchtbringenden Gesellschaft ist verschieden geschätzt worden, einst zu hoch, jetzt fast zu niedrig. Auch an ihrer Geschichte, welche Barthold geschrieben hat, vielleicht der besten Arbeit dieses Historikers, ist auszusetzen, daß er mit einiger Willkür idealisirt und Bildung und inneres Leben der Stifter dieser literarischen Genossenschaft zu hoch anschlägt. Doch ist schon von ihm ausgeführt, wie schnell der Orden sich in abgeschmacktem Formelwesen verlor. In der That hat der Orden selbst durch seine Thätigkeit fast nichts für Förderung deutscher Sprache und Literatur, ja sehr wenig zur Abwehr der Sprachmengerei gethan. Daß aber in einer Zeit, wo das Beispiel der Vornehmen so viel galt, einige Männer des hohen Adels mit deutscher Sprache und Literatur spielten, selbst dieser an sich sehr unbedeutende Umstand half dazu, die Beschäftigung mit deutscher Sprache und Poesie in Achtung zu erhalten. Also nicht die Thätigkeit des Ordens, sondern seine Existenz hat einigen Nutzen gestiftet. Er selbst nahm fast nur zufällig die Talente auf; was grade in die Atmosphäre der Höfe von Anhalt und Weimar kam, wurde decorirt, er kam und verging mit dem dreißigjährigen Kriege, im Jahre 1662, als Gryphius und Paul Winckler aufgenommen wurden, hatte er sich auch als höfische Spielerei bereits überlebt.

Paul Winckler aber erzählt von seiner Jugendzeit wie folgt:

Deutschland stand in dem 1630. Heiljahre noch in vollen Kriegsflammen, als am 13. des Wintermonats Paul Winckler, Bürger und Handelsmann zu Groß-Glogau in Schlesien, mich mit Anna Greifin, der eheleiblichen Tochter weiland Pauli Gryphii, Erzkaplans bei der Pfarrkirche zu St. Nicolai daselbst, durch göttlichen Ehesegen erzeugte. Weil damals die öffentliche Uebung der evangelisch-augsburgischen Confession durch den päpstlichen Glaubenszwang ganz gehindert war, ließ mein Vater mich der christlichen Kirche durch die heilige Taufe nach päpstlichem Gebrauch einverleiben und unterwies mich bei dem Mangel evangelischer Schulen selbst in allen christlichen Tugenden, bis er 1634 und sieben Jahre darauf, 1641, am heiligen Ostertage, auch meine Mutter, die sich unterdeß wiederum an einen Bürger, George Karis, verheirathet hatte, diese Welt selig gesegneten. Sie ließen mich im elften Jahre meines Alters ohne Vormünder in der Discretion meines Stiefvaters zurück, der sich auch so lange leidlich gegen mich hielt, bis er sich im folgenden Jahre wieder verheirathete. Da verstieß er mich noch vor Vollziehung der neuen Hochzeit mit einem geringen Kleidchen nach Fraustadt zu einem gemeinen Mann, Ma-

thias Ritſche, einem Mälzer, in die Koſt, oder vielmehr zu niedrigem Dienſt. Denn obgleich der Sohn dieſes guten Mannes meine Schweſter geheirathet und er ſelbſt etwas Geld von meinem väterlichen Vermögen unter der Bedingung zu ſich genommen hatte, daß er mich ſtatt der Intereſſen mit geringer Koſt verſorgen und mit der Zeit zu einem ehrlichen Handwerk befördern ſollte, ſo wurde doch dieſe Vorſorge nach dem erſten Jahre ſo vernachläſſigt, daß ich 1643 als ein rechtes Beiſpiel eines verlaſſenen armſeligen Kindes vor Aller Augen herumging. Im folgenden Jahr aber ging die innere Stadt Frauſtadt in Rauch auf; das bewog meinen Wirth, der in der Vorſtadt wohnte, den damaligen Bürgermeiſter Mathias John für eine Zeit in ſeine Behauſung aufzunehmen. Der Bürgermeiſter unterhielt für ſeine jungen Kinder einen Hauslehrer und ließ, um den Fleiß deſſelben zu unterſuchen, oft den Conrector der Frauſtädtiſchen Schule, Georg Andreä, zu ſich laden. Durch dieſen Mann erwies ſich die Vorſorge des Höchſten gegen mich, der, wie einſt, auch noch heutzutage arme verlaſſene Kinder aus dem Koth zu reißen und in Ehrenſtand zu bringen weiß. Kurz vorher wollte mein Wirth mich einem geringen polniſchen Edelmann zu niedrigen Dienſten überlaſſen, wenn mein armſeliger Mantel ſich nur zu einem polniſchen Rocke hätte umformen laſſen; da ereignete es ſich, daß dieſer ehrliche Mann Andreä mich einſt von ungefähr bei den Kindern des Bürgermeiſters traf, meinen Zuſtand erkundete und darüber ein ſolches Mitleiden empfand, daß er meinen Wirth bewog, noch kurze Zeit mit mir Geduld zu haben und mich nach etlichen Tagen zu ihm zu ſchicken. Das ließ der Wirth mehr aus Ehrerbietung gegen den ehrlichen Mann, als aus gutem Willen geſchehen, und gab dieſem ſo Gelegenheit, meine Gedächtnißgabe im eigenen Hauſe genauer zu unterſuchen und mich mit ſich zur Schule zu führen. Möge der Höchſte ſeine Seele mit ewigem Troſt erfreuen und ſeine Nachkommen mit allem erſinnlichen Glück beſeligen.

Dies geſchah im Frühling 1645 zur höchſten Verwunderung vieler Leute, abſonderlich meines Wirthes, der gar nicht zu begreifen wußte, wie ein armer verlaſſener, bereits ſo alter Knabe zu den Studiis gelangen konnte. Ja es kam, die Wahrheit zu bekennen, mir ſelbſt wie ein Traum vor. Doch ließ ich Gottes Güte und die Wohlthat meines ehrlichen Herrn Conrectors walten, der mich auch endlich ſo weit brachte, daß ich mit gutem Lob und Zuſtimmung der andern Herren Präceptores mit dem erſten Tage des Jahres 1647 nach der erſten Claſſe verſetzt und zugleich zu Herrn Chriſtian Curäus, juris utriusque doctori, als Hauslehrer für ſeinen einzigen Sohn befördert wurde. Unter vielen Begünſtigungen durch dieſen Patron bekam ich genugſam Gelegenheit meine Studien ſo lange fortzuſetzen, bis im Monat April 1649 meine Herren Präceptores rathſam fanden, mich auf die hohe Schule nach Frankfurt an der Oder zu entlaſſen.

Allhier fand ich mich bald nach Oſtern ein und nahm nebſt dem nunmehr ſeligen Herrn Adam Gregor Bernhard, jurisconsulto und kürzlich verſtorbenen Obervogt zu Liegnitz, ein wohlgelegenes Zimmer am großen Platz, bei deſſen Betretung wir fanden, daß an Stuben- und Kammerthür allerhand Zeichen mit Kreuzen und Sprüchen aus der heiligen Schrift eingezeichnet ſtanden. Dies gab mir ſogleich eine Muthmaßung, als wenn dieſes Haus von Geſpenſtern beunruhigt ſein müßte, was ſich auch etliche Wochen nachher dergeſtalt auswies, daß ſich meiſtens des Nachts das ſonſt wohlverſchloſſene Zimmer mit großem Krachen von ſelbſt öffnete, die Tiſche mit Allem, das darauf befindlich war, dem Anſchein nach über den Haufen geworfen, die Fenſter zertrümmert wurden und zu unſerm äußerſten Erſchrecken auch in der Schlafkammer dergleichen Gepolter zu verſpüren war, ſo daß uns beiden der Angſtſchweiß ausbrach. Deshalb beſchloſſen wir feſt, mit anbrechendem Morgen dieſes Teufelsneſt zu verlaſſen, was auch erfolgte, wiewol erſt nach einigen Monaten, nachdem wir noch vorher nachfolgendes Poſſenſpiel auf dieſem Zimmer vorſtellen mußten.

Es lagen zur ſelben Zeit in Frankfurt ein paar Compagnien churfürſtlicher Fußvölker, und ein Musketier derſelben in unſerm Hauſe. Ihm hatte der Wirth auf einem lange wüſten Saal vor unſerer Stube ein Soldatenbett in dem Winkel eingerichtet. In dies Bette hatte ſich einſt ein trunkenes Pennal in des Musketiers Abweſenheit gelegt und das Bette dermaßen beſchmutzt, daß der gute Soldat, als er zur Nachtruhe kam, um dieſen Schimpf zu rächen, mit bloßem Degen und Schmähworten auf unſere Stube zuſtürmte. Wir aber ſetzten ihm unſern pennaliſchen Heldenmuth ſo entgegen, daß nach geſchehenem Ausfall der gute Liefländer durch ein paar Hiebe vor unſere Füße geſtreckt ward, was den zuſpringenden Hauswirth, der vielleicht den Kerl für tödtlich verwundet hielt, bewog, die Wache zu rufen, die auch nicht lange ſäumte, uns zuerſt durch Liſt aus dem Zimmer und nachher mit Gewalt zum corps des guardes brachte. Dort regnete es ſofort tüchtig Schläge, und noch dies Unglück ſchlug dazu, daß der Capitän-Lieutenant Befehl ertheilte, uns ſofort in der Wache niederzuſchießen, falls die bereits zugelaufenen Studenten etwas gegen die Wache verüben ſollten. Daher war das beſte Mittel, daß wir die erboſten Studenten vom Sturme abhielten, was auch unter dem Vorſatz, die Sache gerichtlich auszuführen, wiewol ſchwer genug geſchah. Endlich lief die Sache dahin aus, daß das Fußvolk von einer halben Compagnie Reiter abgelöſt wurde und wir die dichten Schläge behalten mußten. Nach dieſer Zeit wandten wir auf das Studiren mehr Zeit, ſonderlich als wir nach abgelegtem Pennaljahr etwas ehrbar lebten, bis die ausgehenden Mittel mich nach Hauſe riefen. Dort kam ich auch im Herbſt des Jahres 1650 an, nachdem ich zuvor die zwei Univerſitäten Leipzig und Wittenberg

beſucht hatte, und ließ mich kurz darauf auf dem Lande bei einem Ehrlichen von Adel Namens Georg von Glaubitz auf Delckau, zwei Meilen von Glogau, zum Präceptor beſtellen. Ich war der Meinung, meine zu Frankfurt abgebrochenen Studien in dieſer Einſamkeit fortzuſetzen; dies hätte auch wol geſchehen können, wenn nicht die gar zu häufige Geſellſchaft dieſem guten Vorſatz abermals im Wege geſtanden hätte. Denn dieſer ſelbige Rittersmann wurde, ungeachtet Schulden und Dürftigkeit die größten Regalien ſeiner Güter waren, von den Krippenreitern, weil das Wohngut an der Glogauiſchen Landſtraße lag, dermaßen geplagt, daß ſelten ein Tag in der Woche frei von dieſem Geſchmeiß verlief. Und was das Schlimmſte war, ich mußte dem Herkommen nach meinem Edelmann im Trinken ſtets treulich beiſtehn. Dieſer Liederlichkeit hing ich ſo lange nach, bis ich mich endlich eines Beſſern bedachte und den längſt gefaßten Vorſatz, einen Sprung in die Welt zu thun, ins Werk ſetzte. So nahm ich meinen Abſchied, um zu verſuchen, ob nicht zuweilen außerhalb den Grenzen des Vaterlandes glückſeliger zu leben ſei.

Dies geſchah im Monat Februar des 1653. Jahres mit ſolcher Eile, daß der ſelige Herr Andreas Gryphius, der Glogauiſchen Landſtände damals berühmter und beliebter Syndicus, faſt mein einziger Blutsfreund, ſich nicht darein zu finden, noch mich durch all ſein bewegliches Abmahnen abzuhalten vermochte. Wieder war Frankfurt der erſte Platz, den ich auf dieſer Wanderſchaft begrüßte,, darauf Küſtrin, Stettin, Greifswald, Roſtock, Hamburg und Magdeburg, bis ich endlich etliche Wochen zu Leipzig ausruhte. Von da kam ich im Monat Juli zu Regensburg an, nachdem ich mich auf dieſem Wege den Vorwitz treiben ließ, den berühmten Fichtelberg zu beſteigen, um zu ſehen, wie auf deſſen Gipfel die vier Flüſſe Main, Eger, Saale und Rabe entſpringen; nicht ohne große Gefahr, indem ich mit Mühe aus einem Moraſt kam, worin ich nebſt einem meiner Gefährten des Nachts zu Pferde geſtürzt war.

Zu Regensburg beſah ich die Krönung des römiſchen Königs Ferdinand des Vierten nebſt den meiſten churfürſtlichen und fürſtlichen Hofhaltungen Deutſchlands, und ich bildete mir ein, unfehlbar bei einem vornehmen Herrn als Secretarius unterzukommen, wiewol vergebens, weshalb ich mich aus Mangel baarer Mittel nach der Krönung nicht lange mehr aufhielt und endlich über Augsburg nach Straßburg kam, wo ich im ſchlechtem Zuſtande verblieb.

Denn obgleich ich nach vieler Bemühung bei einem ehrlichen Manne gegen leidliche Bezahlung unterkam und daſelbſt gute Aufnahme fand, ſo fing doch mein Leib an — ich weiß nicht, ob wegen ungewohntem Waſſer und Luft, oder aus andern Zufällen — ſo voll von Geſchwüren und Krätze zu werden, daß ich ſelbſt einen Abſcheu vor meinem Zuſtand empfand und des-

halb alle Hoffnung zur Beförderung aufgeben mußte. Dazu kam der Abgang meiner Kleider, und was das Beſchwerlichſte war, der äußerſte Geldmangel. Mit dieſem ſtand ich den Winter durch einen harten Kampf aus und tröſtete mich oft ſelbſt mit einem und dem andern poetiſchen Gedanken. Endlich nahm ich unter vielen Freundſchaftsbeweiſen meines Wirthes den Weg auf Nürnberg zu. Ich war nämlich zu Regensburg auf dem Reichstag mit einem ehrlichen Landsmann, Namens Chriſtoph Kirchner, damals Hofmeiſter der fürſtlichen Edelknaben, bekannt geworden und hatte ihm treuherzig mein Anliegen offenbart. Dieſer war ein aufrichtiger Mann, der einſt ſein Vaterland in eben ſolchem Entſchluß verlaſſen hatte, und ſorgte ſo gut für mich, daß er Tag und Nacht auf meine Beförderung dachte. Er hat nicht geruht, bis er mich durch dritte Hand bei dem damals weit berühmten Herrn Johann Wilhelm Freiherrn v. Stubenberg, welcher in Oeſtreich neun Meilen oberhalb Wien reſidirte, mit gutem Nachdruck empfahl. Dieſer hatte auch ſofort meiner begehrt und Anſtalt gemacht, mich von Nürnberg auf der Donau nach ſeiner Reſidenz zu befördern. Zu Nürnberg kam ich endlich um Mitfaſten ſo elend an, daß ich mehr einem faſt verweſten Todtenbilde, als einem lebendigen Menſchen ähnlich ſah. Aber der ehrliche Chriſtoph Kirchner, comes palatinus caesareus daſelbſt, der meine Beförderung bewirkt hatte, ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, noch weniger eine vornehme adlige Wittib, bei der ſich dieſer gute Freund aufhielt. Sie verſahen mich alsbald mit einem Arzt und Barbier, um zu verſuchen, ob das Fieber, die Gelbſucht und eine unbeſchreibliche Krätze in etlichen Tagen abzutreiben ſein möchten. Alle dieſe aber waren dermaßen hartnäckig, daß ſie mich durchaus nach Oeſtreich begleiten wollten.

Ich fing es alſo an, wo ich es vor 10 Tagen gelaſſen, und ging zu Fuß den Weg von Nürnberg nach Regensburg, doch ohne meiner Wohlthäter Vorwiſſen und Schuld; denn dieſe hatten durch ihre letzte Höflichkeit und ein eingenöthigtes Frühſtück verurſacht, daß die Fuhre, die ſie gedungen, mir entging. In der Marterwoche kam ich zu Regensburg gemartert genug an und fand zu allem Glück alsbald ein Schiff fertig, mit dem ich über Paſſau und Linz bis an das öſtreichiſche berühmte Benedictinerkloſter Mölck abwärts ſchwamm und eine halbe Meile von Schallaburg, der Reſidenz des Freiherrn, ausſtieg. War bisher mein Leib von verſchiedenen Krankheiten abgemattet, ſo fing nunmehr auch das Gemüth an zu fiebern. Ich ſah das ſchöne Haus, vernahm immer mehr und mehr von den großen Qualitäten des Cavaliers und wußte mir nicht vorzuſtellen, wie an einem ſo hohen delicaten Hofe ein unbekannter, abgeriſſener, halb vermoderter Menſch zur Aufſicht eines ſo zarten jungen Kindes aufgenommen werden könnte. Aber die göttliche Vorſorge half ab. Nicht nur der Herr Baron kehrte ſich nicht im geringſten daran,

ſondern auch die Gemahlin deſſelben legte ſelbſteigne Hand an, und durch ihre faſt mütterliche Vorſorge wurden in einem Monat dieſe Krankheiten ausgefegt und ich gleichſam zu einem neuen Menſchen gemacht. Dazu ließen ſie mir ſofort Geld geben, um den nunmehr friſchen Leib auch mit ſaubern, anſtändigen Kleidern zu bedecken.

Schallaburgs Luſtigkeit und was ich dort für Erquickungen genoſſen, ausführlich zu beſchreiben, würde etwas zu weitläufig werden; ich will alſo nur kurz ſagen, daß es eines der ſchönſten Gebäude in ganz Oeſtreich iſt, dem keine Ergötzlichkeit der Natur und Kunſt abging. Insbeſondere aber war der Herr ein Mann von aller Wiſſenſchaft, in der deutſchen Literatur der genugſam bekannte „Unglückſelige", der ſeine Freude an Büchern und Unterhaltung mit gelehrten Leuten fand. Auch hielt er an ſeinem halbfürſtlichen Hofe eine Reitſchule und war ſelbſt ein ſo guter Reiter, daß ihm ſchwerlich Jemand in Oeſtreich zu vergleichen war. Dies alles kam mir ſo lange wohl zu Statten, bis die päpſtliche Unterſuchung wegen des Glaubens aufs neue fortgeſetzt ward und gegen Oſtern in dem Benedictinerkloſter Mölck die Commiſſarien, der Prälat von Kottwitz, der Freiherr v. Unverzagt nebſt dem Doctor Köller, dem Reformationsſecretär, erſchienen und alle nichtkatholiſchen Diener des Freiherrn von Stubenberg bei hoher Strafe dorthin fordern ließen.

Unter dieſen war ich der oberſte. Bei dem Verhör vernahm ich den Auftrag der kaiſerlichen Commiſſion, alle Nichtkatholiken aus dem Hauſe und der Herrſchaft Schallaburg zuerſt ernſthaft zu erinnern, daß ſie von ihrem Irrwege ab und zur katholiſchen Kirche treten ſollten, widrigenfalls ſie ſich 14 Tage von einem Prieſter in der katholiſchen Lehre unterrichten laſſen und verſuchen ſollten, ob eine Bekehrung zu hoffen, allen ſo Bekehrten kaiſerliche Gnade zu verſichern, die Halsſtarrigen aber nach Wien zu weiſen, woſelbſt ihnen ein Paß, das Land zu räumen, werden würde.

Dieſen Vortrag hörte ich mit damals erhitzter Jugendungeduld an und verlangte eine Copie des Auftrags, ehe ich mich erklärte. Dies erbitterte den hoffärtigen Pfaffen dermaßen, daß er mit ungeſtümer Ungeduld herausfuhr und zu wiſſen verlangte, wer ich eigentlich wäre und wer mir als einem geringen Menſchen dieſe Macht einräumte, an ihrer Vollmacht zu zweifeln. Darauf verſetzte ich ſofort mit nicht geringerer Herzhaftigkeit, daß ich ein Student ſei, eben erſt von den privilegirten Univerſitäten gekommen, und alle ſolche Freiheiten, abſonderlich einen kaiſerlichen Paß beſäße, mit dem ich mich auch zu begnügen gedächte, und keinen andern Paß vonnöthen hätte, ſolange ſie mir nicht beweiſen würden, daß die Autorität des erſtern vom Kaiſer aufgehoben ſei. Was aber meine Religion anbelange, ſo wäre ich der evangeliſch-augsburgiſchen Confeſſion zugethan und darin durch Verleihung Gottes ſo feſt, daß ich keines Pfaffen bedürfte; ich wollte ſie alſo der vergeblichen Mühe überh

Hatte der unſinnige Pfaffe vorher gedonnert, ſo fing er nun ganz an zu raſen, unter anderm von Banden, Ketten und Henkern zu ſchnauben. Dies beantwortete ich aber mit einem höhniſchen Lachen und trat ohne Erlaubniß oder Gruß zur Thür hinaus. Dorthin folgte mir der Doctor Köller und beredete mich dahin, daß ich zur Vermeidung weit ausſehender Ungelegenheit wenigſtens etliche Male bei unſerm Pfarrer zu Loßdorf auf eine freundliche Unterredung einſprechen ſollte. Da dieſer Pfarrer ohnedies mein häufigſter Umgang war, konnte ich gar leicht einwilligen. Der Pfaffe aber bewirthete mich und Alle, die ich ihm mit Fleiß auf den Hals führte, ſo herrlich, ohne ein einziges Wort von der Religion hören zu wollen, daß wir in Saus und Schmaus uns ſo lange luſtig machten, bis ſein beſter Vorrath verzehrt war, worauf er mich mit einem von mir ſelbſt aufgeſetzten Zeugniß entließ.*)

Gleichwol wurde der gute Herr von Stubenberg gezwungen, mich endlich mit ſeinem Sohne aus dem Lande zu ſchicken, zuerſt nach Oedenburg, und weil uns die ſtarken Weine mit der großen Hitze nicht anſtehn wollten, bald darauf nach Preßburg.

Dies geſchah im Juli 1655 wenige Wochen vor der ungariſchen Krönung der jetzt regierenden kaiſerlichen Majeſtät. Zu dieſer Krönung und dem Landtage ſtrömte eine ſo große Menge Volk aus allen Nationen zuſammen, daß wir uns etliche Tage ſchlecht behelfen mußten. Bald darauf aber fanden wir bei einem ehrlichen Manne, Georg Zillinger, Doctor der Philoſophie und Medicin, der bald mein Herzensfreund wurde, einen ſo guten Aufenthalt und ſolchen Zeitvertreib, daß wir dieſen ungariſchen Landtag über herrlich bewirthet wurden und in einem Luſthauſe aller Ergötzlichkeit lebten. Doch nur auf kurze Zeit; denn eine überaus heftige Peſt riß, nachdem der kaiſerliche Hof gewichen war, immer ſtärker ein, und die liebe Stadt, die einem irdiſchen Paradies zu vergleichen war, wurde jetzt einer Gifthöhle nicht unähnlich und war ſo abſcheulich anzuſehn, daß einem das Herz erzitterte über das Winſeln Derer, die auf der Gaſſe ſtarben, und über die Körper, welche hinausgeſchleppt wurden. So wurde es nothwendig, die Flucht an einen ſichern Ort zu ergreifen. Dazu wählte ich ein kroatiſches Dorf auf der Inſel Schütt, Krautbruck genannt, wider den Willen der Frau Baroneſſe, welche noch bei uns war. Sie wollte uns durchaus in einem Garten außerhalb der Stadt Preßburg ſicher unterbringen. Doch ſie mußte erfahren, daß nicht nur alle Menſchen, ſondern auch das Vieh in dieſem Garten hinſtarben. Ich aber wählte die Inſel, weil mir dieſer Ort am gelegenſten ſchien und ſich die meiſten

*) In dieſem mitgetheilten Zeugniß wird vom Parochus atteſtirt, daß dem Herrn Paul Winckler, juris utriusque candidato, mit Zureden und Beweis ſcharf zugeſetzt worden ſei, derſelbe ſich aber äußerſt hartnäckig bewieſen habe.

meiner guten Freunde dorthin geflüchtet hatten. Doch auch dort hatte ich eine Gefahr zu bestehen.

Ich hatte in unserer kleinen Wirthschaft zwei Mägde, einen Kammerdiener und einen Leibjungen bei mir. Von diesen Leuten hatte die Köchin bei der Abreise aus der Stadt unter dem Thor einen solchen Abscheu vor den Körpern empfunden, welche uns begegneten, daß sich bald nach ihrer Ankunft im Dorfe die Zeichen einer wirklichen Pest an ihr einstellten. Diese war nicht lange zu verbergen und machte die Bauern so aufrührerisch, daß sie mit großem Ungestüm in das Haus des Richters einplatzten, wo ich mit meinem jungen Herrn bei etlichen guten Freunden das Nachtmahl hielt, und mich mit allen meinen Leuten noch an demselben Abend aus dem Dorfe weisen wollten. Dies brachte mich in die höchste Verwirrung, besonders weil auch meine guten Freunde bereits einen Abscheu vor mir empfanden, wie bei dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Endlich mahnte der evangelische Pfarrer des Ortes die Leute auf kurze Zeit zur Geduld, weil ich bat und versprach, am künftigen Morgen entweder die Magd gesund zu stellen oder das Dorf zu räumen. Was ich für eine Nacht gehabt, ist leicht zu erachten. Nicht nur alle guten Freunde sonderten sich ab, auch die Blutsfreunde meines jungen Herrn, die sich in demselben Dorfe befanden, wollten nicht einen Hund, geschweige einen Menschen zu uns lassen. Ich empfand also damals in der That den Sinn des gemeinen Sprichworts: Noth prüft Freunde. Doch segnete der Höchste die herrlichen Arzeneien, welche uns die Frau Baronesse zu unserm eignen Bedarf mitgegeben und welche wir der Magd häufig eingossen, so daß diese sich des Morgens den Leuten von ferne zeigen und sie überreden konnte, ihr habe nur der Wein, den sie beim Abschied zu Preßburg in Uebermaß genossen, dergleichen Brechen verursacht.

Dagegen wußten es meine guten Freunde viel besser und viele Tag wollten sie meiner kroatischen Residenz von zwei ansehnlichen Bauerhäusern nicht zu nahe kommen und mich nicht vorlassen. Nur ein adliges Mädchen aus ihrem Kreise ließ sich nicht abschrecken, mich in aller Stille öfters zu besuchen.*) Dadurch verstrickte sie mein bereits in Preßburg ihr verpfändetes Herz dergestalt, daß ich mich in Ansehung ihres tugendhaften Gemüths, adligen Herkommens und ihrer guten Gestalt unfehlbar ordentlich mit ihr verbunden hätte, wenn mir nicht meine Jugend entgegengestanden und die Betrachtung, daß Ungarn kein Ort sei, mein künftiges Leben fest zu machen. Es war nicht des Himmels Wille. So mußte ich mich bei diesem Aufenthalt nur mit einer anmuthigen ehrlichen Freundschaft und Liebe in der allmälig wiederhergestellten Gesellschaft vieler guten Freunde und Freundinnen vergnügen. Wir richteten in dieser Lustinsel alle ehrlichen Er-

*) Es war ein Fräulein von Spindler.

götzlichkeiten dergestalt ein, daß wir die Morgenstunde mit andächtigem Gebet in der Kirche zubrachten, die andern in den lustigen Gärten daselbst. Wir vertheilten uns in eine Schäfergesellschaft und eigneten Jedem seine angenehmste Schäferin zu. Mir gaben sie den Namen Corydon und meiner Hirtin den Namen Dorinda, ich besang sie mit vielen tugendlustigen Liedern, welche zum Theil noch unter meinen Scharteken zu finden sein werden. Diese Liebesgrillen und einige andere Gedichte, womit ich bald auf dieses, bald auf jenes Ereigniß etwas anspielte, verbanden mir des seligen Herrn von Stubenberg Neigung dermaßen, daß er mich etliche Jahre darauf ohne mein Vorwissen in die fruchtbringende Gesellschaft einwarb, in welcher mir der Durchlauchte Herr Obervorsteher das Kennzeichen des „Geübten" ertheilen ließ, wie aus folgendem Patent zu ersehen.*)

„Von Gottes Gnaden Wilhelm Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Bergen: Unsern gnädigsten Gruß und geneigten Willen zuvor. Wohlgeborner, besonders lieber Freiherr. Uns ist gebührend vorgetragen, was an Uns Er nicht allein hiebevor wegen etlicher vornehmer und geschickter Leute Einnehmung in die fruchtbringende Gesellschaft gelangen, sondern auch noch letzthin durch den „Sprossenden" erinnern lassen.

„Wann Wir denn je und allewege geneigt gewesen, dergleichen berühmte und mit sonderbaren Gemüthsgaben gezierte Personen, welche sich in Ausarbeitung unserer edlen deutschen Muttersprache bemühen, oder zum wenigsten zu solcher kunstmäßigen Ausübung Beförderung thun, willig auf- und anzunehmen: Als sind Wir zufrieden, ersuchen auch den werthen „Unglückseligen" hiermit, Er wolle kraft der von Uns jüngsthin den 17. Brachmonatstag verflossenen 1661. Jahres Ihm ertheilten Vollmacht die vorgeschlagenen Personen, nehmlich:

Den wohlgebornen Herrn George Sigismund Gall, Freiherrn zc., des Erzherzogs Leopold Wilhelms Kämmerern, mit dem Namen des „Hochwürdigen", dem Gewächs stachlichte Aloë und dem Worte: zu vielfältiger Wirkung;

Den wohlgebornen Herrn Sigismund von Meltz, Freiherrn von Eberstein, Hauptmann, mit dem Namen der „Wehrhafte," dem Gewächs Melonendistel und dem Worte: von Natur

versehen;

Herrn Friedrich Rother von Kostenthal, mit dem Namen des „Quälenden," dem Gewächs Blutwurzel und dem Worte: auszuforschen;

Herrn Andreas Gryphius, mit dem Namen des „Unsterblichen", dem Gewächs Orant und dem Worte: wegen verborgener Kraft;

*) Dies Patent wird nach dem Wortlaute des Originals mitgetheilt.

Herrn Paul Wincklern, mit dem Namen des „Geübten", dem Gewächs Lein und dem Worte: in der Haushaltung,

der Gesellschaft gebührend einverleiben und annehmen; welche, von dem werthen „Unglückseligen" beschehene Annehmung ebenso giltig erachtet sein soll, als wenn sie von Uns daselbst persönlich vorgenommen worden wäre.

„Hiernächst ersuchen Wir denselben auch, sowol bei Herrn Graf Georgen dem „Erwerbenden und Begütenden", als auch bei den jetzigen neuen Gesellschaftern Erinnerung zu thun, damit doch die Wappen eingeschickt und also das Register und Wappenbuch in guter Ordnung erhalten werden möge. Welches dem werthen „Unglückseligen" nicht bergen mögen und sind Ihm mit Gnaden gewogen." Gegeben Weimar zu Wilhelmsburg den 15. Mai Anno 1662.

„Wilhelm."

Wir brachten die Zeit bis zum Anfang des Weinmonats recht vertraulich auf der Insel zu, als ein neuer Zufall unser ganzes Lusthaus über den Haufen warf. Ich hatte, wie vorgedacht, meine Köchin zwar bei dem Anzuge vor der Pest errettet, sie hatte sich aber aufs neue damit angesteckt. Dieser Zufall nöthigte mich, das geliebte Dorf in aller Stille zu verlassen, ohne Vorwissen eines einzigen Menschen, ausgenommen meiner Dorinda, der nichts verborgen sein durfte. Ich nahm also zwei Kroatenwagen und führte meinen jungen Herrn nebst dem Kammerdiener und Pagen in höchster Gefahr, welche von der Pest drohte, die fast in allen Dörfern zu finden war, dann auch in Furcht, daß mir mein junger Herr in Oestreich von den Pfaffen geraubt werden möchte, aus Ungarn auf vielen Umwegen wiederum nach Schallaburg, wo wir auch noch vor dem Wintermonat, zur höchsten Freude meiner gnädigen Herrschaft, ankamen. Dort wurden wir über die Maßen wohl gehalten; ich aber empfand daran so wenig Vergnügen, daß ich vielmehr je länger um so melancholischer ward und an Gemüth und Leib von Tag zu Tage augenscheinlich abnahm, denn ob zwar Schallaburg nichts an seiner vorigen Lust verloren hatte, meine Herrschaft auch ihre Zuneigung gegen mich eher vermehrte, als verminderte, so war doch dieser Aufenthalt mit Preßburg verglichen, gleich nichts zu schätzen. Dorthin sehnte sich mein Herz so sehr, daß mir länger zu bleiben unmöglich war, was mir auch mein Herr Baron von Herrlichkeiten vorsagte, so daß eines Tages die Frau Baronesse, weil freundliche Worte nichts verfangen wollten, mir mit ziemlich scharfen Worten den schlechten Zustand vorhielt, in welchem sie mich aufgenommen, die Wohlthaten ihrer eignen Kur und anderes dergleichen, hierauf fing sie an auf die Liebe und auf meine Dorinda zu stürmen; sie sagte, daß die Liebe eine Pest der Jugend sei, und die Schönheit meiner Geliebten, denn gegen die Tugend war nichts aufzubringen, eine bald untergehende Sonne, eine Blume, die in kurzem verwelke, ein kurz-

ſtrahlender Blitz und ein unbeſtändiges Weſen, und es werde auch nach halbem Genuß zum Verderben meiner Jugendjahre ausſchlagen und mich in langſame unheilbare Reue verſetzen. Wenn ich dagegen nur belieben wolle, noch ein paar Jahre bei ihnen zu bleiben, würden ſie mich mit ihrem Sohne in fremde Länder ſchicken, und nach der Wiederkehr, wofern ich nach meinem Vaterlande zu gehen geſonnen, wollten ſie mich mit genügendem Recompens entlaſſen, ja ſie wollten Zeit ihres Lebens den letzten Biſſen Brods mit mir theilen. Alles dies aber fruchtete bei mir nur ſo viel, daß ich verſicherte, die erwieſenen Wohlthaten ſeien dermaßen feſt in mein Gedächtniß gegraben, daß ſie unmöglich anders als durch den Tod zu verwiſchen ſein würden; im Uebrigen bat ich, mich nicht länger zu halten und nicht zu glauben, daß ich mich in den Eheſtand einlaſſen werde. Ich ſei vielmehr geſonnen, dieſe Grillen aus dem Kopf zu bringen, mich auf ein paar Jahre im Krieg zu verſuchen, und, wofern es ihnen gefällig, nach ſolcher Zeit mich wieder einzuſtellen. Weil endlich die ehrliche Frau ſah, daß mit mir nichts anzufangen war, entließ ſie mich mit vielen Thränen und mit dem Wunſche, daß es mir ein halbes Jahr zur Strafe recht elend gehen möchte, ihr Herr Gemahl aber mit einem guten Abſchied. Bevor ich ging, hatte ich noch einige Händel mit dem Bereiter, einem ſtarken Franzoſen, abgemacht und den Vortheil meiner Klinge auf ſeiner Achſel gezeigt.

Ich ſäumte nicht länger, ſondern ſchwamm wieder mit wenig Geld und tauſend Freuden die Donau hinunter auf Wien und ſo fort bis auf Preßburg, wo ich auch zwiſchen Oſtern und Pfingſten 1656 glücklich ankam und in dem Hauſe des Herrn Doctor Zillinger ganz wie ein eigenes Kind aufgenommen wurde. Dort befand ſich zugleich Dorinda. Einen Monat lang genoß ich ſo viel ehrliche Vergnügungen, daß ich billig dieſen Monat für die glückſeligſte Zeit, die ich bis dahin in meinem Leben genoſſen, zu ſchätzen habe, bis endlich meine geliebteſte Spindlerin einem Kaufmann von Wien nach des Himmels Willen verheirathet wurde. Und als wenn mit ihr alle Glückſeligkeit von Preßburg gewichen wäre, wurde bald darauf dieſe liebe Stadt ſo ſehr aufs neue von der Peſt angeſteckt, daß abermals Jedermann auf die Flucht dachte, die mir ſelbſt um ſo viel leichter ankam, weil mir die Stadt nicht mehr das vorige Preßburg war.

Ich reiſte daher, weil es noch Zeit war, wiederum nach Wien zurück, wenige Wochen darauf mit dem kaiſerlichen Hofe nach Prag, um auch die böhmiſche Krönung zu beobachten, von da aber über Dresden auf Wittenberg, wo ich abermals einen guten ehrlichen Reiſegefährten, Namens Johann Anderſon von Danzig antraf; dann auf Magdeburg, Lübeck und ſo fort nach Holſtein, in der Meinung, bei einem Holſteiniſchen vom Adel als Reiſehofmeiſter anzukommen, wozu ſich aber in ſo kurzer Zeit keine Gelegenheit finden

wollte. Deshalb ertheilte uns ein guter Freund zu Gottorf den Rath, nach Kiel zu gehen und daſelbſt den am Dreikönigstage bevorſtehenden Umſchlag zu erwarten, mit der Verſicherung, daß es uns alsdann an Gelegenheit nicht fehlen werde. In Kiel kamen wir in kurzer Zeit in gute Bekanntſchaft mit vielen ehrlichen Leuten beiderlei Geſchlechts, und obgleich wir mit wenigem Gelde verſehen waren, hatten wir doch faſt täglich gute Unterhaltung. Dabei ſtieß mir folgende merkwürdige Begebenheit auf. Wie bekannt, iſt der Kieler Umſchlag eine Zuſammenkunft des holſteiniſchen Adels und vieler Hamburger, Lübecker, auch anderer Handwerksleute, welche ſich um dieſe Zeit hin verfügen, entweder Geld auf Renten auszuleihen oder aufzunehmen, Zinſen zu entrichten und dergleichen. Dabei findet ſich wie auf andern Jahrmärkten allerhand Geſindel ein, Komödianten, Krämer, Charlatane und dergleichen Leute. Auch an dieſem Umſchlag fehlte es nicht daran, und ihre Beſichtigung war unſer häufigſter Zeitvertreib. Eines Tages hielt mich aber eine ungewöhnliche Melancholie ſo ſehr davon ab, daß weder der ehrliche Anderſon, noch andere gute Freunde vermochten, mich aus dem Hauſe zu bringen. Deshalb griffen ſie als luſtige Leute auf der Gaſſe einen alten eisgrauen Harfeniſten auf, der von Hamburg gekommen war, und brachten ihn mit ſich nach Hauſe, um mich durch ihn in Kurzweil aufzumuntern. Es war ein Mann von etlichen 70 Jahren. Er fing an, auf einer alten Harfe ſo alte Lieder zu ſpielen, daß es mich mehr verdroß, als erfreute. Deshalb unterbrach ich ihn und weil er noch etwas Hochdeutſch redete, forſchte ich von ihm, von wannen er wäre und wo er dergleichen Kratzkünſte gelernt. Da vernahm ich gegen alles Vermuthen von ihm ſo viel, daß er der älteſte Sohn des weiland Paul Gryphius*), geweſenen Erzkaplans zu Groß-Glogau, und der leibliche Bruder meiner ſeligen Mutter war. Er erzählte mir denn auch, wie er im 15. Jahre ſeines Alters, alſo 60 Jahre vorher, ſeinem Vater, der damals Pfarrer zu Rickersdorf im Freyſtadtiſchen Weichbilde des Fürſtenthums Glogau geweſen ſei, auf der Hutung ein Pferd verloren und aus Furcht vor der Strafe zuerſt nach der Mark Brandenburg, dann aber nach Meißen entwichen ſei, dort habe er dieſe Kunſt erlernt, ſich ſpäter in Hamburg niedergeſetzt und durch Beſuch der angrenzenden Märkte ſein Brod erworben. Dann auch, daß er in Hamburg Kinder und Kindeskinder von ehrlichem Gewerbe und Handel hätte. Wie im Traume wußte ich mich zu erinnern, daß meine ſelige Mutter öfter von dem Verluſt eines Bruders erzählt hatte, und in Hamburg erfuhr ich ſpäter die Wahrheit ſeines Berichts; dort wohnte der eine Sohn als Kramer, der andere als Buchhalter, beide ehrliche Leute. Es war aber, wie ich kurz

*) Die Genealogie des Dichters Andreas Gryphius, ſoweit ſie hier intereſſirt, iſt demnach: Vater Paul, Prediger zu Groß-Glogau, († 1621), Geſchwiſter Anna, Mutter Paul Winckler, der Harfner, von ſeinen Kindern Chriſtian der Dichter.

nachher erfuhr, dieser Umschlag die letzte Reise des guten Alten gewesen und er bald darauf gestorben, gleich als hätte der Himmel gewollt, daß er sich noch vor seinem Tode mit seinen Freunden wieder zusammenfinden sollte.

Der Umschlag ging zu Ende. Mein ehrlicher Anderson wurde bei dem Sohne einer adligen Witwe als Hofmeister in Bestallung genommen; ich aber hatte zu der Pedanterei keine Lust mehr, sondern suchte Gelegenheit, auf ein paar Jahre in den Krieg zu ziehen. Damals waffneten die Dänen gegen die Schweden, und ich fand endlich bei dem nunmehr längst seligen Joachim v. Diebern, Oberst und Commandant des königlichen Regiments zu Pferde, so gutes Unterkommen, daß er mich als Secretarius bestellte, und mit aller Montirung dergestalt versah, daß ich gleichsam in einem Augenblick aus einem Studenten zum Soldaten ward. Mit meinem ehrlichen Alten, dem ich allerwege rechte Vaterstreue nachzurühmen habe, reiste ich nach Hamburg, das Regiment aufzurichten, und nach dessen Ergänzung auf Flensburg zum Könige.

Die Schweden hatten damals in Polen unglücklichen Succeß gehabt, und die Dänen, durch etliche andere Interessirte aufgehetzt, hatten den Beschluß gefaßt, sich dieser Gelegenheit zu bedienen und bei der eingebildeten Ohnmacht der Schweden auf der einen Seite die ihnen früher abgenommene Provinz Halland, auf der andern das Stift Bremen wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Aber ihr Feldmarschall Andreas Billi, von keiner Courage und noch geringerem Verstande, quittirte bei Ankunft der schwedischen Truppen aus Polen ganz Holstein und Jütland; doch behielt mein Oberster, der so wenig in solche Retirade gewilligt, daß er sich vielmehr im Anfang entgegengesetzt, sein Lob.

Es war ein unglücklicher Krieg; die Dänen wurden geschlagen und mußten sehr nachtheiligen Frieden schließen.

Darauf nahm ich am 12. Juli 1658 meinen ehrlichen Abschied, in der Meinung, mich zu der kaiserlichen oder churbrandenburgischen Armee zu verfügen, weitern Kriegsdienst zu suchen. Doch änderte ich diese Meinung aus innerlichem Antrieb und ging per Post über Berlin und Frankfurt nach Glogau, wo ich am Tage Martini 1658 nach sechsjähriger Abwesenheit wohlbekleidet und noch mit ein paar Dutzend Ducaten im Beutel gesund wieder ankam.

So weit die Mittheilung aus der Handschrift; Einiges wurde gekürzt; der Bericht über die dänische Campagne, welcher wenig interessantes Detail enthält, ist weggelassen.

Der abenteuernde junge Mann setzte sich in seiner Heimath fest, wie oft ihn auch die Amtsthätigkeit seiner spätern Jahre nach der Ferne lockte. Er wurde Consiliarius und Amtssecretär der Majoratsgüter des Freiherrn v. Schöneich. Sicher war sein juristisches Wissen damals sehr ungenügend; er

hatte anderthalb Jahre nicht grade fleißig die Rechte studirt, sich dann in zerstreuendem Leben umhergetrieben. Und doch wurde er schnell in seiner Heimath ein vielbegehrter Rechtsbeistand. Auch dies ist charakteristisch für jene Zeit, denn für die schwierigsten Rechtsgeschäfte der Schlesier galten damals die, welche am Kaiserhofe zu Wien entschieden wurden. Endlos liefen nach Wien die Gesuche um Bestätigung erworbener Rechte und Privilegien, um Schonung des Gefährdeten, und diese wurden selten nach Recht, häufig nach Gunst, fast immer aus Rücksicht auf die Confession entschieden. Groß war die Zahl der Convertiten, der Spione und der Jesuitenfreunde, welche gierig in der Provinz ihren Vortheil suchten, und das Denunciren und Chicaniren der Mißliebigen wurde nur durch die Unbehilflichkeit und Trägheit, mit welcher die Maschine des Kaiserstaates arbeitete, zuweilen neutralisirt, vor Allem aber durch Bestechung und persönliche Verbindungen. Während so die allgemeine Tendenz des restaurirten Kaiserthums war, alte Hoheitsprivilegien und ständische Rechte zu brechen, und in den Fürstenthümern Schlesiens die lutherische Confession auszurotten, gelang es doch oft bei geschickter Behandlung, durch Seitencanäle die drohende Fluth abzuleiten und die Pläne der Jesuitenpartei und ihrer Günstlinge zu kreuzen. Daß bei solchem Bestreben Männlichkeit und Moral auch der Vermögenden und Einflußreichen nicht gefördert wurde, ist leicht begreiflich. Wie in Wien, wurde auch in Schlesien Servilismus, Bestechlichkeit ein gemeines Leiden. Auch den Besten galt es nicht für unehrenhaft, Geld zu geben, und nur die Stärksten kämpften mit ihrem Gewissen darüber, ob es zu nehmen sei. In solcher Zeit war den schlesischen Grundbesitzern ein Mann, unternehmend, gewandt, nicht unbekannt mit den geheimen Gängen in der kaiserlichen Burg, viel mehr werth, als der genaueste Kenner des Corpus juris und des Lehnrechts, und solchen üblen Verhältnissen dankte Paul Winckler seine glücklichsten Erfolge. Immer wieder reiste er im Auftrage schlesischer Gutsherrn und Gemeinden nach Wien, wohin ihn auch holde Erinnerungen aus früherer Zeit gezogen zu haben scheinen. Dort verhandelte er um Bestätigung der Vorrechte eines Majorats, für Schonung der evangelischen Kirche zu Glogau, wegen Revocation eines katholischen Syndicus, dessen Frau Grund hatte, in Wien zu bleiben, und deshalb mit Winkler gegen ihren eigenen Mann intriguirte. Und er war es, welcher durch Betreibung des sogenannten Cynosurediets einigen Landschaften Schlesiens, wenn auch sehr ungenügenden Schutz vor dem Zelotismus der Jesuitenpartei zu erwerben wußte. Seine Verbindungen am Kaiserhofe erwiesen sich in der Regel als wirksam. Er selbst wußte sich dort aufs Beste zu empfehlen; er war höflich, gewandt, ein guter Gesellschafter, gewöhnt, mit Vornehmern zu verkehren. Kein schlechter Trinker, wohl geübt und schnell bereit, den Degen zu ziehen, erwarb er zahlreiche „gute Freunde" und erlebte manche Abenteuer, deren geheimste er dem

Leſer ſeiner Biographie wahrſcheinlich vorenthalten hat. Einſt kam er bei Nacht von der Tafel des kaiſerlichen Kammerherrn Freiherrn v. Fernemont welche ſich in eine nächtliche gute Saufcompagnie verwandelt hatte. Auf dem Heimwege ſchlief er an einem Hauſe ein, ſo fanden ihn vier Lakaien und beriethen mit einander, ob ſie ihn ausſchälen und im Hemde ſitzen laſſen, oder außerdem noch tödten und in einen Brunnen werfen wollten. Glücklicherweiſe hatte ihn der vierte kurz vorher an einem hohen Ort bei Tafel geſehn, dieſer ſtellte ſeinen Kameraden die Gefahr vor und rieth, den Schläfer unverletzt nach Hauſe zu bringen, in ſein Bett zu legen und am andern Morgen einen ergiebigen Recompens für ſolchen Liebesdienſt zu heiſchen. Als Winckler erſtaunt in ſeinem Bett erwachte, fanden ſich auch die Lakaien ein, und es iſt bezeichnend für den damaligen Zuſtand der Sicherheitspolizei, daß ſie dem Geretteten ihre Anſchläge offen mittheilten, und daß dieſer ihre Selbſtüberwindung in der That ſo löblich fand, daß er ihnen eine ſtarke Belohnung gab und dafür das Verſprechen der Schurken erhielt, ſie wollten ihm bei Gelegenheit treulich beiſtehn, und ſollte es an Leib und Leben gehn. Ein andermal hatte er mit dem Oberſtlieutenant Graf Kielmannsegge vor der Stadt einen Zweikampf, der Graf drang mit ſeinen Lakaien auf ihn ein, und Winckler wäre der Uebermacht erlegen, wenn nicht zwei unbekannte Franzoſen in den ungleichen Kampf geſprungen wären und erklärt hätten, ſie würden nicht dulden, daß Viere gegen Einen ſtänden. Bei demſelben Aufenthalte in Wien erlebte er im Monat Februar 1660 einen auch anderwärts bekannten Unfall im Theater. Winckler erzählt den Vorgang folgendermaßen:

„Es hatte ſich zu damaliger Faſtnachtsluſt eine Compagnie wälſcher Komödianten eingefunden und auf kaiſerliche Unkoſten ein hölzernes Komödienhaus auf dem kaiſerlichen Reitplatz erbaut. Sein innerer Theil war aus drei Abſätzen übereinander aufgeführt, mit kleinen Cabinetten, deren jedes drei Perſonen faſſen konnte; nur das kaiſerliche umfaßte größern Raum, in dieſem befand ſich neben Seiner Majeſtät die verwitwete Kaiſerin Leonore mit ihren zwei jungen Prinzeſſinnen, dann die beiden Erzherzöge Leopold Wilhelm und Karl Joſeph, und etliche der erſten Kammerherrn, über ihnen aber in der oberſten Höhe in einem eben ſolchen Cabinet drei Hofdamen: die Fräulein von Urſenbeck, von Harrach und Slavata, alle drei Bräute. Unter den kaiſerlichen Majeſtäten auf dem Boden ſtanden die gewöhnlichen Trabanten mit Hellebarden und Partiſanen, dann diejenigen, denen Cabinette zu miethen zu theuer war, und die ſich auf dem Boden behelfen mußten. Hierauf ging die Komödie an, und vergnügte Seine Majeſtät dermaßen, daß Sie ſich bei der verwitweten Kaiſerin bis über die Hälfte zum Fenſter hinauslegte, um alles beſſer in Augenſchein zu nehmen, und nicht eher als faſt nach geendigtem Actus zurückzog, um, wie es ſchien, mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm zu reden, der ſich

dahinter befand. Zum Glück meinten deshalb die unten ſtehenden Trabanten, daß ſich Seine Majeſtät ganz zurückbegeben würde, und ſchritten deshalb auf die Thüre zu. Kaum hatten ſie dieſe erreicht, als die oben genannten drei Damen mit ihrem Cabinet einbrachen und mit den Bretern grade auf den Platz fielen, wo die Trabanten geſtanden hatten. Sie wurden zwar etwas beſchädigt, aber doch durch göttlichen Schutz gerettet; denn wenn dies nur ein halbes Vaterunſer früher geſchehen wäre, ſo wären ſie nicht allein ſelbſt in die Spieße der Trabanten gefallen, ſondern ſie hätten auch die kaiſerliche Majeſtät, weil ſie recht perpendiculär mit den Bretern über Sie herunterflogen, überfallen und in dieſelbe Gefahr geriſſen. Was es darauf bei den Zuſchauern für einen Tumult gegeben, iſt leicht zu erachten, indem Jedermann glaubte, das ganze Haus fiele ihm über den Haufen, und doch wegen der engen Gänge keiner vor dem andern hinaus konnte. Dazu blitzten in einem Augenblick unten eine Menge entblößter Degen, die herabgefallenen Fräulein vor dem Abreißen der koſtbaren Kleinodien unter dem andringenden Volke zu beſchützen. Doch ging es nicht ſo genau ab. Ein und das andere köſtliche Stück blieben im Stiche, was die Fräulein aber in Erwägung des größern Unglücks nicht achten durften."

Bei einer ſpätern Reiſe erlebte Winckler wieder, daß ein Gerüſt brach, welches die Jeſuiten zu einer dramatiſchen Darſtellung für den Kaiſer gebaut hatten, glücklicherweiſe am Abend vor der Aufführung, doch blieben mehrere Patres und Zimmerleute todt. Er hatte noch manche Lebensgefahr und Angſt zu beſtehen, nicht die geringſte durch Geſpenſter und unheimliche Erſcheinungen, welche damals noch große Gewalt über das Menſchenherz hatten. In der Heimath verlief ſein Leben nicht ohne Störungen, die er ſich ſelbſt bereitete. In der Haſt, ſich eine behagliche Exiſtenz zu ſchaffen, hatte er ſich mit einer wohlhabenden Witwe verlobt, zu der er geringe Zuneigung ſpürte, bald reute ihn die Verbindung, er entzog ſich durch ſeine Reiſen der Vollziehung der Ehe, nach jahrelangem widerwärtigem Feilſchen und Verhandeln gelang es ihm, das Verhältniß zu löſen, worauf er ſich mit einer von Logau verheirathete. Er war unterdeß nach Breslau übergeſiedelt und wurde dort politiſcher Agent, endlich Rath des großen Kurfürſten von Brandenburg. So hatte er Gelegenheit, die ſchleſiſchen Intereſſen der Hohenzollern in jener Zeit zu vertreten, in welcher ihre Anſprüche auf Schleſien bereits in der deutſchen Politik eine bedeutende Rolle ſpielten. Wir dürfen annehmen, daß Paul Winckler als einer der Erſten, welche in Schleſien für das preußiſche Regiment arbeiteten, Gelegenheit hatte, dem Hofe von Brandenburg manchen geheimen Dienſt zu leiſten. türe reiſte, wie früher nach Wien, ſo jetzt öfter in das Brandenburgiſche; im Jahr 1677 war er noch bei der Belagerung Stettins gegenwärtig. Als er an Alter und Wohlſtand zunahm, kamen auch die alten Feinde des Lebemanns über

ihn, die Gicht quälte ihn jahrelang und hielt den Reiselustigen, den selbst Weib und Kind nicht in den Kreis stiller Häuslichkeit gebannt hatten, an den Sorgenstuhl gefesselt. In dieser Zeit schrieb er den Kindern seine Biographie nieder, verfaßte die Erzählung „der Edelmann," welche erst nach seinem Tode ohne seinen Namen erschien, und gab eine Sammlung von Sentenzen unter dem Titel: Guter Gedanken drei Tausend heraus. Als er am 1. März 1686 starb hinterließ er eine Tochter Anna, welche sich mit einem Herrn von Gladis verheirathete, und einen Sohn Alexander. Den Sohn trieb derselbe unruhige Drang, welcher dem Vater seine Erfolge verschafft hatte, im Leben umher; aber sein Glück war nicht dasselbe. Auch er studirte und versuchte sich im Kriege, kehrte heim und übernahm ein kleines Gut, das Erbe seiner Schwester, aber er haftete nicht an der Scholle, und verlor sich wieder im Volke. Es ist wahrscheinlich, daß er die Erzählung seines Vaters „der Edelmann" zum Druck gegeben, und nicht unmöglich, daß er den Roman, der „Schlesische Robinson" geschrieben hat.

Das Leipziger Gewandhaus im Winter 1859—60.

– 2.

Ueber neue oder hier seltener ausgeführte Instrumentalwerke ist nicht viel zu berichten. Daß es nur wenige sein konnten, geht aus der immer zum Gewohnten und Nächstliegenden zurückgreifenden Bequemlichkeit und dem einengenden Sichabschließen gegen alles diesem Kreise scheinbar ferner Liegende, allerdings aber auch aus den Zeitverhältnissen hervor.

In einer neuen Symphonie von W. H. Veit (als Verfasser recht tüchtiger Streichquartetten nicht unbekannt) stand der Erfolg mit der guten Absicht nicht auf gleicher Stufe, wenn man auch den höheren Grad von Gesinnungstüchtigkeit keineswegs verkennen will, den das Wagniß nach Beethoven und Schumann noch eine Symphonie zu schreiben, namentlich bei einem Liebhaber voraussetzen läßt. Abgesehen von der in den ersten Sätzen fühlbaren Beeinflussung durch Mendelssohns Empfindungsweise und Manier — gegen das Ende ist Schumann das Muster — fehlt auch der durchgebildete leitende Gedanke, der die Symphonie erst zu einer Tondichtung macht. Die einzelnen Sätze der Symphonie aber haben nicht Kraft und Ursprünglichkeit genug, um über den Mangel des Zusammenhanges im Ganzen zu erheben, ebenso entschädigt gute Kenntniß des Satzes und Orchestereffects, wie man sie dieser Arbeit gern zusprechen mag, noch nicht für den Mangel eig-

ner Empfindung und Erfindung. Uebrigens hatte die Symphonie anständige und bescheidene Haltung, der Componist kennt die ihm gesetzten Grenzen und verletzt sie nicht durch gewaltsame Uebertretungsversuche. Manche Motive und Melodien sind recht hübsch, der Tonsatz geschickt, Klangwirkung und Periodenbau bis auf einzelne Steifheiten gut.

Interessanter war eine Schilleroubertüre von Julius Rietz, zur Säcularfeier des Dichters geschrieben und aufgeführt. Da das Werk durch äußere Veranlassung hervorgerufen war, darf man vielleicht nicht den Maßstab daran legen, dessen man sich bei völlig frei nach eigener Wahl entstandenen Compositionen bedienen würde. Es ist überhaupt kaum zu glauben, daß ein Tonsetzer auf eigene Bestimmung hin grade die durch und durch geistige Individualität Schillers zum Inhalt eines Musikstücks wählen würde; die Musik bemüht sich vergebens, von der durch Philosophie getragenen Idealität des Dichters, die dem musikalischen Gefühl ohnehin weniger unmittelbare Anregung bietet, eine geschlossenere Vorstellung zu erwecken; ganz abgesehen davon, daß der Umfang einer wennauch zur möglichsten Breite herausgebildeten Ouvertüre unzureichend für eine nur einigermaßen befriedigende Zusammenfassung des gegebenen Inhaltes ist. Ein Tonsatz über eines seiner Dramen hätte näher gelegen und wäre erreichbarer gewesen. In der Ouvertüre von Rietz treten bedeutende und interessante Einzelheiten auf, besonders in der Einleitung, auch der Schluß, in dem alles Drängen und Ringen sich zum Siege klärt, ist nicht ohne Großartigkeit. Im Ganzen jedoch ist über dem Bestreben dem reichen Ideeninhalt des Vorwurfs nahe zu treten, die Ruhe verloren gegangen, man wird durch Einzelnheiten angeregt, ohne durch das Ganze ergriffen zu werden, und indem man sich zu bemühen hat, jene Einzelnheiten zu einer einheitlichen Idee zusammenzufassen, ist dem Verstand eine überwiegende Thätigkeit zugewiesen, und das Gefühl bleibt kalt. Der Tonsatz in der Ouvertüre ist geschickt und tüchtig, ebenso die Instrumentation, nur daß deren Fülle zuweilen in Ueberladung und Gewaltsamkeit ausartet und die feineren Schattirungen beeinträchtigt werden. Jene Ueberfüllung, sowie einige unschöne Klangwirkungen würde eine Ueberarbeitung leicht mildern. Die Empfindungsweise im ganzen Satze ist ernst, oft kraftvoll und klingt im Gegensatz zu früheren Werken von Rietz mitunter an die schumannsche an.

Eine Festcantate zum Schillerjubiläum von E. F. Richter, Lehrer am hiesigen Conservatorium, war gut und klangvoll gesetzt und instrumentirt, erhob sich jedoch dem Inhalt nach zu keiner bedeutenden Höhe, woran der wenig anregende Text allerdings mit Schuld gewesen sein mag. Eine Ouvertüre zu Maria Stuart von Georg Vierling zeigte bis auf einzelne Steifheiten, Formgeschick und effectvolle, zuweilen etwas mit Blech überladene Instrumentation. Die musikalischen Gedanken hoben sich nicht sehr hervor,

waren auch keineswegs frei von Reminiscenzen; auch fehlte trotz düsterer Färbung ein wirklich tieferes, in breiten Formen sich darlegendes tragisches Pathos. Nichtsdestoweniger überragte sie bei Weitem eine Ouvertüre zu Shakespeares König Johann von Robert Radecke. Warum König Johann und nicht irgend etwas anderes — ist eine Frage, die von der Musik völlig unbeantwortet bleibt. Ueberdies kann kein Drama der Musik ferner liegen, wie grade dieses shakespearsche, und zudem hat Herr Radecke die Musik, welche uns ein Bild jener Kraftgestalten voll großer Leidenschaften geben soll, vom unrechten Fach genommen; denn einiges Pathos in völlig moderne mendelssohnsche Tonformen und Rhythmen gegossen, ersetzt den Mangel jeder Charakteristik noch lange nicht. Die Form im Ganzen ist nichts weniger wie flüssig, sondern nur eine Aneinanderreihung einzelner Perioden und Sätze verschiedenen Inhalts, keine natürliche Durchbildung eines festen Gedankens.

In den Abendunterhaltungen für Kammermusik kam ein neues Quintett von Rubinstein (F-dur, zwei Bratschen) zur Aufführung. Rubinsteins Compositionen sind im Ganzen schon dadurch unerquicklich, daß ein unverkennbares Talent in ihnen von einer Masse Sinn- und Geschmackwidrigkeiten überwuchert und gefesselt wird. Fast keines seiner Werke kann man betrachten ohne durch einzelnes Schöne, Interessante und wirklich musikalisch Empfundene angezogen zu werden; aber fast in gleichem Grade stößt uns jedes derselben durch Ruhelosigkeit und oft eisige Kälte ab. Sein Geschmack kommt vor der Masse und der augenscheinlichen Flüchtigkeit seiner Production nicht zur Klärung, deshalb bleibt seine Form unfein. Seiner Empfindung fehlt nicht eine gewisse Kraft, aber diese gelangt nicht zur Reife der Selbsterkenntniß. Seiner Kunst mangelt die nothwendigste Bedingung, ein fester sittlicher Boden. Der Grundgedanke eines Werkes ist bei ihm oft nicht uninteressant, nur verliert er sich meist unter einer Menge von außen hereinbrechender Störungen, die ihn zu extravaganten und unverständlichen Seitensprüngen anstacheln, und dem Hörer den Faden der Nachempfindung vollständig aus der Hand reißen. Das erwähnte Quintett ist ruhiger, wie viele andere seiner Arbeiten, und enthält einzelne wirklich erfrischende Schönheitsmomente, zu denen man freilich auch hier durch viele Oeden und Leeren sich durcharbeiten muß. Wenn Rubinstein sich entschließen könnte seine Productionen der Masse nach auf ein Drittel zu beschränken und mehr in die Tiefe wie in die Bogenzahl hineinzugehen, so wäre von ihm sicher Besseres als er bisher geleistet zu hoffen.

Erwähnen wir noch eines neuen Streichquartetts von E. F. Richter, das aus sehr wohlgewählten Gedanken mit Feinheit, Formgeschick und Geschmack entwickelt ist, und eines den Stempel tüchtigen Strebens tragenden Klaviertrio von Jadassson — so haben wir den Kreis der uns gebotenen neuen Werke durchlaufen, und können uns einem andern Gebiete zuwenden.

Das Orcheſter wurde ſchon mehrfach als vorzüglich erwähnt, ſein Vortrag Beethovenſcher Symphonieen ſteht auf einer Stufe, die der Vollendung nahe iſt. Beſonders ausgezeichnet iſt das Streichquartett (unter Davids unmittelbarem Einfluß); es hat eine ungemein wuchtige Kraft und eine Feinheit im Crescendo und Diminuendo, wie ſie nicht leicht übertroffen wird. Einzelne Ausſtellungen laſſen ſich wol machen, kleine Unebenheiten (mitunter in den Blasinſtrumenten) und an ſich nicht erhebliche Verſehen kommen zuweilen vor, aber ohne die Vortrefflichkeit des Ganzen weſentlich zu beeinträchtigen. Auch der Technik räumt man hin und wieder etwas mehr Rechte als billig ein, ſo in einer an ſich ſehr ſchönen, aber doch der Schlagkraft des Forte gegenüber etwas zu weit gehenden Zartheit des Pianiſſimo, in der unmittelbaren Nebeneinanderſtellung mit größter Schärfe ausgeſprochener dynamiſcher Gegenſätze, zuweilen auch noch in dem richtigen Charakter und der Deutlichkeitsgrenze zu nahe tretenden Tempoübereilungen, wenn gleich bedeutend ſeltener wie in früheren Jahren. Aber von dieſen Einzelheiten und manchen Punkten in der Auffaſſung, über die man anderer Meinung ſein konnte, abgeſehen iſt der tüchtige im Orcheſter lebende und von Rietz mit Energie und Umſicht wacherhaltene Geiſt in jeder Beziehung hoch anzuerkennen. Die neunte Symphonie wurde zweimal gegeben und mit immer ſteigendem Intereſſe und wachſender Begeiſterung aufgenommen; demnächſt die andern Beethovenſchen Symphonien von der Eroica an, überdieß die Egmontmuſik, zwei Leonorenouvertüren, und die beiden op. 124 und 115; von Mozart die Symphonie in C-dur (mit der Fuge) und von Haydn zwei in B-dur. Die Schubertſche Cdurſymphonie zündet, außerordentlich ſchwungvoll geſpielt, immer in derſelben Weiſe, und von Schumann erregte die in B-dur ungetheilte Freude; ebenſo die zweite (C-dur), die allerdings noch weniger bekannt und nicht von ſo unmittelbar einnehmenden Formen wie jene iſt, aber doch Schumanns eigenthümlichſtes Weſen ſchon in freieſter Entfaltung in ſich trägt. Der ganze Plan des Werkes und beſonders des letzten Satzes mit ſeinen chorartigen Formen und Klangwirkungen erinnert etwas an die neunte Symphonie; möglich, daß Schumann eine ähnliche Idee zu Grunde gelegt hatte, vielleicht ſeine eigne Erhebung über die Leiden, welche ihn zur Zeit des erſten Entwurfes dieſer Symphonie gefangen hielten. Neben dieſen beiden Symphonieen wurde noch „Ouvertüre, Scherzo und Finale“ und die Ouvertüren zu Manfred und Genovefa gegeben; von Rietz die nach Form und Inhalt recht anmuthige Symphonie in Es-dur. Die in A-moll von Mendelsſohn könnte nun aber für einige Jahre ruhen, ohne große Sehnſucht nach ſich zu erwecken; ſeine ſehr ſchöne und ſinnreiche Ouvertüre zur Fingalshöhle findet dagegen noch immer lebhafte Theilnahme, allenfalls auch die „Meeresſtille ꝛc.“, die zur „ſchönen Meluſine“ macht nur ein matte Wirkung. Von Spohr war

die „Weihe der Töne“ und von Gade die Cmoll und Bdursymphonieen auf dem Programm.

Gades Symphonieen haben hier in kurzer Zeit die schnelle Vergänglichkeit alles dessen, was in der Kunst nicht unmittelbar vom Geist und der Wahrheit geboren ist, erfahren. Es ist wol nicht leicht ein Componist so schnell in der Gunst bei Künstlern und Publikum gestiegen und gefallen, wie Gade. Möglich, daß die gleich zu Anfang im Uebermaß ihm entgegengebrachte Anerkennung schon die schädlichen Folgen in sich trug, indem das in ihm nicht zu Entfaltung gelangte, was in einer ernsteren Lebensschule gereift wäre. An seinen Symphonieen interessirt im wesentlichen nur noch die allerdings oft ebenso glänzende wie eigenthümliche Klangschönheit; das für uns fremdartige des Nationalen in der Cmollsymphonie behauptet nur eine Zeitlang seinen Reiz, der aber zu schwinden anfängt, sobald man das Kunstwerk näher seinem Werth an sich nach zu betrachten anfängt. In der B-dur Symphonie ist Gades Versuch, von jenem Gebiet der nebelhaften Romantik mit ihren Schattengestalten ohne Fleisch und Blut und warmes Leben auf ein Allgemeineres sich emporzuschwingen, nicht ohne Erfolg geblieben, und das Werk erfreut auch heute noch in seinen meisten Theilen. Aber, sei es daß seine Phantasie sich leicht erschöpfte oder seine Arbeitskraft schnell ermattete, in jenen beiden Symphonieen und allenfalls der Comala scheint Gade das, was in ihm lag, vollständig ausgesprochen zu haben, und bei der anscheinenden Unmöglichkeit dauernd jenem Nebelkreise sich zu entziehen, hat er in seinen dazwischen oder später fallenden Werken nur mehr oder weniger dasselbe wiederholt, und ist Manierist geworden. — Der vorzüglichen Ausführung Cherubinischer Ouvertüren — Wasserträger, Abenceragen, Anakreon — ist noch rühmend zu gedenken, die Feinheit des Streichquartetts namentlich in der letzten ist unübertrefflich.

Von großen Chorwerken hatten wir nur eins, Paradies und Peri von Schumann. Die neueste Zeit hat kaum eine Tonschöpfung aufzuweisen, in der die Musik so unmittelbar Ausfluß der Dichtung ist. Schon die Wahl des Schumanns specifischer Empfindungsweise ungemein entsprechenden und an sich sehr musik- und poesiereichen Stoffes war ein glücklicher Griff; die wie für Schumann geschaffene Dichtung bot ihm die reichste Anregung zur Entfaltung seiner musikalischen Eigenschaften, die sich hier in einer Fülle und einem Glanz zeigten, wie in keinem seiner folgenden Werke ähnlichen Inhaltes. Das in märchenhaft orientalischem Glanze schimmernde Gewand der Dichtung umhüllt eine schöne allgemeine Idee von nachhaltiger Bedeutung; die zarte Aetbergestalt der Peri rückte er, ohne sie ihres überirdischen Glanzes zu entkleiden, uns menschlich nahe, indem er ihre tiefste Theilnahme am menschlichen Handeln und Leiden und ihre Sehnsucht nach dem höchsten Glück vom wärmsten mensch-

lichen Gefühl durchglüht erscheinen ließ. Ein unendlicher Reichthum frischer Melodien und musikalischer Gedanken ist in dem Werke niedergelegt, eine höchst interessante Behandlung der Harmonie trägt bedeutend zur charakteristischen und localen Färbung bei, und dabei sind die Wirkungsmittel im Allgemeinen sehr einfach und gehen nie auf einen unedleren Effect, sondern stets auf die Wahrheit und Schönheit des Ausdrucks. „Des Sängers Fluch" (nach der Uhlandschen Ballade mit Hinzuziehung einiger seiner Lieder in Handlung gesetzt) steht in jeder Beziehung tiefer. Lassen sich schon von vornherein gegen die Dramatisirung der Ballade und gegen die Zusammenstückelei mit andern Gedichten Zweifel erheben, so ist auch die Musik dazu nicht von großer Bedeutung. Die Productionskraft zeigt sich schon ermattet, die Phantasie verblüht; was in jenem früheren Werk wie von selbst sich bildet, wird hier mühsam gesucht und nur noch in einigen wenigen glücklichen Momenten gefunden. Der Ausdruck und die Melodie werden monoton und eckig durch die meist geschraubte Declamation, die Chöre sind unerheblich. Das Werk wurde im diesjährigen Armenconcert hier zum erstenmale gegeben.

Von älteren Werken wurde, wie erwähnt, nur das Mozartsche Requiem gebracht. Desto mehr war Mendelssohn vertreten, ein großer Theil des Chorwerken zugewiesenen Raumes wurde von Mendelssohnscher Vocalmusik ausgefüllt. Die Walpurgisnacht, das Finale der Oper „Loreley," der Psalm „Wie der Hirsch schreit," die Hymne „Herr neige dich zu mir" — lauter altbekannte Sachen, die man auch wol dem Chor zu Liebe, um ihn vor Anstrengung zu schützen, gerne immer wiederbringt. Allerdings muß man der Mendelssohnschen Chor- und Kirchenmusik zugestehen, daß sie durch ihre obenaufliegende leicht faßliche Lyrik, sowie durch sehr gesangliche Stimmführung den Sängern leicht und angenehm wird und sie wenigstens für Augenblicke bis zu einem gewissen Punkt mit fortreißt. Einen hohen Grad von Klangschönheit werden Mendelssohns Chöre immer für sich haben, wenn sie auch nur einigermaßen gut besetzt sind, aber näher betrachten darf man ihren eigentlichen Gehalt nicht allemal. Der Chor verweichlicht bei dieser Musik ebenso wie der Zuhörer. Aus dem überwiegend eleganten, wenn auch oft feinen und geistreichen Conversationston, in dem sie uns von den höchsten Dingen unterhält, ist keine Kräftigung für den Sänger und Hörer zu schöpfen, und die Energie Größeres zu geben und zu empfangen, und mit Nachdenken und Vertiefung in den Gegenstand einzudringen geht für beide verloren. Mendelssohn selbst war weit entfernt von der Absicht, dem Geschmack des Publikums in irgend einer Weise zu schmeicheln, auch in seiner Kirchenmusik ist er völlig aufrichtig nach seiner Ueberzeugung zu Werke gegangen, aber diese stand eben nur wenig erhaben über der der allgemeinen modernen Welt. Seine Kirchenmusik gefällt, weil man sie mit Behagen genießen kann, ohne durch den Ernst der Sache zu stark afficirt zu

werden. Daß von den wirklichen Kunſtverehrern, deren auch das Gewandhaus eine reiche Zahl in ſich ſchließt, hier nicht die Rede iſt, verſteht ſich von ſelbſt, es gilt der großen Maſſe, die bei allem Schaugepränge mit dem Intereſſe an der Kunſt doch im Grunde nichts weiter von ihr verlangt, wie angenehme Verkürzung einer von ernſteren Thätigkeiten freien Stunde. Man darf Mendelsſohns Kirchenmuſik nur in der Kirche hören, um die lebhafte Empfindung zu haben, daß ſie nicht dorthin gehört — iſt ſie dann aber etwa im Concertſaal an rechter Stelle? Aus Werken, die in ihrer Empfindung und Faſſung zwiſchen Kirche und Salon mitten inne ſtehen, wie die meiſten von Mendelsſohn, iſt kein reiner Kunſtgenuß zu ſchöpfen, der Zwieſpalt zwiſchen Idee und Form läßt es gar nicht dazu kommen, und das Reſultat iſt ſtreng genommen eine Verwirrung der Begriffe von der ganzen Kunſtgattung. So konnten durch die oft nicht zu beſtreitende ſinnliche Schönheit und eingängliche Faßlichkeit der Mendelsſohnſchen Kirchenmuſik ſogar einige Muſikverſtändige zu der Prophezeiung begeiſtert werden, daß Mendelsſohn endlich der wahre Meſſias der Kirchenmuſik und Bach ſein Vorläufer ſei. Als man aber mehr und mehr anfing auf dieſen ſelbſt zurückzugehen und ſein Verhältniß zu Mendelsſohn als das des Originals zur Nachbildung zu erkennen, zeigten ſich die Dinge in einem andern Lichte, und die Zeiten ſind vorüber, in denen Mendelsſohn das oberflächlichſte ſeiner geiſtlichen Werke, den „Lobgeſang“ mit dem dettinger Tedeum von Händel in einem Concert aufführen durfte, ohne die ſchärfſte Kritik hervorzurufen.

Von den im Gewandhauſe gegebenen Chorwerken Mendelsſohns iſt die Walpurgisnacht das friſcheſte; ſeine damals noch jugendkräftige Phantaſie fand in dieſer Dichtung eine weit entſprechendere Nahrung und Anregung, als ſie aus der Bibel und den Pſalmen jemals zu ziehen vermochte. In der That kann man an dieſem Werk, und dem erſichtlichen, oft bis zum Uebermuth geſteigerten Wohlgefallen, mit welchem ſein Schöpfer dieſes lebensvolle Bild voll Ernſt und Humor vor uns entfaltet, ſich noch ſehr erfreuen. Auch das Loreleyfinale enthält wirkſame Einzelheiten in den Geiſterchören und den decorativen Färbungen, die Leonore ſelbſt erweckt Theilnahme ſo lange die lyriſche Empfindung in ihr vorherrſcht; ſowie ſie aber zum feſten Entſchluß des Handelns — „Wie ich den Schleier hier zerreiße“ — gelangt, fehlt die wirkliche Leidenſchaft, und die Muſik wird von dem rein äußerlichen Motiv zu jenen Worten an faſt unedel. Der Pſalm „Wie der Hirſch ſchreit“ beruht, den guten Tonſatz abgerechnet, überwiegend auf äußerlichen Choreffecten, für deren Verwendung als Sopran mit Frauenchor, gemiſchter Chor, Sopranſolo, Männerſtimmen, Männerquartett mit Soloſopran aus dem Inhalt heraus ebenſowenig nothwendige Bedingungen zu finden ſind, wie für die muſikaliſche Behandlung einzelner Verſe, z. B. das Männerſtimmenforte „Was betrübſt du dich“. Die Phraſe zu den Worten „harre auf Gott“ und „Preis ſei dem Herrn von nun an bis in

Ewigkeit" schön, oder was doch wol der Zweck der religiösen Musik ist, erhebend finden zu können, muß man ein specifischer Anhänger dieser Schule sein.

Den Höhepunkt der Claviervorträge bildete das Spiel von Clara Schumann. Höchst bedeutend ist die freie Objectivität, mit der die Künstlerin Werke verschiedensten Inhaltes durchaus ihrem eigenen Geiste nach auffaßt, ohne doch mehr von sich selbst hinzu zu thun als gerade nöthig, um ihrem Vortrage die auch einer jeden reproductiven Kunstdarstellung natürliche individuelle Färbung zu geben. Ihre Vortragsweise zeigt bei aller poetischen Fülle das schönste Maaß der jedes Spiel mit einer Absicht auf äußere Wirkung ausschließenden Einfachheit, die nur aus einer harmonischen Gesammtwirkung aller Geistes- und Gemüthskräfte hervorgehen kann und niemals zu einer vereinzelten Thätigkeit des Verstandes oder Gefühls sich herüber- oder hinüberneigt. Ebenso ist dieser Künstlerin ihre vollkommene Technik nur das, was sie sein soll, freies Ausdrucksmittel, nicht mehr oder weniger. Hätte man im Abonnementsconcert von Frau Schumann auch lieber ein anderes Werk gehört wie das an sich schöne, aber hier sehr bekannte Gmollconcert von Mendelssohn (man sagt, die Claviere im Conservatorium spielten es von selbst), so entschädigte sie in einer Soiree besonders durch die Sonate op. 28 von Beethoven und durch mehrere Stücke von Schumann: Carneval, drei Stücke im Volkston (mit Violoncello) und das ungemein schöne Andante mit Variationen für zwei Claviere (op. 46.) Im letzteren hatte sie eine junge, auswärts noch wenig gekannte Künstlerin zur Seite, Fräulein Louise Hauffe, die, von Natur aus auf gleiche Richtung mit ihr gestellt, auch auf ähnlichen Wegen das ins Auge gefaßte höhere Kunstideal zu erreichen bestrebt ist. Für ihre künstlerische Natur und weit vorgeschrittene Bildung spricht recht beredt, daß sie (am dritten Gewandhausabend) das Schumannsche Amollconcert in allen seinen edlen Zügen mit schönem musikalischen Verständniß und gediegener Technik vortrug. Auch Herr J. F. Barnett und Frl. Jenny Hering (beide ehemals Schüler des Conservatoriums) zeigten sich als thätige junge Kräfte, beide haben wohlgebildete Technik und musikalischen Sinn.

Was die Namen der Herren Alexander Dreyschock, Alfred Jaell und Mortier de Fontaine zu bedeuten haben, weiß die Welt, deshalb begnügen wir uns mitzutheilen, daß sie drei Concerte von Beethoven spielten. Alexander Dreyschock versetzte uns durch den technisch ungemein fertigen Vortrag des Cmollconcertes in die nöthige kühle Verfassung, um nachher den realen Wirkungen eines eigens von ihm verfaßten Schlummerliedes zugänglich zu werden, und überrieselte uns dann mit den Trillerchen und Passagen einer an sich reizenden Bachschen Gavotte, um uns schließlich durch die Rhapsodie hongroise von Liszt aufzuschrecken und das Publikum zu anstandsmäßigem Beifall hinzureißen. Herr Mortier de Fontaine hatte bei seinem Auftreten unmittelbar nach

Clara Schumann wol nicht den Gedanken, um den Preis mit ihr zu ringen; sein Gdurconcert war trotz der gefrorenen Glätte des Passagenapparats nicht frei von Unreinheiten und geschmackwidrigen Härten. Sein Ton ist kalt — die Technik natürlich eminent. An einer bachschen Fuge, die ohne Hebung und Senkung monoton hinfloß, fehlte es auch nicht, leider aber am richtigen Verständniß dieses Stiles, dessen Absicht nicht gerade auf die Nachahmung eines einförmig hinplätschernden Wassers ausgeht. Alfred Jaell suchte uns im Esdurconcert zu überreden, daß große Bravour und schillernde Effecte mit dreifachem Piano und Forte hinreichend seien, um die reiche Gedankenschönheit und Tonfarbenpracht dieses Werkes wieder zu geben. Seine Fertigkeit ist allerdings außerordentlich, aber ohne durchweg klangschön zu sein; eine natürliche Kraft zeigt sich nicht grade in seinem Spiel, und die bedeutendsten Stärken werden mitunter zu Härten; auch übereilt er seine Passagen zuweilen. Der Cismollwalzer von Chopin, die Händelschen Eduroariationen und neben Händel — ein Galop fantastique der geschmacklosesten Art aus eigner Mache gingen mehr oder weniger auf Effect aus. In der dritten Kammermusik spielte Herr Jaell jedoch die große Dmollsonate von Schumann und das Bdurtrio von Schubert (op. 99) schon durch das Ensemble bedingt, bei weitem maßvoller, und die ihm wirklich eigenen großen technischen Mittel dienten hier willig einer weit mehr in den Geist der Werke eingehenden Auffassung. Besonders das Schubertsche Trio erweckte mit Recht großes Wohlgefallen.

Herr Sigismund Blumner aus Berlin erquickte uns im 17. Concert mit dem Fmollallegro von Mayer und einigen Einzelvorträgen — sein Auftreten stimmte gut zum ganzen Programm — beides war gleich nüchtern, und es wurde nicht einmal die Erwartung einer wenigstens energischen Technik erfüllt.

Auf Streichinstrumenten ließ von auswärtigen Künstlern Henry Vieuxtemps zuerst sich hören, und wenn man ihm auch eine gewisse Einseitigkeit, schon wegen des Vortrags nur eigener und an sich nichts weniger wie bedeutender Compositionen zum Vorwurf machen kann, so bleibt seinem Spiel doch ein männlicher Geist als wohlthuender Gegensatz zu dem abgeblaßten und verweichlichten modernen Virtuosenthum. Auch seine Technik an sich hat bedeutendes eigenes Leben, da sie von wahrhaft künstlerischem Feuer durchglüht ist. Herr Davidoff, Violoncellist aus Moskau, ist gleichfalls mit Achtung zu nennen; das Cello entspricht seinem musikalischem Naturell ungemein, ein feiner Geschmack, edler Ton und sehr bedeutende, dabei durchaus noble Fertigkeit geben seinen Vorträgen künstlerische Abgeschlossenheit. Ein Concert eigner Compositionen zeichnete sich vor einer Anzahl Virtuosenexperimenten durch gewählte Gedanken, bescheidene und gute Instrumentation, überhaupt durch anständige Haltung aus, wenn es seinem Spiel auch an Werth nicht gleich

kam. Herr Lauterbach aus München zeigte im Dmollconcert von Spohr viel Fertigkeit, tüchtigen und energischen Bogenstrich, festen und reinen Ton; wenn sein Spiel so biegsam wäre, wie es solid ist, würde es mehr erwärmen. Herr Jean Becker aus Baden erweckte besonders in zarteren Partien und im Allgemeinen durch musikalischen Geschmack Interesse. Endlich ist Herr Jacobson aus Mitau (ehemals Zögling des Conservatoriums) aus einer guten Schule hervorgegangen; seine technische Ausbildung ist ziemlich vorgeschritten, sein Vortrag erhebt sich jedoch nirgend über das Angenehme, eine spielende und pointirte, aber der künstlerischen Leidenschaft noch baare Zierlichkeit war vorherrschend — die Davidschen Variationen über ein russisches Thema gaben freilich auch keine Anregung, und um selbst mehr daraus zu machen war Herr Jacobson noch nicht frei genug von der Schule.

Daß das hiesige Orchester ausgezeichnete Künstler unter seinen Mitgliedern zählt, ist bekannt. Vor allen ragt David hervor. Derselbe trat mehremale auf, zuerst mit Spohrs Gmollconcert, das er bis auf die Einlage einer ganz unschönen Cadenz und die willkürliche Abänderung des Schlusses in sehr anerkennenswerther Weise vortrug. Von manchen Einzelheiten seines Spieles muß man allerdings absehen können, um ungetheiltes Wohlgefallen daran zu haben. Tadelnswerth sind die häufigen Uebertreibungen nach der empfindsamen Seite hin, die oft aus zu heftigem Angreifen entstehenden Klanghärten und die pointirende Manier im Spiel mit zu schroffen Gegensätzen — Mängel, die auch im Paulinerconcert bei Gelegenheit einer selbstcomponirten, der Entfaltung technischer Vorzüge sehr günstigen, musikalisch aber werthlosen „schottischen Phantasie" zu bemerken waren. Bei alledem muß indeß hervorgehoben werden, daß David mit dem Wesen eines wirklichen Künstlers an seine Aufgabe tritt und durch die Wärme seiner eigenen Hingebung auch den Zuhörer zu lebhafter Mitempfindung veranlaßt. Wenn das Interesse an seinen Vorträgen häufig dem Wunsche nach einer objectiv reineren und einfacheren Auffassung Raum läßt, so wird man doch nur selten theilnahmlos bleiben. Seine Thätigkeit als erster Vorgeiger beim Gewandhaus findet verdientermaßen die allgemeinste und unbedingteste Anerkennung. Herr Concertmeister Raimund Dreyschock bestätigte auch in mehrmaligem Auftreten die bekannten Vorzüge seines Spieles, dessen Correctheit bei leichter Beherrschung großer Schwierigkeiten sich mit einem reinen und wohlklingenden Ton verbindet und seine Leistungen namentlich nach der technischen Seite wohl abgerundet hinstellt. Herr Fr. Grützmacher, erster Violoncellist, hat kraftvollen Ton, und ausgezeichnete Technik. Herr B. Landgraf, erster Clarinettist im Orchester, behandelt sein Instrument technisch und musikalisch meisterhaft, und gab einen neuen Beweis dafür im Weberschen Concert.

Als Sängerin für die Concertsaison war Fräulein Ida Danneman an-

gestellt: Feste Anstellung einer Sängerin für den Winter hat schon das Gute für sich, daß man den Wechselfällen des launischen Glückes in Betreff des Sologesanges nicht so ausgesetzt ist, und die Erörterungen der Sängerinnenfrage das Interesse des Publikums nicht mehr in Anspruch nehmen wie die Sache selbst. Man weiß, was man hat und sucht mit seinen Ansprüchen sich einzurichten, besonders da vereinzeltes Auftreten bedeutender Künstler dadurch keineswegs verhindert wird. Ein Uebelstand ist allerdings, daß durch die stete Bereitschaft der angestellten Sängerin ein williges Aushilfsmittel zur Füllung etwaiger Lücken des Programms geboten ist. Außerdem wird auch das Repertoir sehr leicht einseitig: es muß sich entweder nach den Kräften der Künstlerin einrichten, oder die Ausführung der über ihren Kreis hinausgehenden Gesangstücke wird unzulänglich. Fräulein Dannemann trat in sieben Concerten mit 10 Arien und 6 Liedern auf, in ferneren fünf im Solo und Ensemble und außerdem in der Matthäuspassion am Charfreitage. Die Natur scheint ihr ziemlich bestimmte Grenzen gezogen zu haben. Ihre ansprechendsten Leistungen waren die zweite Sopranpartie in Paradies und Peri, die Arien „Weh" uns" aus Hans Heiling, „Höre Israel" und „Kehret wieder goldne Tage" von Mendelssohn. Der richtige Ton in diesen Sätzen ist allerdings kaum zu verfehlen; ihren Mozartschen Arien fehlte jedoch schon das unmittelbare Verständniß des Gedankeninhaltes, und infolge dessen die freie Belebung, welche durch reines Einstudiren nicht erreicht werden kann. Händelsche Arien, deren sie mehrere sang, darunter „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", liegen ihr bereits sehr fern, ebenso die Sopranpartie in der Matthäuspassion, und die Wahl einiger durchaus auf gemüthstiefen Vortrag hingehender Lieder war bei ihrer Indisposition dafür geradzu ein Mißgriff. Aber ihr Gesang hat auch manche gute Seiten, ihre Stimme ist wohlklingend, wenn auch wenig biegsam und nicht grade sehr bedeutend an Toninhalt und Umfang. Intonation und Gehör sind rein und gut, ihre Aussprache überwiegend deutlich. Jedenfalls ist ihre Anstellung am Gewandhause eine vortreffliche Schule für sie gewesen, deren anregende Einflüsse ihren weiteren Bildungsgang, wie zu erwarten steht, leiten werden.

Von bedeutenden Notabilitäten des Gesanges ist Frau Bürde-Ney zu erwähnen; sie trat mehremal auf und imponirte wie immer durch ihre große Auffassung (die nur in der Peri zuweilen an unrichtiger Stelle war), ungemeine Kraft und dramatischen Schwung in der Ocean-Arie, als Leonore im Loreley-Finale ꝛc. Wenn auch ihr Organ merklich an Frische verloren hat, so ist sie nichts destoweniger noch immer eine der ersten deutschen Sängerinnen. Frau Krebs-Michalesi wirkte in den Arien Ecco il punto aus Titus und Bel raggio aus Semiramis unmittelbar durch ihre verständnißvolle Auffassung, ihre Kraft und dramatische Wahrheit und ihre tadellose Aussprache;

weniger ſchön iſt der männliche Tenorklang ihrer ohnehin nicht mehr ganz friſchen Stimme. Zwei Lieder von Krebs (völlig unbedeutend) erhielten das einzige Intereſſe durch ihren Vortrag. Frau v. Milde erfreute uns in der Fidelio-Scene „Abſcheulicher", indeß ohne gerade zu begeiſtern; die zarteren Stimmungen kamen allerdings von einer außerordentlichen Empfindungsfeinheit durchdrungen ſchön zur Geltung, aber der herriſchen Charakterſeite der Leonore fehlte die beſtimmte Ausprägung. Herr v. Milde ſtand ihr in den hier von dem Künſtlerpaar ſchon oft geſungenen Duett aus dem fliegenden Holländer zur Seite.

Der hier ſehr beliebte Sänger Stockhauſen zeichnet ſich durch treffliche Geſangbildung, ungemeine Beweglichkeit der Coloratur und ſchöne umfangreiche Stimme aus. Seine Natur und Kunſtrichtung iſt mehr auf Eleganz wie auf Empfindungstiefe geſtellt, im leichteren Genre bewegt er ſich mit außerordentlicher Freiheit und vielem Glück, auf dem Gebiet des Ernſten iſt er weniger glücklich. Zwei Arien (von Caraffa und aus der diebiſchen Elſter) ſang er vortrefflich, ebenſo leichtere Lieder; die Gefühlsgröße Händelſcher Geſtalten dagegen liegt ihm fern, auch hat ſeine Stimme dazu nicht einfache Kraft genug.

Die ſechs Kammermuſiken im Gewandhauſe zeichneten ſich durch gewählte Programme aus. Unter anderm wurden auch drei der letzten Beethovenſchen Quartetten gemacht, op. 130 B-dur, op. 131 Cis-moll und an ſeinem Todestage op. 135 F-dur. Die Meinungen über dieſe letzten Quartetten ſind unter Künſtlern und Liebhabern noch getheilt, und werden auch nicht leicht zuſammenkommen; wenn auch die unbedingte Meinung mancher Enthuſiaſten, daß dieſe Werke das höchſte der Quartettmuſik ſeien, durch mehr wie eine Erfahrung an andern Beethovenſchen Schöpfungen ſelbſt widerlegt wird, ſo ſind doch Ausſprüche darüber von Oulibiſcheff und Conſorten, denen dieſe Werke allerdings nicht überall in die zurechtgelegten Schemas hineinpaſſen, noch weit weniger zu billigen. Beethoven führt uns hier mehr in da myſteriöſe Reich der Ahnungen, als daß er beſtimmte Vorſtellungen, an denen wir uns zur Erkenntniß des Ganzen halten können, erweckt. Die Melodie wurde in allen Stimmen ſelbſtſtändiges Organ ſeiner hier bis in jeden Ton durchgeiſtigten Empfindung und Ausdrucksweiſe, woraus eine Polyphonie hervorging, die ähnlich der Bachſchen, in ihrer individuellen Ausprägung jeder einzelnen Stimme allerdings mitunter zu Härten und Reibungen, und für den Unverſtand ſeiner Kritiker zu falſchen Harmonien wurde.

Neben dieſen drei Werken war die Ausſtattung der Abendunterhaltungen ſehr reich; es wurden außerdem gemacht: von Beethoven Quartett G-dur op. 18, Quintett C-dur op. 25, Serenade in D op. 8. Von Haydn: Quartett in D-moll; Mozart: Quintett in G-moll, Quartett in Es; Schubert: B-dur Trio op. 99. C-dur Quintett; Weber: B-dur Clavierquartett; Cherubini:

Quartett in Es; Schumann: Violinsonate D-moll op. 121; Mendelssohn: Quartett in Es op. 44. Capriccio op. 81. Des Quartets von Richter, Quartetts von Rubinstein und des Claviertrio von Jadassohn ist schon Erwähnung geschehen. Konnte man einen Wunsch haben, so mochte es der sein, Schumann etwas reicher auf dem Repertoir vertreten zu sehen.

Die Besetzung des Quartetts ist anerkannt vortrefflich: Erste Geige Herr Concertmeister David und an drei Abenden Herr Concertmeister Dreyschock; zweite Geige: Herr Röntgen, einigemale Herr Haubold; Viola: Herr Herrmann, zweite im Quintett Herr Hunger; Violoncell: Herr Friedr. Grützmacher, zweites Herr Leopold Grützmacher. Das Zusammenspiel ist stets ausgezeichnet, die Klangwirkung namentlich in zarten Partien immer sehr schön, in starken, bisweilen durch Härten beeinträchtigt; die Auffassung jederzeit eindringend, verständnißvoll, von künstlerischem Geiste beseelt, wenn auch mitunter durch zu scharf abgesetzte Contraste etwas unruhig.

Einige musikalische Ereignisse außerhalb des Gewandhauses mögen hier noch kurz berührt werden. Der Aufführung der Matthäuspassion von Bach am Charfreitag in der Thomaskirche ist schon Erwähnung geschehen, sie war, besonders in den Chören und Chorälen ziemlich matt und eintönig und die erste, wenn auch, wie sehr zu fürchten steht, keineswegs die letzte Veranlassung den durch Rietz' Abgang erlittenen Verlust lebhaft zu bedauern. Die Soli waren: Jesus: Herr Behr, Evangelist: Herr Otto aus Berlin, Altpartie: Fräul. Jenny Meyer; Sopran: Fräul. Dannemann. Bei aller Hochstellung dieses erhabensten Werkes ist doch zu fordern, daß man in Zukunft auch andere bedeutende Meisterwerke berücksichtige. Es wäre nur Gerechtigkeit gegen andere Tonschöpfungen desselben Geistes (Händelsche Oratorien u. dgl.), wenn die Matthäuspassion von jetzt an alle zwei oder drei Jahre mit andern kirchlichen Werken abwechselnd gegeben würde. — Der Riedelsche Verein führte die hier vor einer Reihe von Jahren nur einmal von E. F. Richter gemachte große D dur Messe von Beethoven auf. — Die Euterpe (in der zweiten Hälfte nach dem Abgang ihres bisherigen Dirigenten, des Herrn Langer unter Leitung des Herrn v. Bernuth) bot manches interessante Programm, und auch mehreren jüngern Künstlern Gelegenheit, dem Publikum in empfehlender Weise sich vorzustellen. So zweien wohlbegabten und recht vorgeschrittenen Sängerinnen aus Prof. Götze's vortrefflicher Schule: Fräulein Eicke und Emilie Wigand; außerdem unter andern den Herren L. Grützmacher, Violoncellist, Hégar aus Basel, Violinspieler und B. Rollfuß, Clavierspieler. Eine neue Ouvertüre von August Horn zeigte musikalische Empfindung, recht anmuthige Melodie, und geschickte Behandlung des Tonsatzes und der Instrumentation. v. D.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig

Der Schluß des Landtags.

Von der preußischen Grenze.

„Wenn auch Meinungsverschiedenheiten über wichtige Fragen stattfinden, in Einem Gefühle sind — ich spreche es mit hoher Genugthuung aus — alle deutschen Regierungen .. mit Mir ... einig, in der unerschütterlichen Treue für das gemeinsame Vaterland und in der lebendigen Ueberzeugung, daß die Unabhängigkeit der Nation und die Integrität des vaterländischen Bodens Güter sind, vor deren Bedeutung alle innern Fragen und Gegensätze weit zurücktreten."

Diese Worte der Thronrede würden überall den erhebendsten Eindruck zurücklassen, wenn sich dem Unbefangenen nicht sofort einige unabweisbare Fragen aufdrängten.

Ueber das Gefühl der deutschen Regierungen wie der verschiedenen deutschen Stämme herrscht überall die beste Meinung; weniger darüber, ob das Gefühl überall so mächtig ist, andere widersprechende Gefühle zum Schweigen zu bringen und sich zur Einsicht, zum bestimmten Willensact zu erheben.

Das Gefühl aller deutschen Regierungen wie aller deutschen Stämme sagt unzweifelhaft: niemals darf die Rheinprovinz in fremde Hände fallen, und sollte Deutschland sich deshalb die Gefahr eines Krieges auf Leben und Tod, eines Krieges gegen Frankreich und Rußland zugleich aussetzen.

Daß Gefühl reicht indeß noch nicht aus, die Gefahr, die Niemand leugnet, zu beseitigen. Die Vorbereitung auf diese Gefahr verlangt etwas Thatsächliches. Und die Thatsachen geben kein günstiges Zeugniß.

Preußen hat in ernstester Weise erklärt, die Bundesbestimmungen über die Kriegsverfassung seien praktisch unausführbar, und Preußen müsse zu seiner eignen Sicherheit und zur Sicherheit ganz Deutschlands eine Reform derselben beantragen. So viel bis jetzt bekannt, haben nur wenige Regierungen sich mit dem Antrag einverstanden erklärt, die große Majorität derselben beharrt

auf der alten Form. Herr v. Borries droht, die „Hegemoniegelüste Preußens“ durch Bündnisse der Mittelstaaten untereinander, resp. mit Andern abzuwenden. Verständigungen unter den Mittelstaaten sind anerkannter Weise vorhanden, sie haben anerkannter Weise nicht den Zweck, einer Verständigung mit Preußen in die Hände zu arbeiten. Oestreich erklärt in einer Circularnote — deren Inhalt mehrfach berichtet und nirgend widerlegt ist — es werde keine Veränderung der organischen Bundesbestimmungen dulden; es erklärt nebenbei, es wolle so lange als möglich in den europäischen Conflicten neutral bleiben, und nur bei ganz strikten Vertragsbestimmungen sich gebunden fühlen. — Das schmeckt nicht sehr nach einer Verständigung, so edel auch die Gefühle sein mögen, welche die verschiedenen deutschen Regierungen beseelen. Armeen werden nicht mit dem Gefühl commandirt, Schlachten nicht mit dem Gefühl gewonnen. Oder sollte Preußen in Bezug auf die Bundeskriegsverfassung eine andere Meinung gewonnen haben? Eine andere Stelle der Thronrede spricht dagegen.

„Die Grundsätze, welche Meine Regierung im Verhältniß zum deutschen Bund, und zu den der Bundesversammlung vorliegenden hochwichtigen Angelegenheiten leiteten, sind Ihnen im Lauf der Session dargelegt worden. Meine Regierung wird auch fernerhin an denselben festhalten, und ich werde fortfahren, in der Wahrung anerkannter Rechte Andrer die Wahrung des eignen Rechts zu erblicken.“

Der letzte Passus bezieht sich doch wol auf Kurhessen; wieder eine Frage, welche das patriotische Gefühl auf eine schwere Probe stellen wird. Und der Conflict steht nahe bevor; denn Preußen hat so entschieden als sich nur denken läßt, gegen die Rechtsgültigkeit des betreffenden Bundesbeschlusses protestirt, während Kurhessen in der Lage ist, mit nächstem in Folge jenes Bundesbeschlusses sich die Garantie für die octroyirte Verfassung vom Bunde ertheilen zu lassen. Herr v. Schleinitz hat auf Befragen versichert, die Eventualitäten jenes Protestes seien aufs reiflichste überlegt; wir gestehn aber offen, daß wir uns diese Eventualitäten, angesichts einer Nothwendigkeit Deutschland militärisch zu einigen, nicht genau ausmalen können. Die badische Regierung hat vor kurzem ihren Ständen eine Erklärung abgegeben, die wir zwar nicht ganz verstehn, in der wir aber die gute Absicht, zwischen den entgegengesetzten Ansichten eine Vermittelung anzubahnen, gern begrüßen. Die einzige erträgliche Vermittelung scheint zu sein, daß Kurhessen bewogen wird, von seinem Garantieverlangen Abstand zu nehmen.

Es sind über diese Sachlage in beiden Häusern des Landtags verschiedne Reden gehalten, die sich nicht durchweg durch überzeugende Gründe auszeichnen. Aus einer Rede, die uns sonst am wenigsten gefallen hat — der Rede des Abgeordneten Stahl — heben wir einen Passus hervor, den wir leider nicht

als falsch bezeichnen können. „Von dem Standpunkt, der von dem Dichter mit den Worten bezeichnet werde: recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst: könne man sich eine Politik Cavour wie eine conservative" (d. h., wie nachher erläutert wird, legitimistische) „gefallen lassen, aber was man sich nicht gefallen lassen könne, das sei eine Abwechselung zwischen beiden . . . Es sei ein weiser Rath des Polonius: suche keine Händel, aber wenn du in Händel geräthst, führe sie so durch, daß dein Gegner sich vor dir fürchtet. Man könnte mitunter auch das Entgegengesetzte hören: suche Händel mit Jedermann und führe sie so, daß keiner sich fürchtet."

Wie gesagt, der Passus hat unsern ganzen Beifall; aber mit grenzenlosem Erstaunen lesen wir, daß er „große Heiterkeit" des Herrenhauses erregt; großes Wehklagen wäre natürlicher gewesen. Mit nicht geringerem Erstaunen hören wir die Vorschläge des Redners selber an, der im ersten Theil seines Vortrags der Regierung empfiehlt, sich den Ansichten Oestreichs und der Mittelstaaten zu fügen; im zweiten Theil dagegen erklärt: „wenn sich Preußen in der von den Mittelstaaten verlangten Weise majorisiren lasse, so habe Preußen aufgehört; es werde Preußen dann zum Vasallen der andern Staaten werden." Mit dieser bodenlosen Begriffsverwirrung ist man nicht im Recht, das Ministerium zu kritisiren, und wenn Stahl, nachdem er vorher die Heiterkeit des hohen Hauses erregt, zum Schluß in den Prophetenton verfällt, so mag das für sein rednerisches Talent sprechen, gewiß spricht es nicht für sein staatsmännisches. Sobald ein Staatsmann declamirt, dankt er ab.

Ueberhaupt haben uns die Reden der feudalen Partei — namentlich auch die des Grafen Arnim Boitzenburg, dem wir früher etwas besseres zugetraut — von einer Wahrheit überführt. Wir hatten im Stillen immer die Möglichkeit im Auge, daß für den Fall eines nicht vollständig durchgeführten Einverständnisses zwischen dem Regenten und dem gegenwärtigen Ministerium vorübergehend ein feudales Ministerium eintreten könne. Diese Möglichkeit ist jetzt völlig abgeschnitten. Was die Feudalen über auswärtige Politik vorgebracht haben, ist von der Art, daß ihnen gegenüber Herr v. Manteuffel, der Mann von Olmütz, als ein Politiker ersten Ranges erscheint. Mit der Regierung dieser Männer ist, nicht blos in Bezug auf die innern Angelegenheiten, das Fortbestehen Preußens in der alten Bedeutung unvereinbar. Wer jetzt noch — angesichts der herrlichen Vertretung dieses Princips durch den Grafen Montemolin — das abstracte Princip der Legitimität predigt, und von ihm aus die verwickelten Fragen der Staatsklugheit entscheiden will, gehört ins — — wir wollen sagen, gehört nicht ins Ministerium.

Es ist nicht gut, einen ernsten Schaden verhehlen zu wollen. — Das Einverständniß in Bezug auf die äußern Angelegenheiten besteht zwischen den

preußischen Politikern fast ebensowenig, als zwischen den deutschen Regierungen. Hier wie dort gehn die Wünsche sehr weit auseinander. Wir wollen versuchen, wenigstens diejenigen Punkte festzustellen, über welche Alles einig ist, und mittelst deren ein Schluß festgestellt werden kann.

Alle Parteien sind darin einig, daß eine Politik Cavour oder Haugwitz für Preußen undenkbar ist. Diese Ueberzeugung ist so laut und energisch ausgesprochen, daß es Raserei wäre, auch nur den leisesten Hintergedanken einer solchen Politik zu hegen, wenn sie überhaupt irgendwo gehegt worden sein sollte. Die Sache liegt einfach so: wir können Frankreich nichts bieten, was uns als unabhängigen Alliirten erscheinen ließe; wir dürfen ihm nichts bieten, was uns in Abhängigkeit versetzt.

Da die Sache so steht, da ferner an einem russisch-französischen Bündniß nicht zu zweifeln ist, so ist die nothwendige logische Folge, daß wir das Bündniß mit unsern deutschen Stammverwandten enger knüpfen müssen. Die Frage ist, wie das geschehn soll, da die deutschen Regierungen dazu nicht sehr geneigt scheinen.

Ferner stimmen alle Parteien Preußens darin überein, daß auf das Ansinnen der Mittelstaaten, durch Majoritätsbeschlüsse die volle Souveränetät Preußens zu beschränken, nicht eingegangen werden könne. Auch hat die feudale Partei — durch das Organ des Hrn. v. Blankenburg — erklärt, die Garantie Venedigs für Oestreich sei ein zu theurer Preis für das Bündniß dieses Staats.

Alle stimmen darin überein, daß es für Preußen die schlechteste Politik wäre, abzuwarten, was etwa geschehen könne; es käme darauf an, zu handeln, zunächst sich zu engagiren.

Aus diesen Prämissen einen logischen Schluß zu ziehen, ist nicht leicht, da sie sich anscheinend widersprechen. — Wir wollen es doch versuchen, indem wir jenes Citat Stahls aus Schiller ins Prosaische übersetzen: Credit hat, von dem man annimmt, daß er weiß, was er will.

Preußens Einfluß auf die deutschen Regierungen wird wenigstens zum Theil dadurch paralysirt, daß man nicht weiß, wie weit das Ministerium der wirkliche Ausdruck der Regierung ist. Die Sache liegt so.

Graf Arnim-Boitzenburg hat die Behauptung, mit dem Herrenhause sei nicht zu regieren, für eine „unwahre, ja lügenhafte" erklärt. Was er zum Beleg anführt, will nicht viel sagen, aber mit der folgenden Modification jener Behauptung wird er wol selber einverstanden sein: mit dem gegenwärtigen Herrenhause kann das gegenwärtige Ministerium nicht regieren, ohne Preußens Stellung im Ausland aufs schlimmste zu gefährden. — Nicht, daß die wichtigsten Gesetzvorlagen — Eherecht, Ausgleichung der Grundsteuer, Aufhebung der Wuchergesetze u. s. w. — im Herrenhause verworfen sind,

nicht darin liegt das Bedenkliche, obgleich schon dieser Conflict ernst genug ist; sondern in dem verächtlichen Ton, in welchem über die Tendenz des Ministeriums (von den Personen können wir absehn) durchweg im Herrenhause gesprochen wird. Noch in den letzten Tagen, wo das Herrenhaus sich selbst zum Gegenstande machte, ist die Trennung zwischen dem Willen der Krone und dem Willen des Ministeriums auf das schärfste betont worden, und das letztere als ein Organ der Majorität der Abgeordneten, d. h. nach der Vorstellung der Feudalen, als ein Organ der Demokratie, und der Krone schädlich, wenigstens mittelbar bezeichnet worden.

Nun ist aber das Ministerium das einzige Organ, durch welches die Krone mit dem Ausland verkehrt, und dieses wird um so leichter veranlaßt, auf die ministeriellen Eröffnungen ein geringes Gewicht zu legen, da es nur in dem Willen der Krone liegt, dem Conflict ein Ende zu machen.

Die Verstärkung des preußischen Heeres, auch wenn alle Kräfte angespannt würden, genügt allein nicht, da man schwerlich annehmen wird, es könne gegen Deutschland geführt werden. Die Armee ist doch immer nur ein — freilich sehr werthvolles — Organ des Willens; sie kann den Willen selbst nicht ersetzen.

Graf Arnim-Boitzenburg hat das Ministerium aufgefordert, sich dem Herrenhause anzuschließen, „dessen Elemente eng mit dem Vaterlande verwachsen seien. Ohne feste aristokratische Elemente sei in Preußen eine Regierung eine Seifenblase." Andere Redner sind noch weiter gegangen. — Jene Behauptung beruht aber auf einem augenscheinlichen Irrthum.

Das Herrenhaus beruht nach seiner gegenwärtigen Zusammensetzung — deren Legalität wir nicht anfechten wollen, weil, wie sie auch zu Stande gekommen, sie nachträglich als integrirender Theil in die Verfassung aufgenommen ist — hauptsächlich aus drei Elementen: den Standesherren, den Vertretern aristokratischer Corporationen und den durch das Vertrauen der Krone berufenen Mitgliedern — die wenigen Bürgermeister u. s. w. wollen nicht viel sagen. — Von diesen drei Elementen ist das erste das am wenigsten preußische; die Söhne dieses hohen Adels treten mit besonderer Vorliebe in östreichischen Dienst; ihre Stellung gegen den Staat, nach Rechten und Pflichten, ist eine Ausnahmestellung. Das zweite ist preußisch, gehört aber nur in die Reihe der anderweitig berechtigten Elemente, der städtischen u. s. w. Was das dritte betrifft, so ist die Berufung leider unter dem Einfluß einer bestimmten politischen Strömung erfolgt: es vertritt nur eine Partei, und zwar das Extrem der Partei.

Die Idee des Herrenhauses in Preußen entspringt einer Doctrin, der Nachahmung des englischen Oberhauses, die doch für unsere preußischen Verhältnisse nicht paßt. — Indeß darauf zurückzukommen, ist unmöglich, weil es

einmal zur Verfaſſung gehört. Die Frage iſt, wie weit es eine Reform ertragen kann?

Das einfachſte Mittel ſcheint, durch einen großen Pairsſchub ad hoc eine Majorität zu gewinnen, um mittels derſelben eine Abänderung der Verfaſſung und eine neue Geſtaltung des Herrenhauſes herbeizuführen. — Der Weg hat viele Bedenken, denn er iſt zwar nicht eine Verletzung, aber doch eine Umgehung des geſetzlichen Zuſtandes, gegen die das Rechtsgefühl ſich ſträubt. Er kann nur im äußerſten Fall angewandt werden.

Ein zweiter Weg wäre die Ernennung wirklicher Pairs mit liberaler Geſinnung, was etwa auf eine Verdoppelung des Hauſes herauskäme. Hier iſt die große — faſt unüberſteigliche Schwierigkeit, daß es an Material fehlt, wenn das Haus nicht der Spott des Landes werden ſoll. Preußen iſt eben nicht groß, ſeine Ariſtokratie nicht ſtark genug, um ein Oberhaus im britiſchen Sinn zu tragen.

Doch bleibt noch ein Mittelweg. Wir ſind überzeugt, daß ein großer Theil derjenigen Mitglieder des Hauſes, die jetzt eine compacte Majorität bilden, ſich dem beſtimmt ausgeſprochenen Willen der Krone auf die Länge nicht widerſetzen werde — einige Beiſpiele ſind ja ſchon vorgekommen. Dieſer Wille kann ſich nur dadurch ausſprechen, daß einige dreißig Männer, deren geſellſchaftliche Stellung ſie zu Mitgliedern des Herrenhauſes eignet, und deren Geſinnung zuverläſſig iſt, als eine compacte miniſterielle Partei in das Haus geſchoben werden, das jetzt den Eindruck einer bloßen Parteiverſammlung macht. Vielleicht hätte in Kurzem dieſe Oppoſition im Hauſe die Majorität.

Manche überweiſe Politiker halten es vielleicht für ſehr erſprießlich, daß Herren und Abgeordnete, daß Ariſtokratie und Demokratie ſich die Wage halten, um der Krone freies Spiel zu laſſen. Dieſe fixirte Anarchie iſt aber der Tod des Staats.

Die Abgeordneten haben durch Annahme der außerordentlichen Militärbewilligung ein ſchweres Opfer gebracht, ein ernſtes Zeugniß für ihre Hingebung an die Krone abgelegt. Sie *mußten* es bringen nach unſerer Ueberzeugung, denn der Staat mußte Angeſichts der drohenden Gefahr ſeine Wehrkraft ſtärken. Aber das Herrenhaus hat ſich beeilt, dieſe Vorlage ſo zu deuten, daß die Wehrkraft nicht gegen den äußern Feind, ſondern gegen die Demokratie, gegen den Liberalismus, gegen das Parlament gebraucht werden ſoll: es iſt ausdrücklich geſagt worden, daß mit der neuen Militärorganiſation eine parlamentariſche Verfaſſung unvereinbar ſei. — Der Finanzminiſter hat kräftig und brav darauf geantwortet; möge er und ſeine Collegen ſich daran erinnern, daß ihnen ein großes Vertrauen geſchenkt iſt, für das ſie Rechenſchaft werden geben müſſen, und daß grade jetzt, wo die Kammern ſchweigen, die Zeit gekommen iſt, nicht blos durch Worte, ſondern durch Thaten jene Deutung Lügen zu ſtrafen. ††

Literarische Streifzüge.

Von Spohrs Selbstbiographie (Göttingen, G. H. Wigand) sind die beiden ersten Lieferungen erschienen; nach Vollendung des Werks, das einer der interessantesten Beiträge zur neuern Kunstgeschichte zu werden verspricht, geben wir eine ausführliche Mittheilung.

Von Fernan Caballeros ausgewählten Werken (übersetzt von Lemcke und Ferd. Wolf) (Paderborn, Schöningh) sind vier neue Bände erschienen; sie enthalten außer einer kleinen Criminalgeschichte („das Glück schenkt nichts, leiht nur;") zwei größere Romane: „Elia und Lagrimas." Ueber die mittelalterlich katholische Romantik der Verfasserin ist schon früher das nöthige gesagt. Der zweite Roman enthält zwar auch einige bedeutende Charakterzüge, aber der Inhalt entspricht zu sehr dem Titel, die Heldin ist zu schwächlich, thränenreich und leidend, und der Contrast ihres scheußlichen Vaters Roque und ihrer Freundin, der stolzen und lustigen Reina genügt nicht, das blasse Bild etwas lebhafter zu färben. Dagegen ist Elia ein sehr anziehendes Gemälde: nicht die eigentliche Liebesgeschichte mit der klösterlichen Tendenz, aber die alte gute Dame Donna Isabel Orrea, Wittwe des Bürgermeisters von Sevilla Don Manuel Farosan y Calatraoa ist eine prächtige Figur, und ihre sämmtlichen Umgebungen, die adelstolze Schwägerin und die französisch gebildete Nichte, mit sämmtlichen Bedienten und Zofen, sind ein vortreffliches Genrebild.

Eine wohlgeschriebene Reisegeschichte sind die „Alpenbilder aus Tirol" von Eduard Frh. v. Badenfeld (Leobschütz, Hensel) mit zahlreichen geschickt eingewebten Erzählungen.

Hermann Brandes Trauerspiel „Cajus Gracchus" (Braunschweig, Meyer) hat den Fehler, daß kein eigentlicher Wendepunkt da ist. Die beiden Parteien bekämpfen einander, die Demokratie unterliegt, es ist eben ein blos äußerliches Verhältniß; denn daß Gracchus Schwester ihren Gemahl Scipio umbringen läßt, hat auf den Ausgang keinen Einfluß. Viel geschickter hat vor einigen Jahren Heydrich den ältern Gracchus behandelt: hier fordert Tiberius in der Consequenz seiner Entwürfe durch einen Rechtsbruch sein Schicksal heraus, und so wird uns Grund und Folge der Handlung gegenwärtig.

Oswald Marbach hat das Nibelungenlied und den Sophokles übersetzt (Leipzig, Lorck); das erste ist an sich eine undankbare Aufgabe, denn da man sich von der alten Sprache doch nicht ganz frei machen kann, an die

man schon durch den gleichen Vers gebunden ist, bleibt das Modernisiren immer auf halbem Wege stehn. Gleichwol tragen alle diese Versuche dazu bei, das herrliche Gedicht, das immer noch mehr gelobt als gelesen wird, in größern Kreisen zu verbreiten. — Im Sophokles hat der Uebersetzer den Trimeter durch den fünffüßigen Jambus, die Chöre durch gereimte Verse ersetzt. Für das erste läßt sich manches anführen, das zweite, an sich bedenklich, ist hier entschieden mißlungen. Der gereimte vierfüßige Trochäus, aus Müllner bekannt, ist ein entsetzlich einschläferndes Versmaß. Für manche Wunderlichkeiten finden wir keinen Grund; so wird z. B. mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache werth wäre, Antigône skandirt, ferner Oidîpus, Odysseus (als Creticus) u. s. w. — Ist das nun griechisch oder deutsch oder was sonst?

Ein vortreffliches Unternehmen ist der „Hausschatz der schwedischen Poesie." Eine schwedische Anthologie und Literaturgeschichte in Proben mit gegenüberstehender Uebertragung in Prosa und kurzen literarhistorischen Einleitungen und Charakteristiken von Gottfried v. Leinburg (Leipzig, Arnold). Die Herausgabe beginnt mit dem 3. Bd. „Gothische Schule, 1810—1857:" Geijer, Tegnèr, Ling, Afzelius, Beskow, Nikander, Lindeblad; Dichter, die sich zum Theil schon in Deutschland eingebürgert haben und die man hier mit Vergnügen im ursprünglichen Gewande ansehn wird. Die geschichtlichen Einleitungen enthalten das Nöthige. Ueber den Werth dieser Dichter, soweit der Ausländer ihn beurtheilen kann, ein andermal.

Ein sehr zeitgemäßes Unternehmen ist das „Album plattdeutscher Gedichte", herausgegeben von Hermann Eschenhagen (Berlin, Schotte). — „Pandora." Ein weltpoetisches Stammbuch von Maria von Andechs (Leipzig, Arnold). Eine Sammlung von Sinnsprüchen für Frauen, die sich vor andern ähnlichen dadurch auszeichnet, daß die Auswahl zum Theil aus weniger bekannten Dichtern und Dichterinnen genommen ist. — „Nach Westen!" Britische und amerikanische Gedichte, übersetzt von Karl Elze (Dessau, Aue). Meist vortrefflich nachgebildet: Keats, Felicia Hemans, Wordsworth, Bryant, Longfellow ꝛc. Der Uebersetzer hat mit richtigem Tact solche Gedichte gewählt, deren Stimmung der unsrigen verwandt ist.

Anton Springer gibt in der Abhandlung über „Rafaels Disputa" (Bonn, Marcus) bedeutende Einblicke in die künstlerische Entwickelung des 16. Jahrhunderts und Studien über das Wesen des Idealismus überhaupt.

An diese kurzen Notizen knüpfen wir eine längere Betrachtung über ein Büchlein, das, an sich völlig unbedeutend, doch für die Krankheitsgeschichte des 19. Jahrhunderts als eine Art von Phänomen gelten kann: „Aufschlüsse über Eritis sicut Deus" (Bremen und Leipzig, Ed. Müller). Der genannte anonyme Roman hatte zur Zeit seines Erscheinens (1853) vielfachen Anstoß gegeben. Ueber den künstlerischen Werth waren die Stimmen getheilt; wir

ſelbſt haben uns dahin ausgeſprochen, daß er zu den ſchlechten Producten der jungdeutſchen Zerriſſenheits-Literatur gehört, daß der chriſtliche Firniß darin etwas ganz Aeußerliches iſt und an die allerneueſte franzöſiſche Belletriſtik erinnert, die ihre Bordellgeſchichten durch einen moraliſchen Schluß rechtfertigt. — Der Skandal lag im folgenden. — Es war eine Geſellſchaft von Hegelianern geſchildert; von derſelben wurden geſellige Vergnügungen (lebende Bilder u. dgl.) berichtet, die an ſich nicht tadelnswerth, doch den geſunden Menſchenverſtand der Betheiligten in ein zweideutiges Licht ſtellten; außerdem aber Gefühle und Handlungen, die ſie in den Augen der Welt als ehrlos brandmarken mußten. Es war nun nicht blos angedeutet, ſondern mit Beſtimmtheit ausgeſprochen, daß dieſe drei Dinge nothwendig zuſammengehören; daß Hegelianismus der Grund ſowol jener geſelligen Vergnügungen als jener ehrloſen Handlungen ſei. — Dieſe Verleumdung erhielt aber noch dadurch einen beſondern Hautgout, daß jene Hegelianer ſowol durch ihre äußern Lebensverhältniſſe als auch durch ganz beſtimmte Beziehungen (z. B. das Antrittsprogramm von Viſcher war wörtlich als Antrittsprogramm des Helden abgedruckt u. ſ. w.) als eine in Deutſchland und beſonders in Würtemberg bekannte und allgemeine geachtete Geſellſchaft kenntlich gemacht wurden. — Daß daneben wieder andere Umſtände eingeflochten waren, die in dieſen Zuſammenhang nicht paſſen, konnten den Verfaſſer und Verleger (das rauhe Haus) wol vor dem Arm des weltlichen Richters ſchützen, die Ehrloſigkeit des ganzen Verfahrens aber nicht mildern.

Der Verdacht der Urheberſchaft vertheilte ſich auf verſchiedene Perſonen, die im Lauf der Zeit (zuletzt Widman Sept. 1858) dieſelbe auf das Beſtimmteſte in Abrede ſtellten. Das vorliegende Büchlein ſcheint nun auf dem Titel Aufſchluß zu verſprechen, indeß nimmt der Verfaſſer doch Anſtand, ſeinen Namen zu nennen, und bevollmächtigt nur S. 87 das rauhe Haus dazu: „ſollte von einer richterlichen Behörde, bei der eine Klage eingegangen wäre, Auskunft erlangt werden."

Der Verfaſſer der „Aufſchlüſſe" iſt aber auch gar nicht der Verfaſſer des Romans; er iſt nur der Schreiber, ſeine Feder hat ein Anderer geführt.

S. 17. „Weil es eben doch an der Zeit zu ſein ſcheint, dieſe vernünftige Welt einmal zu überführen, daß es doch Dinge in der Welt geben kann, die man nicht mit dem Zirkel oder mit der Elle ausmeſſen kann, ſo werden wir uns ſchon entſchließen müſſen (obgleich es mit Widerſtreben geſchieht), ſie etwas tiefer in die geheime Werkſtätte, aus der das Buch hervorgegangen, blicken zu laſſen. Sei es doch endlich geſagt, daß daſſelbe nur auf Befehl geſchrieben iſt."

Und auf weſſen Befehl?

Der den Befehl gegeben, iſt nicht, wie man gemeint, ein Pietiſtenhäupt-

ling, nicht ein abgefallener Hegelianer (S. 20.) „Dieſer Meiſter hat nie dergleichen Weltweiſen zu Füßen geſeſſen, er iſt etwas zu alt dazu. Er hat ſchon vor Jahrtauſenden ..." — —

— Mit einem Wort: der wahre Verfaſſer des Romans Eritis sicut Deus iſt — — Gott!!

(S. 28.) „Aber dein Beweis? — Es könnte mich hier eine Scheu überfallen, da ich von den großen Thaten des Lebendigen zu reden habe, und eigentlich zum Voraus mir ſagen kann, daß die ſonderbare Mähr nicht nur mit Unglauben, ſondern ſogar mit Hohn kann aufgenommen werden. Aber immerhin! die Welt muß die Wahrheit einmal doch erfahren, muß ſie am Ende auch kauen und verdauen lernen, muß ihren Herrn und Meiſter anerkennen und Ihm die Ehre geben."

(S. 29.) „Ich muß nun zu Thatſachen übergehn .... Unter den beſcheidenſten Verhältniſſen aufgewachſen, trieb mich großer Wahrheitsdurſt doch vielleicht faſt bis zur Schwelle des modernen Wiſſens (Roſenkranz u. ſ. w.) .. Dabei haßte ich den flachen Rationalismus, und lebte des guten Glaubens, hier ſei das geboten, was denſelben zu Boden ſchlagen könne .... Das Erſcheinen von Strauß' Leben Jeſu hat den Nebel niedergeſchlagen. Ich habe das Buch ſelbſt zwar nie geleſen, aber ſein Reſultat blieb mir dennoch nicht verborgen. Ich ſchaute in eine Kluft und bebte davor zurück. Die einzige Leidenſchaft meines Lebens war aber Liebe zur ſchönen Literatur, und die Fragen für und wider bewegten ſich in meiner Seele ... Allerdings hatte der Umgang eines wackern Bruders, der Theolog war, einigen Einfluß auf meine Denk- und Anſchauungsweiſe, aber da er wenig Sinn für ſchöne Literatur hatte, ſo blieben gerade die letzten Fragen eigentlich ganz unausgeſprochen in der Seele liegen ... und die Furcht, ob die Widerſprecher nicht doch Recht haben könnten, war nicht auszutreiben. Sie ſtieg von Zeit zu Zeit als dunkles Geſpenſt in meiner Seele auf."

(S. 32.) „— Als ich von einer inwendigen Stimme gedrängt wurde, daß ich etwas ſchaffen ſolle fürs Reich Gottes, ſagte ich oft: Herr, was denn? ich weiß ja nichts! — Ja als das Drängen und Treiben ſtärker und beängſtigender wurde, faßte ich den Entſchluß, eine Arbeit für die Miſſion, wie ich ſie eben für meinen Stand und meine Kräfte für angemeſſen hielt, zu fertigen. Ich fing dieſelbe mit Eifer an, ich meinte, es werde dann gut ſein. Aber es war nicht gut. „Schaffe! ſchaffe! wirke! wirke!" — „Herr, was denn?" — O ich war unglückſelig. Dieſes immerwährende Drängen und doch ohne jeglichen Inhalt. — Da wurde mir einſt (Nov. 1843) geſchrieben, es gebe jetzt auch für Damen äſthetiſche Vorleſungen, in denen ein Profeſſor in ſeiner bekannten jovialen Weiſe ſich luſtig mache über die alten Gottesvorſtellungen ... Als ich dieſes las — mir iſt unvergeßlich, wie alles längſtgefühlte Ent-

agen sich in mir zusammendrängte; es wurde zu einer Art Ingrimm, und m Kämmerlein (ich weiß die Stelle noch, wo ich stand) rief ich: O daß euch noch einmal Jemand einen klaren Spiegel vorhielte, wohin das führen kann! Da — wie ein Blitz schoß es in mich hinein: *das sollst du thun!* — kein Mensch war um mich, und das Wort kam *nicht* aus *mir*, ich empfand es als *gehört*, obgleich, wie ich glaube, nicht mit dem äußern Ohr. Ich war in der Seele ganz durchschauert, wie einem leiblich sein muß, dem ein leuchtender Blitz und Donnerschlag auf den Leib gekommen. *Wenn irgendwie* es *Wahrheit* hat, daß *der Herr gesprochen* **hat** und *sprechen* **kann**, so war es *hier der Fall*. Ich bin von diesem Augenblick an ein Zeuge von der Wahrhaftigkeit des Schriftworts, wenn es heißt: und der Herr sprach zu mir." —

—Also der „Beweis des Geistes und der Kraft" ist geführt; in einem Roman hat der Herr die Theopneustie gerettet! —

Nun aber ans Werk. — Er ruft sich verschiedene Geschichten, die Eindruck auf ihn gemacht, ins Gedächtniß. „Die Bilder (S. 34) schossen von nun an hin und wieder. Es wurde mir klar, die That müsse ein Buch sein, aber drei Tage kämpfte ich gegen das Gefühl des Müssens, denn ich sah gar nicht ab, wie ich es würde ausführen können."

Um nun die Häretiker zu widerlegen, läßt er sich einige ihrer Schriften kommen. Diese regen aber die tiefsten innern Kämpfe an. (S. 37.) „Ich hatte wahrlich nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen im Geisterreich .... Eritis sicut Deus ist ein lebendiger Beweis, daß man, von den Grundideen weit vorgedrängt, Dinge mit dem Schein der Wahrheit schreiben kann, an die man vorher nie gedacht hat. Das Ringen war um so größer, da ich so oft das unbestreitbar Wahre ihrer Anschauungen zugeben mußte, und mein wahrheitsuchendes Herz auch oft von Trugschlüssen für den Augenblick doch wieder bethört und gefangen wurde... Aber das Wunderbare ist dies, daß neben und hinter dem unmittelbaren Gefühl des schrecklichen Kampfes doch immer — *nicht aus mir, sondern von Oben in mich* hereinscheinend — ein Gefühl der Siegesgewißheit stand."

(S. 39) „Ich habe nur allgemeine Typen gehabt und fassen müssen, aber sie sind unter der Hand individuell geworden, so daß sie alle Welt hat kennen wollen — und doch kenne ich die Menschen persönlich gar nicht... Das ist, die Hand aufs Herz gelegt, buchstäbliche Wahrheit. *Da muß doch ein anderer Künstler mit im Spiele sein!*"

Im Anfang wollte es nicht gehn; einzelne Scenen wurden geschrieben, (Elisabeths Tagebuch war schon Frühjahr 1844 fertig), aber es wollte sich kein Zusammenhang einstellen. (S. 40) „Der Meister von Oben, der so streng befohlen hatte, ließ mich bei der Ausführung oft auf längere oder kürzere Zeit

ſtecken. Das Ringen mit Form und Inhalt zugleich, das Auf- und Abtreiben der Gedanken, der Kampf mit dem Ungeheuren der Aufgabe bei ſolcher Ungeübtheit machte mich krank, ich konnte nicht mehr eſſen und nicht mehr ſchlafen, mußte alle Nahrung wieder von mir geben" u. ſ. w.

(S. 42) „Die Papiere wurden zuſammengepackt, lagen als Maculatur in der Rumpelkammer, machten ſogar ſpäter, als ſolche ganz unbeachtet, einen Umzug mit, und daß da auch kein Blättchen davon kam oder verrückt wurde, das iſt nicht eins der kleinſten Wunder dieſes Buchs. Da hat wirklich ein Anderer gehütet als ich." (S. 45) „Das Manuſcript lag ſieben Jahre, vom Frühjahr 44 bis Frühjahr 51, halb vergeſſen im Winkel."

(S. 51) „Grade im Jahr vor dem Tode meiner lieben Mutter widerfuhr mir etwas Seltſames . . . Nachts zwei Uhr lag ich in ganz leichtem Halbſchlaf, da trat Jemand vor mich, und ich wußte, daß es der Herr ſei. Er ſagte: du biſt meine Rebe, die da Frucht bringet, ich will dich reinigen, daß du mehr Frucht bringeſt. Ich ſagte: ja Herr, ſchneide ab von mir alles was dir nicht gefällt, ich will dir ſtillhalten. — Währenddem fühlte ich, daß ſeine Hand mir über das Geſicht fuhr, und daß ſein Meſſer mir auf der Bruſt aufſtieß. Ich fühlte einen Stich in der Bruſt und fuhr auf, war im Augenblick ganz wach und hörte mit äußerm Ohr Schritte ſich entfernen, ſah aber Niemand. Unter ſtrömenden Thränen lag ich die ganze übrige Nacht ſchlaflos."

(S. 53) „Ein ganzes Vierteljahr lang (nach dem Tod der Mutter) ließ mich der Herr in meiner Finſterniß und meinem Zagen um ihre Seele, die ich Ihm einſt gelobte, mich Ihm ganz und gar zu eigen geben zu wollen auf Leben und Sterben, wenn Er mir die Verſicherung ins Herz geben wolle, daß die Mutter ſelig und bei Ihm ſei. Da kam auf einmal Licht, alle Angſt war von mir genommen, aber der Herr hielt mich auch am Worte feſt. Er hatte angeklopft und ſtand vor der Thür, ich that die Herzensthüre auf und — mußte ſchreiben. Wie ein Wind kam's heran und die Bilder ſtrömten. Das war in den letzten Februartagen des Jahres 1851."

(S. 55) „Ich ſelbſt hatte alles hinter mich geworfen, war ganz willenlos, genügte dem täglichen Drängen, indem ich täglich die Feder zur Hand nahm, wußte aber oft, wenn dies geſchah, durchaus nicht, was ich ſchreiben ſollte. Ich bat in meiner Armuth: Herr, du weißt's ja, daß ich nichts weiß; du und ich, aber du alles und ich nichts! — Grade die beſten Partien des Buchs wuchſen unter ſolchem Armuthsgefühl."

(S. 56) „In zweifelhaften Fällen bat ich den Herrn um Licht und warf dann die Bibel herum, d. h. ſchlug auf, wie es fiel."

Und wirklich geſchahn dadurch Wunder. Manche Partien des Buchs hatte der Verfaſſer völlig vergeſſen; wenn er den Pack hervorſuchte, „ſtaunte er, wie

wunderbar ſich Altes und Neues, Glied in Glied fügte." Charaktere waren angelegt, von denen der Verfaſſer nicht wußte, wozu ſie dienen ſollten; raſch eine „Loſung" in der Bibel geſucht, und die Sache war deutlich. Mitunter veranlaßte ihn dieſe „Loſung," eine ſkandalöſe Geſchichte zu erfinden; er ſträubte ſich unter großen Qualen, aber ſein Bruder, der Theolog, entſchied: „es iſt vom Herrn, da darfſt du nicht widerſtreben!" (S. 57).

„Der Chriſt richtet alles und wird von Niemand gerichtet." (S. 56).

„Der ungeheure Irrthum, daß man meinen konnte, des lebendigen Gottes ſpotten zu dürfen, ohne wieder Seinem Spott zu verfallen, mußte ſein Gericht finden; aber es iſt eitel Gnade, wenn die Ruthen, mit denen Er ſeine Verächter hier oft ſchon züchtigt, ſie noch bei Zeiten zum Aufmerken bringen, daß ſie Ihn fürchten lernen, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle." (S. 61)

Dies Gericht Gottes iſt der Roman Eritis sicus Deus. Auch die Anonymität des inſpirirten Schreibers wurde auf beſondern Befehl Gottes beibehalten (S. 76).

Als nun nach Erſcheinen des Romans 1854 das Aergerniß groß war, „ſchrie meine Seele zu Gott, ich hielt Ihm vor ſein Wort und ſeine Befehle und ſeine Verheißungen, und ſchlief ſo endlich Nachts in meinem Bette ein. Um Mitternacht wachte ich auf und wußte, daß ich wachte. Aber wunderbarer Weiſe fühlte ich mich hoch droben, körperlich hoch über der Erde, ich kniete am Throne Gottes und fühlte, daß Waſſer an mir niederſtrömte. Ein unbeſchreibliches Mitleid gegen diejenigen, die ich ſo tief unter mir ſah, überkam mich und verſchlang alles andere Gefühl. In der folgenden Nacht hatte ich genau dieſelbe Viſion, wieder genau um Mitternacht, da ich erwachte. Ich war wieder hoch droben am Thron Gottes, fühlte, daß Waſſer an mir niederſtröme, und daſſelbe Mitleid gegen die drunten. Da ich nun ganz gewiß wußte, daß das vom Herrn ſei, ſo überkam mich ein unbeſchreibliches Gefühl, ich ſchlief nicht mehr, ſondern weinte die ganze Nacht hindurch. Wol ohne Zweifel mehr Freuden- und Dankes- als Wehmuthsthränen. — Nach ſolchen Erfahrungen wird es auch leicht, unverdiente Schmach zu tragen." (S. 80). —

„Was unſer Buch anlangt, ſo muß ich ſchließlich von ihm zeugen: es iſt nichts anderes als eine Kelter des grimmigen Zorns des lebendigen Gottes und ein Beweis der Wahrhaftigkeit ſeiner wirklichen Exiſtenz." (S. 85).

Gewiß! — Wer ſchreibt, exiſtirt, nun hat Gott einen Roman — — Auch dem Ketzer graut, die Läſterung auszuſprechen! —

Sollte es noch nöthig ſein, etwas hinzuzuſetzen? — Welches Chriſtenthum iſt dieſes, das den Ungläubigen den Herrn zu verkünden wagt! — Uebrigens

halten wir die obige Geſchichte — ſubjectiv betrachtet — für vollkommen wahrheitsgetreu; die Dichter der Lucinde, der Lelia, der Wally — kurz alle, die mit ſchwacher Productionskraft ungeheure Conceptionen durchzuführen unternehmen, könnten etwas Aehnliches von ſich ausſagen; nur daß ſie ſelten ſo frech ſein werden, einen Namen unnützlich zu führen, von dem geſagt iſt: wer ihn mißbraucht, den wird der Herr nicht ungeſtraft laſſen! J. S.

Giuſeppe Garibaldi.

Der Mann, deſſen Zug nach Sicilien gegenwärtig aller Augen auf ſich lenkt, iſt auch an ſich eine der eigenſten Erſcheinungen des verjüngten Italien. Wenige haben einen ſolchen Wechſel der Geſchicke, wenige auch einen ſolchen Wechſel der Urtheile über ſich erfahren. Wenige vereinigen in ihrem Charakter ſolche Widerſprüche, wie er, der Erbe des politiſch todten Mazzini, das anerkannte Haupt der aus nationalen Rückſichten zur Fahne der Monarchie übergetretenen demokratiſchen Partei Italiens.

Schon als Knabe von der Luſt an Abenteuern ins Weite getrieben, als Jüngling in phantaſtiſche Verſchwörungspläne eingeweiht, dann in fernen Landen bald als Kaufmann, bald als Führer von Geſchwadern wilder Pampashirten thätig, hier General, da Viehhändler, jetzt Kapitän einer Schaar, die ſich nicht ſehr weſentlich von Walkers Flibuſtiern unterſchieden zu haben ſcheint, jetzt wieder als friedlicher Kauffahrer die Meere der Gegenfüßler mit ſeinem Kiel durchfurchend, mit einem kriegeriſchen Mannweib wie mit der Romantik ſelbſt vermählt, heute die alte Roma gegen Oudinots Franzoſen vertheidigend, morgen in Neuyork Kerzen ziehend, zuletzt königlich ſardiniſcher Generalleutnant, hat er ein Leben geführt, welches in ungewöhnlichem Grade die Erfindung der Romandichter überbietet, und von dem es ſchwer iſt, den rothen Faden zu verfolgen, der die Kette der Details zuſammenfaßt.

Schönhals, freilich keine beſonders zuverläſſige Quelle, bezeichnet ſeine Thaten in Südamerika einfach als Piraterie. Das neapolitaniſche Kabinet nennt ſeine jetzige Expedition kurz und bündig einen Zug von Räubern. Der Timescorreſpondent dagegen, der ihn voriges Jahr in Oberitalien aufſuchte, weiß nicht genug zu ſeinem Lobe zu ſagen, und ſieht in ihm nicht blos einen redlichen Charakter und einen vortrefflichen Soldaten, ſondern auch einen feinen ſtaatsmänniſchen Kopf, von dem noch große Dinge zu erwarten.

Beide Ansichten haben ihre Anhänger, die günstige jedenfalls mehr als die ungünstige. Eine kühle Betrachtung wird sich jener zuneigen, ohne diese außer Acht zu lassen. Garibaldi ist ein Kind seines Landes und zugleich eine von jenen Persönlichkeiten, wie sie in Uebergangszeiten häufig vorkommen. Von feuriger Natur, rastlos, thatendurstig, viel versucht in allerlei Landsknechtsthaten zu Lande und zur See, zugleich von der hinter ihm stehenden Partei gedrängt, verbindet er mit dem Wesen eines Condottiere Adel der Gesinnung, mit dem Thatentrieb eines Sanguinikers ein kaltes Urtheil über die augenblicklichen Verhältnisse und die Fähigkeit, das natürliche Ungestüm seiner Seele zu zähmen, sein Wünschen und Hoffen den Umständen anzupassen. Ein gewisser theatralischer Anflug ist an ihm nicht zu verkennen, und es wäre bei seinem Lebensgang zu verwundern, wenn er ihn nicht hätte; aber im Vergleich mit dem Pathos seiner Landsleute ist das seine immerhin gemäßigt zu nennen. Sein persönliches Auftreten wird als einfach und ungezwungen geschildert. Von großem Vortheil war es für seine Charakterbildung, daß er die Schule des Seemanns durchmachte. Als Soldat nimmt er etwa die Stufe Bems ein. Daß er Anlagen zum Feldherrn im großen Stil besitzt, möchten wir bis auf Weiteres bezweifeln.

Giuseppe Garibaldi wurde am 4. Juli 1807 zu Nizza geboren. Sein Vater, ein Seemann und Sohn eines Seemannes, gab ihm eine so gute Erziehung, als sie damals in Nizza zu erlangen war. Im Uebrigen gedachte er aus dem Knaben einen tüchtigen Schiffskapitän zu machen. Diesem sagte indeß die freie Luft besser als die der Schulstube zu, frühzeitig regte sich in ihm der Trieb nach Unabhängigkeit, das Streben ins Weite, und so gerieth er auf den abenteuerlichen Einfall, den Absichten des Vaters vorzugreifen und mit einigen gleichgestimmten Altersgenossen auf eigne Hand eine Seereise zu unternehmen. Gedacht, gethan. „Wir verschafften uns," erzählt er in seinen Memoiren, „ein Boot, versahen uns mit Lebensmitteln und Fischergeräthen und machten uns auf den Weg nach der Levante. Allein noch hatten wir Monaco nicht erreicht, als schon ein Korsarenschiff, befehligt von meinem Vater, uns einholte und als gute Prise wegführte. Das Ganze ging ohne Blutvergießen ab, wir wurden heimgebracht und erfuhren hier, daß ein Abbé uns verrathen, gegen den wir natürlich fortan tiefen Groll im Herzen trugen."

Nachdem die Erziehung Giuseppes vollendet war, machte er als Schiffsjunge, dann als Matrose, zuletzt als Steuermann wiederholt Seereisen nach den Ostküsten des Mittelmeeres sowie nach dem Schwarzen Meere. Auf einer dieser Fahrten wurde er in die geheimen Pläne der italienischen Patrioten eingeweiht, denen er sich mit dem Feuer der Jugend anschloß. Er sollte bald erfahren, was er damit auf sich genommen hatte. „Die nächste Folge meiner Hingebung an die Sache Italiens," erzählte er, „bestand darin, daß ich am

5. Februar 1834 sieben Uhr Abends Genua als Bauer verkleidet durch das Laternenthor verlassen mußte." Die Verschwörung war entdeckt, sein Name auf der Proscriptionsliste, einige Tage später las er ihn in der Zeitung — er war von den Blutrichtern Karl Alberts zum Tode verurtheilt — in der That, kein sehr heiterer Anfang eines öffentlichen Lebens!

Er entkam indeß der sardinischen Polizei und gelangte nach Marseille, wo er sich nach Tunis einschiffte, um dem dortigen Bei seine Dienste anzubieten. Dieselben wurden angenommen, und man übertrug ihm das Commando eines Kriegsschiffes. Die Stellung eines Fremden als Reis einer Barbareskenschebecke scheint nichts Anziehendes gehabt zu haben. Nach wenigen Monaten war Garibaldi ihrer überdrüßig, und wir sehen ihn auf dem Wege nach Südamerika, wohin sich damals ein großer Theil der italienischen Emigration gewendet. Zuerst begab er sich nach Rio Janeiro, wo er mit einem Bekannten, Namens Rosetti, einen kleinen Handel anfing. Beide überzeugten sich jedoch bald, daß ihr Temperament nicht für den Ladentisch paßte. Es stimmte besser zu ihren Neigungen und Erinnerungen, die Waffen für die Provinz Rio Grande zu ergreifen, wo sich die republikanische Partei gegen Brasilien erhoben hatte. Die revolutionäre Junta übertrug Garibaldi den Befehl eines Kaperschiffes, welches mit 20 Matrosen bemannt war. In dieser Eigenschaft gewann er seinen ersten Sieg, indem er zwei feindliche Boote mit einer Bemannung von 30 Mann schlug; zugleich aber ward ihm in diesem Gefecht seine erste Wunde, indem ein Schuß ihm den Nacken verletzte. Auch sollte die Freude über den Triumph sich bald in bitteres Leiden verwandeln. In Gualgay, wohin sich Garibaldi jetzt zunächst wendete, wurde er freundlich aufgenommen, aber Millau, der Commandant dieses Ortes, war ein Verbündeter von Rosas, dem Usurpator der Gewalt in Buenos Ayres, und Garibaldi mußte erfahren, daß er Gefangener sei. Ein Fluchtversuch, den er, von seiner Wunde genesen, unternahm, fiel unglücklich aus. Er wurde eingeholt, mit auf den Rücken gebundenen Händen zurückgebracht und von dem Commandanten grausam mißhandelt.

„Millau" — so berichtet Garibaldi selbst, „empfing mich am Thor des Gefängnisses. Er wollte wissen, wer mich mit den Mitteln zur Flucht versehen, und als ich mich weigerte Auskunft zu geben, wurde ich von ihm mit einem Stabe, den er in der Hand hielt, auf das Unbarmherzigste geschlagen. Darauf befestigte er ein Seil an einem Balken des Gefangnenhauses, zog mich hinauf und ließ mich an den Händen hängend zwei volle Stunden hindurch frei in der Luft schweben. Mein ganzer Körper brannte von Fiebergluth, es war mir, als wäre ich in einem feurigen Ofen. Das Wasser, welches ich schlürfte, konnte meinen Durst nicht stillen, und als ich endlich losgebunden wurde, empfand ich unsägliche Schmerzen und lag bewegungs-

los wie ein Todter auf dem Erdboden. Unmittelbar vorher hatte ich 54 Miglien über Moorgrund gehen und dann mit gefesselten Händen und Füßen dieselbe Strecke ein zweites Mal zurücklegen müssen."

Der Gouverneur der Provinz ließ ihn endlich frei, worauf er gemeinsam mit Rosetti nach Rio Grande aufbrach. Zum Befehlshaber über die republikanische Lagunenflotille ernannt, leistete er in verschiedenen Gefechten gute Dienste, ohne indeß gegen die Uebermacht der Kaiserlichen viel ausrichten zu können. Zahlreich waren die Abenteuer, die er in dieser Stellung erlebte. Eines Tages war er in der größten Gefahr, mit seinen Leuten von den Gegnern, die ihn unter der geschickten Führung von Maringue überraschten, gänzlich aufgerieben zu werden. Die Boote waren an das Ufer gezogen, die Mannschaft hatte sich zerstreut, um Holz zu sammeln, Garibaldi saß nichts Arges ahnend an dem Feuer, über welchem das Frühstück bereitet wurde, als er plötzlich von einer Salve aufgeschreckt wurde, welcher ein wildes Geschrei folgte. Er blickte sich um, und sah eine starke Abtheilung feindlicher Reiter auf sich zu sprengen. „Kaum blieb mir Zeit," sagt er, „mich in das Thor des Galpou (Schuppen) zurückzuziehen, vor dem das Feuer brannte und welches uns als Arsenal diente. Zum Glück waren alle unsere Gewehre geladen in dem Schuppen aufgestellt, weil wir einen nächtlichen Ueberfall gefürchtet hatten. Ich ergriff eine Muskete nach der andern und schoß manchen der Gegner nieder. Dreizehn meiner Gefährten hatten sich um mich gesammelt, und um die Meinung zu erwecken, wir seien unsrer mehre, sangen wir mit lautester Stimme den republikanischen Gesang von Rio Grande. So hielten wir gegen 150 Feinde von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr Stand; indeß verdankten wir unsern Erfolg hauptsächlich dem Umstande, daß der Feind Positionen hielt, statt einen Gesammtangriff auf den Schuppen zu machen, wobei wir natürlich unterlegen wären."

Von besonderem Interesse ist ferner der folgende Vorfall. Die Ausgänge der Lagunen waren in den Händen der Kaiserlichen und sich durch diese hindurchzuschlagen, war für die Republikaner ein Ding der Unmöglichkeit. Da befahl Garibaldi, die Fahrzeuge der Flotille auf starke Räder zu setzen und durch Zugthiere über Land nach dem Meere zu befördern. Der Plan wurde glücklich ausgeführt. 200 Ochsen zogen die Schiffe über 54 Miglien eines zum Theil schwierigen Terrains an die Küste, wo man sie in die See ließ. Das Fahrzeug Garibaldis scheiterte bald darauf an den Klippen dieser Küste, und 16 Mann verloren dabei ihr Leben, darunter alle Italiener, die Garibaldi begleiteten. Die Ueberlebenden gingen auf die Schaluppe Ituparica und trugen wesentlich zu dem Siege bei, der bald nachher über die Kaiserlichen erfochten wurde.

Kurze Zeit darauf wurden die Schiffe, welche Garibaldi befehligte, von

einer Flotte von 20 Segeln angegriffen und nach tapferm Widerstand überwältigt und verbrannt. Garibaldi war der einzige Officier, welcher diesen Unfall überlebte. Er hatte sich bei dem Treffen sehr ausgesetzt, und in gleicher Weise hatte seine Frau, Anna, eine feurige Tochter des Landes, sich lebhaft am Kampfe betheiligt. Seit wenigen Wochen mit ihm verbunden, hatte sie ihm in allen Gefahren zur Seite gestanden. Sie feuerte bei jenem letzten Seetreffen der Republikaner den ersten Schuß ab. Ihr dankte man die Rettung der Munition vor Verbrennung der Flotille. Sie leistete, als ihr Gatte nach Verlust seiner Schiffe als Guerillaführer weiterkämpfte, auch zu Lande die besten Dienste als Soldat, Adjutant und Späher.

„Eines Tages" — so liest man in Garibaldis Aufzeichnungen — „fiel sie in die Hände des Feindes. Sie entfloh und legte, allein und größtentheils bei Nacht, einen Weg von 60 Miglien durch die Bergwälder der Sierra de Esquinasso zurück. So kühn und achtunggebietend war ihre Haltung, daß die Räuber vor ihr wichen und erklärten, von einem überirdischen Wesen verfolgt worden zu sein. Sie ritt ein halbwildes Pferd, welches sie in einem Gehöft verlangt hatte, wo man sonst selbst für gutes Geld Niemandem gefällig war. So sprengte sie hin über Felsen und gebrochenen Grund durch die stürmische Nacht beim Leuchten von Blitzen. Eine am Fluß Cauvas aufgestellte Vedette von vier feindlichen Reitern floh vor ihr wie vor einem Waldgespenst. Der Fluß war durch Regengüsse zum reißenden Strome geworden, aber kein Hinderniß für das muthige Weib. Sich an den Schweif ihres Pferdes haltend, schwamm sie unerschrocken durch die schäumenden Wellen. Fünfhundert Schritt hatte sie auf diese Weise zurückzulegen. Ein Glas Kaffee war vier Tage hindurch die einzige Nahrung der einsamen Wandrerin."

Von den Freuden häuslichen Glückes bekam Garibaldi unter so bewandten Umständen wenig zu genießen. Sein erstes Kind wurde unter den Schrecken eines unglücklichen Feldzuges geboren. Es war erst drei Monate alt, als die ausgehungerten Republikaner vor der Uebermacht der Gegner einen beschwerlichen Rückzug von neun Tagen anzutreten hatten. Garibaldi trug bei demselben da, wo schwierige Stellen oder Flüsse zu passiren waren, das Kind in einem Taschentuch, welches er sich um den Hals befestigt hatte, und versuchte es mit seinem Athem zu erwärmen. Der Knabe lebt noch und hat seinen Vater, nachdem er im vorigen Jahre in Oberitalien an seiner Seite gegen die Oesterreicher gekämpft, jetzt nach Sicilien begleitet.

Nach beendigtem Kriege ging Garibaldi nach Montevideo, der Hauptstadt des Staats Uruguay. Um seinen Besitz auf dem Wege dahin bequem und mit Vortheil fort bringen zu können, legte er ihn in einer Viehheerde an. Aber das Glück wollte ihm nicht wohl. Beim Uebergang über einen Fluß verlor er die Mehrzahl seiner Ochsen, und die übriggebliebenen waren der

der Ankunft in der Stadt so abgemagert, daß er sie um den bloßen Werth der Häute verkaufen mußte. Von allem, was er gehabt, blieb ihm kaum soviel übrig, um sich und seine Familie nach der fünfzigtägigen mühevollen Wanderung neu kleiden zu können. Indeß befanden sich in Montevideo viele Landsleute, und Garibaldi war überdies nicht der Mann, sich in kritischen Lagen verloren zu geben. Er begann ein Mäklergeschäft, erwarb Einiges durch Ertheilung von Unterricht in der Mathematik und fand dann eine Stelle als Officier der Republik Uruguay. Nicht lange währte es, so hatten ihm seine Kenntnisse und sein energisches Wesen das Oberkommando über die gegen Buenos-Ayres operirende Eskadre verschafft. Nach der Blockade Montevideo's durch die englisch-französische Flotte betheiligte er sich am Landkriege gegen den Dictator Rosas, und zwar als selbständiger Führer von Schaaren, die von 300 bis zu 3000 Mann zählten. Bald an der Spitze eines halbwilden, pfeilschnellen Reitergeschwaders, bald als Oberster einer unermüdlichen Infanterie, meist siegreich, nie am Gelingen verzweifelnd, bildete er sich durch diese Uebung im kleinen Krieg zu einem vollendeten Guerillaführer aus.

Mit der Erhebung Italiens im Jahre 1848 endigt diese erste Periode seines Lebens, die wir einigermaßen im Detail schildern mußten, einestheils weil sie die Grundlagen dessen zeigt, was er als Militär ist, anderntheils, weil sie, verglichen mit seinem spätern Auftreten, ein helles Licht auf den Grund seines Charakters wirft. Er hat, lange Jahre unter Abenteurern lebend, bis zu einem gewissen Grade selbst Abenteurer, niemals den Sinn für strenge Disciplin, der ihm als Seemann eingeprägt worden, verloren, und an blutigen, oft barbarisch geführten Kriegen zwischen Halbwilden theilnehmend, zu keiner Zeit die Menschlichkeit und Großmuth verleugnet, die den civilisirten Soldaten ziert. Er ist unter den selbstsüchtigen Gauchosgeneralen nicht zum Egoisten geworden, und ebensowenig hat ihn die bombastische Ruhmredigkeit der transatlantischen Spanier zum Renommisten gemacht. Er hat endlich, nachdem ihm während des wilden Treibens jenseits des Oceans manches unmöglich Scheinende gelungen, sich trotzdem den praktischen Blick bewahrt, der nur mit Möglichkeiten rechnet und so seine Wünsche und Hoffnungen den Umständen einzuordnen, sie nach Befinden selbst aufzugeben weiß. So erschien er wenigstens während der Ereignisse von 1848, 1849 und 1859. Wenn sein jetziger Zug nach Sicilien dem theilweise zu widersprechen scheint, so wird abzuwarten sein, ob die Schuld unbedachten Handelns ihn allein trifft. Daß er Gefühlspolitik treibe, ist nicht anzunehmen.

Einen Beweis der Selbstverleugnung, die ihm innewohnte, und seiner richtigen Würdigung der Verhältnisse gab er sogleich nach seiner Rückkehr nach Italien. Auf die Nachricht von der Erhebung Italiens zur Abschüttelung

der Fremdherrſchaft ſchiffte er ſich im April 1848 mit 85 andern Verbannten in Montevideo ein, um ſich dem Vaterland zur Verfügung zu ſtellen. Am 29. Juni landete er in Genua. Für ſeine Partei war er durch die Entfernung ſowie durch das Bedürfniß, eine glorreiche Perſonification der Phraſe vom „Krieg der Völker" im Gegenſatz zum Krieg der Könige zu beſitzen, geradezu zum Mythus geworden. Den Mazziniſten war er der Feldherr dieſes neuerfundenen Krieges, der nach ihrer Theorie die ſelbſtſüchtige, verrätheriſche Kriegführung der Fürſten zu verdrängen beſtimmt war. Allein Garibaldi ſagte dieſen Träumern ſchon bei der erſten Zuſammenkunft empfindliche Wahrheiten über ihre Sorte von Vaterlandsliebe. Er bekannte, daß er Karl Albert wegen ſeiner politiſchen Hinrichtungen ſtets abgeneigt geweſen, daß er aber nichts deſtoweniger jetzt, wo der König den Degen für Italien gezogen, ihm ſeine Dienſte anzubieten und für ihn ſein Blut zu vergießen bereit ſei. Mit dieſem Vorſatz ging er zu Karl Albert ins Lager. Derſelbe empfing ihn höflich, bemerkte ihm aber, daß er nur auf den Vorſchlag ſeiner Miniſter Stellen vergeben könne. In Turin ebenfalls große Artigkeit, aber ebenfalls eine abſchlägige Antwort. Er werde, hieß es, in Venedig den geeignetſten Ort für ſeine Thätigkeit finden. Venedig ſei Republik und Seeſtadt. Garibaldi antwortete: „Ich bin ein Vogel fürs Freie, nicht für den Käfig!"

Von der Monarchie verſchmäht, folgte er jetzt, um wenigſtens etwas thun zu können, einer Einladung nach Mailand, wo die proviſoriſche Regierung ihm die Bildung von Freiſchaaren übertrug. So kam es, daß er erſt in den letzten Tagen des Feldzugs am Kampfe theilnehmen konnte, welchen übrigens, da er den regelmäßigen Krieg nicht kannte, auch ſeine frühere Betheiligung eine andere Wendung zu geben nicht vermocht hätte. Wie die Sachen jetzt ſtanden, konnte von bedeutenden Erfolgen ſeiner Truppe nicht entfernt die Rede ſein. Zwar ſtrömten der Fahne, die er entfaltete, Maſſen von Freiwilligen zu, aber der gute Wille dieſer Leute war ſtärker als ihre Kriegstüchtigkeit, und um ſie zu brauchbaren Soldaten umzubilden, fehlte es an Zeit. Die Piemonteſen zogen ſich geſchlagen über den Ticino zurück, und es wurde ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Garibaldi, der gleichfalls den Rückzug angetreten und von Bergamo über Como und Vareſe nach Seſto marſchirt war, glaubte ſich durch den Waffenſtillſtand nicht gebunden. Am 14. Auguſt brach er nach Arona am Lago Maggiore auf, wo er ſich zweier Dampfſchiffe bemächtigte und nach Luvino hinüberfuhr. Ein Angriff, den die Oeſtreicher hier auf ihn machten, wurde von ihm zurückgeſchlagen, indeß kehrte der Feind verſtärkt wieder, und jetzt mußte Garibaldi weichen, ſeine Schaaren aber löſten ſich auf. Er ging zunächſt in die Schweiz, dann nach Genua und von hier nach Toskana, wo er neue Freiſchaaren bildete, aber ebenſo wenig wie in der Lombardei etwas Erhebliches gegen den Feind auszurichten im Stande war.

Nach Genua zurückgekehrt, wurde er von seiner Partei in das turiner Parlament gewählt, in welchem er auf den Bänken der Opposition saß.

Mehr ein Mann der That als der Rede, legte er seine Stelle als Deputirter nach wenigen Wochen nieder und ging nach Mittelitalien, um von Neuem ein Freiwilligencorps zu bilden, mit dem er sich nach dem Kirchenstaat in Bewegung setzte, wo die republikanische Partei damals die Oberhand gewonnen hatte. In seiner Legion, die sich rasch mehrte, dienten Vertreter aller Nationen, zum Theil verzweifelt ausschauende Gesellen, die indeß durch die eiserne Strenge des Führers bei guter Mannszucht erhalten wurden. Die Truppe war nach Art der altrömischen Legionen in Kohorten, Centurien und Decurien eingetheilt. Garibaldis Frau war in einer der Centurien eingeschrieben, und sie kämpfte auch hier wie früher in ihrer Heimath wirklich mit und gab wiederholt Proben von Umsicht und Unerschrockenheit.

Am 10. November 1848 treffen wir Garibaldi mit seiner Legion in Bologna. Am 21. December nahm ihn die römische Nationalversammlung in Sold. Am 5. Februar erschien er als Deputirter Maceratas in der Volksvertretung, um sofort den Antrag auf Erklärung der Republik zu stellen. Als es offenbar wurde, daß die neugeschaffne Republik um ihre Existenz werde kämpfen müssen, überließ er das Redenhalten seinen Mitabgeordneten und widmete sich ganz den erforderlichen Vertheidigungsanstalten und der Ausbildung seiner Legion. Mit der Landung der französischen Restaurationsarmee beginnt die Glanzepoche seiner damaligen Wirksamkeit. Legte er in dem nun erfolgenden Kampfe große Thätigkeit, ungewöhnliche Ausdauer und außerordentliches Geschick in Benutzung des günstigen Moments an den Tag, so war das Beispiel von Selbstverleugnung, das er gab, von noch größerem Werth. Obschon er den Kriegsplan der Triumvirn für verkehrt hielt, ordnete er sich demselben mit unbedingtem Gehorsam unter und erfüllte die ihm gewordenen Aufgaben mit demselben Eifer, als ob ihn die Ueberzeugung beseelt hätte, daß der eingeschlagene Weg zum gewissen Siege führen müsse. Daß Rom sich so lange gegen Oudinot zu halten vermochte, ist in der Hauptsache das Verdienst Garibaldis. Gleich den ersten Triumph der Republikaner über die Franzosen dankte man im Wesentlichen ihm und seiner Legion. Sie waren es, welche am 30. April das unvorsichtige Vordringen des französischen Generals durch einen wohlberechneten Flankenangriff in eine empfindliche Niederlage verwandelten, und seiner heldenmüthigen Vertheidigung der Stellung am Thor von San Pancrazio ist es zuzuschreiben, daß Oudinot sich zu dem sonst unerklärlichen Entschluß bewogen fand, Rom, eine ganz offne Stadt, gleich einer Festung regelmäßig zu belagern.

Nicht weniger glücklich war Garibaldi gegen die Neapolitaner, obwol er hier die entschiedenste Uebermacht gegen sich hatte. Am 19. Mai schlug er

ſich bei Valmontone, zehn Tage ſpäter bei Velletri, am 26. machte er ſogar einen Streifzug auf neapolitaniſches Gebiet. Nach Rom zurückgekehrt, befehligte er die Römer bei dem blutigen ſiebzehnſtündigen Kampfe, der am 3. Juni um die Poſitionen von Villa Panfili, Villa Corſini und Caſino Quattroventi entbrannte. Mußte er den Franzoſen die bei dieſer Gelegenheit gewonnenen Stellungen überlaſſen, ſo wurde doch dem weitern Vordringen der Angreifer vorläufig Halt geboten, und zahlreiche Ausfälle, in den folgenden Wochen unternommen, machten den Fortgang der Belagerung zu einem ſehr langſamen. Erſt am 30. Juni ergab ſich die Stadt. Garibaldi aber dachte nicht an Unterwerfung: während die Franzoſen am 2. Juni durch das eine Thor einrückten, zog er mit ſeiner Legion, die in den letzten Tagen faſt nur mit dem Bayonnet gekämpft und dabei faſt ein Viertel ihrer Leute auf dem Kampfplatz gelaſſen hatte, zu dem andern hinaus, um ſich einen neuen Schauplatz ſeiner Thätigkeit zu ſuchen. Mit Gewandtheit verſtand er es, ſich durch die toscaniſchen, neapolitaniſchen und öſtreichiſchen Truppenabtheilungen, die ihm den Weg verlegten, hindurchzuwinden. Am 19. überſchritt er die toskaniſche Grenze, am 23. erſchien er vor Arezzo, das ihm die Thore verſchloß, am 31. erreichte er die Stadt San Marino. Hier von den Oeſtreichern eingeſchloſſen, durch Hunger und Strapazen aller Art entmuthigt, löſte ſich die Legion bis auf einen Reſt von 150 Mann auf. Mit den letztern verſuchte Garibaldi ſich nach Venedig durchzuſchleichen. Glücklich erreichte er am 2. Auguſt nach einem beſchwerlichen Marſch den Ort Ceſenatico an der adriatiſchen Küſte, wo er ſich ſofort auf 13 Fiſcherbarken nach der Lagunenſtadt einſchiffte. Schon war die kleine Flotte dem Ziele nahe, als ſie von öſtreichiſchen Kriegsſchiffen entdeckt und angegriffen wurde. 8 von den Barken mußten ſich ergeben, 5 entkamen, auf einer derſelben Garibaldi mit ſeiner Frau und ſeinem Generalſtabe. Zwei Tage irrten die Flüchtigen in den Wildniſſen bei Ravenna herum, bis ſie in einer Bauernhütte ein Obdach fanden. Hier erlag die Frau den Folgen einer vorzeitigen Niederkunft. Garibaldi aber entkam, als Fiſcher verkleidet, nach Genua.

Damit endet der zweite Akt dieſes abenteuervollen, vielbewegten Lebens. Garibaldi fühlte, daß er vorläufig nichts mehr in Italien zu thun, nichts zu hoffen hatte, daß er in die veränderten Verhältniſſe ſeines Vaterlandes nicht mehr paſſe. So begab er ſich zuerſt nach Tanger, dann nach Nordamerika, wo er zuerſt in der Kerzenfabrik eines Signor Meucci auf Staaten-Island bei Neuyork Beſchäftigung fand, und dann 1851 nach Kalifornien ging. Später ſehen wir ihn, zu ſeinem alten Beruf als Seemann zurückgekehrt, eine peruaniſche Brigg befehligen, die den Handel im Stillen Meer und mit China vermittelte. 1853 nahm er im Heer von Peru Dienſte, aber ſchon im nächſten Jahre war er wieder in Sardinien, wo er nun, bald als Schiffskapitän,

bald als Landwirth thätig, bis zum Ausbruch des letzten italienischen Krieges verblieb.

Der dritte Akt seiner öffentlichen Thätigkeit zeigt ihn gleich zu Anfang in einem andern Licht als bisher. Garibaldi hatte bisher der republikanischen Partei angehört und die sardinische Regierung hatte ihn, indem sie ihn Anfangs vernachlässigte und ihn später nach seiner Rückkehr von Rom sogar verhaften ließ, keine Ursache gegeben, sich zu monarchischen Neigungen zu bekehren. Er war aber ein Mann von Verstand und echtem Patriotismus, dem es nicht so sehr auf die Form als auf die Sache ankam, und der über dem Heil des Vaterlandes sein persönliches Interesse zu vergessen wußte. So war eine seiner ersten Lebensäußerungen nach dieser zweiten Heimkehr aus der Fremde eine Aufforderung an die Jugend Italiens, sich von Mazzini loszusagen, dessen träumerischer Republikanismus keine Zukunft habe, und sich an Sardinien anzuschließen, von wo allein für Italien Heil zu erwarten sei. Diese Erklärung verfeindete ihn mit manchem Freunde, er fühlte sich unbehaglich und dachte schon seit geraumer Zeit daran, wieder nach Montevideo auszuwandern, als das Jahr 1859 Italiens Sonne wieder aufgehen ließ und ihm Aussicht auf eine militärische Thätigkeit in großem Stil eröffnete

Von der sardinischen Regierung, die seine Fähigkeiten jetzt besser als früher zu schätzen wußte, mit der Formirung eines Corps von Freiwilligen beauftragt, entwickelte Garibaldi ein ungewöhnliches Organisationstalent. Binnen wenigen Wochen hatte er eine Legion gebildet, welche den Namen der Alpenjäger annahm und, in 3 Regimenter Fußvolk, 1 Compagnie Scharfschützen, 1 Compagnie Sappeure, 1 Batterie Artillerie mit 8 leichten Gebirgskanonen und eine Schwadron Guiden getheilt, zuletzt gegen 10,000 Mann stark war. Bewaffnung und sonstige Ausrüstung war praktisch, die Bekleidung einfach, bei der Infanterie grau mit grünem Aufschlag, bei den Scharfschützen, Sappeuren und Artilleristen dunkelgrau, bei den Guiden roth mit schwarzen Schnüren. Die militärische Ausbildung ließ Anfangs mancherlei zu wünschen übrig, die Disciplin wurde von dem General streng aufrecht erhalten.

Nachdem der Krieg erklärt war, marschirte Garibaldi mit seinen Alpenjägern von Biella nach der oberen Sesia, überschritt den Fluß und rückte, nachdem er in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai seine ganze Schaar bei Borgomanero gesammelt, auf Arona, ging dann über den Ticino und nahm Sesto Calende und am 24. Varese ein. Hier verbarrikadirte er sich und schlug, am 26. von 300 Oestreichern mit 8 Geschützen angegriffen, die Feinde zurück. Tags darauf folgte er mit seinen Leuten, welche dieser erste Erfolg bedeutend gehoben, den Oestreichern nach Como. Noch einmal verlegten sie ihm den Weg. Indeß schlug er sie auch hier und zog noch am Abend desselben Tages unter dem Jubel der Bevölkerung, die sich gleich der von Varese sofort

für die nationale Sache erklärte, in Como ein. Giulay sah sich durch diesen kühnen Zug in der rechten Flanke und im Rücken bedroht. Er entsandte den Feldmarschallleutnant Urban mit 10,000 Mann und 18 Geschützen zur „Züchtigung" des unbequemen Parteigängers. Garibaldi mußte sich nach einem Gefecht am 29., welches mit einer Niederlage der Alpenjäger endigte, zurückziehen. Er marschirte an der tessiner Grenze und dem Luganersee auf Laveno, den östreichischen Hafenplatz am Lago Maggiore, und griff dieses zweimal vergeblich an. Er befand sich jetzt in einer ziemlich üblen Lage, da Arona und Sesto Calende von den Feinden besetzt waren und am 31. auch Varese in ihre Hände fiel. Der einzige Ausweg aus dieser Klemme schien der, daß Garibaldi sich Laveno's und der dort ankernden Dampfschiffe bemächtigte und mittelst derselben auf das rechte Ufer des See's und in die Berge entkam. Doch sollte er auf andere Weise befreit werden. Auf die Nachricht vom Einzug der Franzosen in Novara, beschloß Giulay am 1. Juni den Rückzug, und nun gab auch Urban Varese auf.

Garibaldi sah sich kaum aus seiner Verlegenheit erlöst, als er sofort wieder zur Offensive überging. Er marschirte über Varese und Como nach Lecco, verstärkte sich hier durch neue Freiwillige, sandte ein Detachement in das Veltlin und zog mit seinem Hauptcorps nach Bergamo, wo er schon am 8. eintraf. Am 10. hatte er in Mailand eine Besprechung mit Victor Emanuel und Napoleon, am 13. rückte er in das von den Oestreichern geräumte Brescia ein, am 15. ging er von hier gegen den Chiese vor, um denselben bei Ponte San Marco zu überschreiten und die Gegend am Gardasee gegen Südtirol zu gewinnen. Dieser Plan wurde vereitelt, indem Urban, wieder vordringend, eine Abtheilung der Alpenjäger bei Rezzato schlug und Garibaldi selbst bedrohte.

Garibaldi machte jetzt wieder Como zum Mittelpunkt seiner Operationen, die vorzüglich dem Veltlin galten. Am 29. Juni rückte er von Sondrio nach Tirano vor, in den nächsten Tagen bestanden seine Truppen verschiedene Gefechte mit den vom Stelvio nach Bormio vorgedrungenen Oestreichern. Die Ausführung seiner weitern Pläne machte der Waffenstillstand von Villafranca unmöglich. In Norditalien auf diese Weise entbehrlich geworden, ging er mit einem Theil seines Corps und der Mehrzahl seiner Officiere nach der Romagna, um zunächst das Commando der dort stehenden toscanischen Division zu übernehmen und dann bei der Organisation des Heeres der mittelitalienischen Liga mitzuwirken. Allgemein wurde angenommen, daß es seine Absicht sei, bei günstiger Gelegenheit mit seinen Truppen weiter nach Süden vorzurücken und auch den der päpstlichen Regierung noch unterworfenen Theil des Kirchenstaates für Victor Emanuel zu erobern. Die politischen Conjuncturen waren einem solchen Plan nicht günstig. Man hatte in Turin Rücksicht auf den

Kaiser der Franzosen zu nehmen. Ein unbesonnener Angriff auf den Papst konnte alle früheren Erfolge wieder in Frage stellen. Garibaldi wurde nach Turin zum König berufen und von diesem zur höchsten Vorsicht ermahnt. Der General versprach sich deren zu befleißigen, wünschte indeß eine Zusammenziehung aller verfügbaren mittelitalienischen Truppen an der Südgrenze der Romagna. Der König schien diese Maßregel gut zu heißen, aber General Fanti, der Kriegsminister der Liga, verweigerte seine Mitwirkung bei derselben, wie er denn überhaupt keine besonders freundliche Stellung zu Garibaldi einnahm. So sah sich letzterer veranlaßt, seine Stelle niederzulegen. Er that dies in einer von Genua datirten Proclamation, in welcher er sich über die Diplomatie beklagte, welche verderbe, was die Waffen gewonnen, zugleich aber zum Ausharren bei der Fahne Victor Emanuels aufforderte und wieder zum Schwert greifen zu wollen erklärte, sobald Italien seiner bedürfe.

Seit dieser Zeit lebte er als Privatmann theils in Genua, theils in und bei seiner Vaterstadt. Eine Verheirathung mit einer vornehmen jungen Dame, die im Werke war, zerschlug sich, da der General noch zur elften Stunde erfuhr, daß die Ehre seiner Braut nicht ohne Makel war. Von Nizza in das norditalienische Parlament gewählt, protestirte er heftig gegen die Abtretungen an Frankreich. Seine Expedition nach Sicilien ist noch eine Frage des Tages. Die nähern Umstände dieses Unternehmens sind noch nicht aufgehellt, sein letztes Ziel noch nicht entfernt zu erkennen. Sicher scheint nur, daß Garibaldi im Einverständniß mit dem turiner Cabinet gehandelt hat, und von diesem wieder wird anzunehmen sein, daß es nicht gegen Frankreichs Willen handelte, als es den General gewähren ließ.

Ungedruckte Briefe v. Stägemanns.

Die nachfolgenden Briefe des wirklichen geheimen Raths von Stägemann an den Professor Benzenberg enthalten einen geschichtlichen Beitrag zu dem wahren Bilde des Geistes seiner Zeit. Als ein historisch-literarisches Zeugniß vergangener Tage, ist ihr Inhalt für alle, die zwischen den Zeilen zu lesen vermögen, um so werthvoller, als der Zeitraum von 1819 bis 1826 für unser

Vaterland viel Trübes in seinem Schooße barg, auch mancher Aufschluß darin geboten wird, den man bis jetzt vermißte.

Sie bezeugen übrigens dem ehrenwerthen Verfasser die ihn auszeichnende staatsmännische Klugheit, die Schärfe seines Verstandes und seinen klaren prophetischen Blick in die Zukunft, namentlich in Beziehung auf die französischen Zustände. v. C.

1.

Berlin den 27. April 1819.

Es ist längst mein Vorsatz gewesen Ihnen zu schreiben, verehrtester Freund, aber die Stunden laufen einem immer unter den Händen davon. Ich weiß oft nicht, wo ich anfangen und wo ich endigen soll.

Daß ich die Aufsicht auf die Staatszeitung habe übernehmen müssen, wissen Sie; daß ich damit sehr unzufrieden und der Sache höchst satt bin, werden Sie glauben. Aus einer preußischen Staatszeitung kann nicht eher etwas werden, als bis unsere Behörden einen Gemeinsinn empfangen, eine Andacht für das Vaterland in ihr Gemüth aufnehmen, kurz, das Umgekehrte von dem werden, was sie jetzt sind. An diesem Heidenthum unserer Behörden geht der Staat zu Grunde. Die Constitution wird es nicht bessern, könnte es vielleicht. Die Behörden sind angewiesen, mir Aufsätze, Nachrichten ꝛc. für die Staatszeitung zu schicken. Ich danke Gott, wenn sie es nicht thun; denn ich kann es nicht brauchen.

Bis jetzt habe ich mich durch einige Grobheit gegen die Zeitungsschreiber auf den Beinen erhalten. Sie ist aber meiner Natur zuwider, und die allermeisten derselben sind so gemein, daß man gar keine Ehre hat, sich mit ihnen abzugeben.

Mit Ihrem Freunde, dem Westphalus Eremita, bin ich, wie Sie wissen, in Spiritualibus nicht eke immig, auch keineswegs in Secularibus, obwol ich sehr wünschte, daß wir über jede Provinz ein solches Büchlein hätten, als er geschrieben. In dem, mich dünkt im Hermann, abgedruckten Aufsatz gegen die Juden offenbart er ein katholisches Gemüth. Als die Frau von A. in Wien zu jener Zeit, wie Esther den Ahasverus, den Kaiser Joseph um Wohlwollen für ihr Volk bat, antwortete er ihr: „ich thue ja Alles für sie, was ich kann; aber leiden mag ich sie nicht; sehen Sie einmal, wie sie aussehen. Können Sie sie leiden?“ So geht es mir ohne Comparaison auch. Mein evangelisch christliches Gemüth gestattet mir nicht, ihnen etwas zu Leide zu thun, und ich bin auch völlig überzeugt, daß nur eine völlige Gleichstellung in allen Rechten sie zu Christen machen werde. Je mehr Druck, und die Verachtung ist der größte, je mehr isoliren sie sich und nehmen uns das Geld ab.

Ich hoffe, Sie nehmen noch immer einigen Theil an uns —, an unsern Nichtconstitutionen, Nichtturnplätzen, Nichtöffentlichkeiten u. s. w. Wenn die

Leute draußen aber glauben, daß wir drinnen auf alle dieſe Dinge einen großen Werth legen, daß wir dem Könige würden 1500 Bittſchriften in den Wagen reichen, ſo irren ſie. Ob übrigens unſere Conſtitutionsacte auf der Grundlage des Edicts von 1815, welches dem Könige nicht ein Titelchen ſeiner Souveränetät entzieht, nicht gefördert werde, weiß ich nicht. Es wäre ganz einfach und würde den Leuten doch eine Zeitlang genügen.

Die baieriſche Regierung würde vielleicht auch die Behr und Hornthal gerne wieder los ſein; indeß glaube ich nicht, daß ſie dieſe Schönſchwätzer zu fürchten hat. Aber wenn man die Geiſter ruft, die wird man nicht wieder los, wie Frankreichs Beiſpiel zeigt.

Jahn und Zeune haben ſich in der Sprachgeſellſchaft veruneinigt, darum vergleicht der Letzte den Erſten mit dem Alten vom Berge und und gießt ihm den Mord des Sand in die Schuhe. Ich empfehle mich in Ihr freundſchaftliches wohlwollendes Andenken. v Stägemann.

2.

Berlin den 17. Juli 1819.

Sehr dankbar bin ich für Ihre beiden Schreiben, hochverehrteſter Freund, deren letztes nebſt dem für die Staatszeitung beſtimmten Aufſatz ich vor einigen Tagen erhalten habe. Schon lange würde ich Ihnen auf das erſte wieder geſchrieben haben, wenn ich nicht eine Reiſe nach Schleſien und der Oberlauſitz gemacht hätte, von der ich unlängſt erſt zurückgekommen bin. Ihr Aufſatz iſt mir ſehr angenehm geweſen und ich habe ſogleich Gebrauch davon gemacht. Unſer Steuerſyſtem hat unſtreitig ſeine Mängel, aber das große Geſchrei, das man darüber erhebt, iſt die Frucht der Unwiſſenheit, und zum Theil des Jacobinismus, der ſich hin und wieder regt. Die Auflage auf den Weinmoſt, worüber auch die Zeitungen der Coblenzer ſich moquiren, iſt mir auch nicht recht; ich habe mich auch um ſo mehr dagegen erklärt, als der Ertrag ein Minimum iſt, der mit der Chikane für die Producenten in keinem Verhältniß ſteht. Unſer Zollweſen wird beſonders großer Modificationen bedürfen.

Ich bin eben mit einer franzöſiſchen Lectüre über das Kataſter beſchäftigt, nämlich dem allgemeinen Bericht des Herrn Hennert vom 6. Nov. 1817 an den Finanzminiſter, und hoffe, daß wir doch auch einmal in dieſer Sache vorſchreiten werden. In den alten Provinzen würde ſie wenig Schwierigkeiten finden; mit den neuern bin ich nicht ſehr bekannt. Wollen wir die Grundſteuer gerecht vertheilen, ſo ſcheint freilich nichts Anderes übrig zu ſein, um nicht ins Blaue hineinzugreifen.

Ihre Provinzialverfaſſung habe ich mit großem Intereſſe geleſen. ad § 34 muß ich Ihnen eine hiſtoriſche Bemerkung machen. Es war nicht Kaiſer Heinrich der Siebente, der dieſe Urkunde ausgeſtellt, ſondern der römiſche

König Heinrich, Sohn des Kaisers Friedrich des Zweiten, der sich dergleichen unbefugter Weise anmaßte und deshalb mit seinem Vater zerfiel, auch im Gefängniß in Italien starb. Er ist niemals Kaiser gewesen und auch der Lützelburger Heinrich, der wenn ich nicht irre, 1308 Kaiser wurde, heißt Heinrich der Siebente.

Man sagt hier, Görres sei auch unter denen, die von der durch den Drang der Umstände gebotenen Maßregel betroffen worden. Daß Arndt sich unter den Verhafteten befindet, werden Sie schon wissen. Hier ist Jahn verhaftet, wie die Zeitungen es melden. Ich habe Bedenken getragen, die auch an die Staatszeitung gesandte Bekanntmachung wegen Jahn darin aufnehmen zu lassen, weil sie dadurch einen officiellen Charakter erhalten hätte, der ihr durch die Nichtaufnahme ganz entzogen wird. Mich dünkt die Regierung werde durch die Fassung dieser Bekanntmachung compromittirt; daß sie über die Arretirung etwas sagte, war ganz recht, aber da Jahn noch nicht im geringsten gehört ist, so hätte doch nicht als schon feststehend angenommen werden sollen, was erst ein richterliches Urtheil ergeben wird, und ergeben kann, so lange noch Gesetz und Gerichte walten. Daß eine politische Verbindung existire, scheint keinem Zweifel zu unterliegen; nach der öffentlichen Bekanntmachung der Regierung müssen wir es billig glauben. Ob sie aber einen so gehässigen Zweck habe als die Bekanntmachung nicht blos andeutet, sondern aus aufgefangenen Briefen und in Beschlag genommenen Papieren bestimmt folgert, ist mir zur Zeit noch sehr bedenklich. Doch muß man allerdings abwarten und die Maßregel billigen, die die Regierung zur Verhütung großen Unheils genommen hat. Sollte die Untersuchung hingegen kein Resultat haben, so würde die Regierung die schon an sich sehr schlimme Gesinnung sehr verschlimmern. Eben dieser Besorgniß halber, deren ich mich nicht erwehren kann, hätte ich gewünscht, a) daß nicht Herr v. Kamptz die Untersuchung leite, weil er die öffentliche Meinung gegen sich hat und für Partei gehalten wird, ob man gleich viel zu weit gegen ihn geht, wie es aber in solchem Parteiwesen niemals anders ist, b) daß die Untersuchung nicht von einer besonderen Commission, sondern vom Gerichte selbst geführt werde. Die Commissarien mögen gute Leute sein, (einer ist ein sehr tüchtiger Inquirent) aber sie sind ganz unbekannt, und in so schwerer Sache muß man schweres Geschütz aufführen.

Ich empfehle mich Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen.

v. Stägemann.

3.

Berlin den 19. August 1819.

Mit meinem freundschaftlichsten Danke, hochverehrter Herr und Freund, übersende ich Ihnen anliegend die beiden Exemplare der Staatszeitung, in

welche ich Ihre interessanten Aufsätze aufgenommen habe. Ich hoffe in ähnlicher Art etwas über die preußischen Provinzen nächstens liefern zu können. Ueberhaupt würde eine Darstellung der früheren Steuerverhältnisse und wie sie sich in Zahlen stellen, wenigstens dazu dienen, die Köpfe aufzuklären. Mit den Rheinländern ist es schwer sich zu verständigen, selbst die besonnensten scheinen eigensinnige Leute, wie ich an D. in Bezug auf Ihren ersten Aufsatz über die früheren Bergischen Verhältnisse in diesen Tagen erfahren. Aus einem in die mehrsten deutschen Zeitungen aufgenommenen Aufsatz über unser Constitutionswesen, der höchstwahrscheinlich aus sehr unterrichteter Feder geflossen ist, werden Sie inzwischen gesehen haben, wie es im Allgemeinen hier steht und daß mit der Verfassung nicht eher etwas wird, als wenn die Verwaltung vollständig regulirt ist. Ob dieses früh oder spät erfolgen werde, weiß nur der allwissende Gott. Sonst würde eine vollständig und vortrefflich regulirte Verwaltung eine gewiß sehr schöne Sache seln.

Nach dem Bundestagsbeschluß wird Herr Schulz, dessen Briefe ich mit dem besten Dank hierneben remittire, nunmehr allerdings seine liebe Noth mit der Censur haben. Das hat aber nur der Bundestag zu verantworten, wenigstens unmittelbar und mittelbar die unnützen renommistischen Schreier in den Zeitungen und Zeitschriften, die nunmehr ärnten, was sie gesäet.

Große Verwirrung aber läßt sich doch besorgen, da die Köpfe so exaltirt sind, weniger bei uns als im deutschen Süden.

Von Görres wissen wir noch nichts. Wenn es ihm nicht darum zu thun ist ein Märtyrer zu werden, so wird er sich in salvo gespielt haben und das schien mir für beide Theile das Beste. So viel wir bis jetzt benachrichtigt sind, ist er noch nicht verhaftet; seine hiesigen Freunde meinen aber, er werde sich selbst stellen. In was für Absicht?

In der Mitte künftigen Monats wird die Carlsbader Ministerialconferenz in Wien fortgesetzt werden. Von hier geht der Minister Graf v. Bernstorff hin.

Schinkel ist auf unaufhörliches Quälen des Oberpräsident v. Schön nach Marienburg gereist, um von dem Wunderbau des Marienburger Schlosses Notiz zu nehmen und sich eine ebenso große gothische Ohrfeige geben zu lassen als Jussoy vor dem Dom in Cöln erhielt.

Ein heftiges Flußfieber, das mich seit acht Tagen quälte, und gar nicht verlassen will, nöthigt mich die Feder niederzulegen und mich für heute Ihrem freundschaftlichen Andenken angelegentlich zu empfehlen. v. Stägemann.

4.

Berlin den 25. Sept. 1819.

Schon auf Ihren ersten Brief, mein verehrtester Freund, hätte ich Ihnen

früher geantwortet, wenn ich nicht gehofft hätte, daß Sie nach der Aussicht, die Sie selbst aufstellten, nach Berlin kommen würden.

Ihr zweites freundschaftliches Schreiben vom 10. d. M. legt mir die doppelte Pflicht auf, Ihnen meinen Dank zu sagen. Ich habe, wie Sie aus der Beilage sehen, von Ihrem mir gefällig mitgetheilten Aufsatz sofort Gebrauch gemacht. Allerdings werden Sie durch die Behauptung: daß die Klugheit gebiete, im Sinne der Regierung zu schreiben, unsre Ultraliberalen sehr in die Augen geschlagen haben, indeß kann das nichts helfen. Wo Holz gehauen wird, fallen Spähne.

Ueber das Lob, was Sie dem Rheinisch-Westphälischen Anzeiger bringen hätte ich billig etwas sagen müssen, zumal da ich mich in die Nothwendigkeit gesetzt gesehn habe, gegen Ihren Freund den Eremiten einige verdrießliche Worte zu sagen. Mir ist das ganze Zeitungs- und Journalistenwesen so verhaßt, daß ich es nicht beschreiben kann. Indeß muß es doch auch sein. Mit der Untersuchung der demagogischen Umtriebe ist es jetzt so weit gediehen, daß eine kammergerichtliche Commission ernannt worden ist, die sich aus den Verhandlungen der polizeilichen Commission unterrichten soll: ob und welche Anklagen wider die Beschuldigten stattfinden und ob und was zur Vollendung der Untersuchung noch geschehen muß? Der Kammergerichtspräsident v. S. steht an der Spitze. Daß hiernächst von allen betheiligten Staaten eine richterliche Commission in Mainz niedergesetzt werden soll, um den Spruch über die Schuldigen zu fassen; das Urtheil zu schöpfen, werden Sie durch das Gerücht schon erfahren haben. Sie sehen aber, daß man die Sache in den Papieren und Aussagen der Verhafteten von größerer Erheblichkeit gefunden haben muß, als die Zeitungsschreiber meinen. Allerdings aber folgt hieraus nicht, daß eine gefahrvolle allgemeine Verbindung existirt habe, die ich selbst, insofern sie auf unseren Staat gewirkt haben sollte, so sehr in Abrede stelle, daß ich de veritate darüber zu schwören mich unterfinge.

Jahn ist übrigens in diese Verbindung nicht begriffen. Seine Sache scheint ganz isolirt zu stehen, obwol dieselbe Commission sie untersucht. Ich fürchte, daß seine Freunde ihm mehr schaden, als nützen, denn ein Landgut, von dessen Ertrage er leben könnte, werden ihm weder Herr Hofmann, noch Herr Hobhouse oder Sir R. Wilson schaffen.

Den Censeur lese ich allerdings täglich, wie das übrige französische Zeug, unter dem der Censeur unstreitig das Bessere ist. Da er gegen uns sehr die Zähne zeigt, so habe ich ihm schon einige Sachen sagen müssen. Ich glaube, daß er noch am ersten mit uns zufrieden sein würde, wenn er uns recht kennte. Die Franzosen laboriren gemeinhin an der Unwissenheit; die Engländer noch mehr, aber die Ersten wollen sie nicht Wort haben, den Letztern ist sie gleichgiltig.

Ich habe meinen Sohn in diesen Tagen von Bonn zurückerhalten, wo er ein halbes Jahr studirt hat. Er ist gar kein Deutschthümler, hat aber den Rheinländern keinen Geschmack abgewinnen können; auch wird es schwerig sein, daß ein Preuße oder Brandenburger sich ganz mit ihnen verständige und so umgekehrt. Lange und veraltete Gewohnheiten haben uns ziemlich auseinander gebracht, doch ist unter gescheuten Leuten, wohin man doch die Studenten noch nicht zählen kann, das bald ausgeglichen und mit der Zeit wird sich Alles finden.

Unsere Juden haben wenig hep hep gehört. Die Franzosen freuen sich ja auf ihre Einwanderung in Frankreich. Wenn die verwünschten sogenannten freien Städte nicht wären, würden wir (ohne die polnischen) in 50 Jahren keinen Juden mehr in Deutschland haben.

Kommen Sie bald zu uns und genehmigen Sie die Versicherung der herzlichsten Hochachtung und Ergebenheit v. Stägemann.

5.

Berlin den 9. Nov. 1819.

Wiewol Sie bis heute auf Ihre hier erwartete Ankunft vergebens haben warten lassen, so überzeugt mich doch Ihr freundschaftliches Schreiben, hochgeehrter Freund, und die Beilagen, wofür ich Ihnen herzlich danke, daß Sie uns in guter Erinnerung haben.

Ich finde es jetzt, da die Bundestagsbeschlüsse uns von den Hauptgegenständen der Verfassung abzuziehn beabsichtigen, um so nöthiger, daß man durch statistische und finanzielle Aufsätze zu zeigen suche, worauf es eigentlich ankomme. Mit dem Herrn von Cölln hat die Staatszeitung einige Händel gehabt. Hätte ich ihm das Geschwür gehörig aufstechen wollen, würde ich mir vielleicht mehr Verdruß zugezogen haben, als sein ganzes Buch, eine trostlose, fehlerhafte Compilation von Compilationen, werth ist.

Unsere Verfassungscommission rückt schwerlich so schnell vor, als es nach den berlinischen Zeitungen das Ansehn gewinnt. Indeß trägt vielleicht ein Novum emergens, unerwartet, zur Beschleunigung bei. Der Kaiser von Rußland hat nämlich in der That eine Verfassung für sein unermeßliches Reich vollzogen, deren Publication wir täglich erwarten dürfen. Er hat das ganze Reich in zehn Statthalterschaften getheilt, welche ihre Provinzialstände wählen; es gibt nur Adel und Bürger. Von den Bauern ist nicht die Rede. Fünf Jahre lang vollzieht der Kaiser das Budget selbst, nach fünf Jahren soll die Bewilligung der Reichsstände eintreten, die aus den Provinzialständen gewählt werden und abwechselnd in Petersburg und Moskau zusammenkommen. Ich habe alles nur aus der Erzählung und nicht selbst gelesen. Die Nomaden, der Tartar am Saugarfluß und wie die andern Barbaren heißen, sind aus-

geschlossen, als noch nicht courfähig. Wie unvollkommen übrigens auch die Sache sein möge, so ist sie immer eine große Weltbegebenheit.

Was wird Herr von Gentz dazu sagen? Ich fürchte, daß die Beschlüsse in Wien dieserhalb sehr wesentliche Modificationen der karlsbader Beschlüsse werden enthalten müssen, denn höchst wahrscheinlich hat man die gesammte deutsche Nation mit Postulatlandtagen abspeisen wollen. Was aber daraus werden soll, wenn wir zwischen zween repräsentativen Monarchien eingequetscht liegen, ergibt sich ohne große Betrachtung. Wir müssen Slaven oder Franzosen werden.

Bei uns würden die Ansichten sich augenblicklich ändern, sobald wir uns überzeugen könnten, daß die jetzt bestehende französische Regierung von Dauer sein werde. Wir gehen aber noch immer davon aus, daß die Jacobiner in Jahr und Tag und vielleicht noch früher, den Thron der Bourbons wieder umgestürzt und den Thron der Anarchie und des Verderbens errichtet haben werden. Davon verstehe ich nichts, als zu den Diplomaten nicht eingeschworen und nehme meine Vernunft, wenn auch nicht gern, doch ungern, unter den Glauben gefangen.

Görres gibt sich, indem er die Hörner des fremden Altars umfaßt, das Ansehn, als ob er, wie Livius sagt, minaciter magis, quam suppliciter Schutz suchend begehre.

Es scheint nicht, daß Jahn, der jetzt in einem hiesigen Gefängnisse sitzt, und wohl gehalten wird, nach Mainz werde gebracht werden. Ueberhaupt bin ich neugierig zu erfahren, womit sich die Mainzer beschäftigen werden, wenn sie nichts Gründlicheres vorfinden, als was in dem bekannten Aufsatz im Journal des Paysbas gestanden.

Ich empfehle mich aufs angelegentlichste in Ihr freundschaftliches Andenken.

v. Stägemann.

6.

Berlin den 20. Nov. 1819.

Eine heftige Krankheit, in einer Halsentzündung bestehend, hat mich vom Schreibtische entfernt gehalten, hochverehrtester Freund, und veranlaßte mein Stillschweigen an den beiden letzten Postagen, welches Sie gütigst entschuldigen wollen. Für den Preßaufsatz danke ich zwar herzlich, aber ich fürchte, daß ich ihn beim Herrn Staatskanzler nicht durchbringe. Dem Könige unmittelbar sind schon in Ihrem ersten Aufsatz einige Stellen aufgefallen und er schickte deshalb Albrecht zu mir, doch nur um in allgemeinen Terminis die Berücksichtigung der dermaligen Verhältnisse zu empfehlen. Wahrscheinlich hat er auch mit dem Herrn Staatskanzler darüber gesprochen, der sich jedoch bis jetzt noch nichts hat merken lassen.

Sie sehen, mit welcher inquietude temporaire wir zu kämpfen haben.

Selbst mit statistischen Nachrichten stößt man an; ich habe durch ein einziges Wort schon mit den märkischen Ständen Händel gehabt und mit verschiedenen Ministerien.

Diese Philistereien lassen gar nichts Gedeihliches und Ersprießliches zu Tage fördern und man muß Gott danken, hin und wieder einige Contrebande durch die Douanenlinie zu führen. Eine Staatszeitung ist ja ein reines Unding.

Indeß mache ich jetzt allerhand Auszüge aus den alten Archivacten, die vielleicht auch Ihnen nützlich sein werden. Nur fehlt mir die Zeit und ich habe keine dazu tüchtige Menschen an der Hand, weil es schwierig ist mit diesen alten Acten umzugehen und sie zu lesen. Ich habe mir die Fertigkeit in früheren Dienstverhältnissen, als Syndicus der ostpreußischen Stände erworben.

Unsere öffentlichen Angelegenheiten geben den Bundestagsbeschlüssen gemäß, ganz ordentlich. Inzwischen meint man doch, daß Jahn in diesen Tagen seiner Haft werde entlassen werden. Man hat noch einen Versuch gemacht, ihn mit einem Schelm, einem Angeber, zu confrontiren, (wie ich höre) es ist aber dabei nichts herausgekommen.

Die französischen und deutschen Blätter enthalten eine lehrreiche Entwicklung unseres Cabinets in Ansehung der Bundestagsbeschlüsse. Man ist neugierig zu erfahren, wie die französischen Blätter zu diesem Opus gekommen. Sie werden es in Brüggen auch schwerlich erfahren haben. Ich weiß es gleichfalls nicht. Für das große Publikum scheint es freilich nicht geschrieben.

Meine Krankheit hat mich mit meinen Arbeiten sehr zurückgebracht, ich muß mich also etwas kurz fassen. Man will von mir wissen, ob Sie nach Berlin kommen werden. Ich hoffe und wünsche es.

Mit der Versicherung der treuesten Hochachtung

v. Stägemann.

7.

Berlin den 4. December 1819.

Sie werden Ihre Meinung über die französischen Angelegenheiten ein wenig modificiren müssen, mein verehrtester Freund, seitdem das Ministerium sich zu ultralisiren anfängt, obwol es den Ultras und keiner Partei es recht machen wird. Mich dünkt nach gerade, Decazes experimentire zu viel, und spiele jetzt ein bedenkliches Spiel. Unmöglich kann er den Ultras geben, was sie fordern; sie werden aber um so mehr fordern, je mehr er sich ihnen nähert. Bietet er ihnen weniger, als sie fordern und erwarten, nämlich Radikalveränderungen der Charte, namentlich des Wahlgesetzes, so werden sie es verächtlich von sich weisen, und lieber gegen ihn mit den Liberalen gemeinsame Sachen machen, um von der dadurch entstehenden Verwirrung zu profitiren. Mit den

Liberalen aber hat Decazes es unheilbar verdorben, so daß man in der Thr bedenklich werden muß, was aus einem solchen Ministerium, das mit einer entschiedenen Minorität in den Kammern auftritt, werden soll. Daß das Wahlgesetz einige Mängel habe, wird man zugeben können, aber in dem jetzigen schwankenden Zustande, in solcher Gährung der Gemüther scheint jede Neuerung, zumal wenn sie sich dem alten System anzunähern das Ansehen hat, gefährlich. Wäre ich Decazes, ich würde jetzt keinen Finger an das Wahlgesetz legen. Es ist nicht einmal eines gescheuten und herzhaften Mannes würdig, wegen eines einzigen Menschen, Gregoire, oder ein Paar solcher angeblicher Jacobiner sich ins Bockshorn jagen zu lassen, und, nachdem man einige Monate zuvor das Wahlgesetz als ein Heiligthum verfochten, nunmehr selber es anzutasten. Dazu kommt die erbärmliche Missionairengeschichte, die sich wider die öffentliche Meinung nicht durchführen läßt. Kurz, ich bin an dem Verstande des Herrn Decazes irre geworden.

Sie haben ganz recht, daß der methaphysische Theil der Görres'schen Schrift das Beste an ihr sei; eben daher habe ich über den französischen Uebersetzer, den jungen Herrn Scheffer, mich ungemein erfreut, daß er, wie er ganz naiv gesteht, den methaphysischen Theil, als für die Franzosen nicht geeignet, nicht mit übersetzt hat. Nun verstehn sie gar nichts, und die Schrift bleibt, wie ich ohne Verwunderung höre, in Frankreich ganz ungelesen. Die Bremer Zeitung hat ridiculerweise dem Herrn B. Constant nachgeschrieben, daß, wenn Görres, Jahn und Arndt 1813 nicht ihre Stimmen hören lassen, das Reich Friedrich des Großen nicht wiederhergestellt worden wäre. Görres ließ sich erst post Festum vernehmen; die Anderen recht ehrenwerth, aber die Mauern Jerichos haben sie doch nicht umgeblasen.

Ich wünsche doch, daß Sie einmal herkämen, um Ihre Ansichten über den Stand der menschlichen Dinge zu berichtigen, worüber sich wenig nicht schreiben läßt und viel noch weniger, weil es ein Buch werden müßte, also der Censur unterworfen, ob über oder unter 20 Bogen stark.

Das hiesige Censurcollegium besteht aus dem Geh Legationsrathe L. v Raumer, als Chef; dem Herrn Bischof Eylert; geh. Legationsrath Ancillon, geh. Legationsrath Schöll; geh. Regierungsrath Behrnauer; geh. Ministerialrath Langermann; geh. Regierungsrath Körner; Prof. Wilken; Prof. v. Raumer; Hofrath Bekendorf (ein Vertheidiger der Leibeigenschaft in A. Müllers Staatsanzeigen); Einen habe ich vergessen.

Gneisenau sehe ich nur selten, im Staatsrath etwa. Eichler, der eine Zeitlang krank gelegen, hat mir schon vor einigen Tagen, als ich ihm einen Krankenbesuch machte, einen Brief für Sie versprochen.

Für Ihren neuen Beweis Ihres unermüdeten Fleißes, durch Zusendung eines Aufsatzes über die Tagegelder, sage ich Ihnen meinen besten Dank.

Der Fürſt Staatskanzler hat mir ſeit einiger Zeit durch die Edikte und durch den Aufſatz des Herrn von Gentz, den ich in extenſo aufzunehmen veranlaßt wurde, den Raum verringert, wie Sie werden bemerkt haben.

Ich habe mich ſchon von der Aufſicht auf die Staatszeitung losſagen wollen, der Fürſt hat mich aber noch zur Zeit mit meinem Antrage zurückgewieſen. Indeß kann doch, wie die Sachen jetzt liegen, daraus nichts werden.

Bei Gelegenheit Ihres Aufſatzes über Jülich und Berg kam Albrecht auf Veranlaſſung Seiner Majeſtät zu mir; es waren dem Könige einige Ausdrücke über die Repräſentation und Conſtitution, als nicht ganz geeignet, aufgefallen, doch konnten einige Stellen nicht näher bezeichnet werden und die Sache iſt ſo verblieben.

Ueber den Aufſatz wegen Weſtphalen iſt Herr D.-Dechant von Spiegel außer ſich, wie mir K vor einigen Tagen erzählte. Zu mir ſelbſt iſt er ſeitdem noch nicht gekommen.

Was ſagen Sie zu Voß wider Stolberg? es iſt freilich viel Geklatſch und Weibergeträtſch, auch ſagt Nicolovius, daß das Meiſte nicht wahr ſei, aber in der Hauptſache ſcheint doch der Nagel auf den Kopf getroffen. Der Katholicismus macht mich weiter nicht bange, wenn auch unſre Prinzen die Zwillingsſchweſtern von Baiern heirathen, wie wahrſcheinlich, und wenn die Prinzeſſinnen auch katholiſch bleiben ſollten, wie doch nicht wahrſcheinlich.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich in wohlwollender Erinnerung.

v. Stägemann.

8.

Berlin den 21. Dec. 1819.

Noch bis zum Empfang Ihres Molitorſchen Büchlein's habe ich geglaubt, daß Sie uns beſuchen würden, verehrteſter Freund. Nachdem habe ich die Hoffnung zwar aufgegeben, aber Ihnen nicht geſchrieben, weil ich verdrießlich geweſen bin, vielleicht noch bin. Es iſt recht gut zu wiſſen, daß nicht alle Blüthenträume reifen, deshalb kann man ſich doch darüber ärgern. Auch Graf Stolberg iſt im Aerger geſtorben, und ſogar der Satyrikus Friedrich ſoll vor Aerger in die Elbe geſprungen ſein.

Ihren Caſſationsprozeß haben Sie verloren, wie Sie ſchon wiſſen werden. Ich bin nicht im Stande den ſophiſtiſchen Beweisgründen des Reviſionshofes zu folgen. Unſre preußiſchen Juriſten ſind andrer Meinung. Aber das franzöſiſche Recht ſoll es anders beſtimmen, als die geſunde Vernunft.

Der Kriegsminiſter und General Grollmann haben ihren Abſchied gefordert und erhalten. Man ſagt wegen der Landwehr, der eine Reform ihres vermuthlich demokratiſch erfundenen Princips bevorſtehen ſoll. Das demokratiſche Princip iſt darin gewiß vorherrſchend, aber hat jemals ein ariſtokratiſches Princip die monarchiſchen Principien anderswohin geführt, als zum

Untergange? Und hat nicht einzig und allein das demokratiſche Princip die Throne Napoleon's geſtürzt?

Punitis ingeniis gliscit autoritas, ſagt Tacitus ſchon.

In der Staatszeitung haben Sie einen Aufſatz über Poſthörner in Frankreich geleſen, deſſen Verfaſſer mir unbekannt iſt. Doch glaube ich, daß Herr von Schöll ihn geſchrieben, da der Herr Fürſt Staatskanzler ihn mir zur Aufnahme mitgetheilt hat. Ihr Aufſatz war ſchon halb gedruckt und hat deshalb zurückbleiben müſſen. Den Aufſatz über die Preßfreiheit ſuche ich noch einzuſchmuggeln. Doch ſchwerlich! Am liebſten läſe ich jetzt eine Spenerſche Zeitung vom Jahre 1919. Schade, daß der Satyrikus Friedrich ſich erſäuft hat. Er würde ſie ſchlecht ſchreiben, aber gewiß nicht ſatyriſch.

Herr von Gentz hat ſchulhafterweiſe ſein berühmtes Sendſchreiben an den König bei der Thronbeſteigung Sr. Majeſtät wieder abdrucken laſſen. Ein Anonymus hat ein Vor- und Nachwort dazu geſchrieben.

Buchholtz läßt ſich noch immer darauf ſpießen, daß es mit England nächſtens aus ſein werde. Das ſcheint freilich noch nicht ſo nahe, aber in Frankreich könnten leicht bedenkliche Gährungen entſtehen, wenn das Miniſterium nicht weiſe zu Werke geht. Aber was iſt weiſe?

Man ſagt, Herr v. Hake werde Kriegsminiſter, (ich glaube es) Herr General v. Thiele erhalte das Gen. Commando am Rhein und Herr v. Müffling von Weſtphalen. Heute muß ich mein Schreiben endigen, um die Poſt nicht zu verſäumen. Ich empfehle mich Ihrem freundſchaftlichen Wohlwollen und wünſche Ihnen die erfreulichſten Feiertage.

v. Stägemann.

9.

Berlin, den 15. Januar 1820.

Ein heftiges Augenübel hat mich abgehalten, verehrteſter Freund, Ihnen an den vorigen Poſttagen zu ſchreiben. Es war ein rheumatiſcher Schmerz, der mir den Gebrauch des rechten Auges ganz entzog und jetzt erſt auf eine Art von Flucht ſich begeben hat.

Inzwiſchen haben Sie erfahren, was ſich bei uns zugetragen. Veränderungen dieſer Art ſind niemals wünſchenswerth. Man findet die Veranlaſſung in einer Oppoſition, welche die drei entlaſſenen Miniſter im Staatsminiſterium gebildet, ein Zuſtand, der einem Miniſterium allerdings fremd bleiben muß. Es war daher nichts übrig; entweder es mußte nach ihren Anſichten gehen und die Andern mußten vom Schauplatz abtreten oder ſie mußten unterliegen, und die Sachen nach den Anſichten der Anderen gehen. Was das Beſſere, das iſt die Gunſt! Wir Uebrigen fruges consumere nati müſſen das Gegenwärtige ſchon für das Beſſere halten. Auf alle Fälle muß man von dem Zuſtand der Dinge vollkommen gründlich unterrichtet ſein, wenn man gehörig

urtheilen will. Die öffentliche Meinung hat sich, wie es jetzt freilich nicht anders sein kann, zu Gunsten der drei Männer aus dem feurigen Ofen entschieden. Was man von der Entlassung einiger Ober-Präsidenten (Merkel, Schön, Vincke) gesprochen, ist, so viel ich weiß, ungegründet. Man könnte einige Regierungen eingehen lassen und die Zahl der Ober-Präsidenten verringern. Vielleicht ist dergleichen beabsichtigt und hat das Gerücht veranlaßt.

In Frankreich scheint man nicht zu wissen, was man will, und Decazes die Sachen doch ein wenig leichtsinnig anzufassen. Ich glaube nicht, daß dieses der Weg sei, die Bourbons und ihren Thron zu erhalten. Doch glauben Andere, wie Sie gelesen haben, daß nur durch die Ultra's der Thron erhalten werden könne. Wolle Gott nicht, daß davon ernstlich die Rede komme, denn auf solchem Wege rutscht der Thron gewiß unter den Füßen der Bourbons fort!

Der Herr Staatskanzler hat über Ihr Verfassungsbüchlein noch nicht gesprochen; vielleicht ist er doch an der kleinen Nachricht in der Staatszeitung mit schuld. In Bezug auf die Erlaubniß zur Benutzung der Archive schreiben Sie nur geradezu an den Herrn Staatskanzler, und schicken Sie mir den Brief zur Besorgung. Die Sache kann gar kein Bedenken finden, denn sonst wäre es ja viel vernünftiger, zur Gewinnung von Raum und zur Ersparung der Archivgehälter das ganze Zeug zu verbrennen. Die in den dortigen Archiven vergrabenen Geschichten gehören nur noch der Geschichte an. Wenn Sie wegen Cöln mit Graf Solms sich nicht allein arrangiren zu können glauben, so erwähnen Sie auch der cölnischen Archive. Würde es aber nicht gut sein, daß man alle dergleichen Specialarchive hier in ein ganzes vereinigte?

Herzliches Lebewohl und die Versicherung der unveränderten Hochachtung

v. Stägemann.

Die Coalition.

La Coalition. Paris 1860.

Diese Flugschrift hat bei ihrem Erscheinen viel Aufsehen gemacht und ist dann von den officiellen und officiösen Blättern, aus denen die französische Presse fast ausschließlich besteht, verleugnet. Indeß bleibt ihr dessenungeachtet eine gewisse Bedeutung. Die öffentliche Meinung in Frankreich ist dermaßen geknebelt und verdorben, daß mit geringen Ausnahmen nichts geschrieben wird, als was von der Regierung

befohlen oder was ihr doch angenehm ist. Zuweilen geht der Eifer ihrer feilen Anhänger über die Grenzen hinaus, welche sie sich vorläufig gezogen, sie desavouirt dann die ungestümen Freunde und entschädigt die uneigennützigen durch Belohnungen, oder sie wirft selbst Telegramme und Broschüren in die Oeffentlichkeit, für die man sie aber wegen ihrer Maßlosigkeit nicht verantwortlich machen kann, um nach dem Eindruck solcher Fühler die Dispositionen der Völker und Cabinette zu beobachten. — Derart ist diese Flugschrift, welche an Unkenntniß und Verdrehung der Thatsachen das Mögliche leistet, sie soll beweisen, daß eine Coalition gegen Frankreich heutzutage unmöglich sei, und ist deshalb wesentlich gegen England gerichtet, das die Seele aller Coalitionen gegen die französische Suprematie war.

Der anonyme Verfasser beginnt mit dem alten Liede, das Kaiserthum ist der Friede. Während alle andern Monarchien auf gefälschten Grundlagen stehen, hat Frankreich allein das richtige Princip erkannt und Napoleon war allein berechtigt, die schöne Erbschaft der Republik, die Nationalsouveränetät an sich zu nehmen. Groß, blühend, mächtig, hat das Land also von Niemand etwas zu fürchten, sondern wird nur Krieg machen, wenn es von außen bedroht ist. — Im Augenblick der Annexion von Savoyen und Nizza schreibt der Verfasser: Heute hat man den unwiderleglichen Beweis, daß das Kaiserthum nicht auf Eroberungen ausgeht, und daß es weit entfernt von der Anmaßung ist, die Völker zu bedrücken, da es sich die Mission zuerkannt, sie zu befreien und den orientalischen und italienischen Krieg geführt. Dann kommt der Nachsatz in die herkömmlich bescheidne Form gekleidet mais l'Empire tout en sauvant les autres ne veut pas perdre lui-même und das schwache Frankreich hat natürlich seine Grenzen gegen die neue italienische Großmacht sichern müssen, es sind ihm deshalb einige Meilen wüster Berge in aller Form von Piemont abgetreten; die Niederlande wurden bekanntlich auch zum Schutze der bedrohten Grenzen als Anschwemmungen der französischen Flüsse annexirt. Der Pamphletist verhehlt sich nun nicht, daß die Einverleibung von Savoyen und Nizza Europa lebhaft beunruhigt hat, er will aber deshalb Frankreich beruhigen, indem er ausführt, daß eine Coalition gegen dasselbe unmöglich sei. Diejenige, die das Kaiserreich bekämpfte und der es endlich erlag, war eine Coalition der Könige, nicht der Völker, wir nehmen hier Akt von der Erklärung: „La puissance napoléonienne ne leur enlevait pas seulement leurs peuples par la conquête, elle ruinait leur position en faisant dans toute l'Europe une propagande révolutionnaire.“ Die Könige erschraken vor den neuen Theorien, welche die Völker lehrten, jene Grundsätze mit Füßen zu treten, auf welche die alten Monarchien gebaut waren. Eine Stadt, eine Provinz kann man wiedererobern, aber nicht ein Recht, das in dem Bewußtsein der Nation abgestorben ist. Angereizt von den Emigrirten und von England bestochen, verbündeten sich die Könige, der Sturz Napoleons war nur der Vorwand, der Zweck war die Wiederherstellung des göttlichen Rechtes in Frankreich, man begnügt sich nicht à réduire la France à sa plus simple expression und ihm sogar seine natürlichen Grenzen zu verweigern, sondern stürzt sogar Napoleon vom Throne, um den Erben Ludwigs XVI. darauf zu setzen.

Man braucht diese Diatribe nur zu lesen, um zu wissen, daß das Gegentheil die Wahrheit ist, jeder, der sich auch nur oberflächlich mit der Geschichte jener Zeit beschäftigte, hat daraus gelernt, daß Napoleon siegreich war, so lange ihm die Cabinets-

politik gegenüberstand, daß er aber besiegt wurde, als das Volk in Spanien, Rußland und Deutschland gegen ihn sich erhob; wer diese Ueberzeugung noch nicht erlangt haben sollte, dem empfehlen wir angelegentlich die soeben erschienenen drei Vorlesungen unsers deutschen Geschichtschreibers Heinrich v. Sybel über die Erhebung Europas gegen Napoleon I. Es ist auch Thatsache, daß die heilige Allianz und ihre Congresse nicht der Ausdruck der Politik waren, welche die Verbündeten nach Paris geführt, sondern die Fälschung und Verkehrung derselben durch die wiederkehrende Cabinetspolitik. England, dessen unvergänglicher Ruhm es bleibt, die Freiheit Europas gegen den Despotismus Ludwigs XIV. wie Napoleons I. vertheidigt zu haben, hielt an seinen Grundsätzen fest und trat jener Allianz nicht bei. Die Verträge von 1815 tragen allerdings schon deutliche Spuren der Reaction, welche sich später wie ein Mehlthau auf den begeisterten Aufschwung legte, aber wir dürfen nicht ungerecht gegen sie sein, sie haben Europa jedenfalls einen fast vierzigjährigen Frieden geschenkt, in dem sich der Volkswohlstand zu hoher Blüte entwickelt hat, es ist auch viel weniger ihr Fehler, als der der innern Politik, welche die meisten Regierungen nach 1815 befolgten, wenn Europa von neuen Erschütterungen heimgesucht wurde und selbst für jene beklagenswerthe Politik läßt sich nicht zur Rechtfertigung, aber doch zur Erklärung und Entschuldigung anführen, daß sie eine Reaction war gegen jene heillose Verkehrung alles göttlichen und menschlichen Rechtes, welche die französische Revolution gepredigt und die bis auf den heutigen Tag Frankreich zwischen Anarchie und Despotismus schwanken läßt.

Man braucht daher nicht die napoleonische Theorie über die Giltigkeit der Verträge anzunehmen, um zuzugestehen, daß vieles in den, vor 45 Jahren unterzeichneten Akten hinfällig geworden ist, sie theilen damit nur das Loos alles Menschenwerkes, aber wir meinen, daß das Gebahren der jetzigen napoleonischen Politik deutlich zeigt, daß grade die Bestimmungen, welche den Uebergriffen Frankreichs entgegenzutreten bestimmt waren, ihre volle Berechtigung hatten.

Wenn es also falsch ist, daß das Streben der Könige, das göttliche Recht herzustellen und das Gold Englands die Coalition zu Stande gebracht hat, welche Napoleon stürzte, so ist es ebenso falsch, daß dies zweite Kaiserthum in Frankreich aus der Begeisterung für das erste hervorgegangen. Wir meinen die Hekatomben an Menschen und Millionen, welche der Oheim forderte, werden den Unterthanen des Neffen noch in gutem Gedächtniß sein, das Land, durch die Anarchie geängstigt, warf sich dem „Retter der Gesellschaft" in die Arme, derselbe mußte, um sich gegen die wirklichen und eingebildeten Gefahren der Revolution zu halten, die Freiheit unterdrücken und da dies nach dem Geständniß seiner eignen Schriften bei einer großen Nation nur möglich ist, wenn man ihr Ruhm nach außen gibt, so mußte die Thatkraft Frankreichs sich auf die auswärtige Politik lenken. Da Niemand Frankreich bedrohte, so mußte Frankreich andre bedrohen und die morschen Zustände andrer Länder benutzen, um sich unter dem Vorwande der Rettung unterdrückter Nationalitäten in fremde Angelegenheiten einzumischen und bei der Gelegenheit seine Grenzen zu erweitern. Mit welchem Geschick dies ausgeführt, wie die Schwäche der Cabinetspolitik benutzt wurde, ist bekannt, wir sind auch vollkommen auf weitere traurige Erfahrungen für die nächste Zukunft gefaßt, aber so gewiß die Coaliton der Freiheitskriege gegen das erste Kaiserthum berechtigt war, so gewiß wird das zweite durch

eine neue Coalition fallen. Wir trauern über die jetzige Schwäche Englands, das unter dem unfähigen Lord John Russell und dem mitschuldigen Lord Palmerston, sein Erstgeburtsrecht für das Linsengericht des Handelsvertrages verkauft zu haben scheint, wie sich neulich der Abgeordnete Dunker treffend ausdrückte, wir beklagen die Schwäche der preußischen Politik, welche nur in schön geschriebenen Depeschen sich die Freiheit der Entschließungen vorbehält und nicht zum Handeln kommt, wir wissen, daß wir von Oestreich nichts zu erwarten haben, und wissen was wir von Rußland zu erwarten haben, und doch treten wir dem bei, was kürzlich in diesen Blättern mit überzeugender Beredtsamkeit ausgeführt wurde, daß Napoleon III. bereits den moralischen Höhepunkt seiner Macht überschritten habe und die Ereignisse nicht mehr beherrsche, sondern durch sie gedrängt werde auf den abschüssigen Weg hinab, der zu seinem Sturze führt. Der Glaube an sein Wort ist gründlich zerstört, die Nation, welche einzig fähig sein sollte einen Krieg für eine Idee zu führen, raubt Savoyen und Nizza, die feierlichen Zusagen an die Schweiz sind gebrochen, das Recht der Gewalt tritt offen an die Stelle des Rechtes der Verträge, und der Constitutionnel erklärt, damit Europa ruhig sein könne, müsse Frankreich befriedigt sein. Die Völker und Regierungen wissen jetzt, wessen sie sich zu versehen haben, und dem gegenüber wird das Gewebe von Trugschlüssen, durch das der Pamphletist zu beweisen sucht, weshalb England sich weder mit Oestreich noch Preußen noch Rußland gegen Frankreich coaliren könne, wie Spinneweben zerreißen.*)

Preußen wird vorläufig noch geschmeichelt und die Hegemonie in Deutschland, l'objet de son ambition éternelle ihm lockend verheißen, Frankreich will das großmüthig zulassen, „pourvu que ses frontières soient aussi bien garanties du côté du Rhin, qu'elles le sont maintenant du côté des Alpes.“ Dieses Anerbieten ist ganz natürlich. Napoleon III. liebt nicht wie sein Oheim den Krieg um seiner selbst willen, sondern braucht ihn nur, wenn er unabweislich nothwendig zum Zweck ist. Sein Bestreben ist, womöglich durch Unterhandlungen zum Ziele zu kommen und wir zweifeln nicht, daß er Preußen gerne nicht nur Hannover, sondern auch Schleswig-Holstein für das linke Rheinufer geben würde. Aber wir glauben, wir würden selbst Hrn. v. Manteuffel und seinen Gesinnungsgenossen Unrecht thun, wenn wir glaubten, daß irgend ein preußischer Minister auf einen Handel eingehen könnte, der Preußens Zukunft in Deutschland vernichten würde, und die Dynastie, die sich mit Frankreich verbündete, wäre gerichtet.

Wenn wir also auch mit Sicherheit hoffen, daß das besprochne Pamphlet schon durch sich selbst die ihm gebührende Bedeutung finden wird, so ist es doch das Amt der deutschen Presse, unablässig gegen die Gefahren der französischen Politik aufzurufen, und je heftiger sich der Constitutionnel gegen die deutsche Presse ereifert, desto besser wird sie ihre Pflicht erfüllt haben. B.

*) Um nur ein Beispiel der leichtfertigen Unkenntniß des Verfassers zu geben, bemerken wir, abseheud von dem, was er über den Zollverein vorbringt, daß nach ihm der König von Preußen zwar der Revolution widerstehen wollte, mais au mois de Novembre 1848 l'émeute se déclare en permanence et obtient d'autorité la constitution du 5. Décembre!!

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Von der preußiſchen Grenze.

So oft man ſich verſucht fühlt, über die deutſche Politik der preußiſchen Regierung den Stab zu brechen, ihr bald ein zu raſches bald ein zu langſames Vorgehn vorzuwerfen, ſie bald der ſtarren Einſeitigkeit bald des innern Widerſpruchs zu beſchuldigen, muß man ſich um der Gerechtigkeit willen im deutſchen Publikum umſehn und die Art und Weiſe vergleichen, wie dieſes ſich in den nämlichen Fragen zu orientiren ſucht. Man ſollte doch annehmen, es wäre leichter, ſich zu Wünſchen zu erheben als zu Willensacten; trotz der unabläſſigſten Anſtrengung aber, mit welcher die Stimmführer der öffentlichen Meinung ſich abarbeiten, dieſe ſechſte Großmacht zu erziehen, ſehen wir die Wünſche und Anforderungen noch immer weit auseinandergehn, und wenn die preußiſche Regierung ſich über das, was ſie thun ſolle, bei dem Publikum Rath zu holen in der Lage wäre, ſo könnte ſie nur gleich ihr Amt niederlegen. Wir wollen von den Anträgen, eine Volksvertretung am Bundestag herbeizuführen oder den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Frankfurt reſidiren zu laſſen, ganz abſehn, aber ſelbſt die aufrichtigſten Freunde Preußens muthen ihm mitunter die unbegreiflichſten Dinge zu. So hat man jetzt den Vorſchlag gemacht und verſpricht ſich von demſelben eine bedeutende Wirkung, die ſchwarz-roth-goldene Cocarde aufzuſtecken. Man weiß nicht genau, ob Preußen die allgemeine Aufſteckung dieſer Cocarde beim Bundestage beantragen oder ſie ſelbſtändig im eigenen Heer durchführen ſoll. Im erſten Fall würde der Vorſchlag einfach abgelehnt werden, im zweiten würde Preußen mehr verlieren als gewinnen. Gewinnen würde es vielleicht einige Stimmen im ſüddeutſchen Publikum, obgleich auch das noch nicht ausgemacht iſt, verlieren würde es die Sympathie ſeines eignen Heeres. Die ſchwarz-weißen Fahnen rufen die Erinnerungen an Leuthen und Roßbach, an Leipzig und Waterloo wach, an hundert ruhmvolle Schlachten; was für Erinnerungen würden ſich an die Tricolore knüpfen?

In einem Punkt wenigſtens hat ſich die Politik der preußiſchen Regierung mit größter Entſchiedenheit und in völliger Uebereinſtimmung mit der öffent-

lichen Meinung ausgesprochen: sowol die Thronrede als was neulich in der Rheinprovinz gesagt ist, schließt jede Art Haugwitzischer Politik auf das unbedingteste aus, und übernimmt für Preußen die Pflicht, jedes deutsche Dorf gegen die Uebergriffe Frankreichs zu vertheidigen. Diese Worte sind in Paris vollkommen richtig gewürdigt worden, und der Moniteur hat sich beeilt, mit den friedlichsten Versicherungen von der Welt sie zu erwidern. Daß diese Versicherungen keinen unbedingten Glauben verdienen, weiß Jedermann, und die Sache steht jetzt so, daß Preußens Degen auf Frankreich, Frankreichs Degen auf Preußen gerichtet ist. Beide Theile werden sich bemühn den günstigen Augenblick zu wählen: Napoleon wird wo möglich den Angriff dem Gegner überlassen, um es dann mit diesem allein zu thun zu haben, und Preußen wird seine Politik nach ähnlichen Motiven bestimmen.

Zwar gibt es Hitzköpfe genug, die Preußen zumuthen, nur gleich darauf los zu schlagen; das andere werde sich finden. Aber Schlachten werden nicht mit dem Munde, sondern mit Kanonen und Bayonetten gewonnen. Das französische Heer ist nicht blos numerisch dem preußischen ungeheuer überlegen, sondern es hat auch eine mehrjährige Kriegserfahrung vor diesem voraus. Preußen kann nicht daran denken, ohne Verbündete den Kampf aufzunehmen, und wenn es Oestreich aufgeben wollte, so müßte es wenigstens das übrige Deutschland vorher verpflichtet und organisirt haben, die Gefahr mit ihm zu theilen.

Es ist für uns ein Glück, daß Frankreichs Aufmerksamkeit durch die anderweitigen europäischen Conflicte getheilt wird. Wir sind der Ansicht, daß sowol die orientalischen als die sicilianischen Händel dem Kaiser Napoleon ungelegen kommen, daß er sie jedenfalls nicht herbeigeführt hat. Indeß sie sind da, Frankreich kann sich denselben nicht entziehn, und Deutschland hat daher den großen Vortheil, noch einmal frei wählen zu können. Coalitionen kommen nur dadurch zu Stande, daß entweder alle Theilnehmer von einer gemeinsamen Gefahr gleichmäßig bedrängt sind, oder daß der eine dem andern Vortheile in Aussicht stellt. Das erste ist Frankreich gegenüber zwischen Preußen und den Mittel- und Kleinstaaten der Fall; es ist auch kaum zu bezweifeln, daß diese Ueberzeugung allgemein getheilt wird, da die Gefahren eines Rheinbundes den Dynastien zu lebhaft vors Auge gestellt sind. Man wird aber von Preußen verlangen, auch Oestreich durch Zugeständnisse zu gewinnen, Zugeständnisse, die sich nur auf Italien oder den Orient beziehen können. Die preußische Regierung muß sich klar machen, wie weit sie in diesen Zugeständnissen gehen darf. Da sie an eine Restauration in Italien hoffentlich nicht denkt, und da es doch leicht möglich ist, daß Oestreich gerade darauf besteht, so muß sich Preußen ferner darüber klar werden, wie es ohne Oestreich fertig werden kann. Wir halten es für einen großen Fehler der preußischen Politik

daß sie die Coalition der Mittelstaaten hat zu Stande kommen lassen; wir glauben aber, daß dieser Fehler noch gut gemacht, daß z. B. Bayern überführt werden kann, es habe nicht blos allgemein deutsche, sondern auch individuelle Interessen mit Preußen gemein. Bayern ist von Frankreich ebenso bedroht als Preußen, und ihm kommt in der Vertheidigung der westlichen Landesgrenzen eine eben so hervorragende Stellung zu. Bayern wäre der natürliche Vermittler zwischen Preußen und der Schweiz, welche letztere sich wol allmälig davon überzeugt haben wird, daß einem schlimmen Nachbar gegenüber auch die Neutralität mit den Waffen in der Hand erkämpft werden muß, und daß für den Kampf gegen einen mächtigern Nachbar Verbündete nöthig sind. Ja wir gehn noch weiter, obgleich wir gern zugestehn wollen, daß diese Combination sehr in der Ferne zu liegen scheint und manchem unerhört vorkommen wird. Es gibt einen Staat, einen vielversprechenden Staat, der jetzt in der unbedingten Abhängigkeit von Frankreich steht, dem aber alles daran liegen muß, bei der ersten günstigen Gelegenheit mit Frankreich zu brechen; einen Staat, der diesen Bruch auf jede Gefahr hin wagen muß, sobald eine Annäherung zwischen Oestreich und Frankreich stattfindet. Wir finden die Offenheit, mit der sich Cavour in der neuesten Debatte über sein Verhältniß zu Frankreich ausgesprochen hat, ebenso bewundernswürdig als die Entschlossenheit des Verstandes, mit welcher die Majorität des Parlaments (229: 33) den Grundsatz sanctionirt hat, daß wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß.

Noch einmal: wir wissen sehr wohl, daß wir jetzt Conjecturalpolitik treiben; aber da man einmal die Conjunctur Frankreich, Rußland und Oestreich aufgestellt hat, so wird es uns verstattet sein für diesen Fall die andere: Deutschland, Schweiz, Italien, England, Niederlande in Aussicht zu stellen. Und daß die Möglichkeit dieser Conjunctur dem französischen Kaiser wirklich vorschwebt, dafür spricht sein Zögern.

Wie dem auch sei, für jetzt sind die Verhältnisse noch nicht so weit gediehen, und darum würden wir es für eine Thorheit halten, wenn Preußen dem Drängen seiner eifrigen Freunde sich fügte, und durch einen einseitigen Angriff gegen Dänemark eine sofortige Coalition gegen sich herauf beschwöre. Wie schmählich die Zustände in Schleswig aussehn, wie lebhaft Preußen durch seine Ehre aufgefordert wird hier einzuschreiten, weiß jedermann; aber die Ehre eines Staats ist eine andere als die eines einzelnen, und der Krieg gegen Dänemark kann nur ein Bundeskrieg sein. Bevor es aber zu diesem kommt, muß der Bund eine militärische Organisation haben. Dies ist, wir werden nicht müde es zu wiederholen, der wahre Kern der deutschen und der europäischen Frage.

Die Behandlung der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit im Landtag

hat nachträglich eine Erklärung des Herrn v. Manteuffel hervorgerufen. Wir selber nahmen uns vor einigen Wochen dieses Staatsmanns an und erklärten, daß auch für ihn die Fahrt nach Olmütz keine Vergnügungsreise gewesen ist; er nennt sie in seiner Erklärung einen „sauern Gang", rühmt sich aber wegen seiner Treue, dies schwere Opfer gebracht zu haben. Wir nannten die Fahrt nach Olmütz die natürliche Folge einer unsinnigen, d. h. einer an innern Widersprüchen leidenden Politik; etwas Aehnliches bemerkt auch Herr v. Manteuffel, nur bedient er sich, um seine Theilnahme an dieser Politik zu entschuldigen, eines höchst bedenklichen Mittels. Er erklärt nämlich, immer nur den Willen seines königlichen Herrn gethan zu haben, dessen edlen Charakter er rühmend hervorhebt, den er aber indirect für jene Politik verantwortlich macht.

Denn was heißt das anders, wenn er sein bisheriges Schweigen damit rechtfertigt, er habe der Kammer nicht „das Material unterbreiten wollen, über die Politik und die Handlungen des Königs zu urtheilen?" Das Material für das Urtheil über jene Politik im allgemeinen war ja vorhanden, also kann dasjenige Material, das er vorzulegen für unrecht hielt, sich nur auf das Verhältniß des Königs zu seiner Regierung beziehn. Wir stimmen ihm darin völlig bei: es wäre nicht nur Unrecht, sondern es wäre gradezu Verrath, dieses Material zur Schau zu stellen; aber wir hätten es für völlig unnöthig gehalten, das auch nur zu sagen. Nicht blos nach dem constitutionellen Staatsrecht ist der Minister der natürliche „Schildträger" seines Herrn, dessen Befehle er vollzieht: denn von einem Ehrenmann setzt man im absoluten wie im constitutionellen Staat voraus, er werde nur diejenigen Befehle vollziehn, die mit seinem Gewissen und seiner Einsicht übereinstimmen, der Ausführung von Befehlen dagegen, die er für schädlich erkennt, sich dadurch entziehn, daß er seinen Posten niederlegt. Der Recurs auf den König war vollkommen überflüssig; der Minister hat die Beschlüsse, die er vollzog, dadurch zu den seinigen gemacht, und kann selbstständig dafür Rede stehn.

Für sein Schweigen in der Kammer finden wir einen andern sehr natürlichen Grund: Herr v. Manteuffel ist kein Redner, d. h. er ist nie im Stande gewesen, im freien Vortrag zwei oder drei Sätze zusammenzustellen, die unter sich zusammenhingen und die logisch in die Debatte eingriffen. Wenn er einmal das Wort nahm, so war es entweder eine Sentenz oder ein Ausdruck seiner Empfindung oder ein Scherz, und fast nie konnte man errathen, warum er diese Sentenz, diese Empfindung und diesen Scherz grade jetzt vorbrachte. Nun kann man ein schlechter Redner und doch ein brauchbarer Staatsmann sein, und wenn Herr v. Manteuffel, um seine Meinung über den gegenwärtigen Gang der preußischen Politik auszudrücken, die schriftliche, überlegte Meinungsäußerung der mündlichen improvisirten vorzog, so war an

ſich nichts dagegen zu ſagen. Leider iſt es ihm auf dieſem Wege ebenſo wenig gelungen als auf dem andern.

Seine Erklärung enthält, außer zahlreichen Gefühlsausbrüchen, die nicht zur Sache gehören, eine entſchiedene Verurtheilung der gegenwärtigen Politik Preußens, namentlich in Bezug auf die beiden Fragen, die von dem Landtag berathen ſind. Von einem ehemaligen Staatsmann erwartet man nun wenigſtens einen Wink, wie er die Sache würde aufgefaßt haben. Wir wollen hören, wie er ſeine Meinung über die kurheſſiſche Frage darlegt.

„Eine gewiſſenhafte Ausführung des jüngſten Bundestagsbeſchluſſes kann freilich geeignet ſein, den Verfaſſungswirren im Kurfürſtenthum Heſſen ein Ziel zu ſetzen. Auch erſcheint die Frage, ob die Verfaſſung von 1852 durch zweckmäßige Beſtimmungen derjenigen von 1831 oder die letztere durch Aufnahme von Beſtimmungen der erſteren mit dem Bundesrecht mit den Rechten und Pflichten des Landesherrn wie des Landes in größern Einklang gebracht werden könne, nicht von ſo tief eingreifender Bedeutung, um darüber die ernſteſten Gefahren für ein einmüthiges Zuſammenwirken deutſcher Regierungen in andern Fragen heraufzubeſchwören. Aber ich wünſchte doch in keiner Weiſe zu der Meinung Veranlaſſung zu geben, als ob ich mich bei dem Fortwirken von ſehr beklagenswerthen Verhältniſſen der Hoffnung auf eine wirkliche Beſſerung der heſſiſchen Zuſtände überlaſſen könnte. Nur ſcheint mir die Beurtheilung und Beſſerung jener Verhältniſſe gänzlich außerhalb der Sphäre der Thätigkeit eines preußiſchen Landtags zu liegen.“ —

Der zweite und vierte dieſer Sätze ſind deutlich, wenn auch ſehr anfechtbar. Uns ſcheint es vielmehr ſehr weſentlich in die Sphäre eines preußiſchen Landtags zu gehören, der Regierung in ernſthaften Colliſionen mit dem Ausland ſeine volle Beiſtimmung auszudrücken. Und dieſen Zweck hatte die Debatte über die kurheſſiſche Frage. Wie aber der erſte und dritte Satz ſich miteinander reimen, die für den gewöhnlichen Menſchenverſtand den ſchreiendſten Widerſpruch enthalten, das vermögen wir nicht zu begreifen, wenn ſich nicht etwa tiefere diplomatiſche Geheimniſſe dahinter verſtecken. —

Herr v. Manteuffel hätte gar wol, wenn er eine Kritik der jetzigen Politik beabſichtigte, einen Mangel an Uebereinſtimmung in derſelben nachweiſen können. Ein Artikel der „preußiſchen Zeitung“ über die Behandlung des Militärgeſetzentwurfs von Seiten der Abgeordneten hat gerechtes Befremden erregt. Wir können die Notiz dieſer Zeitung, daß der Prinz-Regent ſich ähnlich ausgeſprochen habe, um ſo mehr mit Stillſchweigen übergehn, da dieſer ſeine Willensmeinung in der Thronrede klar an den Tag gelegt hat. Wir wollen auch weiter kein Gewicht darauf legen, daß die Zeitung von Debatten im Abgeordnetenhauſe ſpricht, die doch gar nicht ſtattgefunden haben, da das Geſetz nur an die Commiſſion gekommen iſt. Aber die Sache ſelbſt erfordert einige Bemerkungen.

Daß nicht blos der Oberbefehl, sondern auch die ganze Leitung des Militärwesens ausschließlich dem König zukommt, braucht nicht erst aus den „Prärogativen des Kriegsherrn“ hergeleitet zu werden, sondern es liegt in der Natur der Sache. Ueberhaupt sehen wir nur mit dem tiefsten Bedauern den Mißbrauch, den man mit dem unglückseligen Wort „Kriegsherr“ treibt. Was heißt denn das, Kriegsherr? Ist der König im Frieden weniger unser Herr als im Kriege? Hat Preußen in den Friedensjahren von 1815—1848 weniger einen König gehabt als vorher? Oder ist unser König mehr König des Militärs als der übrigen Staatsbürger? Das würde wol für Wilhelm den Eroberer gelten, der wirklich nur Kriegsherr war, d. h. Führer eines erobernden Stammes gegen ein unterworfenes Volk, aber bei uns ist doch Volk und Heer identisch. Der ausschließliche Oberbefehl ist nicht eine Prärogative, sondern eine Sache der Nothwendigkeit.

Wol aber haben die Landesvertreter ein Wort mitzusprechen, wenn man ihnen, gleichviel ob zu Militär- oder zu andern Zwecken, neue Opfer an Geld und Menschen abfordert. Sie haben von der Regierung zu verlangen, daß man ihnen die Nothwendigkeit dieser Opfer erweist und die Deckungsmittel angibt. Auch wir haben es lebhaft bedauert, daß dies zu sehr mißlichen Auseinandersetzungen Veranlassung gab, und hätten, wenn wir in der Kammer gewesen wären, gegen die Geschäftsordnung den Antrag gestellt, nicht auf die Berathung des einzelnen einzugehn, sondern die Vorlage, da keine genügenden Deckungsmittel nachgewiesen waren, bis auf Weiteres abzulehnen. Aber was im Plenum allenfalls möglich war, konnte in der Commission nicht stattfinden. Da die Commission in Bezug auf das Princip vermehrter Wehrpflicht mit der Regierung einverstanden war, dagegen die Mehrkosten zu hoch fand, so hatte sie nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, ihrerseits Vorschläge zu machen, wie beides vereinigt werden könne; sie hatte um so mehr die Verpflichtung dazu, da nach der Vorlage eines der populärsten Institute Preußens factisch beseitigt werden sollte. Der Finanzminister hat, indem er die neue Vorlage einbrachte, dies Sachverhältniß unumwunden anerkannt, der Landtag die vollkommen freie Berathung für das nächste Jahr zugesagt und nur ein vorläufiges Vertrauen in Anspruch genommen; daß nun grade nach dem Schluß des Landtags eine solche Kundgebung erfolgt, eine Kundgebung ganz im Sinn der entschiedensten Gegner des Ministeriums im Herrenhause, das erinnert nur zu sehr an die Zeiten des Herrn v. Manteuffel, und wir wollen hoffen, daß diese Kundgebung ohne weitere Folgen bleibt; wir wollen glauben, daß die ernste und feierliche Erklärung des Ministers vor dem Landtag, im vollen Gefühl seiner Pflicht und seines Worts, gewichtiger ist als ein beiläufiger Journalartikel.

Eine der mißlichsten Streitfragen des deutschen Bundesrechts steht auf dem Punkt der vorläufigen Entscheidung. Die kurfürstlich-hessische Regierung hat

unter dem 30. Mai, gestützt auf den Bundestagsbeschluß vom 24. März, die neue Verfassung, die mit dem 1. Juli ins Leben treten soll, nun wirklich publicirt. In nächster Linie wird nun das hessische Volk sich darüber auszusprechen haben. Es ist schwierig genug: denn nicht blos jeder Beamte, nicht blos jedes Ständemitglied, sondern jeder Inländer mit dem 18. Jahr hat den Huldigungseid zu schwören, mittelst dessen er Treue dem Landesherrn und Beobachtung der Verfassung gelobt. An der Wahl der Abgeordneten sind im wesentlichen nur die Ortsvorsteher und Gemeinderäthe betheiligt. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß diese, wenigstens eine große Zahl derselben, die Ableistung eines Eides verweigern, der gegen ihre Rechtsüberzeugung ist. Dann wird die Sache wol vor den Bundestag kommen, und es wird sich zeigen, ob dieser sich, dem Widerspruch Preußens gegenüber, zu Gewaltmaßregeln entschließt.

Eine Art von Umstimmung scheint bei einigen Regierungen stattgefunden zu haben. Baden hat sich darüber bereits ausgesprochen; in kurzem wird wol der bayrische Landtag zu einer Kundgebung veranlaßt werden, an deren Inhalt nicht zu zweifeln ist, und da die bayrische Regierung geneigt scheint, im Einverständniß mit ihren Ständen zu handeln, so wäre es für Preußen von der größten Wichtigkeit, sich auf dieser Seite über ein Provisorium zu einigen. Jedes gewaltsame Einschreiten des Bundestags müßte beseitigt werden: das ist ein Mittelweg, auf dem Preußen bestehen *muß*, und bei dem es sich vorläufig beruhigen *kann*. Die Lage Preußens würde günstiger sein, wenn es nicht blos den formalen Rechtspunkt hervorheben dürfte, wenn es auch dem Inhalt der Verfassung seine Sympathie schenken dürfte. Man mißverstehe uns nicht: der formale Rechtspunkt ist der einzige, der es Preußen verstattet, sich überhaupt an der Sache zu betheiligen; aber diese Betheiligung würde wirksamer sein, wenn die andern Regierungen das Gefühl hätten, sie gehe von einer entschieden liberalen Regierung aus, d. h. das Ministerium sei der wirkliche Ausdruck der Regierung. Welche Gründe sie bestimmen können, daran zu zweifeln, und wie dieser Zweifel zu beseitigen ist, darüber haben wir uns schon mehrfach ausgesprochen. Der Schwerpunkt der projectirten kurhessischen Verfassung liegt in der aristokratischen Kammer; so lange diese in der preußischen Verfassung einen so mächtigen Unterstützer hat, wie das gegenwärtige Herrenhaus, wird man das Gewicht des preußischen Protestes nicht hoch anschlagen.

Freilich enthält die Verfassung noch andere Bestimmungen, die nicht feudalistisch sondern absolutistisch klingen. „Durch die Contrasignatur der Minister enthalten Anordnungen und Verfügungen allgemeine Glaubwürdigkeit und Vollziehbarkeit. Diese rechtliche Folge ist ohne alle Ausnahme, sowol für *die Gerichte* als für alle andern Staatsbehörden maßgebend, den Landständen bleibt vorbehalten, wenn sie sich durch Verordnungen und Erlasse in

keit zu foppen und zu hänseln oder, um mit dem Volke selbst zu reden, „jemand zum Narren zu haben.“

Kein Volksredner, der dieses Bedürfniß unbefriedigt lassen dürfte. Kein Volksbuch, das nächst der Bibel so verbreitet wäre als Till Eulenspiegel. Während das Ideal sich in den Kreisen der Bauersleute und kleinen Handwerksmeister, ihrer Knechte, Mägde und Gesellen mit Mühe seine Gläubigen sammeln muß, findet die Karrikatur Freunde, sobald sie sich zeigt, und während da, wo es den Leuten wohl ist, Gedanken an die höhere Welt gewöhnlich für den Sonntag aufgehoben bleiben, spielen Gedanken an die verkehrte ihre Rolle alle sechs Werktage hindurch, fast so oft, als man von der Sorge um den Erwerb aufblickt.

Nach Beispielen dafür haben wir nicht weit zu gehen. In Masse finden sich in der Ausdrucksweise namentlich des plattdeutsch redenden Volkes Sprichwörter, denen ein Erfahrungsfall angehängt ist, welcher wie ein spöttisch wedelndes Schwänzchen der darin eingeschlossnen Moral in die Augen schlägt, sie ironisch vernichtet. Ueberall in Schenken und Herbergen, wo der Kartenkönig den Gästen nicht den Mund schließt, foppt man sich mit Räthseln, sticht man Sylben, vermiedet man Lügen von spashafter Handgreiflichkeit. Zahlreich sind in unsern Märchenschatz die humoristischen Juwele der dummen Jungen, die zu Sieg und Ehre gelangen, der von der Einfalt übermeisterten weisen Heren, der in ihren eignen Schlingen gefangnen und grausam geprellten Teufel. Jedes Dorf, jedes Bataillon, jede größere Werkstatt besitzt ihren Narren, jede Stadt eine oder mehre Stadtfiguren, die niemals ganz reines Naturprodukt, sondern mehr oder minder vom dichtenden Humor der Nachbarn höher in das Gebiet des Grotesken gehoben worden sind. Kaum wird sich eine bedeutendere Genossenschaft finden, die nicht in einem Bamarbas, einem Sonderling, einem Urgrobian, Pechvogel, Confusionsrath oder Lügenschmied in ihrer Mitte Gelegenheit hätte, ihrer Lust, das Burleske noch burlecker zu machen, Genüge zu thun.

Diese Lust am Komischen ist dann weiter gegangen: höher hinauf und mehr in die Breite. Echter Humor ist souverän. Er kehrt sich an keine Schranke, kennt keine Vornehmheit, schiert sich nicht um Gott und den Teufel. Wie er sich mit den König der Hölle gewagt und ihn mehr als einmal erbärmlich geprellt hat, ist erwähnt. Aber auch die himmlische Welt, die Heiligen, die Apostel, vor Allem Petrus, beim Volk als Großsprecher und Verleugner seines Herrn übel angeschrieben, haben ihm herhalten müssen. Selbst Christus hatte sichs gefallen zu lassen, daß seinen ernsten Zügen ein schalkhafter beigemischt und daß den Geschichten von seinem Wandel auf Erden der eine und der andere, freilich harmlose Schwank angefügt wurde. Von Gott Vater endlich weiß der Volkswitz, daß er der erste Schneider und Kürschner

gewesen, und er spielt in mehreren Sagen und Legenden eine Rolle, die von dem Gebahren König Nobels in der Thierfabel nicht wesentlich verschieden ist. Daß die Heroen des Volkes bei so bewandten Umständen keine bessere Behandlung erfahren, kann nicht Wunder nehmen. Die Erinnerung an den Heros und seine Thaten lebt in den Massen mit ihrem engen Gesichtskreis bei Weitem nicht so hell und so lange, als das Gedächtniß des Narren und seiner Schwänke. Es lebt am längsten, wenn der Held zugleich eine humoristische Ader oder wenigstens Eigenschaften besaß, an welche der Volkshumor anknüpfen konnte. Häufiger als an die Feder, mit der Doctor Luther die welterschütternden fünfundneunzig Sätze schrieb, denkt das Volk an das Dintenfaß, mit dem er auf der Wartburg den Junker Gottseibeiuns warf. Oefterer als an den Degen, mit dem der alte Fritz die Oestreicher und die Franzosen, die Moskowiter und die Krähwinklersoldaten des heiligen römischen Reichs schlug, erinnert es sich des Krückstockes, mit dem er gelegentlich seine eignen Leute zu fuchteln geruhte. Roßbach ist ein schöner, aber nicht sein glorreichster Sieg. Dennoch ist er am meisten im Munde des Volks, zum guten Theil deshalb, weil er bei einem Vergleich der Kräfte, wie sich gegenüberstanden, wie ein Ausschnitt aus der verkehrten Welt erschien, weil die Niederlage der Franzmänner und Reichsphilister lächerlich schmachvoll, fast wie eine Posse aussah.

Wie das Gefallen an der Karrikatur in seinem Uebermuth oder seiner Naivetät sich an das Höchste und Heiligste gemacht, ihm die Glorie um das Haupt abgenommen und ihm dafür die Narrenkappe mit den Eselsohren aufgesetzt hat, so hat dieser Trieb auch ganze Berufsklassen, ganze Stämme und Ortschaften in sein Bereich gezogen und zu Narren erklärt, wobei er in der Regel an gewisse Eigenthümlichkeiten derselben anknüpfte, bisweilen aber auch ohne ersichtlichen Grund verfuhr. Bekannt ist, daß der Volkswitz den Schneidern den Ziegenbock in die Innungsfahne gemalt hat, behauptet, wenn auch nicht erwiesen, daß einmal ihrer neunundneunzig auf einen Kartenblatt Platz gehalten, nachdem sie sich insgesammt aus einem Fingerhut betrunken, Factum für den Volksglauben, daß sie von den ihrer Scheere überantworteten Hosenstoffen mehr in die Hölle werfen, als absolut nothwendig und mit einem reinen Gewissen verträglich ist. Uebel beleumundet sind die Barbiere als Schwätzer, die Jäger als Lügner, die Müller, weil die Metze, die sie nahm, nach der Meinung der bösen Zungen, die bei ihnen mahlen lassen, gemeiniglich reichlicher als billig ausfällt. Wir begegnen ferner auf diesem Gebiete der früheren Medicin mit ihrer Marktschreierstimme und ihren Pferdekuren in der Person des Doctors Eisenbart, und der frühern Bureaukratie in der Gestalt grober Amtleute. Besonders häufig aber schwingt der Spott des Rathskellers und der Dorfschenke seine Geißel über Pastoren und Schulmeister.

den Bauer die nächsten Persönlichkeiten, an denen er seiner Lust das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehen Genüge thun konnte. Wir begegnen dann weiterhin ganzen Narrenstämmen, den blinden Hessen, den Schwaben, die erst mit vierzig Jahren klug werden, den Sachsen, diesen knappen knausernden Hungerleidern mit ihrem Lieblingsgericht von Kalbsbraten und Backpflaumen, mit ihrem Kaffeetopf, auf dessen Boden alljährlich in der Sylvesternacht eine Bohne genagelt wird, die mit viel Wasser und Genügsamkeit die nächsten zwölf Monate der Familie zur Bereitung ihres Morgenlabsals dienen muß. Dann wieder sehen wir den Humor sich aus der Landschaft auf den oder jenen bestimmten Ort concentriren und hier vollendete Bilder der verkehrten Welt zu Stande bringen. Es sind die deutschen Narrenstädte: im Braunschweigischen Scheppenstädt, der Schauplatz der ersten Thaten Tills, im Meißnischen Schilda, in Schleswig-Holstein Büsum, in der Weichselgegend Domnau, in Schlesien Pankwitz, in Schwaben Gansloſen und andere mehr — Brennpunkte der Narrheit, von denen nebst einigen andern weniger bekannten im Nachstehenden ausführlich die Rede sein wird.

Etwas von diesem Zuge bemerken wir an allen entwickelten Völkern, aber die eigentliche Geburtsstätte der Karrikatur ist der germanische Norden. Wir haben es hier nicht mit dem Volkshumor im Allgemeinen zu thun, und erwähnen so nur das eine und das andere. Hellas hat seine Böotier und sein Abdera, seinen Diogenes und seinen Aesop, die Ilias ihren Thersites, die Odyssee ihren Polyphem und ihren Iros. Israel scheint in Nazareth sein Krähwinkel, in den Galiläern seine Schwaben und in Simson einen Heros besessen zu haben, der zur guten Hälfte ein Eulenspiegel war. Die Türken haben ihr Sivri Hissar, auch die arabische Welt ist nicht ohne Volksnarren. Diese vereinzelten Erscheinungen verschwinden aber beinahe ganz, wenn wir sie mit der Fülle burlesker Gestalten und Geschlechter, Spitznamen, Anspielungen und Geschichten zusammenhalten, welche die letzten Jahrhunderte in Deutschland und den Ländern verwandter Zunge entstehen sahen.

Fragen wir nach den Ursachen, aus denen sich dieses Gefallen an Satire und Ironie, diese Spott- und Lachlust unter dem deutschen Volke erklärt, so werden wir auf eine ziemlich entlegne Vergangenheit zurückverwiesen. Nicht blos ist ein guter Theil der Scherze, Possen und Karrikaturen, die von Mund zu Mund gehen, Sache der Ueberlieferung aus sehr alter Zeit, auch die Stimmung, die sich an ihnen erfreut, und die Neigung, den Schatz zu vermehren, ist ein Erbtheil aus andern Kulturepochen. Diese Stimmung dauert, wenn auch weit schwächer wie einst, in den niedern Schichten des Volkes fort, weil der Prozeß ihrer Umbildung in die neue Zeit noch nicht ganz vollendet, weil sie den höhern Klassen gegenüber noch nicht zu ihrem vollen Rechte gelangt sind.

Wir sehen, daß diese Zeitstimmung große Aehnlichkeit mit der Richtung hatte, die einst die Cyniker verfolgt, und die später Rousseau einschlug. Es ist das Erwachen des Triebes nach Wahrheit und Freiheit in dem Volke. Es ist die Emancipation der Natur von der Convenienz, die mehr oder minder bewußt erstrebt wird. Die einfache Menschlichkeit sucht sich von den Banden frei zu machen, in die sie die Ueberfeinerung der Sitte und Lehre geschlagen. Zugleich aber streben die Stände, welche die Einfalt der Natur vertreten, der Bürger und der Bauer, mit Macht empor zu der Stellung, die das in ihnen erwachte Selbstgefühl fordert. Zur praktischen Revolution, welche die Welt auf den Kopf stellt, das Untere zum Obern macht, sind sie noch nicht reif, sie müssen sich mit einer Verkehrung in der Theorie begnügen und können dies nur, indem sie die Narrenkappe aufsetzen.

Gegenständlich machte sich das Volk diese Stimmung und diese Bestrebungen zuerst in Niederdeutschland, dann in Oestreich, dort in der Geschichte von Reinecke dem Fuchs, hier in den Schwänken des Pfaffen Amis und des Pfaffen von Kalenberg; es wird daher anzunehmen sein, daß dieselben in diesen beiden Strichen am verbreitetsten und zugleich am intensivsten gewesen. Ein weiterer Beweis dafür ist, daß in Oestreich der Narr zuerst an den Hof gelangte, und daß der unsterbliche Till in einem niederdeutschen Orte geboren wurde und in einem andern niederdeutschen Orte begraben liegt. Eulenspiegel ist die zur Person gewordene Gemüthsrichtung jener Kulturperiode, der mit Fleisch und Bein bekleidet in der Welt umherziehende Schwank, der geborne Sylbenstecher und Prellkünstler. Von einer Dreistigkeit, die sich von Niemand verblüffen läßt, grob und unfläthig, immer auf Trug bedacht und doch niemals lügend, vielmehr die Wahrheit zu reden für sein Gewerbe erklärend, hält er in seinem Spiegel der Zeit ihr Bild vor, in dem sie, die sich für einen prächtigen Pfau hält, eine häßliche Eule erblickt, übt er allenthalben des Narren Lieblingsschabernack aus, die Klugen selbst in Narren zu verwandeln.

Ein Sprichwort sagt, ein Narr macht zehn Narren. So auch hier. Bald war die ganze Zeit ein Ausdruck der verkehrten Welt im Leben wie in der Poesie. Das Niedere gewann mehr und mehr die Oberhand, das Obere rückte herunter. Die Straßen schwärmten von fahrenden Leuten mit dem Fuchsschwanz und den Eselsohren der Narrentracht. Die Dummpfiffigkeit hatte das Volk wie eine Seuche, wie eine jener geistigen Epidemieen ergriffen, die namentlich auf religiösem Gebiet bisweilen auftreten und zuletzt mit der Bildung einer Sekte endigen. Auch hier blieb die Sektenbildung nicht aus. Der Geist des Schwanks, der wie ein Miasma in der Luft schwebte, die Freude an der Karrikatur, am Vexiren und Ironisiren, die Lust, ein Narr zu werden, als ein Narr wenigstens zu erscheinen, bemächtigte sich nicht blos

vieler Einzelner, sondern ganzer Versammlungen und Gemeinden. Man gründete förmliche Narrenzünfte und Narrenstaaten. Wie man von dem Dorfe Schierke im Harz, wo alle Einwohner Kröpfe haben, erzählt, daß dort hindurchkommende Reisende, denen dieser Halsschmuck mangelt, nicht als volle, rechtgeschaffene Menschenkinder angesehen werden, so mag es in jener seltsamen Zeit Orte gegeben haben, wo nur solche für normale Köpfe und gute Gesellen galten, in deren Oberstübchen es nach gewöhnlichen Begriffen nicht ganz richtig zu sein schien.

Es klingt dies unglaublich, aber nur für den, welchem die Vorgänge bei jenen religiösen Epidemieen, z. B. bei den amerikanischen Revivals mit ihrer auch den starrsten Willen und den nüchternsten Verstand übermannenden Ansteckungskraft nicht gegenwärtig sind. Auch dieser Narrentaumel war, wie das Obige zeigte, ein Revival, eine Erweckung, nur nicht die rechte. Der Geist, der über das niedere Volk, vor Allem über den Bauer gekommen, vermochte nicht die geeignete Form zu finden und schlug so in die Karrikatur um. Die Bewegung gehörte zu den Vorwellen der großen Flut, welche das Mittelalter brechen sollte, sie war eine der Wehen, welche der Reformation vorausgingen, sie dauerte als Stimmung fort, weil die Reformation nicht zugleich den Staat und die Gesellschaft umgeschaffen, und sie wird so lange fortwähren, bis der Prozeß, der mit ihren ersten Regungen begann, zum vollen Austrag gebracht ist.

Die Geschichte hat mehre Beispiele aufbewahrt, wie sich in jener lachlustigen, satirischen und ironischen Zeit ganze Gesellschaften und Gemeinden der Narrheit zuwandten. Unter andern hatten im Amte Schorndorf die Einwohner vor dem Ausbruch der großen Bauernkriege einen Staat gegründet, der sich den armen Konrad (Kein-Rath) nannte, und in dem sie sich ganz ernsthaft von den Gütern unterhielten, die sie auf dem Hungerberg und in Nirgendheim besaßen. Auf andere Gemeinden häufte dann der Volkswitz, sicher nicht ohne Veranlassungen, die in dem Verhalten derselben lagen, Massen von Thorheiten; die in der Luft schwebenden Schwänke gruppirten und lokalisirten sich, und so entstanden, halb Wahrheit, halb Dichtung, jene Narrenstädte, deren wir oben gedachten.

Jede Sekte muß ihre Bibel haben. Das Narrenthum im Allgemeinen hatte sie in dem Buche von Eulenspiegels Thaten, das lokalisirte Narrenthum erhielt sie in den augenscheinlich von gelehrter Hand verfaßten Schildbürgern, deren erste Auflage im Jahr 1598 erschien und den Titel führte: „Wunderseltzame Abendtheuerliche unerhörte und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Schildbürger in Misnopotamia hinder Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel.“ Die spätern Ausgaben setzen statt der Schildbürger die Laien zu Lalenburg. Die Schildbürger oder Laien stammten nach dieser Darstellung von einem der sieben weisen Meister ab und waren in

Folge deſſen anfänglich ſo weiſe, daß man ſie an alle Höfe als Kanzler und Räthe berief. Bei ihrer langen Abweſenheit vom Hauſe gerieth das in dieſer Zeit den Weibern überlaſſne Gemeinweſen in Verfall. Endlich heimberufen finden ſie alles in Zerrüttung, und da ſie dies als Folge ihrer Weisheit auffaſſen, beſchließen ſie zu verſuchen, ob es nicht mit der Thorheit beſſer geht. Die Verwandlung der Weiſen in Narren gelingt, nicht ſo die hiervon erwartete Verbeſſerung der ſtädtiſchen Zuſtände. Sie unternehmen verſchiedene gemeinnützige Werke, greifen Alles aufs Verkehrteſte an, gewinnen aber nichts dabei, als daß jedesmal eins auf Koſten des Stadtſäckels getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gegeſſen wird. Der literariſche Werth des Buches iſt gering. Ein großer Theil der tollen Streiche, die es erzählt, iſt älteren Schwankſammlungen entnommen, der Schultheiß der Laien erinnert an Eulenſpiegel. Eine gewiſſe humoriſtiſche Sprachgewandheit theilt der Verfaſſer mit andern Schriftſtellern ſeines Jahrhunderts.

Wir betrachten nun einiges von dem, was von den deutſchen Narrenſtädten noch jetzt im Volksmunde iſt, im Einzelnen, und zwar beginnen wir mit den am wenigſten bekannten ſchweizeriſchen. Die Bewohner des Dorfes Ellikon im Kanton Zürich haben von Alters her den Spitznamen der wilden Schweine, und das ſchreibt ſich von folgender Begebenheit her: Einmal hauſte um die Zeit der Ernte in den Dorffeldern ein wildes Schwein, welches große Verheerungen im Getreide anrichtete und ſich durchaus nicht herauslocken ließ. Da ſagte jemand dem Gemeinderath, daß dieſe Thiere gern Eier fräßen, und rieth zu verſuchen, ob der Eber ſich damit fangen ließe. Dieſer Vorſchlag fand Beifall, doch war man unſicher, wie es einzurichten ſei, ihn auszuführen, ohne das Getreide noch mehr zu zertreten. Endlich hatte man es. Es mußte ſich ein Mann in einen Korb ſetzen, vier andere trugen ihn an Stangen durch das Korn, und bei jedem Schritte warf er ein Ei aus. Der Eber wurde in Folge deſſen vertrieben, aber die vier Männer hatten das Getreide dergeſtalt zertreten, daß es nicht zu brauchen war.

Im obern Wallis erzählt man von den Bispertbalern, im untern von den Salvaneſern die folgende wohlbekannte Schildbürgergeſchichte: Einſt wollte man ein Gemeindehaus bauen und ſetzte den Tag zur Herbeiſchaffung des erforderlichen Holzes feſt. Da der Platz, wo es gebauen wurde, ſehr ſteil war, ſo ließ man Stamm für Stamm an Seilen den Berg hinunter. Dies ging nach Wunſch bis zum letzten Stück, welches dem Seil entglitt und nun wie im Fluge die Höhe hinabrutſchte. „Das geht doch viel raſcher“, ſagte da einer der Verſtändigſten; „tragen wir drum das ganze Holz wieder hinauf und laſſen es ohne Seil hinuntergleiten“. Dieſer kluge Rath wurde gebilligt und die Arbeit begann von Neuem. Nachdem dann alles Baumaterial herbeigeſchafft war, war das Haus bald vollendet. Aber ſiehe da, man hatte die

Fenſter vergeſſen, und ſo war es drinnen überall ſtockfinſter. Lange rathſchlagte man, wie dem abzuhelfen ſei. Endlich fand einer ein Auskunftsmittel. „Tragen wir Sonnenſchein hinein", meinte er, „ſo wird es gleich hell werden". Die Gemeinde billigte den Vorſchlag, man ſtellte Säcke auf die nächſte Wieſe, wo die Sonne ſchien, ſchloß ſie, wenn ſie voll Licht waren, trug ſie in das neue Haus und ſchüttete da den Sonnenſchein aus, bis alles aufs Beſte erleuchtet war.

Von den Hornuſſern im Frickthal erzählt das aargauer Volk eine hübſche Geſchichte, wie ſie ſich ſchönes Wetter verſchafften. Den dortigen Bauern regnete es einmal zu lange, aber was ſie auch den lieben Gott mit Kreuz und Fahne baten, der Himmel fuhr fort, wie mit Mulden zu gießen. Da fand ſich ein Spaßvogel, der ſie ſich in der Apotheke ſchönes Wetter kaufen hieß; in einer ſo reichen Stadt wie Baſel ſei alles zu haben. Die Gemeinde dankte für den guten Rath und ſchickte einen Abgeordneten in die Stadt, um für einen Batzen von dem gewünſchten Gegenſtand zu holen. Der Apotheker verbiß das Lachen, bot dem Mann einen Stuhl und ging hinaus, angeblich, um das ſchöne Wetter zurecht zu machen, in Wahrheit aber, um ſich zu überlegen, wie er den Narrenſtreich ſchicklich zu Ende bringe. Zurückgekehrt übergab er dem Boten eine Pillenſchachtel mit dem Bedeuten, ſie ja nicht voreilig zu öffnen. Vergnügt verließ der Bauer die Apotheke. Aber je weiter er kam, deſto größer wurde ſeine Neugier, zu wiſſen, wie das ſchöne Wetter ausſähe, das ſich in einem ſo kleinen Schächtelchen in den Sack ſtecken laſſe, und als es nun gar in der Schachtel zu ſurren und zu ſchnurren anfing, konnte er es kaum noch aushalten. Einmal iſt kein Mal, dachte er endlich, vor dem Dorfe angelangt, ſetzte ſich nieder, rückte am Deckel und — haſt du nicht geſehen, flog eine Horniß heraus und dem Dorfe zu. Gelaſſen ging er dem Vogel nach ins Dorf, und als man ihn hier fragte, wo er denn das ſchöne Wetter habe, antwortete er: „Ei, 's iſt ja grade zu euch hineingeflogen!"

Bemerkenswerth iſt, daß im Braunſchweigiſchen eine ganz ähnliche Geſchichte von den Scheppenſtädtern erzählt wird.

Hübſch iſt die Anekdote, mit der ſich das Volk die Spitznamen der altaargauer Städte erklärt. Als Papſt Martinus vom koſtnitzer Concil nach Welſchland heimzog, kam er auch in das Städtchen Brugg und hielt hier Nachtlager. Die Bürgerſchaft gedachte ihm mit einem Gaſtmahl eine Ehre anzuthun und wählte dazu das Beſte, was ſie kannte: ſie kochte ihm eine roſenrothe Kirſchſuppe. Martinus begnügte ſich damit und ritt den andern Tag nach Lenzburg, dem zweiten Städtchen. Auch dieſes beſtrebte ſich, die päpſtliche Tafel mit dem zu beſetzen, was es ſelber für das Vorzüglichſte hielt: es ließ ihm einen von jenen ſcharfduftenden grünen Ziegenkäſen auftragen, die man erſt raſpeln oder ſchaben muß, um ſie beißen zu können, weshalb man ſie Schabziegerſtöckli

nennt.“ Wieder ein Festtag! klagte der so Tractirte, und reiste sobald wie möglich aus der Käseathmosphäre weiter nach Aarau. Hier gedachte man den Luxus der beiden andern Orte weit zu überbieten, und so bewirthete man den frommen Herrn mit der Lieblingsspeise der Bürger, einer mächtigen Schüssel weißen Mehlbreis. Wunderbar, wie streng diese ganze Gegend mein Fastenmandat hält! stöhnte leise der Magen des heiligen Vaters. Niedergeschlagen brach die Gesellschaft am andern Tage nach dem zwei Stunden von hier entfernten Olten auf. Die Frösche der dortigen Wiesen sind von altersher von den Kapuzinern daselbst schmackhaft befunden worden, und so meinten die Oltner, dem hohen Gast nichts Besseres vorsetzen zu können, als eine breite Froschsuppe. Das sind ja Christen von exemplarischem Wandel und strictester Observanz! riefen die hungernden Cardinäle. Indeß lag Aarburg nahe, wo man sich an Soliderem trösten zu können verhoffte. Leider sah man sich auch in dieser Erwartung getäuscht. Dort sind in Hecken und Hagen die Schnecken so reichlich zu finden, daß der kleine Ort in der ersten Eile beschloß, seinen großen Besuch damit zu überraschen. Fünf Fastenmahlzeiten hintereinander war selbst einem Papst zu viel. Seufzend über eine solche Welt, die das Christenthum auf die Spitze trieb, bestieg Martinus sein Maulthier und ritt gen Zofingen. Kaum war er hier abgestiegen, so erschienen zwölf Schulknaben mit Kreuz und Fahne und declamirten ihm lateinische Verse. Schon saß ihm ein Wort des Verdrusses auf den Lippen, da senkten sich die Fahnen, die Reihe öffnete sich, und heran schritt ein mit Kapaunen und Fasanen behangener, blumenbekränzter, goldhorniger Mastochse. Gerührt stiftete Martinus auf der Stelle ein Schülerstipendium, das noch heute vertheilt wird. Die Brugger aber heißen seitdem Chriesisüppler, die Lenzburger Schabziegerstöckli, die Aarauer Pappehauer, die Oltner Frösche, die Aarburger Schnecken, die Zofinger endlich, die bis diesen Tag starke Lateiner geblieben sind, Ochsen.

Die Bewohner einer ganzen Anzahl von Schweizerdörfern führen bei den Nachbarn den Spottnamen der Esel — aus welchem Grunde eigentlich, kann hier nicht untersucht werden. Wir theilen nur mit, welchen Grund das Volk in Betreff einiger dafür anführt. Die Bremgartner sollen den Namen auf folgende Weise bekommen haben: Im Städtchen wurde früher ein hölzerner Palmesel am Sonntag vor Ostern in Prozession herumgezogen. Bei einer solchen Gelegenheit stürzte er einst auf dem schlechten Pflaster um und sein schlecht geleimter Schwanz fiel ihm aus. Indeß stellte man ihn rasch wieder zurecht, und auch der hinter ihm mit Mantel und Gerichtsstab einherschreitende Schultheiß verlor die Fassung nicht, hob den Schwanz auf, zog ihn durch den Mund und steckte ihn wohlbenetzt wieder in den dafür allein schicklichen Ort. Als die Stadt der Reformation beitrat, warf man mit andern Heiligenbildern auch den Palmesel in die Reuß, die ihn dem Nachbarstädtchen Mellingen zutrug.

Die Katholiken fingen ihn hier auf und wollten ihn in die Kirche stellen, die Protestanten stritten dagegen, und ein Metzger unter ihnen packte den Holzesel, schnitt ihm den Hals ab und warf ihn wieder ins Wasser. Der Mann bekam zur Strafe für diese Unthat einen Kropf, das Volk des Ortes aber den Namen der Esel, von dem ihnen bis auf die neueste Zeit ein sonderbarer Gebrauch geblieben sein soll. So oft sie nämlich ihre große Brücke passirten, an der jeder Fremde einen hohen Brückenzoll zu erlegen hatte, deuteten sie dem lauernden Einnehmer ihre Zollfreiheit schon von fern damit an, daß sie einen Zipfel ihres Rockes zur Form eines Eselsohrs zusammengefaßt an den Kopf hielten, worauf der Zöllner sich respectvoll in sein Häuschen zurückzog. Diese Sitte hatte aber endlich üble Folgen für sie. Ein französischer Gesandter, der über die Brücke fuhr, wurde um den Zoll angehalten, er weigerte sich zu zahlen, weil er die Mellinger frei hin und her passiren sah, die Leute verstanden nicht französisch genug, um ihm erklärlich machen zu können, daß hier nur der Ortsbürger kein Brückengeld entrichte, sie nahmen zur Pantomime ihre Zuflucht, indem sie allesammt die Rockzipfel gespitzt an die Ohren hielten. Ihnen erschien das sehr deutlich, den Franzosen aber sehr ungezogen. Es gab eine Prügelei, der Gesandte fuhr ergrimmt hinweg und klagte bei der Tagsatzung, und das Ende war, daß der mellinger Magistrat ihm, als er das nächste Mal die Brücke passirte, knieend und den Strick um den Hals Abbitte leisten mußte.

Reicher noch an Narrenstädten ist, wie man erwarten wird, das Land der Schwaben. Die Leute von Seebronn bei Rotenburg nennt man Sensenschmecker. Und das kommt daher, daß, als einst ein Bauer des Ortes seinen Hanf abgemäht fand und man den Urheber des Frevels nicht zu entdecken vermochte, der Schultheiß alte Sensen aufs Rathhaus bringen ließ, um durch den Geruch derselben den Thäter herauszubekommen. Der Spitzname scheint nicht zu dem Schwank zu passen, aber in Schwaben hat man für Schmecken und Riechen nur ein Wort, weshalb manche behaupten, die Nachkommen der berühmten Sieben hätte nur vier Sinne, was aber verlogen ist.

Eine andere vielgehänselte Gemeinde sind die Hirschauer bei Tübingen, die den Unnamen „Kröpfle" führen, weil sie „die Waden unter dem Kinn haben". Man sagt auch von einem Hirschauer „er hat alle seine Glieder beisammen", und das rührt von einer Geschichte her, die Aehnlichkeit mit der oben erwähnten Ansicht der Schierker von der Nothwendigkeit der Kröpfe hat. Ein Fremder nämlich, der einst durch Hirschau kam, wurde von den Kindern verspottet, weil ihm der Kropf mangelte. Eine Mutter aber verwies das ihrem Kleinen und sprach: „Danke du Gott, daß du alle deine Glieder beisammen hast!" Außerdem können die Hirschauer kein R aussprechen und sagen z. B.

Hee Hiſchwith, ſtatt Herr Hirſchwirth, was beiläufig den Reutlingern ebenſo gehen ſoll, weshalb ſie Hiſchhönle und Lateenle, Hirſchhörnle und Laternle genannt werden.

Noch mehr verſpottet werden die Einwohner von Kiebingen. Hier ſah eines Abends ein Bauer den Mond im Neckar und lief ſogleich ins Dorf, um ein Netz zu holen und ihn zu fangen. Viele Leute gingen mit ihm und ſahen dem Fiſchzug zu, aber der Mond entſchlüpfte jedesmal, ſo oft er im Netz war. Ein andermal ſollte der Schweineſtall als Falle dienen, um den Mond zu fangen, aber ſie konnten die Thür nie ſchnell genug zumachen; und dabei foppte ſie der Mond noch, denn ſo oft ſie die Thür wieder aufthaten, ſaß er ſchon wieder drin, wollte ſich aber durchaus nicht einſperren laſſen. Weil die Kiebinger ihn aber gar zu gern gehabt hätten, nahmen ſie ſpäter eine Stange und wollten ihn vom Himmel ſtoßen wie einen Apfel vom Baume. Als man fand, daß die Stange nicht hinaufreichte, gab einer den Rath, ſie zu ſtrecken. Und ſofort faßten zwei ſtarke Bauern ſie an beiden Enden an, um ſie auszudehnen, ſie zerrten und zogen, bis endlich der Stärkere den andern niederriß und allein mit der Stange fort lief. „Es geht, es geht," ſchrie er vergnügt und rannte immer weiter, indem er meinte, daß die Stange ſich verlängere. Seit dieſen Begebenheiten führen die Kiebinger den Namen der Mondfanger und Stangenſtrecker.

Auch die Ulmer haben einen Spitznamen, deſſen Geſchichte darauf hindeutet, daß ſie einſt zum Geſchlecht der Laien gerechnet wurden. Es iſt eine Anekdote, die auch von andern Orten, und zwar von ſchweizeriſchen wie von ſchleswig-holſteiniſchen, erzählt wird. Vor alten Zeiten hatten einmal die Ulmer einen großen Balken in die Stadt zu bringen. Da ſie ihn aber der Breite nach trugen, ſo konnten ſie damit nicht durch das Thor kommen. Lange grübelten ſie, wie dieſe Schwierigkeit zu beſeitigen ſei, gelangten aber zu keinem weiſeren Rath, als daß man entweder den Balken ſchmäler oder das Thor breiter machen müſſe. Da flog ein Spatz durch das Thor, der einen Strohhalm zu Neſte trug. Der aber hatte ihn der Länge, nicht der Breite nach genommen. „Halt!" rief da ein aufmerkſamer Beobachter unter den Rathſchlagenden, „mir geht ein Licht auf." Er ſtellte den Antrag, es mit dem Balken wie der Sperling mit dem Strohhalm zu halten, dies leuchtete den Mitbürgern ein, und ſo brachten ſie ihren Balken auf gute Weiſe in die Stadt. Spottvögel aber nennen die Ulmer ſeitdem Spatzen.

Nicht übel iſt die Geſchichte, wie die Rottweiler zu dem Namen der Eſel gekommen ſind. Die Bürger dieſer ehrſamen Stadt fanden einſt einen großen Kürbiß auf dem Felde und meinten, es müſſe ein Ei ſein, konnten aber nicht herausbringen, welcher Vogel es gelegt haben möge. Um darüber aufs Reine zu kommen, beſchloſſen ſie, daß der Bürgermeiſter es ausbrüten

solle. Es half ihm kein Weigern und Widerreden, die Bürgerschaft setzte ihm eine Frist, binnen welcher er das Ei ausgebrütet haben sollte, und so saß er nun Tag und Nacht und brütete. Es wollte aber nichts Lebendiges zum Vorschein kommen, und als die Frist verflossen war, meinte man, das Ei möchte faul sein, und beschloß, es über die Mauer zu werfen. Das geschah. Wie aber der Kürbiß zur Erde fiel und zerplatzte, sprang erschreckt ein Hase auf, der an der Mauer geschlafen, und floh feldeinwärts. Es sah aus, als sei er aus dem Kürbiß gekommen, und die Rottweiler glaubten das auch und schrieen, als sie den langohrigen Lampe dahin laufen sahen: „Da schaut, schaut! Ein junger Esel ist in dem Ei gewesen." Ein Maler, der diese Geschichte kannte, wußte es einzurichten, daß die Rottweiler den Esel in ihre Stadtfahne bekamen. Er malte ihnen nämlich die Flucht Christi nach Aegypten darauf, aber so, daß er nur zu dem Esel Oelfarben, zu allem andern blos Wasserfarben nahm. Der Schalk rechnete auf den Regen, der die Wasserfarben mit der Zeit abspülen mußte. Und er hatte richtig gerechnet, die Figuren verschwanden allmälig und nur der Esel blieb in der Fahne.

Andere Schwabenstreiche erwähnen wir nur in der Kürze. So die Erzählung vom Hornberger Schießen, wo der Ort mächtige Vorbereitungen zu einem großen Scheibenschießen getroffen und alle Welt dazu eingeladen, aber als es zur Sache kam, das Wichtigste vergessen hatte, nämlich das Pulver. So die Thorheit der Derendinger, die ihnen den Namen der Gelbfüßler zuzog. Sie hatten einmal eine große Eierlieferung zu besorgen und weil die Säcke, in denen sie dieselben fortschaffen wollten, die Eier nicht alle faßten, so wußten sie sich auf originelle Weise zu helfen: sie sprangen in die Säcke und traten die Eier zusammen.

Sehr weise muß man früher in dem guten Städtchen Aalen gewesen sein. Als dessen Bürgerschaft einst mit dem Kaiser Streit hatte, wählte sie den pfiffigsten Mann aus ihrer Mitte, daß er das Heer des Kaisers auskundschafte. Selbiger Schlaukopf begab sich auch alsbald in das Lager des Feindes, wo er die Leute schön grüßte und als sie ihn fragten, wer er sei und was er wolle, gerade heraus die befriedigenste Auskunft gab. Sie sollten nur nicht erschrecken, sagte er, er wäre der Spion von Aalen und wolle sich nur das Lager ein wenig besehen, was ihm natürlich gestattet wurde. Aus Dankbarkeit und Bewunderung so großer Klugheit haben die Aalener diesem Spion später ein Denkmal gestiftet und ihn an der Rathhausuhr leibhaftig abgebildet. Da drehte er seinen Kopf zugleich mit dem Perpendikel hin und her und schnitt Gesichter.

Die eigentliche Heimath und das Centrum schwäbischer Narretheien indeß soll anderswo zu suchen sein. In einer Ecke des Filsthales liegt das brave Dorf Ganslosen. Von dem erzählt man sich wundersame Geschichten, wie sie

heutzutage nicht mehr passiren, und so ist es gekommen, daß man in ganz Würtemberg jede Posse und jeden Schwank einen Gansloser Streich nennt. Von den Geschichten, die über die Gansloser im Umlauf sind, mögen die vom Storch, die mit der vom Ellikoner Schwein Aehnlichkeit hat, die von der Sonnenuhr und die von der Ausmessung des Dorfbrunnens hier eine Stelle finden.

Auf den Gansloser Wiesen hielt sich früher ein Storch auf, den man so bewunderte und verehrte (wol ein mythischer Zug), daß ihm zu Ehren in der Kirche ein besonderes Fest gefeiert wurde. Indeß wurde der Vogel ihnen doch am Ende unbequem, weil er ihnen so viel gutes Gras verwatete. Sie hielten daher Rath, wie man ihn von den Wiesen wegschaffen möge, und kamen nach manchen andern Anträgen zu dem Beschluß, daß er vom Büttel verwiesen werden solle. Damit aber auch dieser kein Gras verwate und man zugleich urkundlich der Ausführung der Resolution versichert werde, erhielten vier Gemeinderäthe den Auftrag, den Büttel auf einer Bahre über die Wiese hinzutragen. Und es geschah also. Der Storch ließ die Gansloser bis ganz in seine Nähe kommen und flog dann davon, worauf der Büttel seine Träger noch auf die gute Lebensart des Vogels aufmerksam machte, der, bevor er fortgeflogen, sich vor den Herren Gemeinderäthen noch verbeugt habe.

Als die Gansloser Kirche erbaut wurde, brachte man an der Seite eine Sonnenuhr an. Jederman freute sich darüber, nur der Schultheiß hatte seine Bedenken. Er meinte, daß der Regen die schönen Farben bald abwaschen werde, weshalb er den Rath ertheile, daß der Zimmermann beauftragt werde, über der Sonnenuhr ein schützendes Dach anzubringen. Die Gemeinde freute sich, einen so fürsichtigen Schultheiß zu besitzen, und that nach seinem Rath.

Die Gansloser hatten einst einen neuen Gemeindebrunnen graben lassen und hätten nun gern gewußt, wie viel Mann tief er sein möge. Da legte der Schultheiß eine Stange quer über das Brunnenloch und hing sich daran mit den Händen. Dann befahl er, daß sich an seine Füße ein Gemeinderath hängen solle und an dessen Füße wieder einer, und so fort, bis einer das Wasser berühre. Schon hingen ihrer ein halbes Dutzend an einander und das Wasser war noch nicht erreicht, als dem Schultheiß die Last zu schwer wurde und er fürchten mußte, die Hände würden ihm von der Stange abgleiten. Um dies zu verhüten, besann er sich rasch und rief: „Haltet fest, ihr da unten! Ich will einmal in die Hände speien!“ Die Leute hielten fest, der Schultheiß spie in die Hände und — plump, lag die ganze Gesellschaft in dem Brunnen.

Der neueste Gansloser Streich, der nicht wie die beiden zuletzt erzählten schon von den Schildbürgern berichtet wird, besteht darin, daß der Ort sich in

Audorf hat umtaufen lassen — der Vogel Strauß, der den Kopf in den Busch steckt und so vom Jäger nicht gesehen wird.

In Bayern waren die Mistelgauer ihrer Weisheit wegen berühmt, und wird unter andern von ihnen dieselbe Geschichte, wie von den Ulmern erzählt, nur daß statt eines Spatzen eine Hummel ihnen den Balken durch das Thor bringen lehrt. In Hessen scheint der Ort Griesheim im Rufe des Schildbürgerthums zu stehen. Scheppenstädt, Schilda (zwischen Leipzig und Torgau gelegen) und Polkwitz genügt es zu erwähnen. Im Hannöverschen werden von den Bauern des Pfarrdorfs Jühnde bei Göttingen mancherlei lustige Stücklein erzählt.

Vor allen andern deutschen Ländern reich an spöttischen Namen für einzelne Orte, Schwänken und Späßen, die auf Narrenstädte deuten, ist Schleswig-Holstein. So erzählen zunächst die friesischen Inseln mancherlei närrisches Zeug von einander, und jede dünkt sich klüger als die andere. Dahin gehört die Geschichte, welche die Amringer (Bewohner von Amrum) vom Kirchenbau auf Föhr berichten. Die älteste Kirche der Insel war ohne Thür auf die Welt gekommen, und die Föhringer selbst wußten nicht, wie sie hineingelangen sollten. Da reiste einer hinüber zu den klügern Nachbarn auf Amrum und fragte, was in dieser Noth zu thun sei. „O!" sagten die Amringer, „jam mut en Dör mage" — ihr müßt eine Thür machen. Vergnügt zog der Föhringer wieder heim, aber unterwegs vergaß er, was man ihm gerathen. Darüber wurde er sehr betrübt und ging, nachdem er zu Hause gekommen, zu einem Freunde, um ihm sein Unglück zu klagen und ihn zu bitten, ihm den guten Rath, den er auf dem Heimweg verloren, suchen zu helfen. Beide gingen mit ihren Spaten hinaus auf die Watten zwischen Amrum und Föhr und gruben im Schweiß ihres Antlitzes nach dem verlornen Rath. Endlich hatte der Freund eine Sandbank bis aufs Wasser durchgegraben, da rief er: „Ik fan dör!" — ich bin durch. „Richtig," sagte der Andere, „en Dör wast" — eine Thür war es. Da gingen sie fröhlich heim, und die Kirche bekam ihre Thür.

Auch die Romöer gelten just nicht für die Klügsten, indeß findet sich gelegentlich ein gescheidter Kopf unter ihnen. So in folgendem „Dönchen". Einmal war's auf Röm Mode geworden, rothe Jacken zu tragen. Nur Paul Moders, ein armer Robbenschläger und Thranschlucker, konnte sich keine erzeugen, er war aber ein Philosoph, und wenn ihn eins wegen seiner grauen Jacke aufzog, antwortete er, daß er eben keine rothe haben möge. Nun kam in dieser Zeit den Romöern der Gedanke, ihre Kirche um zwei Ellen wenigstens zu versetzen. Alle Welt nahm natürlich diese Angelegenheit in Erwägung, weil sie da nur eine einzige Kirche haben, und man stritt lange und heftig auf dem Thing, wie es zu machen sei. Da trat Paul Moders vor und sagte, die Sache sei sehr einfach. Die Kirche sei von wenigen Leuten gebaut, viele

müßten sie daher leicht von der Stelle bringen können. Alle Mann sollten sich gegen die Nordseite stemmen, auf die Südseite aber zwei Ellen von der Mauer sollte man eine rothe Jacke legen, damit man nachher wüßte, ob die Kirche auch so weit fortgerückt sei. Der Vorschlag des Robbenklopfers wurde gebilligt, und alle Leute auf der Insel begaben sich auf die Nordseite und schoben. Nicht lange, so kam Paul Moders um die Ecke, um zu melden, daß die Kirche stände, wo man sie hätte haben wollen, und daß von der Jacke nichts mehr zu sehen sei. Die Romöer waren damit wol zufrieden und bedankten sich bei ihm, daß sein Rath ihnen die schwere Arbeit so leicht gemacht, konntens aber doch nicht recht begreifen, als Moders am nächsten Sonntag eine rothe Jacke anhatte.

Von den Narren auf dem Festland gedenken wir zuerst der Thadener im Gute Hauerau. Sie waren einmal beim Grasmähen, da fanden sie ein Thier, das hatten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen, es war aber ein Frosch. Sie wunderten sich männiglich, als es herumhüpfte und dann sich wieder hinsetzte und aufbließ, als es aber gar zu quaken anfing, fiel ihnen vor Schreck die Mütze vom Kopfe. In ihrer Angst schickten sie zum Bauervogt, er solle gleich kommen und ihnen sagen, was das für ein Thier sei. Er kam, trat behutsam ein Stück von der Stelle hin, wo das Wunderthier hockte und betrachtete es lange mit prüfendem Blick. Dann aber sagte er: „Leute, hier bin ich wirklich zweifelhaft. Wenn das kein Hirschbock ist, so muß es eine Turteltaube sein."

Geistesverwandte der Thadener sollen die Gabeler gewesen sein. Zu denen kam einst ein Handelsmann mit einer Katze im Sack. Die Gabeler hatten von einem solchen Thier noch nie gehört und so fragten sie, was es sei. „Das ist ein Thier zum Mäuseausrotten," antwortete der Kaufmann. Den Leuten stand ein solches Ding an, sie fragten um den Preis, für den es feil sei, man ward um dreihundert Thaler einig, und das ganze Dorf brachte die Summe zusammen. Dann beschloß man, mit der Ausrottung an dem einen Ende des Orts anzufangen, die Katze sollte dann von Haus zu Haus weiter gegeben werden, bis der ganze Ort gesäubert wäre. Der Handelsmann war mit seinem Gelde schon fort, als es den Gablern erst einfiel, daß sie nicht wüßten, was das Thier fräße. Schnell mußte einer dem Manne nachreiten, um sich zu erkundigen, und als er ihn in der Ferne erblickte, rief er ihm seine Frage schon zu, und der Mann antwortete: „Milch und Mäuse!" Dem auf dem Pferde klang das wie Milch und Menschen. Eilig, damit kein Unglück geschehe, jagte er zurück. „Menschen?" schrieen die Gabeler voll Schrecken und liefen aus dem Hause, wo sie bis dahin die Katze beobachtet hatten. Um des reißenden Thieres ledig zu werden, beschloß die Gemeinde das Haus niederzubrennen. Aber die Katze lief, als die Hitze empfindlich

wurde, ins nächste Haus. Auch das steckten die Gabeler an, und so ging es fort, bis das ganze Dorf in Asche lag.

Von den Leuten des Dorfes Jagel bei Schleswig, die vom Volkswitz den Beinamen der „tollen" erhalten haben, wird behauptet, daß sie nur halbe Narren waren, indem sie unter Umständen noch Vernunft annahmen, was mit derselben Geschichte belegt wird, die wir von den Ulmern und den bayerischen Mistelgauern mitzutheilen hatten. „Ga hen na Hostrup und laat di de Tös utsnieden," ist ein landläufiges Wort in Angeln, weil böse Zungen behaupten wollen, die Hostruper hätten eine eigne Scheune, um alle Dummheiten darin aufzubewahren. An einem schönen Morgen befand sich das Dorf beim Grasmähen. Da kam einer zu ihnen und erzählte ihnen vom Kriege, von dem er eben in der Stadt gehört. „Krieg? Wat is denn Krieg?" fragte ein Hostruper. „Wenn de Trummel geit," erwiderte jener. „Wo (wie) geit de Trummel denn?" fragten wieder die Hostruper. „Bum, bum, bum," antwortete der Fremde. Da arbeiteten sie weiter, aber die Trommel steckte Allen in den Köpfen. Nun geschah es, daß sie eine Tonne Bier mit auf die Wiese gebracht und ausgetrunken hatten, und daß eine Hummel sich in das Spundloch verirrte und den Ausgang nicht gleich wieder finden konnte. Bei dem Bestreben, wieder ins Freie zu kommen, stieß sie, bum, bum! mit ihrem dicken Kopfe mehrmals an das Holz. „Da is de Krieg!" rief erschrocken der Klügste der Hostruper, und Alles gab sofort Fersengeld. Ein beherzter Mann wollte aber wenigstens die Tonne retten und nahm sie mit raschem Griff auf den Rücken, machte jedoch damit das Uebel nur ärger, da jetzt die Kriegstrommel sich unmittelbar hinter ihnen mit fortbewegte. Einer sprang schnell auf ein Pferd, das am Wege graste, da flog der Pflock, an dem es angebunden war heraus und dem Reiter an den Kopf, und der Getroffene schrie „de Fiend hev mi drapen." Da sah man, daß es Ernst wurde, und wer nur konnte, sprang über Hecken und Planken.

Eine gute Anzahl lustiger Streiche dichtet der Volksmund den Kussauern bei Plön, den Neuenkirchnern am Ausfluß der Elbe, den Kisdorfern bei Bramstedt, den Fockbeckern bei Rendsburg, den Bishorstern in der Haseldorfer Marsch und vor Allen den Büsumern an.

Einmal fuhr ein Geestbauer nach Kisdorf hinunter und hatte eine Sense auf den Wagen mitgenommen, um damit am Wege das für die Pferde nöthige Gras zu schneiden. Nahe beim Dorfe mähte er den Thieren eine gute Mahlzeit zurecht, ließ aber die Sense liegen, da er sie des Abends bei der Heimkehr wiederzufinden hoffte. Als nun die Kisdorfer bemerkten, daß an ihrer Wiese Gras fehlte, und sie die Sense entdeckten, hielten sie dieselbe für ein grimmiges grasverwüstendes Thier und beschlossen, um weiteren Folgen ihrer Gefräßigkeit Einhalt zu thun, den Platz, wo sie lag, zu umzäunen

Abends fand der Geeſtbauer ſeine Senſe mit einer tüchtigen Dornhecke umgeben, er lachte ſich ſatt darüber und brachte dann dieſe Geſchichte unter die Leute.

Ein Fockbecker hatte ſich einmal von Rendsburg für ein paar Schillinge geſalzne Heringe mitgebracht und ſeine Nachbarn als auf etwas Neues auf ſie zu Gaſte geladen. Sie fanden das Eſſen vortrefflich und wünſchten viele ſolche Fiſche zu haben. Der Klügſte unter ihnen gab endlich den Rath, einen Korb voll aus der Stadt zu holen und ſie in den Dorfteich zu ſetzen, da würden ſie ſich mehren und alle dann im Herbſt die Menge davon haben. Geſagt, gethan. Als man aber im Herbſt den Teich abließ und nach den Heringen ſah, fand ſich nicht ein einziger vor. Nur ein ſtattlicher Aal wälzte ſich im Schlamm. Er wurde gehaſcht, und alle waren einig, daß nur er die Heringe weggefreſſen haben könnte. „Und ſo wollen wir zur Strafe auch ihn aufeſſen," meinte ein Einfältiger unter den Bauern. „Das wäre ihm grade recht," erwiderte ein etwas Klügerer, und weil er ſich einmal gebrannt hatte, ſchlug er vor, ihn den Feuertod ſterben zu laſſen. „Brennen iſt ſchlimm," ſagte ein noch Geſcheidterer, der einmal ins Waſſer gefallen und faſt ertrunken wäre, „aber meine Meinung iſt, wir werfen ihn in die Au (Bach) und laſſen ihn erſaufen." Dieſer Vorſchlag gefiel den Fockbeckern am beſten, und der Bauervogt mußte den Aal in die Au tragen. „Seht, wie er ſich quält!" rief er den andern zu, als der Aal ſich im Waſſer fröhlich krümmte und wand, und alle gingen vergnügt über die wohlgelungene Rache nach Hauſe.

Weil die Büſumer an der See wohnen, kann man ſich denken, daß ſie gute Schwimmer ſind, indeß folgt daraus noch nicht, daß ſie ſich auch auf die Rechenkunſt gut verſtehen. Eines Tages ſchwammen ihrer neun in die See, und als ſie eine Strecke hinaus waren, wandte ſich der Vordermann um und ſagte: „Jungens, ich muß doch wahrhaftig mal zählen, ob nicht einer erſoffen iſt und wir noch alle beiſammen ſind." Er fing alſo an: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht — ich bin ich," ſagte er zuletzt, „und ſo muß einer erſoffen ſein." „Laßt mich mal zählen," ſagte ein anderer und fing an: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht — ich bin ich, da iſt wirklich einer erſoffen." Traurig ſchwammen ſie nach dem Ufer zurück und ſuchten den Neunten. Einer fing wieder an zu zählen. Da kam ein Fremder des Weges, der fragte ſie, weshalb ſie ſo betrübte Geſichter machten. Sie erzählten ihm, wie ſie ihrer neun hinausgeſchwommen wären und jetzt nur acht herauszählen könnten, einen müßten ſie alſo verloren haben. Da gab ihnen der Fremde den Rath, daß jeder ſeine Naſe einmal in den Sand ſtecke, und dann ſollten ſie die Löcher zählen. Da waren die Büſumer ſo glücklich, die richtige Zahl zu finden; denn es waren wirklich neun Löcher. Vergnügt kleideten ſie ſich an und gingen ins Dorf zurück.

Die Chronik von Büſum ſoll noch mancherlei andere Proben von der Klugheit der Ortsbürger enthalten, z. B. wie ſie den Mond aus dem Brunnen ſchneiden wollten, wie ſie einen Hummer für einen Schneider hielten, wie ſie ein Feld mit Kuhſamen beſtellten u. ſ. w. Beſonders wunderſam ſind die Abenteuer derer, die auf die Reiſe geſchickt wurden, um den Mann zu ſuchen, der ihnen den Mühlſtein geſtohlen hatte. Sie kommen nach Friedrichſtadt und entdecken den Senf; ſie geben, um nicht dem Feuer zu nahe zu ſitzen und zuviel von der Hitze auszuſtehn, dem Wirth ein Stück Geld, daß er die Wand weiter zurückſetzen laſſe, er aber rückt blos, als ſie hinausgegangen, ihre Stühle ein wenig; ſie gelangen nach Hamburg und ertappen in dem Paſtoren an der Michaeliskirche den Dieb des Mühlſteins — eine Anſpielung auf die mächtigen, auch in Leipzig zur Amtstracht der Geiſtlichkeit gehörigen Halskrauſen, welche die Pfarrer der Hamburger Hauptkirchen tragen.

Warum die Söruper in Mittelangeln Honiglickers (Honiglecker) genannt werden, läßt ſich in guter Geſellſchaft nicht mittheilen. Dagegen mag die Geſchichte, wie die Böeler zu dem Namen der Füllenbeißer kamen, hier noch Platz finden. Es iſt ſchon lange her, als es ſich begab, daß auf der Greuzmark zwiſchen Böel und Struxdorf ein Fohlen gefunden wurde, dem ein großes Stück Leder vom Rücken geſchunden war. Es erhob ſich die Frage, wer der Schinder ſei. Die Böeler geben den Struxdorfern, die Struxdorfer ihrerſeits wieder den Böelern die Schuld, und um das zu beweiſen, treiben die Böeler das Thier des Nachts auf das ſtruxdorfer, die Struxdorfer daſſelbe wieder auf das böeler Gebiet. Dies währte geraume Zeit, da keine der beiden Parteien ſich geben wollte. Endlich kam man auf den etwas vernünftigeren Einfall, den Streit durch Schiedsmänner ſchlichten zu laſſen, und dieſe entſchieden nach reiflicher Ueberlegung wie folgt. An der Stelle, wo das Fohlen zuerſt in ſeinem betrübten Zuſtande geſehen worden, ſtand eine junge Eiche. Dieſe ſollten die Streitenden wie eine Weidenruthe drehen und in einen Knoten knüpfen, und wer von beiden Theilen dieſelbe bei dieſer Operation zerbräche, ſollte als der ſchuldige gelten. Die Struxdorfer waren dabei mit dem Geſchäft des Drehens, die Böeler mit dem des Verknüpfens bedacht. Erſtere wußten ſich zu helfen. Sie ſchlugen in der Nacht den Baum nieder, hielten ihn über ein Feuer und drehten ihn dann ohne Schaden mit Radwinden. Die Böeler waren erſtaunt, als ſie Tags darauf hörten, die Sache ſei, ſoweit ſie ihre Gegner anging, abgethan. Ueberzeugt, das Drehen des ſpröden Stammes ſei unmöglich, hatten ſie ſich um nichts bekümmert. Sie dachten indeß, auch ihnen werde Unmögliches gelingen und ſo machten ſie ſich gleichfalls ans Werk. Allein bis dahin war die Eiche, welche über der Gluth geſchmeidig geworden, längſt wieder zu ihrer alten Sprödigkeit zurückgekehrt, und ſtatt ſich zu einem Knoten zu fügen, zerbrach

sie den Arbeitern unter den Händen. Der Rechtsstreit war damit zu Ende, und die Böeler trugen von da an den Namen der Fahlenbiiters. Dieser aber war früher ein Name von sehr übler Bedeutung, die Nachrede, das Fohlen verletzt zu haben, war nicht blos eine Nachrede grausamen Muthwillens, das Wort Fohlenbeißer war nur ein andrer Ausdruck für Wehrwolf.

Manche wollen leugnen, daß die Zeiten immer besser, die Menschen mit jedem Jahr klüger werden, es ist aber doch so — wenigstens in den genannten Orten Schleswig-Holsteins. Die Jageler brauchen von keinem Sperling mehr Lehre anzunehmen, die Gabeler wissen, daß die Katzen keine Menschen fressen, die Fockbecker lassen keinen Aal mehr den Tod des Ersäufens sterben, der Thgdener Bauernvogt hält keinen Frosch mehr für eine Turteltaube, und die Büsumer haben — wie die Rechnungen beweisen, die sie den Gästen des in den letzten Jahren hier eingerichteten Seebades machen — vortrefflich rechnen gelernt. „Wenn noch gelegentlich ein Büsumer Streich im Lande vorkommt," sagte uns ein Kenner der Verhältnisse, „so wird er nicht von den Bauern gemacht, sondern gehört auf das Kerbholz der Beamten, die uns die Herren in Kopenhagen schicken." M. B.

Ungedruckte Briefe v. Stägemanns.

10.

Berlin, den 29. Februar 1820.

Verdruß, Aergerniß von Innen und Außen, besonders aber ein Augenübel, das mich hindert, bei Licht zu schreiben und mir eben hierdurch bisher den größten Theil meiner Zeit hindurch paralysirt hat, ist schuld, daß ich Ihnen meine Antwort so lange schuldig geblieben bin, mein hochverehrter Freund.

Ihren Proceß haben Sie allerdings der Lotterie wegen verloren; Herr v. S. berühmt sich laut, daß nur seine künstliche Deklamation den Proceß gewonnen. Behüte uns der Himmel vor einer Rechtspflege, die von Deklamationen abhängt.

Ihr erster Grund, wegen Pasquier, ist nicht richtig, obwol wir alle die eingefleischtesten Ultras sind. Das sehn Sie besonders an Ihrer Statistik des Wahlgesetzes, die ich unmöglich, als ein guter Ultra, passiren lassen konnte. Wie die Sache sich gestaltet in Paris, so gestaltet sie sich, rebus sic stantibus, auch hier. Erst jetzt fange ich wegen Frankreich für uns zu fürchten an.

Nach Allem zu schließen, ist Louvel, wie Sand, den sogenannten Ultras

ganz apropos gekommen. Wie dem auch sei, ein Würgengel scheint das unglückliche Haus der Bourbons zu umschleichen. Wenn ich der König wäre, würde ich mich mir meiner Civilliste taliter qualiter arrangiren und nebst der ganzen Familie nach den seligen Lutschusinseln absegeln; denn in Frankreich blüht dieser Familie kein Weizen.

Wir sind hier mit der Vollendung des Abgabewesens beschäftigt; finite Labore soll es an die Verfassung gehen. Der am meisten Beifall findende Vorschlag ist eine nach der Bevölkerung auf die Provinz zu vertheilende Klassensteuer (alias Kopfsteuer), durch welche namentlich auch die Grundsteuer ausgeglichen werden soll. Ich gehöre zu den Gegnern dieser Art der Ausgleichung und dem aufgestellten Prinzip der Bevölkerung, obgleich Freund Hofmann von der möglichsten Richtigkeit durchdrungen ist. Herr v. Vincke ist hierhergerufen, um an den Berathungen Theil zu nehmen; Schön würde, was mich dünkt, auch nicht haben fehlen dürfen. Indeß haben wir unsre Meinungen vor uns.

Wie es mit den Demagogen steht, sehn Sie allenfalls aus der Zeitung, aus der jedoch nicht recht klar wird, wie der Spaß endigen soll.

Für heute mich freundschaftlichst empfehlend v. Stägemann.

11.

Berlin, den 6. Mai 1820.
am Jahrestage der Schlacht von Prag.

Ihre freundschaftlichen Briefe vom 20. und 28. v. M. habe ich wol erhalten, hochverehrter Freund, und danke verbindlichst für die Beilagen.

Auf die Vorstellungen sollen Sie eine Antwort haben, die heute über acht Tage abgehen wird, weil der Fürst nur alle Donnerstage, also erst am 11. Vortrag beim Könige hat. Wenn Ihre Reise davon abhängt, daß die Molitorsche Sache niedergeschlagen werde, so können Sie den Reisekoffer immer in Ordnung bringen. Die französische Gerichtsordnung hat ihre verkehrten Seiten, wie sie mir denn, die Oeffentlichkeit, die Geschworenen, und weniges Andere abgerechnet, nicht zusagen will, obwohl ich gegen die Langweiligkeit der unseren auch sehr viel einzuwenden habe.

Wie es mit unserem Verfassungswesen stehe, werden Sie hier zur Stelle erfahren oder vielleicht nicht erfahren. Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall werden Sie hier manche Ansichten berichtigen, was zu Ihrem Frieden dienen wird. Die Meinungen lassen sich in gar kein vernünftiges Kataster bringen. Die Meßkunst mißt ihre Schande daran. Aus Ihrem Schreiben vom 17. Dezember 1819 sahe ich, daß Sie auf einem ganz unrichtigen Pfade verbiestert sind. Sie werden sich hier wieder zurecht finden.

Für jetzt sind die Rheinprovinzen noch ein böser Tropfen im preußischen Blute, aber die Zeit wird ihn ausgähren, und unsre Nachkommen werden, wenn es nur halbwege in den nächsten zehn Jahren geht, wie Brüder einträch-

tig neben einander wohnen. Auf Weisheit rechne ich dabei nicht; sie ist nicht das Loos der Sterblichen. Aber auf Glück, nämlich auf die Weisheit über den Sternen. O Himmel, was haben die Menschen noch alles vor sich! und wie ganz anders wird es in 1000 Jahren aussehen, und gar in 20,000! Wenn wir nur immer die Gegenwart ordentlich machten, nämlich benutzten; die Zukunft wird sich schon selbst einrichten. Kurz, ich will damit nur sagen, daß ich mir aus einer Verfassung eigentlich gar nichts mache. Vielleicht wäre es anders, wenn mir die Rosen des Malherbes noch blühten, denn die jungen Hoffnungen wachsen neben den jungen Rosen. Darum schreit unsre Jugend so toll nach Verfassung, ohne ein Wort davon zu verstehen. Wir andern, wir herbstlichen Hanebutten, müssen schon in Zucker eingemacht werden, wenn wir genießbar sein sollen.

Aber es ist traurig, daß ich Sie damit unterhalte, da ich Ihnen die Verfassung doch nicht verleiden werde, oder will. Uebrigens schreibe ich bei Einem Auge; am andern leide ich sehr, und das macht mich auch verdrießlich. Spätestens über acht Tage schreibe ich Ihnen wieder und empfehle mich bis dahin in Ihre wohlwollende Erinnerung. v. Stägemann.

12.

Berlin, den 13. Mai 1820.

Leider! verehrtester Freund, wird mein Christenthum bei Ihnen in schlechten Ruf kommen. Als ich Ihnen vor acht Tagen schrieb, hatte ich vergessen, daß es einen Himmelfahrtstag in der Christenheit giebt, der auf einen Donnerstag fällt, und daß der unglückliche letzte Donnerstag in dieser Woche dieser glückliche Tag sei. Es ist deshalb beim Könige kein Vortrag gewesen, auch nichts anticipirt, vielmehr wird postnumerirt. Der Fürst hat mir zwar versprochen, die im Concept von ihm schon unterzeichnete Ordre durch den Geh. Rath Albrecht vortragen zu lassen, aber es ist ungewiß, obwol ich Alles daran setzen will, daß die Sache mit der Dienstagspost abgeht.

Den Schluß Ihres sehr zeitgemäßen Aufsatzes hatte ich zwar für die heutige Zeitung zu einer Beilage schon absetzen lassen, allein den Druck zurückhalten müssen, weil mir noch gestern Abend spät von der Druckerei angezeigt wurde, daß die Censur ihn durch Wegstreichung ganzer Stellen verstümmelt habe. Der Censor ist ein gutmüthiger Mann, der Herr Geh. Rath R. v. R., dem aber von einer Fee, wahrscheinlich in der Wiege schon, alles Indicium entzogen ist. So hat er z. B. in Ihrem Aufsatz das Agrarische durchaus gestrichen, sich nur an den Grachus erinnernd und an dessen Streiche. O Himmel, von welchen Händen werden mitunter die Zügel gehalten und am Ende gehn die Pferde doch mit den Eseln durch!

Mein freundschaftlichstes Lebewohl und die Versicherung der treuesten Ergebenheit. v. Stägemann.

13.

Berlin, den 16. Febr. 1822.

Ihr Brief vom 10. d. M. mit der Einlage an den Herrn Fürſten Staats kanzler iſt um 24 Stunden zu ſpät in meine Hände gekommen, verehrteſte Freund, denn der Fürſt war ſchon, als ich ihn geſtern erhielt, nach Glienicke abgereiſt, um heute Morgen ſeine Reiſe nach Hardenberg bei Göttingen zur Hochzeit ſeines Sohnes anzutreten, woſelbſt er etwa 14 Tage bleiben wird.

Was die Frage wegen der Profeſſur betrifft, ſo kann ich ſie vorläufig mit Nein! beantworten, behalte jedoch die Rückſprache mit dem Fürſten bei der Zurückkunft und die Mittheilung ſeiner Aeußerung an Sie vor. Daß Sie ein Rheinländer ſind, ſollte Ihnen eigentlich den wenigſten Anſpruch auf die Rheinuniverſität geben; zwar ſind Sie in einer Gegend zu Hauſe, wo ſich der alte Flußgott ſchon philiſterartig fortbewegt, nicht luſtige Sprünge macht, wie am Binger Loch; aber Profeſſoren ſind Propheten, die in ihrer Heimath überhaupt nichts gelten. So viel ich um mich ſehe, erblicke ich unter unſern hieſigen Muſageten keinen Spreeländer.

Den alten Brunen zu Siegburg ſtellt das Finanzminiſterium blos aus Schonung für Ihr Leben nicht zu Ihrer Verfügung, bilde ich mir ein. Sie könnten ja im tödtlichen Gas erſticken. Wenn Sie nun gar aus der Tiefe heraus entdeckten, daß die Erde ſich nicht umdrehe, was wäre das wieder für eine ſchöne Geſchichte!

Ich habe noch nicht dazu kommen können, Ihren Aufſatz über die Theurung im Journal zu leſen, weil bei mir ſelbſt theure Zeit iſt. Beſſer wäre es wohl geweſen, wenn Sie die Urſachen der jetzigen Wohlfeilheit aus dem Wege räumten, damit ich wieder für meinen Weizen und Roggen etwas einnähme.

Daß Buchholz Sie über unſere Politik au courant geſetzt habe, muß ich doch bezweifeln. Wir ſelbſt wiſſen davon nichts.

Gewiſſer iſt es, daß über eine künftige Verfaſſung ernſtlich berathen wird. Man ſcheint zunächſt provinzialſtändiſche Verfaſſungen gründen zu wollen, zu welchem Zwecke ſachverſtändige Männer aus den verſchiedenen Provinzen einberufen werden. Die Brandenburger ſind bereits wieder entlaſſen und jetzt kommen die Pommern an die Reihe. Unter den Berufenen nennt man auch Ihren Freund mit dem Punkt aufs J. Sie wiſſen, daß ich ihn für einen Querkopf halte. Mit dem ehemaligen Schwediſch-Pommern wird man einen etwas harten Stand haben. Sie wollen, wie die Rheinländer, daß man ihnen einen aparten Apfel brate, und mit einem Tannenapfel werden ſie nicht vorlieb nehmen. Uns alten Preußen, ſpartaniſcher Natur, kann aber nur harte Koſt gedeihen und wir ſollten billig nichts anders haben, einigen Elſer Wein ausgenommen. Wenn die Reihe Ihre Landſtadt trifft und Sie nicht

inberufen werden, so haben Sie es blos Ihrem Verfassungsbüchlein zu danken, aus dem man schon sieht, was Sie wollen, so daß sie selbst übrig sind.

Die letzte Schrift von Görres beweist allerdings, daß er mit unserer Regierung ganz abgeschlossen hat und sein Vaterland nicht wieder sehen will. Der pathetische Grävell schilt ihn aus, daß er geflüchtet ist und sich seinen Verfolgern in der Nacht, da er verrathen war, nicht freiwillig gestellt hat. Görres hat aber eine andere Art von Tinte getrunken als Grävell, und macht sich wenig aus dem Pathmus zu Glaz oder Graudenz, wie mich dünkt, mit Recht. Um Grävell, so sehr er an Fülle der Phantasie und an Talent nachsteht, ist es doch mehr Schade, als um Görres, weil er einen redlichen Willen hat, eine Festigkeit, die in Zeiten der Gefahr wohl zu brauchen ist, obwol er Stärke des Charakters und Rechthaberei verwechselt. Das Alles macht der Hochmuth der Leute, der die unheilbarste Geisteskrankheit ist.

Ihre schönen Cleverinnen sind wenigstens keine Sinnpflanzen, da sie dem Proceß eines jungen Bösewichts, der das vierte Gebot verletzt, so viel Aufmerksamkeit schenken können. Man hätte die Brut erst ersticken und dann den Proceß gegen den Vater vornehmen sollen. Ich bin zwar ein Freund des öffentlichen Verfahrens, mit Ihrer Jury aber noch immer in Zweifeln, so lange kein Salomo als Spiritus Rector, in oberster Instanz entscheidet. Indeß werde ich mit großem Vergnügen Ihren Aufsatz über die Clever Assise erwarten.

Gegen den Verfasser der Teufelselixire, den Ihnen wohlbekannten K. R. H. ist denuncirt worden, daß er mehrere Begebenheiten, die ihm als Commissarius in den demagogischen Umtriebssachen aktenmäßig bekannt geworden, in einer humoristischen Schrift benutzt habe, um Personen und Sachen lächerlich zu machen. Er ist wol so leichtsinniger Natur, um ihn der That verdächtig zu halten, obwol der K. G. P. Woldermann mich versichert: er habe in der Schrift nichts Anstößiges gefunden. Das Manuscript ist bei dem Verleger zu Frankfurt a. M. in Beschlag genommen, wiewol der Senat sich sehr gespartelt und nur gegen Deposition von 3000 Gulden in die Herausgabe gewilligt hat, wie man im Publikum mit dem Beifügen erzählt, daß Herr v. O. die Sache denuncirt hat. Es ist ein günstiges Zeichen, sowol für die Regierung, als für die Moralität des Volkes, daß in der Iniquität solcher Zeiten das Volk der Delatoren nicht üppiger hervorschießt. Man hört doch in der That nur von wenigen Subjecten dieser Art, und sie erfreuen sich keiner sonderlichen Achtung, weder bei der Regierung noch dem Volke.

Mich herzlich Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen empfehlend

v. Stägemann.

14. Berlin, den 17. Aug. 1822.

36 Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen.

Ihre Fonckiana, hochverehrtester Freund, habe ich insgesammt richtig

erhalten, und bin Ihnen dafür, so wie für die Empfehlung der Madame Fonk, die sich seit einigen Tagen in unsern Mauern befindet, aufrichtig und freundschaftlichst verbunden. Daß das Cassationsgesuch am 14. dieses hier verworfen worden, werden Sie mit der heute abgehenden Post wol noch besonders erfahren, wenn es durch das tausendzüngige Posaunengewebe der Fama nicht schon früher nach Crefeld gebracht sein sollte. Ich habe diesen Ausgang der Sache allerdings besorgt, denn das Antlitz befangener Richter, wenn sie auch nicht in leinenen Kitteln sitzen, kann kein Gott auf einen andern Gesichtspunkt richten. Ihre Schrift hat hier Beifall gefunden, wie sie verdient.

Der Herr Fürst Staatskanzler ist Ihnen etwas näher gerückt, nach Pyrmont, von wo er in den ersten Tagen des k. M. zurückkehren dürfte. Ob er zum Congreß nach Italien gehen werde, ist unbestimmt. Der Herr Graf Bernstorff begiebt sich am 20. d. M. nach Wien, wo man die Griechen, die Spanier und die Portugiesen wägen und hoffentlich zu leicht finden wird. Inzwischen messen die Griechen mit dem Dreizack, dem neptunischen, ihre türkischen Freunde, worüber sich Herr v. Genz, der mit Leib und Seele an dem Capudan Pascha hing, nicht sonderlich freuen soll.

Die Angelegenheiten Frankreichs gefallen mir gar nicht, und die heiligen Bundesmächte würden zu unser Aller Heil wahrscheinlich viel verständiger handeln, die Sache dort nicht aus dem Gleichgewicht kommen zu lassen, als sich um Spanien zu kümmern. Indeß wie Gott will. Es ist allerdings schlechtes Wetter.

Bewahren Sie mir Ihr freundschaftliches Wohlwollen.

v. Stägemann.

Die ersten deutschen Handelsverträge.

Am 13. Mai d. J. ist Graf Eulenburg von Berlin abgereist, um in Singapore das Geschwader zu treffen an dessen Spitze er die beiden ersten deutschen Handelsverträge mit China und Japan schließen soll. Wir sagen mit Bedacht deutsche Verträge, weil zum erstenmal sich nicht nur Mecklenburg, sondern auch die Hansestädte dem Zollverein in einer von Preußen geführten

Unterhandlung anschließen. Die Bedeutung dieses Vorganges ist groß und einer eingehenderen Betrachtung werth.

Die Hansestädte sind die Haupthäfen Deutschlands, ihre Energie und Umsicht hat dem deutschen Handel immer neue Absatzorte eröffnet, sie haben auch überall Verträge zu erreichen gewußt, durch welche sie ebenso günstig gestellt wurden als Engländer oder Amerikaner. Die hanseatischen Rheder und Capitäne, nicht durch Kriegsflotten geschützt, mußten sich um so mehr bestreben, durch Güte ihrer Schiffe und Waaren, durch umsichtige Benutzung aller Umstände sich neben mächtigeren Concurrenten zu behaupten, und haben dies erfolgreich gethan: man zieht vielfach hanseatische Schiffe den englischen vor, aber eben deshalb sehen auswärtige Mächte mit Mißgunst auf die Hanseaten und besonders ist dies in letzter Zeit in China der Fall gewesen. Der deutsche Handel, namentlich durch hamburgische Häuser vermittelt, hat in den dortigen Gewässern einen großen Aufschwung während der letzten 15 Jahre genommen. Bisher konnte sich derselbe ohne besondere staatliche Fürsorge günstig entwickeln, wozu wesentlich der Umstand beigetragen hat, daß der im Jahre 1840 zwischen Großbritannien und China abgeschlossene Vertrag die dem englischen Handel und der englischen Flagge ausbedungenen Begünstigungen auch allen übrigen handeltreibenden Nationen bis auf Weiteres zu Theil werden ließ. Die neuesten Ereignisse haben diese Sachlage geändert. Großbritannien, Frankreich, die Vereinigten Staaten und Rußland haben in den beiden letzten Jahren Handelsverträge mit China geschlossen, es schien also sehr ungewiß, ob die bisherige Gleichstellung der hanseatischen Flagge und der hanseatischen Angehörigen in den chinesischen Häfen mit denjenigen Staaten, welche neuerdings Verträge mit China abgeschlossen haben, fortbestehen würde, namentlich in Betreff des Verkehrs mit den neueröffneten Häfen. Und wenn eine solche Zulassung factisch auch einstweilen geschehen sollte, so blieb dies immer nur ein sehr prekärer Zustand, dessen Fortdauer durch Nichts garantirt war und der also jeden Augenblick aufhören konnte, welche Betrachtung natürlich auf den umsichtigen Geschäftsmann lähmend einwirken und die Entwicklung des hanseatischen Verkehrs mit China beeinträchtigen mußte. Hierzu kommt noch die eigenthümliche Bedeutung des europäischen Consulatswesens im Orient, welches nur auf Grund bestehender Handelsverträge eine feste Stellung hat, so daß es ungewiß blieb, ob und wie weit die hanseatischen Angehörigen bei Differenzen oder Verlegenheiten in chinesischen Häfen eine ausreichende Vertretung und Beschützung zu erwarten haben würden. Das Auskunftsmittel, daß in vorkommenden Fällen die Vertreter fremder Staaten, denen Verträge zur Seite stehen, sich der Sache der hanseatischen Angehörigen annehmen, würde ein höchst unsicheres geblieben sein.

Was nun ferner Japan betrifft, so lag hier der Uebelstand, wenn han-

seatischer Seits kein Handelsvertrag mit dem Staate geschlossen wurde, noch klarer vor Augen. Mit diesem, dem Weltverkehr bisher verschlossen gewesenen, aber für diesen so sehr günstig gelegenen Lande, sind in letzterer Zeit Verträge zu Stande gekommen von: den Vereinigten Staaten am 31. März 1854 und 17. Juni 1857; Großbritannien am 14. October 1854 und 26. August 1858, den Niederlanden am 9. Novbr. 1855 und 16. Octbr. 1857; Rußland am 26. Januar 1855 und Frankreich im Jahre 1858. Alle diese Verträge stimmen darin überein, daß sie noch den Charakter einer ängstlichen Exclusivität tragen und die eingeräumten Verkehrsbewilligungen an genau bestimmte Bedingungen und Oertlichkeiten knüpfen. Um so weniger durfte darauf gerechnet werden, daß die von den Japanesen zugestandenen ausnahmsweisen Begünstigungen nunmehr ohne Weiteres auch den Schiffen anderer Nationen, welche keine Verträge mit ihnen abgeschlossen haben, zu Gute kommen würden. Die Erfahrung hat dies auch bereits bestätigt. Der China Overland Trade Report v. 29. Januar 1859 meldete, daß für das hamburgische Schiff „Sophie", welches in Shanghai für eine Reise nach Japan gechartert war, die Verfrachtung wieder aufgehoben, weil bekannt geworden, daß die nicht durch Vertrag privilegirten Flaggen dort nicht würden zugelassen werden, und das dänische Schiff „Wilhelmine", das mit einer Ladung von Hongkong in Japan angekommen war, wurde dort abgewiesen. Das hamburgische Schiff „Georg Krell", welches auf einer Reise von San Francisco nach dem Amur in den japanesischen Hafen Hakodadi einlaufen mußte, verdankte es nur der besonderen Verwendung der dort weilenden Amerikaner, daß seinem Aufenthalte keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Es leuchtet nun von selbst ein, von wie großer Wichtigkeit es unter diesen Umständen war, daß auch der hanseatische Handel des Schutzes von Handelsverträgen mit China und Japan theilhaft werde; denn wenn dies unterbleibt, muß außer andern Verkehrsbehinderungen für diese Schiffe, die so bedeutende und einer weiteren gedeihligen Entwickelung so sehr fähige Frachtfahrt in den ostasischen Gewässern gestört oder doch äußerst erschwert werden. Wären hanseatische Schiffe vom Verkehr mit den japanischen und vielleicht auch mehreren sonst eröffneten chinesischen Häfen ausgeschlossen, oder unterlägen sie in den chinesischen Häfen lästigen Differentialabgaben und entbehrten der Sicherheit einer kräftigen consularischen Vertretung, so müßte nothwendig, trotz aller sonstigen Beliebtheit der deutschen Schiffe in den dortigen Häfen, die deutsche Rhederei beim Frachtverkehr in den Indischen und den benachbarten Meeren überhaupt die Reciprocität der begünstigten Flaggen das Feld räumen. Es war also für die Hansestädte geboten sich durch Vertrag die Stellung der meistbegünstigten Nationen zu sichern und zwar erschien dies dringlich. Noch waren die neuen Handelsverträge nicht in Kraft getreten,

noch blühte der hanseatische Handel in den chinesischen Häfen, im Jahre 1859 liefen in Canton 84 hamburger Schiffe ein, in Wampoa 40 und 7 bremische. Grund genug um sich durch Engländer und Amerikaner nicht aus dem Felde schlagen zu lassen. Die Chinesen und Japanesen konnten keinen Grund haben, den Deutschen das zu verweigern, was sie den andern zugestanden, es war aber jede Verzögerung möglichst zu vermeiden, da inzwischen leicht neue Verwicklungen mit England oder Amerika eintreten und jede Verhandlung unmöglich machen konnten. Wollte man aber einen Vertrag schließen wie die andern Nationen, so mußte man auch wie dieselben auftreten und den Asiaten die unterhandelnde Macht in Gestalt von Kriegsschiffen vor Augen führen, welche den Gesandten geleiteten, die Hansestädte aber besitzen keine Flotte. Außerdem schien es nach dem Vorgang der andern Nationen nothwendig einen ständigen Gesandten in Peking und Jeddo zu haben, was für die Hansestädte sehr schwierig sein würde. Noch weniger schien es möglich durch Vermittlung einer fremden Macht zu einem Vertrage zu gelangen, weil jene Regierungen natürlich ihren Angehörigen möglichst ausschließlich die erreichten Vortheile sichern wollten.

So mußte es die Aufmerksamkeit des hanseatischen Handels auf sich ziehen, daß die preußische Regierung den Plan aufnahm, eine von Kriegsschiffen begleitete Gesandtschaft nach Ostasien zu senden, um Handelsverträge für die Zollvereinsstaaten abzuschließen. Zum erstenmal kam der Anschluß der Hansestädte an den Zollverein bei einem gemeinschaftlichen Werke in ernstliche Erwägung, und es zeigte sich bei genauerer Prüfung, daß von einer solchen Verbindung auf beiden Seiten nur Vortheile zu erwarten standen. Die Kosten der Mission wurden kaum vermehrt und die Erreichung des Zweckes befördert. Die hamburger und die bremer Flagge sind in jenen Meeren ungleich frequenter als die preußische, hannoversche und oldenburgische, und es wird den preußischen Unterhändlern in China und Japan unverkennbar ein größeres Ansehen verleihen, wenn sie bevollmächtigt sind zugleich für die Hansestädte mit abzuschließen. Die Hauptsache aber ist, daß, indem die preußische Regierung Verträge zu Stande bringt, welche den hanseatischen Schiffen in den chinesischen und japanischen Häfen die Zulassung und Behandlung auf dem Fuß der meistbegünstigten Nation verschafft, sie eben dadurch für die Handels- und Industrie-Interessen der Angehörigen des Zollvereins viel wirksamer sorgt, als durch nur für die Zollvereinsstaaten abgeschlossene Tractate geschehen könnte. Diese letzteren würden augenscheinlich in ihren practischen Ergebnissen für jene Interessen keineswegs ein Aequivalent abgeben. Es ließ sich also der Natur der Sache nach mit Zuversicht voraussetzen, daß, wenn die Hansestädte sich dieserhalb an die preußische Regierung wendeten, ihre Anträge eine willkommene Aufnahme zu erwarten haben würden.

Ja man darf sagen, erst der Anschluß der Hansestädte als Hauptvertreter des überseeischen deutschen Handels gab dem preußischen Unternehmen seinen rechten Inhalt. Man konnte kaum sagen, daß Preußens eigne Interessen gebotene bedeutende Opfer für die Erreichung von Verträgen mit China und Japan zu bringen; geschah dies doch, so unterzog sich Preußen aufs Neue einer wahrhaft deutschen Aufgabe: mit preußischen Mitteln wurde Deutschland die Stellung gesichert, welche ihm an einem wichtigen Punkte des Weltverkehrs gebührte, grade so wie die jetzige preußische Gesandtschaft nach Persien Deutschland vertritt. Wo die Interessen beider Theile so für die Gemeinsamkeit sprechen, mußten sich die entgegenstehenden Schwierigkeiten überwinden lassen, und daß diese nicht gering waren, läßt sich begreifen, wenn man einerseits den Formalismus der preußischen Büreaukratie kennt, welcher stets am grünen Tisch unpraktische Dinge aussinnt, und andrerseits weiß, wie spröde der Selbstständigkeitstrieb in den Hansestädten ist. Es ist daher doppelt erfreulich, daß die Gemeinsamkeit der Interessen stark genug gewesen ist, den Anschluß zu Stande zu bringen, und da auch Mecklenburg beigetreten, so kann Graf Eulenburg zum erstenmale als ein Gesandter des gesammten Deutschlands (von Oestreich natürlich abgesehen) auftreten. Einiges ist in der That verkehrt bei der Expedition angefangen; für unnütz halten wir namentlich die Begleitung der sachverständigen Handels- und Gewerbtreibenden, welche Absatzwege für die deutsche Industrie erkunden sollen. Diese Absatzwege kennen die deutschen Häuser in Ostasien ganz genau, sie wissen auch ebenso was die Bewohner des himmlischen Reiches kaufen und verkaufen wollen, und werden diese ihre mühsam erkundete Wissenschaft, auf der ihr Geschäft beruht, gewiß nicht ausplaudern, um sich selbst überflüssig zu machen, diese Sachverständigen werden also wahrscheinlich die Rolle des fünften Rades am Wagen spielen. Vortrefflich ist dagegen die wissenschaftliche Ausrüstung der Expedition. Vier Naturforscher sollen das reiche ihnen gebotene Feld im Interesse der Wissenschaft und der vaterländischen Sammlungen ausbeuten. Diese Fachgelehrten bestehen aus einem Geologen, einem Botaniker, einem Zoologen, einem den Botaniker begleitenden Gärtner. Die Wahl dieser Herren ist auf Veranlassung des Herrn Cultusministers der königl. Akademie der Wissenschaften überlassen worden und kann als eine überaus glückliche bezeichnet werden. Daß die Stellungen durch Leute von den gediegensten Kenntnissen ausgefüllt seien, ließ sich voraussetzen; allein noch in anderer Beziehung erregen die betreffenden Herren die gegründetsten Hoffnungen auf schöne Resultate ihrer Arbeiten. Bei derartigen Unternehmungen ist außer hoher wissenschaftlicher Bildung eine große Dehnbarkeit des Geistes, eine vorurtheilsfreie Beobachtungsweise, getragen und unterstützt von körperlichen Kräften, Lebensmuth und Ausdauer, zur Erfüllung der schönen Aufgabe nöthig. Diese Eigenschaften

machen sich am kräftigsten geltend zu jener Zeit, wo die jugendliche Begeisterung festere Denkweise, der entwickelte Körper widerstandsfähigere Muskulatur annimmt, in jener Periode, die gewöhnlich im 25. Lebensjahre beginnt und bis zum 40. Jahre währt, manchmal auch sich noch darüber erstreckt. Diesem Kraftalter, wo der Geist eine selbstständige Form angenommen, ohne dabei seine Frische und Empfänglichkeit zu verlieren, der Körper größere Widerstandsfähigkeit besitzt, ohne dabei die Geschmeidigkeit der Jugend einzubüßen, diesem schönsten Theile des Mannesalters gehören sämmtliche die Gesandschaft begleitende Gelehrte an. Bei den meisten Expeditionen der Vergangenheit entstanden erhebliche Schwierigkeiten durch Beschädigung der wissenschaftlichen Instrumente, durch die Unmöglichkeit, dieselben wieder in Ordnung zu bringen. Diesem Uebelstande ist hier dadurch nach Kräften vorgebeugt, daß ein Optiker und ein Uhrmacher aus der telegraphischen Werkstätte der Herren Siemens und Halske, welche die nöthigen telegraphischen Apparate geliefert, dem See-Bataillon sich haben als Freiwillige einreihen lassen, so wie auch ein praktischer Drucker, Schriftsetzer und Schriftgießer zur Handhabung der verschiedenen an Bord der Schiffe befindlichen Pressen mitgehen.

Um die von den Gelehrten erforschten Gegenden, Thiere oder Menschen, so wie die im Laufe der Expedition sich ereignenden Vorfälle bildlich darzustellen, begleiten zwei Zeichner nebst einem Photographen den Gesandten; zwei Gehülfen des Photographen haben in der königl. Marine und dem See-Bataillon Dienste genommen, und verschiedene Mitglieder der Expedition erregen durch ihre künstlerische Begabung Hoffnung auf reichliche Beiträge.

Das Geschwader besteht aus 4 Schiffen. Die Corvette Arcona (Flaggschiff), 27 Kanonen, 340 Mann, Commodore Sundewall; Fregatte Thetis, 38 Kanonen, 370 Mann, Capitän Jachmann; Schooner Frauenlob, 1 Kanone, 44 Mann, Lieutenant zur See Retzke, und das Transportschiff Elbe, 6 Kanonen, 44 Mann, Lieutenant zur See Werner.

Die Schiffe sammeln sich in Singapore, wo sie den Chef der ganzen Gesandtschaft Graf Eulenburg treffen, der als Generalconsul in Antwerpen langjährige Erfahrungen gesammelt hat und die nöthige Energie und Gewandtheit besitzt, welche für die Unterhandlung mit jenen verschlagenen Asiaten erforderlich ist.

Nicht unzweckmäßig ist auch die Begleitung des bekannten Malers und Reisenden W. Heine, der die amerikanische Expedition des Commodore Perry mitgemacht hat und so Menschen und Dinge einigermaßen kennt.

Mögen günstige Gestirne dem Unternehmen leuchten, das bezweckt zum erstenmal die deutsche Nation als ein Ganzes in fernen Weltgegenden zu vertreten.

Eine Zuschrift in Sachen des Schillervereins.*)

Endlich ist in Sachen des Schillervereins (Grenzboten Nr. 20.) ein vernünftiges Wort gesprochen worde. Oeffentlichkeit, unbedingte Oeffentlichkeit — das ist die richtige Auskunft zu Gutzkows richtigem Bedenken. Gleichzeitig aber wundere ich mich, daß ein anderes praktisches Schlagwort noch immer nicht genannt worden ist. Man spricht fortwährend nur von „Unterstützung", umschreibt es höchstens durch das euphemistische „Ehrensold", während doch der Begriff selbst zu beseitigen ist. Warum statuirt man den Schillerverein nicht kurzweg als Vorschußbank und als Pensionsfond? Vorschußbank für aktive, Pensionsfond für quiescirte Schriftsteller. Was mich betrifft, ich hätte als Gründer des Vereins nicht das Herz der Nation zu rühren gesucht, nicht, wie es allerdings geschehen ist, an die Sentimentalität appellirt, überhaupt den Charakter der Privat-Wohlthätigkeit mir gar nicht einfallen lassen, sondern kühl und trocken also gesprochen: der Handwerksmeister, welcher für euch arbeitet, thut es mit Hilfe von Lehrlingen und Gesellen, wenn er stirbt, erbt sein Geschäft die Witwe. Der Beamte, welcher für euch arbeitet, thut es unter Beihilfe von Praktikanten, wenn er krank und alt wird, pensionirt ihn der Staat, wenn er stirbt, pensionirt der Staat seine Familie. Eine dritte Kategorie von Arbeitern aber, und — wie euch Schillers Vorgang zeigt — just die edelste, nämlich der geistige Arbeiter, der Schriftsteller ist nicht so günstig gestellt. Der Schriftsteller kann nicht wie der Handwerksmeister eine glückliche Geschäftsconjunktur mittels Gesellen ausbeuten, er kann seine Witwe nicht durch Vererbung des Geschäfts versorgen, er genießt auch nicht, wie der Beamte, weder für sich noch die Seinigen eine Staatspension. Also u. s. w. Ich denke das wäre für den reellen deutschen Geschäftsmann verständlich gewesen. Da er selber ein Arbeiter ist, so hätte diese Analogie mit andern Arbeitsverhältnissen seinen Verstand getroffen, und er hätte erkannt, was hier seine Pflicht ist. Statt dessen hat man es vorgezogen, nach Reminiscenzen von Lorenz Kindlein und Lorbeerbaum und Bettelstab das Gefühl zu erregen und der Pflicht den guten Willen zu substituiren. Dadurch wurde der Charakter des Schillervereins, wie mir dünkt, schon von vornherein verrückt. Allerdings contribuirte jetzt auch noch die Nation; aber man hatte die ganze Nation gewissermaßen in eine almosengebende Privatperson verwandelt, den Privatcharakter betont, die Oeffentlichkeit, das nothwendige und legitime Attribut einer solchen Anstalt verdunkelt. Natürlich mußte man auf diesem falschen Wege mit Consequenz fortfahren, und so hat man denn auch gegenüber dem empfangenden Schriftsteller, der aus einem Nationalpensionär ein verschämter Hausarmer geworden war, die strengste Discretion zum Prinzip erhoben. Discretion! Aber hat man je eine Regierung gesehen, welche ihre Beamte unter dem Siegel der Discretion pensionirte? Ist es je ein Gegenstand der Discretion gewesen, die nationale Arbeit durch Gewerbebanken, Creditkassen, Schutzzölle und all jene tausend „wohlthätigen" Institutionen, deren sie faktisch genießt, zu ermuntern und zu befördern?

Ich habe einen Roman geschrieben: „der Amerika-Müde." Die Arbeit erfor-

*) Anm. der Red. — Wir theilen diese uns eingesandte Zustimmung mit, da sie den Gegenstand von einer neuen Seite beleuchtet.

derte ein langwieriges Quellenstudium, wodurch zuletzt freilich die künstlerische Täuschung erreicht wurde, ich sei persönlich in Amerika gewesen; aber — das Buch kostete auch anderthalb Jahre Zeit, d. h. geschäftlich zu reden, es erforderte ein Anlagecapital von circa 900 Gulden. Da ich diese Summe nicht vorräthig liegen hatte, so fand sich der Verleger bereit in periodischen Raten sie mir vorzuschießen, und wurden drei Viertel des Honorars nach und nach konsumirt. So kam der „Amerika-Müde" zu Stande. Ich hatte, — wie man meint — einige Ehre von dem Buche, das Publikum einigen Genuß, und der Verleger einigen Vortheil. Was ist an diesem Geschäfte, frage ich nun, diskretionär zu verschweigen? Und ändert es an der Sache nur das Geringste, wenn wir dabei die Namen ändern? Wenn anstatt einer Privatperson die inzwischen ins Dasein getretene nationale Person „Schillerverein" als Vorschußbankier funktionirt?

Aber angenommen, der Schillerverein zahlte auch drauf. Ein Poet stecke so viel Zeit, d. h. Geld in ein schwieriges und langsam reifendes Kunstwerk, daß Honorar und Consum nicht nur sich aufheben, sondern noch ein passiver Rest bliebe, welchen der Schillerverein deckte. Wer sollte sich denn beschämt darüber fühlen? Versteht es sich nicht von selbst, daß ein hübsches Buch mit seinem Marktpreise gar nicht bezahlt wird? Und wenn die Nation, gleichsam nach geschlossenem Markte, ein paar Louisdor noch drauf zahlt — wo existirt dann der Mensch, der nicht darum wissen dürfte? Sonderbar! es wird doch nicht verschwiegen, wenn ein Poet von einem kunstsinnigen Fürsten Pension erhält! Aber ist die fürstliche Pension ehrenvoller, die nationale beschämender? Wo bleibt denn die demokratische Selbstachtung der Nation?

Kurz, die geheime Verwaltung des Vereinsvermögens hätte zu ihrer Voraussetzung eine Prüderie, deren sich die erleuchtete deutsche Nation, die weltgeschichtliche Obsiegerin der Vorurtheile, nimmermehr schuldig machen darf. Hätte darum ein Goethe seine achtzig herrlichen Jahre unter uns gelebt, daß der Philisterei nicht einmal diese Spanne Boden entrissen wäre? Was, die deutsche Nation, die Mutter Luthers und Kants, Schillers und Goethes soll mit ihren Liebesgaben zu ihren Dichtern im Dunkel der Nacht wie zu verschämten Hausarmen schleichen? Wenn sie die Phantasie eines Kotzebue hätte! Nein, sie regalire uns am hellen Tag, auf offenem Anger, und nichts da von „getrockneten Thränen", auch ein gefüllter Römer soll uns munden auf ihre Kosten!

Der Schillerverein müßte die Oeffentlichkeit suchen, schon des sittlichen Prinzipes wegen, als Trumpf gegen die Prüderie, die dem Schriftsteller am wenigsten ziemt, er, dessen speeielle Mission es ist, von sittlichen Befangenheiten aller Art zu erlösen. Seit aber Gutzkow den peinlichen Erfahrungsfall beigebracht hat, welchen er mit Recht als die erste Mißfrucht der geheimen Verwaltung eines öffentlichen Vermögens anführt, seitdem dünkt mir die Oeffentlichkeit gar kein Ding der menschlichen Wahl und Willkür mehr. Nichts anders ist möglich als sie. Ich glaube keinen Augenblick verlieren zu müssen, dem Antrage der Grenzboten in No. 20 beizustimmen. Daß die Comité-Mitglieder des Schillervereins selbst die Oeffentlichkeit nicht einseitig oktroyiren konnten, liegt wol in der Natur der Sache; desto dringender aber liegt es den Schriftstellern ob, ihr Votum für die Oeffentlichkeit so zahlreich und so unverzüglich als möglich abzugeben. Was mich betrifft, ich thue es hiermit.

München, den 16. Mai. 1850. Ferdinand Kürnberger.

Reiseliteratur.

Rom und die Campagna. Eine Skizze von M. v. Kalckstein. Berlin, 1860. F. Schneider. — Es gehört ein gewisser Muth und ein starkes Selbstgefühl dazu, über Rom noch ein Buch zu schreiben, wenn man darüber nichts anderes zu sagen hat, als was schon zu hundert und aber hundert Malen über Stadt und Land gesagt ist. Das Buch enthält, einige kleine Erlebnisse ausgenommen, durchaus nichts, was nicht schon vor Jahren ebenso gut und besser geschildert wäre.

Drei Monate im Orient. Von einem Nordländer. Leipzig, Verlag von C. B. Lorck, 1860. Wir nahmen dieses kleine Buch mit einer gewissen Spannung in die Hand, indem der Titel das Wunder versprach, daß jemand binnen drei Monaten nicht blos Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien und die Türkei, sondern sogar — Persien zu besuchen Zeit und Gelegenheit gefunden. Es war natürlich nur auf dem Titel etwas davon zu lesen, der Verfasser müßte denn meinen, als er in Alexandrette auf einige Stunden am Lande war, persischen Boden betreten zu haben. Im Uebrigen ist die Schrift eine oberflächliche, ziemlich farblose Relation dessen, was man in nicht ganz dritthalb Monaten (mehr als zwei Wochen sind auf das Meer abzurechnen) in den erwähnten Ländern sehen kann. Wer dort gewesen, weiß, wie wenig das ist.

Aus der Moldau. Bilder und Skizzen von W. v. K. Leipzig, C. B. Lorck. 1860. — Recht ansprechende lebendige Schilderungen von Land und Leuten, Gebirg und Ebne im Nordosten des zukünftigen Reichs Romanien. Der Verfasser hat augenscheinlich lange Zeit in dortiger Gegend gelebt, er versteht die Sprache, die Sitten und den Charakter des moldauischen Volkes gründlich, und wenn ihm seine Begeisterung für die Zukunft der Donaufürstenthümer und, fügen wir hinzu, sein gutes Herz bisweilen mehr Lob als Tadel in den Mund legt, so übersieht er mit seiner scharfen Beobachtung auch die dunkeln Punkte nicht. Das erste Kapitel erzählt ein hübsches Beispiel von der Art, wie man in der Moldau die Bären jagt, das zweite führt uns in eines der großen Nonnenklöster des Landes, das dritte in einen dortigen Badeort. Das vierte gibt in einer Dorfgeschichte ein Bild von den Zuständen des moldauer Landvolkes, das fünfte und letzte führt uns auf den berühmten Eliasjahrmarkt, der alljährlich am 20. Juli a. St. im Städtchen Foltitscheni abgehalten wird, und malt dabei einige erbauliche Züge in der Physiognomie des moldauischen Beamtenthums.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1860.

Die Verlagshandlung.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Russische Zustände.

1.

Die Gerechtigkeitspflege. — Der Senat. — Die Verwaltung.

In einer Zeit, wo das petersburger Cabinet mit einer neuen Wendung gegen die Türkei den Schleier lüftet, den es nach dem pariser Frieden über sein Hauptstreben in der äußern Politik fallen ließ, ist es von besonderem Interesse, zugleich wieder einmal den Schleier heben zu sehen, der uns das Bild der innern Politik und der gegenwärtigen Zustände des Zarenreichs verbirgt. Es ist wahrscheinlich, daß es der russischen Diplomatie bei den neuerdings über die Stellung der Christen in den Ländern des Sultans vorgebrachten Klagen nur darauf ankam, der unter dem türkischen Halbmond lebenden orthodoxen Kirche in auffallender Weise ins Gedächtniß zu rufen, wie der Zar noch immer sein Protectorat über dieselbe festhalte und ausübe. Es ist aber auch möglich, daß man, auf Frankreichs Mitwirkung rechnend, weiter zu gehen entschlossen ist. Sind nun jene Anklagen wirklich, was man vermuthet, ein erster Schritt zur Wiederaufnahme der 1856 niedergelegten Waffen, so treten uns darin zwei Fragen nahe. Rußland schlösse hiermit eine Periode des Friedens, und wir fragen, was hat diese Zeit der Ruhe dem Lande für Früchte gebracht? Es beträte den Kriegspfad, und wir möchten erfahren, um wie viel es inzwischen stärker gegen Außen hin geworden ist, in wiefern es in sich selbst Bürgschaften gewonnen hat, die ihm außer der angeblich gefährlicher gewordenen Zerrüttung im Türkenreich und außer der vorausgesetzten Aenderung der Stellung Frankreichs zur orientalischen Frage bessere Erfolge als die des letzten, gegen sein Ende hin schweres Unheil für Rußland drohenden Kriegs hoffen lassen?

Antwort auf diese Fragen finden wir in zwei soeben erschienenen Schriften, von denen wir die eine: „Rußland unter Alexander dem Zweiten. Nikolajewisch. — Zur innern Geschichte und äußern Politik vom Thronwechsel bis auf die Gegenwart. 1855—1860." (Leipzig, Brockhaus) für eine spätere Besprechung aufheben, während die andere: „La Vé-

rité sur la Russie par le Prince Pierre Dolgoroukow" (Paris, A. Franck) uns das Material zu der folgenden Darstellung lieferte.*)

Das Buch hat, wie wir hören, in Paris Aufsehen gemacht. Der Fürst ist ein russischer Patriot und, wie die Vorrede sagt, Exulant. Er nimmt sich kein Blatt vor den Mund, nennt das Kind immer beim rechten Namen und weiß seine Behauptungen mit Beispielen einer bis in sehr hohe Kreise reichenden Erfahrung zu belegen. Zu der extremen Partei der jungrussischen Socialdemokraten, wie sie Iskander Herzen vertritt, will er nicht gerechnet sein. Er würde sich mit der Umgestaltung Rußlands in einen constitutionellen Staat zufrieden gestellt sehen, dessen Möglichkeiten er aufzuzeigen bemüht ist, und dessen Bau er im Grundrisse uns vorlegt. Er spricht die Anschauungen einer allem Anschein nach nicht kleinen und in gewissem Sinn nicht völlig machtlosen Partei in Rußland aus, und ist schon darum zu hören. Ob nicht manche seiner Wünsche und Hoffnungen, Urtheile und Vorschläge auf Illusionen beruhen, lassen wir vorläufig dahin gestellt. Daß die von ihm mitgetheilten Thatsachen, mit denen wir es hier im wesentlichen zu thun haben, begründet sind, schließen wir aus ähnlichen Darstellungen Anderer und wird außerdem durch den vornehmen Namen des Fürsten sowie durch den Ruf verbürgt, den derselbe sich als Geschichtschreiber des russischen Adels erworben hat. Daß er im Exil schreibt, braucht uns seine Angaben nicht in verdächtigem Licht erscheinen zu lassen; es kann ihm höchstens bei der Wahl der Worte bisweilen das härtere statt des mildern in den Mund gegeben haben. Uebrigens wird Niemand meinen wollen, daß ein Mißvergnügter unter russischer Censur über die hier erörterten Dinge zu Worte kommen könnte, selbst wenn er sich der mildesten Ausdrücke befleißigte.

Der Verfasser beginnt damit, daß er Rußland als ein ungeheures Gebäude bezeichnet, das eine europäische Außenseite hat, aber im Innern asiatisch eingerichtet und verwaltet ist. Die russische Regierung ruht nicht auf der Basis des Gesetzes. Kein Land zwar ist so reich an Gesetzen, Erlassen und Verordnungen als das Zarenreich, der russische Swod ist das voluminöseste Gesetzbuch der Erde: er enthält fünfzehn dicke Bände, jeder von mehr als tausend Seiten, und schwillt noch immer an. Aber dieser Codex, so nützlich für das Gedeihen der Papierfabriken, ist ein todter Buchstabe für das Volk. Der erste Artikel des ersten Bandes verwandelt, indem er den Kaiser über das Gesetz stellt, den Inhalt aller übrigen Bände in eine riesige Sammlung schlechter Witze.

Dies kann nichts Verletzendes für den jetzigen Beherrscher Rußlands ha-

*) Einige der Schilderungen, namentlich die der russischen Kirche, vervollständigen wir aus andern Quellen, die wir an Ort und Stelle anführen werden.

ben, der ein Ehrenmann und der erste ist, welcher die moralische Wiedergeburt seines Landes wünscht. Es ist ein großer Irrthum, den Kaiser sich als allmächtigen Selbstherrscher vorzustellen. Er kann freilich jedermann nach Belieben verbannen, seines Vermögens berauben, einkerkern, köpfen, aber man weiß, daß der Kaiser Alexander sich dieser Despotenrechte nicht bedienen wird. Im Uebrigen ist er nur der Redacteur und oft sogar nur der Verkündiger der Gesetze, und von einer Ausführung derselben durch ihn ist nicht die Rede. Wenn ein von ihm veröffentlichtes Gesetz den Interessen der Bureaukratie, der Minister oder der Umgebung des Hofes dient, so kann man sicher sein, daß es mit Eifer und Strenge ausgeführt wird. Hat es keinen Nutzen für die genannten drei Gewalten, so wird es mit Nachsicht und Widerwillen, ist es gegen deren Wünsche und Bestrebungen, so wird es sicher und gewiß gar nicht ausgeführt werden. Die mächtigste und einflußreichste der drei aber ist ohne Widerspruch die Bureaukratie, dieser moralische Aussatz Rußlands. Dem Kaiser dem Namen nach unterworfen, legt sie ihm weit häufiger ihren Willen auf als er ihr den seinen. Der Kaiser macht die Honneurs der Regierung, er trägt die Krone. Das Regieren besorgt die Beamtenwelt, deren Autokrat das Gold ist, der einzige Souverän, dem die russische Bureaukratie beständig den Tribut eines unweigerlichen Gehorsams und einer unabänderlichen Treue darbringt.

Wer das russische Volk mit seinen vielen guten Eigenschaften kennt, (der Patriotismus des Verfassers zählt dieser Eigenschaften so viele auf, daß man glauben könnte, in Rußland wohne der Normalmensch; woher kommen denn aber die bösen Beamten?) kann sich nicht enthalten zu knirschen, wenn er die greuelvolle Verwaltung betrachtet, unter der es seufzt. Zwischen dieses bewundernswerthe Volk und einen wohlwollenden und rechtschaffnen Herrscher wie der gegenwärtige Kaiser stellt sich eine verdorbne, geldgierige, diebische Beamtenwelt. Sie betrügt das Volk, indem sie ihm sagt, ihre Mißbräuche seien der Wille des Kaisers, sie betrügt den Kaiser, indem sie ihm das Volk mit seiner Liebe und seinem Vertrauen als gefährlich darstellt. Wie vortrefflich auch die Absichten des Monarchen sein mögen, von allen Russen kann grade er am wenigsten Rußlands Wünsche und Bedürfnisse kennen. Rußland ist das Land der officiellen und organisirten Lüge. Auf allen Stufen der Verwaltung legen die untern Beamten ihren Chefs Meldungen und Darstellungen der Sachlage vor, von denen alle Welt, vom Polizeiwachtmeister bis hinauf zum Präsidenten des Reichsraths weiß, daß sie vollkommen falsch sind. Auch die Minister machen bei ihren Vorträgen beim Kaiser keine Ausnahme von dieser Praxis.

Um die Wahrheit zu erfahren, haben die russischen Herrscher drei Mittel: eine Commission, welche die an den Kaiser gerichteten Gesuche oder Klagen

entgegennimmt, die Befugniß der Post, Briefe zu erbrechen, und die geheime Polizei zur Aufspürung von Mißbräuchen. Aber die Bureaukratie hat eine Verordnung durchgesetzt, kraft deren jede gegen einen öffentlichen Functionär oder gegen einen Minister gerichtete Klage dem Minister selbst zur Begutachtung und Beschlußfassung zu übermitteln ist, und bei der Petitionscommission sind alle Angelegenheiten in den Händen des mit Entgegennahme der Bittschriften beauftragten Staatssecretärs concentrirt, der einer der unfähigsten Menschen des Landes und in dessen Kanzlei keine Sache anders als mit Geld in der Hand zur Behandlung zu bringen ist. Von den auf der Post geöffneten Briefen zeigt man dem Kaiser nur die, welche man ihm sehen lassen will; die, welche die Camarilla oder die von ihr Beschützten compromittiren würden, kommen ihm nicht zu Gesicht, und mehr als einmal hat man sogar falsche Briefe angefertigt. Die Polizei endlich ist ebenso parteiisch, als käuflich.

Das sicherste Mittel für den Kaiser, die Mißbräuche kennen zu lernen und abzustellen, wäre Freiheit der Presse, aber grade diese wird von der Mehrzahl der Minister, der Hofleute und der Beamtenwelt am meisten verabscheut, und als in den letzten vier Jahren, wo die Censur die Zügel etwas lockrer hielt, die russischen Zeitungen gelegentlich Mißbräuche zur Sprache brachten und auf Reformen hindeuteten, stießen jene drei conservativen Mächte sofort Alarmrufe aus und erklärten das Vaterland in Gefahr. Ein anderer Weg, dem Kaiser die Wahrheit nahe zu bringen, wäre, wenn die durch Geburt oder Talent hervorragenden Männer des Landes bei Hofe Zutritt hätten, wie an andern europäischen Höfen. In Rußland ist dem nicht so. Um hier bei Hofe empfangen zu werden, muß man eine bestimmte Rangstufe in der Bureaukratie erreicht haben. Wer sie nicht hat, ist ausgeschlossen, sei er auch der tiefste Denker, der ausgezeichnetste Schriftsteller, der Edelmann vom ältesten Adel. Die Eigenschaften aber, welche mit wenigen Ausnahmen am raschesten auf der Leiter des Beamtenthums emporfördern, sind ein biegsames Rückgrat und ein schlauer Kopf. Das erstere ersetzt die Würdigkeit, der zweite das Gewissen. So ist der russische Hof, der seine Schranken weder dem Verdienst noch der Geburt öffnet, sondern nur dem Mandarin von so und so viel Knöpfen, kein europäischer, sondern ein asiatischer Hof in europäischer Tracht.

Unglücklicherweise hat der Kaiser nicht berücksichtigt, daß eine neue Situation neue Menschen verlangt. Er hat geglaubt, Reformen ins Werk setzen zu können mit Individuen, welche dreißig Jahre hindurch seinem Vater auf den Wegen der Unterdrückung und des Hasses gegen die Aufklärung nachgezogen sind. Wie einmal ein fremder Gesandter in Petersburg sagte, der Kaiser sieht keine Gefahr darin, Fiakerkutschern die Führung von Eisenbahnlocomotiven anzuvertrauen.

Von 1802 bis 1857 gab es keinen Staatsrath, in dem der Kaiſer die ſämmtlichen Miniſter zur Beſprechung wichtiger Angelegenheiten um ſich verſammelt hätte. Jeder Chef der verſchiedenen Departements hatte ſein Arbeitsgebiet für ſich, und ſo fehlte es an dem nothwendigen Enſemble der regierenden Gewalten. Die Miniſter waren jeder für ſich Paſchas in ihren Paſchaliks, ſie ſagten dem Kaiſer, was ihnen zu ſagen beliebte ohne Controle der andern, ſie ergriffen Maßregeln, die zu denen ihrer Collegen oft im geraden Gegenſatz ſtanden.

Im November 1857 übergab der Verfaſſer dem Großfürſten Conſtantin und dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten eine Denkſchrift, in welcher er außer andern Reformen die nothwendige Unterdrückung des getrennten Arbeitens der einzelnen Miniſter mit dem Kaiſer und die Einrichtung eines Miniſterconſeils unter Vorſitz des Souveräns befürwortete. Der Kaiſer ging darauf ein, und ſeitdem hält derſelbe alle Donnerſtage einen Miniſterrath. Aber das alte Syſtem beſteht neben der Neuerung fort, verwirrt noch immer die Angelegenheiten und läßt noch immer den Einflüſſen von Günſtlingen und den perſönlichen Rivalitäten die Thür offen.

„L'administration russe" — ſagt der Verfaſſer, ſeine Klagen ſummirend — appuyée est la vénalité organisée, sur une anarchie permanente, recouverte, aux yeux de l'empereur et de l'Europe, par le voile du mensonge officiel."

Das ſind ſtarke Ausdrücke, die der Verfaſſer zu rechtfertigen hat. Er rechtfertigt ſie durch eine Betrachtung des gegenwärtigen Zuſtandes Rußlands im Einzelnen, wobei er zuerſt die Gerechtigkeitspflege und den Reichsrath, dann den Senat, die Verwaltung und die Tſchin, d. h. die verſchiedenen Abſtufungen der Beamtenhierarchie, ins Auge faßt, dann die Emancipation der Leibeigenen, den Adel und ſein Verhältniß zur Leibeigenſchaftsfrage ſchildert, hierauf ein Wort über das, was man in Rußland den Bürgerſtand nennen könnte, einflicht, und ſodann die Militärverwaltung kritiſirt. Weiterhin folgen Abhandlungen über die Finanzen, über die Branntweinſteuer und die Mäßigkeitsgeſellſchaften, über die politiſche Polizei, die Preſſe und die Geiſtlichkeit, und zum Schluß wird die Frage der Gewiſſensfreiheit erörtert. Von den für uns intereſſanteſten dieſer Kapitel geben wir im Nachſtehenden Auszüge, von den als Beleg beigefügten Beiſpielen eine Auswahl derer, die den letzten Jahren angehören.

Gerechtigkeit, ſagt der Verfaſſer, exiſtirt in Rußland nur dem Namen nach. Um ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen, wenn man ein rechtſchaffner Mann iſt, oder um zu ſeinem Vortheil einen Act der Ungerechtigkeit zu begehen, wenn man ein ehrloſer Menſch iſt, hat man zu bezahlen, durchaus und unter allen Umſtänden zu bezahlen, oder vielmehr ſich, ſei es unter den Miniſtern, ſei es unter der Camarilla, ſei es unter den mit jenen oder dieſen verbundenen Per-

sonen mächtige und thätige Beschützer zu erwerben, wobei es indeß auch bisweilen vorkommt, daß man zwar — das Buch erzählt ein schönes Beispiel davon — sein Geld los wird, aber auf das erwartete Aequivalent an Protection vergeblich harrt. Unter den russischen Richtern und den Secretären der Gerichtshöfe gilt es nur für unanständig, Geld zu nehmen und dem Zahlenden nicht dafür seine Sache durchbringen zu helfen, aber für eine angemessne Summe eine Ungerechtigkeit zu versprechen und das Versprechen zu halten, erscheint ihnen nicht tadelnswerth; es ist ein Act der Klugheit, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die überaus niedrigen Gehalte der meisten Beamten denselben nur die Wahl zwischen der Bestechlichkeit oder dem größten Elend lassen. Aber die Käuflichkeit ist nicht der einzige Fehler der russischen Gerechtigkeitspflege. Für jede Angelegenheit von einiger Bedeutung, vorzüglich wenn sie die Interessen einflußreicher Persönlichkeiten betrifft, gibt es Gerechtigkeit nur auf dem Papier. Ein solcher Proceß kann ins Unendliche verlängert werden. Man lese Seite 23 und 24 über den Instanzenzug von zehn Stationen nach, durch den er, wenn die Richter nicht einstimmig urtheilten oder nicht nach der Ansicht des Procurators oder nicht nach der Meinung des Ministers Recht sprachen, hindurch getrieben werden kann. Nachdem der Reichsrath, die oberste Instanz, ihre Stimme abgegeben, wird die Angelegenheit dem Kaiser unterbreitet, der darüber nach seinem Belieben entscheidet. Gesetzt den Fall, man hätte dreißig Stimmen dieser Körperschaft für sich und nur eine wäre anderer Meinung, so kann man noch immer seinen Proceß verlieren, wenn es dem Kaiser gefällt, jener einen beizupflichten.

Die Gerechtigkeitspflege in Rußland ist ferner nicht blos schriftlich und geheim, sie kennt auch keine Advocaten. Die öffentliche Meinung hat sich, so weit dies möglich war, lebhaft für die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und für die Einführung von Sachwaltern ausgesprochen, aber die Bureaukratie und die Camarilla legen dieser Reform alle möglichen Hindernisse in den Weg, und der Justizminister, ein fanatischer Vertheidiger der Willkür und Gegner jeden Fortschritts, ist der eifrigste Vertreter dieser Partei. Er sagte einst zu dem Verfasser, wie man nur von der Einführung von Advocaten in Rußland sprechen könnte, da man doch wüßte, wie gefährlich es sein würde, die Kenntniß der Gesetze über den Kreis der öffentlichen Beamten hinaus auszubreiten, wobei er freilich vergessen zu haben schien, daß einer der Artikel des russischen Gesetzbuchs ausdrücklich bemerkt, niemand könne Unkenntniß der Gesetze zu seinem Vortheil anführen.

Wir übergehen die Bemerkungen und Anekdoten, mit denen die Schrift den Charakter des Justizministers weiter beleuchtet, und ebenso die schwungvollen Prophezeiungen, in denen sie, für den Fall, daß nicht bald eine gründliche Umgestaltung der Gerechtigkeitspflege auf gesetzlichem Wege eintreten sollte, für

Rußland Jahre wie die von 1789 bis 1793 in Frankreich weissagt. Die Gesetze und Verordnungen werden oft in der wunderlichsten Weise erlassen und enthalten die unglaublichsten Bestimmungen. So ließ der jetzige Minister der Krondomänen den Kaiser in Betreff des aus Officieren und Civilbeamten zusammengesetzten Corps der Förster eine Verordnung unterzeichnen (sie wurde unterm 5. November 1858 in der Senatszeitung veröffentlicht), kraft welcher die Officiere, die sich Vergehungen oder Nachlässigkeiten zu Schulden kommen ließen, zur Strafe in die Classe der Civilbeamten versetzt werden sollten. Die öffentliche Meinung lehnte sich gegen diesen Einfall so energisch auf, daß die Regierung sich genöthigt sah, die Maßregel zu widerrufen.

Eine andere Klage Rußlands sind die Ausnahmsgerichte, die Militärjurisdictionen, ein Mißbrauch, der besonders unter dem Kaiser Nikolaus häufig vorkam, dieses Fürsten, „dessen dreißigjährige Regierung, ein wahrer dreißigjähriger Krieg gegen die Civilisation und den gesunden Menschenverstand, stets auf der dreifachen Basis einer tiefen Menschenverachtung, einer eingebildeten und übel begründeten Furcht vor allen großherzigen und freisinnigen Ideen und einer fortwährend wachsenden Vergötterung seiner eignen Person beruhte." Dieser Mißbrauch ist noch heute nicht abgeschafft. Noch im Jahre 1856 kam ein sehr auffälliges Beispiel vor. Ein Gutsbesitzer in der Provinz Nischni, N., zeigte seinen Bauern an, daß er, in Geldverlegenheiten gerathen, sich genöthigt sähe, sie zu verkaufen. Sie machten ihm unter der Bedingung, daß er davon absähe, ein beträchtliches Geldgeschenk. Der Elende verkaufte sein Land und mit ihm die Bauern dennoch. In dem Augenblick, wo der Käufer von dem Kaufobjekt Besitz nehmen wollte, weigerten sich die Leute natürlich, ihm zu gehorchen. Auf die Nachricht hiervon schickte die Regierung einen jungen Adjutanten des Kaisers an Ort und Stelle, um die Angelegenheit zu untersuchen. Dieser, statt sich auf eine Untersuchung zu beschränken, wie es seine Pflicht erforderte, hatte im Eifer, dem Käufer nützlich zu sein, dessen Schwiegervater einen hohen Posten bei der geheimen Polizei bekleidet, die Unverschämtheit, dem Gouverneur und dem Regentschaftsrath der Provinz zu befehlen, die von ihm namentlich bezeichneten Bauern ohne Weiteres nach Sibirien zu schicken. Glücklicherweise war der Gouverneur, ein Bruder des bekannten Generals Murawieff, des Bezwingers von Kars, ein Mann von erleuchteter und gerechter Denkungsart. Er weigerte sich, dem Ansinnen des kleinen Pascha zu gehorchen und berichtete die Sache an das Ministerium. Nun hätte man glauben sollen, daß der Adjutant, der sich nicht gescheut, das Gesetz mit Füßen zu treten, gebührend bestraft oder wenigstens aus den Listen der Armee gestrichen worden wäre. Aber ganz das Gegentheil erfolgte. Kräftig unterstützt von der nächsten Umgebung des Kaisers, empfing er einen Orden und wurde zum Vicedirector der Kanzlei des Kriegsministeriums ernannt.

Duelle werden unter allen Umſtänden von Militärgerichten abgeurtheilt. Wir finden es in der Ordnung, wenn es ſich um einen Zweikampf unter Angehörigen der Armee handelt, wir wundern uns, wenn auch über ſolche Fälle, wo nur einer der Duellanten dem Militär angehört, Officiere entſcheiden ſollen, was aber ſoll man ſagen, wenn Militärgerichte berufen ſind, auch dann das Urtheil zu ſprechen, wo keiner von den Betheiligten zur Armee zählt?

Die Schrift theilt dann wieder einige Beiſpiele der geringen Achtung mit, die das Geſetz in Rußland genießt.

Ein Gutsbeſitzer in einer der mittleren Provinzen hatte einen Proceß vor dem Civilgericht ſeiner Provinz, deſſen Vorſitzender ſein Oheim war. Da er die Beſtechlichkeit des letzteren kannte, ſo war er zwar verdrießlich, aber durchaus nicht überraſcht, als er erfuhr, daß ſein Gegner demſelben zehntauſend Rubel bezahlt und darauf hin den Proceß gewonnen hatte. Er ging zu dem Präſidenten und machte ihm Vorwürfe. „Mein liebſter Neffe," antwortete ihm der alte Herr, „Du biſt erſtens zu lebhaft und zweitens verſtehſt Du nichts von Geſchäften. Wenn ich zu Deinen Gunſten entſchieden hätte, ſo würde Dein Gegner an den Senat appellirt haben, und ich hätte nichts dabei profitirt. Ich bin nicht ſo einfältig. Ich habe zehntauſend Rubel genommen. Fünftauſend davon bleiben mir, die andern fünftauſend ſind hier. Nimm ſie, mit dieſem Gelde unterſtützeſt Du Deine Appellation beim Senat, und Du wirſt ſehen, daß Du Deinen Proceß noch gewinnſt."

In Rußland ſpricht das Geſetz den Töchtern den vierzehnten Theil der Hinterlaſſenſchaft ihrer Eltern zu. Eine reiche Dame hinterließ, als ſie ſtarb, einen Sohn von ſchwachem Verſtand und mehre Töchter, von denen zwei an Perſonen verheirathet waren, die mit der Camarilla in Verbindung ſtanden. Die Töchter ließen ihren Bruder für unzurechnungsfähig erklären und ihm zum Vormund einen ehemaligen Arzt ihrer Mutter, W. ſetzen, einen Menſchen, der in jeder Hinſicht den Ruf eines Erzgauners hatte. Da er als Vormund das Recht beſaß, alle Acte im Namen ſeines Mündels zu unterzeichnen, ſo unterſchrieb er einen Erbtheilungsvertrag, nach welchem die Verlaſſenſchaft den Kindern zu gleichen Theilen ausgeantwortet werden ſollte, wodurch der Bruder den größern Theil des ihm geſetzlich zugehörenden Beſitzes einbüßte. Der Vormund behauptete, der junge Mann wolle es ſo, und den Richtern fiel es nicht ein, dagegen geltend zu machen, daß ein für unzurechnungsfähig Erklärter nicht über ſein Vermögen disponiren könne.

Der Fürſt K. ſtarb, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Der geſetzliche Haupterbe D., ein entfernter Verwandter in ärmlichen Umſtänden, wußte ſein Recht nicht geltend zu machen, und andere Erben bemächtigten ſich des Vermögens. Da machte ſich der ſoeben erwähnte gewiſſenhafte Vormund W. an jenen, verſprach ihm ſeine guten Dienſte zur Wiedererlangung der Erbſchaft und ließ

ſich von ihm eine darauf bezügliche umfaſſende Vollmacht geben. Dann beſprach er ſich mit einem bekannten Rechtskundigen, dem er für ſeinen Beiſtand eine beträchtliche Summe in Ausſicht ſtellte, und ſtrengte den Proceß gegen die falſchen Erben an, wobei er ſeinen Clienten fortwährend in einer Art Stubenarreſt hielt, wo er ihm zu eſſen und zu trinken gab, aber ihn mit niemand als ſeinen Freunden und Helfershelfern verkehren ließ. Der Proceß wurde gewonnen. Die Gerichte ſprachen die Ländereien des Fürſten dem rechten Erben D. zu. Dieſer unterzeichnete ſechs Monate darauf einen Vertrag, in welchem er alle dieſe Liegenſchaften an W. verkaufte, und zwar für die Summe von 166,000 Rubel, von denen etwa hunderttauſend für Schulden beim moskauer Leihhaus abzuziehen waren. W. aber zahlte jenem unter dem Vorwande von Ausgaben, die er kraft der ihm ausgeſtellten Vollmacht verlegt haben wollte, nur 20,000 Rubel aus. Es war ein vortreffliches Geſchäft, das um ſo wohlfeiler zu Stande gekommen, als inzwiſchen der juriſtiſche Helfershelfer W's geſtorben war und letzterer den Hinterlaſſenen deſſelben die dem Verſtorbenen verſprochne Summe zu verweigern Gelegenheit hatte.

In Rußland wurden in früherer Zeit die Veränderungen im Grundbeſitz im Prikas der Landgüter einregiſtrirt, welcher nach Peter dem Großen den Namen des Collegiums der Landgüter (Wotſchinnaja Kolegia) erhielt. Nach der Errichtung der Civilkammern im Jahre 1779 trug man derartige Vorgänge in dieſen ein. Nach der allgemeinen Landvermeſſung unter Katharina II. wurden die einem einzigen Beſitzer gehörenden Ländereien (Datſcha) auf deſſen Namen, die aber, welche mehrern gehörten, auf die Namen aller derſelben eingetragen, ohne daß angegeben wurde, wie viel Land jeder Einzelne beſitze. Im Jahre 1835 erging der Befehl, jedem Eigenthümer der zuletzt erwähnten Landſtücke die Stelle, wie weit ſein Beſitz reiche, zu beſtimmen. Der bequemſte Weg dabei wäre der geweſen, daß man die Baſis des uti possidetis mit dem Termine zehnjähriger Erſitzung, wie ihn das ruſſiſche Geſetz vorſchreibt, angenommen hätte. Allein dieſes Auskunftsmittel ſcheint dem Juſtizminiſter zu logiſch und zu ſehr der Billigkeit entſprechend vorgekommen zu ſein. Gedrängt durch die Bureaukratie ſchlug er dem Kaiſer 1844 ein Geſetz vor, welches die zehnjährige Erſitzung für die betreffenden Landſtücke aufhob und dafür eine achtzigjährige einführte. So mußten die Eigenthümer nach den Acten über ihre Beſitzergreifung bis auf das Jahr 1765 zurück ſuchen laſſen. Der größte Theil dieſer Urkunden war verloren gegangen, aber dies hinderte die Beamten nicht, in einem großen Saal eine ungeheure Menge von Karten auszukramen, auf denen ſich die Namen der verſchiedenen Diſtrikte des Reichs verzeichnet fanden. Der Verfaſſer hat ſich mit eignen Augen überzeugt, daß dieſe Rubriken vollkommen falſch, daß dieſe Acten niemals geſichtet, ſondern ganz wie es der Zufall fügte und oft ſo zuſammengeheftet worden ſind, daß Bogen

ſich nebeneinander befinden, von denen der eine ſich auf einen Diſtrikt bezieht, der von dem, welchen der benachbarte Bogen behandelt, fünfhundert Werſt entfernt iſt. Die Beamten des Archivs aber waren in der Sache nicht verlegen, ſie händigten falſche Beſitztitel aus, das heißt, ſie ſchrieben auf den Namen jedes Eigenthümers mehr oder wenig Land ein, je nach der Summe, die er ihnen in die Hand drückte, und nach dieſen falſchen Acten wurden die Rechte jedes Einzelnen feſtgeſtellt. Die Folge war für die Bureaukratie eine ſehr erfreuliche, es gab eine Menge von Proceſſen und die Beamten fanden in dem Geſetz, das die Verwirrung herbeigeführt, ein wahres Californien.

Der obenerwähnte Prinz K. beſaß ein Gebietsſtück in der Datſcha von T. im Diſtrikt Tſch. der Provinz T. Nach ihm unterzeichnete ſein erſter Nachfolger im Beſitz mit andern Grundeigenthümern jener Datſcha eine Uebereinkunft in Betreff der Grenzmarken auf gütlichem Wege. Nachdem der rechte Erbe, jener D., in den Beſitz der Erbſchaft des Fürſten gelangt, proteſtirte dieſer nicht gegen die Uebereinkunft, obwol er dem ebenfalls ſchon genannten Intriguanten und Schwindler W. durch Vollmacht zum Adminiſtrator ſeines Gutes eingeſetzt hatte. W. hatte ſich aber nicht ſobald in den Beſitz dieſes Gutes hineingeſchlichen, als er gegen den Vertrag Verwahrung einlegte, mehr Land verlangte, als derſelbe ihm zuſprach, und zum Beweis ſeiner Anſprüche Beſitztitel vorbrachte, die ihm die Archivbeamten, deren oben gedacht wurde, ausgehändigt hatten. Das Seltſame dabei war, daß er zwei Acteuſtücke präſentirte, eins von 1849 und eins von 1854, die beide aus demſelben Bureau kamen und ſich doch vollkommen widerſprachen. Noch wunderbarer aber war, daß ſich bei Verhandlung der Sache weitere zwei Urkunden vorfanden, die von derſelben Behörde wie jene ausgeſtellt waren — die eine dem Fürſten K., die andere dem einen der Mitbeſitzer jener Datſcha — und die nicht nur untereinander, ſondern auch mit jenen Urkunden W's im Widerſpruche ſtanden. Dies würde den nachſichtigſten Verſtand zu der Behauptung geführt haben, daß wenigſtens drei von den Urkunden gefälſcht ſeien, und man kann ſogar, ohne Furcht vorſchnell zu urtheilen, meinen, daß keine einzige die Wahrheit enthielt. W. bezahlte das Gericht des Diſtrikts und gewann ſeinen Proceß 1855. Die Gegenpartei appellirte an den Civilgerichtshof der Provinz, und dieſer caſſirte das Urtheil, ohne auf eine Prüfung des Grundes der Streitfrage einzugehen, wegen eines Formfehlers, und ließ die Angelegenheit 1858 an das Diſtriktsgericht zurückgehen. Was hier daraus werden wird, iſt dem Verfaſſer unbekannt. Es kam ihm bei der Geſchichte nur darauf an, zu zeigen, wie wenig die Sicherheit des Eigenthums bis heute in Rußland gewahrt, in welcher Weiſe der Juſtizminiſter ſeinen Beamten geſtattet, mit Ausſtellung falſcher Urkunden Geld zu machen, und was in Rußland der erſte beſte Gauner ſich erlauben darf, wenn er die all-

mächtige Camarilla hinter sich hat. Diese Mißachtung der Gesetze durch die Beamten hat auch das Volk die Gesetze geringschätzen gelehrt. Es glaubt nur an die brutale Gewalt und an die Wirksamkeit der heimlichen Intrigue, der Tochter der Furcht und Mutter der Niederträchtigkeit.

Ein anderer schreiender Mißstand in der russischen Gesetzgebung besteht in der vollkommenen Ineinanderwirrung der administrativen und richterlichen Gewalt und der Unterordnung dieser unter jene. Die Gouverneure der Provinzen haben das Recht: 1) die Gerichtshöfe der Distrikte zu revidiren, 2) die Richter und Assessoren der Distrikts-Gerichte in Anklagestand zu versetzen, 3) ihre Meinung über Angelegenheiten abzugeben, welche die Criminalgerichtshöfe abgeurtheilt haben — eine Meinung, welche mit den Acten des Processes dem Senat zur Prüfung zugeht. So unterliegt jede vor die Tribunale der Distrikte und Provinzen gebrachte Klage gegen die vom Gouverneur geleitete Verwaltung, nachdem sie durch einige unnütze Förmlichkeiten hindurchgegangen ist, zuletzt dem Belieben desselbigen Gouverneurs, und wenn der Klagsteller nicht mächtige Verbindungen in Petersburg hat, so führt seine Bemühung zu nichts als daß sie ihm eine Menge von Hudeleien zuzieht.

Man sieht, daß Rußland doch noch weiter von dem Wesen eines civilisirten Staates entfernt ist, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist.

Was der Verfasser sonst an dem russischen Gerichtswesen zu tadeln findet, liest man am einfachsten aus den Vorschlägen zur Verbesserung derselben heraus, mit denen er dieses Kapitel beschließt. Er verlangt außer der Ausnahmegerichte, dem Verbot der Einmischung militärischer Richter in Dinge, welche nur Civilpersonen angehn und außer der Einführung von öffentlichem und mündlichem Gerichtsverfahren, von Advocaten und Geschwornen in Strafsachen vor Allem Befreiung der ganzen Nation von Körperstrafen — bis jetzt ein Monopol des Adels und des vornehmern Bürgerstandes, dann Annahme des Princips der Gleichheit Aller vor dem Gesetz, Revision der Criminal- und Civilgesetzgebung auf den Grundlagen des Code Napoléon, Feststellung einer Scheidelinie zwischen der richterlichen und der Administrativbehörde, Verminderung der richterlichen Instanzen auf drei: ein Distrikts-, ein Provinzialgericht und einen Senat als Oberappellationshof, endlich Beschränkung der Gewalt des Justizministers, so daß derselbe sich nicht mehr in die Entscheidungen der Gerichtshöfe mischen und sich nicht mehr gestatten könne, den Tribunalen gesetzwidrige Befehle zu geben.

Hinsichtlich dessen, was die Schrift über den Senat mittheilt, müssen wir in unseren Auszügen kürzer sein. Die Pflicht dieser Körperschaft ist nach den Worten des Gesetzes, darüber zu wachen, daß die Minister ihre Schuldigkeit thun und das Gesetz nicht übertreten. Aber in Rußland ist es weit vom Rechte bis zu dessen Geltung, und da die Senatoren der Laune des Justiz-

miniſters unterworfen und verſetzbar ſind (es gibt Abtheilungen des Senats in Petersburg, Moskau und Warſchau) und die Körperſchaft meiſt aus Creaturen der Miniſter, durch Alter untauglich gewordenen Generalen, Admiralen und Gouverneuren beſteht, ſo hat der Senat heutzutage, wie der Verfaſſer ſagt, gar keine, wie wir annehmen wollen, geringe Bedeutung. Wie er von den Miniſtern behandelt wird, zeigt folgendes Beiſpiel. Eines Tages ließ er ſich beikommen, dem Miniſter der öffentlichen Bauten die Frage vorzulegen, weshalb derſelbe zehn Jahre lang mit der Antwort auf ein vom Senat an ihn geſtelltes Verlangen um Auskunft über einen Gegenſtand gezögert. Der Juſtizminiſter war verreiſt und ſeine Functionen wurden inzwiſchen von dem Staatsſecretär oder Adjuncten J. verſehen. Der Miniſter der Bauten erſchien im Miniſterrath, lief, nachdem er den betreffenden Ukas des Senats aus ſeinem Portefeuille gezogen, auf J. zu und ſchrie ihn, die Fauſt ballend und mit vor Zorn erſtickter Stimme an: „Sehen Sie, was Ihr Senat mir zu ſchreiben ſich unterſtanden hat. Wie konnte er ſich eine ſolche Frechheit herausnehmen. Ich werde es ihm aber eintränken, Ihrem Senat; ich werde beim Kaiſer Klage führen.“ Der Ukas wurde annullirt, der Procurator, der ihn unterzeichnet, erhielt einen Verweis, der dabei betheiligte Secretär wurde aus dem Juſtizminiſterium in einen andern Zweig der Verwaltung verſetzt. Der Juſtizminiſter war, als er zurückkam, außer ſich — über das Benehmen ſeines Collegen, wird man glauben. Nein, über den Senat, und er unterſagte demſelben, in Zukunft wieder an einen der Miniſter das Verlangen um Auskunft zu ſtellen, ohne daſſelbe vorher ihm vorgelegt zu haben.

Ein andermal hatte in einer ſüdlichen Provinz der Graf M. einen Proceß beim Senat gewonnen. Der Generalgouverneur dieſes Landſtrichs weigerte ſich, den Ukas des Senats zum Vollzug zu bringen. Nach Verlauf einiger Zeit erſchien ein zweiter Ukas, der die ſofortige Ausführung des erſtern anbefahl. Einer der obern Beamten in der Umgebung des Gouverneurs ſagte zu ihm: „Mein Fürſt, wir müſſen jedenfalls dem Befehl des Senats nachkommen.“ — „O gehn Sie mir doch, mein Lieber,“ antwortete der Gouverneur, „Sie ſind ſehr naiv. Was heißt die Befehle des Senats ausführen? Man kümmert ſich nicht um ſie, und damit Punktum!“

Wir ſchließen dieſes Kapitel mit dem, was die Schrift über die ruſſiſche Verwaltung ſagt. Dieſelbe hat nach dem Verfaſſer zur Baſis die abſolute Willkür, die manchmal mit geſetzlichen Formen bekleidet, manchmal aber auch ganz nackt auftritt.

Die ländliche Bevölkerung beſteht aus zwei Claſſen, die dem Anſchein nach ſehr verſchieden ſind, aber eigentlich ziemlich auf dieſelbe Weiſe regiert werden, nur mit dem Unterſchied, daß die, welche ſich nach dem Geſetz gewiſſer bürgerlicher Rechte erfreuen ſollte, die der Kronbauern nämlich, noch mehr unter-

drückt ist, als die andere, die aus den Leibeigenen der Privatleute besteht. Die letzteren dürfen sich ohne Erlaubniß ihrer Herren nicht verheirathen, kein Eigenthum erwerben, keinen Handel treiben, sie können geprügelt und unter die Soldaten gesteckt werden. Aber diese Rechte werden selten ausgeübt, weil, abgesehen von billig denkenden menschlichen Gutsbesitzern, deren es viele gibt, schon das Interesse die Herren nöthigt, ihre Sklaven gut zu behandeln und ihr Wohlergehen zu fördern. Ganz anders verhält es sich mit den Kronbauern und deren Verhältniß zu den Beamten, deren Interesse mit dem der Bauern nicht zusammenfällt, deren Interesse vielmehr auf Aussaugung des Volkes hinweist. Die Kronbauern haben allerdings in ihren Gemeinden eine sogenannte Wahlverwaltung, aber dieselbe ist eine bloße Form, da die Beamten das Recht besitzen, die Individuen, die ihnen zusagen, nach Ablauf ihres Mandats auf ihrem Posten zu belassen. Auf diese Weise bestiehlt ein solcher zum Gemeindebeamten erwählter Bauer seine Untergebenen und erkauft sich mit einem Theil des Raubes die Gunst der Beamten, die, wenn er ihre Habgier nicht befriedigen wollte, bei seiner Unwissenheit (diese Leute können fast ohne Ausnahme weder lesen noch schreiben) sofort Mittel finden würden, ihn wegen Ueberschreitung gesetzlicher Formalitäten abzusetzen und vor Gericht zu stellen.

Daß ein Bauer bei höhern Behörden Klage führte über Willkürhandlungen der Beamten, ist unerhört. Er hat die Mittel nicht dazu, und wenn er sie hätte, würde er wissen, daß er sich zwar für den Augenblick vielleicht Recht verschaffen könnte, aber sich dadurch eine um so trübere Zukunft bereiten würde, und so senkt er schweigend das Haupt. Man sollte, sagt der Verfasser, so rasch als thunlich die Leibeigenen vom Joch der Grundherren befreien, aber man sollte zu gleicher Zeit dem Kronbauer das Joch der Beamtenwirthschaft abnehmen.

Und wie in den untern Sphären verhält es sich in den obern. In den Provinzen sind alle Gewalten in den Händen der Gouverneure concentrirt. Haben diese keine Verbindungen von Bedeutung in Petersburg, so müssen sie ihre Gewaltthätigkeiten und Erpressungen möglichst im Dunkeln zu halten suchen. Haben sie solche Verbindungen, so können sie offen zeigen, was sie von den Gesetzen halten. Ein zum Gouverneur ernannter Divisionsgeneral nahm in offner Sitzung der Provinzialregierung den Band des Gesetzbuchs, in welchem ihm einer der Räthe den Artikel aufgewiesen, den er mit einer Maßregel zu verletzen im Begriff war, legte ihn auf sein Fauteuil, setzte sich darauf und sagte: „Nun denn, wo ist jetzt Ihr Gesetz!“ Der Mann wurde ins Narrenhaus geschickt? Keineswegs, man machte ihn zum Senator und er sitzt noch heute in diesem Senat, der die officielle Mission hat, die Beobachtung der Gesetze zu überwachen.

Ein anderer dieser hohen Beamten, der die Gewohnheit hatte, zu sagen, daß er sich in seiner Verwaltung nicht im Mindesten an die „verdammten Gesetze" binde, wurde zwar nach elfjähriger Bekleidung seines Postens abgesetzt, aber nicht wegen der vielen Erpressungen, die er sich erlaubt, sondern weil er seiner Tochter gestattet, einen Act der Bigamie zu begehen.

Von einem der gegenwärtigen Generalgouverneure erzählt die Schrift, daß er im September vorigen Jahres die Befugniß erhielt, den Ungehorsam der Leibeignen gegen ihre Herren nach Belieben, ohne Rücksicht auf die vom Gesetz gesteckten Grenzen, zu strafen. Ein anderer, der sonst ein rechtschaffener Mann und tapferer Militair, aber ohne Muth in bürgerlichen Angelegenheiten ist und von einem aller Civilisation feindlichen Unterbeamten geleitet wird, unterdrückte vor Kurzem ein Journal und schickte den Redacteur auf die Festung, einfach deshalb, weil das Blatt einen Artikel des bekannten Lelewel gebracht hatte. Der Aufsatz war vom harmlosesten Charakter, eine einfache archäologische Untersuchung ohne die entfernteste politische Anspielung, und er war überdies mit dem Visum der Censur in die Druckerei geschickt worden.

Ein dritter Generalgouverneur ließ einen Kaufmann, der ihn in einer Sitzung des Stadtraths, dessen Mitglied er war, zu tadeln gewagt, zu sich kommen, sagte ihm Injurien und warf ihn in's Gefängniß. Der Mann beklagte sich darüber beim Senat, der Behörde, die allein über die Gouverneure zu urtheilen hat. Der Senat verlangte vom Generalgouverneur eine Erklärung. Darüber ertheilte der Justizminister der Körperschaft einen scharfen Verweis, und der Chef der politischen Polizei forderte den beleidigten Kaufmann vor sich und drohte ihm mit der Verbannung, wenn er der Sache noch weiter Folge gäbe und seine Klage nicht zurücknähme.

Die Gouverneure der Provinzen sind mit Regierungsräthen umgeben, welche das Recht haben, wenn sie in ihrer Meinung von der seinigen abweichen, ihr Gutachten dem Justizminister vorzulegen. Außerdem ist von dem Minister für jede Provinz ein Procurator bestellt, welcher die Pflicht hat, die Handhabung des Gesetzes durch den Gouverneur und seine Räthe zu überwachen. Aber wenn ein Procurator dem Gouverneur Opposition macht, so wird er zurückberufen und in eine andere Provinz versetzt, und die Regierungsräthe sind meist Leute ohne Vermögen, die begierig sind, sich eins zu erwerben, sie kommen in eine Gegend, die sie nicht kennen, und sie wissen, daß der beste Weg, sich die Taschen zu füllen, der ist, dem Gouverneur in Allem zu Willen zu sein. Sie erheben eine regelmäßige Steuer von den Polizeiministern der Städte (Gorodnitschyi) und den Verwaltern der Polizei in den Landdistrikten (Ispravnik), die bei diesen zwischen 1000 und 1500 Rubel, bei jenen, je nach der Größe und Bedeutung der Städte, bis 3000 Rubel zu betragen pflegt, und mit welcher sich diese Herren bei der Unmöglichkeit allen

Bestimmungen des verwickelten russischen Gesetzbuches pünktlich nachzukommen, Sicherheit vor Absetzung und Bestrafung erkaufen. Gorodnitschyi und Ispravnik ihrerseits erholen sich an dem Bürger und dem Bauer, der die gleiche Nachsicht beanspruchen muß, wenn er sich nicht bei jeder Gelegenheit Hudeleien und Plackereien ausgesetzt sehen will.

Wir wählen von den Beispielen, die der Verfasser hiervon erzählt, zwei besonders charakteristische aus. In einer Gemeinde der Kronbauern lag im freien Felde ein gewaltiger Stein, der mehrere tausend Kilogramme wog. Eines Tages erschien der Chef des Kreises, berief die Bauern zusammen und eröffnete ihnen, daß vom Kaiser der Befehl eingetroffen sei, den Felsblock durch die Leute der Gegend nach Petersburg schaffen zu lassen. Die Bauern klagten, wiesen auf das ungeheure Gewicht des Steines hin und baten den Beamten, zu bewirken, daß der Befehl zurückgenommen würde. Der Beamte fand ihre Beschwerde in der Ordnung, ließ sich von den armen Leuten ein gutes Stück Geld in die Hand drücken und versprach zu bewirken, daß von der Wegschaffung des Steines abgesehen würde. Natürlich hatte in Petersburg Niemand daran gedacht, einen solchen Befehl zu geben, er war nichts als einer von den Kniffen, mit denen diese Beamten dem Volke sein Geld abzapfen.

In der Provinz Wiätka lebte vor dreißig Jahren ein Secretär des Provinzialraths, der die anmuthige Gewohnheit hatte, wenn ein Bürger oder Bauer sich in einem Proceß seinen Rath oder seine Unterstützung erbat, den Bittsteller zum Teufel gehen zu heißen. Dann pflegte sich dem Abgewiesenen ein mit dem Secretär verwandter Beamter zu nähern und ihn zu fragen: „Was antwortete Ihnen der Herr Sekretär?“ — „Er hieß mich zum Teufel gehen.“ — „Nun, da müssen Sie auch hingehen.“ — „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Aber wissen Sie denn nicht, daß der Teufel in dem und dem Hause, Straße so und so, um die und die Stunde wöchentlich zweimal Audienz gibt? Gehen Sie hin und glauben Sie mir, die Sache wird sich machen. Nur vergessen Sie nicht, daß man den Herrn Teufel bezahlen muß.“ Der Bittsteller that dann gewönlich wie ihm geheißen. Er begab sich an den ihm bezeichneten Ort, und wurde hier in ein großes, halbdunkles, durch eine Scheidewand in zwei Hälften getrenntes Gemach geführt. Hier fragte ihn der hinter der Wand verborgene Teufel nach seinem Begehr. Er sagte, was er auf dem Herzen hatte. Der immer hinter der Wand verborgen bleibende Teufel antwortete: „Legen Sie so und so viel Rubel auf den Tisch, der sich neben Ihnen befindet, und machen Sie dann, daß Sie fortkommen. Ihre Sache wird in Ordnung gebracht werden.“

Der Teufel war der Secretär selbst. Der Verfasser lernte ihn später kennen, als er, nachdem er sich auf die geschilderte Weise ein hübsches Vermögen erworben, in Petersburg durch Bestechung die Stelle eines Vicegouverneurs in

derselben Provinz Wiätka erlangt hatte, wo er den Teufel gespielt, und wo er nun, da er gelegentlich auf einige Zeit die Stelle des Gouverneurs vertrat, seine Erpressungen ohne Verkleidung fortsetzte.

Einer der ergiebigsten Zweige des organisirten öffentlichen Diebstahls ist die Verpachtung des Branntweinverkaufsrechts, über die der Verfasser sehr ausführlich spricht. Wir beschränken uns darauf, mitzutheilen, daß die vom Pächter einer ganzen Provinz an die Beamten verschiedener Grade gezahlten Summen sich nie auf weniger als 50,000 Rubel belaufen, während der Pächter eines bloßen Distrikts entwa den zehnten Theil davon entrichtet. Eine andere Gelegenheit für die Beamten, sich zu bereichern ist die Conscription. Wenn die Zeit des Loosens für die Kronbauern kommt, so wird regelmäßig eine Anzahl der Freiloose vor der Ziehung an die Söhne wohlhabender Leute verkauft, die dann an der Ziehung blos scheinbar Theil nehmen. Will man auf einer Kanzlei auch nur eine Bescheinigung oder eine Abschrift haben, so muß man den Beamten die Finger versilbern, sonst erlangt man sie niemals. Ja selbst die Entrichtung der gesetzlichen Abgaben muß mit einem Nebengeschenk für die Tasche des Einnehmers begleitet sein, sonst hat man wochenlang auf die Quittung zu warten, die das Gesetz verlangt.

Man hat vorgeschlagen, diese Bestechlichkeit durch Erhöhung der Beamtengehalte, die allerdings außerordentlich niedrig sind, auszurotten, und dafür die Zahl der Angestellten zu vermindern. Aber das ist eine Illusion: man sieht Diebe dieser Art unter den höchsten Beamten, man sah deren selbst unter den Ministern, die sich doch nicht über unzureichende Gehalte zu beschweren hatten. Das Uebel wurzelt nicht blos in den Menschen, es liegt hauptsächlich im System. Man müßte, um diese Seuche zu heilen, die Gerichte von der Administrativgewalt ganz unabhängig machen, die Reichsgesetze einer Revision unterwerfen, den Organen der Presse die Freiheit geben, den öffentlichen Diebstahl, wo er sich zeigen möge, an den Pranger zu stellen; man müßte vor Allem die Centralisation der Verwaltung aufheben, die jede individuelle Initiative fesselt — und zu alledem ist auch in den letzten Jahren noch nicht entfernt Anstalt gemacht worden. Wenn ein Gouverneur, ein Minister, wenn der Kaiser auch nur die Hälfte der Papiere, die er unterzeichnet, lesen wollte, so würden vierundzwanzig Stunden des Tages dazu nicht ausreichen. Der Kaiser muß sich auf die Minister, die Minister auf die Bureaux verlassen, und so sind die Geschicke Rußlands einer unfähigen und habgierigen Bureaukratie anheimgegeben, die den Diebstahl als ihr legitimtes Recht ansieht und eher die Regierung in den Abgrund stürzen lassen wird, als daß sie sich herbeiließe, zur Feststellung wirksamer Bürgschaften des Rechts Hand zu reichen.

Ungedruckte Briefe v. Stägemanns.

15.

Berlin, den 3. Dec. 1822.

Ich bin dieses Mal wieder lange in Ihrer Schuld verblieben, hochverehrteſter Freund. Die Entſchuldigungsgründe werden Sie gewiß erlaſſen, weil Sie damit wenigſtens ebenſo gut bekannt ſein müſſen, wie ein Kammerherr mit der Reiſeroute des Königs. Indeß hatte ich in der That ſchon vor wenigſtens drei Wochen einen Brief an Sie angefangen, der ein Fragment geblieben iſt.

Der Herr Finanzminiſter hat, um von Ihren eigenen Angelegenheiten anzufangen, dem Herrn Staatskanzler geantwortet. Ich würde die Sache dem Herrn Fürſten am liebſten mündlich vorgetragen haben, da jedoch die Zurückkunft Sr. Durchlaucht noch ungewiß iſt und ich übrigens weiß, daß Sie von dem Fürſten keine Ungunſt zu befürchten haben, ſo habe ich kein Bedenken gefunden, die Entſcheidung auch aus Verona zu erbitten. Ich hoffe, Sie haben alsdann Verfügungen aus allen Congreßörtern der neuen chriſtlich-türkiſchen Zeit aufzuweiſen.

Für die Angelegenheit der Fonk'ſchen Familie haben Sie ſich mit freundſchaftlicher Wärme und redlichem Gemüth verwendet. Der Herr Fürſt Staatskanzler hat ſeine Zufriedenheit mit Ihren Arbeiten mündlich gegen mich geäußert. Mit den rheiniſchen Juriſten haben Sie es freilich verdorben, auch mit dem Herrn Juſtizminiſter, der ſonſt kein Freund der rheiniſchen Juſtizpflege war. Da er aber als eine treue Henne nunmehr auch die erwähnten Herren unter ſeine Flügel genommen, ſo ſcheint es ihm einerlei, ob er junge Hühner oder Fledermäuſe darunter erwärme. So viel ich in Erfahrung gebracht, iſt der Bericht des hieſigen Reviſionshofes noch immer nicht erſtattet.

Meine Meinung, die ich als ein ehemaliger Criminaliſt habe, iſt: daß wenn Fonk den Cönen ermordet oder an ſeiner Ermordung Theil genommen, es auf die von Hamacher angegebene Weiſe nicht habe geſchehen können. Da nun keine Spur vorhanden, daß es auf andere Weiſe geſchehen, ſo muß ich ihn für ſchuldlos erklären und das Weitere dem Herzenskündiger anheimſtellen!

Ich glaube, daß die Leute, die ſonſt franzöſiſch waren, ſchon früher über die Vorzüge des Preußiſchen im Reinen geweſen wären, wenn nicht bei der Organiſation der Regierungen mit unverantwortlicher Leichtfertigkeit verfahren wäre. Grade die allertüchtigſten Subjecte, gemiſcht aus Landeseingebornen und aus Preußen, mußten die Mitglieder dieſer Regierungen werden. Die in

Cleve erhielt ein schwaches Präsidium, und es ist sehr gut, daß sie aufgelöst wurde. Die Regierung in Cöln will man deshalb auch auflösen, allein das ist kein Grund, man muß nur restauriren. In Cöln ist eine Regierung nöthig. Aachen hätte man nicht bilden sollen; nun es geschehen, würde ich auch nicht für die Auflösung stimmen. Minden dagegen kann ohne Bedenken zwischen Münster und Arnsberg getheilt werden.

Mit Ihrer Ansicht über das liberale Philisterium zu Paris bin ich zwar ganz einverstanden, indeß freue ich mich zugleich über die Rückschritte, die man in Frankreich täglich macht. Ich bin kein Kosmopolit, sondern ein deutscher Patriot, der sich freuen muß, wenn seine feindselig gesinnten Nachbarn verdummen. Erhalte der Himmel uns die Bourbons! Sie erfahren hieraus zugleich, welch ein guter Ultra-crepidam ich bin.

Wir haben hier Händel über das Jagdwesen, die durch die Bürgerjagden bei Wesel, Rees und Duisburg entstanden sind. Das Ministerium ist der Meinung: daß es nothwendig sei, die den Gemeinden zustehenden Jagdgerechtigkeiten jederzeit zu verpachten und nicht von einzelnen Bürgern ausüben zu lassen. Dagegen haben sich viele Stimmen erhoben, die es für eine Verletzung des Eigenthums der Gemeinden halten. Was ist Ihre Meinung? Ich bin immer sehr dafür, den Gemeinden freie Hand zu lassen. Sie wissen ihren Vortheil selbst besser wahrzunehmen, als eine vormundschaftliche Behörde.

Aus Verona habe ich seit dem 19. v. M. keine Nachricht, weil der Herr Fürst Staatskanzler eine kleine Ausschweifung nach Mailand, Genua und Florenz unternommen hat, von wo er erst am 8. d. M. nach Verona zurückkommen will. Unser Publikum ist über die Congreßverhandlungen völlig gleichgiltig, und da sich niemand darum bekümmert, so hört man davon auch weiter nichts. Ich meine auch, die Töne der Veroneser Geige werden sich auf eine karlsbader Katzenmusik beschränken, die Herr von Genz den deutschen Gelehrten, Studenten, Zeitungsschreibern und solchen ehrlichen Leuten bringen wird. Das ist am Ende recht gut. Uns schadet es nichts, die süddeutschen constitutionellen Regierungen kehren sich an nichts, und unsre östreichischen Nachbarn versinken tiefer in ihrem Schlamm.

Unsrer Staatszeitung steht von Neujahr ab eine Veränderung bevor. Der bisherige Censor, Herr Hofrath Cottel, wird die Redaction übernehmen und Herr Geh. Hofrath Heunn in sein früheres Amt, als Expedient in das Bureau des Herrn Fürsten Staatskanzler zurücktreten, Herr Reg.-Rath Tzschoppe dagegen (der es, wie Sie sehen, da anfängt, wo Herr v. Kamptz es läßt) das Censoramt verwalten. Herr v. S., auch ein wackerer Ultra-crepidam, wird die Aufsicht führen und ist zu diesem Behuf bereits von Verona abgereist, wird aber in der Schweiz noch einige Käse und in Straßburg einige Leberpasteten zu sich nehmen.

Behüte Sie der Himmel, liebster Benzenberg, und bewahren Sie mir ein freundschaftliches Andenken.

v. Stägemann.

16.

Berlin, den 18. Febr. 1823.

Ihren freundschaftlichen Brief vom 1. d. M. erhielt ich heute durch die fahrende Post, als ich eben im Begriff stand, Ihnen auf das Schreiben vom 18. Dec. v. J. einige Zeilen, die späte Beantwortung entschuldigend, mit der heutigen Post zu schreiben.

Ueber die Lage Ihrer Entschädigungsangelegenheit sind Sie also durch den Herrn Oberpräsident v. Vincke, mit dem ich verschiedenemal über selbige gesprochen, unterrichtet. Indeß ist Herr v. Voß wirklich auch gestorben und dadurch freilich neuer Aufenthalt entstanden. Noch ist unentschieden, was nun werden wird und ich bin vors erste in volle Inactivität gerathen, die Arbeiten im Staatsrath abgerechnet: der Himmel wird weiter sorgen.

Ihre standhafte Behauptung der Fonkschen Unschuld muß Ihnen nothwendig irgend eine Krone erwerben. Wird es nicht eine Mauerkrone werden, in der Sie die von den Rheinländern unüberwindlich geachtete Festung der Jury erobern? Unserm guten Herrn v. Kamptz würde das Werk nicht gelungen sein. Es ist sehr gut, daß Sie an Albrecht in solcher Art geschrieben und ihm den Brief von Feuerbach überschickt haben.

Der Bericht des Revisions- und Cassationshofes ist vor etwa vier Wochen endlich erstattet, doch glaube ich kaum, daß der Herr Justizminister auch seinerseits schon an den König berichtet hat. Ihre Meinung rücksichtlich auf den Minister ist ganz die meinige; auch halte ich dafür, daß er sich nicht mit gründlicher Einsicht hinreichend würdig umgeben habe.

An einen Krieg zwischen Frankreich und Spanien glaube ich nicht eher, als bis eine französische Armee in Spanien sein wird, obwol Talleyrand versichert, die Bourbons hätten eine so glückliche Hand, daß sie, wenn man 99 Wahrheiten und einen Irrthum in einen Sack thäte und tüchtig umschüttelte, jederzeit den Irrthum herausgreifen würden. Indeß ist freilich sehr böse, daß sich die Regierung Ludwigs des Achtzehnten zu solchen ernsten Schritten verleiten läßt, die ihr, wenn nichts geschieht, ein unausbleibliches Ridikule geben. Ich hege die betrübte Besorgniß, daß, wenn der Krieg ausbricht, das linke Rheinufer binnen Kurzem ein Kriegstheater sein werde.

Herr v. Kamptz hat eine völkerrechtliche Erörterung des Rechts der europäischen Mächte, in die Verfassung eines einzelnen Staates sich zu mischen, drucken lassen. Für den Frieden der Welt und zur Belehrung der Regierungen wäre es nützlicher, historisch zu untersuchen: wann, wo und unter welchen Umständen solche Einmischung geschehen und welchen Erfolg sie gehabt habe.

In Italien ist auch noch nicht aller Tage Abend gekommen. Das arme Völkerrecht! Man kann darauf los stechen und schießen, man sticht und schießt nur in Nebel und bleibt immer, sine clade victor.

Herr General v. Gneisenau ist seit Neujahr hier, noch ernster, wie vorhin, gebeugt durch den Tod einer geliebten Tochter und von neuem in einige Bekümmerniß versetzt durch die Theilnahme seines Schwiegersohns Scharnhorst an einem Duell, worin der Major v. Decken, dem er secundirte, seinen Gegner Becher von Else erschoß.

Den plötzlichen Tod des Feldmarschalls Hr. v. Kleist lesen Sie in unsern heutigen Zeitungen, die Staatszeitung ausgenommen, die Alles später erfährt. Das Ministerium hatte auf die Aufhebung dieses Instituts angetragen, Se. Majestät haben jedoch den Antrag nicht genehmigt, und man sucht jetzt nach einem andern Redacteur. Unter vorliegenden Umständen sollte man den Verfasser der Mimili und des Bräutigams von Mexico immer behalten, da er einmal eine Besoldung hat und anderweit nicht wohl beschäftigt werden kann.

Grävell hat vor einiger Zeit Berlin wieder verlassen, wo er einen monatlichen Arrest erlitt, zu dem er wegen Beleidigung einiger Herrn Minister verurtheilt worden war. Sie haben ihm das Feuerbachianum doch wohl auch mitgetheilt. Ich wünschte, daß er einmal zur Ruhe käme. Seine angemessenste Stellung würde er bei Herrn v. Beyme behufs der Revision der Gesetzgebung finden und vielleicht kommt es dahin. Daß Herr v. B. oder Herr v. Humboldt jetzt wieder in Thätigkeit treten werden, wie unser Publikum zum Theil vermeint, halte ich nicht für wahrscheinlich.

Die Herausgeber von Napoleons Tisch und andere Reden thun dem großen Schatten keinen besonderen Liebesdienst. Man kann sich nicht erwehren, dieses Reden mit dem gewaltigen Handeln zu vergleichen.

Für heute ein herzliches Lebewohl. Bewahren Sie mir, wie bisher ein freundschaftliches Wohlwollen.

v. Stägemann.

17.

Berlin, den 19. April 1823.

Für die Mittheilung der Brewerschen Schrift, mein verehrtester Freund, danke ich verbindlichst. Sie ist nichts weiter als eine unciceronische Rede der Arena. Da Ihr Excollege in den ersten Zeilen von dem Siege der Wahrheit über die Lüge spricht, so würde ich die Schrift, die sich solchergestalt als Parteischrift laut und vernehmlich ankündiget, sofort über die Seite geworfen haben, wenn Herr v. Savigny sie nicht, als sehr klar über die Sache sprechend empfohlen hätte. Ich habe jedoch weiter nichts gefunden, als eine leidenschaftliche Defensive des Herrn S.

Die Memoiren des Las Casas habe ich durchblättert, weil meine Frau

aus Versehen, sie gekauft hat. Der Herzog von Rovigo hat meiner Frau die Glaubwürdigkeit und Redlichkeit des Autors zugesichert, aus dessen Buch eine gehörig dressirte Kammerdienerseele spricht. Alle Memoiren über Napoleon sind mir zuwider, weil er darin überall erbärmlich erscheint und man sich an seine kolossalen Werke doch immer, auch wider Willen, erinnern muß. In der Geschichte mit dem jungen Portalis, deren Sie erwähnen, hatte Napoleon doch Recht. Er hatte von der Bannbulle des Papstes und daß die Pfaffen sie, wenn gleich so geheim als möglich, in der Notre Dame bekannt gemacht hatten, Kenntniß erhalten und nahm sich nicht einmal die Mühe, Napoleon zu unterrichten, der es durch die Polizei erfuhr. Die Sache war doch zu arg für einen Cultusminister.

Wenn ich nicht irre, habe ich im letzten Stück des Sofronizon in einem Auszuge aus einer Reise nach England gelesen: daß man in London ein aus dem Nachlasse des seligen Tippo Saib herrührendes musikalisches Instrument vorzeige, welches einen Menschen vorstellt, den ein Tiger zerfleischt, während es, wenn man darauf spielt, die Jammertöne des Menschen und das Brüllen des Tigers hören ließ. Herr Geh. Rath Paulus macht davon eine Nutzanwendung auf die Tyrannen, die Sache hat aber eine andere Seite. Ich habe mich, als man mich in London damit bekannt machte, voll Entsetzen weggewendet, denn das Aechzen des Menschen geht durch Mark und Bein und es ist brutal von den Engländern, daß sie die Fremden dadurch peinigen. Aber der Mensch ist ein englischer Offizier, einer der Todfeinde des Tyrannen, in voller Uniform. Vielleicht will man durch das Andenken an eine solche barbarische Rache die Eroberungen in Indien rechtfertigen; das ist aber doch nicht nöthig, weil wir glauben müssen, daß die Vorsehung solche Bahnen gehe, um eine neue Kultur nach Indien zu bringen. Wir Andern, zum Beispiel Carl der Große in Sachsen und die deutschen Ritter in Preußen, haben den Eroberten viel weniger Rosen gestreut.

„Ich bin nicht kommen, Friede zu bringen", sprach
Der Meister damals, „sondern das Schwert". Und ach!
Wohin der Engel trat, dem Lichtstrahl
Folgte der blutige Streif der Wahlstatt.

Warum es nicht glimpflicher geschieht, geht über unsern Horizont.

Ueber die Bidassoa wären wir. Nach Madrid kommen wir auch und in zwei Monaten ist alles zu Ende. Das habe ich von Herr Geh. Rath Schöll und ein Mehreres kann ich Ihnen nicht sagen. Auch von hier weiß ich sonderlich nichts. Dies soll ja ein Sprichwort in Cöln geworden sein, seit Herr Ettenz dem Präsidenten der Assise auf die Frage: was ihm von den nähern Umständen der Hammacherschen Geständnisse bekannt sei, eine solche Antwort gegeben.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich in freundschaftlicher Erinnerung.

v. Stägemann.

18.

Berlin, den 13. December 1825.

Ihren Unfall, verehrungswürdigster Freund, der mich herzlich betrübt hat, hörte ich bald nach dem unglücklichen Ereigniß, und seitdem bald beunruhigende, bald erfreulichere Nachrichten über Ihr Befinden. Um so dankbarer bin ich, daß sie mich durch Ihr freundschaftliches Schreiben nun unmittelbar unterrichtet haben. Sorgen Sie jetzt vor Allem für Ihre gänzliche Herstellung, wozu die Aachener Bäder mir auch wirksam scheinen würden. Oder vielleicht die Schlammbäder in Muskau (in der Oberlausitz dem Herrn Fürsten Pückler, des sel. Staatskanzlers Schwiegersohn gehörend) für sehr heilend in solchen Fällen. Ich bin Gottlob noch nicht in der Lage gewesen, davon Gebrauch machen zu müssen.

Da ich aus Ihrem Briefe sehe, daß sie noch gerne politisiren, so muß ich Ihnen zunächst den Tod des russischen Kaisers melden. In diesem Augenblick unfehlbar ein ungemein wichtiges Ereigniß, dessen Erheblichkeit sich an unsern Papiercoursen erweisen dürfte. Wir wissen noch nichts Näheres über die Art und den Ort seines Todes, vermuthlich ist er in Taganrog gestorben. Der König wollte diesen Morgen noch nicht recht daran glauben; es ist aber schwerlich zu bezweifeln, da unser Generalconsul in Warschau vom Großfürsten Constantin unterrichtet worden ist.

Die Landtagsverhandlungen werde ich Ihnen von allen drei Provinzen, worüber sie gedruckt sind, in diesen Tagen zusenden. Sachsen ist auch fertig; wahrscheinlich Schlesien gleichfalls, doch habe ich noch nichts gelesen. Die Sachsen (Magdeburger mit eingeschlossen) scheinen sich am verständigsten benommen zu haben. Mit den übrigen kann man schwerlich recht einverstanden sein. Sonst ist hier alles im gewohnten Treiben. Der neue Finanzminister, Herr v. Motz, hat schon seinen Abschied gefordert; die Sache wird sich wol ausgleichen. Er meint durch die Generalcontrolle paralysirt zu werden.

Buchholz grüßt herzlich und alle Ihre Freunde für heute mit meinem angelegentlichen Lebewohl und der aufrichtigste Wunsch Ihrer baldigen völligen Genesung.

v. Stägemann.

19.

Berlin, den 23. Dec. 1826.

Wiewol es, mein verehrtester Freund, mich ungemein erfreut hat, wieder einige Zeilen, wenn auch nicht von Ihrer Hand, doch aus Ihrer Dictatur erhalten zu haben, so betrübt es mich doch hinwieder sehr, daß Ihre Krankheit noch immer nicht gehoben ist. So lang aber der Geist noch frisch bleibt,

müssen Sie nicht verzagen. Aachens Heilquellen werden ihren wohlthätigen Einfluß im besten Alter des Lebens Ihnen nicht verweigern. Herzlich wünsche ich Ihre baldige gänzliche Genesung.

Hier ist ungemein theilnehmende Bewegung über den unerwarteten Unfall des Königs. Ein Beinbruch ist wol zu heilen, aber die monatliche Dauer der Kur, dabei der Mangel aller Bewegung und eine Menge von Aerzten sind zu überwinden. Das Gedränge der Menge, die sich Vormittags im Palais nach dem Befinden Seiner Majestät erkundigt, ist nicht zu beschreiben. Zwei Jäger sind beschäftigt, die Namen zu verzeichnen. Bis jetzt ist Alles gut gegangen und gewiß kommt keine Gesellschaft zusammen, die nicht ihr God save the king mit aufrichtiger Theilnahme trinket.

Ihre Nachrichten über den dortigen Landtag sind mir sehr willkommen gewesen, weil man hier schon wunderliche Geschichten verbreitet. Jetzt erkläre ich mir eine absonderlich von der Stadt Trier bei Sr. Majestät eingegangene Petition um Beibehaltung der bisherigen Gesetzgebung und Gerichtsverfassung.

Eben bemerke ich aber, daß ich Ihre Meinung falsch verstanden. Die Städte sind wol für und der Adel gegen das französische Recht, insofern es nämlich die Oeffentlichkeit des Verfahrens gilt. Und in so weit wäre ich auch für die Städte.

Den Hamburger Correspondenten lese ich gar nicht mehr, seitdem er von Berlin in Berlin geschrieben wird.

Von dem Münsterschen Landtage erzählt man, daß Alles recht gut gegangen sei, bis es an die Ablösungsordnung gekommen. Da sei der Teufel unter die Abgeordneten gefahren, und der Minister Stein, der ihn nicht auszutreiben verstanden, sei darüber krank geworden. Er will aber im Februar k. J. doch nach Berlin kommen; nämlich Stein, nicht der Teufel, der sich in Portugal befindet.

Bei der portugiesischen Frage kommen aber ganz eigene Ansichten unserer Ultras zum Vorschein. Das Volk gilt etwas, das eine vom legitimen Herrn gegebene Constitution nicht will. Der Teufel scheint also doch nicht ganz in Portugal zu sein, was unsre Ultras zugeben, den er stecke zum Exempel in Canning.

Die Geschichte der darmstädtischen Advokaten Rühl und Hofmann ist wunderlich. Sie waren in ihrem Vaterlande wegen demagogischer Umtriebe in Untersuchung, und es war in der Köpenicker Untersuchung gegen hierseitige Demagogen ermittelt, daß sie mit diesen in Verbindung gestanden. Behufs der Confrontation wurden sie von der darmstädtischen Regierung nach Köpenick geschickt, wo man sie aber selbst zur Untersuchung zog, und so besonderes Wohlgefallen an ihnen fand, daß man sie, trotz aller darmstädtischen

Erinnerungen, nicht zurückkehren lassen wollte. So erzählte es mir der hiesige darmstädtische Gesandte Herr von Sandon, der darüber in große Verdrießlichkeiten gerathen war, und endlich die Loslassung seiner Landsleute erwirkte, die nun weiterhin von den Gerichten ihres eignen Landes losgesprochen sein sollen. Hier erzählt man nun: daß, nachdem in Köpenick oder in dem Hamburger Correspontenten die Lossprechung dieser Demagogen bekannt geworden, die Fiktion eingetreten, als ob sie, quasi, Allerweltsdemagogen wären und daß sie deshalb von unsern Behörden, namentlich durch den Oberpräsidenten der Rheinprovinzen, mit Steckbriefen verfolgt würden, welches Jemand in den Zeitungen oder in den Amtsblättern gelesen zu haben mich versichert. Ich habe es nur von Hörensagen, aber seitdem fürchte ich mich, daß die darmstädtische Regierung mich, als einen harmlosen hiesigen Demagogen, vielleicht quasi in dortigen Amtsblättern jure talionis, mit einem Steckbriefe verfolgen werde, welches ich gar nicht besonders unrecht finden würde. Ich werde gelegentlich suchen, mich darüber aufzuklären, halte mich aber, der persönlichen Sicherheit halber, einheimisch. Der König hat den Alexander v. Humboldt an seine Person attachirt, um in Kunst und Wissenschaftssachen a conciliis zu sein. Er wird sich deshalb künftig in Berlin aufhalten und nur einige Monate jährlich in Paris zubringen, der Herausgabe seiner Schriften wegen.

Von Jahn hört man nichts, desto besser für ihn. Herr Bülow-Cummerow mit dem J. kauft große Güter, fängt aber dabei an, in seinem alten Plan, die Verwaltung in die Hände der Rittergutsbesitzer von einigem Adel zu bringen, zu reussiren. Sack in Stettin will darüber aus der Haut fahren, obwol der Sack vom ältesten Sprachadel ist. Wäre unser Sack aber, wozu ich ihn während des Krieges machte, ein halber Kosak, so würde er die Lanze gegen seine Widersacher besser zu regieren verstehn.

Arndts Sache soll dahin entschieden sein, daß er seinen Gehalt fortwährend bezieht, aber nicht weiter Vorlesungen halten darf.

Vom künftigen Jahr an wird hier eine Literaturzeitung erscheinen, an deren Spitze Hegel, honoris gratia, steht. Der Hauptredacteur wird der Professor Gans (kein Edler von Putlitz) vom Stamme Juda sein; doch werden tüchtige Leute als Mitarbeiter genannt, so daß man etwas zu erwarten berechtigt ist. Jugend aus dem Hause Krethi Plethi wird sich auch darunter befinden. Herzliches Lebewohl und baldige Genesung.

v. Stägemann.

20.

Berlin, den 23. Juni 1827.

Schon einigemal, mein hochverehrter Freund, habe ich an Sie zu schreiben angefangen, bin aber jedesmal durch irgend einen Zufall an der Vollendung gehindert worden; das letztemal durch eine heftige und anhaltende

Krankheit, dergleichen bei mir sehr schlimme Nachwehen zurückläßt, nämlich die Rückstände der Arbeit. Meine letzte Krankheit, ein Katarrhalfieber, hat mich besonders zerrüttet.

Von Ihnen habe ich durch Reisende mir erzählen lassen, namentlich durch Herrn Kamp, Herrn Generalsuperintendent Roß und zuletzt Herrn L. R. Schnabel, der die Güte haben wird, Ihnen diesen Brief zu überbringen.

Daß Sie Anfangs gesonnen gewesen sind, hier das russische Dampfbad zu brauchen, hat mir Herr Geh. Rath Pochhamer erzählt. Ich höre, Sie haben ein ähnliches in der Nähe, und wenigstens können Sie dort den Versuch machen, ob es Ihnen hilft. Finden Sie es, so wird Ihnen das hiesige Bad vielleicht durch die Zerstreuung des Gemüths in der Hauptstadt hiernächst wohlthätiger sein. Alle Ihre hiesige Freunde, Buchholtz, Eichhorn, General v. Boyen, der Feldmarschall u. a. haben mir aufrichtige und herzliche Grüße an Sie aufgetragen. Item mein Hauspoet.

Herr Minister v. Stein ist inzwischen einige Zeit hier gewesen. Ich und seine übrigen alten Freunde haben ihn in seinen Gesinnungen unverändert gefunden. In einer jungen, noch ungefiederten Ständeversammlung voran zu fliegen, mag ihm in seinen Jahren wol zu schwer gefallen sein. Insofern wird sich das Urtheil des Dr. Sommer rechtfertigen, im Uebrigen trage ich Bedenken, es zu unterzeichnen. Aristokrat, obwol im bessern Sinne, ist der Alte immer gewesen.

Der rheinische Landtagsabschied ist, soviel ich weiß, noch nicht fertig. Den westphälischen habe ich im Entwurf zwar gelesen, Herr v. Vincke hat aber noch einige Ausstellungen gemacht, durch welche die Ausfertigung sich wol noch etwas verzögern dürfte.

Von der Commission, zu welcher Herr Sup. Roß gehört, erfahre ich nichts. Sie hat für mich, als einen mit sich abgeschlossenen Protestanten, wenig Interesse. Die katholischen Geschichten geben mich noch weniger an und die Jesuiten respectire ich gar nicht.

Buchholtz hat, um die Wette mit Walter Scott, Napoleons Leben geschrieben. Ich fürchte, daß man das letztere mehr lesen wird, als einen Roman. Und doch war Napoleon wirklich kein Romanenheld. Ob Buchholtz einen Römerhelden aus ihm machen wird steht dahin.

Von unserem Kriege mit dem Herzog von Köthen werden Sie wol gehört haben. Wir müssen ihm jetzt die Elbe blockiren, um nicht in die Hände seiner Schmuggler zu fallen. Interessanter und schlimmer sind unsere Rheinschiffahrtshändel.

Mein Sohn geht nach Preußen zur Bewirthschaftung der Güter, die ich dort unglücklicherweise noch besitze.

Herzliches Lebewohl und die besten Wünsche für Ihre baldige, gänzliche Genesung. v. Stägemann.

Deutsche Dorfgerichte vor hundert Jahren.

Wie sich in zahlreichen andern Beziehungen Einrichtungen und Gewohnheiten des Mittelalters im Leben des Landvolks neben denen der neuern Zeit fort erhielten, so auch im Brauch der Gerichte und der Gemeindeversammlungen auf dem platten Lande. Bekannt ist, daß in verschiedenen Gegenden Deutschlands bis auf die letzten Jahre neben rechtsgelehrten Richtern Bauern die Functionen von Gerichtsbeisitzern ausübten. Weniger bekannt wol, daß in sächsischen Dörfern noch jetzt durch Herumsendung eines hölzernen Hammers von Gehöft zu Gehöft zur Gemeine eingeladen wird, und daß dieser Hammer ein Verwandter der vornehmern „mace", die dem Sprecher im britischen Parlament vorgetragen wird, und ein Nachkomme des Hammers Donars ist, der den Gerichten der germanischen Urzeit präsidirte. Verschiedene andere interessante Züge dieser Art führt Zöpfl in seinen soeben erschienenen „Alterthümern des deutschen Reichs und Rechts" an, einem Werke, welches wir hiermit namentlich den Juristen unter unsern Lesern als eine werthvolle Ergänzung der deutschen Rechtsgeschichte des Verfassers empfehlen.*)

Indem wir versuchen, auf Grundlage der Seite 306 bis 321 mitgetheilten Urkunden ein Bild von der Art und Weise zu entwerfen, in welcher man in einzelnen süddeutschen Orten noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Gericht hielt, bemerken wir zum Verständniß, daß die drei einleitenden Fragen, mit denen der Vorsitzende die Verhandlungen zu eröffnen pflegte, bis in das höchste Alterthum hinauf reichen, daß die Hauptgerichtszeiten, Walpurgis und Martini, daß ferner das Bedanken des Richters für die ihm von den Schöppen gewordene Antwort (das Urtheil) der Gebrauch, nach welchem sich die Parteien Fürsprecher aus der Zahl der zwölf Gerichtsbeisitzer erbaten, die Sitte, welcher zufolge die Schöppen nach dem Schluß der Verhandlung abtraten, um ohne Beisein des Richters das Urtheil abzufassen und es, ohne daß dieser vorher Einsicht davon genommen hätte, nach der Wiederkehr in das

*) Der vollständige Titel des Buches, von dem uns der erste Band vorliegt, heißt: Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts. Studien, Kritiken und Urkunden zur Erläuterung der deutschen Rechtsgeschichte und des praktischen Rechts von Dr. Heinrich Zöpfl. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung, 1860.

Gericht zu verkündigen, ebenso alt ist, und daß endlich auch die Schlußceremonie, bei welcher die Parteien auf den Gerichtsstab angeloben mußten, dem Urtheil nachzukommen, „dabei zu bleiben," als eine Ueberlieferung mittelalterlicher Proceßformen angesehen werden muß.

Die erste Urkunde, eine Dorfgerichtserneuerung zu Sondernau in Franken, gibt uns ein ungemein lebendiges Bild des gerichtlichen Drama, welches in den alten Dinghofs- und Ehegerichten noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aufgeführt wurde. Das genannte Dorfgericht wurde zweimal jährlich abgehalten, einmal am ersten Mai, daher Walbermal, Walpurgisgericht, dann am 11. November, daher Mertens- oder Martinigericht genannt. Wie in der Urzeit der Richter vor Eröffnung der Verhandlungen den Frohnboten oder Schultheißen fragte: ob es Dingszeit, d. h. die rechte Zeit zum Gerichthalten sei, ob er das Ding „hegen", das Gericht mit Schranken umgeben dürfe, endwas er als ungebührlich vor dem Gericht verbieten solle, und darauf hergebrachte Antwort empfing, so auch hier. Nachdem sich die zwölf Schöppen von Sondernau versammelt, fragt sie der Richter oder Schultheiß: „Ist auch die rechte Tageszeit kommen, daß wir das Walber- (oder Mertens-) Gericht hegen, wie von alt herkommen ist?"

Darauf antwortet einer der zwölf: „Ja, es ist wol auf die Tagszeit kommen, daß wir das Gericht hegen und aufrichten, wie von Alters herkommen ist."

Der Richter: „Ich hege das Walbergericht erstlich von wegen des hochwürdigen Fürsten und Herren, Herrn N. N. Bischofs zu Würzburg und Herzogs zu Franken, unseres gnädigen Fürsten und Herrn, zum andern von wegen des ehrwürdigen und edlen P. P. beider Hochstifter Mainz und Würzburg Domherr und Oberpropst zu Wechterschwinkel, auch unseres gnädigen Herrn. Ich hege auch das Walbergericht von wegen beider Schultheißen und der zwölf Geschwornen. Ich hege auch das Walbergericht von wegen der zweien Heimerich (Schergen, Büttel) und von wegen der ganzen Gemeinde, auch von aller wegen, so zu diesem gehegten Walbergericht entboten sind. Ich verbiete, daß keiner vor dieses gehegte Walbergericht trete, er thue es denn mit Erlaubniß, daß auch keiner einem das Wort rede, er thue es denn mit Erlaubniß, daß auch keiner darin aufstehe oder sich niedersetze, er thue es denn mit Erlaubniß. Ich verbiete auch an diesem gehegten Walbergericht alle ungebührliche Werke und Worte, so sich darin oder außerhalb nicht zu reden gebühren. Ich verbiete auch alles, was ich von Rechts wegen zu verbieten habe. Ich erlaube auch hiervon alles, was ich von Rechtswegen zu erlauben habe. — Wie frage ich Euch zwölf darum?"

Einer der zwölf Schöppen erwidert: „Um das Recht bei unserm Eid."

Der Richter: „So seid um das Recht bei Eurem Eid gefragt, ihr alle

zwölf, ob das Walbergericht rechtlich und wohl gehegt sei und mit unverleumdeten Schöppen recht und wohl besetzt, wie von Alters herkommen ist."

Ein Schöppe antwortet: „Es haben mich meine Eidbrüder gelehrt und spreche es auch selber mit ihnen zu Recht, daß dies Walbergericht rechtlich und wohl gehegt, auch mit unverleumdeten Männern, wie von alt herkommen, besetzt ist. Wer hiervon Recht nehmen und geben will, denselben kann man wohl helfen, worüber wir zu helfen haben."

Der Richter dankt nun für diesen Spruch und befiehlt dann dem Diener Klage und Antwort zu fordern zum ersten Mal, zum andern Mal und zum dritten Mal. Nun erscheinen die Kläger, treten, nachdem sie um Erlaubniß dazu gebeten, vor das Gericht und ersuchen den Richter um einen Mann, der ihre Sache führe, und derselbe gibt ihnen einen solchen aus „dem Zwölferstuhl", der Bank, worauf die Schöppen sitzen. Nachdem dieser den Richter ersucht, ihm zu gestatten, daß er mit seinem Clienten abtrete, um sich von ihm die Klage vortragen zu lassen, und seine Bitte genehmigt worden, geht er mit dem Kläger hinaus, hört sein Vorbringen und legt es, in das Gericht zurückgekehrt, dem Letztern vor. In derselben Weise bittet der Beklagte um einen Fürsprecher. Er bekommt ihn ebenfalls aus den zwölf Schöppen und läßt, nachdem er sich mit ihm außerhalb der Schranke besprochen, ihn vor Gericht auf die Klage antworten. Haben Richter und Schöppen Rede und Gegenrede hinreichend vernommen und begehrt eine der Parteien ein Urtheil, so befiehlt der Richter den Schöppen auf ihren Eid, ein Urtheil zu fällen, wie es Rechtens sei. Hierauf bittet einer der Zwölf den Richter um Erlaubniß aufzustehen und hinauszugehen, „daß es ihn seine Eidbrüder lehrten," d. h. damit die Geschwornen unter sich ohne den Richter über die Angelegenheit Beschluß fassen und die Verkündigung desselben ihrem Wortführer auftragen können.

Das Urtheil kann draußen schriftlich aufgesetzt werden oder auch blos in einer mündlichen Antwort bestehen. Im erstern Fall wird es, nachdem die Schöppen wieder eingetreten sind, von dem, „an welchem das Urtheil stehet," d. h. dem Sprecher, Aeltesten der Schöppen, dem, welcher vorher um die Erlaubniß gebeten, zur Berathung mit den Andern abzutreten, geöffnet. Bringen die Schöppen es nur mündlich, so spricht es der eben bezeichnete Wortführer in ihrem Namen aus. Der Schluß der Verhandlung war, daß die Parteien dem Richter auf seinen Stab geloben mußten, dem Ausspruch des Gerichts nachzukommen, was selbstverständlich nur dann gefordert werden konnte, wenn nicht eine der Parteien sogleich gegen das Urtheil Berufung eingelegt hatte. Nach Abhaltung des eigentlichen Gerichtstags folgte dann in Sondernau die Vorlesung der Dorfgerechtigkeiten, Gebote und Verbote, was man den „Jahrspruch" nannte, ein Gebrauch, der bei allen solchen alljährlich

zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Gerichts- und Gemeindeversammlungen, den sogenannten „Jahrdingen" beobachtet zu werden pflegte.

Aus der nächsten Urkunde (sie bezieht sich auf die Besetzung des oberbergheimer Malefizgerichts) sehen wir, wie bis auf die letzten Zeiten des Reichs im Wesentlichen bei manchen Criminalgerichten ganz wie bei den kleinsten, nur auf bürgerliche Sachen beschränkten Dorfgerichten verfahren wurde und die Richterbank häufig blos mit Gemeindegliedern, gewöhnlichen Kleinbürgern und Bauern besetzt war.

Wie ein solches Gericht verfuhr, zeigen die weiterhin mitgetheilten Verhandlungen eines Blutgerichts zu Emmendingen in Baden vom Jahre 1732 und die darauf folgenden eines anderen solchen Tribunals, welches sieben Jahre später ebendaselbst ein Todesurtheil fällte.

Bemerkenswerth ist zunächst bei dem Gericht von 1732, daß es mit dem Bürgermeister des erwähnten Städtchens als für diesen Fall von einem höheren Staatsbeamten, dem Landschreiber, durch Uebergabe des Gerichtsstabes ernannten Blutrichter (derselbe trug nach der heimlichen Halsgerichtsordnung Karls V. entweder seinen Stab oder ein bloßes Schwert in der Hand) und mit zwölf Vögten und Schultheißen der umliegenden Dörfer als Urtheilssprechern besetzt ist. Sodann finden wir, daß der Verhandlung außer dem Verhör des Angeklagten (er ist ein Gastwirth und steht wegen Gotteslästerung vor Gericht) noch die sogenannte „Besiebnung" vorausgegangen ist. Diese fand statt, wenn der Delinquent seiner Schuld nicht oder nicht ganz geständig war, und bestand darin, daß der Ankläger mit sechs Eideshelfern durch einen Schwur bekräftigte, daß jener das ihm vorgehaltene Verbrechen wirklich begangen. Dieser Gebrauch war allerdings schon durch die bamberger Halsgerichtsordnung von 1507 für einen Mißbrauch erklärt worden, indeß hatte die Halsgerichtsordnung Karls V. davon nicht Notiz genommen, und so erklärt sich's, daß die Besiebnung bei einzelnen Gerichten noch bis weit in's achtzehnte Jahrhundert hinein vorgenommen werden konnte. Ferner begegnen wir hier, und ebenso bei dem späteren Blutgericht, noch zweien von jenen Fragen, mit welchen von Urzeiten her alle Gerichtsverhandlungen eingeleitet wurden. Der Richter fragt, mit wie vielen Personen das löbliche Malefizgericht besetzt werden solle, und die Antwort lautet: „Mit zwölf ehrlichen Männern," was an die „unversprochenen Mannen" der alten Rechtsbücher erinnert. Und er fragt zum Zweiten, wie hoch dieses löbliche Malefizgericht zu verbannen sei, d. h. bei welcher Buße alle ungebührlichen Reden, aller Unfug während der Sitzung des Gerichts untersagt werden solle, worauf der eine der Beisitzer erwidert: „Mit zehn Pfund und drei Heller" und wonach alsdann, wie in ältester Zeit, das „Verbannen des Gerichts," d. h. das Friedegebieten unter Androhung der genannten Geldstrafe durch den Blutrichter erfolgt.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Verhandlung eröffnet worden, ſagt der Blutrichter, wer etwas anzubringen, dem ſei es erlaubt. Hierauf wird die von dem Ankläger, einem baden-durlachſchen Hofgerichtsadvokaten, angefertigte ſchriftliche Anklage „jedoch mit Auslaſſung derer nehmlichen Läſterworte zu Vermeidung Aergernuſſes der Umſtehenden“ von einem Oberamtskanzliſten verleſen und dann zu den Akten übergeben. Sodann verlieſt ein anderer Oberamtskanzliſt die ebenfalls von einem Advokaten gelieferte Vertheidigungsſchrift. Der Accuſator replicirt, der Defenſor duplicirt und die Sache kommt zum Schluß. Der Blutrichter befiehlt, den ſeiner Feſſeln entledigten Delinquenten wieder zu ſchließen und in's Gefängniß abzuführen. Derſelbe fällt auf die Kniee und bittet um ein gnädiges Urtheil in Anbetracht ſeines unſchuldigen Weibes und ſeiner Kinder. Der Richter antwortet, es werde geſchehen, was Rechtens ſei, und der Angeklagte wird weggebracht.

Nun richtet der Blutrichter an einen der Maleſizrichter, einen Vogt von Bahlingen, die Aufforderung das letzte oder Endurtheil abzugeben. Dieſer bittet um Erlaubniß, abzutreten und ſich mit den anderen elf Collegen zu unterreden. Zurückgekehrt gibt er — da Stimmeneinhelligkeit ſtattfindet, im Namen der übrigen — folgendes „Votum“ ab:

„Obwol der Maleficant die zu dreien unterſchiedlichen Malen immediate erga Deum begangne entſetzliche Gotteslästerung nach Ausweis des Beſiehnungsprotokolls nicht vollkommen eingeſtanden, dagegen aber durch unverwerfliche Zeugen nach abgeſchwornen leiblichen Eiden in confrontatione deſſen überwieſen worden, anbei auch bekanntermaßen jederzeit mit Vollſaufen, Fluchen und Schwören ein ſehr ruchloſes und gotteslästerliches Leben geführt, alſo könne zu Rettung Gottes allerheiligſten Ehre und damit nicht der Zorn Gottes auf Stadt und Land gezogen werde, in Conformität göttlich- und weltlicher Rechten kein ander Urtheil fällen, als es ſolle derſelbe dem Scharfrichter an die Hand geliefert, auf gewöhnliche Richtſtatt geführt, ihm daſelbſten ſeine Läſterzunge verſtümmelt und er ſodann durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht, auch die aufgegangnen Koſten, ausgenommen, was auf die Execution geht, aus ſeinem Vermögen bezahlt werden.“

Dieſem Votum gemäß wurde das Urtheil gefällt. Der damalige Landgraf von Baden Durlach indeß milderte daſſelbe inſoweit, als er verfügte, daß der Maleficant mit Abſchneidung der Zunge verſchont werden ſolle. Die Acten zeigen noch ein beſonderes Protokoll über die Vollſtreckung des Todesurtheils an dem armen Sünder. Auch dieſe Handlung wurde in der Form eines Maleſizgerichts eröffnet und dieſes wie das erſte bei der gewöhnlichen Buße von 10 Pfd. 3 Hl. „verbannt“. Die auf dem Platz der Urtheilsverkündigung und der Stelle der Hinrichtung verſammelte Volksmenge wird hier in alterthümlicher Weiſe als der „Umſtand“ bezeichnet. Wie noch jetzt hier

und da geschieht, brach der Blutrichter über dem Delinquenten den Stab und warf ihn demselben vor die Füße. Die Execution selbst fiel übel aus, da der Scharfrichter den Kopf erst mit dem dritten Hiebe vom Rumpf zu trennen vermochte, weshalb auch die sonst übliche Frage desselben, „ob er recht gerichtet habe" unterblieb.

Bei dem zweiten Fall, wo es sich um einen Todtschlag handelte, begegnen wir denselben einleitenden Fragen, mit wie vielen Personen das Gericht zu besetzen, mit welcher Buße es zu verbannen sei, und denselben Antworten wie beim ersten. Auch das übrige Verfahren ist im Wesentlichen dasselbe. Dagegen kommt es hier zu keinem einstimmigen Votum der als Maleſizrichter versammelten Vögte und Schultheißen. Es ist — ebenfalls durch Besiehnung — erwiesen, daß der Angeklagte einen Bürger des Orts Emmendingen, mit dem er in Feindschaft gelebt, des Nachts mit einem Stein von der Schwere eines halben Pfundes von hinten an den Kopf geworfen hat und dieser in Folge der dadurch herbeigeführten Verletzung am vierzehnten Tag darauf gestorben ist. Einige der Richter sehen darin einen Mord, andre blos einen Todtschlag. Interessant ist, wie die Abstimmenden sich zwar meist im Allgemeinen auf die göttlichen und menschlichen Gesetze berufen, aber kein menschliches Gesetz namentlich anführen, während sich mehre derselben ausdrücklich auf die Bibel und zwar auf eine Stelle im vierten Buch Mosis beziehen, in welcher sie den betreffenden Fall als todeswürdiges Verbrechen bezeichnet finden.

So gibt der zuerst zur Erklärung berufene Vogt von Malterdingen seine Meinung dahin ab: Er habe zwar aus der vorgelesenen Defensionsschrift wol verstanden, wie sich der Vertheidiger viele Mühe gegeben, den Delinquenten von der Todesstrafe zu befreien, besonders damit, daß er den mörderischen Vorsatz desselben leugne. Weil aber ein Stein ein tödtliches Werkzeug und Maleficant solchen zu dem Ende, den Entseelten damit zu werfen, zu sich genommen und seinen Vorsatz dergestalt ausgeführt, daß jener davon sogleich gefallen und nach Ausweis des Arztes daran gestorben, so wolle er sein Urtheil nach dem Ausspruch göttlicher und weltlicher Rechte dahin abgeben, daß der Maleficant ihm zur wohlverdienten Strafe, andern aber zum wahrnehmenden Exempel dem Scharfrichter an die Hand geliefert, an gewöhnliche Richtstatt geführt und mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Aehnlich stimmten mit kürzern Worten die Vögte von Göndringen, Königsschaffhausen, Mundingen, Denzlingen und der Schultheiß von Ihringen. Letzterer gibt sein Votum dahin ab: „Die heilige Schrift und zwar das 35. Kapitel des 4. Buchs Mosis im 14. Vers sagt deutlich, daß, wer einen mit einem Stein werfe, daß er sterbe, derselbe soll des Todes sterben, mithin bleibe er bei diesem Ausspruch, daß nämlich der Maleficant mit dem Schwert gerichtet

werden ſolle, jedoch möge er ihm wol gönnen, wenn gnädigſte Herrſchaft ihm Gnade erzeigen wolle."

Andere Richter fügten gleichfalls ihrem Spruch auf Enthauptung eine Hinweiſung an, daß die landesherrliche Gnade hier am Orte ſein werde. Andere waren zweifelhaft in Beurtheilung des Verbrechens und ſtimmten deshalb für eine mildere Strafe. So der Vogt von Bözingen, der ſich vernehmen ließ: Nach göttlicher Schrift und weltlichen Rechten habe der Angeſchuldigte freilich den Tod verdient, weil er aber doch den Vorſatz zu morden nicht gehabt haben möge, ſo würde er nichts dagegen zu bemerken haben, wenn er zu Auspeitſchung und Landesverweiſung begnadigt werden könnte. Faſt wörtlich ſo äußerte ſich der Vogt in Freyambt, ähnlich der von Mallek, der den Delinquenten ins Zuchthaus geſchickt und eine Zeit lang mit Streichen abgeſtraft wiſſen wollte. Am Weiteſten auseinander gingen der Vogt von Denzlingen und der von Theningen, und zwar bezieht ſich keiner von dieſen beiden gleich den Uebrigen auf die Bibel. Der erſte urtheilte: „Solle mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden, denn ein Mordvorſatz daraus erhelle, daß er einen Stein aufgehoben, ohne allen Zweifel, ihn ſo damit zu werfen, damit er ihn, den Thäter, nicht erkennen und bei der Obrigkeit zur Beſtrafung angeben könne, welches denn ſchon ein mörderiſcher Angriff ſei"(!). Der Theninger dagegen: „Er könne den Delinquenten für keinen vorſätzlichen Mörder erkennen; doch ſei er harter Beſtrafung ſchuldig; wäre alſo ſeine Meinung, daß er auf die Galeere condemnirt werden ſolle."

Hierauf wurde vom Blutrichter nach der Majorität und auf Grund deſſen, daß „wir Menſchen keines Herzens kundig ſeien, das 35. Kapitel des 4. Buchs Moſes, Vers 17 aber den Ausſpruch gebe" das Urtheil geſprochen, daß „der Delinquent des Todes ſterben und mit dem Schwert hingerichtet werden ſolle."

Die Akten dieſes Proceſſes enthalten kein Protokoll über die Hinrichtung, und da auch ſonſt nicht zu erſehen iſt, ob dieſes nur durch Stimmenmehrheit und zum Theil auf falſche Gründe hin erfolgte Urtheil die vorbehaltne landesherrliche Beſtätigung erhalten hat, ſo wollen wir annehmen, daß dem armen Sünder Gnade widerfahren und er mit einer mildern Strafe belegt worden iſt.

Auffällig kann hierbei erſcheinen, wie einer der Maleſizrichter darauf kam, den Angeklagten auf die Galeere ſchicken zu wollen. Es erklärt ſich dies indeß daraus, daß ſchon im ſechzehnten Jahrhundert einzelne deutſche Fürſten und freie Städte, z. B. der Herzog Albrecht von Bayern und der Rath von Nürnberg mit den Genueſen einen Vertrag abgeſchloſſen hatten, nach welchem ſie denſelben ihre Sträflinge zur Abbüßung der Strafzeit auf den Galeeren überließen. Noch 1708 lieferte der nürnberger Rath eine Anzahl von ſchweren Verbrechern auf die Galeeren der Venetianer ab, nachdem auch 1699 ein

Transport solcher Strafgefangenen von dort, und zwar nach Morea abgegangen war. Nach dem obigen Votum des Vogts von Theningen muß ein ähnlicher Vertrag zwischen einer der italienischen Seestädte und dem Markgrafen von Baden-Durlach in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bestanden haben, und es ist möglich, daß unser Todtschläger noch unfreiwillige Seereisen nach den Besitzungen Venedigs in Griechenland und auf den Inseln des adriatischen Meeres gemacht hat.

Im Uebrigen sehen wir aus diesen beiden Fällen, daß wir uns, wie in vielen andern Dingen, auch in Betreff des Criminalrechts Glück wünschen dürfen, die vielbelobte „gute alte Zeit" hinter uns zu haben. Rein um einer Bestimmung des jüdischen Gesetzes willen, oder doch mit vorwiegendem Bezug auf dieselbe ein Vergehen von der Hand des Scharfrichters sühnen zu lassen, ist nicht viel besser als ein Justizmord, und wie viele mögen derer sein, welche die alte bornirte Justiz allein in Deutschland, mit der Spitze ihres Richtschwerts auf diese und andere Stellen der mosaischen Steintafeln zeigend, auf den Armsünderstuhl, an den Galgen oder auf andere Weise in den Tod geschickt hat! Und erinnern wir uns, daß die Justiz, von der wir hier zwei Urtheile mitzutheilen hatten, noch vergleichsweise eine gesunde war. Denken wir an die große gräßliche Krankheit der Hexenprocesse, welche fast zwei Jahrhunderte hindurch ganz Mitteleuropa und vor Allem Deutschland mit dem Geruch verbrannten Menschenfleisches erfüllte und noch vor weniger als hundert Jahren ihre Opfer forderte.*) Dieser grausenvolle Wahnsinn ist ebenfalls ein Sohn aus der widernatürlichen Ehe zwischen dem Recht und der Theologie. Wie in den mitgetheilten Processen Bibelstellen sich in Schwerter verwandelten, welche hier dem Gotteslästerer „zur Rettung der Ehre Gottes" und damit nicht der Zorn Gottes auf Stadt und Land gezogen werde", dort dem bloßen

*) In Como wurden im Jahre 1524 nicht weniger als tausend, in Genf 1515 gegen fünfhundert Menschen wegen Hexerei hingerichtet. In Braunschweig verbrannte man zwischen 1590 und 1600 so viele Hexen, daß „die Richtstatt wie ein Wald anzusehen war." Im Fürstenthum Neiße sind von 1640 bis 1651 an tausend verurtheilt und davon 242 „eingeäschert" worden; nicht minder eifrig war man gleichzeitig im Bisthum Olmütz und im Osnabrückschen. Gewaltige Hexenjäger waren die Bischöfe von Bamberg und Würzburg; ersterer schickte bei einer Unterthanenzahl von nicht ganz hunderttausend Seelen binnen drei Jahren 285, letzterer während seiner Regierung 219 Hexen und Zauberer auf den Scheiterhaufen, darunter 21 kleine Kinder. Auch Bischof Johann von Trier ließ sich die Ausrottung der „Unholden" sehr angelegen sein, in zweien der ihm gehörigen Ortschaften blieben vor seiner Brandfackel nur zwei Weiber übrig. Ein mainzer Domdechant soll in den Dörfern Krotzenburg und Bürgel über dreihundert Menschen den Feuertod haben sterben lassen, und der berüchtigte Ketzermeister Nicolaus Remy rühmte sich 1697, daß er in Lothringen binnen fünfzehn Jahren gegen 900 Zauberer habe verbrennen sehen. In Quedlinburg äscherte man 1589 an einem einzigen Tage 133 Hexen ein, und in Zuckmantel, einem kleinen schlesischen Städtchen, schickte man im Jahre 1651 die ungeheure Zahl von 102 Menschen im Rauch gen Himmel, darunter ein Kind von einem, und ein anderes von sechs Jahren, „deren Vater der Teufel gewesen." Die letzte Hexenhinrichtung in Ländern deutscher Zunge fand 1783 in Glarus statt.

Todtſchläger den Kopf nahmen, ſo barg ſich in einer andern Stelle der Bücher Moſis das Gift, aus dem ſich jene geiſtige Peſt des großen Hexenbrandes entwickelte, welche in der Rechtsgeſchichte und der allgemeinen Culturentwickelung Deutſchlands faſt eine ebenſo furchtbare Stelle einnimmt, als in der politiſchen Geſchichte der dreißigjährige Krieg.

„Die Zauberer ſollſt du nicht leben laſſen", las einmal ein Prieſter oder Mönch bei Moſes. „Die Zauberer ſollſt du nicht leben laſſen", ſprachen ſeiner Predigt Richter von der Gemüthsverfaſſung des Schultheißen von Ibringen nach. Was die gute alte Zeit, die Normalzeit unſrer reactionären Theologen und Politiker, daraus gemacht hat, weiß die Welt, und wir ſind ſicher, daß ſie mit uns übereinſtimmt, wenn wir ſagen: Der Himmel bewahre uns vor der guten alten Zeit!

Sloapen (Schlafen.)

Der arme, arme Seemann, kein Genuß, kein Vergnügen, keine Freude auf Jahre langen Reiſen, mehr wie ein anderer ſich bewußt, in der bewegten Welt zu ſein, muß er verdurſten am Quell, hungern vor reicher Tafel. Doch nein ſo iſt es lange nicht, denn Genuß und Vergnügen hat er, nur iſt ſein Genuß, nicht unſer Genuß.

Wir können befriedigt ſein, wenn wir etwas Schönes geſehn, etwas Gutes gehört haben, das iſt aber für ihn nichts, ſeine Luſt, ſein Höchſtes, ſein ein und Alles iſt — Sloapen.

Welch unendlicher Reiz liegt in dieſem Wort für ihn, mit ihm vergleicht er jeden andern Genuß, den er als etwas Großes bezeichnen will. Am Land natürlich iſt für ihn das Schlafen nicht etwas Beſonderes, da hat er ja die Buddel (Flaſche) und die Derns (Mädchen), aber draußen opn Woater wo die See baugi hoh geit da iſt die Wiege des Seemanns, die ihn in den Schlaf lullt und nur wenn ſie das Schaukeln übertreibt, muß er aus der warmen Coje an Deck, der Sturm läßt ihn kaum athmen, er muß hoch in den Maſt, der unter der Segel Wucht ſtöhnt; die Gefahr iſt groß, mit dem größten Eifer beendigt er ſeine Arbeit, die bei ungeſchickter Vollendung ſein Leben koſten kann, denn iſt er fertig, ſo kann er wieder — — ſloapen.

Kommen zwei Seeleute zuſammen, ſo erzählen ſie zuerſt von ihren Schiſ-

Digitized by Google

en und dann von den Häfen; das Schiff ist gut, denn die Coje ist gut und die Coje ist fein, denn fein kann man doar jümmer (da immer) sloapen. Die Sklaven schaffen die Ladung herbei.

Zwölf Stunden wacht der Seemann auf See, zwölf Stunden schläft er, aber freilich hintereinander geht das nicht, darum hat der Schlaf auch solchen Reiz. Nur alle vier Stunden schläft er vier Stunden, weil er aber das Wetter nicht vorher kennt, so weiß er auch nicht wie lange er schlafen wird. —

Schläft der Matrose auf der Wache und wird er ertappt, so zahlt er später Strafe, aber es kommt selten vor, nicht etwa, daß er auf der Wache schliefe, sondern, daß er ertappt wird.

Der Oale (Alte) oder Käpen und die Stüerlüd gehören achter (hinten), de Lüd vör (vorne), das ist nun einmal auf jedem Schiffe so, sei es aus Equiqua, Hongkong oder London. Das Vör geht bis zum Grotmast (Großmast) und da fängt natürlich das Achter an. Nur wer gerade von de Lüd steuert, hat achter zu thun, kommt die Ablösung alle Stunden, so hat er sonst dort nichts verloren und geht geradeweg nach vör (aber ut speen das darf er achter, hut es wenigstens, und wenn er ein guter Seemann ist speet he brun).

Von de achtersten hat vör außer bei der Arbeitszeit keiner etwas zu suchen. Ist aber einmal gerade des Nachts der Wind gut und de Stürmann auch gud, dann snakt (erzählet) he von achter ein paar Worte nach vör — aber ich wiederhole, dann muß schon Alles sehr gut sein. Daß sie einigemale von achter nach vör utvaren, (ausschimpfen,) dazu braucht es noch nicht sehr schlimm zu sein, das kommt oft vor. Schlimmer ist, wenn der Oale nach vör kommt, um utokieken (zuzusehn) ob de Wach an Deck, und wenn der Oale einmal kömmt, dann ist auch wol einer wach, der schreit: De Lüchtenpoal brennt (Laternenpfahl brennt) oder God verdamms der Hay häd min drögen Hemd fräten (Hay hat mein trockenes Hemde gefressen) und wenn de Lüd eine abgeschossene Kanone nicht gehört hätten, das hören sie.

Ein alter Seemann hat Erfahrung nicht allein wie er sich in Hungersnoth und Wassersnoth zu benehmen, wie er Taue schleife und Nothmasten aufrichte, er hat auch gründliche Erfahrung, wie er sich zu benehmen, wenn de Lüchtenpoal brennt oder de Hay dat dröge Hemd fräten häd.

Zwölf Mann, die Hälfte der Mannschaft, sollen an Deck sein und die sind es auch, den einen haben wir schon schreien gehört, die andern aber haben sich auf Deck gelagert, hier liegt einer zwischen zwei Spien, das sind große Balken, eingeklemmt, dort ein anderer mit dem Kopf an dem Schweinstall, einer liegt zwischen dem Anker, mit dem Kopf auf der scharfen Kante, ein anderer liegt auf der Reeling und hat, damit er nicht herunterfalle sich ein Tau um einen Leib gezogen, wer jedoch nicht grade fest schlafen will, der liegt an der Seegelschote, die geht alle zwei Minuten in die Höhe und erinnert an nicht

Schlafenſollen, und wer ſich gar nichts daraus macht, wo er liegt, hat ſeine Viere ausgeſtreckt und ſich auf die Ankerkette gelegt.

Wären die Leute alle aufgeſprungen, ſo wäre das unklug geweſen, etwas Unkluges thun die Leute nicht, ſie bleiben daher liegen und fangen an zu pfeifen oder ein Liedchen zu ſingen. Der Dale muß natürlich ohne ein Wort ſagen zu können, zurück.

Der Eine, der aber „zufällig wachte" war ein Schiffsjunge, der aufpaſſen mußte, das geſchieht aber immer, wenn die Mannſchaft vorher mit „achter" Krakehl gehabt hat. So ruhig dieſelbe auf ihren nicht allzu bequemen Lagerſtätten ſcheinbar gelegen, vergeſſen kann ſie die Abſicht des Dalen nicht. — Es wird alles lebendig, der eine flucht, der andre lacht und wenn in der tief dunkeln Nacht durch die brennenden Pfeifchen ein Paar Geſichter beleuchtet werden, ſo ſieht man, daß man den Geſellen jeden ſchlechten Streich zutrauen könne.

Die Störung war in der erſten Stunde geſchehen, es naht die letzte. Der dicke alte funfzigjährige Matroſe Claus geht ans Steuer. Der Capitän, der bis dahin fortwährend auf dem Hinterdeck auf und abgegangen, zuweilen aus einem Töpfchen ein Schlückchen Rum getrunken, legt ſich der Länge nach auf Deck hin, ſein Auge nach oben gerichtet, um nach den wundervoll glänzenden Sternen zu blicken, er will nicht ſchlafen, nur liegen, aber wer kann für den Rum ſtehen — er ſchläft. Claus hat das Manöver von Anfang bis zu Ende beobachtet, es ſind von dem Schlafen des Capitäns zwei Vortheile zu ziehen 1) Rum 2) Rache. Nachdem erſterer beſorgt, ſchleicht er zum Capitän, ſchlägt ihm energiſch auf die Schulter und ruft mit Donnerſtimme: Captain Se ſloapen, achter is ne ſwarte Bö. — Wie ein Blitz fährt der über ſeine Willenloſigkeit ärgerliche Capitän auf, er hat nicht mehr Zeit, über die Clausſche Unverſchämtheit nachzudenken, denn er ſieht durch ſeine verſchlafenen Augen Alles ſchwarz und Wetterleuchten dazu; ſeine erſten Worte ſind: Butenklüber dhol, Royels, Bramſeils op.

Die zwölf Mann ſind im Nu zuſammen, jedes Commandowort wird zur Sicherheit des richtigen Verſtändniſſes wiederholt: Butenklüber dhol hurrah hurrah das ging noch, aber die Royels und Bramſeils auch op, God verdamm mi, unſere Wach is ut, wüllt ſloapen, ruft der eine, ein anderer ſingt (die Seeleute thun das, wenn ſie an Tauen ziehen 1) De Käpen kann ſloapen (Der Kapitän kann ſchlafen) 2) De Lüd, de möt loapen (die Leute müſſen laufen) ſing op, ſing op.

Die Gährung ſcheint immer mehr zu ſteigen, da ertönen vom Steuer acht helle Glockenſchläge, ſo hell, ſo klar wie das eben von keinem Wölkchen getrübte Wetter. — To Lojis iſt der allgemeine Ruf.

An Deck erſcheinen wie Geſpenſter zwölf neue Geſtalten. Schlaftrunken und taumelnd wie ſie ſind, iſt ihr erſter Blick doch nach dem

Wetter, das gut, nach den Segeln, die weggenommen, es ſteht ihnen bevor ſie wieder aufzuhiſſen. Ein fürchterliches Fluchen zuerſt auf de Lüd von de annern Wach will beginnen, aber die iſt verſchwunden, vergnügt über den gelungenen Schabernak — to Lojis — ſloapen. Man ſtürmt nach achter zu um den Oalen über ſein unnützes Commando zu höhnen, aber der iſt ärgerlich über den ihm geſpielten Streich — to Lojis — ſloapen.

Die Morgenröthe wird ſtärker, der Wind noch beſſer, der Butenklüver, Royels und Bramſeils ſind ſchnell in den Gang gebracht.

Der Stürmann legt ſich achter hin auf Deck, nur um in den Himmel zu ſehen, und vör legen ſich de Lüd an Spien, Anker und Schweinſtall, ſelbſt der Junge legt ſich, um zu ſloapen, denn wenn de Stürmann de Wacht häd, brennt ſo leicht de Lüchtenpoal nich, auch dat dröge Hemd wird vom Hay nich fräten. —

Aus Schleswig.

Wenn man die Beurtheilungen der ſchleswigſchen Frage in der deutſchen Preſſe überblickt, ſo begegnet mân häufig der Meinung, daß die Stellung, welche die däniſche Regierung zu dem Herzogthum eingenommen, die Maßregeln, die ſie demſelben gegenüber ergriffen, die abſchlägigen Antworten, die ſie auf alle Forderungen deſſelben ertheilt hat, im Weſentlichen von politiſchen Gründen dictirt ſeien, daß es die däniſche Großmannsſucht, der däniſche Fanatismus, oder wenn man will, der däniſche Patriotismus ſei, der ſich beſtrebe, ein Dänemark bis zur Eider zu ſchaffen. Wir leugnen nicht, daß in einem Theil des Volkes ſolche Empfindungen die Triebfedern ſind, welche ſie bewegen, nach Kräften für die factiſche Einverleibung des Herzogthums zu wirken und allen dahin zielenden Maßregeln der kopenhagner Regierung Beifall zuzurufen. Wir würden ſogar bereitwillig ſolchen Patrioten die Berechtigung zu derartigen Wünſchen, Hoffnungen und Beſtrebungen zugeſtehen, wenn dem Willen die Kraft, ſich auf die Dauer geltend zu machen, der Abſicht zu erobern die nöthige materielle Befähigung dazu beſchieden wäre.

Was wir aber nicht zugeben, iſt, daß die Mehrzahl des däniſchen Volkes, oder richtiger, die Mehrzahl der Dänen, die überhaupt an dem Streit ein Intereſſe nehmen, die Majorität der gebildeten Klaſſe alſo, von jenem edlen Gedanken an die Größe des Vaterlandes allein, oder auch nur hauptſächlich angetrieben wird. Die Eroberungsluſt, die Schleswig factiſch annectirte, die ihre Eroberung um jeden Preis behalten will, hat in einem ſehr großen Theil der Dänen einen viel weniger idealen Grund. Wie die amerikaniſchen Parteien, mindeſtens die meiſten ihrer Führer und Schürer, ſich in der Regel weniger ernſtlich wegen des Princips ſtreiten, das ſie auf ihre Platform gehoben, als wegen der Aemterbeute, die ſie nach dem Siege theilen, ſo verhält ſichs auch in Dänemark. Kopenhagen erzieht zu viele Gelehrte, als daß Dänemark

im Stande wäre, sie zu versorgen, und so ist der Schrei nach einem „Lebebrod“ häufiger zu hören und ernstlicher gemeint, als alle politischen Stichwörter. Nach der schleswig-holsteinischen Erhebung fand sich Gelegenheit, diesem Ruf auf Kosten Schleswigs Genüge zu thun. Man jagte die aufrührerischen Pastoren und Amtleute weg und sah sich nun in der Lage, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, neben dem Patriotismus auch dem gemeinen Egoismus, dem Hunger nach einer fetten Pfründe, einer anständigen Versorgung, Erfüllung seiner Wünsche angedeihen zu lassen. Viele, wo nicht die meisten jener kopenhagner Patrioten, jener getreuen Unterthanen, die für das gute Recht des Königs gegenüber den Deutschen ihre Lungen und Federn anstrengten und noch anstrengen, sind einfache Stellenjäger, die den Patriotismus bei sich selbst anfangen lassen und zuerst an ihr gutes Recht auf eine Pfarre im „Paradies der Pastoren“ oder auf eine Hardesvogtei oder Amtmannsstelle im Lande der guten Beamtengehalte denken. Vielen dieser Herren würde es sehr ungelegen gekommen sein, wenn die deutsche Bewegung im Herzogthume sich mit dem Beginn der Reactionszeit von 1851 gelegt und so die Regierung wenigstens zum Theil des Vorwandes beraubt hätte, die mit Deutschen besetzten Posten deshalb mit Dänen besetzen zu müssen, weil letztere zuverlässiger und energischer in der Unterdrückung des aufrührerischen Deutschthums seien.

Wie das Danisirungssystem in Schleswig zugleich ein System der Versorgung stellenbedürftiger Juristen und Theologen von den Inseln ist, hat man an den jüngsten Veränderungen in der Besetzung der Aemter mit einer über allen Zweifel an der Sache erhabenen Deutlichkeit erkennen können — Veränderungen, welche in eine beträchtliche Anzahl von Posten, deren bisherige Inhaber der Regierung keinerlei Veranlassung zum Tadel gegeben, sie vielmehr nach Kräften bei Ausführung ihrer Absichten unterstützt und damit zahllose Verwünschungen von Seiten des Volkes auf sich gezogen hatten, lediglich deshalb Dänen einschoben, weil die Wiege jener seitherigen Inhaber in Deutschland gestanden. Es würde eine stupide Politik sein, Leute zu entfernen, deren Verhalten, indem sie ihre deutsche Geburt verleugnen, ihre deutsche Zunge gebrauchen, um Deutschen zu befehlen, dänisch zu denken und zu reden, dem Volke als Beispiel hingestellt werden kann, an dem es Submission lernen, an dem es sehen kann, daß nicht alle Deutschen den Dänen Opposition machen, daß mitunter sogar Menschen von Bildung zum Judas werden. Es ist aber im Wesentlichen gar nicht so gemeint, es ist nicht so sehr Haß gegen das Deutschthum, der die Patente und Vocationen vertheilt, sondern ganz gewöhnlicher, gemeiner alltäglicher Eigennutz, man beutet seine Eroberung nach den Grundsätzen aus, mit denen etwa Räuber eine gestohlne Kuh ausschlachten: dem Sieger Fleisch und Haut, dem Bestohlnen die Knochen.

Schleswig ist für Dänemark eine Errungenschaft von so großen materiellen Vortheilen, daß alle Parteien auf den Inseln und in Jütland, nicht allein die jetzt herrschende eiderdänische, stets zäh daran festhalten werden. Nach dem letzten Staatshandbuch hat Schleswig an Beamten 925, worunter 571 weltliche, 298 geistliche und 56 an Gelehrtenschulen, Seminaren und höheren Bürgerschulen Angestellte sind. Von der Concessionsertheilung der Regierung sind ferner abhängig: 38 Advocaten und Notare, 37 Apotheker, 14 Buchdrucker und 45 Landmesser. Unter den weltlichen Beamten befinden sich nicht mehr als einige und dreißig Schleswiger und Hol-

steiner. Von den geistlichen Aemtern sind weit über hundert in den letzten Jahren mit Dänen besetzt worden. Unter den 56 Lehrern an den höhern Unterrichtsanstalten treffen wir nur sechs Schleswiger. Von den Apothekern hat man drei, die in Flensburg, Husum und Apenrade, beim Verkauf ihres Geschäfts genöthigt, dasselbe an Dänen zu überlassen, indem andere Kaufliebhaber, welche mehr geben wollten, die erforderliche Concession für ihre Person nicht erlangen konnten. Die Stellen der Dorfschullehrer werden jetzt selbst im mittlern Schleswig, in Angeln zum Beispiel, wo nur noch ein halb Dutzend Dörfer das alte Rabendänisch spricht, immer mehr mit Nationaldänen besetzt, und auch bei andern von ihr abhängigen Stellungen sucht die Regierung die Deutschen mehr und mehr nach Süden zu schieben oder selbst nach Holstein abzugeben.

Auch ein solches Ministerium, welches aufrichtig einen Gesammtstaat mit völlig gleicher Vertheilung der Rechte und Pflichten auf die Bewohner der einzelnen Glieder dieses Staats erstrebte, würde immer dem Andrang der Nationaldänen zu den Aemtern in Schleswig nachgeben müssen. So lange die Herzogthümer der cimbrischen Halbinsel denselben Regenten wie das Königreich haben, werden sie unter allen Umständen von der Regierung zum Vortheil der Dänen zurückgesetzt und ausgebeutet werden.

Die sich feindlich gegenüberstehenden Interessen werden nicht eher unwirksam werden, als bis nach Erlöschen des jetzt regierenden Mannsstammes, der bekanntlich nur auf vier Augen steht, in Schleswig-Holstein ein anderes Fürstengeschlecht den Thron einnimmt, als in Dänemark. Das einer solchen Ordnung der Dinge zur Zeit entgegenstehende Erbfolgegesetz vom 31. Juli 1853 nebst dem londoner Protokoll vom 8. März 1852, wird, wenn die Verhältnisse bleiben wie sie sich jetzt gestalten, schwerlich mehr wirksam werden können. Es ist schon jetzt als moralisch vernichtet zu betrachten.

Abgesehen davon, daß im modernen europäischen Staatsrecht es immer mehr zur Praxis werden zu wollen scheint, daß einem Volk wenigstens kein *unberechtigter* Regent ohne allgemeine Abstimmung *aufgenöthigt* werden kann (wenn auch dem Volkswillen nicht eingeräumt werden sollte, sich *berechtigter* Agnaten durch dieses Mittel zu *entledigen*), werden im deutschen Staatsrecht, so lange hier Monarchien bestehen, die Grundsätze, auf welchen das londoner Protokoll beruht, auf die Dauer nicht zur Anerkennung gelangen. Weder die Agnaten noch die Bewohner der betreffenden Lande haben zugestimmt. Die Zustimmung der Großmächte mit Ausnahme Rußlands ist durch das Vorgeben Dänemarks, daß die betheiligten Agnaten eingewilligt, erschlichen worden. Als endlich der dänische Reichstag um Gutheißung der Aenderung der Erbfolge angegangen wurde, lockte man ihm diese ebenfalls vermittelst einer Täuschung ab, indem die Minister erklärten, im londoner Protokoll sei einmal von den Mächten die Abänderung der Erbfolge in der dänischen Monarchie *beschlossen*, während dieselbe doch nur unter der Voraussetzung, daß mit den Berechtigten Alles geordnet worden sei oder noch geordnet werden würde, *genehmigt* wurde.

Literatur.

Ein sehr empfehlenswerthes Buch ist das bei G. D. Bädeker in Essen erschienene Sammelwerk „Die gesammten Naturwissenschaften," von dem jetzt eine zweite, verbesserte und vermehrte Auflage in drei Bänden herauskommt. Die Mehrzahl der Abtheilungen, aus denen das Werk besteht, sind Muster populärer Darstellung. Unter den Mitarbeitern, die sich zu dem Unternehmen vereinigt, sieht man die besten Namen der deutschen Wissenschaft: Nöggerath z. B. behandelt die Kapitel Geologie und Geognosie, Quenstedt die Mineralogie, Mädler die Astronomie, und die weniger bekannten Gelehrten, welche die übrigen Fächer Physik, Technologie, Chemie, Zoologie, Botanik, Bergbau, und anders mehr bearbeiteten, haben sowol was den Inhalt, als was die Form ihrer Darstellungen betrifft, ebenfalls Vorzügliches geleistet. Die Anordnung der Materien ist nach richtigen Grundsätzen getroffen, und trotz der relativen Kürze der einzelnen Aufsätze empfängt man ein deutliches Bild der betreffenden Wissenschaften in ihren Hauptergebnissen. Die zur Erläuterung beigegebenen Holzschnitte, mehr als 800, sind zweckmäßig gewählt und vortrefflich ausgeführt.

Nicht weniger Empfehlung verdient das große von der Arnoldischen Buchhandlung zu Leipzig herausgegebene Nachschlagewerk „Encyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde" von Dr. Wilhelm Hoffmann, von welchem uns die ersten zwei Bände und die Hälfte des dritten, 150 Bogen kleinsten Drucks im Lexikonformat, vorliegen. Dieselben reichen bis zu dem Artikel „Kaukasien" und bilden die Hälfte des Werkes, welches an Vollständigkeit von keinem uns bekannten ähnlichen auch nur entfernt erreicht, an genauer und sorgfältiger Behandlung seines Gegenstandes von keinem übertroffen wird und mit diesen Eigenschaften ein wahres Ehrendenkmal deutschen Sammlerfleißes ist. Wie nützlich und wichtig ein solches Unternehmen namentlich für den Geographen, den Statistiker, den Postbeamten, den Zeitungsredacteur ist, brauchen wir nicht weiter hervorzuheben, wenn wir bemerken, daß es kein einigermaßen bedeutendes deutsches Dorf, und von fremden Ländern, selbst den entferntesten, keinen irgend erwähnenswerthen Ort unberücksichtigt läßt.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1860.

Die Verlagshandlung.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig

Russische Zustände.

2.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Die Thronbesteigung des jetzigen Kaisers erfüllte ganz Rußland mit Jubel und freudiger Hoffnung. Der Fürst Dolgorukow war in Petersburg Zeuge davon. Die Presse gefesselt, das Wort bewacht, die Gewissensfreiheit unterdrückt, die politische Polizei eine wahre Schreckensherrschaft übend, die Leibeigenschaft, welche der Souverän mehr als einmal abschaffen gewollt, nach der Maxime beibehalten, daß ein russischer Kaiser die obern Klassen nicht unterdrücken könne, wenn er sie nicht ihrerseits die untern unterdrücken ließe, die Finanzen in Zerrüttung, ein Krieg ungeschickt angefangen und ungeschickt geführt, die Soldaten des Nöthigsten entbehrend, während ihre Generale im Ueberfluß schwelgten, ganz Europa gegen Rußland entrüstet, weil es seinem Souverän gefallen, als Feind aller edlern Regungen in der Menschennatur aufzutreten, das war die Lage Rußlands, als Alexander der Zweite den Thron bestieg.

Eine der Hauptklagen des Landes war die Leibeigenschaft. Sie mußte berücksichtigt werden, und der neue Herrscher begriff dies. Aber es ist eine Illusion, zu glauben, daß man die Leibeigenschaft aufheben könne, ohne zu gleicher Zeit die Justiz und die Verwaltung zu reformiren, die Finanzen zu ordnen und die obersten Stellen der Regierung mit fähigen und honetten Männern zu besetzen. Wenn man sagt, das sei zu viel des Guten auf einmal, so antwortet der Verfasser, das vorige Regime hat die Dinge zu einem Punkt kommen lassen, wo nur ein vollständiger Umbau des Staats denselben vor dem Ruin bewahren kann, und mit halben Maßregeln beschleunigt man nur den drohenden Einsturz des Gebäudes.

Der Adel der Provinzen Wilna, Grodno und Kowno, der täglich Zeuge war von dem heilsamen Einfluß der öffentlichen Freiheiten im Nachbarlande Preußen, bat um Erlaubniß sich zum Zweck der Berathung von Mitteln zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Provinzialcomités zu versammeln. Am

20. Nov. 1857 wurde dies durch ein kaiserliches Rescript gewährt. Großer Verdruß der Rückschrittspartei! ein Verdruß, der um so größer war, als die im Januar 1857 zur Prüfung der Emancipationsfrage niedergesetzte oberste Commission es so einzurichten verstanden, daß sie nach sechsmonatlichen Berathungen noch zu keinem Beschluß gelangt war — beiläufig nicht zu verwundern, da die Mehrheit und der Vorsitzende dieser Körperschaft gegen jede Aufhebung der Leibeigenschaft waren. Die conservative Partei versuchte es mit einem Mittel, das schon unter Nicolaus gute Dienste geleistet: sie ließ das Wort Bauernrevolution hören, als ob Leute, die ihre Freiheit nahen sehen, geneigter zu Aufständen wären, als solche, die keine Hoffnung frei zu werden haben. Indeß das Manöver hatte Erfolg: in den Zeitungen und allen officiellen Kundmachungen war fortan nicht mehr von Emancipation, sondern nur noch von einer Verbesserung des Zustandes der Bauern die Rede.

Dieser Rückschritt war nicht der einzige. Die Männer des Stillstandes hatten gehofft, daß die Mehrzahl des Adels in den Provinzen keine Sympathie für die neue Bewegung hegen und im Stande sein werde, sie aufzuhalten. Sie hatte mit jenem recht, mit diesem täuschte sie sich. Die große Majorität des Landadels war gegen die Bauernemancipation, aber die aufgeklärte Minorität, getragen von der öffentlichen Meinung und der Presse, schaarte sich um den Kaiser, entschlossen, ihn um jeden Preis auf dem Wege zu unterstützen, den er einschlagen zu wollen erklärt, und Dank diesen Kundgebungen behielt die Sache des Fortschritts die Oberhand. Das Volk, dem die Reform zu Gute kommen sollte, verhielt sich ruhig; voll Zuversicht auf seine Zukunft blickt es heute auf die Versammlungen, wo sich seine Geschicke entscheiden, als stummer Zuschauer. Aber mögen sich die Retrograden nicht täuschen: die Ruhe des Volkes ist die Ruhe der Stärke. „Wir sagen es," bemerkt der Verfasser, „mit dem tiefsten Schmerz, aber auch mit der innigsten Ueberzeugung, die auf die Bekanntschaft mit den innern Zuständen Rußlands gegründet ist: wenn das System der Rückschrittspartei Geltung gewinnen sollte, so wird unser unglückliches Land sich in ein Meer von Blut verwandelt sehen."

Die Tendenzen der Conservativen sprachen sich in dem Rundschreiben der obersten Commission vom 17. April 1858 aus, diesem vom politischen wie vom wirthschaftlichen Standpunkt durchaus unverständigen Aktenstück, welches den mit Erörterung der Emancipationsfrage beauftragten Provinzialcomités vorschrieb, zur Basis das Princip der gezwungenen Arbeit, d. h. der Frohnden zu nehmen. Man hätte glauben sollen, daß die Regierung in dem Augenblicke, wo sie an ein Riesenwerk wie die Befreiung von zweiundzwanzig Millionen Sklaven ging, wo sie einen Weg betrat, welcher die Reorganisation sämmtlicher Zweige der Verwaltung nach sich ziehen mußte, sich dabei der Hilfe der öffentlichen Meinung, der Presse, versichern würde. Aber die Gegner des

Unternehmens, die Camarilla und die Bureaukratie wußten, was das bedeute, und so bewirkten sie, daß den Zeitungen untersagt wurde, die Angelegenheit von einem andern Standpunkt als dem der gezwungnen Arbeit zu betrachten. Dieses absurde Verbot, mehrmals aufgehoben, mehrmals erneuert, trug viel bei, den Fortgang der Sache zu hemmen.

Die Provinzialcomités bestanden aus Gutsbesitzern, welche vom Adel gewählt waren. Es schien natürlich, wenigstens den Adeligen der betreffenden Provinz das Recht einzuräumen, den Berathungen ihrer Abgeordneten als Zuhörer beizuwohnen. Aber die Furcht vor der Oeffentlichkeit ist in der Rückschrittspartei so groß, daß die Sitzungen der Comités mit Ausnahme einiger wenigen, daß selbst die in den beiden Hauptstädten Moskau und Petersburg geheim gehalten wurden. Das Ergebniß ließ sich voraussehen, die große Mehrzahl der Provinzialcomités legte Anträge vor, die von dem Wunsche dictirt waren, das Werk der Emancipation scheitern zu sehen. Das Geheimniß ließ sich selbstverständlich nicht bewahren. Der Verfasser erfuhr bei seinem Aufenthalte in Petersburg, Moskau und Tula, daß nicht blos die Höhergestellten, sondern auch die Masse des Publikums von allem, was in den Sitzungen vorgegangen, vortrefflich unterrichtet waren. Das Geheimniß hatte somit nur die doppelte Folge, die öffentliche Meinung aufzuregen und den Reactionären in den Comités zu gestatten, daß sie der öffentlichen Stimme gegenüber, die sich energisch gegen sie erklärte, bei ihren Ansichten beharrten.

Nachdem die Provinzialcomités mit ihren Arbeiten zu Ende gekommen, unterwarf die Regierung dieselben der Prüfung des obersten Emancipationscomités. Aber abgesehen von der hartnäckigen Abneigung der Majorität dieser Körperschaft gegen die Reform, fand sich unter den Mitgliedern derselben nicht einer, welcher auf dem Lande gewohnt hatte und die Zustände und Bedürfnisse der leibeignen Bevölkerung gründlich kannte. Der Regierung blieb nichts übrig, als eine neue Commission zu bilden, zusammengesetzt aus Kennern der Verhältnisse und in ihren Urtheilen controlirt von der öffentlichen Meinung und berathen von derselben in der Presse. Statt dessen schuf sie blos eine Redactionscommission, welche die Vorschläge der Provinzialcomités zusammenstellen und begutachten sollte, sie dann aber dem Urtheil der bisherigen obersten Commission unterzubreiten angewiesen war. Diese neue Commission zerfiel in vier Abtheilungen: eine wirthschaftliche, eine richterliche, eine administrative und eine finanzielle. Oeffentlichkeit der Sitzungen fand auch hier nicht statt, und die Verhandlungen wurden nur denen mitgetheilt, welchen sie die Commission lesen und beurtheilen zu lassen für gut hielt. Die Regierung konnte sich auch hier nur halb von den beklagenswerthen Ueberlieferungen der Bureaukratie und des öffentlichen Geheimnisses losmachen. Die Censur ließ der Presse gelegentlich Luft, die Leibeigenschaftsfrage zu besprechen, und die Zeitungen

und Wochenschriften benutzten diese Nachsicht so gut als möglich, und wenn heutzutage diese Sache in der öffentlichen Meinung von vielen falschen Auffassungen gereinigt ist, wenn viele Vorurtheile widerlegt sind, und die Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschlichkeit in Rußland unausrottbar Wurzeln geschlagen haben, so dankt man es vor Allem der Presse. Wie viel mehr Gutes hätte sie aber wirken können, wenn ihr in der Angelegenheit ganz und immer frei zu sprechen verstattet worden wäre!

Bei der Wahl der Redactionscommission und der Aufstellung der Basis, auf welcher sie berathen sollte, beging man wieder zwei schwere Mißgriffe. Man adoptirte das unausführbare und gefährliche Princip der gezwungnen Arbeit oder eines von den Bauern direct an ihre alten Herren zu entrichtenden Grundzinses, man erklärte den Weg einer sofortigen Ablösung für unmöglich und schloß bei der Wahl der Commissionsmitglieder alle Anhänger anderer Grundsätze aus. Die Commission wurde ihrer Mehrheit nach aus Männern zusammengesetzt, die zwar bis dahin im Rufe aufgeklärter Leute gestanden, aber nichts von den Interessen und Wünschen der ländlichen Bevölkerung durch eigne Anschauung erfahren hatten. Die Minorität bildeten Grundbesitzer, die zwar diese Erfahrung besaßen, aber die Meinung ihrer städtischen Collegen theilten. Die Folge war, daß die Commission hinter ihrer Aufgabe zurück blieb. Sie ließ das Princip der Ablösung zwar zu, aber dieselbe sollte eine theilweise, erst nach und nach stattfindende sein, sie sah nicht, daß die Aufrechthaltung der gezwungnen Arbeit nach Aufhebung der Leibeigenschaft ein Unsinn war, daß man damit einen fortwährenden Krieg zwischen den Gutsbesitzern und den Bauern organisirte, der mit dem Ruin der ersteren und einer Revolution endigen muß. Ihre Arbeiten waren ein steter Streit der Theorie mit der Praxis, ein stetes Ankämpfen bureaukratischer Zusammenstellungen gegen den gesunden Menschenverstand.

Jedes Provinzialcomité wurde aufgefordert zwei Abgeordnete nach Petersburg zu schicken, um sich mit dem Redactionscomité in Vernehmen zu setzen, und zwar erging diese Aufforderung zuerst an die Comités von Moskau, Petersburg, Astrachan, Jaroslaw, Charkow, Kostroma, Nischnei Nowgorod, Nowgorod, Pultawa, Pskow, Riäsan, Saratow, Simbirsk, Tambow, Tschernikow, Twer, Wiätka, Wladimir und Woroneſch, weil dieselben mit ihren Arbeiten zuerst zu Stande gekommen waren. Die von diesen Abgeordneten abgegebenen Meinungen wurden von der Commission mit jenem Hochmuth aufgenommen, welcher der russischen Bureaukratie eigen ist. Die Regierung ging auf ihre Bitte, sich officiell versammeln zu dürfen, nicht ein, sondern gestattete nur Privatconferenzen. Die Redactionscommission berief sie einzeln oder in Gruppen zur Berathung, niemals aber wurden sie in corpore mit derselben auf dem Fuße der Gleichheit zu conferiren eingeladen.

Fünf von den Deputirten: Unkowski, Adelsmarschall der Provinz Twer, Dubrowin und Wassiliew, Deputirte von Jaroslaw, und Chrustschew und Schrötter, Abgeordnete des Comité von Charkow, überreichten dem Kaiser am 16. October 1859 eine Adresse, in welcher sie demselben in ehrerbietigster Weise zu bedenken gaben, daß die Lage der Leibeignen sich nur dann wirklich bessern werde, wenn sie der Gewalt ihrer bisherigen Herren ganz entzogen und zu wahren Eigenthümern ihres Grundes und Bodens gemacht würden. Zu gleicher Zeit setzten sie auseinander, daß die Lage aller Klassen der Bevölkerung Reformen erheische und daß dieselbe nur durch gründliche Umgestaltung der Verwaltung, der Localpolizei und des Gerichtswesens zu bessern sei. Sie schlossen mit der Bitte, der Kaiser wolle befehlen: 1) Daß die Leibeignen befreit und mit einem gewissen Stück Land zu vollem Eigenthum versehen, die Herren aber sofort mittelst Finanzmaßregeln entschädigt würden, 2) daß man die Localverwaltung auf das Wahlprincip basire, 3) daß die Gerichte von der Administrativgewalt unabhängig gemacht, Geschwornengerichte, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit eingeführt würden und die Ortsbehörden im Fall von Mißbräuchen ihrer Macht den Gerichten verantwortlich seien, endlich 4) daß die Presse durch ein Gesetz, welches sie zugleich auf vernünftige Weise zügle, für frei erklärt und so in den Stand gesetzt würde, Mißgriffe und Uebergriffe der Behörden zur Kenntniß der obersten Gewalt im Staat zu bringen.

Dieser Brief, so respectvoll in der Form, so reich an fruchtbaren Gedanken und so logisch in seiner Beweisführung, verdroß die Bureaukratie aufs Aeußerste, und sie bewirkte durch die Camarilla, daß als Antwort darauf vom Kaiser den fünf Deputirten ein Verweis „wegen ihrer ungerechten und übelangebrachten Zumuthung" ertheilt wurde. Achtzehn andere Abgeordnete erhielten ebenfalls einen Verweis wegen einer Adresse, in der sie sich darauf beschränkt hatten, um das Recht gemeinschaftlicher Berathungen zu bitten. Die Nachricht hiervon rief im ganzen Land die tiefste Entrüstung hervor.

Am 6. Februar 1860 starb der General Rostowzow, der Organisator und Präsident der Redactionscommission. Er war ein Mann von gutem Herzen, leutselig und liebenswürdig, aber von mittelmäßigem Verstand. Ein gewandter Hofmann, hatte er sich in der Gunst des Kaisers festgesetzt, und alles gerieht ihm wohl, bis sich die Frage der Reform erhob. Hier reichte weder seine Fähigkeit noch sein Charakter aus. Erfüllt von dem Wunsche, als liberal angesehn zu werden und es doch auch mit der Gegenpartei nicht zu verderben, machte er sich beiden Parteien verhaßt, und der Aerger über dieses Mißgeschick, verbunden mit einer schweren Krankheit, brachte ihm den Tod.

Auf die vielen unverständigen Maßregeln in dieser Angelegenheit ließ der Minister des Innern eine neue folgen, indem er den Adelsversammlungen,

deren dreijährige Sitzungen in dieses Jahr fallen, untersagte, die Leibeigenschaftsfrage zu behandeln. Das Gesetz bestimmt, daß der Adel in seinen Provinzialversammlungen das unbestreitbare Recht hat, sich mit allem zu beschäftigen, was die Interessen der Provinz betrifft, und seine Wünsche durch den Minister des Innern dem Kaiser vorzulegen. Jene Handlungsweise des Ministers war demnach eine Anmaßung der souveränen Gewalt, und im Hinblick hierauf sahen sich mehre Provinzialversammlungen veranlaßt, unter Verwahrungen von Abhaltung ihrer Sitzungen ganz abzusehen. Die von Twer erklärte sogar, daß sie den Befehl des Ministers als nicht vorhanden betrachten und die Angelegenheit der Bauernemancipation in Betracht ziehen werde. Sofort kam eine Ordre von Petersburg, welche die Sitzungen der Versammlung schloß und Unkowski, den Adelsmarschall der Provinz, seiner Stelle entsetzte, eine Maßregel, welcher bald nachher die Verweisung Unkowskis nach Wiätka folgte.

Die Redactionscommission hatte inzwischen mit ihrer Manie, Alles zu reglementiren und das Leben der Nation in eine Reihe unausführbarer Verordnungen einzuschnüren fortgefahren, Gesetze zu schmieden, von denen manche komisch erscheinen würden, wenn sie nicht eine Zukunft voll Gefahr hinter sich erblicken ließen. Wir geben einige Proben: Wenn die Bauern die pflichtmäßige Arbeit nicht zu Stande bringen, so kann der Gutsherr freie Arbeiter miethen. (Als ob er dazu einer Erlaubniß bedürfte!) In diesem Fall darf er Klage führen, und wenn die Untersuchung herausstellt, daß die Klage begründet ist, so hat er das Recht auf Entschädigung. (Der Keim zahlreicher Processe, die der Bureaukratie die Tasche füllen werden!) Wenn ein Bauer die ihm auferlegte Arbeit schlecht verrichtet, so kann der Gutsbesitzer dies vom Aeltesten des Dorfes in Gegenwart eines Zeugen constatiren lassen, und der Schuldige hat die Arbeit noch einmal zu thun. (Wenn aber nun der Gutsbesitzer die Arbeit eines Pflügers schlecht, der Aelteste sie gut findet? Dann strengt man einen Proceß an und läßt das übel bestellte Feld als Beweismittel inzwischen liegen ohne es zu besäen? Oder wenn die Schnitterarbeit nicht nach dem Wunsch des Gutsbesitzers ausgefallen ist, während der Aelteste meint, sie sei gehörig gethan? Dann läßt man das abgemähte Heu oder Getreide liegen und wartet, was der Richter dazu sagt? Man sieht, das Prinzip der Verpflichtung zur Arbeit führt zu großen Abgeschmacktheiten.) Wenn ein Staat eine Marine begründen und zu dem Zweck eine Commission niedersetzen wollte, deren Majorität aus Ackerbauern des Binnenlandes bestände, die nie das Meer gesehn, so würde man das für ein Stück verkehrte Welt halten. In Rußland geschieht Aehnliches alle Tage, aber daß die Bureaukratie auch über eine Angelegenheit das entscheidende Wort zu sprechen hat, welche wie keine andere die Zukunft bedingt, ist tiefer zu beklagen, als alle andern Anmaßungen dieser Kaste zusammengenommen.

In dem Augenblicke, wo die Regierung die Absicht einer Aufhebung der Leibeigenschaft aussprach, hatte sie die Wahl, drei Wege einzuschlagen. Sie konnte den Mann emancipiren, ohne ihm irgend Eigenthum zu verleihen, es ihm überlassen, sich durch Arbeit Eigenthum zu erwerben. Sie konnte jedem emancipirten Leibeignen zugleich mit der Freiheit ein Stück Land zutheilen; und da eine Maßregel der Art nur eine Expropriation im Interesse des öffentlichen Nutzens war, die dem Grundherrn gebührende Entschädigung von dem ehemaligen Leibeignen in gezwungener Arbeit leisten lassen, oder dem letzteren gestatten, diese Arbeit mit einer Geldsumme abzulösen, die durch das Gesetz bestimmt war. Sie konnte endlich den Mann befreien und mit einem Stück Land versehen, für welches er der Regierung während eines durch das Gesetz festgestellten Zeitraums gewisse Jahreszinsen entrichtete, während die Regierung die Grundherren sofort mittelst finanzieller Maßregeln entschädigte. Die Regierung hat den zweiten Weg eingeschlagen und der Verfasser unterzieht nun denselben seiner Kritik.

Die Leibeigenschaft ist ohne Frage ein Mißbrauch, der gegen göttliche und menschliche Rechte verstößt. Der Leibeigne hat ein Recht auf volle Freiheit. Aber er hat kein Recht, auch nur den kleinsten Theil des Landes seines bisherigen Herrn in Anspruch zu nehmen. So erhebt sich die Frage, ob es politisch klug ist, den dritten Theil der Bewohner des Landes in Proletarier, Rußland in ein ungeheures Irland zu verwandeln. Die 22 Millionen Leibeigne waren bisher keine Menschen, sondern Sachen, sie hatten keine bürgerlichen Rechte. Wol aber besaßen sie das Recht, von ihren Herren zu verlangen, daß man sie mit Nahrung, Wohnung und Kleidung versehe, ihnen bei Unglücksfällen die nöthige Hilfe leiste. Der Adel war dazu durch das Gesetz und ebenso sehr durch sein Interesse gezwungen. Er hatte auch der Regierung gegenüber die Pflicht, für ihre Abgaben aufzukommen. Wenn man sie befreite ohne sie zugleich in den Stand zu setzen, sich ernähren zu können, so würde das größte Elend die Folge für sie sein. Man muß ihnen daher Land bewilligen. Gäbe man ihnen gegen die Entrichtung gewisser jährlicher Zinsen ein Stück Feld, welches nicht so groß wäre, daß sie dadurch verführt würden, den benachbarten Gutsbesitzern ihre Arme zur Cultur ihrer Aecker zu versagen, aber auch nicht so klein, daß sie von diesen Gutsbesitzern völlig abhängig blieben, und sicherte man sie durch geeignete Maßregeln vor Noth in Krankheitsfällen, so würde man diesen Millionen Geschmack am Eigenthum und Respect vor dem durch Arbeit erworbenen Besitz einflößen und sie in segensreicher Weise auf den Tag vorbereiten, wo sie nach Abzahlung der letzten Jahreszinsen Eigenthümer ohne weitere Verpflichtung würden.

Die Leibeigenschaft ist von der Regierung vor noch nicht drei Jahrhunderten eingeführt und mit strengen Gesetzen aufrecht erhalten worden. Ein

erleuchteter Fürſt erſtrebt jetzt ihre Aufhebung. Nun iſt in ganz Rußland das Vermögen der Herren auf die Arbeit der Leibeignen oder auf die Auslöſung, die ſie dafür zahlen, den Obrok, gegründet. Im erſten Fall muß man die pflichtmäßige Arbeit durch die freie erſetzen, und um freie Arbeiter zu bekommen muß man ein Betriebscapital beſitzen, welches den meiſten ruſſiſchen Adeligen mangelt. Im zweiten Fall muß die Zahlung des Obrok, der bis jetzt von den Herren vermöge ihrer faſt unbeſchränkten Macht erhoben wurde, nach Aufhebung dieſer Macht durch geſetzliche Maßregeln verbürgt werden. In beiden Fällen müſſen die Herren von Leibeignen entſchädigt werden. Dieſe Entſchädigungsſumme gäbe den Beſitzern von Land mit arbeitspflichtigen Leibeignen ein Betriebscapital in die Hand, mit dem ſie die gezwungene Arbeit durch freie erſetzen könnten, den Beſitzern von Land mit Obrok ein Aequivalent für den Verluſt dieſes Obrok. Zu glauben, daß, nachdem einmal die gutsherrliche Autorität aufgehoben, die Herren ihre ehemaligen Leibeignen dahin bringen können, ihnen regelmäßig die Grundzinſen für den Genuß der ihnen zugetheilten Ländereien zu entrichten, iſt eine Täuſchung. Es würde nicht nur eine Menge von Proceſſen geben, welche nur der Bureaukratie zu Gute kämen, ſondern die Folgen würden auch fortwährende heftige Zuſammenſtöße zwiſchen dieſen beiden Claſſen von Landbeſitzern ſein.

Und dann, als ob man in Rußland nicht wüßte, was gezwungne Arbeiter leiſten. Die Gutsbeſitzer hatten die ausgedehnteſten Rechte über ihre Leibeignen, konnten ſie züchtigen und in die Verbannung ſchicken, und doch brachten ſie es nie dahin, daß dieſelben ihre Arbeit mit Eifer und Sorgfalt verrichteten, doch weiß jedermann, der in Rußland auf dem Lande gelebt hat, daß drei freie Tagelöhner wöchentlich mindeſtens ebenſo viel vor ſich bringen, als neun Leibeigne. Die Redactionscommiſſion hat daher, wenn ſie die obligatoriſche Arbeit in ihr Programm aufnahm, unter dem Einfluß der Bureaukratie gehandelt, welche ſehr wohl weiß, daß die Gewalt der Herren aufheben ohne zugleich die gezwungne Arbeit aufzuheben, ſämmtliche emancipirte Leibeigne unter ihre Gewalt bringen, ihr zur Ausbeutung zuweiſen heißt.

Die Redactionscommiſſion geſtattet, daß der Bauer ſeine Frohnden durch Capitaliſirung derſelben innerhalb der vom Geſetz vorgeſchriebenen Grenzen ablöſt. Aber die Mehrzahl der ruſſiſchen Bauern hat kein Geld, ſie kann ſich höchſtens zu Grundzinſen verſtehen. Sollten dieſe von den Grundherren ſelbſt erhoben werden, ſo würden die Bauern unregelmäßig und an manchen Orten gar nicht zahlen. Wenn die Bauern Land erhalten müſſen, ſo müſſen die, von denen ſie es erhalten, für die Expropriation entſchädigt werden. Ein Grundzins aber, der an ſie direct zu entrichten wäre, würde eine halbe, in vielen Fällen nur eine ſcheinbare Entſchädigung ſeien. Der Zins muß daher vom Staat erhoben werden, der ſeinerſeits die Grundbeſitzer ſofort mit

einer Ablösungssumme zufrieden zu stellen hat. Die Regierung hat dem russischen Volk die Plage der Leibeigenschaft auferlegt, sie sollte sich nicht weigern, an ihrem Theil beizutragen, daß sie ohne Schaden zurückzulassen aufhört.

Man wirft ein, daß Rußland bei dem kläglichen Zustand seiner Finanzen nicht im Stande sei, die Landbesitzer zu entschädigen. Aber dieser allerdings traurige Zustand geht nicht entfernt bis zum Mangel an Hilfsquellen. Rußland ist reich an solchen, man muß nur verstehen, sie auszubeuten. Es würde sich mit den Geldverhältnissen des Landes bald bessern, wenn man dem organisirten Diebstahl ein Ende machte und das lächerliche Geheimniß aufhören ließe, welches das Budget umgibt. Außerdem aber hat man in den Krondomänen einen Besitz, welcher bis jetzt mehr der Bureaukratie als dem Lande nutzte, indem er der Regierung nur $1^1/_2$ Procent abwirft, während er in Privathänden mindestens das Vierfache einbringen würde. Diese Krondomänen könnten auf die Entschädigungen verwendet werden, von denen die Rede war. Das Ackerland dieser Domänen zerfällt in zwei Klassen. Die Ländereien der einen sind auf immer verpachtet, sie könnten den gegenwärtigen Pächtern zu vollem Eigenthum überlassen werden, indem man ihre Renten capitalisirte. Andere Ländereien sind nur auf Zeit verpachtet, der Staat erhält dafür eine Kleinigkeit, die Beamten desto mehr, und so würde es vortheilhaft sein, sie im Aufstrich zu verkaufen, ohne Unterschied der Person, des Standes und der Herkunft, an Fremde wie an Russen. In derselben Weise könnte man die Weidegründe, die Salinen, Fischereien und Fabriken verkaufen, welche zu den Krondomänen gehören. Das Gesammtareal der letztern umfaßt gegen 60 Millionen Dessiatinen (die Dessiatine = 4,2700 preuß. Morgen) wobei die Forsten nicht gerechnet sind, welche eine Strecke von 108 Dessiatinen einnehmen. Alles das bildet jetzt für die Bureaukratie eine sehr ergiebige Quelle unerlaubten Gewinns, und nur so erklärt es sich, daß sie auf alle Weise der Verwirklichung des angedeuteten Planes widerstrebt.

Es ist um so dringender geboten, den Gutsbesitzern eine Entschädigung zu bewilligen, als der größte Theil der Güter den Creditanstalten der Krone hypothekarisch verpfändet ist. Empfangen dieselben keine Entschädigung, so werden sie bei der absoluten Unmöglichkeit, die Frohnarbeiten ihrer halbbefreiten Bauern auf befriedigende Weise in Gang zu bringen, oder die Bauern zu nöthigen, ihre Grundzinsen pünktlich abzutragen, nicht einmal im Stande sein, die Zinsen ihrer Schulden zu bezahlen. Gewährte man ihnen eine Entschädigung, so würde die Hypothekenschuld dabei einbegriffen sein: die Landbesitzer kämen aus ihren Schulden, und der Staat hätte ihnen zugleich um so viel weniger zu bezahlen.

Der Verfaſſer ſchlägt nun folgenden Plan zur Ablöſung vor:

1) Es wird für jede Provinz jedem Leibeignen männlichen Geſchlechts (die Frauen erhalten ihre Freiheit umſonſt) ein beſtimmtes Landſtück von der oder jener Größe feſtgeſetzt. Die Ausdehnung deſſelben richtet ſich nach der Zahl der Einwohner und dem Werth des Grundes und Bodens in der Provinz.

2) Die von den Herren als Diener in ihrem Haushalt verwendeten Leibeignen (Dworowyie) haben das Recht zwiſchen zwei Arten der Emancipation zu wählen: ſie können ſich ein Stück Land gleich den Bauern verleihen laſſen, in welchem Fall ſie denſelben Verpflichtungen zum Zahlen von Grundzinſen unterworfen ſind, ſie können aber auch ihre Freiheit ohne Land erhalten und haben dann nichts zu zahlen.

3) Ein Termin von einem Jahre wird feſtgeſetzt, nach deſſen Verlauf die Leibeigenſchaft aufhört. Dieſer Aufſchub iſt nothwendig, weil die Landbeſitzer Zeit bedürfen, ſich freie Arbeiter zu dingen und ſich mit Vieh und den Werkzeugen und Maſchinen zu verſehn, welche die Landwirthſchaft erfordert.

4) Für jeden männlichen Leibeignen zahlt die Regierung eine Entſchädigung von 100 Rubeln. Nach dem letzten Cenſus, dem vom Jahr 1857 beläuft ſich die Zahl der männlichen Leibeignen in Rußland auf 10,850,000 Individuen, von denen 725,000 Dworowyie ſind. Unter den letztern wird es viele geben, welche es vorziehen werden, die Freiheit umſonſt und ohne Land zu erhalten, da es ſich indeß nicht vorausſehen läßt, wie hoch ſich die Zahl dieſer letzteren belaufen wird, ziehen wir ſie bei unſrer Rechnung nicht ab. Die Entſchädigungsſumme betrüge demnach 1,085,000,000 Rubel und vertheilte ſich wie folgt:

a) Hypothekenſchulden bei den Creditanſtalten des Staats	500,000,000	Rubel
b) Eine Anleihe zu 5 Proc., contrahirt im In- und Auslande, welche beitragen würde, Gold nach Rußland zu ziehen	200,000,000	„
c) Ausgabe von Grundrentenbriefen, welche 3 Proc. tragen .	385,000,000	„
Summa	1,085,000,000	Rubel.

Die Grundrentenbriefe würden nach dem Ermeſſen der Regierung al pari rückkaufbar ſein, und die allmälige Amortiſirung der Anleihe könnte nach Verlauf von fünfzehn Jahren beginnen.

5) Jeder Leibeigne männlichen Geſchlechts hätte dem Staate für den Ankauf des ihm zugetheilten Landſtücks während einer Periode von dreiunddreißig Jahren alljährlich fünf Rubel zu entrichten. Nach Verlauf dieſer Zeit wäre er Eigenthümer des auf dieſe Weiſe mit ſeiner Arbeit erworbenen Landes. Jeder Leibeigne kann aber auch zu jeder Zeit ſofort Eigenthümer wer-

den, wenn es ihm möglich ist, die ganze Summe auf einmal abzutragen, welche er dem Staat von den festgesetzten hundert Rubeln noch schuldet. Die Zahlung der fünf Rubel an die Staatskassen findet zu gleicher Zeit mit der Entrichtung der Steuern statt.

6) Man schreitet zur Versteigerung der Krondomänen bis zum Belauf von 350 Millionen Rubeln und auf dem Capitalisirungsfuß von 3% des gegenwärtigen Ertrags. Trotz der hohen Ziffer der Capitalisirung wird der Verkauf rasch vor sich gehen, da die von der Krone aus diesen Ländereien gezognen Einnahmen weit geringer als die wirklichen Erträge sind. Diese Krongüter werden jedermann, Russen wie Fremden überlassen, aber sie können nur mit Grundrentenbriefen, die zum Zweck der Entschädigung ausgegeben sind, bezahlt werden, wodurch in einigen Jahren die Mehrzahl dieser Papiere in den Staatsschatz zurückkehren würde; der Rest wäre allmälig von der Regierung einzulösen, und zwar mittelst eines Theils der von den emancipirten Leibeignen gezahlten Summen.

7) Die 10½ Millionen Rubel Einkünfte, welche die Regierung durch den Verkauf der Krondomänen verliert, könnten zum Theil auf zwei Wegen ersetzt werden: a) durch eine Erhöhung der Steuer auf Verkäufe von Grundbesitz, welche jetzt nur vier Procent beträgt und recht wohl zu verdoppeln wäre, b) durch Auflegung einer Steuer auf Erbschaften, welche bei Erben in directer Linie gering, bei entfernten Seitenverwandten im Verhältniß höher wäre.

Der Einwurf, daß die von den befreiten Leibeignen eine Zeit lang zu zahlenden Zinsen von der Regierung nicht eingetrieben werden könnten, wird von dem Verfasser nicht zugegeben. Diese Zinsen wären eine billige Ausgleichung für die Befreiung von allen und jeden Frohnden, und wenn es der Regierung unmöglich sein soll, das Eingehen dieser Summen zu bewirken, so wird es den Grundbesitzern noch weit weniger möglich sein, sie oder eine gewissenhafte Ausführung der Frohndienste zu erlangen. Uebrigens ist für eine Regierung das Geständniß der Unausführbarkeit eines vernünftigen Verwaltungsgrundsatzes einer moralischen Abdankung gleich, deren Resultat in nicht ferner Zeit die Anarchie ist.

Die Anleihe von 200 Millionen Rubeln hätte außer dem ungeheuren Vortheil, zur friedlichen Lösung der ernsten Emancipationsfrage beizutragen, den andern Nutzen, daß sie Geld ins Land brächte, welches jetzt hier fast völlig verschwunden ist. Endlich ließe sich gegen die Ausgabe von Grundrentenbriefen nicht einwenden, daß dies eine neue Ueberschwemmung mit Papiergeld wäre. Papiergeld kann man nur die Creditbillets, Kassenscheine und Assignaten nennen, welche keine Interessen tragen. Die Grundrentenbriefe würden Rententitel sein, auf Zeit zu einem bestimmten Zweck ausgegeben,

garantirt durch den sofort beginnenden Verkauf der Krondomänen und eingelöst binnen wenigen Jahren. Die russische Regierung hat, um die Kosten des letzten so ungeschickt angefangnen und geführten Krieges zu decken, sich keinen Augenblick besonnen, eine Masse von Creditbillets zum Betrag von 400 Millionen Rubeln in Umlauf zu setzen. Diese extravagante Maßregel hat eine finanzielle Krisis hervorgerufen, welche durch die schlechte Finanzverwaltung und durch das widersinnige Geheimniß, in das man in Rußland das Budget hüllt, noch verschlimmert wurde. Und diese selbe Regierung, welche für einen unproductiven Krieg eine solche Masse Papiergeld in die Welt warf, sollte sich bedenken, für eine gleiche Summe Rententitel auszugeben, welche mit den besten Bürgschaften gesichert, binnen einigen Jahren in den Staatsschatz zurückkehren und die Bestimmung haben würden, das kolossalste Unternehmen, welches jemals in Rußland die Geister in Bewegung gesetzt hat, auf regelmäßige, friedliche Weise durchzuführen, ein Unternehmen, mit dessen Erfolg Rußlands Zukunft steht und fällt!

Die Gegner des Domänenverkaufs sagen, daß derselbe für eine gewisse Zeit den Wechsel des Grundbesitzes in Privathänden stören würde, indem durch ihn der Werth dieses Grundbesitzes durch die Concurrenz, das vermehrte Angebot, herabgedrückt werden müßte. Aber wenn man nicht zum Verkauf der Krondomänen schreitet, so kann von einer ernstlichen Entschädigung der Grundherren nicht die Rede sein. Die Regierung würde sich in diesem Falle weigern, zwischen die Herren und die Leibeignen zu treten, was doch ihre unbedingte Pflicht in dieser Angelegenheit ist. Die Leibeignen würden durch das Princip der gezwungnen Arbeit und die Verpflichtung zu directer Zahlung der Grundzinsen an die Herren sich in dem Zustand eines fortwährenden Antagonismus befinden, die gegenseitige Anfeindung keine Aussicht auf regelmäßige Beruhigung haben, die Entschädigung eine Fiction sein. Eine solche Entschädigung käme einer Beraubung gleich, die Beraubung hätte die Anarchie im Gefolge, und die Anarchie müßte mit einer Revolution endigen. Was aber würde das Grundeigenthum in Revolutionszeiten werth sein? Es scheint also, daß man das kleinere von den beiden Uebeln wählen muß.

Man streitet sich jetzt in Rußland lebhaft, ob das Gemeindesystem dem des Privateigenthums vorzuziehen, ob jedem Dorf ein Stück Land zu gemeinsamer Nutznießung oder jedem einzelnen Leibeignen zugleich mit der Freiheit ein besondres Stück Feld zuzutheilen sei. Man muß blind sein, um den Nachtheil nicht zu sehen, welchen die Verewigung des aus den Kinderjahren der Civilisation stammenden Gemeindesystems haben muß. Dieses System ist in der That, wie seine Gegner behaupten, ein Hemmniß für den Fortschritt des Ackerbaus und die Entwicklung der Industrie, und es ist zu gleicher Zeit eine Ermuthigung der Faulheit und Liederlichkeit. Indeß ist es durchaus noth-

wendig, dasselbe für die ersten dreißig bis fünfunddreißig Jahre, welche der Befreiung der Leibeignen folgen, aufrecht zu erhalten, d. h. so lange bis die Gemeinde die Schuld abgetragen hat, mittelst deren sie sich ihre Emancipation oder vielmehr ihren Landbesitz erkaufte. Ist die Schuld getilgt, so kann man zur Vertheilung des bisherigen Gemeindelandes an die noch lebenden Glieder der Gemeinde schreiten, welche das ihnen zufallende Stück von jetzt an als vererbbares Privateigenthum besitzen. Wie sich von selbst versteht, würde alles von einem Bauer außerhalb seiner Gemeinde erworbene Grundeigenthum im Augenblick seiner Erwerbung vererbbares Privateigenthum seines Erwerbers.

Wollte man den Bauern, jedem einzeln, ein Erbgut zutheilen, bevor sie die Kosten ihrer Emancipation abgezahlt, so würden sie sicher der Mehrzahl nach binnen wenigen Jahren ihren Besitz verloren haben und der Zweck, den die Gesetzgebung im Auge hat, wäre verfehlt.

Ueberblicken wir den Gang der Entwicklung, welchen die Emancipationsfrage bisher zurückgelegt hat, so sehen wir vorzüglich drei Tendenzen hervortreten. Die Bureaukratie hat ihre Ultras so gut wie andre Parteien, diese hätten am liebsten die emancipirten Leibeignen den Kronbauern gleich gemacht und indem sie ihre Autorität über diese beibehielten, sie auch über jene ausgedehnt, mit andern Worten, sie hätten am liebsten alle Welt geplündert. Die gemäßigten Bureaukraten geben sich zufrieden, wenn die Kronbauern bleiben was sie sind, und die emancipirten Leibeignen anders als sie verwaltet werden. „Wir Liberalen aber," fährt Fürst Dolgorukow fort, „glauben, daß es höchst unpolitisch sein würde, zwei vollkommen verschiedene Administrationen für die beiden Drittel der Bevölkerung des Reichs einzuführen; wir hegen die innige Ueberzeugung, daß eine Gleichstellung der Leibeignen mit den Kronbauern außerordentlich zur Mehrung der ohnehin schon maßlosen Macht der Bureaukratie beitragen würde, welche Rußland einer Revolution entgegenführt; wir glauben, daß man statt die Leibeignen den Kronbauern gleichzumachen vielmehr die Kronbauern zu gleicher Zeit mit den Leibeignen emancipiren sollte; wir hoffen, daß man dann desgleichen thun wird mit den Apanagebauern, das heißt mit den Landleuten, welche der kaiserlichen Familie gehören." Ihr Loos ist durch den Kaiser Alexander II. bedeutend erleichtert worden, und es ist zu hoffen, daß derselbe die Maßregeln, zu denen er den Grund gelegt hat, vollständig ausführen wird.

Die Apanagebauern sind nicht, wie man glauben könnte, Bauern, die mit den von der kaiserlichen Familie erkauften Gütern erworben wurden. Das Verhältniß ist ein sehr andres. Der Kaiser Paul erklärte eines Tages mit einem einzigen Federstrich, daß so und so viele Dörfer von den Bauern der Krondomänen Privateigenthum der kaiserlichen Familie unter dem Titel Apa-

nagebauern werden ſollten. Einige Zeit nachher, im Jahre 1798 ſchuf er ein Miniſterium der Apanagen, das erſte Miniſterium in Rußland. Später, unter der Regierung des Kaiſers Nikolaus, wurde wieder eine große Menge von Bauern der Krondomänen zu Apanagebauern umgewandelt.

Eines Tages, kurz nachdem Kaiſer Nikolaus das Miniſterium der Domänen geſchaffen, ſprach einer der oberſten Würdenträger des Reichs mit dem Kaiſer und erwähnte dabei, wie ein Gerücht umlaufe, nach welchem die Regierung die Apanagebauern den Kronbauern gleichzuſtellen beabſichtige. Nikolaus gab darauf eine Antwort, die zu mancherlei Gedanken veranlaßt. „Damit iſt man im Irrthum," ſagte er. „Das werde ich niemals thun. Niemand kann die Zukunft vorausſehen. Eines Tages kann die Form der Regierung in Rußland eine andre werden — wohlbemerkt, nicht unter meinem Regiment — aber unter meinen Nachfolgern. Es iſt für alle Fälle gut für die kaiſerliche Familie, wenn ſie Privateigenthum beſitzt."

In der neueſten Zeit hat die Leibeigenſchaftsfrage eine unerwartete Wendung genommen, indem an die Stelle des verſtorbenen Roſtowzow als Präſident der Redactionscommiſſion der gegenwärtige Juſtizminiſter getreten iſt. Wie der Verfaſſer bisweilen pathetiſcher ſpricht, als uns abſolut nothwendig ſcheint, ſo legt er auch gelegentlich ſeine Abneigung gegen die oder jene Perſönlichkeit in einem Ton an den Tag, der faſt wie Privathaß klingt. Nehmen wir aber auch an, daß nur die Hälfte der kräftigen Ausdrücke, mit denen er dieſe Wahl mißbilligt, am Orte wäre, ſo bleibt immer noch ſo viel übrig, daß man glauben muß, der Fortſchritt des Emancipationswerkes ſei ernſtlich bedroht. Der Miniſter iſt nach der Schrift ein blinder Anhänger aller alten Mißbräuche, ein Feind aller Reformen, ein Gegenſtand des Abſcheus für ganz Rußland! Ein böſer Geiſt muß ſeine Wahl eingegeben haben. Ihm die Emancipation übertragen heißt mit heiterm Sinn ſich kopfüber in eine Revolution ſtürzen.

„Was wird der neue Präſident der Commiſſion thun?" fragt der Verfaſſer. „Einen logiſchen Vorſchlag redigiren? Er iſt deſſen vollkommen unfähig. Den Bauern eine illuſoriſche Befreiung zu Theil werden zu laſſen, ſie unter dem Joch der Gutsbeſitzer zu laſſen, dieſen, wie die retrograde Partei wollte, das Recht zur Anwendung körperlicher Strafen zu erhalten, das heißt zu den Leibeignen ſagen: Ihr ſollt den Namen freier Menſchen tragen, aber ihr werdet nicht das Recht haben, über eure Arbeit und über eure Perſon zu verfügen und ihr werdet Stockſchläge bekommen, ſo oft es den Gutsbeſitzern beliebt, — das heißt einen Bauernaufſtand organiſiren. Die Dinge in den Zuſtand zurückverſetzen, in dem ſie ſich vor drei Jahren befanden, würde nicht blos eine verhaßte Maßregel, ſondern einfach unmöglich ſein. Wenn blinde und unverſtändige Räthe die Regierung dahinführten, daß ſie die den Leibeignen von ihr ſelbſt verſprochne Emancipation escamotirte, daß ſie die kaiſerlichen Or-

donnanzen in trügerische Hattihumayuns verwandelte — weiß man, was dann geschehen würde? Im ersten besten Kriege würde der Feind, gleichviel welcher, in dem Augenblick, wo er den Fuß auf russischen Boden setzte, eine Proclamation erlassen, in der er den Leibeignen wirkliche Freiheit und Landbesitz zusprüche, und Rußland würde in den Abgrund stürzen. Ist dies der Wunsch der Rückschrittsmänner? Sind sie sich der Folgen bewußt, mit welchen ihre unsinnigen Anstrengungen endigen müssen? Ohne eine wahre und logisch richtige Emancipation, verbunden mit einer Reihe ernstlicher und wirklicher Reformen, die ins Werk gesetzt werden so lange es noch Zeit ist, ist die Regierung verloren vor fünfzehn Jahre ins Land gehen. Das würde das Ergebniß des Regiments Kaisers Nikolaus, das Ergebniß der Wirksamkeit der von ihm gewählten und gebildeten Räthe sein, welche er seinem Sohne hinterlassen hat, zum Unheil für diesen trefflichen Fürsten und für ganz Rußland."

Wir übergehen das sehr interessante folgende Kapitel, in welchem der Verfasser die Geschichte des russischen Adels und dessen Rechte bespricht und sich nachzuweisen bemüht, wie das, was von diesen Rechten und Privilegien jetzt noch übrig ist, des Aufbewahrens nicht werth sei, und geben nur einige von den Gedanken, mit denen er seine Betrachtungen über diesen Gegenstand schließt. „Einer der größten Vortheile der Bauernemancipation, ein unschätzbarer Vortheil, würde darin bestehen, daß durch sie ein beträchtlicher Theil des Grundbesitzes auf dem Wege des Kaufs und Verkaufs in die Hände der Kaufleute und des Bürgerstands überhaupt übergehen würde. Dies würde den Werth des Grundeigenthums steigern und mächtig zur Entwicklung des Ackerbaus und zur Ausbeutung der unermeßlichen Reichthümer beitragen, welche Rußland einschließt, eine Ausbeutung, die jetzt durch den unheilvollen Einfluß der asiatischen Verwaltung gehemmt wird, unter welcher Rußland noch seufzt. Dann würden sich auf demselben Boden nebeneinander zwei Kategorien von Eigenthümern finden: Adelige und Nichtadelige. Nun denn, könnte man nicht eine Fusion zwischen ihnen zu Stande bringen? Jedermann von gesundem Menschenverstand wird zugeben, daß eine Aufrechterhaltung der Verschiedenheit der bürgerlichen Rechte dieser beiden Classen unfehlbar zu einer Eifersucht führen müßte, welche nicht verfehlen würde, Haß hervorzurufen, einen Haß, der mit einer Revolution endigen würde. Es ist dringend, es ist unumgänglich nothwendig, die Adelsversammlungen in Versammlungen von Grundbesitzern überhaupt umzubilden und diese Versammlungen nach Provinzen und Kreisen zu organisiren."

Diese Versammlungen denkt sich der Verfasser erstens aus allen Grundbesitzern, welche ein größeres Gut oder außerstädtisches Etablissement besitzen und aus Abgeordneten der Gemeinden befreiter Bauern zusammengesetzt. Jene großen Grundherren hätten jeder eine Virilstimme, diese Gemeinden Collectiv-

ſtimmen; jene kämen in die Verſammlung auf Grund ihres größern Beſitzes, mit dem ſich größere Bildung verbinden würde, dieſe Vertreter von Gemeinden erſchienen auf Grund des Vertrauens ihrer Mitbürger, um das Intereſſe der Maſſen zu repräſentiren. Jede Kreisverſammlung würde aller drei Jahre einen Diſtrictsmarſchall und einen Iſpravnik oder Vorſtand der Localpolizei, ſowie einen aus zehn bis zwölf Mitgliedern beſtehenden Kreisrath wählen, dem die Controle über den Marſchall und den Iſpravnik und die Initiative in allem, was die Intereſſen des Kreiſes beträfe, zuſtehen müßte. Die Provinzialverſammlung, beſtehend aus allen mit Virilſtimme begabten Grundbeſitzern und einem Drittel der Abgeordneten der Gemeinden in den Kreisverſammlungen, wählte ihrerſeits einen Provinzialrath, welcher die Verwaltung controlirte und der Regierung gegenüber die Initiative in allen die Intereſſen der Provinz berührenden Dingen hätte.

Der Aberglaube vom Augenzauber.

Unter den vielen Geboten und Verboten des Aberglaubens, in welchen die Weltanſchauung vergangener Zeiten in der Gegenwart fortlebt, gehören die, welche die Vorſtellung von einer ſchädlichen Wirkung des menſchlichen Blicks zur Vorausſetzung haben, zu den verbreitetſten und intereſſanteſten. Wir finden ihre Wurzeln in den älteſten Urkunden unſers Geſchlechts, und wir begegnen ihnen ſelbſt in wenig von einander verſchiedenen Formeln unter allen Völkern Europas und Weſtaſiens, ſoweit die Züge der ariſchen und ſemitiſchen Völkerwanderungen ſich erſtreckten. Unter den altgriechiſchen Dichtern wie unter den heutigen deutſchen Bauern, in den Gaſſen des auferſtandenen Pompeji, in den Budenreihen der Bazare von Stambul und an den Bauten des mittelalterlichen Germanenthums, hoch oben in der Blockhütte des Leibeignen am Ural, wie tief unten in den ſchwarzen Zelten der Beduinenſtämme, die zwiſchen Nil und Euphrat wandern, ſpukt, mehr oder minder deutlich erkennbar, die Furcht vor dem böſen Auge.

Hier wie dort glaubt man zunächſt, daß der Neid über das Glück eines Andern im Stande iſt, nachtheilig auf die Perſon oder Sache einzuwirken, welche beneidet wird, und daß es vorzüglich der Blick iſt, welcher die vergif-

tende Kraft des Neides auf den Gegenstand desselben hinleitet. Dieser Aberglaube ist ein Verwandter der Beobachtungen, welche uns zeigen, daß gewisse Stimmungen, aus dem Auge hervorleuchtend, zur Liebe bezaubern, und daß Augen von gewisser Form und Farbe diese Eigenschaft in höherm Grad als andere besitzen. Auch der gebieterische Blick des Thierbändigers, der dem Löwen sein „bis hierher und nicht weiter" zublitzt, und eben so das Starren der Waldschlange, das den Vogel auf dem Zweig über ihr festbannt und ihn, wie Einige wissen wollen, zuletzt dem unten lauernden Verderben in den Rachen hüpfen läßt, gehört in diese Kategorie. Der Zauber des bösen Auges ist aber mehr als diese natürliche Magie. Dasselbe braucht, um zu schaden, sich gegenüber kein anderes Auge, das seinen unheimlichen Strahl auffängt und dem Sitz des Lebens zuleitet; es stört und vernichtet auch das Gedeihen seelenloser Gegenstände. Es kommt ferner die Meinung vor, daß der Blick bestimmter einzelner Menschen und ganzer Classen auch ohne deren Zuthun, ohne daß er mit Mißgunst erfüllt ist, als verderblicher Zauber wirken könne. Es ist endlich die Vorstellung verbreitet, daß grade das Gegentheil des Neides, lebhaftes, unbefangenes Wohlgefallen, starke und aufrichtige Bewunderung, in Blicken oder Worten ausgedrückt, dem bewunderten, gepriesenen Gegenstande auf geheimnißvolle Weise Unheil bringe.

Der zuletzt erwähnte Zweig dieses Aberglaubens führt uns auf die zweite Wurzel der Pflanze. Es ist die alte Furcht vor dem Neid der Götter, die hier als Keim zu Grunde liegt. Die Vorstellung von neidischen Göttern aber ist wiederum eine finstere Ueberlieferung aus den Tagen des Aufdämmerns der Religion überhaupt. Der älteste Gott war die Gefährlichkeit einzelner Naturdinge, erst in reiferen Perioden kam die überraschende Schönheit anderer, erst in noch reiferen die freundliche Seite wieder andrer hinzu. Der Anfang der Religion war dumpfe Furcht vor der unabwendbaren Gewalt der außer dem Menschen wirkenden Mächte, deren schädliche Eigenschaften von allen zuerst gefühlt wurden. Erst später lernten die Seelen bewundern, noch später, in Folge der Beobachtung, daß die Natur auch Segen spendet, lieben. Der Urmensch, der sich von den Früchten des Paradieses nährte oder als Jäger die Wälder durchstreifte, hat sicher die Gottheit nicht eher geahnt, als bis sie ihn schreckte. Der erste Gedanke an sie wird ihm in einem Blitz in das Herz gefallen, in Gestalt eines herabschmetternden Meteorsteins erschienen, aus einem Erdbeben oder aus dem Bilde des sturmgepeitschten Meeres emporgestiegen sein. Der Hirt der späteren Zeiten lernte bei einem beschaulicheren Leben das Morgenroth, das Glühen schneeiger Bergeshäupter, die Strahlenpracht der Sonnenscheibe, das sanfte melancholische Licht der Mondkugel und die schimmernden Sternbilder des Nachthimmels als göttlich bewundern. Der Ackersmann endlich erfuhr die milden Segnungen der Frühlingssonne, welche

die Bäume neu belaubt und die Saaten zeitigt, des Himmels, dessen Sommerregen die Felder erquicken, der Mutter Erde, welche den Keim in ihrem Schooße zur nährenden Pflanze werden läßt. Das Alte aber blieb neben dem Neugewonnenen und erhielt sich auch, als die Naturreligion mit der Bildung von seßhaften Gemeinden, Städten und Reichen mehr und mehr ethische Elemente in sich aufnahm, neben dem geläuterten Glauben in dem Maße fort, wie das Heidenthum in unserm Aberglauben und das Judenthum in unsrer Theologie neben der modernen Bildung fortlebt.

Wir finden jenes Alte oder Aelteste, die Auffassung der Gottheit als einer Gewalt, die vor Allem zu fürchten ist, in Hellas zu den Zeiten, wo die gigantischen und titanischen Urgötter der schönen Familie der Olympier gewichen, in die Unterwelt versunken, zum finstern Hintergrund der lichten Gegenwart geworden sind, in zwei verwandten Vorstellungen, einer roheren und einer feineren, neben der neuen Gestalt der Religion erhalten. Die eine ist die Meinung, daß die Götter neidisch sind, die andere, daß man sie durch Ueberhebung beleidigt. Die eine versetzt unter dem Namen der Mißgunst, *Φθόνος*, Invidia, die alte Furcht vor bösen Naturgewalten unter die Himmlischen. Die andre stellt hinter deren Stühle die Nemesis, die Rächerin jedes Uebermuthes. Nach jener können die Götter überhaupt kein hohes Glück unter den Menschen sehen, blind wie der Blitz werfen sie die Bäume nieder, die über andre hervorragen. Nach dieser muß zu dem äußeren Glück ein ethisches Moment hinzutreten, wenn der Blitz herabzucken soll, der Baum muß in den Himmel wachsen wollen. Die Götter jener Vorstellung verderben aus Neid und Eifersucht einen natürlichen Proceß, die Götter dieser strafen als Richter den Geist, der auf sein Glück pocht, der da meint, daß es ihm nicht fehlen könne, der das Gesetz, das ihm bestimmte Schranken anweist, nicht anerkennen mag.

Wie solche Vorstellungen sich erhalten konnten, ist leicht zu erklären. Das namentlich in bewegter Zeit lebhafte Gefühl, daß jeder Besitz unsicher sei, die Erfahrung, daß ungewöhnliches Glück oft einen raschen Umschwung erlebe, rief, zusammen mit jenem Nachklang von übelwollenden Gottheiten und dem Glauben an die giftige Zauberwirkung des neidischen Menschenauges, die Vorstellung hervor, daß auch die Götter mit Mißgunst auf das Glück der Sterblichen blickten und schadenfroh dasselbe zerstörten. Daran knüpften sich Beobachtungen, wie sie die griechischen Sprichwörter „Sättigung erzeugt Ueberhebung“ und „Hochmuth muß man eifriger löschen als Feuersbrunst“ erzeugten, und es bildete sich die andre Vorstellung, nach welcher allein solche Glückliche, welche ihr Gedeihen sich selbst zu verdanken gemeint, sich ihres Ruhms oder Reichthums überhoben, die Stufe, auf welche die Menschen gestellt sind, außer Augen gesetzt und sich unantastbar für das Schicksal und damit der

Gottheit gleich geachtet, für bedroht von dem Zorn und der Rache der himmlischen Mächte galten. Ganz besonders geeignet, die letztere Vorstellung hervorzurufen, waren die Perserkriege; genährt wurde sie durch den raschen Wechsel der Schicksale, welchen die Veränderlichkeit der Volksgunst in den Demokratien Griechenlands den hervorragenden Führern der Parteien, z. B. Alcibiades, bereitete und durch den demokratischen alle Ungleichheit hassenden Geist überhaupt.

Bekannt ist die Scheelsucht und Feindseligkeit der Götter gegen die Menschen, wie sie in der Prometheusfabel des Aeschylus hervortritt, ebenso bekannt das griechische Volksmärchen vom Ring des Polykrates. Bei Pindar lesen wir, daß die Götter immer gegen ein Gut zwei Uebel geben. Bei Aristophanes erklärt der Gott des Reichthums seine Blindheit damit, daß Zeus nicht gewollt habe, daß er nur den Gerechten und Weisen seine Gaben spende. In der Alcestis des Euripides, wo Admet sich über das unverhoffte Glück der Wiedererlangung seiner Gattin freut, sagt Herakles: „Möge nur kein Neid der Götter folgen.“ Als Philoktet bei Sophokles dem Neoptolemus seinen Bogen übergiebt, spricht er die Worte: „da nimm ihn, Sohn; doch bete zum Neid, daß der Bogen Dir nicht voll Mühsal werde, wie mir und dem, der ihn vor mir besaß.“

Ajas wird mit Wahnsinn geschlagen, weil er im Bewußtsein seiner Heldenkraft hochmüthig sich blähend geprahlt, auch ohne Athenes Beistand siegen zu wollen, Krösus von der Nemesis ergriffen, weil er geglaubt, er sei von allen Menschen der glücklichste, Niobe ihrer Kinder beraubt, weil sie sich wegen der Zahl derselben über eine Göttin erhoben u. s. w.

Auch der Gott der Bibel liebt es nicht, daß man zuviel erreicht, daß der Mensch ihm zu ähnlich wird. Mißgünstig, nicht blos erzürnt über den Ungehorsam Adams, mit dem er vom Baum der Erkenntniß gegessen und dadurch „geworden als unser einer“, treibt er ihn aus dem Paradiese, damit er ihm nicht völlig gleich werde, „daß er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch vom Baum des Lebens und lebe ewiglich.“ — „Denn Du bist Erde,“ schließt die Strafrede, „und sollst wieder zur Erde werden.“ Aehnliche Empfindungen scheinen ihn bewogen zu haben den Bau des Babelthurms zu hindern, und aus gleichen Beweggründen bestraft Jehova die von David vorgenommne Zählung des Volkes durch eine Pest. In Bezug auf die Ueberhebung gehört hierher das Gleichniß bei Lucas von dem reichen Mann, deß Feld wohl getragen hatte, und der darauf zu seiner Seele sprach: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre, habe nun Ruhe, iß, trink und laß dirs wohl sein.“ — Aber Gott sprach zu ihm: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weß wirds sein, das du bereitet hast?“

Die oben bezeichneten Vorstellungen spielten nun vielfach in einander. Die Angst vor dem Verlust des gewonnenen Glückes und vor den Göttern, die es verliehen, und es jeden Augenblick in Unglück verwandeln konnten, ließ den Unterschied zwischen Verschuldung durch Ueberhebung und unverdienter Mißgunst zurücktreten vor dem eifrigen Bestreben, sich vor den Wirkungen beider sicher zu stellen. Ein unvorsichtiges Wort über eignes Verdienst oder Glück konnte den Zorn oder Neid der Götter wachrufen, und so scheute man sich ein solches Wort auszusprechen, ja so mochte man nicht einmal von Andern seinen Besitz loben hören. Das bloße Annehmen solches Lobes hatte denselben nachtheiligen Einfluß auf den Belobten, das staunende Rühmen eines Gegenstandes oder einer Person war diesem ebenso schädlich wie der neidische Blick; denn er lenkte eben den Neid der Ueberirdischen auf dieselben.

Damit hätten wir in der Kürze den Zusammenhang der beiden Hauptzweige unsres Aberglaubens aufgezeigt, und können nun zu einer Schilderung der Einzelheiten desselben übergehen, und zwar betrachten wir zuerst nach Jahns Abhandlung (Berichte der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1855), was die Alten darüber dachten.

Hier war der Glaube an den bösen Blick (*βασκάινειν, ὀφθαλμὸς πονηρός*, lat. fascinus) allgemein auch unter Gebildeten verbreitet, und Philosopheu bemühten sich ihn zu erklären. Ganze Familien, ja ganze Völkerschaften, namentlich unter den Scythen und Illyriern sollten die unheimliche Gabe besitzen.*) Ein Zeichen derselben waren doppelte Pupillen. Ganz besonders gefährdet sollten durch den Augenzauber Kinder sein. Selbst Thiere waren demselben unterworfen und konnten ihn andrerseits ausüben. Die Tauben spuckten, um ihn abzuwenden, ihren Jungen in die Schnäbel, andre Vögel bewahrten in ihren Nestern Pflanzen und Steine, die gegen ihn gut waren. Eine Grillenart, Mantis genannt, konnte mit ihrem Blick jedem Thier zauberischen Schaden anthun. Als vorzüglich stark bedroht auch galt das Vieh, aber auch leblose Gegenstände unterlagen der Wirkung.

Bei solcher Noth war man darauf bedacht, sich und die Seinen theils durch sühnende Gebräuche (dies namentlich in Bezug auf den Neid der Götter) theils durch Amulete zu schützen, welche letztern man sich, seinen Kindern, seinem Vieh anhing oder an Geräth und Gefäß, Häusern und Mauern oder auch frei im Felde aufrichtete. In großer Zahl sind solche Schutzmittel in Gestalt von Arm-, Brust- und Halsbändern gefunden worden und in Antiquitätensammlungen zu sehen. Dieselben waren aus Gold, Silber, Korallen, Stein oder Bein gemacht und hatten mannigfaltige Formen. Häufig waren es kleine Halbmonde, oft auch Götterbildchen, wie in späterer Zeit der von

*) Andere vermochten durch ihr Lob Bäume verdorren und Kinder sterben zu lassen.

Ptolemäus in Aegypten eingeführte Sarapis und der ebenfalls aus Aegypten stammende Harpokrates. Letzterer wurde von den dortigen Bildhauern mit dem einen Finger im Munde dargestellt, wodurch sie ihn als Kind, als Säugling bezeichnen wollten. Die Römer machten nach dieser Geberde aus ihm einen Gott des Schweigens, und so konnte kaum eine Gottheit als besserer Schutz gegen voreilig lobende Reden dienen, durch die man sich selbst schaden oder von Andern beschädigt werden konnte.

Die Mehrzahl dieser als Amulete gebrauchten Figürchen ist mehr oder minder reich mit den Attributen andrer Götter ausgestattet, welche die schützende Kraft zu verstärken bestimmt waren, indem sie gewissermaßen für jeden Fall einen besondern Schirm bereit hielten. Wiederholt erscheint auf solchen zum Anhängen bestimmten Schutzmitteln auch eine Hand mit ausgespreizten fünf Fingern — wol das Symbol des Gebets um Schutz vor dem drohenden Neid oder um Strafe desselben, dann ein einfacher Gegenzauber. Ganz vorzüglich aber glaubte man die schädliche Wirkung des scheelen Blickes zu brechen, wenn man denselben auf irgend eine Weise abzog oder theilte und so verhinderte, seine Zaubermacht concentrisch auf den Gegenstand auszustrahlen, den man sichern wollte. Der erste Gedanke war hier wol der, den Neidischen zu schrecken, und so bestanden die Amulete für Thore, Mauern, Schilde, Harnische und Gefäße oft in dem bekannten Gorgonenhaupt mit seiner ausgestreckten Zunge, seinen gefletschten Zähnen und seinen hervorquellenden Augen, oft auch in den Köpfen reißender Thiere, wie Löwen und Wölfe. Bisweilen galt ein kräftiger Fluch als Gegenzauber. Noch häufiger wurde grade das, was den Zauber ausüben sollte, gebraucht, um denselben abzuwehren, also gegen das böse Auge das Bild eines Auges. Am gewöhnlichsten findet sich dieses an Schiffen, mitunter an Schilden, Ringen, Vasen, Bechern und Schalen, einmal auch an einer Leier. Man hat diese Augen in verschiedener Weise anders deuten wollen. Aber ganz richtig bemerkt Jahn dagegen, daß dieselben häufig mit dem Gorgonenhaupt verbunden sind, welches entschieden ein Sicherungsmittel gegen den bösen Blick war, ja daß man sogar eine Schale besitzt, auf welcher das Auge als Stern ein Gorgoneion zeigt, wodurch demselben also grade die Kraft eines solchen beigelegt wird.

Neben den Schreckbildern hatte man dann Amulette, welche den neidischen Blick dadurch verwirren, in seiner Kraft schwächen oder ablenken sollten, daß sie demselben einen grotesken Gegenstand, eine Caricatur, einen verwachsenen Zwerg oder andere Mißgestalten entgegenhielten. Vor allem aber gehört hierher das Unanständige und Unfläthige, einestheils weil es eine lächerliche Seite hat, dann, weil es das Auge des Wohlerzogenen beleidigt, es zurückstößt, es nöthigt, sich abzuwenden. So galt im Alterthum als Hauptmittel gegen allen Zauber und somit auch gegen den des bösen Blicks der Phallus, und

zwar wurde er, da der Aberglaube dem Unheimlichen gern eine burleske Seite abzugewinnen ſtrebt, ſich mit ſeinem Zauberkram nicht ſelten auf humoriſtiſchen Fuß zu ſtellen ſucht (Jahn erinnert an die ſpaßhafte Rolle, die unſer deutſcher Teufel in Märchen und Sprichwörtern ſpielt, und an die launige Weiſe, in welcher gelegentlich Geiſterbanner mit ihren Geſpenſtern verkehren), oft von der Phantaſie der Amuletſchnitzer durch Beigabe wunderlicher Attribute aus einem turpe in ein ridiculum verwandelt.

Die Anwendung dieſes Gegenzaubermittels war unter den Römern ſo allgemein gebräuchlich, daß es bei ihnen ſelbſt Fascinus hieß. Hauptſächlich wurden durch daſſelbe die Kinder bewahrt, da ſie, wie bemerkt, des Schutzes am meiſten bedurften. Man hing es ihnen an einer Schnur entweder in eine Kapſel oder in einen Beutel verſchloſſen oder auch unverhüllt um den Hals. Außerdem führt Plinius das Beiſpiel eines triumphirenden Imperators an, der dadurch ebenfalls beſchützt wurde. Er ſtand nach römiſcher Auffaſſung auf dem Gipfel menſchlichen Glücks und war ſo einerſeits eigner Ueberhebung, andererſeits der Scheelſucht und Mißgunſt der Götter am meiſten ausgeſetzt; auch war zu bedenken, daß auf ihn, wenn er auf ſeinem Wagen über die Köpfe des der Prozeſſion zuſchauenden Volkes hoch hervorragte, aller Augen gerichtet waren und daß ihn ſo außer unzähligen bewundernden auch mancher direct wirkende neidiſche Blick treffen mußte.

Noch beſtimmter als die Schriftſteller ſprechen von dem ausgedehnten Gebrauch grade dieſes Amulets gegen das böſe Auge die Monumente. In allen Sammlungen begegnen wir dergleichen vom verſchiedenſten Material. Sie ſind mit Henkeln oder Ringen verſehen, um am Halſe getragen werden zu können. Wir finden ſie an Gefäßen, Lampen und Schmuckſachen, und ebenſo ſind ſie an Rüſtungsſtücken und den Vordertheilen von Schiffen angebracht. Häufig tritt der Phallus als Caricatur auf, durch Anſetzung von Füßen und Flügeln in einen Vogel verwandelt, mit Bocksbeinen und Adlerſchwingen, mit dem Kopf eines Hahnes, eines Hundes oder Widders. Nicht ſelten endlich ſind an Amuleten dieſer Geſtalt Schellen zu ſehen, indem man den Klang des angeſchlagenen Erzes für reinigend, ſühnend und vorzüglich wirkſam gegen geſpenſtiſche Einflüſſe hielt.

Wir können nicht auf alle Einzelheiten dieſes Kapitels eingehen, und erwähnen nur noch, daß die noch jetzt in ſüdlichen Ländern gegen den böſen Blick angewendete Geberde, wo man die Fauſt in der Art ballt, daß der Daumen zwiſchen Mittel- und Zeigefinger hindurchgeſteckt wird, ſchon den Alten eines der kräftigſten Schutzmittel gegen den Zauber des neidiſchen Auges galt und deshalb ſowol in Natura als in der Geſtalt eines aus Knochen, Metall oder Stein gefertigten Amulets der Bedrohung entgegengehalten wurde, und daß man einen andern obſcönen Geſtus, das Ausſtrecken des Mittelfingers

aus der geschlossenen Hand, ebenfalls gegen Verzauberung, wenn auch wahrscheinlich nicht gegen die hier behandelte, anwendete. Diese beiden Geberden galten als Ausdruck der tiefsten Verachtung, und man fügte dem, gegen den man sie machte, die schwerste Beleidigung zu. Es wirkt also hier die Vorstellung, daß man den Zauber durch herausfordernde verächtliche Gesten brechen kann; aber es trat noch ein Andres hinzu. Indem man sich, die Seinen und sein Haus und Geräth mit Darstellungen des Unanständigen und Beleidigenden behing oder bemalte, that man sich selbst eine Schmach, eine Erniedrigung an, welche die Folgen eigner Ueberhebung oder fremden Neides sühnend ausglich und so die Kraft eines Gegenzaubers übte. Diese Vorstellungen verfließen besonders bei folgender Sitte in einander. Vor jemand auszuspucken oder ihn anzuspeien ist zu allen Zeiten eine der stärksten Beleidigungen gewesen, und so hoffte man, indem man sie sich selbst anthat, ein von außen kommendes Uebel abzuwenden. Wer von den Göttern Verzeihung für eine allzukühne Hoffnung zu erlangen wünschte, wer sein Glück pries, wer seiner Schönheit mit Wohlgefallen inne wurde, der pflegte sich, wenn er ein vorsichtiges oder frommes Gemüth war, in den Busen zu spucken. Dasselbe that, wer einen Andern lobte, um ihm nicht zu schaden, und bei Kindern, welche sich nicht selbst auf diese Weise schützen konnten, wehrte die Amme den Neid der Götter ab, indem sie dieselben entweder selbst anspie oder den, von welchem durch Wort oder Blick Gefahr drohte, zu diesem Werk der Sühnung aufforderte.

Dieser Aberglaube, der mancher Mutter im alten Hellas und Rom Kopfzerbrechen, Herzeleid und schlaflose Nächte gekostet haben wird, lebt nun, wie zu Anfang bemerkt, auch in der Gegenwart fort, im Süden und Osten mit fast ungeschwächter Kraft, im Norden durch die allgemeiner gewordene Aufklärung auf entlegne Winkel und auf einige Redensarten beschränkt, bei denen man sich nicht viel mehr zu denken pflegt. Geben wir auch von diesen Resten einige Beispiele.

Ganz allgemein ist der Glaube an den bösen Blick in Italien. Man bezeichnet ihn hier in der Regel mit den Worten mal occhio oder occhio cattivo, in Neapel mit dem Ausdruck jettatura, und schützt sich, wie im Alterthum vor ihm durch allerlei Amulete.

Nicht weniger verbreitet ist die Furcht vor dem neidischen Auge unter den Neugriechen und Albanesen, unter denen er Kakomati (von κακὸν ὀμμάτιον) heißt. Ich selbst erlebte ein paar Beispiele davon. Bei einem Ausflug, den ich mit einem Freunde ins Innere von Korfu machte, trafen wir einige hübsche schwarzäugige Kinder, die unter Obhut ihrer Ammen unter Olivenbäumen spielten. Wir blieben stehen und freuten uns der hübschen Gruppe. Kaum aber hatten die Wärterinnen dies bemerkt, als sie mit der

Geberde des Schreckens ſich anſchickten, mit den Kleinen Ferſengeld zu geben. Ein Begleiter erklärte uns, was ihnen Angſt eingejagt und ſagte, was zu thun ſei. Wir ſpuckten beide energiſch aus, und jetzt durften wir ſogar hingehen und den Kindern die Wangen ſtreicheln. In einem Dorfe am Eurotas, zwiſchen Sparta und Leondari kam, als wir vor einem Hauſe hielten, um uns ein Glas Wein einſchenken zu laſſen, die Frau heraus und fragte, indem ſie mir ein Sieb mit gierig freſſenden Seidenwürmern wies, ob die Thiere gut wären. Die Coconernte war im Jahre vorher unbefriedigend ausgefallen, und man hielt uns für Kenner. Ich ſagte, um dem Ruf der Allwiſſenheit nicht zu ſchaden, in dem hier die Weſteuropäer zu ſtehen ſcheinen, die Raupen wären gut, ſie fräßen ja vortrefflich. Mein Blick mochte dabei nach der Auffaſſung der Frau entweder zu viel Bewunderung oder Neid ausgedrückt haben. Sie machte ein böſes Geſicht und verdeckte die Thiere mit ihrer Schürze, und nicht eher gab ſie ſich zufrieden, als bis ich dem Rath unſres Dolmetſchers gefolgt und — ich that's zu mehrer Sicherheit dreimal — ausgeſpuckt hatte. Eine andere Sicherung iſt, daß man die eine Hand mit ausgeſpreizten Fingern dem gefürchteten Auge entgegenhält.

Ganz ähnliche Vorſtellungen und Gebräuche herrſchen unter den Rumänen und unter den ſlaviſchen Nationen, vorzüglich unter den Serben, Ruſſen und Polen. Manchem wird die melancholiſche polniſche Sage erinnerlich ſein, nach welcher ein Unglücklicher, dem ſein übles Geſchick zu dem liebevollſten Herzen den böſen Blick gegeben, zuletzt ſich ſelbſt die Augen ausſticht, um ſeinem Kinde nicht zu ſchaden.

Sehr gefürchtet iſt das böſe Auge ferner unter den ruſſiſchen und polniſchen, ſowie unter den orientaliſchen Juden. In Kairo war ich einmal bei einem wohlhabenden jüdiſchen Kaufmann zu Tiſch. Als ich eintrat, fand ich die Familie in Beſtürzung, da das eine Kind plötzlich von einer ſtarken Augenentzündung befallen worden war, und auf meine Frage, ob etwa eine Erkältung ſtattgefunden oder man ſich ſonſt eine Urſache denken könne, erwiderte die betrübte Mutter (ſie war aus Odeſſa), eine Erkältung gewiß nicht, wol aber hätte ſie ſich vorzuwerfen, daß ſie das Kleine heute gut gewaſchen und geputzt auf die Esbekieh geſchickt. Dort hätte es wahrſcheinlich einer, der's ihr nicht gegönnt, mit einem böſen Blick angeſehen. Unter den jeruſalemer Juden heißt das neidiſche Auge „Ajin rah", und um die Kinder dagegen zu ſchützen, bindet man ihnen ein goldnes oder ſilbernes Amulet in Geſtalt einer kleinen Hand mit einem Faden an den Kopf. Wird ein Haus friſch getüncht, ſo malt man, um es vor Schaden durch das Ajin rah zu bewahren, eine große ſchwarze Hand an die Wand, welche, weil ſie die fünf Finger ſtreckt „Chamſa," Fünf, genannt wird. Wenn Jemand krank wird und die Urſache im Ajin rah ſucht, ſo läßt man eine „Abſprecherin" kommen, welche

dem Bezauberten mit einem Kamm oder einem ſtielloſen Meſſer über den Kopf zu fahren und dazu die Namen der drei Erzväter und Moſis des Lehrers zu murmeln pflegt.

Die Hand mit den ausgeſtreckten fünf Fingern begegnet uns in Jeruſalem auch in den Höfen türkiſcher und arabiſcher Häuſer als Schutzmittel gegen das „Naßr", wie unter den Arabern der Augenzauber genannt wird.*) Wir treffen ſie in ganz Nordafrika, in Tunis, wo man als Mittel zur Abwendung des böſen Blicks die naßgemachte Hand in die Aſche des Heerdes ſteckt und dann damit über Thüren und Fenſter ſchlägt, in Algier, wo man den Kindern Korallenhalsbänder umhängt, an denen ſich ein goldnes oder meſſingnes Amulet in Form eines Händchens befindet.**) Wir begegnen ihr endlich auch in dem erſten Hof der Alhambra.

Auffallend war mir, daß ich das Zeichen der Hand in Kairo wie in ganz Aegypten, wo doch ſonſt der Glaube an das böſe Auge und die Schutzmittel gegen daſſelbe ſo allgemein wie unſres Wiſſens nirgend anderswo angetroffen werden, nirgend bemerkte. In Kairo, nächſt Damaskus der Stadt, wo ſich das Sarazenenthum noch am reinſten erhalten, begegnet uns die Furcht vor dem Zauber des neidiſchen Blickes an allen Ecken und in jedem Hauſe. Wir können hier jeden Tag wiederholt in den Fall kommen, eine vornehme arabiſche Dame an uns vorüberwandeln zu ſehen, an der alles Pracht, Reichthum und Sauberkeit iſt, während das Kind, das ſich bei ihr befindet, wie der perſonifizirte Schmutz neben ihr herwatſchelt. Die Mutter in reichen glänzenden Seidenſtoff gekleidet, ihre Augenbrauen mit Kohol, ihre Fingerſpitzen mit Henna geſchminkt, hinter ihr her ein Duft von Moſchus und Zibet, der die ganze Gaſſe erfüllt, und neben ihr dann dieſes von Koth förmlich ſtarrende Kind in Lumpen läßt Argwöhniſche auf eigne Gedanken kommen. Es iſt aber nichts anders, als ein Beiſpiel dafür, daß hieſige Frauen grade dann ihre Kleinen ungewaſchen und ungeputzt laſſen, wenn ſie mit ihnen ausgehen, und zwar aus Furcht vor dem böſen Blick. Aus demſelben Grunde behält man die Knaben ſo lange als möglich im Harem und kleidet manche Mutter ihren kleinen Sohn als Mädchen, weil letztere dem Neide weniger ausgeſetzt ſind.

Indeß kann das böſe Auge auch Frauen und erwachſenen Männern Schaden anthun. Kommt man zu Jemand, während er im Begriff iſt, ſich zu Tiſch zu ſetzen, ſo wird man in der Regel von ihm eingeladen werden, an dem Mahl theilzunehmen. Nimmt man dies nicht an, ſo erfordert die Höflichkeit, daß

*) Ich habe ſolcher Hände mehre geſehen, eine der erſten an einer Wand im unterſten Hofe des preußiſchen Conſulats.

**) Eine Dame von meiner Bekanntſchaft zeigte mir vor Kurzem ein derartiges Halsgeſchmeide, welches ſie ſelbſt in Algier gekauft hatte.

man mit einem Glückwunsch, wie „Henian!“ (Wohl zu bekommen!) ablehnt, weil der Hausherr sonst glauben würde, man gönne ihm das eine oder das andere Gericht nicht, und eine gewöhnliche arabische Redensart sagt, in der Speise, auf die ein neidisches Auge gefallen, sei kein Segen.

Amulete, welche ein lebendiges Wesen abbilden, gestattet der Islam nicht. Man muß sich daher mit Sprüchen, Mineralien und Pflanzen gegen den Augenzauber zu schützen suchen. Ein Hauptschutzmittel gegen alle schwarze Magie und so auch gegen den magischen Einfluß des neidischen Auges ist natürlich der Koran, wenn man ihn, wie von manchen geschieht, in einem Miniaturexemplar bei sich trägt. Wer es bequemer zu haben wünscht, mag sich mit einem Zettel, auf den bestimmte Koransprüche, z. B. „Gott ist der beste Beschützer“ oder „Sie bewachen ihn nach dem Befehl Gottes“, geschrieben sind, gegen alle Pfeile böser Augen rüsten. Fast ebenso gut sind Papierstreifen mit den neun und neunzig Eigenschaften Gottes oder mit den Namen des Propheten, deren man ebenfalls grade hundert weniger einen hat. Aehnliche Kräfte werden einem Zaubermittel zugeschrieben, welches „Aschab El Kaf“, Genossen der Höhle, d. h. Siebenschläfer heißt. Die Namen der sieben frommen Jünglinge sammt dem ihres Hundes werden auf den Boden von Bechern und Schalen und noch häufiger auf den runden Präsentirteller von verzinntem Kupfer eingegraben, der, bei Mahlzeiten auf ein niedriges Gestell gesetzt, unsre Tischplatte vertritt.

Wie einst in Rom, so sind es jetzt in Kairo vorzüglich die Kinder, die man mit Amuleten gegen den bösen Blick sichern zu müssen meint. Sie tragen dieselben in Kapseln, die meist die Gestalt eines Dreiecks haben, oben an ihrem Tarbusch. Auch das Vieh auf der Weide und die Pferde beim Ausreiten werden mit derartigen Mitteln zur Abwehr etwaigen Neideszaubers behangen. Das gewöhnlichste Amulet ist ein glattes Stück Alaun, häufig auch kommen Quasten mit kleinen Muscheln, den sogenannten Kauris, besetzt, als Amulete vor. Dieselben waren, wie hier nachzutragen, schon bei den Römern als Gegenzauber gegen das böse Auge in Gebrauch, und zwar hatten sie eine obscöne Bedeutung. An letztere ist unter den Arabern nicht zu denken, vielmehr sind sie hier eine Ueberlieferung, von welcher der Sinn verloren gegangen ist, und man denkt, wenn überhaupt an etwas, dabei nur daran, daß sie den Blick von dem Kinde ab und auf sich lenken sollen. Auch das Geschirr von Pferden, Kameelen und Reiteseln ist bisweilen mit solchen Muscheln besetzt.

Glaubt man, daß Jemand etwas übermäßig bewundert oder mit Neid darauf blickt, so wird er gewöhnlich von dem, den er damit beunruhigt, mit den Worten „Segne den Propheten“ zurecht gewiesen, und gehorcht jener, indem er sagt: „O Gott, sei ihm günstig!“ so fürchtet man keine üblen Folgen. Höchst unschicklich ist es, seine Bewunderung über einen Gegenstand, der einem andern gehört, mit Worten wie „Wunderschön!“ oder „O grundgütiger Gott!“

(Ja selamu selim) auszudrücken. Der Mann von Lebensart sagt in solchen Fällen nur „Maschallah!“ (Wie Gott will), ein Ausruf, der zwar auch Ueberraschung, aber mehr noch Ergebung in den Willen Gottes ausspricht. Nimmt man das Kind Jemandes auf den Arm, um es zu liebkosen, so darf man nicht vergessen zu sagen: „Im Namen Gottes des Allbarmherzigen“ und „O Gott, sei unserm Herrn Mohammed gnädig“, worauf man noch ein „Maschallah“ folgen läßt. Noch häufiger ist der Gebrauch, wenn man ein Kind bewundert, dabei zu bemerken: „Ich suche Zuflucht bei dem Herrn des Tagesanbruchs für dich,“ eine Anspielung auf die Sure vom Tagesanbruch (113) im Koran, welche mit einem Gebet um Schutz gegen Neider endigt. Bemerken Eltern, daß Jemand ihr Kind anstaunt oder es mit Neid betrachtet, so reißen sie zuweilen ein Stück vom Saume am Kleide des Kleinen ab, verbrennen es mit etwas Salz, Alaun und Korianderkörnern und beräuchern entweder das Kind damit oder bestreuen es mit der Asche davon. Der Aberglaube hat für diesen Entzauberungsproceß eine bestimmte Zeit festgesetzt. Es muß nämlich vor Sonnenuntergang geschehen, „wenn die Sonne roth zu werden anfängt.“

Alaun muß, wenn er den Schaden des bösen Blickes heilen soll, auf folgende Weise verwendet werden. Man legt ein Stück davon, etwa von der Größe einer Kinderhand, auf ein Kohlenfeuer und läßt es hier so lange liegen, bis es aufhört zu zischen und zu knistern. Dies muß kurz vor dem Untergange der Sonne vorgenommen werden, und die Person, welche die Operation vollzieht, hat, während der Alaun brennt, das erste und die drei letzten Kapitel des Koran dreimal herzubeten. Nimmt man den Alaun vom Feuer weg, so hat seine Schlacke unfehlbar die Gestalt der Person angenommen, deren Neid die Veranlassung zu diesem Verfahren gegeben hat. Man zerstößt dann den Rest des Alaun, mischt ihn in eine Speise und gibt diese einem schwarzen Hunde zu fressen.

Ein anderes beliebtes Mittel, den Wirkungen des bösen Blicks zu begegnen, sie aufzuheben, ist, daß man mit einer Nadel in ein Stück Papier sticht und dabei sagt: „Das ist das Auge Mohammeds, Achmeds u. d. m. des Neidischen“, worauf man den Zettel verbrennt.

Um den Wirkungen des neidischen Auges vorzubeugen, gebrauchen in Aegypten sehr viele, besonders Frauen das sogenannte „gesegnete Storaxharz“ (Mej'ah mubarakah), eine Mischung von verschiedenen Ingredienzien, welche nur in der Aschura, d. h. in den ersten zehn Tagen des Monats Moharrem zubereitet und verkauft wird. Während dieser Zeit sieht man oft in den Straßen Kairos Leute, welche diese Mixtur feil bieten, indem sie rufen: „Gesegnetes Storaxharz! Ein gesegnetes Neujahr für die Gläubigen! O gesegnetes Storaxharz!“ Der Verkäufer trägt auf dem Kopf ein rundes Präsentirbret, das auf Papierblättern verschiedener Farbe die kostbare Mischung enthält.

In der Mitte befindet sich ein großer Haufen von einem braunrothen Farbestoff mit etwas Storax, Koriandersamen und Fenchelkörnern. Um diesen großen Haufen herum liegen kleinere: einer von blau, einer von roth, ein dritter von gelbgefärbtem Salz, ein vierter von Schih (Wermuth) und ein fünfter von Libanstaub oder Weihrauch. Wird der Verkäufer in ein Haus gerufen, so setzt er sein Bret ab, läßt sich einen Teller geben, um das, was gekauft wird, darauf zu legen, und nimmt nun von jedem Haufen nach der Reihe, dann von allen einzelnen noch einmal. Dazu pflegt er einen langen Zauberspruch zu singen, der in der Regel mit folgenden Worten beginnt: „Im Namen Gottes! Und bei Gott! Es gibt keinen Sieger, der Gott besiegt, den Herrn des Ostens und des Westens. Wir sind alle seine Diener, wir müssen seine Einheit bekennen. Seine Einheit ist eine erhabene Eigenschaft." Dann folgen einige Worte über die Kräfte des Salzes und hierauf fährt er fort: „Ich zaubre dich frei vom Mädchenauge, das schärfer als ein Nagel, vom Frauenauge, das schneidiger als ein Taschenmesser, vom Knabenauge, das schmerzhafter als eine Peitsche, und vom Männerauge, das schärfer als ein Hackmesser ist." Sodann erzählt er, wie Suleiman (der König Salomo, der unter den Orientalen bekanntlich als größter Zauberkundiger gilt) den bösen Blick seines Einflusses beraubt hat. Hierauf nennt er alle Gegenstände, die der Käufer seiner Wundermixtur seiner Meinung nach etwa besitzen mag, und erklärt, daß sie durch seine Waare vor aller Unbill gesichert sind. — Das Mej'ah mubarakah wird nun von dem Käufer ein ganzes Jahr lang aufbewahrt, und wenn man fürchtet, daß ein Kind oder sonst Jemand von der Familie von dem bösen Blick getroffen werden könne, so wirft man eine Messerspitze davon auf ein Becken mit glühenden Kohlen und beräuchert den Betreffenden mit dem aufsteigenden Rauch.

Andre Amulete gegen das neidische Auge sind Staub vom Grabe des Propheten, Wasser aus dem heiligen Brunnen Semsem im großen Tempel zu Mekka und Stücke von der Brokatdecke der Kaabah, die alljährlich erneut wird, worauf man die alte an die Pilger verkauft, welche die Wallfahrt hergeführt. Die Hausthüren sichert man sich mit Inschriften, wie: „Der vortreffliche Schöpfer ist der Ewige" gegen den Blick des Neiders. Kaufleute schützen die Waare in ihrem Laden, indem sie über dem letztern die Namen Gottes und Mohammeds, das Glaubensbekenntniß des Islam oder irgend einen Koranspruch anbringen.

Wohlhabende Leute feiern in Aegypten ihre Hochzeiten theilweise auf der Straße. Namentlich ist es Sitte, bei solchen Gelegenheiten des Abends Kron- oder Armleuchter vor dem Hause des Bräutigams aufzuhängen. Ein schöner Leuchter versammelt dann oft eine Menge von Bewunderern um sich. Um die Aufmerksamkeit der Leute von dem Geräth abzulenken, weil sonst leicht ein böser Blick bewirken könnte, daß es herabfiele, pflegt man aus dem Hause

einen großen Krug auf die Straße zu werfen oder ſonſt ein Mittel anzuwenden, das die Augen der Umſtehenden anderweitig beſchäftigt.

Charakteriſtiſch iſt eine Anekdote, welche Lane, dem wir in dem bisher über Aegypten Geſagten zum Theil folgten, in Betreff dieſes Aberglaubens unter den Kairenern mittheilt. Eines Tages kam ein arabiſcher Freund zu ihm und erzählte ihm, wie der Paſcha ſein Fleiſchmonopol aufgegeben habe und die Fleiſcher jetzt für eigne Rechnung ſchlachten dürften. „Es iſt aber wahrhaftig empörend," fuhr er fort, „ganze ſchöne Schafe, mit Fettſchwanz und allem Zubehör auf dieſe Weiſe der Oeffentlichkeit ausgeſetzt zu ſehen, ſo daß jeder Bettler, der vorübergeht, darüber neidiſch ſein kann, und man möchte wirklich ebenſo gut Gift eſſen, als ſolches Fleiſch. Mein Koch ärgert ſich gleichfalls darüber, und ſtatt in einem Laden zu kaufen, der ganz nahe bei der Hand iſt, läßt er ſich die Mühe nicht verdrießen, in ein entferntes Quartier zu gehen und ſeinen Bedarf bei einem Mann zu holen, der ſo vorſichtig iſt, ſein Fleiſch vor den Blicken der Vorübergehenden zu verbergen."

Sehr deutlich äußert ſich der Glaube an den Augenzauber in Aegypten bei Geburten und Beſchneidungsfeſten. Bei der Geburt eines Kindes ſtatten ſämmtliche Freundinnen des Hauſes der Mutter am ſiebenten Tag ihren Beſuch ab. Nach mancherlei Förmlichkeiten trägt man das Neugeborne in großer Proceſſion durch ſämmtliche Zimmer des Harems, wobei die Hebamme aus einem Säckchen, welches dem Kinde in der vorhergehenden Nacht als Kopfkiſſen diente, Salz und Fenchelſamen ſtreut. Sie ſagt dabei: „Das ſchmutzige Salz ſei in den Augen des Neiders," worauf alle anweſenden Frauen antworten: „O Gott, ſei unſerm Herrn Mohammed günſtig!" Nachdem die Ceremonie, die das Kind wie die Mutter vor dem böſen Blick ſicher ſtellen ſoll, vorüber iſt, wird das Neugeborne den Frauen gezeigt, die ihm jede einzeln ins Geſicht ſehen, ihm langes Leben wünſchen und es mit Tüchern beſchenken, in welche Geldſtücke eingeknüpft ſind.

Die Beſchneidungen werden bei vornehmern Leuten immer ſo gehalten, daß der Knabe vorher in großer Proceſſion, begleitet von ſeinen Freunden und Mitſchülern, Muſikanten und Dienern u. a., beſonders auch von Frauen, zu Pferde durch mehre Straßen geführt wird. Er iſt dabei in Frauenkleidern und mit Frauenſchmuck bedeckt (aus dem vorhin angegebenen Grunde) und eine der Weiber ſtreut unabläſſig Salz auf den Weg, um allen üblen Wirkungen eines neidiſchen Blicks, der den Knaben möglicherweiſe treffen könnte, ſofort ein Ende zu machen.

Aehnlich wie in den Bazars, den Straßen, den Familien der arabiſchen Städte iſt es in denen der türkiſchen. Auch hier iſt der Alaun als Gegenzauber in Gebrauch, auch hier hängt man den Pferden Amulete (Muskas) um, ſucht man vorzüglich die Kinder vor dem „Raßr" zu ſchützen. Bemer-

kenswerth ist, daß die Barbiere von Konstantinopel, wenn sie zugleich Zahnkünstler sind, über ihren Thüren ein dreieckiges Mosaikbild von Zähnen und Glasperlen führen, und daß, während die Zähne die Trophäen ihrer Geschicklichkeit vorstellen, die Glasperlen als Zaubermittel gegen das böse Auge zu dienen bestimmt sind. Erwähnung verdient ferner, daß die Kaufleute im Aegypter-Bazar in Konstantinopel unter andern Mitteln, mit denen sie sich gegen den Neideszauber wahren, auch Abbildungen des mystischen Thieres Ahaua, der aus Jungfrau und Löwin zusammengesetzten Sirene der türkischen Mythologie, vor ihren Läden anbringen.

Wir werfen zum Schluß einen Blick auf die Reste des Aberglaubens vom bösen Auge in Deutschland. Hier finden wir zunächst in ziemlich weiter Verbreitung, und zwar selbst unter der gebildeten Classe bisweilen, jene altgriechische Scheu vor Ueberhebung oder wenn man will, jene Furcht vor einem neidischen Uebermenschlichen, welche sich darin ausspricht, daß man sich hütet, sich seines Wohlbefindens, des guten Erfolgs seiner Geschäfte, des Gedeihens seiner Kinder zu rühmen, und daß man sich, wo dies in einem unbewachten Augenblick geschieht, sofort eine Formel hinzusetzt, welche nach dem Herkommen die auf solche Weise herausgeforderte Schicksalsmacht beschwichtigt. Wer seine Gesundheit preist, sich des guten Standes seiner Saaten freut, sein Glück in Handel und Wandel lobt, der muß, um nicht bald das Gegentheil aller dieser Verhältnisse zu erfahren, sofort ein „Unberufen!" ein „Unbeschrien!" oder ein „Gott behüt' es und bewahr's!" oder auch einen Ausdruck scheinbarer Unzufriedenheit, wie „Gestern war's besser" folgen lassen. Auch bei der Rückkehr von der besten Messe wird der kleine Verkäufer auf die Frage, wie dieselbe ausgefallen, mit „so so, lala," oder „'s hätte besser sein können," antworten, und wenn darin sich allerdings mehr ein unzufriedenes ungenügsames Gemüth ausspricht, so kann man doch zugleich einen Anklang an die allgemeinere Furcht vor Erweckung des Neides im Hörenden oder vor Ueberhebung vor dem Schicksal darin finden. Auf alle Fälle ist dieses „Lamentiren" ohne Ursache zum guten Theil Ueberlieferung und unbewußte Nachahmung eines Gebrauchs, der einst das zauberhaft wirkende Gift der Scheelsucht fernhalten sollte. Maßvoll sein ist eine der ersten Regeln der volksthümlichen Ethik, welche dieselbe in mancherlei Redewendungen, Märchen und Sagen und vorzüglich in Sprichwörtern ausgeprägt hat. Eine der verbreitetsten Sagen ist die von der reichen Frau, die so hochmüthig war, daß sie zu einer gewissen Reinigungsoperation stets nur den feinsten Flachs verwendete und endlich so herunterkam, daß sie bei ihrer frühern Magd ein Hemd erbetteln mußte, wo diese ihr sagte, daß dasselbe aus solchem Flachs gesponnen sei, den die Sorgsame aus der Grube des heimlichen Gemachs aufgelesen hatte. In aller Munde ist das Sprichwort „Hochmuth kommt vor den Fall," und in Holstein

kann man den Bauer sogar die ganz entschieden auf eine ähnliche Vorstellung wie die antike vom Neid der Götter hindeutende Redensart: „Allens met Maten, uns Herrgott de lücht"— Alles mit Maßen, unser Herrgott lügt oder täuscht — brauchen hören.

Gleichfalls hierher gehört der weitverbreitete Aberglaube, daß man die Kinder nicht wägen oder messen soll; man könnte sich über das Resultat zu sehr freuen und die Kleinen „beschreien". Ebenso ist hierauf zu beziehen, wenn Altgläubige das Zählen des Obstes an reichtragenden Bäumen untersagen; man könnte den Baum durch „Berufen" verderben.

Als ich auf der Fahrt nach Amerika hörte, wie der Steuermann wiederholt Mitpassagieren, die sich in ihrer Freude über guten Wind und schönes Wetter ein Stückchen pfiffen, verdrießlich zurief: „Nicht pfeiffen, wer pfeift, der pfeift dem Sturme!" war ich in Verlegenheit, wie sich dieser Schifferaberglaube erklären ließe. In unserm Zusammenhange könnte man die Erklärung nicht ohne Weiteres abweisen, daß die Leute nicht pfeifen sollten, weil sie dadurch zu viel Behagen ausdrückten und so den Sturm herbeilockten.

Wie man sich selbst durch zu starke Kundgebungen der Freude über sein Wohlsein oder das Gedeihen der Seinen schaden kann, so kann dies noch mehr durch ähnliche unvorsichtige Aeußerungen Anderer bewirkt werden. Lobt ein Fremder Deine Gesundheit, räth die Rockenphilosophie, so mußt du ausspucken, am Besten dreimal, oder „Gott behüte!" sagen oder auch dir mit der Hand über den Mund fahren. Bewundert Jemand die rothen Wangen eines Kindes, sein rasches Laufenlernen und dergleichen, so fügt die gewissenhafte Amme oder Muhme in Sachsen sofort ein „Unbeschriggen" hinzu, weil „das Kleine sonst drei Tage nicht wächst".

Diese unwillkürliche Bezauberung, dieses Beschreien in optima fide hat aber auch in Deutschland einen finstern Verwandten. Es gibt ein absichtliches Beschreien, ein solches Lob, welches nur die Tarnkappe des Neides ist. Daß der Neid dem Beneideten auf magische Weise schadet, zeigt die Meinung, daß das Essen nicht gedeiht, auf welches ein Mitspeisender neidisch geblickt hat. Wer neidvoller Weise Jemand lobt, der bezaubert, *behext* ihn; er weiß, daß sein lautes Verwundern, sein Rühmen des betreffenden Gegenstandes das Gegentheil des Zustandes herbeizieht, den er beneidet, und von da ist es nicht weit zum directen Zauber, der, in Worte gefaßt, ein Fluch, eine Verwünschung ist. Den Uebergang dazu zeigt der Aberglaube, nach welchem der Jäger nichts trifft, dem, während er auf die Jagd ging, von jemand viel Glück gewünscht wurde.

Die vollendete Hexe war immer mit dem bösen Blick begabt, der ihr mit andern Eigenschaften vom Teufel verliehen wurde; wo der Ausdruck nicht mehr im Gebrauch ist, wird die Ansicht, daß die Bezauberung vorzüglich auch durch

die Augen bewirkt wurde, dadurch bewahrt, daß man den Hexen als Hauptattribut rothe Augen, auffallend große oder zusammen gewachsene Augenbrauen gibt. Gebräuchlich ist die Bezeichnung „böser Blick“ in Deutschland, wie es scheint, nur noch in Tirol, das an Italien grenzt. Hier sind diesem Zauber besonders solche ausgesetzt, die ungewaschen des Morgens ausgehen; dann schadet er vorzüglich dem Vieh, weshalb man nicht jedermann in seinen Stall lassen soll. Auf solche Art „Vermeinten“, die weder essen noch trinken können, rathlos daliegen, deren Zähne locker sind, ist nur damit zu helfen, daß man ihnen Sanct Johanniswein eingibt. Das beste Mittel, den Stall vor dem bösen Auge zu sichern, ist das Zeichen des Drudenfußes. Anderwärts, auf dem Hundsrück z. B., wo man Kälber, die aufgezogen werden sollen, vorzugsweise vor dem „Judenblick“ hütet, in Schlesien und in der Mark gilt als gutes Schutzmittel des Viehes gegen Zauber aller Art Dill und Salz. Wieder anderwärts gelten andre Kräuter als probater Gegenzauber.

Früher mögen auch eigentliche Amulete, solche, die man bei sich trug, in Gebrauch gewesen sein. Nach Analogie dessen, was wir im römischen und arabischen Aberglauben fanden, möchten dahin zunächst die sogenannten Glücks- oder Johannishändchen zu rechnen sein, die aus der Wurzel des gemeinen Waldfarn, einer auch sonst im Zauberwesen großen Rufes genießenden Pflanze, geschnitzt werden und jetzt nur die Bedeutung eines glückbringenden Zaubermittels haben. Ferner könnte die Todtenhand vor dem bösen Auge bewahrt haben, die jetzt nur noch Muttermale, Warzen und Ueberbeine durch ihre Berührung heilt. Sehr wahrscheinlich hatten endlich die Schlangenköpfchen, jene kleinen Muscheln, mit denen Metzger ihre Gürtel und Fuhrleute ihre Pferdegeschirre zu besetzen pflegen, einst in Deutschland dieselbe Kraft wie im alten Rom und im heutigen Orient.

Daß ein großer Theil der Wahrzeichen unsrer Städte ursprünglich die Bedeutung von Amuleten hatte, sagt schon der Name. Noch mehr aber zeigt dies ihre Gestalt, die entweder lächerlich oder grausenhaft, nicht selten auch obscöner Natur ist. Solche Wahrzeichen werden, ganz wie jene wunderlichen mißgeformten Zwerge, jene Gorgoneia, jene Phallen im Alterthum, den Zauber des bösen Auges zu brechen, ihn von den Domen, Thürmen, Brücken,*) Stadtthoren, Rathhäusern und andern öffentlichen Bauwerken abzulenken, hinwegzuscherzen oder fortzuschrecken bestimmt gewesen sein.

*) Von dem Brückenmännchen in Dresden dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, daß es ein derartiges Amulet vorstellt. Es hat eine ganz ebenso unanständige Stellung, wie mehre der von Jahn mitgetheilten antiken Schutzmittel gegen den neidischen Blick. Die Ueberlieferung weiß, daß diese Stellung Unfläthiges bedeutet, und das Volk hat für das Männchen selbst den obscönsten Namen.

Ob nicht das sogenannte Auge Gottes, welches wir über manchen Thüren unserer Kirchen erblicken, ob nicht selbst das Kreuz, das auf ihren Thürmen blinkt, ursprünglich in derselben Weise angewendet worden ist, wie das Auge auf jenen römischen Geräthen und Schiffen und wie die Bilder des Sarapis und Harpokrates, lassen wir dahingestellt. Der Halbmond auf der Aja Sofia ist sehr wahrscheinlich ein Amulet, und er wurde nicht von den Türken, sondern von den christlichen Erbauern dieser Kirche dorthin gepflanzt, die ihn von ihren heidnischen Vorgängern in Byzanz erhalten hatten, deren Wappenbild und Wahrzeichen er gewesen. M. B.

Reisehandbücher von Bädeker.

Neueste Auflagen: Die Schweiz, Mailand, Genua, Turin, 8. Auflage. 1859 mit einem Nachtrag für 1860. — Oestreich und Oberitalien. 9. Auflage. 1860. — Südbaiern, Tirol und Salzburg, Oberitalien. 9. Auflage. 1860. — Deutschland I. 9. Auflage. 1860. — L'Allemagne 1860. — Sämmtlich mit vielen Uebersichts- und Specialkarten und Städteplänen.

Da es scheint, daß der friedliebende Herrscher von Frankreich den Reiselustigen wieder einmal ein Jahr gönnen will, in welchem Trommelwirbel und Kanonendonner nicht die Phantasie verdüstern, so kann auch dies Blatt unter seinen Friedensgeschäften mit Behagen die Aufgabe erfüllen, neue Auflagen der Reisebücher anzuzeigen, welche in Mitteleuropa eine so große Verbreitung gewonnen haben, daß sie in gewissem Sinn zu den nationalen Unternehmungen gerechnet werden dürfen.

Und noch ein andrer Grund gibt Veranlassung Bädekers Bücher bei Beginn der Reisezeit zu besprechen. Der tüchtige Mann, welcher sie den Deutschen zusammenstellte, ist nicht mehr. Bald wird es ein Jahr werden, daß er von dieser Erde schied, auf welcher er, so weit die deutsche Zunge reicht, und noch ein wenig darüber hinaus, mit aller Oertlichkeit: Städten und Landschaften, Kirchen und Schlössern, Merkwürdigkeiten und Kunstsamm-

lungen, Gastwirthen und Fremdenführern besser bekannt war, als irgend ein anderer Mensch. Viele Tausende beschäftigen sich auf ihren Reisen mit seinen Werken, wie mit treuen Gefährten, sein besonnenes Urtheil geht alljährlich in die Ansichten unzähliger Leser über, zahllos sind die kleinen Freuden und Belehrungen, und wie wir hoffen, nicht minder bedeutend die Geldersparnisse, welche die wandernden Deutschen ihm verdanken. Er war der Schrecken unbilliger Hotelbesitzer und die wirksamste Rache jedes irgendwo übertheuerten Touristen war ein Klagebrief, der mit den Beweisen des erlittenen Unrechts an ihn gesandt wurde. Mit tiefem Groll sah der tyrannische Pferdeverleiher auf die vergoldeten Bände, welche den zugelaufenen Fremden so unerträglich klug machten, wie kaum ein vielgeschnellter Mitbürger war. Ein privilegirter Lohnkutscher von Basel bewegte sich einst finster *auf* die Polizei und zeigte an, er sei entschlossen, sein Gewerbe aufzugeben. Der Beamte redete dem alten stadtbekannten Mann freundlich zu, aber grimmig versetzte der Alte: Nein, man wird seines Lebens nicht mehr froh, seit die verfl— rothen Bücher da sind. Die Person des Mannes, der solche Bücher schrieb, war schon, während er lebte, fast sagenhaft geworden. Zahlreich waren die Anekdoten, welche auf Dampfbooten und Bergpfaden von ihm erzählt wurden, von seinen heimlichen Wanderungen, seinem Aufenthalt in Incognito, seinem plötzlichen Demaskiren. Wie einst der Berggeist Rübezahl im schlesischen Gebirge, war er ein unversiegbarer Redestoff für Führer und Touristen. Bald sollte er hier eine neuentdeckte Aussicht aufgeschrieben, bald die Uhr in der Hand einen Fußweg ausgemessen haben; da hatte er einem groben Portier Verweise geben lassen, weil dieser bescheidene Fußreisende mit eingeklemmtem Lorgnon ansah, dort hatte er über ein neues Gatter vor einer Bergmatte den Kopf geschüttelt. Viel wußte man zu erzählen von Cigarrenkisten und Körben Champagner, die er solchen, welche seine Empfehlung suchten, mit der kalten Ruhe eines Ehrenmannes zurückgesandt hatte, und von dem Kummer, den Manche empfanden, welche ihn in ein niederträchtiges Bette gelegt hatten und zu spät erfuhren, daß er ihr Gast gewesen war, den sie gern sorgfältiger behandelt hätten als einen Prinzen. Dafür begegnete *ihm* auch wol, daß verstohlen sein Name an seinen Reisekoffer geschrieben wurde, so daß er signalisirt war, ohne es zu wissen, und auch das mußte er erleben, daß fremde Betrüger seinen Namen mißbrauchten, sich billige Rechnungen und ehrerbietige Kellner zu verschaffen. Ja, man sagte von ihm das Unerhörte, daß er durch seine Landesregierung besonders autorisirt sei, mit einem Paß zu reisen, der auf fremden Namen lautete. So war er der bescheidene, unsichtbare Beschützer jedes unerfahrenen Pilgers auf den Irrwegen der Natur, eine anspruchslose Sittenpolizei der Eingebornen zum Besten der rechtlosen Fremden.

Ueberall wo Vergnügungsreisende zusammenströmen, hat die Industrie hilfreiche Reisebücher hervorgebracht, aber die Bücher Bädekers haben vor vielen außer den Vorzügen der größern Mannigfaltigkeit und der möglichst großen Genauigkeit, die sie z. B. vor den rothen Murrays der Engländer auszeichnet, auch noch den, daß sie von einem redlichen, auch in Kleinigkeiten gewissenhaften Mann mit bewundernswürdigem Tact für das Unentbehrliche verfaßt sind. Aus zahllosen Einzelheiten sind sie zusammen gesetzt. Sehr ungenügend und unzuverlässig war, was der Verfasser in früheren Unternehmungen z. B. in den ältern Auflagen des Reichardt vorfand, die meisten dieser Einzelheiten sind einem beständigen Wechsel unterworfen, eine Reise-Topographie großer Landstriche mußte erst geschaffen werden; und jedes Jahr bringt neue Reiserouten, macht neue Aussichten populär, ändert an der Einwohnerzahl, an Gebäuden und Sehenswürdigkeiten jeder Stadt, jedes Jahr bringt neue Preise, Gasthöfe, Speculationen. So ist eine unausgesetzte liebevolle Aufmerksamkeit auf das Kleinste nothwendig. Alljährlich zog er selbst in der Sommerzeit durch das Land, emsig revidirte er Jahr für Jahr die gedruckten Notizen, jede neue Ausgabe wurde gründlich revidirt, vermehrt, besser ausgestattet. Aber bei dem Umfang des Unternehmens konnte doch die eigene Arbeit allein nicht ausreichen, und er wußte wohl, daß er, den Sohn ausgenommen, keinen Stellvertreter schicken durfte. Da kam dem Unternehmen allmählig eine kleine Hilfe, die beste, freundlichste, das reisende Publikum selbst wurde Mitarbeiter. Immer höher wuchs die Zahl der zuverlässigen Männer, welche bei gelegentlichen Erholungsreisen ein Vergnügen darin fanden, zu Verbesserung der bewährten Bücher mitzuwirken. Wenn im Herbst die Reisezeit zu Ende ging, brachte jeder Tag einen Haufen von Briefen, sorgfältig wurden alle brauchbaren Notizen verarbeitet, jedem Briefschreiber der Dank des Empfängers ausgedrückt. Erst durch solchen lebendigen Verkehr mit den Reisenden erwuchsen die Werke nach und nach zu so großer Tüchtigkeit. Das heißt, sie wurden so gut, als irgend möglich; denn eine tadelfreie Vollendung ist bei Werken, welche das unaufhörlich Wechselnde zu fixiren haben, natürlich nicht zu erreichen.

Wir meinen, es wird Manchem, der seine Bücher benutzt hat, lieb sein zu erfahren, daß der Verstorbene auch ein guter Mann, das Musterbild eines treuen Hausherrn, Bürgers und Patrioten war. Wer ihn auf seinen zahlreichen Reisen kennen gelernt hat, die untersetzte wohlbehäbige Gestalt: (den Regenschirm am Knopfloch), ein mannhaftes Antlitz, die Züge fast hart, aber freundliche, treuherzige Augen, ein wohlthuendes, anspruchloses, sicheres Benehmen, der wunderte sich vielleicht in der ersten Stunde, daß der große Reisende so wenig

tyranniſches Weſen verrieth, und alles Unvermeidliche mit guter Laune und innerer Freiheit zu ertragen wußte. Bald ſah man, daß der Grundzug ſeines Weſens ein warmes Herz war, offen für alles Große und Schöne, theilnehmend für jede Creatur, auch für unartige Bettelkinder, vielgeplagte Saumthiere und arme kleine Hündlein. Und wer ihn ein wenig näher kennen lernte, der ehrte in ihm ſchnell noch mehr, die rührige Manneskraft, das kluge Urtheil, eine tüchtige Bildung. Er war ſtreng gegen ſich ſelbſt, eiſenfeſt in ſeinen Grundſätzen, und doch ſehr mild und nachſichtig gegen Andre, ein Mann von wahrer tiefer Frömmigkeit, von dem bürgerlichen Gemeinſinn, der das Wohl Vieler immer höher ſchätzt, als das eigene Behagen. Als Preuße war er einſt Soldat geweſen, mit heißer Liebe hing er an ſeinem Vaterlande.

Als der Sarg des Schriftſtellers und Buchhändlers Karl Bädeker aus dem Thor von Coblenz herausgetragen wurde, folgte ein Leichenzug, wie die Stadt noch nicht geſehen hatte; neben den höchſten Würdenträgern von Civil und Militär, und den Armen und Hilfsbedürftigen der Stadt fehlte auch ein fremder Touriſt nicht, der, das rothe Buch in der Hand, zu den Erinnerungen ſeiner Reiſe zählen wollte, dem Mann, der ihm ſo oft treue Dienſte geleiſtet hatte, wieder den letzten Liebesdienſt zu erweiſen.

Möge der Segen, welcher ſeinem pflichtgetreuen Leben geworden iſt, auch dem Sohn und Nachfolger bleiben. Schon als der Vater lebte, war der Sohn ſein bewährter Gehilfe, die neuen Auflagen zeigen an vielen Stellen, wie ernſt er es nimmt, das nützliche Unternehmen weiter auszubilden. In der letzten Ausgabe „der Schweiz" hat jetzt auch das Geologiſche gute Berückſichtigung gefunden. Ueberall ſind die kleinen Karten und orientirenden Anſichten vermehrt, die Berichte über Architekturen und andere Kunſtwerke wurden mit Hilfe des Handbuchs von Kugler und einiger neuern kunſthiſtoriſchen Werke corrigirt. Und wir hoffen, auch der Sohn Karl Bädekers verſteht das Geheimniß, welchem die Reiſehandbücher ihren großen Erfolg verdanken, unermüdlich ſelbſt zu ſehen und zu prüfen, unter der unendlichen Maſſe des Stoffs immer das allgemein Intereſſante auszuwählen und möglichſt Vieles und Richtiges in größter Kürze zu ſagen.

Die preußiſchen gezognen Kanonen.

Wir entnehmen das Folgende auszugsweiſe aus dem 9. Heft von „Unſre Tage“ (Braunſchweig, G. Weſtermann), einem Sammelwerk, welches wir wiederholt empfehlen. Die Conſtruction gezognер Geſchütze iſt nicht neu. Man ſchoß ſchon in frühern Jahrhunderten aus Geſchützen mit Zügen, bediente ſich ſchon damals gelegentlich oblonger und cylindriſcher Geſchoſſe und hatte ſchon bei der Belagerung von Orleans, 1428, Kanonen, die man von hinten lud. Der erſte, der in Blei gegoſſene Spitzkugeln aus einem gezognen Rohr zu ſchießen vorſchlug, war der bayeriſche Oberſtlieutnant v. Reichenbach (1816). Sein Rohr hatte ſieben Züge und war von vorn zu laden. Die Drehung der Züge, der Drall, betrug einen vollen Umgang auf die ganze Rohrlänge. Sein Geſchoß war ein vorn zugeſpitzter Bleicylinder, der auf der Oberfläche ſieben Längenangüſſe hatte, welche der Entfernung, der Geſtalt und dem Drall der Züge entſprachen. Am hintern Ende hatte der Cylinder eine Aushöhlung, in welche ein Holzzapfen eingeſetzt war. Damit waren zwei Principien angewendet, die jetzt allgemein benutzt werden, das Princip des Pfeilgeſchoſſes und das der Geſchoßexpanſion. Jenes beſteht darin, daß man den Schwerpunkt des Geſchoſſes möglichſt nach vorn zu legen ſucht, während er bei Kugeln mit dem Mittelpunkt derſelben zuſammenfällt. Durch die pfeilartige Spitze wird das Geſchoß befähigt, den Widerſtand der Luft beſſer zu überwinden. Das Princip der Expanſion aber gründet ſich darauf, daß bei jedem Geſchoß, welches durch die Kraft des Pulvers aus einer Feuerwaffe fortgeſchleudert wird, der hintere Theil ſich eher in Bewegung ſetzt als der vordere, ſo daß eine Art Ausſtauchung nach der Spitze zu erfolgt. Jener Holzzapfen am hintern Ende des Reichenbachſchen Geſchoſſes wurde alſo durch das Pulver in daſſelbe hineingetrieben, während die Spitze noch in ruhender Lage verharrte, und hierdurch der cylindriſche Theil des Geſchoſſes genöthigt, ſich ſeitwärts auszudehnen und mit ſeinen Angüſſen in die Züge zu treten. Die Tragweite und Treffſähigkeit des Reichenbachſchen Geſchützes überſtieg alle Erwartungen. Dennoch blieb die Erfindung unbenutzt, bis ſie 1846 von dem ſardiniſchen Major Cavalli wieder aufgenommen wurde, welcher ſie dadurch verbeſſerte, daß er eine Ladeweiſe von hinten in Vorſchlag brachte, um den Schwierigkeiten zu begegnen, welche durch das Verſchleimen des Rohres nach dem Schuß für das Laden des nächſtfolgenden Geſchoſſes erwachſen. Er durchbohrte das Rohr in ſeiner ganzen Länge, ſo daß die Ladung von hinten in die „Seele“ geſchoben werden konnte. Quer durch das Hintertheil (Bodenſtück) des Rohrs war ein vierſeitiger Ausſchnitt angebracht, der nach dem Laden durch einen eiſernen Keil verſchloſſen wurde. Zwiſchen Keil und Pulver wurde zuvor noch ein kleiner Einſatzcylinder vom Durchmeſſer der Seele eingeſetzt. Ein an demſelben angebrachter Kupferring hatte den Zweck, etwaige Fugen hermetiſch zu verſchließen. Der Einſatzcylinder wurde durch eine Schraube, die auf den Keil drückte und hinten aus dem Rohr hervorſtand, feſt an den Keil angezogen, ſo daß keine ſtoßende Bewegung der einzelnen Theile aufeinander ſtattfinden konnte, was

für die Dauerhaftigkeit aller Verſchlußmechanismen beſonders wichtig iſt. Das Rohr Cavallis war von hinten bis dahin, wo das Geſchoß lag, glatt gebohrt, von da bis zur Mündung hatte es zwei Züge, die ſich gegenüberſtanden und auf die Länge des Rohrs einen halben Umgang machten. Das Geſchoß beſtand aus einem eiſernen vorn zugeſpitzten hohlen Cylinder, an deſſen Spitze ſich ein Percuſſionszünder befand, mittelſt deſſen die Sprengladung im Geſchoſſe beim Auftreffen auf das Ziel zum Detonniren gebracht wurde. Der cylindriſche Theil des Geſchoſſes hatte zwei angegoſſne Längenſtreifen, welche genau den beiden Zügen entſprachen. Die Vorzüge dieſes Geſchützes vor dem alten waren ungeheuer. Es ſchoß mit halb ſoviel Pulver faſt noch einmal ſo weit als jene, und nachdem man dem Uebelſtand, daß es, wie alle Spitzkugelgewehre, das Geſchoß im Flug etwas nach rechts (wohin der Drall geht) abweichen ließ, durch Correction der Viſirlinie abgeholfen, ſchoß es auch bedeutend genauer als die bisherigen Artilleriewaffen. Endlich aber war die Percuſſionskraft der Geſchoſſe ſo groß, daß ein ſolches von 30 Pfund Schwere noch auf 9270 Fuß Entfernung zehn Fuß tief in feſten Erdboden eindrang.

Schon vor Cavalli hatte der ſchwediſche Freiherr von Wahrendorff ein gezogenes Geſchütz conſtruirt, das aber nur Rundkugeln zu ſchießen beſtimmt war. 1851 nahm auch er das Spitzgeſchoß an und veränderte den hintern Rohrverſchluß auf einfache Weiſe. Er verſchließt nämlich die hintere Oeffnung der Seele nach dem Einbringen des Geſchoſſes und der Ladung durch einen Querbolzen, der ſodann durch einen Längen- oder Seelencylinder feſt nach vorn gedrückt wird; der Querbolzen, der die ganze rückwirkende Kraft des Pulvers auszuhalten hat, wird von Gußſtahl gefertigt und auf denſelben nach Innen zu ein Kegel aufgeſetzt, deſſen Fugen mit den Seelenwänden durch einen ſtählernen Reif ausgefüllt werden, der an einer Stelle geſchlitzt iſt und vermöge ſeiner Elaſticität eine hermetiſche Dichtung hervorbringt. Dieſe Dichtung iſt immer der gebrechlichſte Theil des Mechanismus, da das Pulvergas hier am leichteſten eindringt und die ganze Vorrichtung allmälig zerſtört. Wahrendorff gab ſeinem Rohre ferner ſechs Züge von nur geringer Tiefe und einem geringen Drall. Sein Spitzgeſchoß iſt ebenfalls hohl und an deſſen Spitze ein einfacher Zündkegel zum Aufſetzen eines Zündhütchens angebracht, damit es explodirt, wenn es mit der Spitze am Ziele antrifft. Der gußeiſerne Kern des Geſchoſſes iſt mit einem Bleimantel umgeben, und damit ſich derſelbe weder drehen noch abſtreifen kann, ſind Längen- und Querrinnen am cylindriſchen Theile des Eiſenkerns angebracht, die eine ganz feſte Verbindung des Eiſens und Bleis geben. Scharfſinnig war der Gedanke Wahrendorffs, dem vorderen, gezogenen Theile des Rohres einen etwas geringern Durchmeſſer zu geben, als dem glatten hintern Theil, in welchen Geſchoß und Pulverladung zu liegen kommen. Hierdurch wird das Geſchoß genöthigt, wenn es vom Pulvergaſe vorwärts geſchoben wird, ſich durch den engern vordern Theil des Rohres hindurchzudrängen und mit dem Blei in die Züge zu treten, doch darf dieſer Uebergang nicht zu plötzlich ſtattfinden. Es tritt bei dieſem Syſtem eine Ausdehnung des Geſchoſſes an ſeinem rückwärtigen Ende ein, ähnlich wie bei Reichenbach, während Cavallis Geſchoß ſelbſtverſtändlich unverändert bleibt.

Die Schießergebniſſe waren ausgezeichnet. Die Trefffähigkeit iſt ſo groß, daß

ein Zwölfpfünder mit 24 Pfund schwerem Spitzgeschoß bei nur einem Pfund Ladung auf 1000 Ellen mit allen Schüssen eine Scheibe von vier Fuß im Quadrat trifft.

Vorzüglich wendete man in Preußen der Wahrendorff'schen Erfindung schon von 1843 an besondere Aufmerksamkeit zu, und im Jahre 1858 waren die Versuche mit rückwärts zu ladenden gezogenen Geschützen hier so weit gediehen, daß man zur ersten Einführung derselben schreiten konnte. Die für den Feldgebrauch bestimmten preußischen gezogenen Sechspfünder sind von Gußstahl, die Festungsgeschütze von Gußeisen. Das Geschoß gleicht dem des Wahrendorff'schen Systems, eben so die innere Gestalt der Seele, nur daß die Zahl der Züge größer und flacher ist, wie man denn einer großen Anzahl flacher Züge den Vorzug vor einer kleinern Anzahl tiefer Züge gibt, doch hat im erstern Falle das richtige Parallelziehen der Züge bei der Fabrication seine eigenen Schwierigkeiten. Die preußische Verschlußvorrichtung ist im Princip gleichfalls der Wahrendorff'schen nachgebildet, doch soll das feste Aufeinanderdrücken der beiden Cylinder zum Feststellen vor dem Schusse noch solider und zweckmäßiger erfolgen. Die Rückenfläche des Rohres ist durch eine Art Thür verschlossen, um das Eindringen von Staub und Schmutz auf dem Marsche zu verhindern. Die Dichtung in dem Innern der Seelenwände am vordern Ende des Seelenverschluß-Cylinders erfolgt ebenfalls durch einen geschlitzten Stahlring, welcher durch das Vorwärtsschieben des conisch zugespitzten Verschlußcylinders auseinander und fest an die Seelenwände gedrückt wird. Neuerdings liegt ein zweiter Stahlring dahinter, der den Schlitz des vordern verdeckt, so daß das Pulvergas nirgends eine Fuge zum Eindringen vorfindet. Man kann daher mit der Pulverladung auf ein Minimum heruntergehen und hat zugleich nicht zu fürchten, daß das Geschoß anfänglich zu schnell vorwärts getrieben wird und die Züge überspringt. Man schießt zum Beispiel aus dem gezogenen Vierundzwanzigpfünder Spitzgeschosse, die 73—74 Pfund Gewicht haben, mit nur $2^1/_2$ Pfund Ladung und erhält dennoch beträchtliche Schußweiten, wozu die große Schwere des Geschosses, die den Luftwiderstand leichter überwindet, nicht wenig beiträgt. Die großen Caliber der preußischen gezogenen Kanonen sind theils für die Kanonenboote, theils für die Armirung der erweiterten Festungswerke von Königsberg, Weichselmünde, ferner von Pillau, Kolberg, Swinemünde, Stettin bestimmt (also vorzüglich zur Küstenvertheidigung). Später sollen Spandau und Coblenz damit versehen werden; aber auch für die Feldartillerie ist man in Preußen mit der Einführung des gezogenen Geschützes beschäftigt und es sollte bis zum Frühjahr 1860 jedes der neun Armeecorps mit drei Batterien gezogener sechspfündiger Kanonen versehen sein.

Literatur.

Von W. Drumanns neuestem Buch „die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom“ (Königsberg, Gebr. Bornträger) geben wir in einer der nächsten Nummern die zu einem Bilde geordnete Quintessenz. — „Pindars Siegesgesänge.“ Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner“ (Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung) ist die eleganteste unter den bisher erschienenen Uebertragungen des großen thebanischen Lyrikers. Dankenswerth sind die den einzelnen Dichtungen beigegebenen kurzen Einleitungen und Anmerkungen. Schließlich sei nochmals auf die sehr umsichtig und sorgfältig redigirte nationalökonomische Zeitschrift „Der Kompaß“ von Henrik Glogau aufmerksam gemacht, von der uns das dreißigste und einunddreißigste Heft vorliegt, und die in anerkennenswerthester Weise fortfährt, die Ereignisse, Bewegungen und Zustände des umfassenden Gebiets, das sie ins Auge gefaßt hat, zu verzeichnen und zu besprechen.

Allen Lesern sei das neueste Buch Dr. Lallemants: Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859 (Leipzig F. A. Brockhaus) bestens empfohlen. Es beschreibt die Streifzüge und Stromfahrten des Verfassers in den Provinzen Bahia, Pernambuco, Alagoas und Sergipe, gibt sehr lebendige Bilder der weißen und farbigen Bevölkerung in den Städten und interessante Schilderungen der Urwälder und ihrer Bewohner, der wilden Botokuden, und deckt vor Allem die grausenvollen Zustände der von gewissenlosen Seelenverkäufern nach dem Mucuri gelockten, dort von Hunger und giftiger Luft decimirten Deutschen und Holländer auf. Der Verfasser verdient für die Beschwerden, denen er sich zu diesem Zwecke unterzog, für die aufopfernde Sorgfalt, mit der er das Loos der Unglücklichen als Arzt und Fürsprecher in Rio Janeiro zu mildern bemüht war, und für die Rücksichtslosigkeit, mit der er das schandbare Gebahren des Leiters dieser Colonie aufdeckte, den besten Dank. Schade nur, daß die, welche seine Schilderungen warnen sollten, das Buch nicht lesen werden. Volksblätter könnten ihre Spalten mit nichts Bessern füllen, als mit einem Auszug aus dem 4. und 5. Kapitel der ersten Abtheilung.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1860.

Die Verlagshandlung.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

32101 064469453

0902
.40
V. 1
Pt. 1-

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE